Supplemente
zum
Conversations-Lexicon
für
die Besitzer
der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden.

Enthaltend
die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen
der Leipziger fünften Auflage.

In vier Abtheilungen.

Dritte Abtheilung.
M bis R.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1820.

Supplemente

zum

Conversations-Lexicon.

Dritte Abtheilung.

M bis R.

Diese Supplemente sind mit dem in Leipzig erscheinenden Abdruck gleichlautend und dienen für die Besitzer

a) der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden,

b) der Stuttgarter Ausgabe in sieben Bänden,

c) der ersten, zweiten, dritten und vierten Leipziger Ausgabe.

Die Herren Käufer werden zufolge dessen dem Buchbinder von den hier angedruckten drei Titeln denjenigen bezeichnen, welchen er dem Bande vorzusetzen hat.

M.

M, der dreizehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher durch eine leichte Ausstoßung des Hauches, wobei man die Lippen schließt, hervorgebracht wird. Er ist ein Lippenbuchstabe und der zweite der sogenannten Halblauter oder fließenden Buchstaben.

* Maas (franz. la Meuse), ein großer schiffbarer und besonders für die Niederlande wichtiger Fluß. Er entspringt im Departement der obern Marne (in der ehemaligen Champagne) bei dem Dorfe Meuse, 5 Meilen von Langres, wird bald schiffbar, nimmt bei Namur die Sambre, bei Lüttich den Ourth, und überhaupt in seinem über 110 Meilen langen Laufe 20 namhafte Flüsse auf. Bei dem bekannten Schlosse Löwenstein fließt die Maas mit der Waal zusammen, und wird nun die Merwe genannt, erhält aber, nachdem sie sich bei Dortrecht in zwei Arme getheilt hat, bei Rotterdam ihren alten Namen wieder. Beide Arme vereinigen sich bei Vlaardingen. Bei Briel ist die Maas eine deutsche Meile breit und ergießt sich nicht weit davon mit solcher Gewalt in die Nordsee, wodurch das Seewasser in einer beträchtlichen Weite seinen salzigen Geschmack verliert. Es liegen an der Maas 72 größere oder kleinere Städte und Festungen. So viele Vortheile indessen die Maas für den Handel gewährt, so ist dieser doch bisher nicht mit der gehörigen Lebhaftigkeit betrieben worden, woran die häufigen und starken Zölle Schuld sind.

† Maaßstab ist das als Einheit gebrauchte Werkzeug, womit der Raum einer gewissen Größe bestimmt wird. Transversalmaaßstab wird insbesondere derjenige verjüngte Maaßstab genannt, wo die Unterabtheilungen sicherer und genauer als auf dem Längenmaaßstabe längs einer Diagonallinie abgenommen werden können.

* Macao, portugiesische Niederlassung in der chinesischen Provinz Quang-tong, worüber aber die Chinesen die Oberherrschaft haben, und einen jährlichen Tribut von den Portugiesen erhalten. Sie begreift die Südspitze einer Halbinsel im Meerbusen von Canton, auf welcher 34,000 Menschen, darunter 30,000 Chinesen, leben. Die Zahl der Portugiesen ist sehr gering. Eine zum Theil verfallene, bis an beide Seiten des Meeres reichende Mauer trennt dieses den Portugiesen überlassene Territorium von dem übrigen China. Die Stadt Macao, der Sitz des Gouverneurs, hat eine Citadelle, einen sichern Hafen mit einer sehr mühsamen Einfahrt, eine portugiesische Besatzung von 400 Mann, größtentheils Neger und Mulatten, und 12,000 Einwohner. Ehemals war der Handel von Macao weit blühender; noch jetzt laufen jährlich dreißig große Schiffe aus Lissabon, Madera, Malacca, Bengalen, den Sunda-Inseln &c. ein, welche vorzüglich Opium nach China einführen, und dagegen Thee eintauschen. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man eine Grotte, in welcher Camoens seine Lusiade gedichtet haben soll, und die daher auch die Grotte des Camoens heißt.

Maccaronische (Macheronische) Gedichte, eine besondere Gattung scherzhafter lateinischer Gedichte, in denen eine Menge italienischer Worte mit lateinischen Biegungen eingemischt sind. Der Urheber dieser, bloß in Italien bekannten Gattung komischer Gedichte war Teofilo Folengi, unter dem angenommenen Namen Merlino Coccajo, ein gelehrter und witziger Benedictiner, gebürtig aus Mantua, ein Zeitgenosse und Freund des Sannazar. Folengi war 1484 geboren, studirte zu Bologna, und trat in den Benedictiner-Orden. Ferdinand von Gonzaga, bei welchem er sich 10 Jahre hindurch in Sicilien aufhielt, war sein großer Gönner und Beschützer, daher er auch öfters dessen Lob singt. Den Rest seiner Tage brachte er in einem Kloster bei Bassano, im ehemaligen venetianischen Gebiete zu, wo er am 9. December 1544 starb. Man hat von ihm verschiedene italienische und lateinische ernsthafte und religiöse Gedichte, die nicht ganz ohne Werth sind. Unter den italienischen Dichtern wird er für den Schöpfer der komischen Epopöie gehalten. Sein Hauptgedicht in dieser Gattung nannte er Phantasien oder Maccaronea, weil er, so wie zu den Maccaroni verschiedene Ingredienzien genommen werden, in seinem Gedichte Lateinisch und Italienisch vermischte. Den Helden seines aus 25 Gesängen bestehenden Gedichts, Beldus, führt er, wie Virgil den Aeneas, durch mancherlei Begebenheiten und zuletzt in die Hölle, wo er unter andern die Strafen der Dichter sieht, denen von besonders dazu bestellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Uebertreibung, die sie gesagt haben, ein Zahn ausgerissen wird, der aber alle Tage wieder wächst. Dieses Gedicht, das viele satirische Schilderungen der Sitten jener Zeit, mitunter auch schöne Stellen in ächt lateinischen Versen enthält, hat keinen eigentlichen Nachahmer gefunden. Außer demselben sind von Folengi noch ein kleineres komisches Gedicht: Moschea oder der Krieg der Mücken und Ameisen, ein jugendlicher Versuch, ferner Eclogen und Episteln, sämmtlich in der Maccaronischen Versart, vorhanden.

Mac-Carthy Reagh. Dieser aus Schottland gebürtige Graf, der seit beinahe vierzig Jahren Toulouse zu seinem Wohnorte gewählt hatte, war einer der größten Bibliomanen unserer Zeit. Sowohl durch die Aneignung ganzer Sammlungen als durch bedeutende Käufe in den berühmtesten Versteigerungen sammelte er sich eine Bibliothek, die wegen der Seltenheiten, welche sie enthielt, so wie durch ihre Kostbarkeiten und Pracht allgemeine Bewunderung erregte. Den vorzüglichsten Gegenstand seines Sammlerfleißes machten Exemplare auf Pergament aus, deren wohl nie eine Bibliothek mehrere besessen hat, als die seinige (602 Werke in 826 Bänden). Zugleich zeichnete sie sich durch eine Sammlung der seltensten alten Drucke und der ältesten Producte der französischen Literatur, welche seit der Vallierischen Versteigerung nicht wieder in solcher Vollständigkeit gesehen worden sind, so wie durch eine bedeutende Anzahl von Exemplaren auf groß Papier, durch kostbare Einbände und überhaupt durch die ausgesuchtesten und schönsten Exemplare aus, zu deren Verzierung der Besitzer mehrere Personen in seinem Hause hielt, und sogar einen eignen Buchbinder von London aus kommen ließ. Diese treffliche Sammlung, deren Andenken der von Debure gefertigte Catalog (Par. 1815. II. 8.) nicht untergehen lassen wird, ward zu Paris im J. 1817 versteigert und gab mit Ausschluß der von der Familie zurückerstandenen Werke einen Ertrag von 404,746 Fr. 50 C. As.

† Macedonien. Der Hauptort ist Salonica, das alte Thessalonich, eine wichtige Handelsstadt mit 70,000 Einwohnern.

Macedonius, Macedonianer, s. Geist (heil.).

Machaon, s. Aesculap.

Mächtig heißt in der bergmännischen Sprache soviel als breit, wenn von Gängen die Rede ist (s. den Art. Gang); bei Flötzen bezeichnet Mächtigkeit die Dicke derselben. Flötze, die über 12 Zoll hoch sind, heißen eigentlich mächtige Flötze.

Machtvollkommenheit, plenitudo potestatis, ist die Staatsgewalt in ihrer höchsten Ausdehnung, wenn sie kraft des ihr zustehenden äußersten Rechts (jus eminens) die Rechte des Einzelnen dem Staatszwecke aufopfert; was jedoch nie ohne angemeßne Entschädigung geschehen darf.

Macis ist der französische Name der bekannten aromatischen Schale der Muscatennuß, die man sehr uneigentlich Muscatenblumen nennt (s. d. Art. Muscatennuß). — Macisbohnen, ein erst seit 1778 durch die Holländer bekannt gewordenes Gewürz, das in Ost- und Westindien wächst, ganz wie eine Eichel gebildet ist, und, wenn es gerieben wird, einen schwachen aromatischen Geruch gibt. Sie haben eine Zeit lang als Surrogat der Muscatnüsse gedient, und kommen jetzt nicht mehr im Handel vor.

† Mack. Er lebt dermalen (1818) zu St. Pölten, in dessen Nähe er eine kleine Besitzung hat, ist schon längst in den Genuß seiner Pension wieder eingesetzt, und erscheint zu Wien öffentlich. Nach dem Urtheile von Männern, die mit ihm gedient und ihn in der Nähe beobachtet haben, ist Mack ein durchaus rechtlicher Mann, dessen Entwürfe aber äußerst kühn waren, und der nichts für unmöglich hielt. Mehr Theoretiker, als wirklich practischer Strateg, war er ein vortrefflicher General-Quartiermeister, der aber von dem commandirenden General bisweilen zurückgehalten werden mußte. Sein Unglück fing dann an, als er selbst General en Chef wurde. Der Umstand, daß er sich von der untersten Stufe emporgeschwungen hatte, war ihm vielleicht auch bisweilen nachtheilig. Seinen Talenten und seiner Arbeitsamkeit läßt man jedoch alle Gerechtigkeit wiederfahren.

* Madagascar, die größte Insel in Afrika, an der Ostseite dieses Welttheils, durch den Canal von Mozambik von dem festen Lande getrennt. Sie soll, nach französischen Berichten, 168 Meilen lang seyn, 60 Meilen in der größten Breite haben, und mehr als 10,000 Quadratmeilen enthalten. Durch die Franzosen, die sich zu Colberts Zeiten und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber immer ohne bleibenden Erfolg, hier niederließen, sind einige Nachrichten über diese Insel bekannt geworden; doch kennt man das Innere der Insel noch viel zu wenig. Madagascar wird durch eine von Norden nach Süden laufende hohe Bergkette getrennt, an deren Fuß viele Bäche und Flüsse entspringen, die das Land hinreichend bewässern. Die Berge sind mit Waldungen bedeckt, und bieten die größte Mannigfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Die Ebenen sind ausserordentlich fruchtbar, und es herrscht überhaupt hier größtentheils, mit Ausnahme der Küsten, eine üppige, fast nie unterbrochene Vegetation. Die vorzüglichsten Producte, die fast ohne Arbeit erbaut werden, sind: Reiß, Bataten, Südfrüchte, Indigo, Seide; auch hat die Insel einige, ihr eigenthümliche, Balsam- und Gummi-Gewächse. Elephanten und Raubthiere gibt es hier nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. An Mineralien finden sich Edelsteine, Eisen und Salz. Fast gibt es kein Land auf der Erde, das so geschickt scheint, eine glückliche Welt für sich auszumachen, als Madagascar. Die Ein-

wohner dieser merkwürdigen Insel bestehen theils aus Ureinwohnern, theils aus Eingewanderten. Die Ureinwohner, Madegassen oder Malegaschen genannt, sind von schwarzer Farbe, mittlerer Größe, wohlgebildet, munter und kraftvoll. Die Fremdlinge scheinen größtentheils arabischen Ursprungs zu seyn. Sie bewohnen das Innere der Insel, und sind in verschiedene Stämme getheilt, die von kleinen Fürsten beherrscht werden, welche sich häufig bekriegen. Ihre Religion hat etwas ähnliches mit der Muhamedanischen. Auf der Nordostseite der Insel lebt ein Volk jüdischer Abkunft, das die Beschneidung und die Feier des Sabbaths beobachtet. In den Gebirgen soll ein Zwergvolk Kimos wohnen. Die größten Männer desselben sollen nur vier Fuß hoch seyn. Die ganze Bevölkerung der Insel wird von Flacourt auf 1,600,000, von Benjowsky auf 21/2, von Rochon auf vier, von Andern auf drei Millionen angegeben. Die Portugiesen entdeckten Madagascar 1506. Engländer und Holländer machten vergebliche Versuche, sich da niederzulassen. Die Franzosen legten 1665 eine Colonie daselbst an, konnten sich aber, so wenig als im vorigen Jahrhunderte, lange behaupten. Doch treiben sie noch Handel mit der Insel, und holen von dort Reiß für ihre afrikanischen Colonien.

Madai (David Samuel von), ein practischer Arzt und bekannter Numismatiker, geboren 1709 zu Schemnitz in Ungarn, studirte Medicin zu Wittenberg und Halle, erhielt am letztern Orte 1732 die medicinische Doctorwürde, und wurde in der Folge Arzt und Director der Medicamenten-Expedition des Halleschen Waisenhauses. Seine Nebenstunden widmete er der Münzwissenschaft, besaß selbst ein bedeutendes Münzcabinet, und gab das bekannte numismatische Werk: Vollständiges Thaler-Cabinet in drei Theilen, Königsberg 1765 — 1767, heraus, wozu in der Folge drei Fortsetzungen gekommen sind. Madai wurde vom Fürsten zu Anhalt-Cöthen zum Hofrath ernannt, vom Kaiser Joseph II. 1766 in den Adelstand erhoben, und starb am 2. Juli 1780 auf seinem Gute Benkendorf unweit Halle.

Made heißt die Larve einiger Insecten, z. B. der Fliegen. Sie ist dadurch von der Raupe unterschieden, daß sie keine Füße hat. (S. Insecten.)

* Madera, Madeira, eine den Portugiesen gehörige afrikanische Insel, westlich von dem festen Lande Afrika's und nördlich von den canarischen Inseln, wurde 1519 von den Portugiesen entdeckt, und von ihnen, wegen des großen Holzreichthums, (denn Madeira heißt auf Portugiesisch Holz) Madeira genannt. Ihre Größe beträgt gegen 25 Quadratmeilen. Diese Insel ist eigentlich ein ausgebrannter Vulkan, der sich mit seiner höchsten Spitze 5000 Fuß über das Meer erhebt, und von Regenströmen in tiefe Schluchten zerrissen, den Anblick eines aus mehreren einzelnen Theilen bestehenden Ganzen darstellt, zwischen welchen tiefe Thäler sich herabziehen, in welchen größere und kleinere Bäche herabströmen, die eine reichliche Bewässerung gewähren, und dadurch, nebst dem herrlichen, einem immerwährenden Frühlinge gleichenden, Clima eine große Fruchtbarkeit und eine äußerst üppige Vegetation des aus vulkanischer Erde bestehenden Bodens verursachen. Ebenen gibt es nicht. Die Luft ist äußerst gesund. Das ganze Jahr hindurch wachsen Blumen und Früchte. Das Hauptproduct, der Wein, ist unter dem Namen Madera-Wein sehr berühmt. Weinbau macht daher die Hauptbeschäftigung der Bewohner aus. Allenthalben, wo es nur der Boden erlaubt, findet man herrliche Weinpflanzungen, und man schätzt den jährlichen Ertrag auf 30,000 Pipen

oder etwa 90,000 Ohm, davon die Hälfte ausgeführt wird. Jedoch ist auch der hiesige Wein von sehr verschiedener Güte. Die beste Sorte ist der Madera-Malvasier. Die Weinberge sind meist Pachtgüter, und werden immer nur auf ein Jahr verpachtet. Vier Zehntheile des reinen Ertrages gehören dem Pächter, vier andere dem Eigenthumsherrn, eines dem Könige und eines der Geistlichkeit. Die großen Waldungen, die zur Zeit der Ankunft der Portugiesen diese Insel bedeckten, sind nicht mehr vorhanden, statt derselben findet man viele Kastanien-, Pomeranzen-, Citronen-, Aprikosen- und Pfirsichbäume ꝛc., deren Früchte durchgehends auf dieser Insel einen süßen Geschmack haben. In den Gärten zieht man, außer mancherlei Küchengewächsen, auch Ananas, Graven und andere tropische Gewächse. Auch Zuckerrohr gibt es hier, das man blos zum Syrup benutzt. Getraide wird zwar gebaut, aber es reicht nicht zum Bedarf der Einwohner hin; daher man das fehlende durch auswärtiges Getraide und durch Arumwurzeln, Bataten und Kastanien ersetzt. Aus Europa hat man Rindvieh, Schafe und Pferde hieher gebracht, welche von kleiner Art sind. Reißende wilde Thiere, Schlangen und überhaupt giftige Thiere fehlen ganz. Die Zahl der Einwohner beträgt 80,000, meistens portugiesische Abkömmlinge; auch Mulatten und Neger finden sich hier. Portugal hält hier einen General-Gouverneur, und bezieht von dieser Insel beträchtliche Einkünfte, welche die Ausgaben für die Besoldung der Beamten und Unterhaltung der Truppen übersteigen. Der Handel ist ziemlich lebhaft, doch meistens in den Händen der Engländer. Die Hauptstadt der Insel, der Sitz des Gouverneurs und des Bischofs, heißt Funchal, welche sich auf der Südküste der Insel, im Hintergrunde einer Bay, sehr schön amphitheatralisch erhebt, aber deren Inneres nicht dem schönen Anblick entspricht, den die Stadt von Außen gewährt. Sie hat einen von vier Forts vertheidigten Hafen und 15,000 Einwohner, welche einen nicht unwichtigen Handel treiben.

* **Madison** (James), ehemaliger Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika. Er verwaltete diese Stelle zweimal nach einander; er war dazu am 4. März 1809 zum erstenmale, und am 4. März 1813 zum zweitenmale gewählt worden, wie es früher mit seinem Vorgänger, Thomas Jefferson, geschehen war, unter welchem er das wichtige Amt eines Staatssekretärs bekleidete, nachdem er vorher in diplomatischen Angelegenheiten gebraucht worden war. Er gehörte zu der Partei der Republikaner, die sich auf die Seite der Franzosen neigte. Den Grundsätzen dieser Partei gab man die Veranlassung zu dem Kriege mit England Schuld, der im J. 1812 ausbrach, zu welchem aber freilich auch Englands Anmaßung und Usurpation zur See viel beitrug. Dieser Krieg störte den aufblühenden Wohlstand der vereinigten Staaten außerordentlich, und schien ihnen ganz verderblich zu werden. So viel Vortheile die Amerikaner auch zur See über die Engländer erhielten, sobald die Kräfte gleich waren, so groß war dagegen ihr Verlust zu Lande, besonders in der ersten Hälfte des Jahres 1814, da es den Engländern möglich wurde, selbst die Bundesstadt Washington (am 24. August) einzunehmen und die öffentlichen Gebäude daselbst zu zerstören. Die Fehler, welche die amerikanischen Generale aus Unfähigkeit oder Feigheit begingen, wurden dem Präsidenten zugeschrieben. Es entstand daher ein großes Mißvergnügen über ihn, das sich besonders bei der Gegenpartei, den Föderalisten (Englische Partei), laut äußerte und die Absicht merken ließ, einen

andern Präsidenten zu wählen. Mit männlichem Muthe benahm sich Madison in diesem kritischen Zeitpunkte. Gleich nach dem Abzuge der Engländer versammelte er zu Washington den Congreß, eröffnete die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede, und nahm so kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit wieder ein Uebergewicht, besonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada, erhielten. Die Folge davon war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wieder herstellte. Die darauf folgenden Friedensjahre wendete Madison an, den Wohlstand der vereinigten Staaten wieder zu heben, und daß diese Bemühungen nicht vergeblich gewesen erhellte aus den in den Jahren 1816 und 1817 dem Congresse vorgelegten Schilderungen von dem innern Zustande des Landes. Eine der letzten öffentlichen Handlungen Madison's war die Unterzeichnung der Navigationsacte am 1. März 1817. Drei Tage nachher legte er seine Stelle nieder, und hatte den bisherigen Staatssecretär, James Monroe, zum Nachfolger.

* Madras, eine wichtige brittische Stadt in der ostindischen Landschaft Karnatik, auf der Küste von Coromandel, die Hauptstadt einer Präsidentschaft der brittischen Besitzungen in Ostindien, liegt in einer sandigen Gegend, am Flusse Palier und am Meere. Sie besteht aus der weißen Stadt oder Neu-Madras und aus der sogenannten schwarzen Stadt, und hat 800,000 Einwohner. Die weiße Stadt, mit einer Mauer umgeben, ist bloß von Europäern bewohnt und enthält schöne Häuser und regelmäßige Straßen. Hier findet man die Wohnungen der reichen Kaufleute, ungeheure Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramläden. Mitten in derselben, am Gestade des Meeres, liegt das Fort oder Castell St. Georg, einer der festesten Plätze in Ostindien, worin der prächtige Gouvernements-Palast und ein Arsenal sich befindet, aus welchem in wenigen Stunden 40,000 Mann bewaffnet werden können, und das mit einem großen Vorrath von schwerem Geschütze angefüllt ist. Vor dem Gouvernementsgebäude ist der schöne, große, viereckige Paradeplatz, und diesem gegenüber steht das hübsche Rathhaus; die andern Seiten des Platzes nehmen die übrigen Compagniegebäude ein. Durch eine Esplanade getrennt von der weißen Stadt liegt die schwarze Stadt, ein großer fester Ort, worin die schönsten Paläste mit den elendesten Hütten, breite Straßen mit engen Gassen wechseln, und worin, außer Europäern, Armenier, Bengalen, Chinesen, Peguaner, schwarze Juden und Mauren (muhamedanische Araber) wohnen. Madras hat Kirchen von verschiedenen Religionsparteien, Klöster, Moscheen, Pagoden, eine Lutherische Missionsanstalt, die mit dem trankebarischen Missionsinstitute in Verbindung steht, eine Sternwarte, eine Buchdruckerei, eine Waisenversorgungs-Anstalt, ein Irrenhaus, mehrere Lehranstalten. Man verfertigt viele weiße und bunte Baumwollenwaaren, allerlei Glasarbeiten zum Putz für die Hindus-Frauenzimmer und unterhält erhebliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Seesalzsiedereien. Wichtiger noch als die Manufacturen und Fabriken, ist der Handel, obgleich die Stadt keinen Hafen, sondern nur eine mittelmäßige Rhede hat. Den Mangel des guten Trinkwassers ersetzt eine in neuern Zeiten angelegte Wasserleitung, welche das Trinkwasser aus der umliegenden Gegend in alle Theile der Stadt führt. Madras steht an der Stelle, wo vor ältern Zeiten das Städtchen Tschinnapatnam stand, welches dem Könige von Bisnagar gehörte, von dem es die Britten 1645 bekamen und hier die Stadt und das Fort St.

Georg erbaueten. — Die Präsidentschaft Madras begreift den östlichen Theil der Halbinsel disseits des Ganges vom Cap Komorin bis Balasore, oder vom 8° bis 22° der Breite, ist in 21 Districte eingetheilt, und enthält an 6000 Quadratm. und nach Colquhoun 10,862,000 Einwohner. Derselbe schätzt die Einkünfte auf 5,400,000 Pf. Sterl.

* Madrid, die Hauptstadt Spaniens, liegt im Mittelpunkte desselben, in dem Königreiche Neu-Castilien, auf einem unebnen, mit Hügeln umgebnen Boden, an den Ufern des Manzanares, und enthält in ungefähr 7500 Häusern über 140,000 Einwohner. Die Bevölkerung der Stadt wurde ehemals weit höher angegeben, aber sie ist hier, wie in Spanien überhaupt, seit 1804 vermindert worden. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, ist blos mit einer Mauer umgeben, hat ungefähr 3 1/2 Stunde im Umfange und in der größten Länge 1 1/4 Stunde. Die Häuser sind zum Theil sehr altväterisch; die neuern sind in gutem Geschmack gebaut. Die Unreinlichkeit, über die sonst sehr geklagt ward, hat in neuern Zeiten etwas abgenommen; die Stadt ist des Nachts erleuchtet und die Straßen sind ziemlich gut gepflastert. Die Menge der Kirchen und Klöster (77 Kirchen und fast eben so viel Klöster) darf in der Hauptstadt des religiösen Spaniens nicht auffallen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das seit dem Brande im J. 1734 neu aufgeführte königliche Residenzschloß aus. An der entgegengesetzten Seite ist das ehemalige Residenzschloß Buen-Retiro, dessen großer und schöner Park während der Revolution sehr gelitten hat. Die königliche Porzellan-Fabrik, die sonst in diesem Schlosse war, ist eingegangen. Der große Marktplatz (Plaza mayor) ist nicht vorzüglich schön; ein anderer kleiner öffentlicher Platz, la Puerta del Sol (Sonnenthor) wird am häufigsten besucht, und ist der Sammelplatz von Leuten aus allen Ständen. Der berühmteste Spaziergang in Madrid ist der 3/4 Stunden lange, aus mehreren Alleen bestehende Prado, der die Stadt durchschneidet, und durch den verschiedene Straßen gehen. Die Gegend um Madrid ist angenehm und gut angebaut. Das Trinkwasser muß mehrere Stunden weit herbeigeleitet werden. Es befinden sich in Madrid die obersten Staatsbehörden, das Ober-Inquisitionsgericht, eine im J. 1770 erneuerte Universität, und verschiedne königliche Akademien der Wissenschaften, der Geschichte, der Medicin &c. Auch gibt es hier mehrere Fabriken, und man hält Madrid für den Mittelpunkt des spanischen Fabrikwesens; doch ist darin noch viel Unvollkommenheit, und es fehlt an einer Menge Bequemlichkeiten, die man in andern Ländern sich leicht verschaffen kann.

Magdalena oder Maria von Magdala, einer Stadt am galiläischen See in Palästina, wird nach einem alten exegetischen Irrthum die Luc. 7. ohne Angabe ihres Namens erwähnte Sünderin genannt, die für ihre Reue und Anhänglichkeit gegen Jesum der Vergebung ihrer Sünden von ihm versichert ward. Weil sie durch Uebermaaß in der Liebe gesündigt hatte und aus einer Buhlerin eine Heilige wurde, ergriff die Andacht, und mit ihr die religiöse Poesie und Kunst, den aus ihrer Bekehrung und den Lebensumständen jener mit ihr verwechselten Maria von Magdala (s. d. Art Maria) zusammengesetzten geschichtlichen Stoff, um sich das heilige Magdalenenbild zu schaffen, das zu den anziehendsten Gegenständen der schönen Kunst gehört und wie es die Frommen rührt, besonders gefallnen, bußfertigen Frauen und Mädchen ungemein tröstlich ist. Mit der Hoffnung, wie Magdalena begnadigt zu werden, vereinigten sich solche Bekehrte

zu einem geistlichen Orden, der in Deutschland schon vor 1215 bestand, in Frankreich, Italien und Spanien aber noch im 13ten Jahrhunderte viele Häuser erhielt. Sie nannten sich Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, in Frankreich Magdelonetten, nahmen die angebliche Regel des h. Augustinus an, und theilten sich in mehrere durch Farbe der Kleidung (weiß, grau und schwarz), und mannigfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedene Congregationen. Dieser Orden, der anfangs nur gefallene Mädchen und Buhlerinnen aufnahm, hat sich weit, selbst bis in beide Indien verbreitet, und, obgleich seine Nonnen, nur zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen verpflichtet, sich sonst nicht gemeinnützig machen, auch durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgewichen sind, bis in die neueste Zeit erhalten. Die in protestantischen Ländern noch übrigen catholischen Magdalenenstifter haben sich jetzt zur Krankenpflege bequemen müssen, z. B. das zu Lauban in der Oberlausitz. E.

Magische Quadrate nennt man ein sinnreiches und schwieriges Kunstspiel, welches darin besteht, daß man die Felder eines schachbretartig eingetheilten Quadrats mit den Zahlen der natürlichen Zahlenreihe oder irgend einer arithmetischen Progression so ausfüllt, daß die Horizontal- und Verticalreihen, nach Befinden auch die Diagonalen, gleiche Summen geben. Mehrere ausgezeichnete Mathematiker, als Euler, Kircher, Franklin und kürzlich Mollweide, haben Untersuchungen darüber angestellt.

Magismus, die Lehre der Magier. (S. Magie.)

Magister equitum hieß bei den Römern der Befehlshaber der Reiterei. Er gehörte zu den höhern außerordentlichen Magistratspersonen, und wurde vom Dictator, unmittelbar nach dessen Wahl, gewählt. Er war der höchste Befehlshaber bei dem Heere nach dem Dictator, hatte fast eben die Ehrenzeichen wie dieser und durfte selbst in der Stadt ein Pferd besteigen.

† Magnetismus. Eine interessante Geschichte des Magnetismus besitzen wir von D. Ennemoser. Von den deutschen Zeitschriften über den Magnetismus nennen wir: Kiesers Archiv für den Magnetismus, und Wolfarts Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, welche beide fortgesetzt werden. H.

Mahlmann (Siegfried August), königl. sächsischer und herzogl. s. gothaischer Hofrath, des kaiserl. russischen St. Wladimir-Ordens Ritter, als Schriftsteller und Dichter durch mehrere Erzeugnisse bekannt, in denen sich eine blühende Phantasie mit tiefem und zartem Gefühl vereinigt, ward den 13. Mai 1771 in Leipzig geboren, und erhielt, da er schon im frühen Knabenalter beide Eltern verloren hatte, durch den trefflichen Rector Korbinsky in Borna, bei dem auch Seume und Christ. Aug. Fischer erzogen wurden, seine erste Bildung. Im J. 1785 bezog er die Fürstenschule in Grimma und 1789 die Universität Leipzig. Im J. 1792 nahm er in einem adelichen Hause in Liefland eine Hofmeisterstelle an, und besuchte in den Jahren 1794—97 als Führer eines jungen Liefländers die Universitäten Leipzig und Göttingen, durchreiste in den Jahren 1798 und 1799 das nördliche Europa und kam nach einem Aufenthalte in St. Petersburg im J. 1799 nach Leipzig zurück, wo er jetzt privatisirt. Seine lyrischen Gedichte, sowohl religiösen und ernsten als scherzenden Inhalts, sind noch nicht gesammelt. Viele derselben haben Matthisson, Vetterlein, Pölitz u. A. in ihre Sammlungen deutscher Classiker aufgenommen. Die

meisten sind von den besten Tonsetzern componirt (z. B. das Vater Unser von Himmel, mehrere Lieder von Reichard, Kunze, Winter, Zumsteeg). Seine Erzählungen und Mährchen in 2 Bänden sind zweimal aufgelegt; sein Herodes vor Betlehem, eine scherzhafte Parodie der Hussiten von Kotzebue, hat fünf Auflagen, ohne die Nachdrücke, erlebt. Er entwarf im J. 1800 in Gemeinschaft mit Spazier den Plan zu der Zeitung für die elegante Welt, die er auch nach Spaziers Tode bis zum Jahre 1810 allein, und dann in Verbindung mit dem jetzigen Herausgeber derselben, dem Hofrath Methus. Müller, bis zum Jahre 1816 redigirte.

* Mahomet, eigentlich Mohammed, der Stifter einer Religion, die sich über einen großen Theil des Orients verbreitet hat, und unter allen die meisten Anhänger zählt, war in Arabien gebürtig. Er war ein Sprößling des Stammes Koreisch und der Familie Haschem, berühmt in ihrem Vaterlande als die Fürsten der heiligen Stadt Mecca und die Wächter der Caaba. Seine Geburt wird am wahrscheinlichsten in das Jahr 569 nach Chr. gesetzt; Mecca war sein Geburtsort. Sein Großvater, Abdul Motalleb, war ein reicher und edler Bürger, Vater von dreizehn Söhnen. Einer derselben, Adallah, der von ausgezeichneter Schönheit war, heirathete Amira und starb, als sein Sohn Mahomet noch ein Kind war. Da er ein geringes Vermögen hinterließ, ward Mahomet erst von seinem Großvater und nach dessen Tode von seinem ältesten Oheim Abu Taleb erzogen. Dieser, ein Kaufmann, bestimmte ihn für denselben Stand und nahm ihn jung auf einer Handelsreise nach Syrien mit sich. Bei dieser Gelegenheit besuchte er ein Nestorianisches Kloster, wo er besonders von einem der Mönche bemerkt wurde und Eindrücke empfing, die für seine spätere Entwickelung vielleicht wichtig waren. Die Mohammedanischen Schriftsteller sind sehr weitläuftig in ihren Beschreibungen von den bewundernswürdigen Geistes- und Körpereigenschaften, die ihren Propheten schon von Jugend auf auszeichneten; indeß theilte er die allgemeine Unwissenheit seiner Landsleute. Sein Oheim hatte ihn einer reichen Witwe Namens Khadijah zum Factor empfohlen und er erwarb sich ihre Zufriedenheit so sehr, daß sie ihn heirathete und dadurch in eine gemächliche Lage versetzte. Sie war fünfzehn Jahre älter als er, dennoch lebte er, aus Dankbarkeit oder Klugheit, in glücklicher und treuer Ehe mit ihr und enthielt sich bis an ihren Tod der sinnlichen Neigungen, denen er später folgte. Er war noch Kaufmann und machte eine zweite Reise nach Syrien, wo er wiederum mit Nestorianischen Mönchen Umgang hatte. Indeß scheint er von Jugend auf eine Neigung zu religiöser Beschaulichkeit gehabt zu haben; denn er pflegte alljährig während des Monats Ramadan sich in eine Höhle bei Mecca zu begeben und dort einsam und zurückgezogen zu verweilen. Wann der Gedanke zu einer neuen Religion ihm in den Sinn gekommen, woher er mitten unter einem götzendienerischen Volke die Ueberzeugung von der Einheit Gottes genommen, und in wie weit er mit dem Ehrgeiz des prophetischen Charakters das Streben nach persönlicher Größe verband: dieß sind Punkte, worüber die Meinungen sehr verschieden sind, und die wir nur durch Vermuthungen aufklären können. Daß ein ungelehrter Araber eine hohe Ansicht von dem damaligen Zustand der Menschheit gefaßt, und weite Entwürfe darauf gegründet habe, ist nicht wohl glaublich; wahrscheinlich beschränkten seine ersten Plane sich auf seine Landsleute. Daß er aufrichtig in seinem Eifer, den Götzendienst abzuschaffen und eine reinere Lehre zu

verbreiten, versuhr, obgleich er diese Absicht durch Täuschung und Betrug zu erreichen suchte, wird man leicht glauben, wenn man sich an die vielen Beispiele einer ähnlichen Verbindung bei Gesetzgebern und Religionsverbesserern erinnert. Mahomet begann seine vorgebliche Sendung im J. 609 in seinem vierzigsten Lebensjahre. Er bekehrte zunächst seine Gattin Khadijah, der er eine Unterredung mit dem Engel Gabriel, von dem er für einen Apostel Gottes erklärt worden, mittheilte. Durch sie ward ihr Oheim oder Vetter Waraka gewonnen, der ein Christ und mit dem alten und neuen Testamente genau bekannt gewesen seyn soll. Auf diese folgten Mahomets Diener Zeid, dem er die Freiheit schenkte, und sein junger Neffe, der feurige Ali. Sehr wichtig war der Beitritt Abubekrs, eines Mannes von achtungswerthem Charakter, der in großem Ansehen stand und zehn der vornehmsten Bürger von Mecca nachzog. Sie alle wurden von Mahomet in den Lehren des Islam (wie die neue Religion vorzugsweise genannt ward) unterrichtet, dessen erster Grundsatz war: „Es gibt keinen Gott außer Gott (d. h. nur Einen Gott) und Mahomet ist sein Prophet. Diese Lehren wurden für successive Mittheilungen des göttlichen Willens mittelst des Engels Gabriel ausgegeben und in dem Coran (s. d. Art.) gesammelt. Drei Jahre waren unter stillen Fortschritten verflossen. Im vierten Jahre versammelte Mahomet seine Verwandten vom Geschlecht Hassem zu einem Gastmahl, verkündigte ihnen offen seine prophetische Sendung und fragte, wer von ihnen das Amt seines Veziers oder ersten Ministers übernehmen wolle. Alles verstummte, bis der jugendliche Ali mit dem ganzen Feuer des Enthusiasmus seine Bereitwilligkeit dazu und zugleich seinen Entschluß erklärte, jeden, der seinem Meister sich zu widersetzen wagte, niederzuschlagen. Umsonst mahnte sie Abu Taleb, der Vater Ali's, von ihrem Beginnen ab. Aber wiewohl dieser selbst unbekehrt blieb, so war er doch der neuen Lehre dadurch sehr förderlich, daß er Mahomet gegen seine Feinde schützte und ihm in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht gewährte. Mehrmals ward Mahomet von den Anhängern des Götzendienstes mit offener Gewalt angegriffen und gezwungen, seine Wohnung zu verändern; aber oft hatte er auch die Genugthuung, seine erbittertsten Feinde zu bekehren. Einen großen Verlust erlitt er im zehnten Jahre seines Prophetenamtes durch den Tod Abu Talebs und der treuen Khadijah. Ihres Beistandes beraubt, war er genöthigt, sich auf einige Zeit nach der Stadt Tayef zu begeben. Dagegen fand er bei den Pilgrimmen, welche die Caaba besuchten, vielen Eingang, und gewann unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In diese Zeit fällt Mahomets berühmte nächtliche Reise in den Himmel auf dem Thiere Borak unter Gabriels Leitung, worüber der Coran dunkle Winke enthält. Im zwölften Jahre breitete sich der Islam auch unter den Einwohnern von Medina (Yathreb) aus, deren mehrere dem Propheten Treue schwuren und ihren Beistand anboten. Mahomet faßte jetzt den Entschluß, seinen Feinden Gewalt entgegenzusetzen. Diese, dadurch nur noch mehr erbittert, schlossen ein Bündniß, ihn zu ermorden. Er, von der drohenden Gefahr unterrichtet, verließ, allein von Abubekr begleitet, Mecca und verbarg sich nicht weit davon in einer Höhle. Drei Tage verweilte er hier, von seinen Verfolgern unentdeckt, und gelangte dann glücklich, wiewohl nicht ohne Gefahr, nach Medina. Diese Begebenheit ist unter dem Namen der Hegira (s. d. Art.) bekannt. In Medina fand Mahomet die ehrenvollste Aufnahme; viele seiner Anhänger folgten ihm von Mecca dahin. Mahomet nahm jetzt

die fürstliche und priesterliche Würde an, vermählte sich mit Abubekrs Tochter Ayessha, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, seinen Entschluß mit dem Schwert seine Lehre zu verbreiten. Die Hoffnung auf Beute erhöhte noch den religiösen Enthusiasmus seiner Anhänger. Die erste große Kriegsthat, welche sie ausführten, war das Auffangen einer reichen Caravane, geführt von Abu Sophian, dem Oberhaupt der Koreischiten, mit einer starken Bedeckung. Mahomet überfiel sie mit geringer Mannschaft im Thale Beder und schlug sie gänzlich nieder. Er machte große Beute und eine Menge Gefangener. Andere günstige Unternehmungen folgten, aber im dritten Jahre der Hegira traf die Moslemitischen Waffen ein solcher Unfall, daß sie dadurch dem Untergang nahe kamen. Abu Sophian griff mit dreitausend wohlbewaffneten Streitern Mahomet mit 950 am Berge Ohud unfern Medina an. Ein erbitterter Kampf erfolgte, in welchem der Prophet verwundet wurde und kaum das Leben rettete. Seine Leute wurden zur Flucht genöthigt, nachdem siebzig geblieben waren. Dieser Vorfall erschütterte natürlich das Ansehen desjenigen, dessen vorgeblich von Gott ihm gegebener Auftrag ihm den Sieg hätte sichern sollen. Dadurch indeß, daß er die Schuld den Sünden der Moslemin beimaß, den Gebliebenen ein mit allen sinnlichen Freuden und Genüssen ausgestattetes Paradies versprach, und eine unbedingte Vorherbestimmung lehrte, gelang es ihm, das wankende Vertrauen wieder herzustellen. Er bedurfte desselben im folgenden Jahre, 625, wo Abu Sophian mit 10,000 Mann vor Medina erschien. Mahomet beschränkte sich klüglich auf die Vertheidigung; aber als nach zwanzigtägiger Belagerung die unter sich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, kam er heraus und führte, unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls, die Seinen gegen den jüdischen Stamm von Koreidha, der mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfestung des Siegers Willkühr übergeben, der die blutigste Rache nahm, indem er die Männer, 6 bis 700, niedermachen, und die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führen ließ. Einige Jahre später nahm er auch Chaibar, den Hauptsitz der jüdischen Macht in Arabien, ein, wodurch er seinen Sieg über dies unglückliche Volk vollständig machte. Es ist wahrscheinlich, daß die vielen an seinen Feinden verübten Mordthaten und Grausamkeiten mit seiner göttlichen Sendung von seinen Anhängern für hinlänglich gerechtfertigt gehalten wurden; aber höchst anstößig mußte ihnen die Verletzung alles Rechts und Anstandes seyn, die er sich bei seiner Leidenschaft für Zeinab, die Gattin seines freigelassenen Dieners und Adoptivsohns Zeid, zu Schulden kommen ließ. Er hatte sie einst in einem reizenden Nachtkleide erblickt und dabei eine Neigung gefaßt, welcher Zeid aus Dankbarkeit oder Politik nachgeben zu müssen glaubte. Er trennte sich von Zeinab, und Mahomet, durch ein eignes, ihm offenbartes Capitel im Coran dazu bevollmächtigt, nahm sie öffentlich zum Weibe, mit Nichtachtung eines Verwandtschaftsgrades, den bisher die Araber als unverletzlich angesehen. Diese Schwäche in Beziehung auf das weibliche Geschlecht nahm bei Mahomet mit den Jahren und dem Ansehen, das er gewann, zu. Außer den zahlreichen Weibern, die er nach und nach nahm, erlaubte er sich mehrere vorübergehende Liebschaften, wie sein eignes Gesetz sie verbietet. Eine seiner Frauen fand ihn einst in ihrem eignen Zimmer mit einer coptischen Sclavin Maria; sie zu beruhigen, versprach er, die Kränkung nicht zu wiederholen. Da aber

der Vorfall seinen übrigen Weibern bekannt geworden war, und sie alle ihn übel empfanden, enthielt er sich von allen während eines Monats, den er in Mariens Umgang hinbrachte, seine Untreue durch ein neues Capitel des Corans beschönigend. Daß so unverschämte Vorwände, deren er sich zu wiederholtenmalen bediente, Wirkung haben konnten, ist ein größerer Beweis von der Gläubigkeit und dem Fanatismus des Volks, als von seinem Talent zu täuschen. Zu derselben Zeit breitete sich seine Lehre und sein Ansehen unter den benachbarten Stämmen aus. Die Raubzüge seiner Offiziere verfehlten selten eine ansehnliche Beute. Er selbst ward von seinen Anhängern mit einer fast göttlichen Verehrung angesehn. Immer mehr erweiterten sich seine Ansichten und im siebenten Jahre der Flucht sandte er eine Einladung zur Annahme der neuen durch ihn geschehenen Offenbarung des göttlichen Gesetzes an die vornehmsten ihn umgebenden Fürsten, namentlich an Chosru Parviz, König von Persien, Heraclius, Kaiser von Constantinopel, Mokawkas, Beherrscher von Aegypten, den König von Aethiopien und die Fürsten verschiedener Landschaften Arabiens. Die Aufnahme dieser Botschaft war verschieden nach der Macht und dem Stolz derer, an die sie gerichtet war. Die entferntern und mächtigern achteten nicht darauf; dagegen hatten die nähern und schwächern, die von seiner wachsenden Macht hörten, seine Waffen zu fürchten. Vorzüglich wichtig war es ihm, nicht länger ein Verbannter von Mecca zu seyn, der heiligen Stadt, auf welche die Verehrung der Araber ganz besonders gerichtet war. Er erschien daher an der Spitze von 1400 Mann, in der angeblichen Absicht, den Tempel von Mecca friedlich zu besuchen. Die Koreischiten ließen ihm sagen, daß sie sich seinem Einzug widersetzen würden. Dies nöthigte Mahomet, dessen Macht zu gering gegen die ihrige war, einen Vertrag vorzuschlagen, der endlich, nicht ohne demüthigende Umstände für ihn, (im siebenten Jahre der Flucht) zu Stande kam. Es sollte zehn Jahre lang Waffenstillstand seyn, und Mahomet auf drei Tage die Caaba besuchen dürfen. Begleitet von seinen Anhängern, welche in einiger Entfernung von Mecca die Waffen abgelegt hatten, zog er auf einem Kameel in die Stadt ein, die von ihren meisten Bewohnern verlassen worden war, verrichtete seine Andacht in der Caaba, und verließ sie, dem Vertrage gemäß, wieder am vierten Tage. Die wichtigste Frucht dieses Besuchs war die Bekehrung dreier Personen von großem Ansehen unter den Koreischiten und von noch größerm Ruhm unter den Moslemin, des Caled, Amru und Othman. Im achten Jahre der Hegira waren Mahomets Truppen zuerst mit dem Kaiser Heraclius in Streit gekommen. Ein Corps unter Zeids Anführung rückte gegen die Stadt Muta in Palästina vor, dessen Statthalter einen der Moslemitischen Abgesandten ermordet hatte. Zeid blieb nebst zwei andern Anführern, und nur der Muth Caleds, der bei dieser Gelegenheit den Beinamen S c h w e r t G o t t e s erhielt, hinderte die Niederlage. Ein unbesonnener Treubruch der Koreischiten gab Mahomet erwünschte Gelegenheit, seine Waffen gegen Mecca zu kehren. Sein Heer bestand aus 10,000 wohlbewaffneten, von frommem Eifer begeisterten Kriegern. Die Koreischiten, von Schrecken gelähmt bei ihrer Annäherung, thaten nur geringen Widerstand. Mahomet rückte in Mecca ein, dessen Bewohner unter der Bedingung, den Islam anzunehmen, Leben und Freiheit behielten. Die Götzenbilder der Caaba wurden zerstört, aber der schwarze Stein ward durch des Propheten andächtige Berührung aufs neue Gegenstand der tiefsten Ver=

ehrung. Der Tempel ward das größte Heiligthum der Religion Mahomets, und nur den Bekennern derselben ward der Eintritt in die heilige Stadt Mecca verstattet. Dies wichtige Ereigniß fand im achten Jahre der Hegira Statt. Die Zerstörung einiger berühmten Götzenbilder und die Unterwerfung verschiedener arabischen Stämme beschäftigten zunächst die Moslemitischen Waffen. Im Thale Honain unweit Mecca kam es zwischen den Götzendienern und Mahomets Anhängern zu einer blutigen Schlacht, in der Mahomet persönlich in große Gefahr kam und nur nach äußersten Anstrengungen den Sieg errang. Die Feinde zogen sich in ihre Festung Tayef zurück, wo sie zwar vergebens belagert wurden, später aber sich freiwillig unterwarfen. Das folgende Jahr nennen die Mahomedaner das Jahr der Gesandtschaften, weil eine Menge arabischer Stämme durch Abgeordnete ihre Unterwerfung und Bekehrung ankündigten. Jetzt beschloß Mahomet, der sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres befand, mit 30,000 Mann, worunter 10,000 Reiter waren, den feindlichen Planen des Kaisers Heraclius zuvorzukommen. Er rückte in Syrien ein und kam bis Tabuc, auf dem halben Wege nach Damascus. Da er aber die Kaiserlichen entfernt von jedem Angriffe auf Arabien fand, kehrte er nach Medina zurück und begnügte sich, einen zweiten Brief an den Kaiser Heraclius zu schreiben und ihn darin zur Annahme seiner Lehre aufzufordern. Nach seiner Rückkehr machte er ein neues Capitel des Corans bekannt, widerrief alle Verfügungen zu Gunsten der Götzendiener und vernichtete alle mit ihnen geschlossenen Verträge. Er konnte jetzt als Herr von ganz Arabien angesehen werden, obgleich nicht alle Bewohner seine Religion angenommen hatten; vielmehr verstattete er den Christen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes gegen einen Tribut. Im zehnten Jahre der Hegira unternahm Mahomet die Abschiedswallfahrt nach Mecca; er war dabei mit dem höchsten Glanz umgeben und von 90,000, nach Andern von 150,000 Anhängern begleitet. Das Ceremoniel, das er beobachtete, hat für alle Folgezeit zum Muster gedient. Dies war aber zugleich die letzte glänzende Handlung seines Lebens. Er starb bald nach seiner Rückkehr nach Medina, in den Armen seiner Gemahlin Ayessha, im 11ten Jahre der Hegira, in seinem 63sten Lebensjahre. Von allen seinen Weibern hatte ihm nur die erste Kinder geboren, und von diesen überlebte ihn nur seine Tochter Fatima, die Gemahlin Ali's.

* **Mähren**, eine Markgrafschaft und deutsche Provinz des österreichischen Staates, gränzt (ohne das österreichische Schlesien, welches demselben gänzlich einverleibt ist, und mit demselben eine Provinz bildet) gegen Norden an die preußische Grafschaft Glatz und das österreichische Schlesien, gegen Osten an Ungarn, gegen Süden an Niederösterreich und gegen Westen an Böhmen. Nach diesem Umfange enthält Mähren 418 Quadratmeilen. Es wird von vielen Flüssen bewässert, von welchen nur die March eine Strecke schiffbar ist. Dieses Land ist im Osten, Norden und Westen durch Gebirge eingeschlossen, und nur gegen Süden offen. Gegen Norden an der Grenze von Glatz ist das Glatzer Schneegebirge, dessen höchster Punkt, der Spieglitzer Schneeberg, sich 4380 Fuß erhebt. Oestlich von diesem Gebirge ziehen sich wieder Gebirge und schließen sich an die Karpathen an, welche an der mährischen und ungarischen Grenze zwischen den Flüssen Waag und March hinlaufen. Von dem nördlichen Schneegebirge Mährens dehnt sich ein anderer Gebirgsarm über den westlichen Theil des Landes zwischen Mähren und Böhmen aus. Die Gebirge Mährens sind Fortsetzungen theils der Sudeten und theils der Kar-

pathen. Die höchsten Gebirgsgegenden befinden sich in dem nördlichen Theile, von da sich der Boden gegen Süden verflacht. Auch durch das Innere Mährens erstrecken sich Bergketten von mittlerer Höhe; doch fehlt es auch nicht an schönen Ebenen und Thälern. Der Boden ist daher in Hinsicht auf Fruchtbarkeit von sehr verschiedener Beschaffenheit. Die höhern Gebirgsgegenden sind wenig fruchtbar; dagegen ist der Boden in der sogenannten Hanna (wo die Hannaken wohnen) und in den an Ungarn angrenzenden südlichen Gegenden ungemein fruchtbar. Die Viehzucht wird durch die fetten Wiesen und Weiden begünstigt, steht aber mit dem Ackerbau in einem bei weitem zu geringen Verhältnisse. Die Federviehzucht, besonders die Gänsezucht, wird stark getrieben. Die Bienenzucht reicht nicht für den Bedarf des Landes zu; die Fischerei ist einträglich, wozu die vielen Flüsse und häufigen Teiche beitragen. Der Getraidebau wird stark getrieben; am ergiebigsten ist er in der Hanna, am Marchflusse, um Brünn, und in den südöstlichsten Gegenden des Znaymer Kreises. Auch der Obst- und Gartenbau sind nicht unbedeutend. Ferner bauet man vielen Flachs, etwas Hanf, Anis, Senf, Fenchel, Safflor, Krapp und Süßholz. In verschiedenen Gegenden Mährens wird ein ziemlich starker Weinbau getrieben, wiewohl das Clima denselben nicht sehr begünstigt, daher sind auch die meisten mährischen Weine in keinem vorzüglichen Rufe. Auch hat Mähren ansehnliche Waldungen und zwar mehr Laub- als Nadelwälder. Ehemals baute man in Mähren auch Silber und Gold. Kupfererze findet man zwar, aber es wird nicht darauf gebauet. Man baut blos auf Eisen, Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Am wichtigsten sind die Eisenbergwerke. Unter den vielen Gewerbsanstalten zeichnen sich durch ihre große Wichtigkeit vorzüglich die Tuch-, Wollenzeug- und Leinwandmanufacturen aus. Die Leinwandmanufactur beschäftigt gegen 200,000 Spinner und 13,000 Webermeister; die Verfertigung der Wollenzeuge und Tücher mehr als 100,000 Menschen auf 10,000 Stühlen. Auch die Baumwollenfabriken verdienen einer Erwähnung. Der Handel Mährens, sowohl der welcher im Lande selbst Statt hat, als auch der Verkehr mit andern Ländern, ist von großer Wichtigkeit, indem man die bedeutendsten Natur- und Kunsterzeugnisse ausführt und fremde Befriedigungsmittel der Bedürfnisse der dasigen Einwohner einführt. Den Gewinnhandel dieser Provinz, welcher aus dem größern Werthe seiner Ausfuhrartikel über jenen der Einfuhr entsteht, vermehrt noch ein sehr wichtiger Transitohandel, begünstigt durch die guten Kunststraßen. Mähren wird unumschränkt regiert, wiewohl es Landstände hat, die sich in den Prälaten-, Herren- und Ritterstand und in den Stand der königlichen Städte theilen. Mit den Geschäften der innern Landesverwaltung ist das zu Brünn bestehende Landesgubernium beauftragt, und es stehen die 6 Kreisämter Mährens und die 2 des österreichischen Schlesiens unter demselben. Die geistlichen Angelegenheiten dirigiren die Bischöfe von Ollmütz und Brünn. Die Landeseinkünfte schätzt man auf 6 bis 7 Millionen Gulden. Die Zahl der Einwohner beträgt 1,372,000, darunter 29,000 Juden und 23,000 Protestanten. (Vgl. den Art. Oesterreich.) Ihrer Abstammung nach gehören die Einwohner nicht zu Einem Volksstamme, und sind theils Slaven, wozu die Hannaken (ausgezeichnet durch ihre Gastfreundschaft) und die Slowaken (ausgezeichnet durch ihre Anlage zu den Wissenschaften und Künsten, durch ihren Witz und ihre Beredsamkeit) gehören, theils Deutsche, wozu noch Juden kommen.

† Mailand. In dem Pariser Frieden kam das Mailändische zum größten Theil an Sardinien. Den kleinern Theil mit der Hauptstadt Mailand vereinigte Oesterreich mit dem lombardisch-venetianischen Königreich.

Mailand, die Hauptstadt des lombardischen Gouvernements der österreichischen Staaten in Italien, ist eine der reichsten, prächtigsten und volkreichsten Städte in Oberitalien, und hat trotz aller durch Zeit, Kriege und andere feindlichen Schicksale erlittenen Unfälle ihren alten Glanz bis auf diesen Tag gerettet. Von den Denkmälern ihres Alterthums hat sie jedoch nichts weiter als einen Rest von Thermen erhalten, die man gewöhnlich le Colonne di S. Lorenzo nennt. Desto reicher ist Mailand an Monumenten neuerer Zeit, unter welchen der berühmte Dom die erste Stelle einnimmt. Dieser im J. 1386 gegründete Bau ist nach St. Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor erbaut, gewährt er von innen und außen einen unbeschreiblichen Eindruck. Seine ältesten Meister, deren man sehr viele zählt, führten ihn im spätern gothischen Style auf; um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderseite in mehr antikem Geschmacke aus, und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ endlich mit ungeheuren Kosten das bisher immer erst halbfertige Gebäude so weit fortführen, daß nur sehr wenig zu seiner Vollendung fehlt. Wenn von außen der helle Glanz des Marmors, die gothischen Verzierungen und Statuen (man zählt 4000) den Beschauer blenden und überraschen, so wird er dagegen im Innern des Domes, der sich auf 52 Säulenpfeilern stützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume gewiß lebendig ergriffen werden. — Eine der ältesten Kirchen Mailands ist S. Ambrogio, in deren Inneres einige Stufen hinabführen. Sie ist mehrerer Alterthümer wegen merkwürdig, übrigens aber finster und unansehnlich. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen erwähnen wir blos noch das ehemalige Dominikanerkloster Madonna delle Grazie, in dessen Refectorium sich das berühmte, jetzt leider fast vernichtete Frescogemählde des L. da Vinci befindet, das Abendmahl Christi; aber aller Verstümmelung ungeachtet noch wundernswürdige Reste seiner ursprünglichen Schönheit aufweis't. — Das ehemalige Jesuitercollegium Brera, ein äußerst prächtiges und durch seine Sternwarte merkwürdiges Gebäude, enthält jetzt mehrere Institute für Künste und Wissenschaften, namentlich eine sehr schöne Gemähldegallerie und eine Bibliothek. Die erste ist besonders reich an Werken lombardischer und Bologneser Meister, die andere sehr ansehnlich und unter andern im Besitz des Hallerschen Büchernachlasses. Die Ambrosianische Bibliothek, bei welcher der durch seine literarischen Entdeckungen bekannte Abbate Angelo Majo angestellt ist, besitzt außer den Büchern noch einen Schatz von Handschriften (worunter besonders die Manuscripte des Leon. da Vinci), Gemählden, Zeichnungen (u. a. den Carton der Schule von Athen von Raphael), Antiken und Gypsabgüssen. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten behauptet das große Hospital den ersten Rang, durch seine Bauart, Größe und die Pflege, die den sehr zahlreichen Kranken daselbst zu Theil wird. Das Lazaretto, ein ungeheures, viereckiges Gebäude, früher in Pestzeiten gebraucht, hat jetzt eine andere Bestimmung. Nächst dem Theater S. Carlo in Neapel ist das Mailändische della Scala eines der größten in Italien und

vielleicht in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich vor allen andern durch die vielen Bequemlichkeiten aus, die es enthält. Die Opern und Ballete daselbst dürften in Italien an Glanz und Vollkommenheit der Darstellung nicht übertroffen werden. Außerdem bestehen noch die Theater Re, Canobiana, Carcano u. m. a. — Mailand besitzt eine große Anzahl von Palästen und andern gut ins Auge fallenden Gebäuden, die Straßen inde sind meistens nicht sehr breit und gerade. Ausgezeichnet schön ist de Corso (di Porta orientale), neben welchem die öffentlichen Gärte einen herrlichen Spaziergang gewähren; doch sind ihre Schatten lang nicht so besucht wie der Corso, auf welchem jeden Abend die schön und vornehme Welt zu Fuß und zu Pferde, größtentheils aber in de prächtigsten Equipagen, sich auf- und abbewegt. Allenthalben sprich sich der Wohlstand der Einwohner aus, deren Zahl man auf 120,00 angibt. Bedeutend ist der Handel, der mit Getraide, Reiß, Seit und trefflichem Käse getrieben wird; sehr ansehnlich die Zahl der Fabriken und Manufacturen, die ein rühmlicher Gewerbfleiß beleb Künste und Wissenschaften genießen eifrige Verehrung, wie überhau Bildung, Feinheit und Herzlichkeit den Charakter des Mailänders b zeichnet. Die Umgebung der Stadt ist heiter und wird von den fruc barsten Fluren gebildet; den fehlenden Fluß ersetzen zwei große C näle, die mit dem Tessino und der Adda in Verbindung stehen; d Horizont gegen Norden begränzen die Alpen der Schweiz und g währen an heitern Tagen den erhabensten Anblick. F—r.

* Main, ein ansehnlicher deutscher Fluß, welcher aus der Vereinigung des weißen und rothen Mains entsteht, wovon der letzt bei dem Marktflecken Lindenhardt entspringt, und der erstere im Fi telgebirge am östlichen Abhange des Ochsenkopfes, an der sogenannt Weißmannsleiten, in einer mit Felsenruinen bedeckten, wilden Geger in der Nähe des Hofes Karges seinen Ursprung hat. Seine rei fließende Wasserader sprudelt, so rein wie Crystall, am Fuße ei Buche aus einer Granitspalte hervor, und stürzt sich sogleich den s len Bergabhang hinab. Der weiße Main fließt bei Culmbach, rothe Main bei Baireuth vorbei, und eine Stunde von Culmbach, dem Dorfe Steinhausen, vereinigen sich beide, und erhalten nun Namen Main. Im Obermainkreise des Königreichs Baiern, der Main entsteht, nimmt er die Itz und die Regnitz auf, und w bei Bamberg schiffbar. Hierauf tritt er in den Obermainkreis de ben Königreichs, und nimmt daselbst die fränkische Saale auf. H auf vereinigt sich bei Werthheim im Großherzogthum Baden die T ber, bei Hanau die Kinzig und im Herzogthum Nassau bei Hö die Nidda mit dem Maine. Nach einem Laufe von 60 Meilen erg sich der Main bei Mainz in den Rhein, wo er ungefähr eine Br von 400 Schritten hat, und Güterschiffe von 1500 bis 1800 Ctr. dung trägt. Die wichtigsten Städte, welche an dem Main lieg sind: Schweinfurt, Kitzingen, Würzburg, Werthheim, Aschaffenb Hanau, Offenbach und Frankfurt. Die Lande, welche er durchfl sind das Königreich Baiern, das Großherzogthum Baden, Churhe das Großherzogthum Hessen, das Gebiet der freien Stadt Frank und das Herzogthum Nassau.

* Mainotten. Maina ist ein Gebirgsdistrikt in der türki Landschaft Morea, zur Sandschak Misitra gehörig, deren Bewo Mainotten heißen. Fälschlich leitet man ihren Namen von dem chischen Worte μανία (Wahnsinn) ab, weil sie sich, Unsinnigen g

unter ihre Feinde stürzen sollen. Vielmehr ist der Name Maina mehreren Gebirgsgegenden in der Türkei eigen. Auch hat man die Mainotten für die Nachkommen der alten Lacedämonier gehalten; aber es ist wahrscheinlich, daß sie Flüchtlinge aus allen Gegenden Griechenlands sind, die zur Zeit der Unterjochung hier Schutz suchten und fanden. Sie sind griechische Christen und haben sich, ob sie gleich kaum etwa 12.000 Bewaffnete stellen können, in beständiger Unabhängigkeit von der türkischen Herrschaft erhalten. Hierzu trägt außer ihrer Tapferkeit, besonders die gebirgige Beschaffenheit ihrer Gegend bei indem unersteigliche Felsen dieselbe bedecken. Sie sind wild, kühn, abergläubisch, freiheitliebend und räuberisch. Uebrigens leben sie unter sich in einem gesellschaftlichen Zustande, halten die Gastfreundschaft heilig, und sind einfach, mäßig und strenge in ihren Sitten. Wer ihnen von einem Gastfreunde empfohlen wird, kann mit vollkommener Sicherheit unter ihnen reisen. Die Bewohner ihrer Hauptstadt, welche Maina heißt, sind Kaufleute, und europäische Handelsschiffe können ohne Gefahr in ihrem Hafen landen. Die Regierung befindet sich in den Händen der Befehlshaber, welche von ihnen selbst aus den ältesten Familien des Landes erwählt werden. Sie gebieten in den Dörfern ihrer Hauptmannschaft, üben daselbst die Lehnsrechte aus, und erheben die Abgaben von ihren Vasallen.

† Maittaire (Michel), ging nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 nach England, und studirte zu Oxford, wo er auch Magister wurde. Im J. 1695 wurde er als Unterlehrer an der Westminsterschule zu London angestellt, erhielt aber nach einigen Jahren eine höhere Lehrerstelle, die er bis zu seinem Tode (den 18. Septemb. 1747) bekleidete.

† Maio (Angelo). Im J. 1816 entdeckte er einige bisher noch fehlende Bücher der römischen Alterthümer des Dionysius von Halicarnaß, welche den Theil der römischen Geschichte ergänzen, der in den verloren gegangenen Büchern des Livius (XI – XVI) enthalten gewesen ist. Kürzlich erst entdeckte er in derselben Bibliothek die möso-gothische Uebersetzung der 13 protocanonischen Briefe Pauli, und eine Handschrift der Beschreibung der Züge Alexanders, die von einem unbekannten Verfasser unter dem Kaiser Constantius, dem Sohne Constantins des Großen, geschrieben worden sind. Auch erwartet man von ihm die Herausgabe der von ihm ebenfalls aufgefundenen 56 Homerischen Bilder mit 600 Versen der ältesten Homerischen Handschrift. Einen Ruf als Bibliothekar bei der vaticanischen Bibliothek zu Rom hat er abgelehnt. — 8.

Maitre des requêtes, s. Requetenmeister.

* Malabar, der Name des südlichsten Theiles der westlichen Küste der indischen Halbinsel diesseits des Ganges, welchen die arabischen Geographen auch oft mit der Benennung Pfefferland zu vertauschen pflegen. Der Name Malabar kommt von den Persern und Arabern, die schon früher diese Küste beschifften, und heißt so viel als Land oder Küste Mala oder Male. Der wahre Name aber, den die Eingebornen selbst ihrem Lande beilegen, und welcher in der malabarischen Sprache gegründet ist, lautet Malayalam oder Bergland, indem es von allen Seiten, ausgenommen gegen Westen, wo es an das Meer gränzt, von hohen Gebirgen der westlichen Ghats umgeben ist. Im weitern Sinne versteht man unter Malabar die ganze westliche Küste der Halbinsel vom Kap Komorin bis Surate, ja bis zum Meerbusen von Kambaja oder bis zum Flusse Nerbudda; im

engern Sinne, in welchem es die Geographen gewöhnlich nehmen und wir es jetzt beschreiben, erstreckt es sich ungefähr vom 8° bis zum 11° der nördlichen Breite, d. h. vom Kap Komorin bis an die südliche Gränze von Kanara, oder bis zur Stadt Dekla und dem Flusse Nelissuram, und hat in der größten Breite höchstens 15 Meilen und in der Länge 50 geographische Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 540 Quadratmeilen. Westlich ist es vom arabischen Meere, einem Theile des indischen Ozeans und östlich von den Ghatsgebirgen eingeschlossen. Das Land wird von vielen Flüssen bewässert, die alle von den Ghatsgebirgen kommen; in einigen Gegenden ist der Boden sumpfig. Es ist fruchtbar an den meisten Producten Ostindiens, besonders an Reiß, Pfeffer, eine Hauptwaare dieser Küste, Kardamomen, Indigo, Kassia, Sandelholz rc. In den Umgebungen der Gebirge sind große Wälder, welche treffliches Schiffsbauholz (Teakholz) liefern und welche der Aufenthalt von Elephanten, Königstigern, Büffeln und unzähligen Affen sind. Malabar begreift nach diesem angegebenen Umfange die drei Königreiche Kalikut, Kochin und Travankor. Alle diese Malabarenstaaten sind gegenwärtig Vasallenstaaten der Britten, die auch hier mehrere Plätze unmittelbar besitzen, und in den wichtigsten Städten Besatzungen unterhalten. In Kochin, besonders in der gleichnamigen Hauptstadt, haben die Niederländer Handlungsfactoreien, wiewohl mit großer Beschränkung von Seiten der Britten. Diese Staaten bestehen theils aus größern Naiken-Fürstenthümern oder Königreichen, theils aus einer Menge Nairen-Bezirke und kleinen Naiken-Herrschaften, nebst einem kleinen Ueberreste eines ältern Staats der Mapulets (Muhamedaner aus Arabien, die hieher im achten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung kamen und deren Staat noch gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts blühend war). Die Nairen gehören im Allgemeinen zu der vierten edlen Classe der Hindus, zu den Schudriers (Kaste der Künstler und Handwerker); ein großer Theil aber gehört zu der zweiten edeln Kaste (Kschetrier, Könige und Krieger), und heißen dann, besonders die Fürsten, Befehlshaber und Krieger derselben, Naiken. Der Regent von Kalikut, unter dem viele solcher Nairenherrschaften stehen, führt zwar noch den Titel Ssamorin, d. h. Kaiser, ist aber jetzt ein ohnmächtiger Vasall der Britten. Der mächtigste Fürst ist der König von Travankor, dessen Staatsgebiet zwei Millionen Einwohner enthält, der aber auch Vasall der Britten ist. Außer der Hindureligion findet man Bekenner der christlichen, der mohamedanischen und der jüdischen Religion. Die malabarische Sprache gehört zu den wohlklingendsten unter den Hindusprachen, und wird am meisten von den Europäern in Ostindien erlernt.

* Malacca, eine größtentheils schmale Halbinsel, welche den südlichsten Theil der indischen Halbinsel jenseit des Ganges ausmacht und sich vom 1sten bis 11ten Grade der nördlichen Breite erstreckt. Gegen Norden hängt sie durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zusammen; gegen Osten bespült sie das chinesische und gegen Westen das indische Meer; gegen Südwesten scheidet eine Meerenge, die Straße von Malacca genannt, diese Halbinsel von der Insel Sumatra. Eine Fortsetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zum Vorgebirge Romania, der südlichsten Spitze vom festen Lande Asiens, und nur einen Grad von dem Aequator entfernt. Diese ungefähr 3000 Quadratmeilen große Halbinsel wird von vielen Flüssen durchschnitten, welche nur Küstenflüsse sind; doch soll der

bei der Stadt Malacca sich fünfzig Meilen weit ins Land hineinerstrecken. Das Innere des Landes enthält undurchdringliche Wälder, die mit reißenden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllt sind; daher selbst die Einwohner es nicht wagen hineinzudringen. Uebrigens hat das Land ein sehr angenehmes Clima, dessen Hitze fast täglich durch leichte Regen oder durch die Seewinde abgekühlt wird. Ein ewiger Frühling blühet in diesen gesegneten Gegenden, und bringt zu jeder Jahreszeit Früchte aller Art und ohne Zahl hervor. Der lieblichste Geruch von tausend gewürzhaften Blumen und Bäumen erfüllt die Luft. Köstliche Früchte, welche alle andere in Indien an Wohlgeschmack übertreffen, als der Rambe, Rambutan, Mangustan, ferner Sagobäume, Kokospalmen, Aloeholz, Sandelholz, überhaupt viele Farbehölzer, Teakholz, kurz die Gewächse Indiens und der philippinischen Inseln wachsen hier. Wilde Thiere, als Elephanten, Tiger, Büffel ꝛc. bewohnen die Wälder; von zahmem Vieh hat man viele Schweine und Federvieh, aber nur wenig Rindvieh. Es gibt hier auch Gold- und Silberminen, die aber nicht bearbeitet werden; das hiesige Zinn gehört zu dem feinsten der Welt, und jährlich werden von den Niederländern mehr als 40,000 Centner Zinn ausgeführt, davon der größte Theil nach China verhandelt wird. Die Küstenbewohner sind Malayen (s. d. Art.), im Innern und in den Wäldern aber leben wilde Menschen, unter denen es auch Menschenfresser gibt. Malacca besteht aus mehrern kleinen Staaten, davon einige dem Reiche Siam zinsbar sind, andere unabhängigen Fürsten gehorchen. Die Niederländer besitzen hier die Stadt und den Hafen Malacca, worin etwa 800 Familien wohnen, theils Niederländer und Portugiesen, theils Malayen, Chinesen, Malabaren und Mongolen. Zu diesem niederländischen Gouvernement Malacca werden auch ihre Handelsfactoreien auf der Sundainsel Borneo gerechnet.

Malachias, s. Maleachi.

* Malaga, eine Stadt in der spanischen Provinz Granada, in einer herrlichen Gegend in einem Thale, am Meere und am Ausflusse des Guadalmedina, ist mit einer doppelten Mauer eingefaßt, und hat zu ihrer Vertheidigung eine auf einem Felsen liegende Citadelle. Die Häuser, deren Zahl 5500 beträgt, sind hoch, die Gassen schmal, enge und meistens schmutzig. Die Domkirche ist das merkwürdigste Gebäude der Stadt. Die Zahl der Einwohner beträgt 52,000, welche sich weniger von der Industrie, als von dem äußerst wichtigen Handel ernähren, durch welchen sehr viele spanische Producte, vorzüglich Wein (der berühmte Malagawein, s. den Art. Wein), Rosinen, Südfrüchte, Oel, Pataten ausgeführt werden. Jährlich laufen in den hiesigen trefflichen Hafen, welchen ein sich weit ins Meer erstreckender Damm einfaßt, und in welchem 400 Kauffahrteischiffe und 10 Linienschiffe Raum haben, über 3000 Schiffe ein. In der umliegenden Gegend befinden sich an 7000 Weinberge, welche jährlich an 900,000 Arroben oder etwa 90,000 Ohm Wein liefern, wovon über die Hälfte ausgeführt werden. Auch treibt man starke Oelbereitung; daher sich in einem Umkreise von 20 Meilen über 700 Oelpressen befinden.

* Malayen, ein asiatisches Volk, dessen Ursprung sich nicht mit Gewißheit angeben läßt. Im dreizehnten Jahrhunderte finden wir Malayen auf der indischen Halbinsel Malacca, wo sie die Stadt gleiches Namens erbauten, und ein Reich stifteten, dessen Sultane durch Heirathen und Eroberungen dasselbe erweiterten. Sie unter-

warfen sich einen Theil von Sumatra (wo die Malayen schon früher gewohnt zu haben scheinen, ehe sie sich in Malacca niederließen), und setzten sich auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen, den Molucken und in einigen Inselgruppen Australiens fest, in welchen Gegenden man noch malayische Stämme findet, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung Aehnlichkeit mit den Malayen in Malacca haben. Sie bildeten damals eine ansehnliche Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte. Sie trieben den Handel zum Theil mit eignen Schiffen, und schickten Colonisten aus. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindostan und Siam belebte die Häfen der Malayen in Malacca. Jedoch jetzt ist die Macht der Malayen sehr herabgekommen; sie sind in verschiedene Stämme getheilt und ohne gemeinschaftliches Oberhaupt. Die Ursachen dieses Verfalles liegen zum Theil in dem Uebergewichte, welches die Europäer, besonders die Niederländer, in den indischen Gewässern erhalten haben, zum Theil in dem Lehnssysteme der Malayen, wodurch die Nationalkraft getheilt und durch die zunehmende Macht der Vasallen Einigkeit und Gemeingeist unmöglich ward. Die großen Vasallen gehorchen dem Oberhaupte oder Sultan nur, wenn sie wollen, und haben wieder Untervasallen, die es gegen jene eben so machen. Der größte Theil der Nation besteht aus Sklaven, ihre Herren sind die Oramlai oder der Adel, der unabhängig ist und seine Dienste demjenigen verkauft, welcher sie am besten bezahlt. Die Malayen sind ein von den Hindus, Birmanen und Siamesen verschiedenes Volk. Sie sind stark, nervig, haben eine sehr dunkelbraune Farbe, langes glänzend schwarzes Haar, eine große platte Nase und große, feurige glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth gränzt, Treulosigkeit, Ungezähmtheit, Raub- und Mordsucht charakterisiren die Malayen in Asien; jedoch die malayischen Stämme auf den Inseln Australiens sind größtentheils sanfter, gutmüthig, gesellig, offen und redlich, und zeichnen sich durch die schönsten, regelmäßigsten Formen ihres Körpers aus. Die asiatischen Malayen, wohin die Malayen in Malacca, auf Sumatra, Java, die Biadschuhs, Eidahans und Darat in Borneo, die Biadschuhs (einer der wildesten Malayenstämme) und die Makassen in Celebes, die Haraforen auf den Molucken, die Subanos in Magindanao, die Tagalen und Pampangos in Manila, die Bissayer auf den kleinern Philippinen gehören, haben eine große Uebereinstimmung in ihrer körperlichen Bildung, in ihrer politischen Verfassung, einer Art von Lehnsystem, und in der ihnen eignen rasenden Wuth und Grausamkeit. Sie bekennen sich meistens zur Mohamedanischen Religion, lieben Schiffahrt, Kriege, Plündern, Auswanderungen, und überhaupt kühne Unternehmungen. Mehr für die unsinnigen Gesetze ihrer Ehre eingenommen, als für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sieht man, daß bei ihnen stets der Stärkere den Schwächern unterdrückt. Ihre Friedensschlüsse und ihre Freundschaft dauern nur so lange, als der Eigennutz, der sie erzeugte, seine Rechnung dabei findet. Sie sind stets bewaffnet, in stetem Kriege unter sich oder beschäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die rasende Wuth der Malayen hat die Europäer zu dem Gesetze genöthigt, welches dem Schiffscapitain verbietet, einen Malayen als Matrosen zu nehmen; denn man hat gesehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen unversehens über die Schiffsmannschaft hergefallen sind, und ehe man sich ihrer bemächtigen konnte, bereits mehrere getödtet hatten. Malayische Schiffe mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen

entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen können. Alle freien Malayen lassen sich nie ohne Dolch sehen, und überhaupt sind sie in Verfertigung der Waffen, besonders der Dolche, sehr geschickt. Der häufige Gebrauch des Opiums trägt vorzüglich zu ihrer an Wuth gränzenden Heftigkeit bei. Die Malayen sind blos thätig im Kriege, wo es Raub und Mord gilt, zu Hause sind sie faul, überlassen die Arbeit den Sklaven und verachten den Ackerbau. Der Sklave, der seinen Lebensunterhalt aus der Cultur des Bodens gewinnen muß, wird von seinem Herrn demselben häufig entzogen, muß in den Krieg gehen und die Heimath verlassen. Daher ist der gemeine Malaye ein armes, unglückliches Geschöpf, das unter der Last des Lehnsystems keinen Wohlstand und keine Bildung erlangen kann.

† Malchus ward 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfaches ernannt, gegen Ende des Jahrs 1818 aber mit einer Pension von 4000 Gulden wieder entlassen, worauf er sich abermals nach Heidelberg zurückzog.

† Maleachi. Nach einer Ueberlieferung war er aus dem Geschlecht Zabulon und zu Sopha nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft geboren und starb sehr jung. Wahrscheinlich war er gleichzeitig mit Nehemias. Seine Prophezeihung besteht in Vorwürfen gegen die Juden wegen ihrer Undankbarkeit, womit sie die besondere Gunst Gottes erwiederten, wegen ihrer Nachlässigkeit, womit sie den Dienst im Tempel verrichteten, und wegen der Ehen, welche sie dem Gesetz zuwider mit fremden Weibern schlössen. Auch enthält sie Androhung des göttlichen Gerichts gegen die Unbußfertigen und eine Vorherverkündigung der Ankunft des Messias und seines Vorgängers, Johannes des Täufers, unter dem Namen Elijah. Sein Ausdruck verräth das Sinken der hebräischen Poesie seit der babylonischen Gefangenschaft.

Malone (Edmund), ein geborner Irrländer, hat sich vorzüglich durch eine mit seltnem Fleiße und beharrlicher gründlicher Kritik besorgte Ausgabe der sämmtlichen Werke Shakspear's (Lond. 1790, XI, 8.) bekannt gemacht, welche in England ungeachtet der spätern Arbeiten von Steevens und Reed noch immer sehr geschätzt wird und ziemlich selten geworden ist. Man sieht einer neuen Auflage derselben entgegen, zu welcher er bedeutende Materialien hinterlassen hat. Sein Historical Account of the rise and progress of the english stage (Bâle, 1800, 8.) steht ebenfalls in großem Ansehen, aber seiner Ausgabe von J. Dryden's critical and miscellaneous prosa works (Lond. 1800, III, 8.) wird der Vorwurf der Weitschweifigkeit und einer unnöthigen Freigebigkeit mit Erläuterungen gemacht. Auch verdankt man ihm die Sammlung der Werke Joshua Reynolds (Lond. 1797, II, 4.).

* Malpighi (Marcello), ein durch seine anatomischen und physiologischen Untersuchungen berühmter Physiker, geboren im J. 1628 in Crevalcuore im Gebiet von Bologna. Er studirte Philosophie und Medicin auf der Universität zu Bologna, und genoß vornemlich Massari's anatomischen Unterricht. Darauf ward er Doctor der Physik, und vier Jahre nachher Lehrer der Medicin zu Bologna. Sein wachsender Ruhm bewog den Großherzog von Toscana, ihm die Professur der theoretischen Arzneikunde auf der Universität Pisa anzutragen, welche er auch annahm, aber schon nach drei Jahren wieder aufgab, da die dortige Luft ihm nicht zusagte. Er kehrte daher 1660 auf sei-

Lehrstuhl nach Bologna zurück. Hier setzte er seine Forschungen mit großem Eifer fort und war der erste, der sich zur Untersuchung des Blutumlaufs des Mikroskops bediente. Die dadurch gewonnenen Resultate legte er in zwei Briefen an Borelli, de pulmonibus, dem Publicum vor. Im J. 1662 ging er als Professor der Medicin nach Messina; allein er gerieth bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Er ward 1669 Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, die in der Folge seine Werke auf ihre Kosten drucken ließ. Als der Cardinal Pignatelli im J. 1691 unter dem Namen Innocenz XII. Papst geworden war, berief er Malpighi nach Rom, und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherrn. Dieser aber starb schon im Sept. 1694. Die Werke Malpighi's sind zahlreich. Außer der oben angeführten Schrift über die Lunge gab er einzelne Abhandlungen heraus, über das Gehirn, die Zunge, die Netzhaut, das Tastorgan, die Structur der Eingeweide, die Nerven, die Milz, den Uterus u. s. w.; ferner über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei und über die Drüsen. Auch schrieb er über die Anatomie der Pflanzen und theilte darüber viele feine und lehrreiche Beobachtungen mit. Wiewohl er nicht ganz frei von Irrthümern blieb, so trug er doch viel zur Vervollkommnung der neuern Physiologie bei, und verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Entdeckern. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu London 1686 in zwei Foliobänden und correcter zu London 1687 in Quart; ferner seine nachgelassenen Schriften zu London 1697 in Folio, und wiederholt zu Venedig und Leiden. Seine Consultationum medicarum Centuria gab Casparini 1713 zu Padua heraus. Als Practiker ist Malpighi nicht ausgezeichnet, da er den chemischen Theorien seiner Zeit anhing; indeß verdient er Lob, den Nachtheil des Aderlassens bei den damals in Italien herrschenden Epidemien gezeigt zu haben.

Malplaquet (Schlacht bei), den 11. Sept. 1709; die blutigste im spanischen Erbfolgekriege, welche Marlborough und Eugen, die Heerführer der Verbündeten, gegen die Franzosen unter Villars gewannen. Jene wollten, nach der Eroberung von Tournay (Dornick), Mons (Bergen, die Hauptstadt von Hennegau) einschließen. Um dieß zu verhindern, zog ihnen Villars entgegen; unter ihm diente aus freier Wahl ein älterer Marschall, der edle tapfre Boufflers. Das französische Heer war 70,000 Mann stark und hatte 80 Stück Geschütz. Die Verbündeten aber, welche gegen 80,000 Mann zählten und 140 Kanonen mit sich führten, kamen dem Feind zuvor und griffen ihn bei dem Gehölz in der Nähe der Dörfer Blangies und Malplaquet an. Marlborough commandirte die Engländer und die deutschen Truppen im englischen Solde auf dem rechten Flügel; Eugen befehligte den Mittelpunkt des Heeres; Tilly und ein Graf Nassau den linken Flügel, wo die Holländer standen. Den feindlichen rechten Flügel führte Villars an, den linken Boufflers. Die Franzosen hatten eben Brot gefaßt, warfen aber einen Theil davon weg, um leichter in den Kampf zu gehn. Bald ward der linke Flügel der Verbündeten geschlagen und in die Flucht getrieben; mit der größten Anstrengung kämpfte Marlborough auf dem rechten; zwölfmal hatte der Prätendent, Jacobs II. Sohn, der Ritter St. Georg, an der Spitze der französischen Reiterei den Angriff erneuert: da entblößte Villars etwas den Mittelpunkt seines Heeres, um seinen linken Flügel zu verstärken. In diesem Augenblick griff Eugen das feindliche Centrum an, nahm die Verschanzungen, die dasselbe deckten, mit

Sturm, und schlug die Garden zurück. Rasch eilte zwar der Marschall von dem linken Flügel herbei, um den Mittelpunkt zu retten, vergebens: er ward verwundet, sein Centrum durchbrochen und die beiden Flügel getrennt. Die Schlacht war verloren. Gegen dreißigtausend Todte und Sterbende, meistens Holländer, bedeckten die Wahlstatt. Die Franzosen hatten kaum zehntausend, die Verbündeten mehr als 20,000 Mann verloren. Der Sieger erbeutete weder Gefangene noch Kanonen; Boufflers führte das Heer in guter Ordnung zwischen le Quesnoy und Valenciennes zurück. Hierauf belagerten die Verbündeten Mons und eroberten diese Stadt. K.

† Malta. Der Boden ist verwitterter Felsen, der erst durch Kunst, indem man Erde aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht worden ist. Eigentliche Berge sind auf der Insel nicht, aber viele Hügel und Steinklippen, die mit Mühe zum Anbau tauglich gemacht werden müssen. Flüsse hat die Insel nicht, nur Bäche, welche sie hinlänglich bewässern. Da es selten regnet, so müssen sich die Einwohner viele Mühe geben, um ihre Baumwollenpflanzungen zu begießen. Das Clima ist heiß, doch durch Seewinde abgekühlt. Es friert niemals, und Zimmerheizung ist hier überflüssig. Nirgends bleibt der Boden unbearbeitet, sondern wird jedes Jahr besäet, jeder Zoll Landes ist benutzt, jedes Feld mit Mauern eingefaßt, und selbst Felsen zerklopft man, um so eine Art von Sandboden hervorzubringen. Das heiße Clima bringt alles, was gepflanzt wird, reichlich hervor, und zu einer großen Vollkommenheit. An Vieh, Geflügel, Fischen und Honig fehlt es nicht. Ungeachtet der wenigen Erde, die den Felsenboden Malta's bedeckt, bringt es doch Getraide (aber nicht hinreichend für den Bedarf der Einwohner; das fehlende wird aus Sicilien geholt), Hülsenfrüchte, Gemüse, Sodapflanzen, Baumwolle, Zuckerrohr, Wein, schönes Obst und edle Südfrüchte hervor. Die Pommeranzen, Zitronen, Feigen, Granatäpfel übertreffen an Süßigkeit die italienischen; der Wein kommt dem spanischen gleich, wird aber wenig gebaut; die Trauben sind sehr schmackhaft und werden meist so gegessen, oder gedörrt, selten zu Wein benutzt. Die hiesigen Pommeranzen werden selbst nach andern italienischen Ländern geführt, besonders nach Genua und Venedig. Die Blumen sind hier weit geruchreicher und stärker, besonders waren die hiesigen Rosen schon im Alterthum berühmt. An Waldungen fehlt es fast ganz; nur der südwestliche Theil der Insel enthält etwas Wald. Auf die Baumwolle wenden die Einwohner allen Fleiß, weil sie das Hauptproduct und den Hauptnahrungszweig derselben ausmacht. Sie wird im März gesäet und reift im September. Man hat hier dreierlei Gattung, die indische, die Landbaumwolle und die gelbe. Sie wird entweder ganz roh ausgeführt oder gesponnen, und geht jetzt nach England. Jährlich wird für 800,000 Gulden Baumwolle ausgeführt. Von Mineralien gibt es Salz, welches aus dem Seewasser bereitet wird, Marmor, Alabaster und gute Bausteine. Fabriken und Manufacturen findet man nicht, alles schränkt sich auf Baumwollenbereitung und das Spinnen derselben ein; man verfertigt bloß aus Baumwolle etwas Zeug und Strümpfe. Der Handel und die Schifffahrt sind bedeutend, und werden durch die häufigen Häfen sehr befördert. Die Einwohner, deren Zahl 80,000 beträgt, — eine äußerst beträchtliche Bevölkerung für ein so kleines und von Natur nicht begünstigtes Ländchen, — stammen von den Arabern oder Saracenen ab, welche von 818 bis 1090 im Besitz dieser Insel waren, und sind

mit Italienern und Griechen untermischt. Sie reden einen aus der
Italienischen und Arabischen vermischten Dialect, sind geschickte Han
delsleute, Fischer und Seeleute, und bekennen sich zur catholische
Religion. Die Hauptstadt heißt La Valetta (s. den Art.), und i
eine der stärksten Festungen der Welt. Sie besteht eigentlich aus
Städten, welche zusammen 3500 Häuser und 32,000 Einwohner en
halten. Die drei Häfen der Stadt sind eben so geräumig als b
quem, und können eine ganze Flotte aufnehmen. — Zu Malta geh
ren auch die zwei kleinen Inseln Gozzo und Comino mit 2 Quadra
meilen und 14,000 Einwohnern. Malta wurde im Jahr 1530 vo
Carl V. dem Johanniterorden als ein Lehen des Königreichs Sic
lien zugetheilt. Die Ritter hatten in ihrem neuen Sitz 1565 eine
furchtbaren Angriff der Türken auszustehen, nöthigten sie aber en
lich nach großem Verlust zum Abzug. Malta war bis zum J. 17
im Besitz des Ordens. Damals nahm Bonaparte auf seinem Zu
nach Aegypten die Insel ein; Valetta ergab sich verrätherischer Wei
ohne Widerstand. Großbritannien hat den Einwohnern ihre Recht
Freiheiten und Religion zugesichert, und in der innern Verfassun
wenig geändert; die Insulaner erwählen ihre Obrigkeiten und Recht
behörden aus ihrem eignen Mittel. Es unterhält hier einen Gouve
neur, einen Commandanten und eine Besatzung von 6000 Man
Die Kosten dieser Besitzung überwiegen bei weitem die Einnahm
welche Großbritannien von dieser Insel zieht.

* Mammuth (bei Blumenbach Elephas primigenius, der El
phant der Vorwelt) ist ein jetzt nicht mehr bekanntes Thier der U
welt, dessen Ueberreste noch gefunden werden. Rußland, besonde
Sibirien, ist das Vaterland dieser Thiergattung, wie das Gemeingr
derselben. Denn hier findet man die meisten Knochen und Zähne vo
diesem großen Thiere, die für die Russen einen nicht unbedeutend
Handelsgegenstand abgeben. Nach Cuvier ist das Mammuth eine Ga
tung des Elephanten gewesen, und nimmt unter den 48 Arten au
gestorbener Thiere, von deren ehemaligem Daseyn er versichert ist, d
zweiten Platz ein. Es hat Hauer und einen Rüssel, wie der El
phant. Man findet die Knochenüberreste des Mammuth in der ni
drigen aufgeschwemmten Erde an den Ufern großer Flüsse. Im E
der Lena entdeckte Adams vor einigen Jahren ein noch mit Haut un
Haar versehenes Thier dieser Art. Es hatte zwischen den steifen Ha
ren auch ein gelbliches Wollhaar, war 16 Fuß lang und 9 Fuß hoc
jedes Horn war 9 Fuß lang, der Kopf allein wog über 400 Pfun
Auch in Frankreich und Deutschland, namentlich bei Braunschweig u
1816 bei Canstadt hat man Mammuthsknochen ausgegraben. Ein
in Virginien entdeckten Gattung von Kranichen von 15 Fuß Höhe h
man den Namen Mammuth-Kranich beigelegt.

* Manchester, große und wichtige Fabrikstadt Englands,
Meilen von London, in der Shire Lancaster, in einer sehr hügelig
Gegend, am Bridgewatercanale und am schiffbaren Flusse Irwel,
dessen linkem Ufer Salford, eine Vorstadt von Manchester, liegt, u
durch eine schöne steinerne Brücke von zwei Bogen mit der Stadt ve
bunden ist 2c. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut; der neuere Th
derselben ist sehr freundlich gebaut, hingegen ist der ältere Theil, d
Sitz der Fabriken, altmodisch. Einer der schönsten Theile von Ma
chester ist der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angeleg
schöne Häuserreihe mit einer Terrasse, von der man auf den vorbe
fließenden Fluß hinabsieht. Die Stadt enthält 16,400 Häuser un

98,600 Einwohner, welche vorzüglich von den wichtigen Fabriken ihren Unterhalt ziehen; denn sie ist der Mittelpunkt der englischen Baumwollenfabrikation, welche die ganze Gegend und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt. Es befinden sich daher hier mehr als 200 Fabriken von Manchester, Nanquin, Piqué, Kattun, Musselin, gedruckten Halbtüchern und Band, dann Fabriken in grober Leinwand und Hüten, und fünf Eisengießereien. Der Reichthum an wohlfeilen Steinkohlen und die vortrefflichen Canalverbindungen, besonders der Canal des Herzogs von Bridgewater, verbunden mit der vortrefflichsten Maschinerie, tragen zur Beförderung der Industrie sehr viel bei. Auch befinden sich zu Manchester große Handelshäuser und eine Börse. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerken wir die Collegiatkirche, ein schönes gothisches Gebäude, das in zwei Theile getheilt ist, wovon der neuere Theil sehr geschmackvoll eingerichtet ist. Merkwürdig ist auch die große nach dem Lancasterischen Systeme eingerichtete Freischule in einem Gebäude, zwar nur von einem Stockwerke, aber von einer ansehnlichen Länge. Manchester hat mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, eine öffentliche Bibliothek von 18,000 Bänden und eine philosophische Gesellschaft, welche sich durch die Herausgabe mehrerer gemeinnützigen Abhandlungen sehr verdient gemacht hat.

Manco = Capac, der Stifter und erste Inca des peruanischen Reichs, dessen Bewohner noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, sein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hätte sie civilisirt und mit verschiednen nützlichen Beschäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne, und lehrte innerlich und als höchste, aber unbekannte Gottheit, Pachacamac, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, sichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, seine Mutter, verehren, und befahl, Letzterer für die Wohlthaten, womit sie die Menschen überhäufe, Opfer darzubringen.

* Mani, Manichäer. Von dem Stifter dieser merkwürdigen Secte, den die Orientalen Mani, die Kirchenväter Manes und seine Anhänger Manichäus nannten, hat die Geschichte zwei verschiedene Nachrichten; doch zuverlässiger, als die arabische aus dem zehnten Jahrhundert, die ihn zu einem vornehmen Magier, kunstreichen Mahler und christlichen Priester macht, übrigens aber nichts merkwürdiges neues von ihm sagt, scheint die viel ältere, in den christlichen Kirchenschriftstellern aufbehaltene Erzählung zu seyn. Nach dieser kam er im Knabenalter als Sklav unter dem Namen Kubrikus zu einer begüterten Wittwe in Persien, bei der er die 4 Bücher des Scythianus, eines sonst nicht bekannten ägyptischen Schwärmers, dessen Schüler Terebinthus oder Buddus sie ihr hinterlassen hatte, unter den Titeln Geheimnisse, Hauptstücke, Evangelium (Arzeng) und Schatz vorfand und daraus eine aus chaldäisch = dualistischen Ideen und gnostischen Mythen gewobene Welt = und Geisterlehre schöpfte. Vergl. den Art. Dualismus und Gnosis. Nach dem Tode seiner Herrin ihr Erbe, nannte er sich Mani und versuchte, ähnlich dem späteren Mohammed, auf den Grund dieser Bücher eine neue Religionsphilosophie zu bauen, für die er Jünger gewann. Durch den Ruf seiner Weisheit an den Hof Sapors (Schabours) Königs von Persien, geführt, mußte er, da der ihm anvertraute kranke Sohn dieses Königs unter seiner Behandlung starb, dafür mit Gefängniß büßen. Seine vorher ausgesendeten Schüler brachten ihm

dahin Kunde von dem Widerstande, den das Christenthum ihnen ei
gengesezt habe. Ueber dem Lesen der heiligen Schriften der Christen
er nun auf den Gedanken, zur Reinigung des Christenthums von j
schen und hierarchischen Verunstaltungen und zur Ausbreitung
von den Aposteln verschwiegenen Geheimlehre berufen, ja selbst de
N. T. verheißene Paraklet oder Tröster zu seyn. Nachdem er sic
Haft entzogen und auf Arabion, einer Feste an den Gränzen M
potamiens, neue Jünger gesammelt hatte, suchte er unter dem
men eines Apostels Jesu Christi, nach der arabischen Erzählung
begünstigt von Sapors (272 n. Chr.) Nachfolger Hormisdes (
muz), die Christen in jenen Gegenden zu seiner Lehre zu beke
Bei diesen Bemühungen soll er von Archelaus, einem christlichen
schof zu Kaskar (Charrä) in Mesopotamien, in zwei Disputati
überwunden, bald auch wieder am persischen Hofe verdächtig und
nach Chr. auf Befehl des Königs Varacces (Baharam) hinger
(die christliche Nachricht sagt geschunden) worden seyn. Von
ewigen Gegensatze des Guten und Bösen ausgehend, die Philos
me Zerduschts mit willkührlich gedeuteten biblischen Lehren versc
gend, hat sein System vom Christenthume wenig mehr als die Spr
Es nimmt zwei von einander unabhängige Grundwesen an, das
te, den gestaltlosen Gott im Reiche des Lichts, das Böse, Hyle
Teufel, von colossaler Menschengestalt in der Finsterniß der Ma
jenes verstärkt durch zwei anfänglich erzeugte Ausflüsse, Sohn
Geist, und stärker als dieses; jedes von unzähligen aus ihm
nirten gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, d
fünf Elementen oder wie Stockwerke über einander gethürmten G
ren wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitre
mildes Feuer und reiner Aether, im Reiche des Bösen Finsterniß
Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und R
aus deren jedem wieder ihm angemessene Kreaturen hervorgi
Während eines innern Krieges der immer zwieträchtigen Kräft
Finsterniß gewahrte die geschlagne Partei auf hohen Gränzgeb
das dem Teufel vorher ganz unbekannte Lichtreich. Um es zu ero
machte der Teufel Friede unter den Seinigen, dagegen der gute
die Mutter des Lebens und aus dieser den ersten Menschen erz
um seine Heere gegen die Bösen anzuführen. Dieser Aeon wol
durch List und Liebe bezwingen, wobei viele Lichtseelen, selbs
eigner Sohn, der leidensfähige Jesus, vom Teufel und seinen A
verschlungen wurden. Der heilige Geist, von Gott zu Hülfe
det, fesselte zwar die Feinde und schuf das Weltgebäude (die E
das auf den Schultern der Riesen Omophorus und Splend
ruht, welche die Manichäer verehren. Dafür erzeugte der Teufe
das Böse in die Welt zu bringen, die Menschen, deren Körpe
sinnliche Seele seinem Reiche angehört, deren vernünftige Seel
von dem in jenem Kampfe vom Teufel verschlungenen Lichtst
nommen ist. Nun sehnten sich die Menschen aus den Fesseln de
pers und der Sinnlichkeit hinaus nach dem Lichte. Der Sohn
tes (Christus, den Mani vom leidensfähigen Jesus untersche
dessen Kraft in der Sonne, dessen Weisheit im Monde wohnt,
daher in die Welt kommen, um die noch von der Finsterniß ge
nen Lichtseelen zu befreien. Dieser Erlöser wurde nicht M
was das neue Testament von dem Menschenleben Jesu erzählt,
nur Schein und Schattenspiel, selbst sein Tod und seine Au
hung; aber seine Leiden sind Sinnbilder der an dem verderbten

schen nöthigen Läuterung durch Entsagung, Tod und neues Leben, insonderheit seine Kreuzigung eine Allegorie von der Qual der Seelen, die an der Materie hängen, wie am Kreuz. Diese Erlösung geschieht nur durch den Unterricht, den der Paraklet (Mani) als Stellvertreter des heiligen Geistes aus den Reden Christi und selbst empfangenen Offenbarungen kund macht. Mani's Christenthum ist daher ein bloß moralisches Institut, indem das alte Testament ganz verworfen, das neue aber nur nach seiner Deutung gebraucht wird. Nach dem Tode nimmt er Reinigungen der Seelen durch Feuer und Wasser, doch keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen sollen bald darauf zur Seligkeit im Licht gelangen, die Unvollkommneren erst nach Wanderungen durch mancherlei Thiere, in denen sie büßen und sich läutern, die Unverbesserlichen aber, obschon auch zur Seelenwanderung bestimmt, ewige Höllenstrafen leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jesus, das, aus den Aeonen der Finsterniß wiederherausströmend, auf die Erde fällt und sie befruchtet, und der lebendige Geist reiniget auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den sie den Menschen geben, sich im Dienste des Lichtes verzehren, daher auch die Manichäer kein Brot, sondern nur Geld als Almosen an Nichtmanichäer spenden durften. Erzürnt über diesen Erfolg erregen jene teuflischen Kräfte Ungewitter und andre physische Uebel. Das ganze Drama beschließt ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlös'ten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiet und dem Reiche des Lichts halten die Seelen der nicht völlig Geläuterten ewig Wache, daß beides geschieden bleibe, wie es vom Anfang war. Mit diesem Religionssystem, das in den Büchern des Scythianus und Mani's eignen Zusätzen, Briefen und apocryphischen Schriften enthalten war, aber nur noch in Bruchstücken, welche man in alten Streitschriften, besonders des heiligen Augustinus, gegen die Manichäer findet, vorhanden ist, hängt die Manichäische Sittenlehre genau zusammen. Sie theilte die Manichäer in zwei Classen. Die Auserwählten sollten sich des Weines, des Fleisches und aller animalischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Ueppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, tödten und ihr Leben der frommen Contemplation widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommneren erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten, und ihr Glück in der Armuth suchen. Aller Oberhaupt war Mani mit zwölf von ihm gewählten Aposteln, unter denen Thomas, Buddas und Acuas, nach dem die Manichäer auch Acuaniten genannt wurden, Erwähnung verdienen. Den Manichäischen Gemeinden standen Bischöfe, (Mani hatte 72 dazu geweiht) Aelteste und Diakonen vor, sämmtlich aus der Classe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andre sinnliche Hülfsmittel des Cultus hatten sie nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein, die Taufe verschoben sie, wie die Christen der ersten

Jahrhunderte, oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag diesen mit strengem Fasten. Im März feierten sie Mani's Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein auf fün Stufen erhabner prachtvoller Lehrstuhl für den im Geiste anwesende Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten seyn, mußten aber ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch seit der Mitte des vierten Jahrhunderts härtere Verfolgungen erdulden, als andre Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell genug aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Aegypten, der römische Provinz Afrika, und selbst bis Italien ausgebreitet. Der heilig Augustinus, der ihre Irrthümer am eifrigsten bestritten hat, war i seiner Jugend neun Jahre Zuhörer unter ihnen gewesen. In Nordafrika, wo sie viele, obwohl nicht zahlreiche Gemeinden mit eigne Bischöfen hatten, wurden sie im 5ten Jahrhunderte von den Vandalen, im römischen Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet hatten, durch die Verfolgungsdekrete christlicher Kaiser und durch bischöfliche Bannflüche ausgerottet. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem Anfange des 6ten Jahrhunderts theils in das noch heidnische östliche Asien wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu habe scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück un traten in späteren Jahrhunderten nur unter andern Namen wiede auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Kathare hatten viel mit den Manichäern gemein (vergl. dies. Art.), doch i ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wi den 1022 zu Orleans verbrannten Canonicis, oft ohne hinlängliche Grund und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden

E.

Manilius (Marc.), ein römischer Dichter, wahrscheinlich au dem Zeitalter des Augustus, dessen übrige Lebensumstände unbekannt sind. Merkwürdig ist er weniger als Dichter überhaupt, al wegen des Gegenstandes, den er besungen. Er ist nämlich der Einzige unter den Römern, der, mit dem Aratos wetteifernd, es ve sucht hat, ein astronomisches Lehrgedicht zu verfertigen Was wir noch davon haben, besteht aus 5 Büchern unter der Aufschrift: Astronomica, ist aber nicht das Ganze. Als ein solches ha es keinen hohen poetischen, aber wohl einen wissenschaftlichen Werth Doch finden sich manche einzelne wirklich schöne und gelungne Stellen wohin besonders die Eingänge gehören, auch die Stelle von der Milchstraße im 2ten Buche. Hauptausgaben sind von Bentley (London 1739. 4.) und von Stöber (Straßburg, 1767, 8.).

Mannbarkeit, s. Pubertät.

* Mannheim, ehemals die Hauptstadt der Pfalz am Rhein jetzt die zweite Residenz des Großherzogs von Baden und die Hauptstadt des Neckarkreises des Großherzogthums Baden, liegt beinahe i der Mitte der Ebene zwischen den dies- und jenseitigen Rheingebirgen, an dem Einflusse des Neckars in den Rhein, über welche beid Flüsse jetzt Schiffbrücken führen, wovon die Neckarbrücke auf 23 Kähnen ruht. Die Stadt enthält 6 öffentliche Plätze, 10 Kirchen, überhaupt 57 öffentliche Gebäude, 1540 Wohnhäuser und 18,200 Einwohner. Sie ist eine der regelmäßigsten Städte Deutschlands, bildet eine länglichen Zirkel, und wird durch 11 längs- und 10 querlaufende Stra

ßen von gehöriger Breite in 112 Quadrate zerschnitten. Die Straßen sind schnurgerade, reinlich und mit schönen Häusern besetzt. Die Straße, welche von dem nun abgebrochenen Heidelberger Thore bis zum Rheinthore führt, ist zum Theil mit einer doppelten Reihe von Acazien, die mit Ketten umschlossen sind, versehen. Sonst hatte Mannheim Festungswerke, aber nach dem Lüneviller Frieden wurden sie geschleift und an die Stelle der Wälle und Gräben sind blühende Gärten gekommen. Auf dem mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzten Paradeplatze ist ein marmorner aber wasserleerer Springbrunnen mit meisterhaft von Crepello gegossenen Statuen. Der schöne große Marktplatz ist mit einer vortrefflich in Stein gehauenen Gruppe von der Meisterhand des van der Brand geziert. Das weitläuftige und prächtige, 750 Fuß lange Schloß nimmt die ganze am Rhein gelegene Seite der Stadt ein. Es ist in Ansehung seines Umfanges eines der bedeutendsten in ganz Deutschland, und besteht eigentlich aus drei sehr großen Vierecken. Der linke Flügel des Schlosses enthielt ehemals die Gemächer der Churfürstin, die Capelle, ein physikalisches Cabinet, den großen Opernsaal und das Ballhaus, allein bei dem Bombardement 1795 hat er sehr gelitten, so daß ein großer Theil abbrannte, und nur noch die äußern Mauern stehen geblieben sind; der rechte Flügel, von dem Churfürsten Carl Theodor erbauet, war der Kunst und den Wissenschaften eingeräumt, und enthält noch jetzt die Bildergallerie, doch bei weitem nicht so bedeutend, als sonst, wo sie neun Säle füllte, ein Naturaliencabinet, welches durch den Regierungswechsel auch etwas verloren hat, eine Sammlung von Gypsabgüssen der bedeutendsten Antiken, eine Antiquitätensammlung, welche außer den in der Pfalz gefundenen römischen Steinen auch eine Anzahl, größtentheils im Lande ausgegrabener kleiner Bronzen enthält, und eine nicht unbedeutende Bibliothek. Die in dem Schlosse für die Landesherrschaft eingerichteten Zimmer sind sehr geschmackvoll decorirt und möblirt. Unter allen geistlichen Gebäuden in Mannheim macht das vormalige Jesuitencollegium nebst der Hof- und Jesuitenkirche den größten Eindruck. Der mit Säulen vom feinsten pfälzischen Marmor gezierte hohe Altar ist äußerst geschmackvoll und die in Fresco gemahlte Decke eine von den schönsten in Deutschland. Diese Kirche hat zwei Thürme, zwischen welchen die hohe Kuppel emporragt. Die Höhe der Kuppel soll vom Boden an 250 Fuß betragen; von den 250 Fuß ihrer Länge nimmt das Schiff der Kirche allein 200 ein. Nach dem Schlosse ist das schönste weltliche Gebäude in Mannheim das Zeughaus, von imposanter Größe und geschmackvoller Einfachheit. Es hat 650 Fuß im Umfange, eine Höhe von 92 Fuß, und enthält vier Stockwerke. Die Decke des ersten Stockes ruht auf zwei Reihen von 28 Fuß hohen steinernen dorischen Säulen. Hinter dem Zeughause ist ein von einer Mauer umschlossener großer Kugelgarten. Auch das Kaufhaus ist ein schönes Gebäude, welches ein ganzes Quadrat einnimmt. Es ruht auf 72 steinernen Pfeilern, die 72 Schwibbogen machen, auf welchen der zweite Stock ruht. In diesem Bogengange werden die Messen gehalten, und hinter ihm befinden sich mancherlei Kaufläden. In diesem Gebäude befinden sich auch das Hofgericht, das Stadtamt, das Polizeibureau, eine Commissions- und eine Leihanstalt, die Mehlwage und der Packhof. Das Komödienhaus ist ein großes Gebäude von 3 Stockwerken und 900 Fuß im Umfange. Die daran befindliche schöne Bildnerarbeit ist von der Hand des van der Brand. Hinter dem Theater enthält das Haus den schönen Re-

doutensaal. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man besonde
Gymnasium nebst einer Bibliothek, eine Handlungsschule, ein
tanischen Garten und eine Sternwarte, ein in Form eines A
207 Fuß hohes Gebäude, und mit Instrumenten sehr reichlich
hen. Von Fabriken sind hier blos eine Stückgießerei, eine
druckerei, eine Krapp-, eine Tapeten-, eine Leim- und sech
baksfabriken. Bekannt ist auch das sogenannte Mannheimer A
eine Art von Liqueur. Obgleich einige hiesige Handelshäuser
tende Geschäfte machen, so ist Mannheim doch keine eigentliche
delsstadt. Der Speditionshandel ist von einiger Wichtigkeit
wird durch die Rhein- und Neckarschifffahrt begünstigt. Man
hier 100 Handelshäuser und fünf Buchhandlungen. Die Arbei
Handwerker und Künstler stehen in der ganzen Gegend in groß
sehen. Auch die hiesigen Bleichanstalten verdienen eine Erwä
Die Stadt ist mit vielen schönen Gärten umgeben, und der G
bau ist hier sehr vollkommen; besonders wird ein starker Hop
getrieben. Unter den öffentlichen Spaziergängen sind vorzügl
bemerken der Schloßgarten, eine neue schöne englische Anlage v
Schlosse bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausflu
Neckars in den Rhein gelegene Insel mit freundlichen Anlag
Wo jetzt die Stadt Mannheim steht, lag sonst ein bloßes Dor
ches Namens, wo Churfürst Friedrich IV. 1606 ein festes
Friedrichsburg und eine Stadt anlegte, welche vorzüglich vo
derländern, die wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland ve
hatten, bevölkert wurde. Der dreißigjährige Krieg, vorzügli
Jahre 1622, 1631 und 1644, bedrohte diese neu entstehende
mit dem Untergange und verursachte ihr vielen Schaden. Na
erfolgten westphälischen Frieden kehrten die vertriebenen Ein
wieder zurück, und die zerstörten Gebäude wurden wieder au
tet, aus Schutt und Asche hob sich eine neue Stadt. Allein 1688
durch die Franzosen die ganze Stadt Mannheim der Erde gl
macht. Die unglücklichen Einwohner flüchteten nach allen Ge
hin. In diesem traurigen Zustande blieb die Stadt zehn ganze
bis 1699 der Churfürst Philipp Wilhelm die herumirrende B
schaft wieder zusammenbrachte. 1720 wurde Mannheim von dem
fürsten Carl Philipp zur Residenz erwählt. Von da an erh
Mannheim zur bedeutendsten Stadt in der Pfalz. 1777, als
an den Churfürsten von der Pfalz als Erben gefallen war, wu
Residenz nach München verlegt. Im französischen Revolution
litt Mannheim durch Belagerung und Beschießung. Durch d
zu Lüneville geschlossenen Frieden fiel es an das Haus Baden

† Mansfeld. Von den beiden Linien des Hauses M
starb die Eislebische oder Lutherische 1710 aus. Von der
schen Linie erhielt Graf Heinrich Franz 1690 vom K. Carl
Spanien das Fürstenthum Fondi im Königreiche Neapel, und
Leopold I. ertheilte ihm 1711 die reichsfürstliche Würde.
Paul Franz, letzter Graf von Mansfeld und Fürst von Fond
kaufte das Fürstenthum Fondi und starb 1780 ohne männliche
Seine einzige Tochter brachte seine Allodialgüter durch Heir
das fürstliche Haus Colloredo, welches daher den Namen Co
Mansfeld führt.

Manson (Mad. Marie Françoise Clarisse), geb.
Rhodez (im Departement Aveyron, im südlichen Frankreich),
des dasigen Prevotal-Gerichtspräsidenten Enjalran, lebte zu

tez, getrennt von ihrem Gatten, Antoine Manson, einem gewesenen Offizier, den sie aus Gehorsam gegen ihren Vater geheirathet hatte. Diese geistvolle und liebenswürdige, aber schwärmerisch reizbare und überspannte Frau stand, ungeachtet sie durch Romanenlectüre verschroben, aus Stolz und Liebe zur Unabhängigkeit viele Eigenheit angenommen hatte, in einem guten Rufe, als sie auf einmal in einen Prozeß von Mördern und Räubern verwickelt wurde, wodurch ihr Name in ganz Europa eine tragisch-romantische Berühmtheit erhielt. Dies war der Prozeß Fualdes; ein Mord, aus Habsucht begangen von Männern, die straflos gebliebene frühere Verirrung bis zur kühnsten Bosheit fortgerissen hatte. Als ein Beitrag zu Sittenkenntniß des verwilderten Theils der französischen Nation verdient diese Sache hier eine Erwähnung. — In der gewerbsamen Fabrikstadt Rhodez, die etwa 6500 Einwohner hat, lebte ein sehr geachteter reicher Privatmann, Fualdes, ehemals königlicher Procurator beim dortigen Criminalhofe. Er machte Geldgeschäfte, und stand mit dem Mäkler Jausion und mit Bastide-Grammont, die seine nahen Verwandte und Hausfreunde waren, so wie mit andern reichen und angesehenen Männern seines Wohnorts in wichtigen Geschäftsverhältnissen. Jausion hatte seinen Credit durch Fualdes Darlehn sehr erweitert, und sich daher gegen ihn reversirt; Bastide war an Fualdes 10,000 Franken schuldig. Letzterer drang jetzt auf Abrechnung und Aufhebung der Verbindung; denn er hatte eben seine liegenden Gründe verkauft und wollte von Rhodez wegziehn. Er und Bastide geriethen deshalb noch am 19. März (1817) des Morgens in einen heftigen Wortwechsel, und es ward eine Zusammenkunft auf den Abend verabredet, um das Geschäft abzuthun. In dieser Absicht ging Fualdes den 19. März um 8 Uhr Abends aus, ward aber in der Straße des Hebdomadiers von Menschen, die sich postenweise vertheilt hatten und durch Pfeifen einander Zeichen gaben, angehalten, und mit verstopftem Munde in das übelberüchtigte Haus Bancal geschleppt, wo man ihn, nachdem er mehrere Wechsel hatte unterschreiben müssen, auf eine gräßliche Weise ermordete. Die Kinder der Bancal, welche schon zu Bette gegangen waren, eine verschleierte Dame und eine andere in Mannskleidern hörten Alles in einer Seitenkammer mit an. Bei dem Morde selbst waren zwei Weiber und wenigstens zehn Männer, wie sich späterhin ergab, als Theilnehmer zugegen. Darauf packte man den Leichnam wie einen Ballen Kaufmannswaaren, trug ihn durch mehrere Straßen und warf ihn in den Aveyron. Aber schon am folgenden Morgen um 6 Uhr ward der Körper gefunden, und um 7 Uhr kam Jausion nebst seiner Frau und Schwägerin, Theilnahme bezeugend, in das Haus des Ermordeten. Hier erbrachen sie ein Pult in Fualdes Cabinet, und nahmen einen Sack mit Geld, Rechnungsbücher und andere Effecten mit sich. Um 10 Uhr kam auch Bastide, und untersuchte die vorhandenen Papiere. Der Sohn des Ermordeten war abwesend. — Die Behörden stellten sofort die nöthigen Untersuchungen an. Man entdeckte die Spuren des Mordes in Bancals Hause, wo die zehnjährige Tochter der Bancal, Madeleine, die man in tiefem Schlafe geglaubt, Alles mit angehört und davon gesprochen hatte. Darauf ließ der junge Fualdes Bastiden am 25sten Tage nach dem Morde, auch Jausion verhaften. Noch wurden als Theilnehmer an der That eingezogen: das Bancal'sche Ehepaar, Collard, Bousquier, Bach, Missonnier und Anne Benoit. Bancal, der Wirth des Hauses, starb aber schon nach zwei

Monaten im Gefängnisse. Den 18. August eröffnete das Assisengerich
seine Sitzungen. Die Mörder läugneten; es fehlten Augenzeuger
Madam Manson, die in der Lebhaftigkeit des Gesprächs gegen Ver
wandte und andere Personen, namentlich gegen einen Offizier, Na
mens Clemandot, der durch unverschämte Zudringlichkeit un
Verleumdung sie ängstigte, so genaue Umstände von der That erzähl
haben sollte, als ob sie selbst zugegen gewesen wäre, gestand vor der
Präfekten und vor ihrem Vater, daß sie am 19. Abends in männliche
Kleidung auf der Straße des Hebdomadiers sich befunden, und vo
dem Lärm, da je[illegible]d hinter ihr überfallen worden, erschreckt, sich i
das erste offne Haus ge[illegible]chtet habe; dies sey Bancals Haus gewe
sen. Hier habe man sie in ein Cabinet geschoben, wo sie vor Entse
zen über den Mord in Ohnmacht gefallen, durch dieses Geräusch abe
den Mördern verrathen worden sey. Schon habe Einer von ihnen si
erwürgen wollen, da sey ein Andrer dazwischen getreten; sie hab
dann auf dem Körper des Ermordeten den Eid des Stillschweigen
schwören müssen, und sey hierauf von einem Dritten der Mörder i
Sicherheit gebracht worden. Man wußte sehr bald in der Stadt vo
dieser Aussage, und die weiblichen Verwandten der Mörder thate
Alles, um Mad. Manson zu bewegen, ihr Geständniß vor Gericht zu
rückzunehmen. Sie erhielt Briefe von Unbekannten: „Dolch und Gi
drohe ihrem und ihres — einzigen — Kindes Leben, wenn sie spr
che." Bastidens Familie stand im größten Ansehn, und hatte im gan
zen Departement einen mächtigen Anhang. So geschah es, daß si
der zart organisirten Frau eine unnennbare Angst bemächtigte, di
ihre Sinne verwirrte, als sie den 22. August das erstemal als Zeug
vor Gericht erschien. Sie fiel beim Anblick der Mörder in Ohnmacht
darauf nahm sie ihre frühern Geständnisse wieder zurück, und läugne
hartnäckig, daß sie am 10. März im Hause der Bancal gewesen sey
„sie könne die Wahrheit nicht sagen; sie habe jene Umstände eine
andern Frauenzimmer nacherzählt, die sich dort befunden habe;" do
gab sie nicht undeutlich zu verstehn, daß dies Rose Pierret gew
sen seyn könne. Durch Fragen in dem öffentlichen Gerichtssaale vor e
ner Menge Zuhörer (an 3000), unaufhörlich geängstigt, rief sie end
lich am Schlusse des Verfahrens, am 5. September aus: „Ach
noch sind nicht alle Schuldige in Fesseln!" Indeß blie
sie bei der Erklärung: „die Wahrheit kommt nicht über meine Li
pen!" Darauf wurden am 12. September vor den Geschwornen fa
einstimmig die Witwe Bancal, Bastide, Jausion, Bach und Collar
zum Tode, Missonnier und Anne Benoit zeitlebens zu den Galeere
und Bousquier zu einjährigem Zuchthause verurtheilt; Mad. Man
son aber auf den Antrag des Generalprocurators wegen falschen Zeu
nisses in Verhaft genommen. Die Verurtheilten wandten sich an de
Cassationshof, und dieser sprach am 10. October über die Verhand
lungen des Assisengerichts von Rhodez wegen nicht beobachteter Förm
lichkeiten des Gesetzes die Nichtigkeit aus, ordnete aber zugleich a
daß der Proceß, nebst der Sache der Madam Manson, aufs neue v
dem Assisenhof zu Alby, dem Hauptorte des Departements Tarn
vorgenommen werden sollte. In dieser Zeit (Dec. 1817) schrieb d
gefangene Manson zu Rhodez ihre Mémoires, die den 12 Janu
1818 in Paris erschienen. Nach Verlauf einiger Stunden war d
ganze, 3000 Ex. starke Auflage vergriffen, und noch in demselben Jah
1818 hatte das mit Geist und Empfindung geschriebene Buch die 7
Auflage erlebt. Das Ganze ist eine an ihre Mutter, die sie, neb

ihrem dreijährigen Sohne, auf das zärtlichste liebt, gerichtete vertrauliche Erzählung. Gleichwohl betheuert sie (S. 7) auf das feierlichste, daß sie den 19. März Abends sich aus ihrer Wohnung nicht entfernt habe! Wie künstlich sie damit ihr Geständniß vor dem Präfekten, daß sie in Bancals Hause Zeuge des Mords gewesen sey, als durch Umstände ihr gegen die Wahrheit abgepreßt, zu vereinigen weiß, muß man in den Mémoires (S. 49) selbst nachlesen, in welchen überhaupt mehrere durch die öffentlichen Verhöre bekannt gewordenen Thatsachen, oder Anzeigen, z. B. die wiederholten Drohungen, daß sie schweigen solle, nicht eingestanden werden. Desto mehr wurde sie erschüttert, als man ihr, während sie im Gefängnisse saß, in Folge eines von ihrem Manne erhobenen Scheidungsprozesses, das geliebte Kind nahm. Endlich eröffnete das Gericht zu Alby (den 25. März 1818) seine Sitzungen. Es wurden an dreihundert Zeugen verhört, und unter diesen das schöne Mädchen, Rose Pierret, von der Mad. Manson einmal behauptet hatte, sie sey die verschleierte Dame im Bancalschen Hause gewesen. Aber auch diese widersprach, und eine Dritte, Charlotte Arlabosse, wurde für die verschleierte Unbekannte gehalten. Die Anklageacte gegen Mad. Manson setzte als erwiesen voraus, daß sie sich im Bancalschen Hause im Augenblicke der (von Bousquier und Bach, die man zum Forttragen des Leichnams gedungen hatte, bereits eingestandenen) Mordthat befunden habe, und beschuldigte sie wegen ihrer hartnäckigen Weigerung, ihr früheres Geständniß zu bestätigen, daß sie mit gutem Vorbedacht den Urhebern des Mordes Beistand geleistet habe! Unter den abgehörten Zeugen erklärte ein Fischer, daß er den 19. Abends um 11 Uhr von den Männern, welche am Aveyron den Körper in den Fluß geworfen hätten, Jausion, Bastide, Bancal und Bach deutlich erkannt habe. Bastide selbst konnte den Beweis seines Anderswo (Alibi) am 19. Abends, durch die von seiner Familie, wie es schien, gewonnenen Zeugen nicht führen; zuletzt gestand auch die Bancal, daß in ihrem Hause die Mordthat begangen worden sey. Nun gab Mad. Manson, unter vielen schwankenden und sich widersprechenden Aeußerungen, abermals zu, daß sie sich zur Zeit des Mordes verkleidet im Bancalschen Hause befunden, doch ihren Retter nicht gekannt habe. Endlich kam es zu einer furchtbaren Erklärung, die das dramatische Interesse des ganzen Verfahrens auf den höchsten Grad steigerte. Bezahlte Stenographen standen an allen Ecken des Gerichtssaals, um jedes Wort der Verhandlungen für die Pariser Welt aufzuschreiben. Bastide, welcher mit trotzigem Gleichmuthe, wie in einem Schauspiele, allen ihn zu Boden werfenden Anzeigen Kälte, ja Spott und Ironie entgegengesetzt hatte, erhob sich eines Tages mit kühner Festigkeit, und foderte Madam Manson auf, die Wahrheit zu sagen. „Unglücklicher!“ rief sie erschüttert aus. — Er: „Nichts da, keine Sylbenstecherei mehr. Stehn Sie Rede, Madam!“ — Da trat die bebende Frau, wie vom Geist der Wahrheit ergriffen, rasch und muthig ihm entgegen, drängte die Gendarmen auf die Seite, und fragte ihn mit durchbohrendem Blick: Bastide, sehen Sie mich an, kennen Sie mich?“ Kalt erwiederte er: Nein, ich kenne Sie nicht.“ Auf dieses freche Wort stampfte sie mit dem Fuße, ihre Augen funkelten, und mit furchtbarem Tone rief sie: „Elender, Du kennst mich nicht mehr, und wolltest mich erwürgen!“ — Erschöpft, sank sie bewußtlos nieder. Nunmehr gestand sie dem Richter: „Ich log zu Rhodez, in Alby gestehe ich die Wahrheit.“ So ward ihre vom Eide

ten Schutz bei den auf die Britten eifersüchtigen kleinen Maratten-fürsten. So entstand der letzte allgemeine Kampf der Europäer mit der alten und stolzen Kriegerkaste, welcher sich mit der gänzlichen Auflösung ihres Bundes und mit dem Verluste der Unabhängigkeit ihrer Fürstenfamilien im Jahre 1818 endigte.

Maratti (Carlo), ein berühmter italienischer Mahler und Kupferstecher, geboren 1625 zu Camerino in der Mark Ancona. Er verrieth schon in frühster Kindheit große Liebe zur Mahlerei, indem er mit dem Safte von Kräutern und Blumen allerlei Figuren, die er auf die Mauern des väterlichen Hauses zeichnete, ausmahlte. In seinem eilften Jahre kam er nach Rom. Hier blieb er bis zu seinem neunzehnten Jahre in der Schule des Sacchi, studirte die Werke Raphaels, der Caracci und des Guido Reni und bildete sich nach ihnen eine eigenthümliche Manier, mit der er großen Ruhm erwarb. Vorzüglich fanden seine schönen Madonnenbilder großen Beifall. Für Ludwig XIV. mahlte er sein berühmtes Bild der Daphne. Clemens XI., der sich von ihm mahlen ließ, bewilligte ihm eine Pension und ernannte ihn zum Aufseher der vaticanischen Zimmer, welches er auch unter Innocenz XII. blieb. Er starb zu Rom 1713 in einem hohen und geehrten Alter. Bescheidenheit und Gefälligkeit waren die Hauptzüge seines Charakters. Nicht zufrieden, zur Erhaltung der Mahlereien Raphaels im Vatican und Caracci's in dem Farnesischen Palast beigetragen zu haben, ließ er diesen Meistern Denkmäler in der Kirche della Rotonda setzen. Als Künstler verdient Maratti den ihm von Richardson gegebenen Namen des letzten Mahlers der römischen Schule. Er war ein großer Zeichner; seine Gedanken waren erhaben, seine Anordnung war schön, sein Ausdruck gefällig, seine Behandlung verständig und sein Colorit lebhaft. Er verstand die Geschichte, Architektur und Perspective, und wußte in seinen Gemählden einen guten Gebrauch davon zu machen. Vornehmlich bewundert man die Grazie, die in allen seinen Werken herrscht, und die herrliche Zeichnung in seinen Händen und Füßen. Seine Hauptwerke sind in Rom; auch sieht man ein schönes Gemählde von ihm in dem Palast Michaïlow zu Petersburg. Die Dresdner Gallerie hat zwei Gemählde von ihm, liebliche Madonnenbilder. Er hat auch mehrere treffliche Blätter geätzt, unter andern das Leben der Maria in zehn Vorstellungen. Von seinen Schülern sind die bekanntesten Chiari, Berettoni und Passori.

Maravedi (Maravedi de Vellon), eine kleine spanische Kupfermünze, etwas über einen Pfennig an Werthe.

Marbod, s. Marcomannen.

Marcard (Heinrich Matthias), ein sehr geachteter Arzt, war 1747 zu Walsrode im Lüneburgischen geboren, erhielt seine Bildung in Göttingen (1769 – 1771), besuchte dann auf längere Zeit England, Frankreich und Italien, ward 1776 ausübender Arzt in Pyrmont, 1778 Hofmedicus in Hannover, 1786 Brunnenarzt in Pyrmont, und 1788 oldenburgischer Leibmedicus. Nach einundzwanzigjährigem Dienst zog er sich, mit Beibehaltung der ihm besonders lieb gewordenen Geschäfte in Pyrmont, in sein Vaterland zurück und starb 1816. Er hat sich nicht nur als practischer Arzt, sondern auch als Gelehrter, dessen Kenntnisse sich über die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens erstreckten, viele und große Verdienste erworben. Als medicinischer Schriftsteller ist er in zwei Hauptwerken, der Beschreibung von Pyrmont (1785), und dem über die Natur und den Ge-

brauch der Bäder (1790) als classisch anerkannt. Im Felde der Politik legte er, zwar anonym, aber mit desto mehr Kraft und Nachdruck, seine wohlbegründeten Besorgnisse während der Periode des allgemeinen Schwindels, der ihn nie ergriff, und auch noch späterhin eine Charakteristik der französ. Nation dem Publikum vor. Preußens Neutralitätssystem, dessen Ursachen und wahrscheinliche Folgen (1799). Was haben die Mächte von Bonaparte zu erwarten, (1801); Reverien eines deutschen Patrioten (1806), und endlich der Franzosenspiegel (1815) beurkunden noch jetzt die Richtigkeit seiner Urtheilskraft. Er war zugleich ein deutscher Biedermann und stand mit vielen seiner ausgezeichnetsten Zeitgenossen in genauer und freundschaftlicher Verbindung.

† Marcolini (Camillo, Graf), königlich sächsischer Cabinetsminister und Oberstallmeister, Ritter des sächsischen Ordens der Rautenkrone, des kaiserl. russischen St. Andreasordens, Großadler der Ehrenlegion und Commandeur des toscanischen St. Stephansordens, geb. zu Fano im Kirchenstaate am 2. April 1739, starb am 10. Juli 1814 zu Prag.

Marechaussée, die ehedem in Frankreich zur Sicherheit der Straßen unterhaltene Reiterei, eine Sicherheitswache zu Pferde, an deren Stelle die Gendarmerie getreten ist.

Marée heißt in Frankreich jeder frische, nicht gesalzene Seefisch.

† Marengo. Napoleon, dessen Eifersucht lieber den Ruhm der Todten ertrug, als den der Lebenden, schrieb dem General Desaix die Entscheidung des Sieges bei Marengo zu. Allein dieses Verdienst gebührt nach Matthieu Dumas Précis des événemens militaires V. dem General Kellermann; und dieser General hat in seinem Schreiben (Paris, 8. Oct. 1818) an die Herausgeber der Bibl. hist. 4 Vol. p. 127. die Umstände eben so wie Dumas erzählt. Um Mittag mußten nämlich am Tage der Schlacht bei Marengo die französischen Heerhaufen unter Lannes und Victor, um die Hälfte geschwächt und ohne Munition, das Schlachtfeld räumen. Sie zogen sich gedeckt von der Cavalleriebrigade des Generals Kellermann zurück, und das langsame Vorrücken der Oesterreicher, so wie die falsche Richtung, welche ihre zahlreiche Cavallerie nahm, ließ den Trümmern des französischen Heeres Zeit, sich hinter dem Corps von Desaix zu sammeln. Der erste Consul hatte dieses Corps schon nach Novi beordert, um dem Feinde den Rückzug auf Genua abzuschneiden. Jetzt ward Desaix eiligst zurückberufen, und er hatte eben seine Stellung bei St. Juliano, links der Straße von Tortona nach Alessandria, genommen, als Kellermann mit seiner Cavalleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutanten Savary den Befehl erhielt, den Angriff des Generals Desaix zu unterstützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem achtstündigen Kampfe sehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Desaix mochte 3 — 4000 Mann stark seyn. Der Feind war seines Sieges gewiß. Desaix ward gleich anfangs tödtlich verwundet. Seine an Zahl so schwachen Truppen konnten dem feindlichen Angriff nicht widerstehen, und ergriffen die Flucht. Kellermann sah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungarische Grenadiere im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er sich mitten unter die Feinde, die bestürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeschnitten, da sie sich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr streckten.

Die Masse des österreichischen Heeres glaubte, der Feind habe eine große Verstärkung erhalten, und zog sich übereilt und in Unordnung nach der Bormida zurück. So entschied Kellermann den Sieg, welcher Napoleons Macht gründete. Von der Schlacht erhielt das Departement, in welchem Alessandria der Hauptort war, so lange das Land zu Frankreich gehörte, den Namen Departement von Marengo. An der Stelle, wo Desaix fiel, ist ein Denkmal errichtet. K.

† Maria. Schon gegen Ende des 4ten Jahrhunderts erhoben sich unter den Christen Parteien, welche ihr entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwiesen. Thracische und scythische Weiber, die kaum zum Christenthum übergetreten, noch voll von heidnischen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daselbst einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten sie ihr mit Gebeten, Prozessionen und Opfern, wobei sie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griechisch Kollyris) darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die orthodoxen Theologen selbst an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben sey, als Glaubenslehre zu verfechten und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Josephs und Mutter mehrerer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widersacher der Maria. Wegen desselben Irrthums wurden am Ende des 4ten Jahrhunderts Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien verketzert. Leicht konnte die Poesie und mit ihr die katholische Kirche das Bild Mariens zu einem Ideale der Weiblichkeit gestalten; denn wenn Frauen Heilige sind, so wird immer eine Maria an Unschuld, Demuth und Frömmigkeit die erste unter ihnen seyn. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich auch der Mariendienst auf, und von jeher haben sich christliche Frauen am liebsten an diese Fürbitterin gewandt. Man kann es der Andacht auch verzeihen, daß sie in der verklärten Maria eine Himmelskönigin, ja etwas Aehnliches von einer Göttin sieht und sie die Mutter Gottes nennt. Schon im 6ten Jahrhundert hat die christliche Kirche angefangen, Feste zur Ehre der Jungfrau Maria zu feiern, von denen das der Reinigung (des Kirchenganges zum Tempel in Jerusalem), das der Verkündigung und das der Heimsuchung (Besuch Mariens bei Elisabeth) in mehrern protestantischen Ländern beibehalten worden sind. Die griechischen und katholischen Christen, auch die schismatischen Kirchen im Orient begehen außer diesen mehrere Marienfeste, z. B. Mariä Geburt, Mariä Himmelfahrt, d. h. ihres Todes und ihrer Aufnahme in den Himmel (in der katholischen Kirchensprache Assumtio). Das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariens feiert nur die katholische Kirche. Es kam 1145 auf, wurde aber späterhin wegen des Widerspruchs der Dominicaner gegen diese Lehre nicht allgemein angenommen, und noch jetzt sträuben sich diese Schüler des heil. Thomas von Aquinum (s. d. Art.), einzugestehen, daß Maria ohne Erbsünde empfangen und geboren worden sey. Die Tridentinische Kirchenversammlung ließ diesen oft heftig erneuerten Streit unentschieden. Der Mariendienst hat die Meinung von der wunderthätigen Kraft mehrerer alten Marienbilder aufgebracht, von denen vorzüglich die zu Loretto in Italien und zu Czenstochau in Polen (s. d. Art.) noch jetzt im Rufe wundervoller Kräfte zur Heilung aller Leibes- und Seelenschäden stehen. Die katholischen Gläubigen wallfahrten zu solchen Gnadenbildern, um zugleich den Ablaß, der den Besuchern durch päpst-

liche Bullen verheißen ist, zu erlangen. Mehrere geistliche Orden sind zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet worden, zu denen der Bettelorden der Serviten (s. d. Art.) und alle die weiblichen Orden gehören, die sich nach U. L. F. nennen, z. B. die Nonnen von der Empfängniß, von der Verkündigung (s. d. Art Annunciaden), von der Heimsuchung (s. d. Art. Salesianerinnen) U. L. F. —

† Marie Louise Leopoldine Caroline, Erzherzogin von Oesterreich, auf Lebenszeit Herzogin von Parma. Sie mußte mit ihrem Sohne Paris den 29. März 1814 verlassen, und begab sich auf Befehl ihres Gemahls den 1. April nach Blois. Hierauf wollten sie Joseph und Hieronymus zwingen, ihnen jenseits der Loire zu folgen; allein sie weigerte sich. Am 8. April brachte ihr der Graf von Schuwalow von allen Ereignissen Kunde. Ihr Gemahl war abgesetzt, und hatte den 11. April abgedankt. Sie selbst verfügte sich nach Orleans, und von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy den 12. April nach Rambouillet, von wo sie den 16. April zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte, die ihren Entschluß bestimmte. Ihrem Gemahl zu folgen, ward ihr nicht vergönnt. Sie begab sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz im Mai nach Schönbrunn, und übernahm den 17. März 1816 die Regierung der ihr im Vertrage zu Fontainebleau (den 11. April 1814) zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla. Den 20. April 1816 hielt sie ihren Einzug in Parma. Im Mai 1816 erklärte sie sich zur Großmeisterin des von ihr gestifteten constantinischen St. Georgenordens. Da Spanien sich weigerte, der Wiener Congreßacte beizutreten, so ward endlich den 28. Juni 1817 zu Paris von Oesterreich, Rußland, Frankreich, Spanien, England und Preußen eine Uebereinkunft geschlossen, nach welcher die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla nach dem Tode der Erzherzogin Marie Louise (die jetzt den Titel Kaiserin nicht mehr führt, sondern nur J. Majestät heißt) an die Infantin Marie Louise, ehemalige Königin von Hetrurien (gegenwärtig Regentin von Lucca), und ihre männlichen Nachkommen zurückfallen, Lucca aber alsdann an Toscana kommen wird. Oesterreich behielt jedoch die am linken Pouser vom lombardischen Königreiche eingeschlossenen parmesanischen Bezirke, so wie das Besatzungsrecht in der Festung Piacenza. Napoleons und Marie Louisens Sohn, der bisherige Erbprinz von Parma, heißt im Staatskalender nicht mehr Napoleon, sondern blos Franz Carl Joseph. Er erhält nach demselben Vertrage, wenn seine Mutter stirbt, und Parma an das Haus Bourbon zurückfällt, die Apanage-Herrschaft des Großherzogs Ferdinand von Toscana in Böhmen, deren Einkünfte auf 1,200,000 Gulden geschätzt werden. Im Jahre 1818 ertheilte Kaiser Franz diesem Prinzen, seinem Enkel, den Titel Herzog von Reichstadt (Stadt, Schloß und Herrschaft in Böhmen), mit dem Prädicate Durchlaucht und mit dem ersten Range nach den Prinzen des Erzhauses Oesterreich. Als sein Vater im März 1815 von Elba nach Paris zurückgekehrt war, sollte der Prinz von Schönbrunn, wo er damals unter der besondern Aufsicht der aus Frankreich mitgekommenen Gräfin Montesquiou stand, entführt werden. Auch hatte die Kaiserin Marie Louise Briefe von ihrem Gemahl erhalten, die sie einluden, mit ihrem Sohne nach Frankreich zu kommen; allein diese Briefe blieben unbeantwortet, und jene von dem Sohn der Gräfin Montesquiou vorbereitete Entführung des Prinzen ward im Augenblick der Ausführung, am 19. März 1815, entdeckt. Der Prinz wurde darauf in die Hofburg nach Wien überbracht und

deutscher Aufsicht übergeben; doch schon am 29. Mai gab man ihn seiner Mutter wieder. Als sie nach Parma ging, blieb der Prinz in Wien zurück, wo er ganz von Deutschen umgeben ist. Der Kaiser hat den Herrn von Collin zu seinem Lehrer und Erzieher ernannt. Der Prinz zeigt glückliche Anlagen, und ist der Gegenstand eben so großer Theilnahme als Besorgniß. K.

Marie Louise (Königin von Spanien), starb in Rom zu Anfang des Jahres 1819. (S. d. Art. Carl IV.).

Marienbad in Böhmen, das neben Töplitz, Carlsbad und Franzensbrunn einen Rang zu behaupten sucht, liegt bei dem Stifte Tepl unweit Carlsbad, in einer nicht besonders angenehmen waldigen Gegend. Obschon die vielen Quellen längst schon als mineralisch gekannt und auch besucht waren, so fand dies doch nur bei den Landleuten der Nachbarschaft Statt. Seit dem Jahre 1781 war der Abt des Stifts zuerst darauf aufmerksam gemacht, und verwendete seit dieser Zeit mehreres zur Emporbringung und Verschönerung des Bades. Jetzt quellen also an dem Abhange eines Granitberges die Heilwasser von Carlsbad, Töplitz, Pyrmont ꝛc. an einer Stelle nachbarlich vereinigt hervor. Der Salz- oder Kreuzbrunnen, der gewöhnlich getrunken wird, hat nach Bramms Analyse in 1 Wiener Commerzialpfunde: Schwefelsaures Natrum 14,76 Gr., kohlensaure Kalkerde 6,72 Gr., kohlensaures Natrum 5,48 Gr., kohlensaure Talkerde 3,53 Gr., salzsaures Natrum 3,22 Gr., Kieselerde 1,27 Gr., Eisenoxyd 0,23 Gr., Extractivstoff 0,42 Gr., Thonerde 0,22 Gr., und in 100 Kub. Z. Wasser 139,15 K. Z. kohlensaures Gas. Dieses Wasser ist folglich ein kaltes Carlsbader Sprudelwasser. Nur 200 Schritte davon quellen die Stahlbrunnen hervor, deren Mischung der des Driburger und Pyrmonter Wassers gleich ist. Der Ambrosianer Brunnen enthält: Kohlensaure Kalkerde 1,84 Gr., schwefelsaures Natrum 0,77 Gr., kohlensaure Talkerde 0,63 Gr., kohlensaures Natrum 0,56 Gr., Kieselerde 0,53 Gr., salzsaures Natrum 0,46 Gr., Eisenoxyd 0,44 Gr., Extractivstoff 0,25 Gr., Thonerde 0,68 Gr., und in 100 Kub. Zoll Wasser 134,10 K. Z. kohlensaures Gas. — Ebenfalls nicht weit davon sprudelt aus sumpfigem Torfgrund das Marienbad in unzähligen Quellen. Es sammelt sich in einem 11 Klafter langen und 3 1/2 Klafter breiten viereckigen Behältnisse. Was nur diesem auf 1 1/2 Elle tief von lebenden kleinern Thieren, z. B. Mäusen, Vögeln, Hühnern ꝛc. nahe kommt, wird schnell von dem aufsteigenden Gase getödtet. Es enthält dies Wasser an Bestandtheilen: Schwefelsauren Kalk 0,72 Gr., schwefelsaures Natrum 0,60 Gr., Kieselerde 0,40 Gr., Extractivstoff 0,23 Gr., Eisenoxyd 0,05 Gr., Schwefel 0,04 Gr., und in 100 K. Z. Wasser 80 K. Z. kohlensaures und geschwefeltes Wasserstoffgas. Vorzüglich nützlich ist es in äußerlichen Geschwüren, Hautausschlägen, in kalten örtlichen Geschwülsten, topisch zugezogener Schwäche, in chronischen, gichtischen und rheumatischen Geschwüren, in Hemmung der monatlichen Reinigung, und den daraus entstehenden Krämpfen, in kolikähnlichen Schmerzen des Unterleibes, in Verstopfungen der Eingeweide, Lähmungen ꝛc. Aus diesem Brunnen wird das Wasser in die 17 wohl eingerichteten Zimmer des nahen Badehauses geleitet, wo man durch Ziehen der Hähne kaltes und warmes Wasser haben kann. Der Abt Reitenberger hat bereits viel dafür gethan, und allerhand Anlagen geschaffen, die dem Ganzen sehr förderlich seyn werden. Wie viele bereits genesen sind, beweisen die Menge von Krücken, welche man zum Dank in der Ortskapelle aufgestellt.

† Marino (San), die kleinste Republik in Europa, deren Gebiet aus einem sehr ungleichen Berge und einigen Anhöhen besteht, und auf 11/2 Quadratmeile eine Stadt, zwei Dörfer und 7000 Einwohner enthält.

Marketender, ein Mann, der den Soldaten im Felde Lebensmittel verkauft. Die Benennung kommt wahrscheinlich von dem italienischen Worte Mercatante, ein Handelsmann, her.

Marketerie, s. Marqueterie.

† Marmont. Ludwig XVIII. setzte viel Vertrauen in seine Rechtlichkeit, und sandte ihn daher im J. 1817 nach Lyon, um die dasigen Vorfälle zu untersuchen. Die Ultras hatten nämlich Unruhen, die sie zuvor selbst angestiftet, mit grausamer Strenge unterdrückt. Marmont deckte in einem Briefe an den Herzog von Richelieu das ungerechte und übereilte Verfahren der Behörden auf (s. den Art. Lyon [Unruhen zu] im J. 1817), fiel deshalb bei Hofe in Ungnade und mußte sich auf sein Landgut begeben; ward aber im J. 1818 wieder zurückberufen und von Ludwig XVIII. mit Güte empfangen.

Mars (Demoiselle), die erste komische Schauspielerin beim Theater Français in Paris, spielt Charakterrollen, zärtliche Liebhaberinnen, Koketten, naive Mädchen und Kammermädchen. Sie ist jetzt (1819) ungefähr 48 Jahre alt, und eine vollendete Künstlerin. Schon Kotzebue erwähnt ihrer in seinen Erinnerungen aus Paris 1804 mit vielen Lobeserhebungen, besonders als Lottchen in Les deux frères (die Versöhnung von Kotzebue) und in der Épreuve nouvelle (von Marivaux). Er nennt sie sogar „die jüngste der Grazien.“ Damals war jedoch ihr eigentliches Künstlerthum noch nicht zu der gediegenen Reife gelangt, als es sich Kennern seit einigen Jahren gezeigt hat. Eine völlige Auseinandersetzung ihres Spiels liegt außer unsern Gränzen, wir wollen hier nur mit einem Kenner, der sie in Rücksicht ihrer rein künstlerischen Darstellungen mit Iffland vergleicht, sagen, „daß sich bei dem Spiele der Dem. Mars auch nicht eine einzige lockere Verbindung, eine einzige, wenn noch so leise, Nuance von Mangel an Zusammenhange entdecken lasse; es herrsche vielmehr darin eine so möglichst vollkommene künstlerische Gestaltung, eine so bis in die innigsten Elemente der Darstellung dringende Einheit derselben, daß auch die scharfsinnigste Abstraction nichts Vollendeteres zu erdenken im Stande seyn möchte.“ Die Grandes Coquettes sind ihr Hauptfach und im Naiven und Launigen wird die Susanne in Figaro's Hochzeit als ihr Triumph genannt.

* Marseille, die Hauptstadt des französischen Departements der Rhonemündungen, eine der ansehnlichsten Städte Frankreichs und wichtige Handelsstadt, in einer schönen, gegen Norden mit Bergen umgebenen, nur gegen das Meer hin offenen Ebene, an einem Busen des mittelländischen Meeres, dessen äußerste Spitze den Hafen bildet, liegt in Gestalt eines Hufes um den Hafen herum, und hat 12,000 Häuser und 96,000 Einwohner. Die Stadt ist nicht mehr fest; denn die Wälle sind geebnet und in schöne Spaziergänge verwandelt. Marseille besteht aus der Alt- und Neustadt, welche durch eine schöne, eine Stunde lange Straße, le Cours genannt, geschieden werden. Diese Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen in dichten Reihen Boutiken stehen und einen immerwährenden Jahrmarkt bilden. Die Häuser an dieser Straße haben bei einer Höhe von fünf Stockwerken platte Dächer, welche mit eisernen Geländern eingefaßt, und mit wohlriechenden Orangebäumen und allen

andern Arten vorzüglicher Blumen besetzt sind. Die Altstadt, welch den größern Theil der Stadt ausmacht, zieht sich auf der Nordseit an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter, und ist zwar der volk reichste Theil, hat aber enge, steile und winkliche Straßen und mei stens unansehnliche Häuser; die auf der Süd- und Ostseite liegend Neustadt dehnt sich um den Hafen herum, und ist schön gebaut; di Straßen sind breit, schnurgerade und äußerst reinlich, und die Häu ser massiv und schön. Zu den vornehmsten Gebäuden der Stad gehören: das Stadt- oder Rathhaus, die Börse, die Domkirche, da neue Theater, das alte und neue Arsenal, das große Lazareth mi musterhaften Quarantäneanstalten. Unter den öffentlichen Plätze zeichnen sich der neue Platz mit vier Springbrunnen und der St. Mi chaelisplatz aus. Der Hafen, vor welchem die Rhede liegt, seit 181 zu einem Freihafen erklärt, ist ein Meisterwerk der Natur und Kunst er ist zu beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßt, und bildet ei längliches Viereck, das eine Viertelstunde weit in die Stadt hinein dringt. Er hat eine 16 bis 22 Fuß betragende Tiefe, aber eine we gen der verborgenen Klippen etwas beschwerliche Einfahrt, ist gege alle Winde geschützt, und kann 900 Kauffahrteischiffe fassen. Fü Kriegsschiffe ist er nicht tief genug. An und bei dem Hafen befinde sich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebst den Schiffswerf ten. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St. Jean welches dreifache über einander liegende, und mit starkem Geschü besetzte Festungswerke hat; an der linken Seite liegt das Fort Loui auf einem hohen Felsen. Von beiden Seiten des Hafens läuft ein Felsenkette tief ins Meer, welche auch mit Vertheidigungswerken ver sehen ist. Eine halbe Stunde vom Hafen ragt ein großer Felsen au dem Meere hervor, welcher ebenfalls mit Festungswerken besetzt is Es fehlt Marseille nicht an mancherlei literarischen Anstalten, wohi besonders das königliche Collegium, eine Akademie der Wissenschafte und Künste, ein Museum von Alterthümern, Gemählden 2c., ein medicinische Gesellschaft, ein botanischer Garten, eine Sternwarte eine Schifffahrts- und eine Zeichenschule gehören. Der Kunst- un Gewerbfleiß ist hier sehr blühend, und die Zahl der Fabriken beträcht lich. Am wichtigsten sind die Seifefabriken, ferner die Fabriken i Stärke und Puder, Corallen, Kattun, rothen tunesischen Mützen türkischem Rothgarn 2c. Wichtiger ist der Handel, welcher besonder nach der Levante, Italien, Spanien und Nordafrika getrieben wird noch blühender war er vor der Revolution, zu welcher Zeit jährlic 5000 Schiffe in den Hafen einliefen. Wegen des Handels, des schö nen Clima's und der angenehmen Gegend halten sich immer viel Fremde hier auf, und finden hier alle Arten von Vergnügungen; auc sind die Einwohner fröhliche, gesellige, gastfreie und das Vergnüge liebende Menschen. An den die Stadt umgebenden Anhöhen liege mehrere tausend blendend weiße Landhäuser zwischen blaßgrünen Oel und Mandelpflanzungen. (S. d. Art. Bastiden.) Die Straße vo Aix bis Marseille ist eine der schönsten in Frankreich. Sie führt übe eine kleine Bergkette, welche sich durch ein sieben Stunden lange Thal erstreckt. Aus den am Wege liegenden Wiesen steigt unaufhör lich ein balsamischer Wohlgeruch in die Luft; Lavendel, Salbei, Me lisse und Rosmarin wachsen hier als wildes Gesträuch. Immer blü hende Rosen schmücken den Rand der schönen Heerstraße. Kleine Wäld chen von Myrthen und Lorbeeren laden den ermüdeten Wanderer un ter ihren duftenden schattigen Zweigen zur Ruhe und Erquickung ein

An beiden Seiten des Weges liegen eine Menge Gärten und Weinberge mit schönen Landhäusern.

Martens (Georg Friedrich von), geboren 1756 zu Hamburg, wurde 1784 zum Professor der Rechte in Göttingen ernannt und 1789 in den Adelstand erhoben, bekleidete von 1808 — 1813 die Stelle eines Präsidenten der Finanzsection des kön. westphälischen Staatsraths, und ist seit 1814 kön. hannöverscher geheimer Cabinetsrath und seit 1816 Bundestagsgesandter. Er hat dem Staats- und positiven Völkerrecht zuerst eine wissenschaftliche Form gegeben, und durch Sammlungen, wie durch eigne gediegne Schriften, beide Wissenschaften gleich verdienstlich gefördert. Von seinen Schriften verdienen vorzügliche Erwähnung: Recueil des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761. Gött. 1790 — 1818, 8. 14 Bde. Einleitung in das positive europäische Völkerrecht, Gött. 1796, 8. Erzählungen merkwürd. Fälle des neuern europ. Völkerrechts. Gött. 1800, II, 4. Cours diplomatique ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe. Berl. 1801, III, 8. Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europ. Staatshändel und Friedensschlüsse seit d. 15ten Jahrh. Berl. 1807. 8.

Martin (San), Oberbefehlshaber der Armee der vereinigten Provinzen am Platastrom, ist um das Jahr 1772 geboren zu Buenos-Ayres. Er erhielt seine erste Erziehung in Madrid, bildete in dem letzten Kriege Spaniens gegen Frankreich seine militärischen Talente aus, und erhielt in der Schlacht bei Albufera den Obersten-Rang. In der Folge ward er von Ferdinand VII. ungerecht behandelt, er verließ daher Spanien, und trat in die Dienste der Insurgenten am La Plata. Die Republik Buenos-Ayres ernannte ihn im J. 1814 an die Stelle des geschlagnen Generals Belgrano zum Oberbefehlshaber. Als solcher schuf er das kleine Heer, mit welchem er im Jan. 1817 den berühmten Zug über die Anden nach Chili — das erste Unternehmen dieser Art — ausführte. 5000 Mann mußten sich den Weg weit über ungeheure Bergrücken 120 deutsche Meilen weit bahnen. Von 18,000 Mauleseln kamen 12,000 dabei um. In zwölf Tagen hatte San Martin die Cordilleren überstiegen. Darauf vertrieb er die Royalisten aus den Bergpässen, und schlug sie unter dem spanischen Generalcapitän Marco in ihrer festen Stellung zu Chacabuco den 12. Febr. 1817. Marco nebst 80 Offizieren und 2000 Mann wurden gefangen. Ungeachtet nun dieser Marco in seiner Hofzeitung erklärt hatte, er werde den San Martin, wenn er in seine Hände fiele, wie einen Straßenräuber aufknüpfen lassen, so behandelte ihn dennoch der Sieger mit Menschlichkeit und seinem Range gemäß. Seinen Maßregeln und seiner Thätigkeit verdankten die Insurgenten den glorreichen Erfolg des Feldzugs, durch welchen ganz Chili wieder in den Besitz der Patrioten kam. Der Congreß von San Jago erklärte hierauf den 1. Jan. 1818 Chili, das bereits seit dem 10. Sept. 1810 für seine Freiheit gekämpft hatte, zu einer selbstständigen Republik, und wollte den General San Martin zum obersten Director des von ihm befreiten Landes ernennen; allein dieser lehnte die Stelle, so wie jedes andre Geschenk ab. Im Februar 1818 versuchten die Spanier in Lima, 6000 Mann stark, unter dem General Osorio, von der kleinen Halbinsel Talcahuano aus (die sie allein noch in dem Umfange des neuen Freistaates besitzen), die Eroberung von Chili aufs neue. Osorio schlug sogar am 19. März in einem nächtlichen Ueberfalle die Generale O'higgins (den Director von Chili), Balcorce und Brayer;

allein San Martin zog sogleich alle Reserven zusammen, und lock
durch Rückmärsche den übermüthigen Osorio in die Ebenen am Mai
Hier griff er ihn den 5. April um 10 Uhr des Morgens mit ungefä
7000 Mann an, und erfocht nach einem achtstündigen Kampfe eine
entscheidenden Sieg. Die Independenten eroberten 20 Kanonen un
machten 2500 Gefangene, darunter 170 Offiziere und alle General
bis auf Osorio, der mit wenig Truppen nach Talcahuana entflo
Der Sieg am Maipo kann für Südamerika werden, was der Ta
von Saratoga für Nordamerika geworden ist, und San Martin heiß
vielleicht künftig Südamerika's Washington. K.

Martin (D. Juan), genannt el Empecinado (der Pech
schwarze), ein ausgezeichneter Guerilla-Anführer im letzten spanisch
französischen Kriege, und fast der einzige unter seinen Waffengefährten
der in Spanien Ehre und Ansehen behauptet hat, ist gegenwärtig spa
nischer Marechal de Campo. Im J. 1818 erhielt er von König Fer
dinand VII. die Erlaubniß, jenen Beinamen, welchen er durch sein
Unerschrockenheit verherrlichte, auf seine Nachkommen zu verpflanzen

† Martinique. Die Insel hat 16 Stunden in der Länge, und
ohne die vielen sich in die See erstreckenden Vorgebirge, 45 Stunde
im Umfange, oder, nach andern Angaben, 17 Quadratmeilen Fläche
inhalt. Sie hat im Innern verschiedene, zum Theil hohe und mi
Waldungen bedeckte Berge, von denen einige die Merkmale ausgebrann
ter Vulcane zeigen. Aus diesen Bergen kommen viele kleine Flüs
und Bäche, welche das Land hinreichend bewässern. Die Fruchtba
keit des Bodens ist groß. Man baut hier vorzüglich Caffee, auc
Zucker, Cacao, Indigo, Baumwolle und Tabak. Im J. 1718 wu
den aus dem königl. botanischen Garten zu Paris zwei junge Caffe
bäume nach Martinique gesendet, die sich so außerordentlich vermeh
ten, daß man im J. 1778 acht Millionen Caffeebäume zählte, welch
jährlich gegen 68,000 Centner Bohnen lieferten. Die Ausfuhr de
Producte dieser Insel ist sehr bedeutend, sie betrug im J. 1812, al
die Engländer noch die Insel besaßen, weit über eine Mill. Pf. Ster
ling. Der Handel mit Martinique ist daher für Frankreich äußer
wichtig. Das Clima der Insel ist nicht gesund, und heftige Orcan
richten bisweilen große Verwüstungen an. Die Bevölkerung betru
im J. 1788 über 90,000 Seelen, unter denen etwas über 10,000 Weiß
waren; sie hat seitdem zugenommen, und mag jetzt wohl über 100,00
betragen. Die Hauptstadt der Insel ist St. Pierre, von 30,000 Ein
wohnern, mit einem Fort und Hafen. Zwei andere Festungen un
Häfen sind Fort Royal und la Trinité.

Marum (M. van), einer der berühmtesten jetzt lebenden Natu
forscher Hollands. Er lebt als Vorsteher der Taylerschen Museen z
Harlem und ist im Besitz einer der größten Electrisirmaschinen, di
er selbst erbaut hat. Er hat dieses merkwürdige Instrument in eine
eignen Werke beschrieben. Von seinen übrigen Schriften sind sein
Abhandlung über das Electrisiren und seine Beobachtungen über Re
tungsmittel Ertrunkener auch ins Deutsche übersetzt. Er ist Herausg
ber der naturhistorischen Abhandlungen der batavischen Gesellscha
der Wissenschaften zu Harlem, die ebenfalls übersetzt sind.

Maschinen in Fabriken. Die Brotlosigkeit ganzer Classe
von Staatsbürgern, welche die Einführung von Fabrikmaschinen hi
und wieder veranlaßt, hat in unsern Tagen, besonders beim groß
Haufen, Vorurtheile dagegen selbst in fremden Ländern erweckt, welch
wie z. B. England, diesen Maschinen gerade den gegenwärtigen Fl

ihrer Industrie verdanken. Die Nützlichkeit der Maschinen spricht sich vorzüglich dadurch aus, daß hier die Natur vom menschlichen Geiste beherrscht scheint und zur Mitarbeit gleichsam gezwungen wird; seit deren Einführung kann durch leblose Körper vollkommner und mit geringerm Kostenaufwand hervorgebracht werden, was sonst nur durch Menschenhände und zwar weniger vollendet und brauchbar zur Erscheinung kommen konnte. Man kann Baumwolle mit Fingern und mit Maschinen spinnen, allein die Finger können dem Faden nie einen solchen Grad von Feinheit und Gleichheit geben, als die Spinnmaschinen, letztere können daher nicht blos bei weitem mehr Arbeit und zu geringerm Preise als die Spinner liefern, sondern auch Producte verfertigen, die alle Spinner der Welt auf gleiche Art hervorzubringen nicht im Stande wären. Die Hälfte von Englands Bevölkerung würde kaum hinreichen, wenn Hände alles das spinnen sollten, was gegenwärtig von ungefähr 150,000 bei den Maschinen angestellten Personen geliefert wird; denn hundert Personen bei der Maschinenspinnerei liefern, nach Nemnichs Angabe, mehr und bessere Waare als 3000 der geübtesten Spinner. Blos dem Mangel an solchen nützlichen Maschinen haben wir es zuzuschreiben, daß unsere deutschen Fabriken in so manchem Zweige des menschlichen Gewerbfleißes gegen die englischen nicht aufkommen können. Es ist zwar unläugbar, daß durch deren Einführung viele mit der industriellen Production beschäftigte Arbeiter brotlos werden und bei ermangelnder Gelegenheit zu anderweitem Verdienst in Verlegenheit gerathen müssen; aber dieß Uebel kann nur vorübergehend seyn und wird durch die Vortheile, welche daraus der Nation erwachsen, weit überwogen; denn die vermittelst der Maschinen hervorgebrachten niedrigern Preise der Waaren haben gewöhnlich auf den stärkern Verbrauch derselben einen so wichtigen Einfluß, daß binnen kurzem nicht blos die anfangs außer Brot gesetzten, sondern noch viele andere, eben durch dieselben Verdienst erhalten. Die Erfahrung aller Zeiten hat dies bestätigt, einen schönen Beleg dazu aber liefert insbesondere die Maschine, welche die Copien einer Schrift zu vervielfältigen bestimmt ist, nämlich die Druckerpresse. In dem Augenblicke, da sie zuerst angewendet wurde, mußte eine Menge Abschreiber brotlos werden; denn man kann annehmen, daß ein einziger Buchdrucker so viel Arbeit liefert, als 200 Abschreiber, man muß daher glauben, daß 199 derselben unbeschäftigt blieben. Aber die Leichtigkeit, mit welcher man die gedruckten Bücher vorzugsweise vor den geschriebenen lesen konnte, der niedrige Preis, auf den dieselben herabsanken, und die Aufmunterung, welche dieser Umstand den Schriftstellern gab, eine größere Anzahl davon herauszugeben, dies alles zusammengenommen verursachte, daß in sehr kurzer Zeit mehr Buchdrucker angestellt waren, als es vorher Abschreiber gegeben hatte; und könnte man gegenwärtig die Anzahl nicht allein der Buchdrucker, sondern auch aller Personen, welche die Buchdruckerkunst in Thätigkeit setzt, wie z. B. Stempelschneider, Schriftgießer, Papiermacher, Kupferstecher, Fuhrleute, Correctoren, Buchbinder und Buchhändler erfahren, so würde man vielleicht die mit der Bücherfabrikatur beschäftigte Menschenzahl tausendmal größer finden als vor Erfindung der Druckerpresse. — Eine Regierung, welche aus Besorgniß der Brotlosigkeit eines Theils ihrer Unterthanen der Einführung von Fabrikmaschinen Hindernisse in den Weg legen oder dieselbe gar verbieten wollte, würde nicht allein ihren Zweck gänzlich verfehlen, sondern sogar das Uebel noch ärger machen; denn eine solche Maaß-

regel könnte doch auf keinen Fall den Gebrauch der Maschinen Auslande verhindern, die ausländischen Waaren würden daher vermöge ihres niedrigen Preises und besserer Güte die vaterländischen Markte verdrängen, und weil alsdann selbst die Arbeiter wegf würden, die außerdem bei den Maschinen wären angestellt worden müßten dadurch noch weit mehr Unterthanen außer Brot kommen. E weisen und thätigen Regierung kann es übrigens nicht an Mi fehlen, die Uebel, welche bei der Einführung von Maschinen anf ganz unvermeidlich sind, gleich im Keime zu ersticken. Da die herige Beschäftigung der hierdurch außer Brot gesetzten Staatsbü größtentheils in Handarbeit bestanden, so bietet sich der Staats waltung immer ein weites Feld zur Benutzung ihrer productiven K dar; denn wo wäre das Land zu finden, in dem nicht noch neue, Gemeinwohl befördernde, Anstalten, z. B. Canäle, Chausseen x errichten wären? Immerhin mögen dann die Summen, welche Staat in dieser Hinsicht aufzuopfern genöthigt ist, beträchtlich s es sind ja nur Vorschüsse, welche dereinst mit Wucherzinsen zur kehren, und weit entfernt, den Nationalreichthum zu schwächen, i dieser Aufwand das kräftigste Mittel, ihn zu erhöhen. K. M.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse wird bei Concursen das gesammte Vermögen des meinschuldners genannt, und in die active und passive eingeth S. Falliment.

† Massenbach (von). Da er dem preußischen Cabinet d die Drohung, wichtige Papiere öffentlich bekannt zu machen, ge Bewilligungen abzutrotzen versuchte, ward er — als noch nicht abschiedeter preußischer Offizier — auf Requisition dieses Hofe Frankfurt a. M. verhaftet und nach Cüstrin gebracht, wo sich eigne Commission zu der über ihn verhangnen Untersuchung vers melte, deren Resultat noch nicht bekannt ist. Indeß glaubt man, der König ihn begnadigen werde. Man hat bei dieser Gelegen gefragt, ob die freie Stadt Frankfurt durch ein Cartel verpflichtet den Obrist v. Massenbach als preußischen Deserteur auf die Re sition des preußischen Hofs auszuliefern. Denn im entgegengese Falle stand Massenbach im Gebiete der Stadt Frankfurt unter Schutze des Völkerrechts. Daß er aber eines groben Verbrech gegen die öffentliche Sicherheit überführt gewesen, und daher als höchst gefährlicher Mensch sich jenes Schutzes unwürdig gemacht h ist eben so wenig kund geworden. Es kann seyn, daß er seine Die pflicht als Officier verletzt hat, ob er aber einen Hochverrath ge den Staat und die öffentliche Sicherheit begangen hat, als er meintliche oder wirkliche Fehler in der ehemaligen (jetzt nicht m bestehenden) Staats- oder Heerverwaltung aufdeckte, wodurch al dings die Ruhm- und die Eigenliebe manches Einzelnen gekrä werden konnte, bedarf noch des Beweises. Er erscheint daher in Augen Vieler als ein aus politischen Gründen, aus Scheu vor Öffentlichkeit, mit welcher er — es sey immerhin aus unedlen Beweggr den — gedroht hatte, und als ein vom Hasse Einzelner, die durch s schonungslosen öffentlichen (für den Historiker und Staatsmann immer wichtig bleibenden) Berichte beleidigt worden sind, Verf ter. — Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß auch Massenbach von ner gereizten Eigenliebe mancherlei zu schreiben angetrieben wor ist, was er wohl schwerlich verantworten möchte. Da er der A weniger durch das, was er gethan, als vielmehr durch das, was

von sich und Andern geschrieben, bekannt worden, so wird eine kurze Charakteristik seiner Schriften hier an ihrem Platze seyn. Auf eine frühere Schrift über den Differentialcalcul folgte in den 90ger Jahren eine Beschreibung des damaligen Kriegsschauplatzes, im Geschmack jener Zeit, ohne besondern Werth; — dann trat er nach dem unglücklichen J. 1806 mit mehrern Bänden Denkwürdigkeiten, Memoiren rc. auf, in welchen er beweisen will, wie er den Untergang der Monarchie zu verhindern gestrebt, und daß er an dem Unglück, als es endlich gekommen, nicht Schuld gewesen. — Betrachtet man aber das für den ersten Zweck Mitgetheilte genauer, so findet man zwar einen lebhaften, vielseitig strebenden Kopf, einen Mann, der sich gern geltend machen möchte, aber keine Plane, die dem Staate großes Heil gebracht haben würden *). Was den zweiten Zweck anlangt, so wird Niemand dem Obrist v. Massenbach die Unfälle des 14. Oct. zur Last legen, wohl aber die Capitulation von Prenzlau. In Rücksicht auf selbige macht er (Memoiren 2ter Band, S. 102) ein Geständniß, das für einen Generalquartiermeister einzig zu nennen ist. Obwohl er fest behauptet, daß jener Irrthum auf die Capitulation des Corps keinen Einfluß gehabt, so will dies doch nicht recht einleuchten; und unterrichtete Männer wollen ihm die von den Franzosen sogenannte courage d'esprit im entscheidenden Momente eben so absprechen, als man nach genauer Lesung seiner Schriften ihm das Zeugniß eines scharfen Eindringens in das Wesen des Kriegs versagen muß. Mit Bezug auf seine neuern Bestrebungen in der Ständeversammlung hatte er einige kleine Schriften ausgehen lassen, von denen sich nicht viel mehr Vortheilhaftes sagen läßt.

Matelot (Tanz), s. Hornpfeife.

Material-Encyclopädie ist eine solche, welche den Inhalt der Künste und Wissenschaften, es sey systematisch oder alphabetisch, mehr oder weniger ausführlich darstellt, im Gegensatz der formalen Encyclopädie, welche blos einen Umriß gibt.

Mathematische Geographie ist die Wissenschaft von dem, was sich auf der Oberfläche der Erdkugel ausmessen läßt, oder die Anwendung der Mathematik und Astronomie auf die Ausmessung der Erde. Schon die Alten hatten in dieser Wissenschaft nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Es geht aber alle Meßkunst auf der Erde von zwei Principien aus: einmal, daß die Erde als Kugel zu betrachten, und zweitens, daß die Punkte und Kreise, welche man sich am Himmel denkt, mit ähnlichen Punkten und Kreisen auf der Oberfläche der Erde übereinstimmen und zusammenfallen. Ueber die Kugelgestalt der Erde sehe man die Art. Erde und Gestalt der Erde. Die Punkte oder Kreise, welche man auf der Oberfläche der Erde

*) Doch ist es erwiesen, daß vor Eröffnung des Feldzuges 1806 der (durch den Erfolg gerechtfertigte) Plan des Fürsten Hohenlohe und seines Generalquartiermeisters v. Massenbach, welcher darauf drang, daß die Armee des linken Flügels sich über Hof in das südliche Deutschland bewegen sollte, am 25. Sept. in der irrigen Voraussetzung verworfen wurde, daß Napoleon durchaus nicht den Angriff thun werde. Auch in dem großen Kriegsrathe zu Erfurt (5. und 6. Oct.) drang Massenbach von neuem mit allem Feuer eines exaltirten Gemüths auf den Abmarsch der Armee links hin, um der gefährlichen Offensive des Feindes noch zeitig genug zu begegnen; aber Lucchesini und der Herzog von Braunschweig blieben dennoch bei ihrer Ansicht.

annimmt, sind hauptsächlich die beiden Pole, der Aequator, die Wendekreise, die Polarkreise, die Meridiane, die Parallelkreise. Sie theilt mittelst einiger dieser Kreise die Erde in die verschiedenen Erdstriche, mittelst anderer bestimmt sie die Länge und Breite der Orte, und lehrt die Anfertigung der Globen und Landkarten. (Man sehe über die genannten Gegenstände die einzelnen Artikel.)

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrone war bei den Römern jede Frau, die mit einem Bürger in rechtmäßiger Ehe lebte; dann eine Ehrenfrau, ehrwürdige bejahrte Frau.

Mauerbrecher (Sturmbock), eine bei den Alten und im Mittelalter gebräuchliche Kriegsmaschine, um die Mauern eines belagerten Platzes einzustoßen. Er bestand aus einem schweren, mit einem metallenen Widderkopf versehenen Balken, der unter einem beweglichen Dache, das auf Rollen stand, in Stricken oder Ketten hing. Man schob die Maschine an die Mauer, und unter dem Schutze des Daches bewegten mehrere Menschen den Widderkopf mit möglichster Kraft in wiederholten Stößen gegen dieselbe. Die Belagerer dagegen suchten die Maschine durch Feuerbrände und sonst zu zerstören, den Widderkopf aber mit großen Zangen zu fassen, um ihn in die Höhe zu ziehen und unwirksam zu machen.

Mauerquadrant, s. Quadrant.

Maurerthum, s. Freimaurer.

† Maury (Jean Siffrein), starb zu Rom im Mai 1817.

Maus, ein weitläuftiges Geschlecht kleiner munterer und schneller Säugthiere, welche vorn zwei spitzige Schneidezähne, keine Hundszähne und ganz kurze Backenzähne, runde, nackte, halbdurchsichtige Ohren und einen langen dünnen und nackten Schwanz haben. Linné begreift darunter alle Thiere mit scharfen und spitzigen untern Schneidezähnen, also außer den eigentlichen Mäusen und Ratten, auch das Murmelthier, das Meerschweinchen u. s. w. Nach dem Aufenthalt und andern Umständen unterscheidet man die Hausmaus, Feldmaus, Waldmaus, Haselmaus, Wassermaus, Spitzmaus, Fledermaus u. s. w. In engerer Bedeutung wird unter Maus schlechthin die Hausmaus verstanden, welche gewöhnlich aschgrau von Farbe ist. Die weißen sind selten und Ausnahme. — Dann heißt auch Maus so viel als Muskel. Am gewöhnlichsten aber bezeichnet man damit den großen Muskel unter dem Daumen in der flachen Hand.

* Maximen, Grundsätze, sofern sie als Regeln für den Willen vernünftig freier Wesen gelten. Eine Maxime ist gut, sittlich, wenn sie in dem reinen Wohlgefallen an dem Sittengesetz ihren Grund hat; schlecht, wenn ihr ein eigennütziger, selbstsüchtiger Trieb unterliegt.

† Mayer (Tobias). Durch zwei Erfindungen hat er sich unsterblich gemacht, einmal durch das Artificium multiplicationis (die Kunst, einen Winkel mit Wiederholung zu messen), dann durch seine Mondtafeln, womit Niebuhr zuerst die Länge bestimmte. Beide Erfindungen greifen in einander. Um das J. 1743 hatte Mayer ein Diopternlineal angegeben, mit dem er die Winkel mittelst der Sehne maß, welche die Oeffnung des Lineals angab. Auf dieses Instrument wandte er die Kunst an, die Winkel mit Wiederholung zu messen und gab ihm ein Fernrohr. Dieß war gegen 1750. Als er nun später die Mondtheorie bearbeitete und erkannte, wo die Verbesserung der Tafeln gesucht werden müsse, stieß er auf die Nothwendigkeit, den Winkel zwischen Mond und Stern bis auf eine halbe Minute genau

zu messen. Eine halbe Minute im Bogen ist eine ganze Minute Zeit, da der Mond in jeder Zeitminute eine halbe Minute in seiner Bahn fortrückt. Eine Zeitminute macht aber die Länge nur um einen Viertelgrad ungewiß, was auf der See etwas Unbedeutendes ist. Da der Spiegelsextant damals noch sehr unvollkommen war, so wandte er sein Artificium multiplicationis auf Spiegelwerkzeuge an, als die einzigen womit man auf der See Winkel messen kann. Er erfand nun den Spiegelkreis, von dem er ein hölzernes Modell mit seinen Mondtafeln nach London sandte. Das Board of longitudes, welches Harrison für seine Seeuhren den Preis von 20,000 Pfund zuerkannt hatte, gab Mayern, oder vielmehr seiner Witwe, (da er inzwischen gestorben war,) 6000 Pfund, obwohl er die Aufgabe eben so vollkommen wie Harrison gelös't hatte. Borda ließ 1779 den ersten Mayerschen Spiegelkreis verfertigen, den die Franzosen daher auch den Bordaischen nennen. Nachher verbesserte Ramsden die Sextanten und gab ihnen durch seine große Theilmaschine eine so genaue Eintheilung, daß man mit ihnen einen Winkel bis auf eine Viertelminute genau messen kann. Dies hinderte das Allgemeinwerden der Spiegelkreise. Mayer gehörte zu den klaren besonnenen deutschen Naturen, die an den Dingen gleich das Wesentliche und Wahre erkennen. Lichtenberg sagt von ihm, er habe nie gewußt, wie viel er gewußt habe, und der Gelehrte und der Mensch sey bei ihm aus einem Stück gewesen. Alle Nachrichten über Tobias Mayer finden sich gesammelt in der von Benzenberg besorgten neuen Ausgabe seiner Erstlinge.

Mayer (Simon). Dieser schon seit lange gleichsam in Italien heimische Compositeur, der eine Reihe von Jahren fast allein Aufsehen machte, ist den 14. Juni 1763 zu Mendorf (unweit Ingolstadt) in Baiern geboren. Sein Vater, Joseph Mayer, Organist in dem kleinen Orte, gab ihm den ersten musikalischen Unterricht. Mayer war zwar für die Wissenschaften bestimmt, bezog auch die Universität, allein seine Neigung zur Musik veranlaßte ihn, diesen Lebensweg zu verlassen. In einem Alter von 25 Jahren kam er nach Italien, und fand an dem Grafen Bergamo einen großmüthigen Beschützer. Dieser verschaffte ihm Mittel, daß er sich nach Venedig begeben und dort unter Leitung des Capellmeisters Bertoni das Studium der Musik fortsetzen konnte. Nach dem Tode seines Wohlthäters sah er sich genöthigt, die theatralische Laufbahn zu wählen. Im J. 1802 wurde Mayer zum Capellmeister der Basilica di Sta Maria Maggiore ernannt. Von seinen in Italien verfertigten Compositionen, deren Anzahl sehr bedeutend ist, wollen wir nur folgende anführen: Saffo, ossia i Ritti d'Apollo Leucadio, seine erste 1794 comp. Opera seria; La Lodoisca, o. s.; Telemaco, o. s.; Adelaida di Guesclino, o. s.; Gli Sciti, o. s.; Le due Giornate, o. s.; Argene; I Misteri Eleusini; Adelasia ed Aleramo; Il ritorno d'Ulisse; Tamerlano; La rosa bianca e la rosa rossa; Cora u. s. f.; die Farsen: Il segreto; Che originali; L'Ubbidienza per astuzia; L'academia di musica; I virtuosi, u. s. f., und eine große Anzahl von Cantaten und Oratorien.

* Maynz, (lat. Moguntia, Moguntiacum), die alte ehemalige Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Erzstiftes und Churfürstenthums, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich hessischen Rheinprovinz und deutsche Bundesfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am Rhein, wo der Main hineinfällt, am Abhange eines Hügels, und in einer langen Strecke am

Ufer des Stromes hingebaut. Eine 766 Schritte lange, auf 56 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb welcher sich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den ansehnlichen Rheinstrom nach dem am rechten Ufer liegenden Städtchen Kastel oder Kassel, welches jetzt als Festung mit Maynz verbunden ist. Maynz gehört zu den stärksten Festungen und ist eine Vormauer Deutschlands gegen Frankreich. Der Umfang der Festungswerke, welche besonders von den Franzosen sehr erweitert worden sind, beträgt mit Einschluß der Weißenauer Schanze, die kleinen Feldschanzen ungerechnet, 21/2 Stunde. Zu den Hauptwerken gehören die Citadelle mit einer herrlichen Aussicht in eine der schönsten und reichsten Gegenden, und der Hauptstein, ein vor allen übrigen stark vorspringendes Werk, auf einer Anhöhe. Das durch die Schiffbrücke mit Maynz als ein Außenwerk verbundene Städtchen Kastel hat gleichfalls ausgedehnte und mit besonderer Kunst nach einer ganz neuen Art angelegte Festungswerke. Sie bestehen aus den vier Forts Kassel, Mars, Montebello und dem Petersauer. Sie haben, wenn man die befestigte Insel Petersaue dazu rechnet, zusammengenommen eine noch größere Ausdehnung als die Festungswerke von Maynz. Maynz ist im Ganzen nicht schön gebaut, wiewohl man viele schöne Privatgebäude findet, und hat meistens enge winklige und zum Theil schmutzige Straßen, die im Winter durch Laternen erleuchtet werden. Nur die drei Bleichen und die Thiermarktsstraße sind schön zu nennen. Unter den 27 öffentlichen Plätzen ist der vorzüglichste der schöne mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schlosse. Die Stadt zählt 126 Straßen, 11 Kirchen, 2200 Häuser und mit dem Dorfe Zahlbach 25,250 Einwohner. Unter den Gebäuden verdienen vorzüglich eine Auszeichnung: 1. die Domkirche, welche durch die Belagerung 1793 sehr viel gelitten hat; von dem ehemaligen kostbaren Schatze und von der beträchtlichen Bibliothek ist nichts mehr übrig; auch sind viele von den zum Theil sehr merkwürdigen Epitaphien zerstört worden; 2. die Ignatiuskirche, ein ganz neues und schönes Gebäude; 3. das prächtige ehemalige Gebäude des deutschen Ordens, worin der Kaiser Napoleon residirte, wenn er nach Maynz kam, und 4. das gleich neben diesem Palaste stehende sehr schöne große und massive Zeughaus, welches, so wie das deutsche Ordenshaus, der Stadt von der Rheinseite ein vortreffliches Ansehen gibt. Die ehemaligen churfürstlichen Schlösser, die Favorite mit ihrem Garten und die Martinsburg, welche beide sonst zu den vortrefflichsten Zierden der Stadt gehörten, sind verschwunden. Zu den Merkwürdigkeiten dieser Stadt gehören auch der Eichelstein auf der Citadelle, eine Steinmasse, die jetzt an Höhe und Breite verloren hat, und von den meisten Schriftstellern für ein Denkmal des berühmten römischen Feldherrn Drusus gehalten wird; und die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer römischen Wasserleitung, unweit des Dorfes Zahlbach, die man dem Drusus zuschreibt. Zu Maynz befand sich sonst eine 1477 gestiftete Universität, welche bei der französischen Besitznahme der Stadt aufgehoben und anfangs in eine Centralschule und zuletzt in ein Lyceum verwandelt wurde. Von öffentlichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen findet man in dem Bibliothek-Gebäude vereinigt: ein Münzcabinet, ein Naturalien-Cabinet, eine physikalische und mechanische Instrumentensammlung, eine Bildergallerie, die aus 80,000 Bänden bestehende Stadtbibliothek und das Museum römischer Denkmäler, welches aus 27 Altären und Votivsteinen und aus mehr als 60 Legionssteinen besteht, die alle bei Maynz gefunden worden

sind. Zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt ließ der Exkaiser Napoleon einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuern Kosten durch einen festen Steindamm erhöhte, und zur Anlandung der Schiffe bei hohem und niedrigem Wasserstande gleich bequem einrichtete. Der Handel von Maynz besteht vorzüglich im Weinhandel, womit starke Geschäfte nach den Niederlanden und nach dem nördlichen Deutschland gemacht werden; desgleichen im Speditionshandel. Die Fabriken sind nicht sehr bedeutend, und liefern vorzüglich Tabak und Leder. Täglich geht von hier eine Wasserdiligence nach Cöln ab. Merkwürdig ist auch Maynz durch die Erfindung der Buchdruckerkunst (s. d. Art.). — Wo jetzt Maynz liegt, legte im Jahre 13 vor Christi Geburt der römische Feldherr Drusus eine Hauptfestung an, welche den Namen Mogontiacum erhielt. In der Nähe derselben entstand eine Stadt, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erstreckte. 406 wurde Maynz von den Vandalen völlig zerstört, und lag mehrere Jahrhunderte in Trümmern, bis die fränkischen Könige es wieder erbauten und bis zum Rhein ausdehnten. Mit Bonifacius und Carl dem Großen begann für Maynz eine neue und glänzende Epoche. Im 13ten Jahrhunderte trat Maynz an die Spitze des rheinischen Bundes, geschlossen zur Erringung des Landfriedens und Sicherung des Handels. Im dreißigjährigen Kriege wurde Maynz 1631 von den Schweden und 1644 von den Franzosen eingenommen, welche es im westphälischen Frieden wieder zurückgeben mußten. 1688 besetzten es die Franzosen, und 1689 wurde es ihnen wieder abgenommen, welches auch 1793 geschah, nachdem es 1792 durch Verrath in die Hände der Franzosen gefallen war. 1797 übergab man Maynz den Franzosen wieder, welche es zur Hauptstadt des neuen französischen Departements des Donnersberges machten, bis endlich 1814 diese Stadt wieder an Deutschland fiel, und durch die Entscheidungen des Wiener Congresses nebst einem Theile dieses vormaligen Departements an den Großherzog von Hessen übergeben wurde, jedoch so, daß Maynz in militärischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibt, und daher auch jetzt von österreichischen und preußischen Truppen besetzt ist. Außerdem befinden sich noch großherzoglich hessische Truppen daselbst.

† **Mecca.** Die Hauptstraßen sind ziemlich regelmäßig, und die Häuser sämmtlich von Stein. Die Stadt ist offen, hat aber zu ihrer Beschützung drei Castelle. Sonst hatte Mecca 100,000 Einwohner, jetzt aber nur 16 bis 18,000; denn es giebt ganze Quartiere, welche gänzlich verlassen sind, und 2/3 der Häuser stehen leer.

† **Mecheln**, gehört jetzt zu der Provinz Antwerpen des Königreichs der Niederlande, und ist der Hauptort eines Bezirks. Die Zahl der Einwohner beträgt 20,000. Es sind hier ein katholisches Seminarium, eine Mahlerakademie, 10 wichtige Spitzenmanufacturen, welche die trefflichsten Spitzen liefern, 20 große und kleine Hutfabriken, wovon die wichtigste 50 Menschen beschäftigt; 19 wollene Deckenfabriken, 10 Tuchfabriken und bedeutende Bierbrauereien.

Median, eigentlich mittelmäßig, mittelgroß, großförmig, die größere Form des Papieres und der Bücher.

Mediateur, im Völkerrechte, eine vermittelnde Macht, welche durch gütliche Unterhandlung den bevorstehenden oder schon ausgebrochenen Krieg zwischen andern Mächten mit deren Einwilligung friedlich zu schlichten bemüht ist. Die **Mediation** oder Vermittlung ist wesentlich verschieden 1. von dem Anerbieten einer gütlichen

Dazwischenkunft (Interposition des bons offices), um eine Aussöhnung zu bewirken; dieses Anerbieten kann abgelehnt werden; 2) von der schiedsrichterlichen Entscheidung, wenn sich beide feindliche Mächte dem Ausspruche einer neutralen Macht im voraus unterwerfen. Dies war im Mittelalter sehr gewöhnlich, und ist in der neuesten Zeit wieder üblich geworden. (Vergl. Austrägalinstanz.) Bei der Mediation hingegen, wo beide feindliche Mächte einverstanden sind, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrerer vermittelnden Mächte anzuhören, sind sie darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Vermittelung nachgesucht, wie z. B. kürzlich von Spanien geschah, als es die Dazwischenkunft der in Aachen 1818 versammelten europäischen Hauptmächte in seinem Kampfe mit seinen amerikanischen Colonien für sich erbat, was aber von jenen weislich abgelehnt ward, weil hier weniger von einer Vermittelung, als von einer bedingten Hülfsleistung zu Gunsten Spaniens die Rede seyn konnte. Oft aber auch bieten benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte ihre Vermittelung an, damit der Krieg zwischen jenen sie nicht zuletzt selbst in den Kampf verwickele. Dies kann z. B. bei alliirten Höfen der Fall seyn; auch thut es wohl der neutrale Staat, wenn er glaubt, der Schwächere möchte überwunden werden und der siegende Theil dadurch seine Macht zum Nachtheile des politischen Gleichgewichts vergrößern. Aus dieser Rücksicht ist Frankreich sehr oft in den Kriegen der Pforte mit Rußland und Oesterreich für die Pforte als Vermittlerin aufgetreten. Nach dem gegenwärtigen, völkerrechtlich — wie die öffentlichen Kundmachungen lauten — geordneten Zustande von Europa sind die fünf in Aachen 1818 unter sich durch dieselben politischen Grundsätze verbundenen Hauptmächte Europa's — Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Rußland und Preußen — die natürlichen und nothwendigen Vermittler bei allen zwischen den übrigen Staaten entstehenden Streitigkeiten. Für diesen Zweck sind ihre Minister in Paris, Frankfurt und Wien mit den nöthigen Vollmachten und Aufträgen versehen, so wie die Monarchen selbst alle drei Jahre deshalb persönlich zusammenkommen wollen. Doch scheinen Colonialangelegenheiten und die fremden Welttheile in den Kreis dieser Berathungen nicht zu gehören. K.

Mediatisirte deutsche Fürsten. Der 14. Art. der deutschen Bundesacte setzt fest, 1. daß die mediatisirten fürstlichen und gräflichen Häuser auch künftig zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollen, indem ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundnen Begriffe verbleibe; 2) daß die Häupter dieser Häuser die ersten Standesherren in dem Staate, zu dem sie gehören, seyn, daß sie und ihre Familien die privilegirte Classe in demselben, insbesondere in Ansehung der Besteuerung bilden und daß sie überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle Rechte und Vorzüge behalten sollen, welche aus ihrem Eigenthume herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Sie können daher ihren Aufenthalt in jedem Bundeslande, oder mit dem Bunde im Frieden lebenden Staate frei wählen; sie können ferner über ihre Güter und Familienverhältnisse, jedoch mit Vorwissen des Souverains und der höchsten Landesstellen, frei verfügen, auch werden die noch bestehenden Familienverträge aufrecht erhalten; sie haben einen privilegirten Gerichtsstand und die Befreiung von aller Militärpflichtigkeit für sich und ihre Familien; sie behalten die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtig-

keitspflege in erster, und wo die Besitzung groß genug ist, in zweiter Instanz; auch behalten sie die Forstgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, die Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, so wie über milde Stiftungen; indeß sind sie in der Ausübung dieser Rechte an die Vorschrift der Landesgesetze gebunden, welchen sie, so wie der Militärverfassung, unterworfen bleiben. — Die nähere Bestimmung der angeführten Befugnisse soll auf die Grundlage der in dem Betreffe erlassenen königl. bayerschen Verordnung vom J. 1807 von dem Bundestage getroffen, und dadurch ein in allen Bundesstaaten übereinstimmender Rechtszustand der mittelbar gewordnen Fürsten, Grafen und Herren begründet werden. Dem ehemaligen unmittelbaren Reichsadel sind blos die Rechte, sich einen Aufenthaltsort frei zu wählen, und über seine Güter und Familienverhältnisse frei, mit Vorwissen des Souverains, zu verfügen, so wie den Begüterten Antheil an der Landstandschaft, die Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, das Kirchen-Patronat und der privilegirte Gerichtsstand zugesichert worden. — Die wichtige Frage, ob den mediatisirten vormaligen Reichsständen, wie der 6. Art. der Bundesacte hoffen läßt, auch einige Curiatstimmen im Pleno zugestanden werden sollen, weshalb die Mediatisirten sowohl in Frankfurt, als bei dem Congresse zu Aachen im J. 1818 Vorstellungen übergeben haben, ist noch nicht entschieden. In jedem Falle ist das Mediatisiren mit dem Grundsatze der Legitimität ganz im Widerspruche. — Mehrere souveraine Fürsten haben bisher die ehemaligen unmittelbaren Dynastengeschlechter durch landständische und andere Vorrechte zufrieden zu stellen gesucht, wie die neuen Verfassungsgesetze von Bayern und Baden beweisen. Ihretwegen ist vorzüglich die Trennung der Volksstände in zwei Kammern beliebt worden. Doch muß man, da einmal die Wiederherstellung in den vorigen Stand, welche mit gleichem Rechte auch die aufgehobenen freien Reichsstädte und geistlichen unmittelbaren Stifter in Anspruch nehmen könnten, mit der neuen Ordnung der Staatenverhältnisse nicht vereinbar ist, bei der Entschädigung der mediatisirten Geschlechter ihre sogenannten Ehrenrechte und ihre Ansprüche auf Regierungsrechte wohl unterscheiden. In Ansehung ihrer Ehrenrechte wird jeder Billigdenkende keine Beschränkung wollen; und es können allerdings selbst in Ansehung des Hausvermögens privatrechtliche Normen, z. B. Fideicommisse gelten, wodurch die Erhaltung des Glanzes dieser fürstlichen Geschlechter gesichert würde. Auch gebührt ihnen eine reichliche Entschädigung, wenn von Verwandlung nutzbarer, durch ihre jetzige Form dem Wohle des Staats nachtheiliger Rechte in Geld die Rede ist. Anders verhält sich die Sache, wenn die Frage ist von Begünstigung der Standesherren in ihrer Eigenschaft als erblicher Staatsbeamten, von ihrem Einwirken in die öffentliche Verwaltung, mithin von einem Rechtsverhältnisse. Hier kann ihnen nichts zugestanden werden, was dem Staatszwecke, d. i. dem Besten aller Staatsbürger nachtheilig seyn könnte. Der Regent hat vielmehr die Pflicht, diesen Zweck, bei neuen Einrichtungen so vollständig als möglich zu erreichen zu suchen, insbesondere also möglichst die Uebel zu vermindern, die mit dem Daseyn der Patrimonialjustiz und Patrimonialpolizei immer verbunden sind. Große Grundbesitzer, wie die Standesherren sind, haben ein großes Privatinteresse, das, wenn zugleich die öffentliche Verwaltung von ihnen abhängig ist, leicht mit der letztern in Reibungen gerathen und dadurch ihren Gutsunterthanen nachtheilig werden kann. — Unter den Ansprüchen einzelner Dynasten hat kürzlich ein von dem Reichsgrafen von

Bentink an die Monarchen in Aachen, besonders an den Kaiser Alexander gerichtetes Gesuch viel Aufsehn erregt. Er verlangt nämlich, daß sie ihn wieder in den Besitz der Unmittelbarkeit seiner souverainen Herrschaft Kniphausen einsetzen sollen, welche Napoleon 1810 mit dem französischen Reiche vereinigt hatte, die darauf Rußland am Ende des J. 1813 provisorisch besetzte, und die seitdem der Herzog von Oldenburg im souverainen Besitz behalten hat, ob sie gleich vom Wiener Congreß nicht für mediatisirt erklärt worden ist. Auch diese Sache soll noch in Frankfurt ausgeglichen werden. K.

Meeralpen, ein Gebirge von mittlerer Höhe, welches Piemont von Frankreich scheidet, und sich vom hohen Berge Viso, wo der Po entspringt, über den Col de Tende bis zum Var und längs des mittelländischen Meeres erstreckt. Die Apenninen kann man als eine Fortsetzung derselben ansehen.

Mehlthau, eine schleimige, verschieden gefärbte, mehr oder weniger flüssige Substanz, die sich auf den Blättern der Pflanzen zeigt und das Verwelken derselben gewöhnlich zur Folge hat. Er wird für kleine Schimmelpilze angesehen, die parasitisch auf den Pflanzen wuchern und sie aussaugen; oder er wird von Blattläusen darauf abgesetzt, welche vorher unter der Oberhaut der Blätter genistet haben. Eine besondere Art des Mehlthaues ist der Honigthau. (S. d. Art. Honig.)

† Mehul, starb zu Paris den 17. October 1817 an der Brustwassersucht.

Meier, von dem veralteten meh, mehr, groß, ist überhaupt eine Person, welche mehr als eine andre ist, und andern Personen oder auch einer Sache vorgesetzt ist. So hießen im Mittelalter die obersten Pfalzgrafen Meier, Hausmeier. In spätern Zeiten nannte man auch so diejenigen vornehmen Hofbeamten, welche den lateinischen Namen Major domus führten. In den Städten war der Meier eine vornehme obrigkeitliche Person, welche die hohe Gerichtsbarkeit oder auch nur die bürgerliche Gerichtsbarkeit mit Ausschluß der peinlichen ausübte. Noch führen geringere Vorgesetzte und Aufseher den Namen Meier, dergleichen die Vorgesetzten der Landwirthschaft sowohl einer ganzen Gegend als eines einzelnen Guts sind, besonders aber der Vorgesetzte eines jeden Landgutes, der gegen einen Jahreslohn die Aufsicht über den Feldbau und die Arbeiter und Knechte führt, auch Hofmeister genannt.

Meierei heißt einmal ein kleines zu einem größern, dem Hauptgute, gehöriges, besonders zur Viehzucht bestimmtes Landgut, das ein Meier verwaltet, dann ein Bauergut, welches ein Meier gegen einen jährlichen Erbzins an den Grundherrn besitzt.

Meineid, ein falscher Eid, den man wissentlich und vorsätzlich schwört. Da ein jeder Eid eine Berufung auf Gott als allwissenden Zeugen ist, so wird der Meineid als eine vorsätzliche Entheiligung des göttlichen Namens mit harten Strafen belegt.

† Meklenburg. Das Land enthält auf 260 Quadratmeilen gegen 425,000 Einwohner.

Melchisedek (Melchi-zedek, hebr., König der Gerechtigkeit), König von Salem (Jerusalem, der Stadt des Friedens), das er zuerst gegründet haben soll, zugleich ein Priester Gottes, ist nur aus einem Auftritte in der Geschichte Abrahams bekannt. Als dieser Freund Gottes aus einer Fehde siegreich zurückkehrt, kommt Melchisedek ihm mit Brod und Wein entgegen, segnet ihn, und dankt dem höchsten Gott,

der Himmel und Erde besitzt, für seinen Sieg. 1. Mos. 14, 18. Nicht mehr sagt die Geschichte von diesem ältesten Priesterkönige. Ein ähnlicher, Anius, König von Delos und Priester seines Vaters Apollo, bewirthet den Aeneas (Virg. Aen: III. 80 fg.). Aus diesen Beispielen, in denen das Historische sich schwer von dem Mythischen scheiden läßt, ist nicht ohne gegründeten Widerspruch auf eine in der vorhistorischen Zeit übliche Verbindung der priesterlichen Würde mit der königlichen geschlossen worden. Der fromme Glaube, der in Melchisedek ein Vorbild (Typus) Jesu sieht, hat die Autorität des Briefes an die Hebräer für sich. Ganz grundlos aber war die Annahme der Hierakiten, Melchisedek sey der heilige Geist. Diese von Hierax, einem christlichen Gelehrten in Aegypten, gegen Ende des 3. Jahrhunderts gestiftete, ketzerische Secte, die durch ihre allegorischen Auslegungen der Bibel, durch das Gebot der Enthaltung von der ehelichen Beiwohnung, durch den Glauben, das Amt Christi habe nur in der Verkündigung einer strengern Sittenlehre bestanden, wie überhaupt durch eine gewagte Auflösung christlicher Dogmen in sinnbildliche Phrasen, von der orthodoxen Kirche abwich, führte auch den Namen der Melchisedekiten und erlosch bald. Ihre strenge Askese ging in das Leben christlicher Einsiedler und Mönche über. E.

Meletianer hießen die Anhänger des Bischofs Meletius zu Lykon in Aegypten, der unter Diocletians Verfolgung um 306 über die Wiederaufnahme der abgefallenen Christen, die er verweigerte, und wegen willkührlich von ihm verrichteter Ordinationen mit dem Bischof Peter von Alexandrien zerfiel. Er nannte seine Partei die Kirche der Märtyrer und erkannte die Metropolitanrechte der alexandrinischen Kirche über ganz Aegypten nicht an. Die dadurch unter der ägyptischen Geistlichkeit verursachte Spaltung dauerte noch nach dem Concilium von Nicäa, welches dem Meletius die Verwaltung des bischöflichen Amtes untersagte, bis gegen Ende des 4ten Jahrhunderts fort. Gegen die Partei des orthodoxen Bischofs Athanasius (s. d. Art.) von Alexandrien machten die Meletianer mit den Arianern gemeine Sache, ohne jedoch die Irrlehren derselben anzunehmen. Schismatiker desselben Namens entstanden zu Antiochien, als Meletius von Melitene in Armenien zum Bischof daselbst 360 von den Arianern gewählt und wegen seiner Orthodoxie wieder verjagt wurde. Die ihn für den rechten Bischof hielten, und, da er unter Julian zurückkehrte, ihm allein anhingen, hießen Meletianer. Mit seinem Tode (881) erlosch dieser Name, doch später erst die Spaltung der antiochenischen Kirche. Die römische und griechische Kirche rechnen diesen Meletius unter ihre Heiligen. E.

Melitopolitaner heißt die Secte der Duchoporzy von dem melitopolischen Kreise in Taurien. S. Griechische Kirche.

Melusine. Die durch ein artiges Mährchen gar wohl bekannte schöne Melusine war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon, nach Andern stammte sie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelsus macht sie zu einer Nymphe; die Meisten aber bezeichnen sie als eine mächtige Fee, die sich mit einem Fürsten aus dem Hause Lusignan vermählte. — Sie war, wie die meisten Feen jener Zeit, gezwungen, gewisse Tage des Monats Fischgestalt anzunehmen; alsdann wandte sie alle Sorgfalt an, sich weder vor ihrem Gemahl noch vor ihren Hausleuten sehen zu lassen. Aber eines Tages trat ihr Gemahl, der zu neugierig war und gar zu gern wissen wollte, was Melusine so eingeschlossen vornehme, unvermuthet ins Zimmer,

und erblickte sie in einem Wassergefäß in einer Gestalt, worin er sie noch nicht kannte. Sie ließ ihm keine Zeit, sein Erstaunen auszudrücken: sobald sie sich entdeckt sah, stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft seitdem ein Glied des Hauses Lusignan von einem Unfall bedroht wird oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weise sterben soll, erscheint sie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schlosses Lusignan, das sie hat bauen lassen, und läßt dort Seufzer und Wehklagen hören.

Membran heißt in der Anatomie jedes flache, hautförmige Organ, z. B. die Haut selbst.

* Memel, eine bekannte Handelsstadt des Königreichs Preußen, in der jetzigen Provinz Preußen, an der Einfahrt in das curische Haff. Sie ist die nördlichste Stadt in Preußen, und nicht weit von der Gränze entfernt. Memel hat 630 Häuser mit 6000 Einwohnern, welche einen lebhaften Handel treiben. Es gibt hier verschiedne große Handelshäuser. Der hiesige Hafen ist gut, sicher und wird durch die Festung vertheidigt. Es kommen jährlich einige hundert Schiffe in demselben an. Außer Getraide, Hanf und Häuten wird besonders guter Leinsaamen und Holz aus Litthauen von da ausgeführt. — Im J. 1807 wählte der königlich-preußische Hof die Stadt zu seinem einstweiligen Aufenthalte — Memel ist auch der deutsche Name des Flusses, den die Polen Niemen nennen. (S. d. Art.)

Memoria (lat.), das Gedächtniß; daher Pro Memoria (P.M.) zur Erinnerung. — Memorabilien, Denkwürdigkeiten (z. B. des Socrates von Xenophon). — Memorial, eigentlich ein Handbuch, Protokoll, dann Erinnerungsschrift, Bittschrift; auch so viel wie Manual (s. Buchhalterei).

Memoriren, s. Gedächtniß.

† Menagerie (franz. von Ménage), eigentlich die Führung der Haushaltung. Man nennt so eine Anstalt, in welcher verschiedne Bedürfnisse für die Haushaltung eines großen Herrn gezogen werden, auch eine Anstalt, in welcher seltene ausländische Thiere unterhalten werden.

† Mephitisch. Die Luftarten, welche hieher gehören, haben entweder gar keinen Antheil von Sauerstoffgas, oder doch zu wenig, als daß er sich wirksam zeigen könnte, oder die schädlichen Beimischungen übersteigen die Wirkung desselben. Man belegt daher mit dieser Benennung das kohlensaure Gas in Kellern, wo Bier oder Wein in Gährung liegt; das Schwefel- und Wasserstoffgas, z. B. in manchen unterirdischen Höhlen, bei Schwefelbädern; die Luft in lange verschlossen gewesenen Gewölben, Kellern, Gefängnissen, auch in Orten, wo viele Menschen in einem engen verschlossenen Raume sich befinden, wo der Antheil von Sauerstoffgas in der Luft verzehrt, und diese dagegen mit Kohlensäuregas, und andern Ausdünstungen angefüllt wird, u. s. w.

* Mercantilsystem, kaufmännisches System, Handelssystem, ist ein zuerst in Frankreich vom Minister Colbert auf die Bahn gebrachtes und seitdem fast in allen andern Ländern nachgeahmtes System der Staatswirthschaft, welches von dem Grundsatze ausgeht, in den edlen Metallen allein bestehe der Nationalreichthum, und es komme, um ein Volk reich und wohlhabend zu machen, lediglich darauf an, die Mittel zu entdecken, wodurch der Vorrath von edlem Metall bei demselben möglichst vermehrt werden könne. Als vorzüglichstes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks empfiehlt das System die Sorgfalt für eine vortheilhafte Handelsbilanz (s. d. Art.),

welche darin besteht, daß die Nation an die andern, mit welchen sie im Verkehr steht, einen größern Waarenwerth absetzt, als sie ihnen abnimmt, weil alsdann dieser Theorie zufolge der Ueberschuß in edlem Metall vergütet werden muß. Um aber zu einer möglichst vortheilhaften Handelsbilanz zu gelangen, schlägt das Mercantilsystem folgende Maßregeln vor: 1. Hemmungen der Einfuhr a) solcher fremden Waaren zum einheimischen Verbrauch, die sich irgend im Lande selbst erzeugen und verfertigen lassen, und b) fast aller Arten von Waaren aus solchen Ländern, mit welchen der Handel uns eine nachtheilige Bilanz zuzuziehen droht; 2. Begünstigungen der Einfuhr solcher rohen Stoffe, welche das Land gar nicht, oder wenigstens nicht in hinlänglicher Menge liefern kann und die, durch einheimischen Fleiß veredelt, theils den Eingang fremder Waaren gleicher Art zum einheimischen Verbrauch hindern, mithin einen größern Abfluß von Metallmünze ersparen, theils auswärts verkauft werden, und sonach mehr Metallmünze, als sie dem Lande gekostet haben, wieder hineinbringen können; 3. Begünstigungen der Ausfuhr aller Waaren, fremder sowohl, deren Einfuhr zu erlauben man für rathsam erachtet, als vornehmlich einheimischer; 4. Hemmungen der Ausfuhr solcher rohen Stoffe, die sich zu Fabrikaten für den einheimischen Bedarf, oder für den auswärtigen Absatz benutzen lassen; 5. Begünstigungen des activen Handels vor dem passiven, des directen vor dem indirecten und des Eigenhandels vor dem Speditionsverkehr. Was die Hemmungen betrifft, deren sich das System zur Erlangung einer vortheilhaften Handelsbilanz bedient, so bestehen dieselben entweder in gänzlichen Verboten oder in verbotähnlichen Auflagen, nämlich solchen, welche die Verminderung der Einfuhr oder Ausfuhr, worauf sie gelegt sind, zur Absicht haben. Die Begünstigungen aber sind: 1. Vergütungen a) an Accise, die auf einheimische oder fremde Waaren bei derem inländischem Verbrauche gelegt ist, und die ganz oder zum Theil erstattet wird, wenn die Waaren außer Landes gehen; b) an Zöllen, die von eingeführten fremden Waaren entrichtet, und bei der Wiederausfuhr derselben zum Theil oder ganz zurückgegeben werden. 2. Prämien, d. i. Geschenke, womit man solchen Handelszweigen oder solchen Arten von Fabriken, die man begünstigen will, aufzuhelfen sucht. 3. Vorrechte, diese sind zweifacher Art, so fern nämlich für die Nation a) durch einen Handelstractat in einem fremden Gebiete mäßigere Zollsätze und überhaupt größere Vortheile sowohl bei dem Ankaufe der dortigen, als bei dem Absatze ihrer eigenen Waaren, ausgewirkt werden, als andern Nationen bewilligt worden sind; oder b) so fern der Nation durch Stiftung von Colonien und durch Erwerbung von Besitzthümern in andern Welttheilen für den Handelsverkehr mit diesen Nebenländern ein Monopol zugesichert wird. — Die Unhaltbarkeit des Mercantilsystems geht aus der Falschheit seines Princips hervor; es ist nämlich nicht das edle Metall allein, was den Nationalreichthum bildet und nicht derjenige Handel allein ist einer Nation vortheilhaft, welcher derselben edles Metall zuführt. Der Reichthum besteht vielmehr in allen Dingen, welche Werth haben, welche fähig sind, Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen; nicht darum sind Länder arm, weil sie wenig edles Metall besitzen, sondern eben weil sie arm sind, fehlt es ihnen an edlem Metall. Die falsche Würdigung der edlen Metalle und des Handels, welche aus diesem staatswirthschaftlichen Systeme hervorge-

gangen, hat so traurige Resultate, so unglückliche Wirkungen veranlaßt, daß man das System selbst mit Recht als die schrecklichste Geißel des achtzehnten Jahrhunderts betrachten kann. Zu den vorzüglichsten Wirkungen dieser Art gehören: 1. die Erschwerung des Verkehrs der eigenen Nation mit Fremden; 2. die Begünstigung des städtischen Gewerbfleißes auf Kosten des ländlichen; 3. die Beförderung des auswärtigen Handels auf Kosten des innern; 4. die Nationaleifersucht der Völker; 5. die Unterdrückung der Colonien; 6. das Streben nach Begünstigung im auswärtigen Verkehre durch Ausschließung und Einschränkung anderer Völker, desgleichen die Eingehung darauf abzielender Handelsverträge. Und als mittelbare Folge von dem Allen müssen wir 7. die Empörung der unterdrückten Colonien oder Provinzen im letzten Jahrhundert, so wie die Befeindungen der Staaten und fast alle Kriege der neuern Zeit betrachten. — Den Bemühungen der Physiokraten und späterhin des großen Britten Adam Smith und seiner Anhänger ist es zwar geglückt, die Theorie der Staatswirthschaft von den vielen Irrthümern wieder zu reinigen, welche das Mercantilsystem in dieselbe gebracht hatte; aber diese Irrthümer waren bereits so allgemein verbreitet, und hatten in den Verwaltungen der meisten Länder bereits so tief Wurzel geschlagen, daß man noch gegenwärtig fast überall in der Praxis die Vorschriften jenes verderblichen Systems befolgen sieht. Insbesondere haben Friedrich der Große durch dessen Einführung in seinen Staaten, so wie Lord Chatham und sein berühmter Sohn Pitt durch Begünstigung desselben in Großbritannien, viel zur Verbreitung und Begründung des Systems beigetragen, daher kann es vielleicht noch sehr lange dauern, ehe dessen Spuren in den Verwaltungsmaaßregeln gänzlich verschwunden seyn werden. KM.

Merkel (M. Garlieb), ein deutscher Schriftsteller und Kritiker, der seinen zweideutigen Ruf weniger seinen eignen Leistungen, als den Aeußerungen, Zurechtweisungen und Züchtigungen, die ihm für seine Anmaßung, Unbescheidenheit und Unwissenheit bald ernstlich, bald scherzhaft von vielen der ausgezeichnetsten Männer, als Fichte, Schlegel, Jean Paul u. A. zu Theil wurden, verdankt. Er ist ein Liefländer und in den siebziger Jahren geboren. Wo, was und wie viel er studirt hat, ist uns, wie seine meisten übrigen Lebensfata, unbekannt. Zehn Jahre vor der Jenaer Schlacht hat er in Norddeutschland verlebt. In dieser Zeit erschienen unter andern sein Buch über die Letten, in welchem er den damaligen unglücklichen Zustand dieses leibeignen Volks mit starken Farben schilderte; seine Briefe über Hamburg und Lübeck, für welche er aus letzterer Stadt weggewiesen wurde, und seine Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Producte der schönen Literatur, in denen er nicht selten mit eben so viel Unkenntniß als absprechender Anmaßung seine Urtheilssprüche abgab. Es gelang ihm durch stete Bestreitung der ästhetischen Grundsätze, welche damals die Schlegel und ihre Freunde aufstellten, diesen manches gelegentliche Wort über ihn abzunöthigen, wodurch er wohl in dem eiteln Wahn von seiner und seines Treibens Wichtigkeit bestärkt wurde. Dies mußte noch mehr der Fall seyn, als Kotzebue ihn zum Mitredacteur des Freimüthigen annahm. (Vergl. die Art. über den Freimüthigen und die elegante Zeitung.) Da Merkel im J. 1806 seine Stimme gegen die Franzosen erhoben hatte, hielt er sich nach der Jenaer Schlacht nicht mehr für sicher in Berlin. Er flüchtete nach Königsberg und von da in seine

Heimath, wo er eine Zeitlang redigirte, eine reiche Heirath machte, und ein Landgut bewirthschaftete. Von seinen meist unbedeutenden Schriften aus dieser Zeit nennen wir nur seine Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch. Er spricht darin von vielen der vorzüglichsten deutschen Dichter und Schriftsteller, die er, oft flüchtig genug, kennen gelernt hat. Neben vielen erscheint er wie ein Zwerg neben Riesengestalten, der seine trübe Laterne bald hier, bald dort hin dreht, und zwar einen Arm oder Fuß erkennt, die ganze Gestalt aber vergebens zu fassen strebt. Nach der Befreiung Deutschlands kehrte auch er dahin zurück, in der Meinung, sein Aristarchenamt fortzusetzen. Nachdem er sich zu diesem Zweck mit Gubitz verbunden, aber eben so schnell seiner Unverträglichkeit wegen (wie er dies in einem eignen Documente, das er diesem auszustellen genöthiget wurde, bekennen mußte) wieder entzweit hatte, ließ er allein eine Zeitung artistisch-literarischen Inhalts unter dem Titel: der alte Freimüthige, erscheinen. Allein er mußte bald wahrnehmen, daß seinen seichten und abgeschmackten Unterhaltungen die Leser fehlten. Alle Bemühungen, sein Blatt aufrecht zu erhalten und dem Publikum annehmlich zu machen, schlugen fehl, und er kehrte 1817 nach Rußland zurück. Im Jahre 1818 erschienen von ihm zwei Bändchen über Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wiederfand, die in demselben anmaßenden Ton geschrieben sind, wie seine früheren Schriften. Wer den Charakter Merkels als Kritiker und Schriftsteller kennen lernen will, den verweisen wir auf die kleine Schrift: Testimonia Auctorum de Merkelio, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. Man hat Merkel nicht mit Unrecht den deutschen Abbé Cotin genannt.

Merlin, ein berühmter Magiker und Zauberer, der Sohn eines Dämons und der Tochter eines Königs von England, welche in einem Kloster von Vaer-Merlin Nonne war. Die Fürstin wurde in ihrer Einsamkeit von einem mitleidigen Sylphen getröstet, der ihr zu gefallen wußte. Ihr Sohn Merlin ward von dem Vater in allen Wissenschaften unterrichtet, und lernte von ihm die Wunder verrichten, welche die Fabelgeschichte Englands ihm zuschreibt. Merlin, sagt Lelandus, war der größte Philosoph und Mathematiker seiner Zeit; er war der Rathgeber und Freund von vier englischen Königen, Vortigern, Ambrosius, Uterpen-Dragon und Arthus, dem Stifter der Tafelrunde. Vortigern beschloß auf den Rath seiner Magiker einen uneinnehmbaren Thurm an irgend einem Orte seines Königreichs zu erbauen, um sich gegen die Sachsen zu sichern; aber kaum war der Grund dazu gelegt worden, als in einer Nacht die Erde ihn verschlang, ohne daß eine Spur zurückblieb. Die Magiker sagten dem König, er müsse die Grundsteine, um ihnen Festigkeit zu geben, mit dem Blut eines Kindes benetzen, das ohne Vater geboren sey. Nach vielen Nachforschungen brachte man den jungen Merlin zum König. Als Merlin den Ausspruch der Magiker vernommen, stritt er mit ihnen und zeigte ihnen an, daß unter dem Grunde des Thurms ein großer See und unter dem See zwei große wüthende Drachen seyen, ein rother, der die Engländer, und ein weißer, der die Sachsen vorstelle. Man grub alsbald nach und die beiden Drachen waren nicht sobald gefunden, als sie einen schrecklichen Kampf begannen, worüber Merlin zu weinen wie ein Weib und seine Weissagungen hinsichtlich Englands kund zu thun begann. Zu den Zauberwerken, welche von Merlin erzählt werden, gehört, daß er, als Uterpen-Dragon sich im

die schöne Ingerne verliebte, dem Könige die Gestalt des Manne verliehen und so den Genuß der Geliebten verschafft; ferner daß Me lin Felsen von Irland nach England versetzt habe, welche die Gesta von Riesen angenommen, und tanzend eine Trophäe für den Kön Ambrosius gebildet hätten. Ausführlich handeln von Merlin die Hi toire de Merlin et de ses prophéties, und die Vita di Merlin in Venetia.

* Merseburg an der Saale, sonst eine Stiftsstadt im König reich Sachsen, jetzt der Hauptsitz der Regierung des Bezirkes gleiche Namens im preußischen Herzogthume Sachsen. Die Stadt enthä 600 Häuser mit 6000 Einwohnern, und ist besonders wegen des Bier das hier gebraut und weit verführt wird, bekannt. Die Stadt i alt und schlecht gebaut, hat ein gutes Gymnasium und eine Dom kirche, die einige Merkwürdigkeiten enthält. Das hiesige Domcapit wurde vom K. Otto I. gestiftet und, nachdem die Reformation ein geführt worden war, von dem Churfürsten von Sachsen administrir Durch die Capitulation vom 31. Juli 1731 wurde dem Churhau Sachsen die beständige Administration des Stifts übergeben.

Messalianer (a. d. Syrischen) oder Eucheten (a. d. Griech.) d. h. Beter, Betbruder, auch Enthusiasten und Pneumatic (Geistliche, wie sie sich selbst nannten), hießen die Glieder einer ketz rischen Secte, die um 360 zuerst in Mesopotamien entstand und unte Adelphius, einem ihrer Lehrer, noch im 4ten Jahrhunderte nach Syrie kam. Sie war eine Ausgeburt römischer Schwärmerei und pietisti schen Dünkels. Die Messalianer hielten das Gebet für eine unab lässig fortzusetzende Uebung, der sie alle die Wirkungen zuschrieben welche die von ihnen geringgeschätzten Sacramente und gottesdienstli chen Handlungen für gläubige Christen haben sollten. Sie arbeitete nicht, nährten sich durch Betteln und ergaben sich am liebsten eine träumerischen Beschaulichkeit, die sowohl die dem Manichäismus nich unähnliche Verworrenheit ihrer auf orientalische Mystik gebauten An sicht der christlichen Dogmen, als auch ihren Wahn, eine Vollkom menheit, bei der alle Sünden aufhören müßten, betend erreichen z können, erklärt. Damit hängen die ascetischen, zum Theil auch un züchtigen Ausschweifungen und wunderlichen Verzuckungen, deren s beschuldigt wurden, die göttlichen Offenbarungen und Geisterersche nungen, deren sie sich rühmten, und ihre Verachtung des herrschende Kirchenthums zusammen. Ungeachtet der Gegenanstalten und Ve bannungsbefehle der Concilien, Kaiser und Bischöfe erhielten si Messalianer beiderlei Geschlechts, obwohl nicht zahlreich, unter d orientalischen Christen bis zum Ende des 7ten Jahrhunderts. Die oh Grund mit ihnen verwechselten neuen Messalianer oder Bogom len sind den Paulicianern näher verwandt. (S. Paulicianer.)

* Messina, eine sehr alte und dem Range nach die zwe Stadt auf Sicilien, am Faro di Messina im Val di Demona ge gen, und jetzt die Hauptstadt der Intendanz Messina, hat eine r zende Lage. Eine starke Citadelle und 6 Forts dienen zur Beschützu derselben. Sie hat vier Vorstädte, eine Domkirche mit einem schön Platze vor derselben, viele Kirchen, zwei große Hospitäler, einen z Freihafen erklärten, geräumigen und sichern Hafen und 70 bis 80,0 Einwohner, welche einen bedeutenden Handel mit sicilischen Product und Seidenweberei auf 4000 Stühlen treiben. Jährlich wird im A gust eine stark besuchte Messe gehalten. Auch ist Messina der S eines Erzbischofs. Im J. 1743 suchte die Pest Messina heim u

1783 wurde ein großer Theil der Stadt durch ein Erdbeben gänzlich zerstört und viele Menschen verloren ihr Leben. Seitdem ist sie größtentheils nach einem regelmäßigen Plane wieder aufgebauet worden.

Meßcatalog (Leipziger). In den frühern Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst, und machten zu diesem Behuf ihren Verlag durch einzelne Cataloge bekannt, von welchen der älteste bis jetzt entdeckte der des Augsburger Druckers Johann Bämler um das Jahr 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte, und die Büchermessen zu Frankfurt a. M. der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein Augsburger Buchhändler, im Jahr 1564 (nicht aber schon 1554) zuerst auf den Gedanken, jede Messe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Die gute Aufnahme desselben bewog auch andere Buchhändler, sowohl zu Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichnisse zu liefern, obgleich neben denselben das Willersche, welches man noch im J. 1610 findet, regelmäßig fortgesetzt wurde. Eine Ueberarbeitung der sämmtlichen von 1564 — 1592 gedruckten einzelnen Cataloge erschien zu Frankfurt 1592. 4. und eine ähnliche Sammlung von 1593 — 1600 zu Leipzig, 1600, 4. Von 1600 — 1616 erschienen diese Verzeichnisse, obgleich die Frankfurter noch eine Zeit lang unter kaiserl. Privilegium heraus kamen (das letzte bekannte ist von 1616), mit sächs. Privilegium bei Abr. Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derselben an den dasigen Buchhändler Henning Große, dann an seinen Sohn Gottfried Große, nach dessen Tode an Gottfrieds Sohn, Johann Große und endlich an Joh. Großens Erben kam, von welchen der Catalog auf die Weidmannische Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortsetzt. Die frühere systematische Einrichtung desselben ist späterhin mit der alphabetischen vertauscht, und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt worden. Zur Verbesserung dieser Verzeichnisse ist zwar vieles erinnert (unter andern lieferte Friedr. Roch im Allg. litt. Anz. 1797 eine neue Bearbeitung des Ostermeßcatalogs dieses Jahres als Muster), und allerdings auch einiges gethan worden; allein noch immer entsprechen sie den Anfoderungen nicht, welche der Literator und Bibliograph, und selbst auch der einsichtsvollere Buchhändler, an sie zu machen berechtigt ist. Fehler in den Namen, Inconsequenzen in der alphabetischen Anordnung, Aufführung von Büchern, welche, weil sie für den vorhergehenden Catalog zu spät kamen, entweder schon früher oder gar noch nicht wirklich erschienen sind, und vorzüglich die Unterlassung der Preisangaben sind Mängel, welche vielleicht bei der jetzigen Einrichtung derselben zum Theil unvermeidlich sind, aber eben deßhalb den Wunsch rechtfertigen, daß neben diesen zweimal im Jahr erscheinenden alphabetischen Verzeichnissen, oder wohl noch besser statt derselben, ein fortlaufendes chronologisches Journal errichtet werden möge, wie es die Franzosen in der trefflichen Bibliographie de la France besitzen. As.

* **Mestizen** (span. Mestizos, von dem lat. mixtus, was von vermischter Race ist), nennt man in Südamerika und Westindien diejenigen, welche von einem europäischen Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abstammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Gesichtsfarbe als die Europäer, und wenig Barthaare, wurden bisher von den Spaniern sehr zurückgesetzt, und machten die dritte Classe der Bewohner des spanischen Amerika aus.

Metakritik, ein von Herder nach dem Muster von Metaphysik gebildetes Wort, womit er sein Werk, in welchem er die sogenannte kritische oder Kantische Vernunftwissenschaft beurtheilte, betitelte. Da indeß die Metaphysik keine Beurtheilung der Physik ist, so scheint der Name nicht ganz passend zu seyn.

Metalepsis, eine Redefigur, vermöge welcher das Antecedens statt des Consequens gesetzt wird, z. B. er hat gelebt, statt er ist todt.

* Metalle sind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache, Naturkörper von folgenden Eigenschaften: sie sind undurchsichtig, besitzen einen eignen spiegelnden Metallglanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das electrische Fluidum, sind in Wasser unauflöslich, haben in der Regel ein großes specifisches Gewicht, sind mehr oder weniger dehnbar, schmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, absorbiren dabei in der Regel den Sauerstoff der Luft und verwandeln sich in pulvrige Massen, d. i. Oxyde, und bilden, auf irgend eine Weise mit Sauerstoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflösungen Schwefelalkalien und blausaure Verbindungen meist farbige, seltener weiße Niederschläge bewirken. Sie finden sich in der Natur entweder gediegen, d. h. ohne Beimischung, oder verlarvt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerstoff verbunden, oder endlich mit Säuren neutralisirt, d. h. im Zustande der Salze. Wir kennen gegenwärtig 26 eigentliche Metalle und 13 Metalloide. Die Eintheilung in Ganz- und Halbmetalle ist wegen ihrer Unbestimmtheit in neuerer Zeit verworfen worden. Dagegen bringt John die metallischen Körper unter folgende Classen: I. Metalloide. A. Alkalische Metalle, d. h. Metalle, welche sich durch Oxydation in Alkalien verwandeln: 1. Calium oder Potassium, 2. Natronium oder Sodium, 3. Ammonium, 4. Baryum, 5. Strontium, 6. Calcium, 7. Talcium oder Magnium. B. Erdige Metalle, d. h. Metalle, welche durch Oxydation Erden werden: 8. Silicium, 9. Zirconium, 10. Yttrium oder Gadolinum, 11. Glycynum oder Beryllium, 12. Tantalum oder Columbium, 13. Aluminium oder Argillium. II. Eigentliche Metalle. A. Edle Metalle, d. h. Metalle, welche weder in niedriger noch in der höchsten Temperatur merklich oxydirt werden, das Wasser nicht zersetzen, und deren Oxyde für sich reducirbar sind: 1. Platin, 2. Gold, 3. Silber, 4. Palladium, 5. Rhodium, 6. Iridium. B. Uebergangsmetalle. Sie unterscheiden sich von den vorhergehenden, daß sie bei hoher Temperatur, obgleich höchst unmerklich und langsam, oxydirt werden: 7. Nickel, 8. Osmium, 9. Quecksilber. C. Gemeine Metalle, d. h. solche, welche bei irgend einer Temperatur an der Luft leicht oxydirbar, aber ohne Reducirmittel nicht wieder herzustellen sind. α. Metalle, welche durch Oxydation nicht Säuren bilden. a. Höchst strengflüssige und nur in dem höchsten und anhaltendsten Grad der Weißglühhitze schmelzbare Metalle: 10. Titan, 11. Cerer (welche beide jedoch noch nicht wirklich geschmolzen sind), 12. Wolfram oder Scheel, 13. Uran, 14. Mangan. b. Etwas weniger strengflüssige oder in der Weißglühhitze leicht schmelzende Metalle: 15. Kobalt, 16. Eisen, 17. Kupfer; c. Leichtflüssige, und zwar nicht flüchtige: 18. Zinn, 19. Blei, oder flüchtige: 20. Tellur, 21. Antimon, 22. Bismuth, 23. Zink. β. Metalle, welche durch Oxydation Säuren bilden, und zwar flüchtige: 24. Arsenik, oder sehr strengflüssige: 25. Chromium, 26. Molybdän. Wir fügen dieser Eintheilung einige allgemeine Be-

merkungen über die Metalle bei. Unter allen Körpern in der Natur werfen die Metalle das Licht am vollkommensten zurück, weshalb ihnen auch ein besonderer Glanz (Metallglanz) eigenthümlich ist. In sehr verschiedenem Grade besitzen sie die Eigenschaft der Dehnbarkeit und Streckbarkeit, wodurch sie besonders in den Künsten in hohem Grade brauchbar werden. Eigentlich ist diese Eigenschaft bis jetzt nur an 16 Metallen bemerkt worden, indeß ist zu erwarten, daß man sie auch bei den übrigen, sich spröde erweisenden Metallen, wenigstens in einem geringern Grade auffinden werde. Kein Metall ist bis jetzt zerlegt worden; indeß liegt es keineswegs außer den Gränzen der Möglichkeit, vielmehr ist die Zerlegung des Ammoniums der erste Schritt dazu. Mit der Zerlegung der Metalle würde auch ihre Zusammensetzung oder Verfertigung (das Problem der Alchymisten) gegeben seyn. Die Härte kommt den Metallen nur in geringem Grade zu, doch kann dieselbe durch gewisse Behandlung, Legirung und Verbindung mit andern Stoffen sehr vermehrt werden. Je größer die Biegsamkeit oder Elasticität der Metalle zugleich mit der Härte ist, desto heller und stärker ist der Klang, den sie beim Anschlagen verursachen. Einige erregen beim Reiben einen eigenthümlichen Geruch, andere afficiren das Geschmacksorgan; aber beides geschieht auf eine den Metallen ganz eigenthümliche Art. Durch die Wärme sind die Metalle in hohem Grade ausdehnbar, und diese Dehnbarkeit findet bis zum Schmelzen gleichförmig bei ihnen Statt. Der Schmelzpunkt der Metalle ist sehr abweichend, doch kann er nur bei den leichtflüssigen genau bestimmt werden. Einige sind bis jetzt noch unschmelzbar geblieben. Durch Legirung kann die Schmelzbarkeit einiger Metalle vermehrt werden. Nur drei Metalle, das Eisen, Nickel und Kobalt, sind des Magnetismus fähig. Sie sind die besten Wärme- und Electricitätsleiter, und erregen, zu zwei in Berührung gebracht, in ungleich höherem Grade die entgegengesetzten Electricitäten als andere heterogene Stoffe. Die Metalle haben eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff; einige absorbiren ihn schon in gewöhnlicher, andere in erhöheter Temperatur; einige am begierigsten, wenn das Sauerstoffgas im Wasser aufgelös't ist, und sie zersetzen zugleich das Wasser in der gewöhnlichen Temperatur; andere erst in der Rothglühhitze. Die edlen Metalle zersetzen weder das Wasser, noch absorbiren sie den Sauerstoff der Luft. Alle Metalle oxydiren sich bei Behandlung mit Säuren, wobei entweder das Wasser oder die Säure zerlegt wird. Durch diese Aufnahme von Sauerstoff verwandeln sich die Metalle in Metallkalke oder Oxyde. (S. Calcination.)

Metallique, s. Oesterreichische Staatspapiere.

Metellus. Diesen Namen führten einige berühmte Römer. 1. Quint. Cäcil. Metellus, mit dem Beinamen Macedonicus, den er wegen der glücklichen Besiegung der macedonischen Kronprätendenten und der gänzlichen Unterjochung Macedoniens, das fortan römische Provinz blieb, erhielt. Er wurde dann zum Consul erwählt, und führte eben so glücklich den Krieg in Spanien gegen Viriathus, worauf er noch im J. der St. 622 das Amt eines Censors verwaltete. Er starb im hohen Alter, und hinterließ vier Söhne, die sämmtlich die höchsten Staatswürden bekleidet hatten, oder noch bekleideten. 2. Q. Cäcil. Metellus Numidicus. Dieser als Feldherr nicht weniger berühmte Mann erhielt seinen Beinamen durch die glückliche Führung des Krieges gegen den numidischen Fürsten Jugurtha. Wir lernen ihn aus Sallust kennen als einen sehr un-

bescholtnen und edlen, wenn auch auf seinen alten Adel etwas stolzen Mann. Dem Marius, der sich von ihm beleidigt glaubte, und der ihn mit unversöhnlichem Hasse verfolgte, gelang es endlich ihn zu nöthigen, daß er Rom verließ, und nach Smyrna ging. Er wurde aber auf die ehrenvollste Weise wieder aus seiner Verbannung zurückgerufen, und sein Einzug in Rom glich einem Triumph. Sein gleichnamiger Sohn, der sich ebenfalls als Feldherr im Bundesgenossen-Kriege und gegen Sertorius in Lusitanien rühmlich auszeichnete, erhielt den Beinamen Pius wegen der ungemeinen kindlichen Liebe, die er durch die flehentlichsten Bitten um die Zurückberufung seines Vaters, welche er mit dem größten Eifer betrieb, an den Tag legte.

Meteorologie ist die Lehre von den Meteoren, dann Witterungskunde, welche besonders den Zweck hat, durch Beobachtungen aus der gegebenen oder vorgängigen Witterung die zukünftige zu erkennen. (S. d. Art. Witterungskunde.)

Metrik ist die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der gebräuchlichen Versarten, so fern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind. Wir verweisen darüber vornemlich auf die Art. Rhythmus und Vers. Die Werke der Alten über die Rhythmik, namentlich des Aristoxenus und Heliodor, sind verloren gegangen, und was die Scholiasten und Grammatiker darüber mittheilen, geschieht nur in gelegentlichen untergeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später suchte man zwar das Getrennte in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, aber die Versuche scheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein System zu bilden. Dies war der neuern Zeit aufbehalten. Der große Bentley ahnete zuerst das Rechte, wie seine Abhandlung über die Versmaaße des Terenz beweis't. Nach ihm stellten Brunck und Reiz gute Forschungen über die Metrik an, aber erst der gelehrte Hermann entwickelte seit 1796 auf dem Wege, den die kritische Philosophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die allgemeinen Grundsätze der neuen Wissenschaft. Allein schon Bernhardi hatte an Hermanns Theorie den Mangel einer musikalischen Grundlage gerügt, welchen zuerst Apel in seiner Metrik mit eben so viel Scharfsinn als Sachkenntniß gehoben hat. Man vergl. die Art. Apel und Rhythmus.

Metrologie, die Maaß- und Gewichtkunde.

Metronom, s. Taktmesser.

* **Metternich**. Das fürstliche Haus Metternich leitet seinen Ursprung aus einem alten bekannten rheinländischen Dynastengeschlechte her, das dem deutschen Reiche im 16. und 17ten Jahrhunderte drei Churfürsten, zwei von Maynz und einen von Trier, gegeben, und schon im Freiherrnstande vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde das Sitz- und Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen ausgeübt hatte. Von den ehemaligen sechs Linien, worein sich diese Familie in frühern Zeiten theilte, ist jetzt nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilstein, vorhanden, welche seit 1697 die reichsgräfliche und seit dem 30. Junius 1803 die reichsfürstliche Würde führte. Winneburg und Beilstein, in dem ehemaligen Churfürstenthum Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie Metternich nach dem Abgange des Hauses Winneburg und Beilstein, welches im Anfange des 17ten Jahrhunderts ausstarb, durch die Begünstigung des Churfürsten von Trier, Lothar, aus dem Hause Met-

ternich, der mit demselben einen Herrn von dieser Familie belehnte. Diese Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein blieben nebst mehrern andern unmittelbaren reichsritterschaftlichen Herrschaften und Gütern jenseit des Rheins, im ungestörten Besitze des Hauses Metternich, bis solche im Jahre 1803 bei Beendigung der Reichsfriedens-Entschädigungs-Angelegenheit an Frankreich kamen. Das gräflich-Metternichsche Haus wurde für diese verloren gegangenen reichsständischen Besitzungen durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben, die außer dem Kloster Ochsenhausen und dem gleichnamigen am Flüßchen Rottam gelegenen Marktflecken aus den Aemtern Umendorf, Horn, Fischbach, Tannheim, Ober-Sulmentingen und Unter-Sulmentingen besteht, in dem Maaße entschädigt, daß es diese gedachte Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amts Tannheim und des Dorfes Unterrieden und der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von 8150 Gulden an den Grafen Aspremont, von 11,000 an den Grafen von Quadt und 8150 Gulden an den Grafen von Wartenberg zu zahlen, erhielt. Wirklich trat es auch im März des Jahres 1803 in Besitz dieser Entschädigung, doch verlor es durch die Formation des rheinischen Bundes im Julius des Jahres 1806 seine Souverainitätsrechte gleich den andern mediatisirten Fürsten. In der neuesten Zeit haben sich besonders folgende zwei Staatsmänner aus diesem Geschlecht berühmt gemacht. Fürst Georg Metternich, geb. zu Coblenz den 9. März 1746, einer der ältesten und verdientesten Minister Oesterreichs. Seit 1773 war er k. k. außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Churhöfen von Maynz, Trier und Cöln und am westphälischen Kreise. Im J. 1790 war er Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II., 1791 dirigirender Minister in den so eben wieder unterworfenen Niederlanden unter dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christine, 1793 und 1794 nach der Wiedereroberung Belgiens unter dem Erzherzog Carl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweitenmale verloren gingen. Bei dem Rastadter Congreß war er österreichischer Principal-Commissarius, und 1810 verwaltete er in Abwesenheit seines Sohnes provisorisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er ist vermählt mit Beatrix Aloisia, Gräfin von Kageneck. 2. Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius, Fürst von Metternich, des Vorigen Sohn, Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, k. k. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenz-Minister, wie auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geb. den 17. Mai 1773, und vermählt seit 1795 mit der Gräfin Eleonore Kaunitz, einer Enkelin des berühmten Ministers, und als Allodialerbin desselben Besitzerin der Herrschaft Austerlitz. Dieser mit seltenen Talenten ausgestattete Staatsmann eröffnete seine diplomatische Laufbahn auf dem Rastadter Friedenscongresse, als Gesandter des westphälischen Grafencollegiums; 1801 sendete ihn Graf Ludwig Cobenzl, als Nachfolger des Grafen Elz, auf den Dresdner Gesandtschaftsposten, wo er während der Verhandlungen über die deutsche Entschädigungssache verblieb. Als im Winter von 1803 auf 1804 Graf Philipp Stadion den Grafen Saurau in Petersburg ablöste, kam Graf Clemens Metternich an seine Stelle nach Berlin, in dem äußerst wichtigen Augenblicke, als der Wiederausbruch des Krieges mit England, die Besetzung Hannovers, die Gewaltstreiche gegen die englischen Gesandten, die Verwandlung des Consulats in Bonaparte's erbliche Kaiserwürde, der

Mord des Herzogs von Enghien, Bonaparte's Usurpationen in Italien, den Wiederausbruch der dritten Coalition allmählig herbeiführten, und bald auch an die Stelle des Grafen Haugwitz der Freiherr von Hardenberg ins Ministerium getreten war. Dem Grafen Metternich gebührt der Ruhm, nach der Verletzung des preußischen Gebiets im Anspachischen, nach dem Unglück von Ulm, bei der Anwesenheit des Kaisers Alexander und des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzogs Anton in Berlin, Oesterreich, Rußland und Preußen durch einen Tractat gegen Napoleons auf Universalmonarchie hinstrebende Plane gewaffnet zu haben. Dieser gab ihm das Großkreuz des Stephansordens. Die Schlacht bei Austerlitz, der von Haugwitz in Wien unterzeichnete Vertrag, Preußens Todesurtheil, vereitelte die so nahen und glücklichen Früchte desselben. — Der an des Grafen Ludwig Cobenzl Stelle ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten getretene Graf Stadion sendete 1806 den Grafen Metternich statt des Grafen Philipp Cobenzl als Botschafter nach Paris, auf diesen schwierigen Posten, Bonaparte's täglichen Angriffen ausgesetzt, von um so wohlthätigerer Wirksamkeit für Oesterreich und selbst von den französischen Machthabern geliebt und geehrt. Am 10. October 1807 schloß er zu Fontainebleau mit dem Minister Champagny die Convention, welche endlich jene höchst bedenklichen Irrungen wegen der unerwarteten Besetzung der Bocche di Cattaro durch ein russisches Geschwader endigte, den Isonzo zur Gränze gegen das Königreich Italien machte und die unter beständiger Bedrohung der österreichischen Gränzen besetzte Feste Braunau wieder einräumte. Was er 1805 in Berlin mit mehr Glück als irgend ein anderer vor ihm begonnen, was er 1813 glorreich vollendet, setzte er 1808 mit Scharfblick und seltener Beharrlichkeit fort. Spanien erhob sich gegen Bonaparte's Usurpation, die französischen Adler verloren den Nimbus der Unüberwindlichkeit. Wurden Spanien und Portugal unterjocht, und die Zusammenkunft in Erfurt schien dies nur allzusehr zu sichern, so blieb Oesterreich wohl nur das Glück, zuletzt zu unterliegen. Aus dieser Ueberzeugung ging das unvergeßliche Heldenjahr 1809 hervor, welches das Jahr 1813 möglich gemacht hat, wiewohl das Resultat so großer und rühmlicher Anstrengungen den Erwartungen damals nicht entsprach. Fast gleichzeitig mit der Schlacht von Wagram kam Graf Metternich aus Paris in Wien an, fand sich späterhin in des Kaisers Hoflager zu Comorn ein, und leitete die Friedensnegotiationen zu Ungarisch-Altenburg mit dem französischen Minister Champagny. Unterzeichnet wurde der Frieden durch den Fürsten Lichtenstein. Graf Metternich ersetzte den Grafen Stadion in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten, ihn aber in der Botschaft zu Paris Fürst Carl Schwarzenberg. — Bonaparte's Vermählung mit Marie Louise von Oesterreich war dieses Friedens erste Folge. Dieses Opfer rettete das schwer bedrohte Oesterreich und gewann ihm unschätzbare Zeit. Graf Metternich begleitete die neue Kaiserin nach Paris. Seine Bemühungen, den Ausbruch eines neuen vorzeitigen Ungewitters im Norden zu beschwören, scheiterten an Bonaparte's unersättlichem Eroberungsdurst. Noch in Dresden, wo der Fürst Metternich ihn zum letztenmale sah, war er ganz von dem alten Uebermuthe des Glückes beherrscht, das ihn doch schon verlassen hatte. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Tractaten und Verpflichtungen, so wie der schwierigen sittlichen Rücksichten, welche die aufgedrungene Familienverbindung erforderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen

Macht da zu stehen, wo Europa Oesterreich erwartete und zur Entscheidung seines bessern Schicksals nicht entbehren konnte. Das famöse Manuscript von St. Helena ist das glänzendste Geständniß, mit welcher Geistesübermacht Metternich in den großen Angelegenheiten der europäischen Menschheit gewirkt habe. Aber der rechtliche und moralische Anstand, mit dem er eines der verwickeltsten diplomatischen Probleme gelös't, wird noch ein anderes und edleres Zeugniß bei der Nachwelt finden, wenn die Archive jener Zeit vollständig eröffnet seyn werden. Er brachte die Coalition glücklich zu Stande. Am Abend der glorreichen Völkerschlacht von Leipzig ernannte Kaiser Franz ihn zum Fürsten. Späterhin in Paris erhielten er und der Fürst Carl Schwarzenberg das österreichische Wappen in das Herzschild des ihrigen, zum unvergänglichen Gedächtniß aller kommenden Jahrhunderte, und nur sie beide allein, dieser das Großkreuz des zur Verherrlichung des Riesenkampfes aus den eroberten Kanonen gegossenen Ehrenzeichens, jener das goldne Großkreuz des zur Belohnung ausgezeichneter, in dem großen Kampfe erworbener Civilverdienste gestifteten goldnen und silbernen Ehrenkreuzes. Auf dem Wiener Congresse, beim zweimaligen Pariser Frieden, in allen Unterhandlungen, welche die neue Gestaltung der Welt, die Wiederkehr des alten Rechtes und der alten Ordnung betrafen, schimmert sein Name vor andern, und die Geschichte kann schwerlich einen Staatsmann aufweisen, der in diesem Alter so viele glänzende Auszeichnungen in sich vereinigt hätte, so wie die Epoche seines Ministeriums gewißlich die des höchsten Glanzes und der festesten Machtbegründung Oesterreichs ist. — Es verdient noch höhere Achtung und innigern Dank, daß Fürst Metternich mitten unter den großen Sorgen und Ansprüchen der Gegenwart gleichwohl der Zukunft niemals vergessen, an den innern Angelegenheiten, der Herstellung der Finanzen, so wie der Verbesserung in allen Zweigen der Administration den lebendigsten Antheil genommen, umfassenden Unternehmungen zu Gunsten der Nothleidenden thätig vorgestanden, und unter den großen Elementen des Staats und Krieges auch vaterländische Wissenschaft und Kunst eifrigst befördert hat. — Wie Kaunitz der Stifter, so war Metternich der Wiederhersteller der Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien. Das österreichische Alterthum, die Geschichte, und, wie die Diplomatie, so auch die Diplomatik, waren vorzügliche Gegenstände seiner Sorgfalt.

† **Metz** ist stark befestigt und hat außerdem eine Citadelle. Man zählt hier 5800 Häuser und 41,000 Einwohner. Es fehlt zwar nicht an geraden und gut gepflasterten Straßen, schönen Häusern und mehreren hübschen öffentlichen Plätzen; doch ist im Ganzen die Stadt altmodisch gebaut. Zu den sehenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauspielhaus und die Intendantur. Metz ist der Sitz eines Präfecten, des Stabes der dritten Militärdivision, eines Bischofs, der unter dem Erzbischofe zu Besançon steht, eines Lyceums und einer vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule. Außer wichtigen Manufacturen in Kattun, Zitz, Barchent und Wollenzeugen, findet man auch 34 Gerbereien und Färbereien. Ferner treiben die Einwohner einen beträchtlichen Productenhandel und Obstbau. Jährlich wird im Mai eine Messe gehalten. Eine Stunde von der Stadt, auf beiden Ufern der Mosel, befinden sich die Trümmer einer großen römischen Wasserleitung, von dem Volke le pont du diable genannt.

† **Mexiko.** Neu-Spanien überhaupt begreift die Länder Alt-

und Neu-Mexiko und Californien, zusammen 42,652 Quadratmeilen mit 7 1/2 Mill. Einwohnern. Die Cordilleren bilden hier eine einförmige, durch Thäler wenig unterbrochene Bergebene. Einige Spitzen erheben sich zu einer Höhe von 16,000 Fuß, und sind mit ewigem Schnee bedeckt. Etwa 18,000 Quadratmeilen liegen in der heißen, und die übrigen in der gemäßigten Zone. Nach Humboldt lieferte das Vicekönigreich Neu-Spanien zu Anfange des 19ten Jahrhunderts jährlich 7000 Mark Gold und 2,338,000 Mark Silber, 23 Mill. Piaster an Werth. Die Ostküste von Mexiko ist wüst und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch sie gegen die Angriffe fremder Mächte gesichert wird. Die Krone Spanien läßt Mexiko durch einen Vicekönig regieren, der gewöhnlich auf 5 Jahre ernannt wird, und eine große Gewalt ausübt. Nur die Hauptstadt Mexiko, so wie Cusco in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu sollicitiren oder Beschwerden zu führen. Neu-Spanien oder Mexiko überhaupt wird in 19 Provinzen, darunter 14 Intendantschaften, getheilt. Die Intendantschaft Mexiko enthält 2133 Quadratmeilen mit 1,511,809 Einwohnern. Unter den übrigen sind Puebla, Guanaxuata, Guadalaxara, Yukatan und Vera Cruz vorzüglich wichtig. Ueber die 1810 im Innern von Mexiko ausgebrochene Insurrection, welche vorzüglich Geistliche, wie Hidalgo, Morales u. A., geleitet haben, und die der Vicekönig Apodaca auch nach Mina's Gefangennehmung nicht ganz unterdrücken konnte, so daß noch 1819 Insurgentenhaufen unter der obersten Leitung des Pater Torres sich im Innern behaupteten, sehe man den Art. Westindien.

Micha, einer der sogenannten zwölf kleinen Propheten des alten Testaments. Er war gebürtig aus der Stadt Maresa im Stamme Juda, und lebte unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das von ihm vorhandene Buch enthält drei Strafreden, an Israel und Juda gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache wider die herrschende Abgötterei eifert. An die Worte des frommen Zornes schließen sich, nach prophetischer Weise, Worte des Trostes und Hinweisungen auf eine glücklichere Zukunft. Ueber seine Darstellung urtheilt Eichhorn, daß er in Feinheit des Umrisses und in Erhabenheit mit seinem Zeitgenossen Jesaias um den Rang streite.

Michaud (Joseph), Mitglied der französischen Akademie, und in Deutschland insbesondere durch seine Histoire des croisades bekannt, mit welchem Werke er über unsern Heeren bei ihrer beiderseitigen Concurrenz um den Preis, der auf die beste geschichtlich-philosophische Schrift über die Kreuzzüge von dem französischen Nationalinstitut ausgesetzt war, den Sieg davon trug. Michaud war früher bei mehreren Journalen Redacteur, insbesondere wußte er lange Zeit der witzigen und royalistischen Quotidienne einen großen Absatz zu verschaffen. Er wurde deshalb auch arretirt und von einer Militärcommission zum Tode verurtheilt. Indessen gelang es ihm, durch den Muth eines Freundes, sich der Vollziehung des Urtheils zu entziehen, wie er das alles in seinem Printemps d'un proscrit erzählt. Späterhin war er einer der vertrauten Agenten Ludwigs in Paris, und er wurde deshalb auch bei der ersten Restauration sehr ausgezeichnet. — Sein jüngerer Bruder, L. Gabriel, ist einer der unternehmendsten Verlagsbuchhändler in Paris, und man verdankt ihm unter andern die Herausgabe der trefflichen Biographie universelle, von der bis jetzt 22 Bände erschienen sind, und der Histoire littéraire de l'Italie von Ginguené. Auch er war stets strenger Royalist, und

wurde deshalb nach der ersten Restauration zum Imprimeur du roi ernannt. Er hat die Vorreden und Commentare zu den von ihm herausgegebenen Delilleschen Werken, so wie mehreres Andre, geschrieben.

Michot (Antoine), einer der beliebtesten Schauspieler des Théâtre françois in Paris im komischen Fache. Seine vorzüglichste Rolle ist die des Pächters in der Partie de Chasse de Henri IV. Man vergleiche Pariser Theater.

* Middelburg, Hauptstadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Zeeland, liegt fast in der Mitte der Insel Walcheren, und ist befestigt und gut gebaut. Durch einen Canal hat sie Gemeinschaft mit dem Wasser, welches Walcheren von der Insel St. Joostland scheidet. Er trägt die schwersten Kauffahrteischiffe und endet bei der Schanze Rammekens auf der Ostseite der Insel Walcheren, wo der eigentliche Hafen der Stadt liegt. Auch steht diese Stadt durch einen Canal mit Vließingen in Verbindung. Middelburg hat eine Gesellschaft der Wissenschaften, eine Gesellschaft zur Beförderung der Mahler-, Bildhauer- und Baukunst und eine naturforschende Gesellschaft, und zählt jetzt nur 13,200 Einwohner, welche außer einiger Lein- und Tuchweberei, vorzüglich Handel mit Korn, Krapp, Garn und Butter treiben.

Miene, s. Geberde.

Miethkutschen. Sie sind englischen Ursprungs, und wurden zuerst 1625 in England eingeführt. Es gab ihrer anfangs zwanzig, welche vor den vornehmsten Gasthöfen hielten. Nach und nach wurde ihre Zahl vermehrt. Ihre Einführung in Paris fällt in das Jahr 1650. Damals hielt dort als der erste ein gewisser Sauvage Miethfuhrwerk, welches man die Fünf-Schillingskutsche nannte, weil eine Person für die Stunde fünf Sols bezahlte. Auch nannte man sie Fiacre. (S. d. Art.)

Mikrometer ist eine Vorrichtung an optischen und astronomischen Instrumenten, bestehend in einem Ringe, in welchem durch zwei Oeffnungen, deren Mittelpunkte einander gerade überstehen, zwei gleiche gerade Schrauben sich bewegen lassen. Der Ring wird so an das Instrument angebracht, daß die Schrauben durch den gemeinschaftlichen Brennpunkt beider Gläser gehen, wo sich die Sache, die man durch das Fernrohr sieht, abbildet und die Schrauben deutlich gesehen werden. Statt der Schrauben sind auch wohl Fäden im Ringe ausgespannt, die einander im gemeinschaftlichen Brennpunkte beider Gläser kreuzen, oder es sind Linien auf ein ebenes Glas gerissen. Der Zweck dieser Vorrichtung ist, ganz kleine Weiten am Himmel zu messen.

Milchsäure, eine thierische Säure, welche mit Laugensalzen verbunden in allen thierischen Flüssigkeiten vorkommt, und sonst bald für Phosphorsäure, bald für Essigsäure gehalten wurde.

Milde Stiftung, s. Stiftung.

Milet, das ionische Athen und nach Ephesus und Smyrna die berühmteste und wichtigste Handelsstadt Joniens. Sie gewann schnell Reichthum und Macht, und führte lange und kostspielige Kriege mit den lydischen Königen. Nach Lydiens Eroberung durch Cyrus wurde auch Milet, wie ganz Jonien, unterworfen. Die Stadt wurde mit vieler Gnade behandelt und blieb unter der persischen Oberherrschaft, obgleich innere Unruhen sie öfters zerrütteten, in ihrem Wohlstande bis zu dem unglücklichen ionischen Kriege, in welchem sie (494 vor Chr.) von Grund aus zerstört wurde. Die Einwohner bauten sie zwar

wieder auf, aber ihr altes Ansehn konnte sie nicht wieder erlangen. Milet war das Vaterland des Thales, des Anaximander, des Redners Aeschines und der berühmten Aspasia.

Militärgränze heißt ein Landstrich der österreichischen Monarchie, welcher sich 227 Meilen längs der ganzen ungarischen und siebenbürgischen Gränzen, so weit sie das türkische Gebiet berühren, erstreckt und seine eigene militärische Verfassung hat, indem die Bewohner desselben stehende Soldaten und Bauern zugleich sind. Sie haben von dem Staate das erbliche Nutzeigenthum der Ländereien gegen die Bedingung gewisser Leistungen erhalten, worunter der Kriegsdienst obenan steht, und bilden einen ununterbrochnen bewachten Gränz-Cordon gegen die Türken. Der Staat hat in dieser Einrichtung ein stets bereites Kriegsheer, das demselben in Friedenszeiten nichts kostet. Der effective Stand des dienenden Gränzmilitärs beträgt in Friedenszeiten 45,000 Mann. In dem Kriegsjahre 1815 belief es sich auf mehr als 62,000 Mann. Dieses geübte, disciplinirte Militär beschützt (ohne Sold zu empfangen) sein eigenes Gränzland sowohl gegen feindliche Angriffe, als auch gegen das Eindringen der Pest, und dient gegen gewöhnlichen Sold seinem Staate als Krieger gegen andre Länder. Durch Patriotismus und durch unerschütterliche innige Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, an die Person seines Regenten, zeichnet sich der Gränzer aus. Stark von Körperkraft, ausdauernd in Beschwerden und Noth, voll Liebe zum Vaterlande und Fürsten, von Ehrgeiz beseelt, von frühester Jugend an die kriegerische Lebensart seiner Voreltern gewöhnt, lebhaft, feurig und talentvoll, mit dem Boden, den er betritt, bald vertraut, ein geschickter, gewandter Schütze, vereinigt er alle Elemente zum trefflichen Soldaten in sich. Im dreissigjährigen, im österreichischen Erbfolgekriege und im siebenjährigen Kriege wurden ihre Dienste wichtig; aber noch mehr leisteten die Gränzer im letzten Türkenkriege, zu welchem sie 100,000 Mann gestellt hatten. Gleich im Anfange des französischen Revolutionskrieges erschienen 100,000 Mann aus denselben im Felde. Nie ließen sie sich durch irgend eine Verführung zur Untreue gegen ihre Regenten bewegen. Die Militärgränze hat auch gänzlich eine ihrem Zwecke gemäße militärische Einrichtung in Hinsicht auf ihre Verwaltung. Die höchste Provinzstelle ist das Generalcommando. Unter demselben stehen im Lande selbst die Regimentscommando's, welche die Districtsbehörden vorstellen, und nicht nur alle rein militärische Verrichtungen leiten, sondern auch alle politischen, ökonomischen und Justizgeschäfte besorgen. Eingetheilt wird das österreichische Militärgränzland in fünf Generalate, nämlich 1. in das Generalat der beiden vereinigten Gränzprovinzen Carlstadt und Warasdin; 2. in das Generalat der croatischen Bannatgränze; 3. in das peterwardeiner oder slavonische Generalat; 4. in das bannater oder ungarische Generalat; und 5. in das siebenbürger Generalat. Die Größe der vier ersten Generalate beträgt 610 Quadratmeilen. Das Areal der siebenbürger Militärgränze läßt sich, weil sie nur in einigen Gegenden reines Militärland, in den meisten übrigen aber völlig mit dem Provinziale vermischt ist, nicht wohl ausmitteln, und wird ungefähr auf 253 Quadratmeilen geschätzt. Demnach beträgt die Größe der ganzen Militärgränze 863 Quadratmeilen. An bewohnten Ortschaften wurden 1815 in allen fünf Generalaten drei Festungen, eilf Städte oder sogenannte Militärcommunitäten, die ihre eigenen Magistrate haben, 24 Märkte und Stabsquartierorte, dann 1995 Dörfer gezählt. Unter dieser Zahl waren aber

in Siebenbürgen allein 223 gemischte Märkte und Dörfer begriffen, welche zugleich von Provinzialisten bewohnt waren. Nebst dem Ackerbau und der Viehzucht, welche einen Hauptzweig der Landwirthschaft in den Militärgränzländern ausmachen, ist der Wein- und Obstbau sehr ausgebreitet. Auch Flachs, Hanf und Tabak werden gebaut. Der Färbersumach, die Färberscharte und der Bohnenbaum sind hier einheimisch, und wachsen großen Theils im Freien. Krapp, Waid, Saflor und Süßholz werden in einigen Districten häufig gezogen. An geschätzten Mineralien hat das Gränzland gewiß einen nicht minder großen Reichthum, als an Producten aus den andern beiden Naturreichen, und schon zu der Römer Zeiten war der Bergbau in verschiedenen Gegenden, vorzüglich im Bannate und in der siebenbürger Gränze blühend; aber bis jetzt werden diese verborgenen Schätze noch wenig benutzt. Die Industrie ist auf einer niedern Stufe; die am stärksten betriebenen Gewerbe sind die Flachsbereitung, die Spinnerei, Weberei, besonders die Färberei und die Verfertigung mannigfaltiger Holzwaaren. Die meisten Handwerker sind in den sogenannten Communitäten ansässig, wo auch fast durchgehends die Handelsleute wohnen, welche sich sowohl auf den Waarenverkauf im Kleinen, als auf den Großhandel legen. Die Bevölkerung in sämmtlichen Generalaten beträgt an 940 000 Seelen. Außer vier Hauptnationen, welche das Gränzland bewohnen, sind wenigstens noch eben so viele Nationalverschiedenheiten unter den Einwohnern wahrnehmbar. Am zahlreichsten sind die Slaven. Diesen folgen die Wallachen; dann kommen die Ungarn und Szekler und die Deutschen. Die Mehrzahl sind Anhänger der nicht unirten griechischen Kirche. Fast eben so stark ist die Zahl der Catholiken. Auch finden sich Bekenner der griechisch-catholischen, der reformirten und lutherischen Kirche und Unitarier. In dem Carlstädter und Warasdiner Generalate sind die vorzüglichsten Orte: Carlopago, Zengh und Bellowar; in dem Bannat-Generalate: Petrinia und Costainicza; in dem Peterwardeiner oder slavonischen Generalate: Alt- und Neu-Gradiska, Peterwardein, Carlowitz und Semlin, wohin auch der District der Tschaikisten (s. d. Art. **Tschaiken**) gehört; in dem ungarisch-banatischen Generalate: Pancsowa, Weißkirchen und Karansebes. In dem Siebenbürger Generalate sind keine bemerkenswerthen Orte. Was die Geschichte der Militärgränze betrifft, so gehörten die Gebiete, welche jetzt dieselbe bilden, zu den Zeiten der Römer zu verschiedenen Ländern, nämlich theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zu dem dacischen Reiche. Noch lange nach dem Verfalle des weströmischen Reiches blieben diese Länder größtentheils Bestandtheile des oströmischen oder byzantinischen. Zwar wurden sie mehrmals von barbarischen Völkern von Nordosten her überschwemmt (als von den Vandalen, Gothen rc.), aber diese Invasionen endeten meist nach kurzer Zeit. Hernach setzten sich Slaven und Magyaren in diesen Gegenden fest, besonders behaupteten sich die letztern in dem Landstriche, welchen gegenwärtig die Militärgränzen einnehmen, bis die Türken nach Europa kamen und auch dem oströmischen Reiche ein Ende machten. Von des ungarischen Königs Ludwig I. weitläuftigen Eroberungen ging schon der größere auf dem rechten Sau- und Donau-Ufer gelegene Theil unter seinem Nachfolger und Schwager Siegmund verloren. Schon unter Siegmund wurde durch die Errichtung des Zengher Capitanats der Anfang der Militärgränze gemacht. Noch mehr wurde diese Einrichtung fortgesetzt, als der ungarische König Ludwig II. seinem Schwager, dem

Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, die festesten Plätze Croatiens, um sie auf eigene Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Damals (in der Mitte des 16ten Jahrhunderts) scheint auch bereits die Gränze in zwei Hauptdistricte getheilt gewesen zu seyn. Die croatische Gränzprovinz war also die erste, welche entstand. Die übrigen Gränzländer in Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen sind viel später entstanden; denn erst die Befreiung dieser Provinzen von türkischer Gewalt, was durch den Carlowitzer Frieden geschah, gab Gelegenheit zur weitern Ausdehnung eines Instituts, das sich in Croatien bereits durch einen langen Zeitraum sehr nützlich bewiesen hatte. Am spätesten entstand die siebenbürgische Militärgränze. Das neueste und vorzüglichste Werk über die Militärgränze ist: Statistik der Militärgränze des österreichischen Kaiserthums von Hietzinger, wovon 1817 zu Wien bei Gerold der erste Theil erschienen ist.

* Militärverfassung nennt man die Einrichtung, die ein Staat seinen Kräften hauptsächlich in folgenden drei Hinsichten gibt: 1. Verhältniß der Stärke zu den Kräften des Staats, 2. Grundsätze der Ergänzung, 3. allgemeine Form der Streitmittel, Disciplin ꝛc. Leider hat die Masse von Soldaten, welche Frankreich seit 1792 erst durch das Aufgebot in Masse, dann durch die daraus hervorgegangne Conscription seinen Gegnern entgegenstellte, bisher fast alle europäische Herrscher genöthigt, die erstgedachte Rücksicht ganz außer Augen zu setzen, und es ist erst jetzt möglich geworden, auf eine Einrichtung des Militäretats zu denken, wodurch die Ueberspannung der ungeheuern Armeen — deren erhöhten Kriegsetat man überall beibehält — sich am füglichsten mit dem Zustande der erschöpften Länder vereinigen lasse. Es hat daher die zur augenblicklichen Verstärkung der Heere bestimmte leichte Landwehr so großen Beifall gefunden, daß sie an vielen Orten als bleibendes Institut in den Staatsorganismus aufgenommen worden ist. Unter welchen Formen man nun auch die Streitkräfte aufstellen möge, so gilt doch dafür der allgemeine Grundsatz, daß jede Militärverfassung wesentlich nur darauf gerichtet seyn könne, die Aufstellung einer hinlänglichen Macht gegen äußere Gefahr mit der möglichsten Schonung der innern Verhältnisse zu vereinigen; ein Problem, das indeß bei dem jetzigen Stande der Armeen etwas schwierig seyn möchte, das aber der verschiedensten Modificationen fähig ist. Da natürlich der verschiedne Stand der Cultur, der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, selbst die Landes- und Volksart verschiedne Maßnehmungen erheischen — so haben wohl z. B. diejenigen, die als einziges Heil allgemeine unbedingte Verpflichtung zum Kriegsdienst anpreisen und dabei Sparta und Rom fortwährend im Munde führen, wahrscheinlich vergessen, daß die Spartaner ihre Heloten, die Römer Sklaven hatten, die in des Hausherrn Abwesenheit eingeschüchtert, wie sie waren, auch unter dem Regimente einer Frau ihre Pflicht thaten und den Boden bauten, so daß die Arme der Bürger und ihre Aufsicht zur Noth entbehrt werden konnten. Je weiter der — wahre oder eingebildete — Bedarf an Streitmitteln das Maaß dessen überschreitet, was der Staat eigentlich leisten kann, desto schwieriger wird auch die Feststellung der Ergänzung seyn, und der Sache nach wird, wie die Dinge jetzt stehen, die so grausam geschmähte Conscription doch beibehalten werden, wenn auch unter verschiednen andern Benennungen, da die nicht minder gelästerte Werbung, bei der gegenwärtigen Stärke der Armeen, viel zu kostspielig und doch in keinem Falle hinreichend seyn würde. Was

endlich die Formen der Militäreinrichtungen, die Disciplin rc. betrifft, so versteht es sich auch bei ihnen von selbst, daß nur da etwas ersprießliches zu hoffen sey, wo das Naturell des Volkes und seine Eigenthümlichkeiten berücksichtigt werden; ein russisches Heer bedarf anderer Einrichtungen und anderer Disciplinargesetze als ein preußisches, der Croat und Tyroler mögen nicht in Linienregimenter gesteckt seyn, obwohl dies bei jenen Joseph, bei diesen Bayern, beide zu ihrem Nachtheil, versuchten; und da denn im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre fast kein Staat von ähnlichen — größern oder kleinern — Mißgriffen in seiner Militärverfassung ganz frei geblieben ist, so können wir den Aufsatz darüber nur mit dem Wunsche schließen, daß sich nicht auch hier des großen Königs Wort bewähren möge: les sottises des pères sont perdues pour leurs enfans. N.

* Militärwissenschaften, Kriegswissenschaften, umfassen alle Kenntnisse, die zur Führung eines Krieges erfordert werden. Es gibt davon schon mehrere encyclopädische Uebersichten von Cancrin, Auracher, Krug u. A. m., die theils sehr gelehrt, theils überladen sind. Der Zweck dieser Blätter erfodert nur die einfache Zusammenstellung des Nothwendigen mit Hinzufügung der wichtigsten literarischen Notizen. Das Wesentliche folgt aber aus dem Begriffe der Sache selbst. — Krieg ist der durch Waffengewalt zu entscheidende Streit zweier Völker, deren eines Ansprüche macht, welche von dem andern abgelehnt werden. Da hiernach jede Partei ihre Forderungen von der andern anerkannt wissen will, so hat der Krieg keinen andern Zweck, als Vernichtung des Feindes in der Art, daß dem Sieger noch ein Rest von Kräften bleibt, um seinen Vortheil zu benutzen. — Da sich jeder Staat immer in der Lage befinden muß, einen Krieg mit Nachdruck führen, ja sich gegen die Uebermacht behaupten zu können; so sind Vorbereitungen nöthig, die in ihrer Allgemeinheit zur Staatsverwaltung überhaupt gehörend, gewöhnlich unter dem Namen Kriegsverwaltungskunst begriffen werden, obwohl dieses Wort eigentlich keinen deutlichen Begriff der Sache gibt. — Wir rechnen dazu einen allgemeinen Plan zur Vertheidigung des Staates überhaupt, die darauf basirte Organisation der gewaffneten Macht, Festungssysteme, Dotirung der Festungen, Hauptdepots von Kriegsvorräthen aller Art in befestigten, schicklich gelegenen Orten in der Nähe der wahrscheinlichen Kriegstheater u. s. w. Die Heerversorgungslehre, sonst ein Hauptzweig der Kriegswissenschaften, kann jetzt nur bei den Vorbereitungen genannt werden. Ohne Magazine war sonst kein Krieg denkbar; seitdem von Frankreich aus das Requisitionssystem sich über Europa verbreitet hat, rücken die zahlreichsten Armeen ohne die mindeste Fürsorge für die Verpflegung vorwärts, und wie sie ihren Bedarf an Lebensmitteln aus den überschwemmten Ländern ziehen, so müssen ihnen diese auch Bekleidungsmaterial, Bespannung u. s. w. liefern. Im Kriege selbst kann sich deshalb jetzt die Heerversorgungslehre nur auf die regelmäßige Versorgung mit Munition und solchen Streitmitteln beziehen, die man nicht überall entnehmen kann; vorbereitend tritt sie dagegen bei der Versorgung der etwanigen verschanzten Läger, und Aufhäufung von Magazinen in den Theilen des Landes auf, wo die Anwendung des Requisitionssystemes nicht Statt finden kann. — Vor der Aufzählung der Kriegswissenschaften im engern Sinne mag noch des in unsern Tagen oft zur Sprache gebrachten Unterschiedes zwischen Taktik und Strategie gedacht werden, obwohl selbst die genaueste theoretische Feststellung des-

selben niemals practischen Nutzen gewähren wird. Wenn man unter Strategie, der Analogie des Wortes nach, überhaupt die Kunst des Feldherrn, d. i. die Kriegsführung begreift, so ist dies ganz richtig, aber eben so gewiß ist es, daß sie in diesem Sinne nie eine Doctrin der Kriegswissenschaften seyn könne. Will man sie aber, wie häufig geschehen, zur Theorie einer gewissen Art von Bewegungen machen, und auf diese Weise von der Taktik unterscheiden; so ist dies ein vollendeter Irrthum, und der geistreiche Verf. des „Kriegs für wahre Krieger" hat sehr Recht, wenn er sagt: wer mit Bülow meint, daß Strategie außerhalb, Taktik innerhalb der Schußweite liege, der weiß nicht viel. — So wie der Zweck der Schlacht Sieg, der Zweck des Sieges Vernichtung des Feindes ist, so wird auch durch die Taktik der Sieg, durch die Strategie der allgemeine Kriegszweck erreicht, und jene verhält sich zu dieser wie das Specielle zum Allgemeinen, das Niedere zum Höhern. In Gemäßheit dieses Unterschiedes bekommt denn auch das beliebte oft gemißbrauchte Adjektiv strategisch Bedeutung. — Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen wird die folgende Aufzählung der eigentlichen Kriegswissenschaften (mit Ausschluß der Vorbereitungswissenschaften) vollkommen deutlich seyn. 1. Taktik, d. i. Lehre von der Ausbildung, Aufstellung und Benutzung der Truppen zum Gefechte. Sie zerfällt a) in die Waffenlehre. Hierher gehört die Lehre vom Geschütz — Artillerie — (Scharnhorsts, Rouvroys und Deckers Lehrbücher) von den kleinen Feuer- (Seydel) und von den blanken Waffen. Wer sich dem Artilleriedienste widmet, muß natürlich die erstere vorzugsweise in allen ihren Theilen studiren, deren Angabe hier zu weit führen würde; für den Offizier der übrigen Waffen reichen die Kenntnisse von der Einrichtung und dem Gebrauche der Geschütze hin (Scharnhorsts Handbuch 1. Theil; b) in die niedere oder Elementar-Taktik. Sie handelt von der Ausbildung des Soldaten und den Evolutionen, und wird durch die bei jeder Armee vorhandenen Reglements bestimmt; c) in die eigentliche Taktik, d. i. die Lehre von der Aufstellung und Anwendung der Truppen im Gefechte, vom Gebrauche der verschiedenen Waffengattungen. Es läßt sich damit bequem die Lehre von der Auswahl und Anordnung der Läger, Castrametation, (Müllers hinterl. Schriften 1. Band) verbinden, obwohl sie seit Einführung des Requisitionssystemes fast ganz außer Anwendung gekommen: auch schließt sich die Pontonierwissenschaft gewissermaßen hier an, in so fern sie nicht Hauptstudium für den ist, der diesen Dienst wählt. (Hoyers Handbuch der Pont. Wissenschaft.) — Zu bemerken ist noch, daß Einige auch eine höhere Taktik angenommen haben, die aber mit der Kriegsführung fast gleich ist. 2. Terrainlehre: Lehre von der richtigen Erkenntniß und zweckmäßigen Benutzung der Erdoberfläche bei Kriegsoperationen. Obwohl die jetzige Taktik sie gar sehr in den Hintergrund stellt, während das Terrain bei der sonstigen Fechtart in langen zusammenhängenden Linien eine Hauptrolle spielte, so kann sie doch nicht ganz entbehrt werden. Man hat vordem große Spielereien damit getrieben, und gleichsam jeden Maulwurfshaufen durch das Mikroscop betrachtet. Das Recognosciren von Gegenden ist darauf gegründet, das Aufnehmen (Geodäsie) und Planzeichnen innig damit verbunden. (Müllers nachgel. Schriften 2. Theil, Lehmanns Lehre der Situationszeichnung.) 3. Kriegs-Baukunst oder Fortification, worin gelehrt wird, irgend einen Punkt durch künstliche Hilfsmittel so zu befestigen, daß sich darin

Wenige mit Vortheil gegen Viele vertheidigen können. Sie zerfällt: a) in die Lehre vom Baue eigentlicher Festungen (fortification permanente oder royale). Hier wird eben so der Entwurf des Grundrisses (tracé) als die Construction der Werke (Profil), die Anwendung der besten Baumaterialien, und die Einrichtung der in den Festungen nöthigen Militärgebäude gelehrt (Montalembert, Struensee, Bousmard u. s. w.; brauchbares Handbuch Hoyers Lehrbuch der Kriegsbaukunst 1. Theil); b) die Lehre vom Angriffe und der Vertheidigung fester Plätze (attaque et défense des places), deren Name schon die Sache hinlänglich bezeichnet (Afters Festungskrieg, Hoyers Lehrbuch 2. Theil; Carnots überschätztes Buch kann nicht als Lehrbuch betrachtet werden); c) in die Feldbefestigungskunst (fortification passagère), die Lehre von der Erbauung, dem Angriffe und der Vertheidigung der Feldschanzen, welche nur zu vorübergehendem Gebrauche bestimmt, nicht so dauerhaft construirt sind, als die eigentlichen Festungen. Wir nennen sie absichtlich zuletzt, weil wir überzeugt sind, daß der, welcher sie studiren will, nothwendig hinlängliche Kenntnisse, wenn auch nur von den allgemeinen Grundsätzen, der permanenten Befestigung haben müsse (Gaudi, Reiche, Scharnhorsts Handbuch 2. Theil). — Hülfswissenschaften gibt es gar viele von verschiedener Wichtigkeit; man muß jetzt sogar die in unserer Zeit wissenschaftlich behandelten körperlichen Uebungen dazu rechnen. Als unentbehrlich nennen wir die Mathematik, nicht minder nöthig ist die Statistik und sogenannte Millitär-Geographie, in so fern sie sich auf die Kenntniß der Straßen u. s. w. beschränkt; sonst ist damit auch viel Spielerei getrieben worden. Vor allen aber kann das Studium der Kriegsgeschichte nicht genug empfohlen werden; denn nicht allein, daß man durch sie bei richtiger Methode des Studiums die verschiedenen Kriegstheater, das Eigenthümliche der Armeen und die Ursachen kennen lernt, aus welchen diese Unternehmung scheiterte, jene gelang, so nährt sie auch, wie Friedrich der Große so wahr sagt, die Einbildungskraft, und gewährt einen Vorrath von Ideen, — nicht zu gedenken, welchen Eindruck sie auf empfängliche ehrliebende Gemüther machen muß. (Unsere Literatur ist an guten militärischen Werken noch arm; vor allen sind zu nennen Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges, des Erzherzogs Carl Geschichte des Feldzuges von 1796 in Deutschland, Stutterheims Geschichte des Feldzuges von 1809, Müfflings Geschichte des Feldzuges von 1815.) — So weit das, was der Soldat lernen kann; denn wenn der Feldherr auch alle diese Kenntnisse nicht füglich entbehren kann, so wird er durch sie noch lange nicht, was er seyn soll; denn sein Beruf, die eigentliche Kriegsführung, die weder gelehrt noch gelernt werden kann, sondern ihre Basis in der Gemüthskraft und dem schnellen Urtheile hat, steht als Kunst so hoch über jenen Wissenschaften, als der Geist in Rafaels Werken über der Lehre von der Perspektive; aber sie unterscheidet sich dadurch so wesentlich von allen übrigen Künsten, daß sie aufs äußerste durch die Zeit bedingt ist, daß bei ihr für das Gelingen nur ein günstiger Moment existirt, in welchem sich Conception und Ausführung vereinigen müssen, während allen übrigen Muße zu Versuchen bleibt, deren Mißlingen den Künstler nicht vernichtet. Es sind darüber zwar unter vielen schlechten einige gute Werke erschienen (Erzherzog Carls Grundsätze der Strategie; Jomini ist durchaus einseitig); doch scheint uns, als ob sie nur wenige ganz einfache Grund-

sätze anerkennen könne; ihre richtige Beurtheilung und Anwendung auf die verwickeltsten Fälle hängt dann von der Genialität des Feldherrn ab. Hätte Friedrich der Große in der Nacht vor der Schlacht bei Liegnitz nicht aus der Fülle seines eignen großen Geistes schöpfen können, ihn hätten ganze Folianten voll Regeln und Axiome nicht vom Untergange gerettet. Die modernen Strategen, diese Nachtreter Bülows, welche den Krieg auf dem Papiere nach Winkeln und Linien führen, und die Thatkraft des Genies mit dem Winkelmesser erschwingen wollen, zeigen daher nur, daß sie das Wesen des Krieges niemals begriffen haben. — Daß eine Lehre vom Entwerfen der Operationsplane — die sogenannte Kriegsdialektik, nicht existiren könne, geht wohl aus dem Gesagten deutlich hervor.

Miliz, eigentlich Kriegswesen, Mannschaft, dann Land- oder Bürgersoldaten, eine auf den Fall eines Krieges im voraus veranstaltete, nach dem Kriege wieder zu entlassende Volksbewaffnung (Landwehr).

† Millin. In seinen letzten Jahren ließ Millin seine Werke auf eigene Kosten drucken, und besorgte selbst den Absatz derselben. Da sie größtentheils mit illuminirten Kupfern versehen waren, so ließ er alles in seinem Zimmer wie in einer Werkstatt betreiben. Durch Bosheit oder Zufall verbrannten ihm fast alle seine Sammlungen in seiner Pariser Wohnung, als er auf einer Reise nach Italien begriffen war. Diese ist sein letztes unvollendet gebliebenes Werk. Er starb den 14. August 1818 zu Paris im 60sten Jahre seines Alters. Er war immer unverheirathet geblieben. Da er Ursache hatte, mit seinen Verwandten unzufrieden zu seyn, so vermachte er sein Vermögen seiner Freundin, der Gräfin de Lassolais. Sein letzter Wille (Paris den 27. Nov. 1817) enthält sein sittlich religiöses Glaubensbekenntniß. Mehr über ihn s. im 15. Heft der Zeitgenossen.

Miloradowitsch (Graf), ein ausgezeichneter, auch in Deutschland sehr bekannt gewordener russischer General. Er focht zuerst 1789 gegen die Türken, und später gegen die Polen. Im Feldzuge von 1799 befehligte er unter Suwarow, der ihm sehr gewogen war, die Vorhut der russischen Armee. In der unglücklichen Schlacht von Austerlitz kommandirte er eine Division. Im Feldzuge von 1812 stand er abermals an der Spitze der Avantgarde, und in dieser Eigenschaft erhielt er am 11. Oktober von Murat einen Besuch, der zur Absicht hatte, Friedensunterhandlungen einzuleiten. Er versicherte diesen aber, daß für die Russen jetzt erst der Feldzug anfangen solle. — Bei der Schlacht von Lützen, am 2. Mai 1813, kommandirte er die Reserve, und es wurden ihm vom Publikum, doch wahrscheinlich ohne Grund, Vorwürfe darüber gemacht, daß er am Schlachttage erst Morgens 10 Uhr von Altenburg aufbrach und sich auf die linke Flanke der vereinigten Armee zog, wo er zu der Entscheidung des blutigen Kampfes nichts mehr wirken konnte. — In der Schlacht von Culm trug er dagegen viel zu der Vernichtung Vandamme's bei, und in der Schlacht von Leipzig kommandirte er die russischen und preußischen Reserven.

* Mimik, die Kunst, durch Geberden (im weitern Sinne — s. d. Art.) die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannigfaltig auszudrücken. Sie beschränkt sich auf die Darstellung des Menschlichen, d. h. menschlicher Vorstellungen, Gefühle und Handlungen, weil ihr Darstellungsmittel der menschliche Körper selbst in seinen durch Willkühr hervorzubringenden und unmittelbar anscheinen-

den Zuständen ist. Sie dient der lebendigen Mittheilung überhaupt und ist daher in gewissem Umfange schon dem Redner wichtig und unentbehrlich. Sie ist aber schöne Kunst, indem sie von Poesie abhängig ist, und entweder den Vortrag eines Gedichts begleitet, oder einen poetischen Gedanken überhaupt ohne Rede ausführt. Von dieser selbstständigen, aber natürlich in Hinsicht ihres Inhalts beschränkteren Mimik handelt insbesondere der Artikel Pantomime. Die erstere Art der Mimik aber schließt sich an die verschiedenen Dichtungsarten, nach deren besonderm Charakter an, und ist daher mit der Deklamation (s. d. Art.) genau verbunden. Sie ist in so fern in didactischen und erzählenden Gedichten im Ganzen ruhiger; bewegter in lyrischen; aber ihren größten Wirkungskreis erhält sie bei der Darstellung der dramatischen Poesie. Hier macht sie einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, so wie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deshalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt und sich größtentheils auf der Schaubühne zeigt. Hier nämlich soll die Objectivität der Darstellung die Subjectivität des Darstellers beherrschen, und der Darstellende soll als ein Anderer erscheinen. Hierauf beruht der genaue Begriff der Action. Daß eine solche Kunst daher von der Nachahmung anfange, von der sie auch den Namen führt, ist ganz natürlich, aber es hängt von der Art der Nachahmung ab, ob sie schöne Kunst bleiben soll. Fürs erste kann die Nachahmung eines Andern, besonders zum Behuf des Spottes und der Lust, zu dieser Kunst zwar die Veranlassung seyn, und das Talent des Darstellenden in vielen Fällen entwickeln, allein die Kunst soll nicht das Einzelne, sondern zugleich das Ideale, nicht mechanisch, sondern frei und mit Bewußtseyn darstellen. Mithin muß die Darstellung aus der Phantasie des Darstellenden hervorgehen und jeder einzelne Theil derselben sich aus ihr in einem nothwendigen Zusammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Aeußerungen entwickeln. In dieser Beziehung gibt es auch analog der ebenfalls successiv darstellenden Tonkunst einen mimischen Rhythmus und mimischen Accent. Um ferner wahr zu seyn, muß die Geberdendarstellung zwar dem natürlichen und nothwendigen Ausdruck des Innern gleichen, allein derselbe muß zu einem freien künstlerischen Zwecke, zu einem poetischen Ganzen verbunden, und so aufgefaßt werden, wie er sich in dem zur Gattung entwickelten Individuum in derselben Lage zusammenhängend gezeigt haben würde. Hierin besteht die Natürlichkeit des mimischen Spiels, welche sich mit der Kunst verträgt, und hieraus ist begreiflich, in wie fern der Mime die Natur, d. h. den mannigfaltigen Ausdruck der verschiedenen Gemüthszustände in der Wirklichkeit studiren muß. — Wenn wir die Mittel, welche dem Mimen zu Gebote stehen, genauer in Erwägung ziehen, so sind es die Gestalt selbst und ihre Haltung, Stellung und Gang, und vorzüglich Bewegung der Hände und Mienen, so wie im Aeußern die Drapirung, welche verbunden angewendet werden müssen, um jene Zustände der Ruhe und Bewegung (des Affekts) und deren Uebergänge bestimmt auszudrücken. In letzterer wird sich der Mime die Antike zum Muster nehmen, deren Triumph darin besteht, die Ruhe in der Bewegung darzustellen und den Ausdruck des Affekts, der den blos nach Natürlichkeit strebenden Künstler leicht zum Häßlichen und Manierirten verleitet, durch das Maaß der Schönheit zu beherrschen. Doch darf er nicht vergessen, daß er es mit einer auf Bewegung be-

ruhenden Kunst zu thun hat, welche das Plastische in Leben und Bewegung übertragen muß. Das erste unerlaßliche Erforderniß des Mimen ist nun ein von häßlichen oder bedeutungslosen Angewöhnungen freier Gebrauch eines wohlgestalteten und beweglichen Körpers, wozu eine regelmäßige, mechanische Uebung und gebildeter Umgang verhelfen kann; das zweite und höhere die Kenntniß der mannigfaltigen Gemüthszustände und ihrer eigenthümlichen Ausdrücke, das dritte das Talent, sie zur Ausführung einer Situation oder eines Charakters und einer Handlung nach einem poetischen Ideale bestimmt anzuwenden, worin die eigentliche Darstellungsgabe des Mimen beruht. — Was die Geschichte der Mimik bei den kunstgebildetsten Völkern anlangt, so wollen wir hier nur einige Züge derselben bemerken. Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinn, wie alle ihre Kunst, plastisch, dagegen die der Neuern mehr pittoresk ist. Die Mimik der Griechen und Römer nämlich diente zur Veranschaulichung der abgeschloßnen, selbstständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, selbst durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Richtig charakterisirt daher ein Kenner die antike Mimik durch die Worte: „bestimmte Gestalten, kunstreich bewegt, Vertilgung aller Persönlichkeit, Verschmähung gemeiner Täuschung und darum Entfernung von bloßer Repräsentation, wie sie heut zu Tage Statt findet, zeichneten die antike Mimik aus.“ Uebrigens war die Mimik bei den Griechen mit Deklamation und Musik auf der einen, und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden (s. d. Art. Pantomime). Letzteres beweisen die mimischen Tänze (s. Tanz), von welcher Art Xenophon in seinem Gastmahl und in der Anabasis IV., 1. §. 3, 8 uns einige lebendige Schilderungen liefert. Sie waren meist Darstellungen von Mythen oder kriegerischen Inhalts. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen. Unter ihnen ist Roscius vor allen berühmt, dessen Unterricht die Redner benutzten. Auch wurde bei den Römern die Pantomime ausgebildet (s. d. Art.). Die Italiener haben ein ausgezeichnetes mimisches Talent bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, welches sich z. B. in der Buffonerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemählde auch sehr unterstützt wurde. Auf der neuern Bühne lassen sich aus dem großen Haufen der Naturalisten und schwachen Nachahmer nur selten ein Garrick, Iffland, Devrient, Eßlair, Talma, eine Bethmann, Hendel-Schütz ꝛc. herausheben. (S. d. Art. Schauspielkunst, und in Hinsicht besonderer Arten der mimischen Darstellung die Art. Attitüden, Tableaux und Pantomime.) Was die von den Künstlern jetzt sehr vernachlässigte Theorie der Mimik anlangt, so haben uns schätzbare Beiträge zu derselben geliefert: Engel in seiner Idee zu einer Mimik, Berlin 1785, 2 Thl. (oder 7. und 8. Bd. seiner Schriften); ferner von Seckendorf (genannt Patrik Peale) in mehreren Schriften, z. B. in seiner Grundform der Toga, Gött. 1812, und in seiner Kritik der Kunst, ebendaselbst; ferner in seinen Vorlesungen über die bildende Kunst des Alterthums und der neuern Zeit, Aarau 1814, und vornehmlich in den Vorlesungen über Deklamation und Mimik, Braunschweig 1816, denen man noch hinzufügen kann Klingemanns Vorlesungen für Schauspieler, und das vielumfassende Werk des Engländers Gilb Augustin Chirono-

mia 2c., welches eine besondre Notenschrift für die Geberden liefert, und in einem deutschen Auszuge Lpz. bei Baumgärtner 1818, 8. erschienen ist. Ueber die Mimik des Redners (s. d. Art. Beredsamkeit) gibt es mehrere Schriften, z. B. Cludius Grundriß der körperlichen Beredsamkeit, Hamb. 1792. T.

Mimosa, ein eignes Pflanzengeschlecht, welches die sogenannten Sinnpflanzen und einige andere, gegen 80 verschiedne Gattungen, enthält.

Mina (Francesco Espoz y), geb. 1784 im Königreich Navarra, und sein Neffe Xavier vereinigten im Anfang des spanischen Revolutionskrieges einige Partisane zum kleinen Kriege gegen die Franzosen, und beide zeichneten sich durch kühne Unternehmungen aus, wodurch sie den Franzosen oft großen Abbruch thaten. Im October 1810 fingen sie z. B. einen großen Geldtransport von einer Million Franken zwischen Bayonne und Madrit auf. Sie waren es insbesondere, die den Krieg der Guerillas recht organisirten, wodurch sie einen großen Einfluß auf die Begebenheiten des ganzen Krieges hatten. Im Jahre 1811 ernannten die Cortes den ältern Mina zum Chef eines großen Freikorps, das am Ende bis gegen 15,000 Mann anwuchs und sich nach allen Richtungen hin ausdehnte. 1813 wurde er von der Regentschaft zum Marechal de Camp ernannt; allein bald nachher war er in einem Gefecht mit den Franzosen so unglücklich, daß sein ganzes Corps zerstreut wurde, und er zu St. Jean de Port eine Zuflucht suchen mußte, in der er bis zu Ferdinands Rückkehr blieb. Er wurde nun nach Madrid gerufen, allein er sprach hier so freimüthig zu Gunsten der liberalen Partei, daß er, um nicht arretirt zu werden, nach Navarra entfliehen mußte. Beide Mina nahmen hier an dem Versuche Theil, Pampeluna's sich zu bemächtigen, und mußten mit ihren Freunden landflüchtig werden. Der ältere kam nach Paris, wurde für einen Augenblick verhaftet, aber auf Befehl des Königs freigelassen und hält sich seitdem in Frankreich auf. — Der jüngere Mina ward bei Bordeaux angehalten, reis'te während der hundert Tage nach England und rüstete sich hier zu einem Zuge nach Mexiko. Mit wenig Begleitern, aber versehen mit 7000 Gewehren und vollständiger Ausrüstung für 2000 Mann Infanterie und 5000 Mann Cavallerie, segelte er im Mai 1816 von Liverpool ab, und kam im Juni in den vereinigten Staaten an, wo viele Freiwillige zu ihm stießen. Nach manchem Ungemach durch Stürme und Krankheiten landete er endlich im April 1817 mit seinen Begleitern zu Matagorda, unweit Tampico an der mexikanischen Küste, wo der Befehlshaber der dort kreuzenden Kaper und die Einwohner sich mit ihm vereinigten. Er fing sogleich an, die zerstreuten Insurgentenhaufen zu sammeln, und nach einem festen Plane den Krieg zu führen; allein die strenge Mannszucht und die Abhängigkeit, in welche die einzelnen Bandenanführer zu ihm gestellt wurden, erregten Unzufriedenheit. Doch machte er einige Fortschritte. (Vergl. den Art. Westindien.) Der Vicekönig von Mexiko Apodaca setzte daher schon den 12. Juli 1817 einen Preis von 500 Piastern auf seinen Kopf. Endlich ward er wahrscheinlich durch Verrätherei einiger von ihm beleidigten Offiziere, bei dem Passe Venadito, den 27. Oct. 1817, von dem spanischen Obersten D. Francisco de Orrantia überfallen und nebst 25 seiner Begleiter gefangen genommen. Ein Dragoner, Namens Cervantes, nahm ihn gefangen, wurde zum Brigadier ernannt, erhielt jenen Preis und trug seitdem eine Medaille mit der Inschrift: Er fing den Verräther Mina.

Man schaffte den unglücklichen Abenteurer nach Mexiko, wo er, ungeachtet die Junta der Insurgenten auf das Nachdrücklichste sich für ihn verwandte, und mit Repressalien drohte, die man auch nachher an spanischen Offizieren vollzog, den 13. Nov. 1817 erschossen wurde.

† Minden enthielt auf 19 Quadratmeilen 75,000 Einwohner. Nachdem es 1814 von Preußen wieder in Besitz genommen war, wurde es zu der neugebildeten Provinz Westphalen geschlagen, und bildet jetzt nebst Paderborn, Corvey, Ravensberg, dem osnabrückischen Amte Reckeberg, Rittberg und Rheda einen von den drei Regierungsbezirken der Provinz Westphalen, welcher von der Hauptstadt Minden den Namen führt, 101 Quadratmeilen mit 325,000 Einwohnern enthält und in 13 Kreise getheilt ist. — Die Hauptstadt Minden ist jetzt wieder befestigt, und liegt in einer angenehmen Gegend an der Weser, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt, und wodurch die bekannte Porta Westphalica gebildet wird. Ueber die Weser führt eine 600 Fuß lange und 24 Fuß breite steinerne Brücke. Die Straßen sind größtentheils enge und unregelmäßig; ein schöner Platz ist der mit Bäumen bepflanzte Domhof; die Häuser sind größtentheils massiv und altmodisch gebaut. Man zählt hier 6 Kirchen, 1150 Häuser und gegen 7000 Einwohner. Die Domkirche zeichnet sich unter den hiesigen Kirchen durch ihre Größe und solide Bauart aus, und ist mit zwei Thurmspitzen versehen. Minden ist der Sitz der Regierungsbehörden, eines Gymnasiums und eines Schullehrerseminariums. Die Einwohner unterhalten, außer dem ansehnlichen Ackerbau, mehrere Fabriken, worunter besonders die Zuckersiederei beträchtlich ist, viele Branntweinbrennereien und einen wichtigen Handel und Schifffahrt auf der Weser. Am 1. August 1759 lieferte bei dieser Stadt Prinz Ferdinand den Franzosen unter Contades eine Schlacht, und erfocht den entschiedensten Sieg. Die Franzosen würden noch ungleich mehr verloren haben, wenn Lord Sackville die Befehle des Prinzen gehörig vollzogen hätte, weshalb er auch von einem Kriegsgerichte für dienstunfähig erklärt wurde.

† Mineralien, Mineralogie. Mineralien oder Fossilien sind alle diejenigen selbstständigen, unorganisirten und leblosen natürlichen Körper, welche zusammen die feste Masse unsers Erdkörpers ausmachen, und wovon ein großer Theil durch Ausgraben aus der Erde und durch den Bergbau zur Benutzung gewonnen wird, z. B. Schiefer, Spießglas u. s. w. Sie bestehen aus lauter gleichartigen Theilen und sind ohne Lebenskraft und innre Bewegung. Ihre Entstehung und ihr Wachsthum, oder vielmehr richtiger ihre Vergrößerung, erfolgt nicht, wie bei den Thieren und Pflanzen, durch Erzeugung und Erweiterung von innen heraus, sondern dadurch, daß sie gleichartige Theile von außen nach und nach an einander und über einander setzen, und sich, ohne daß dabei in ihrer Mischung einige Aenderung vorgeht, vermöge der Cohäsionskraft zu einem Ganzen mit einander vereinigen. Man nennt diese Art von Verbindung eine Anhäufung, Zusammenhäufung oder Ansetzung (Aggregatio, Juxtapositio). Nach ihrer Entstehung bleiben diese Körper unverändert in demselben Zustande, so lange nicht Menschenhände auf sie wirken und ihre Zerstörung oder Zersetzung verursachen. In Deutschland braucht man die Wörter Fossil und Mineral gleichbedeutend, in Frankreich aber nennt man die aus der Erde gegrabenen und durch den Bergbau gewonnenen Körper blos Mineralien; Fossilien aber nennt man die durch den Hinzutritt mineralischer Stoffe

mehr oder weniger veränderten oder auch dadurch ganz in Mineralien verwandelten organisirten Körper, z. B. Conchylien, Knochen von Fischen und vierfüßigen Thieren, Hölzer, Pflanzen.

† Minorca gehört jetzt zu der spanischen Provinz oder Königreiche Mallorca (Majorca). Die Bevölkerung betrug im J. 1781 nach einer genauen Zählung 26,365 Menschen, worunter fast die Hälfte Frauenspersonen waren. Die Einwohner beschäftigen sich mit Acker-, Wein- und Oelbau, und mit dem Handel, der, als die Insel noch unter englischer Herrschaft war, lebhaft betrieben wurde. Fische, Wein, Salz, Wolle, Honig, Capern, Käse, Obst gibt es hier in Ueberfluß; dagegen reicht das Getraide nicht für das Bedürfniß hin.

Miquelets nennt man die Bergbewohner der südlichen Pyrenäen, in Catalonien und in den französischen Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskammes, der die Gränze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind meistens Hirten, Jäger, Köhler u. s. w., dabei kriegerisch und räuberisch. Auch geleiten sie die Reisenden auf den Gebirgswegen, und lassen sich ihren Schutz theuer bezahlen. Im Kriege sind sie gefährliche Parteigänger, die oft rottenweise in Frankreich einfallen. In Catalonien haben sie sich den französischen Truppen durch ihre Ueberfälle, um Transporte zu zerstreuen, im letzten Kriege sehr furchtbar gemacht.

* Miranda (Don Francisco), der erste Gründer der Freiheit im spanischen Amerika, ward geboren in Caraccas, und stammte aus einer alten spanischen Familie. Sein Großvater war Gouverneur der Provinz Caraccas. Zwanzig Jahr alt, durchwanderte er Amerika zu Fuß, um es kennen zu lernen; hierauf erhielt er im spanischen Heere den Grad eines Obersten, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu besondern Aufträgen gebraucht. Dann diente er als Freiwilliger im nordamerikanischen Kriege, durchwanderte nachher England, Frankreich und Italien zu Fuß, auch Alt-Spanien, das er glühend haßte; hierauf durchzog er aufs neue, in militärischer Hinsicht, Süd- und Nordamerika. Im J. 1789 befand er sich in Petersburg, wo ihn Catharina vergebens in ihre Dienste zu ziehen suchte. Der Ausbruch der französischen Revolution bewog ihn, sich nach Paris zu begeben. Hier erhielt er eine Sendung an den Minister Pitt, ward auf Petions Verwendung zum Generalmajor ernannt, und kommandirte als zweiter Befehlshaber unter Dumouriez in Champagne 1792 und in Belgien. Da er als Ingenieur und Taktiker ausgezeichnete Kenntnisse mit seltenen Talenten vereinigte, so wurde er von der Armee eben so sehr geachtet, als er in Paris die Gunst der Republikaner besaß. Als Dumouriez gegen Holland vordrang, erhielt er den Auftrag Mastricht zu belagern, mußte aber, von dem General Valence zu wenig unterstützt, die Belagerung aufheben. In der Schlacht bei Neerwinden, die Dumouriez verlor, kommandirte er den linken Flügel. Dumouriez legte ihm den Verlust derselben zur Last, allein er rechtfertigte sich durch eine eben so gründliche als nachdrückliche Vertheidigungsschrift. Er hatte sich damals, eben so wie Dumouriez, gegen die Partei der Jacobiner erklärt. Jetzt erschien ihm Dumouriez selbst verdächtig, und er theilte seinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrtsausschusses war, seine Besorgnisse mit. Dies schützte ihn vor der Anklage, und man gab ihm den Auftrag, den Oberbefehlshaber zu verhaften. (S. Dumouriez.) Als aber darauf der Berg die Girondisten vernichtet hatte, ward auch der General Miranda vor das Revolutionstribunal gestellt; jedoch rettete ihm noch

Thomas Payne's Beredsamkeit das Leben. Robespierre's Sturz öffnete auch ihm das Gefängniß. In der Folge ward er abermals verdächtig, und auf Befehl des Directoriums (30. Vendemiaire 1795) verhaftet. Als Ausländer sollte er verbannt werden; allein er machte sein Recht als französischer Bürger geltend, und lebte eine Zeitlang im Verborgenen, bis das Directorium ihn, nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), aufs neue zur Deportation verurtheilte, und da er sich derselben durch die Flucht nach England entzogen hatte, im Jahre 1799 auf die Emigrantenliste setzen ließ. Im J. 1803 kehrte er nach Paris zurück, ward aber von neuem, weil er sich in Verbindungen gegen den ersten Consul eingelassen haben sollte, verbannt. Jetzt beschloß er mit der vollen Energie seines Charakters die Ausführung des längst gefaßten Gedankens, die spanische Herrschaft auf dem festen Lande von Amerika umzustürzen. In dieser Absicht begab er sich nach Jamaika und Trinidad, hierauf nach Neuyork, wo er im Jahre 1806, im Geheimen von England unterstützt, mit einer Summe von 60,000 Pf. drei Schiffe ausrüstete, und 900 entschloßne Männer zur Befreiung seines Vaterlandes Caraccas vereinigte. Allein das Unternehmen mißglückte. Die Spanier eroberten den 28. April 1806 zwei seiner Schiffe; mit dem dritten entfloh er. Indeß von seinen geheimen Freunden unterstützt, bewerkstelligte er am 1. August d. J. eine Landung in Venezuela; sein Aufruf zur Freiheit machte aber so wenig Eindruck auf das Volk, daß er sich schon den 13. mit Verlust wieder einschiffen mußte. Erst am Ende des J. 1810 gelang es ihm, die Fahne der Freiheit in Caraccas aufzupflanzen. (S. das Weitere unter Westindien.) Nach mehreren Triumphen und noch größeren Unfällen, verfolgt vom Hasse der Priester und gedrängt durch Finanznoth, Abfall und Verrätherei, sah er sich zuletzt durch die Siege des spanischen Generals Monteverde genöthigt, die (a. a. O. erwähnte) Capitulation vom 26. August 1812 abzuschließen, gegen deren Inhalt ihn der spanische General treuloser Weise als einen Gefangenen behandelte. Man brachte ihn endlich in das Gefängniß La Caraca, den furchtbarsten Kerker der Inquisition bei Cadix, in welchem er nach einer vierjährigen harten Einsperrung gestorben ist. Die Mönche ließen seinen Körper unbeerdigt hinwerfen, und übergaben sein Geräth den Flammen. Miranda war ein wohlgebildeter Mann, voll Kraft und Feuer, nach Thaten dürstend, im Wollen fest, im Handeln kühn; dabei von ausgebreiteten Kenntnissen. Er schätzte Wissenschaften und Künste, besaß viel Theorie und Praxis, hatte einen scharfen Blick und viel Geschmack, schrieb bündig und leicht, und war mit der Verfassung, den Gesetzen, der Literatur und den Sitten jeder Nation, vorzüglich mit ihrer militärischen Verfassung genau bekannt. Plutarch und Livius waren seine Lieblingsschriftsteller; Timoleon, Thrasybul und Epaminondas seine Helden. Ob er wohl in seinem politischen Verhalten in Venezuela jacobinische Formen nachahmte, so hat er doch ohne Selbstsucht, aus reinem Eifer für die Sache, einem großen Ziele mit eben so viel Beharrlichkeit als Geist und Muth Vermögen, Kraft, Glück und selbst das Leben geweiht. K.

* Mississippi, der längste Strom in Nordamerika. Er entspringt aus verschiedenen Seen, wird erst ungefähr in der Mitte seines Laufes beträchtlich, ist dann, einen einzigen Wasserfall, St. Antonius, ausgenommen, völlig schiffbar, nimmt nebst vielen andern Flüssen auch die großen Flüsse Missouri, Ohio und den rothen Fluß, auf, und ergießt sich, nach einem Laufe von beinahe 800 Mei-

len, mit Heftigkeit in den Mexikanischen Meerbusen. Seine Ufer sind fast überall fruchtbar und angenehm. Für die vereinigten Staaten von Nordamerika ist dieser Fluß von großer Wichtigkeit, daher auch verschiedene Forts an demselben angelegt sind. Die angebauten Ländereien, welche zwischen den Einflüssen der vorerwähnten drei Flüsse in diesen Strom liegen, heißen das Gebiet von Mississippi, enthalten eine Bevölkerung von ungefähr 50,000 Menschen, und haben unlängst bei dem Congreß darauf angetragen, einen eignen Staat zu bilden. Am Mississippi liegt die seit 1803 an die vereinigten Staaten abgetretene Landschaft Louisiana (s. d. Art.), welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch den berüchtigten Actienhandel in Frankreich unter Law viel Aufsehen verursachte.

Mittelamerika, s. Westindien.

* Mittelländisches Meer führt diesen Namen von seiner Lage zwischen Südeuropa, Westasien und Nordafrika. Es ist eigentlich ein Theil des Atlantischen Oceans, und hängt gegen Westen durch die Meerenge von Gibraltar mit demselben zusammen. In der Mitte dieser Meerenge bemerkt man einen starken Strom aus dem Ocean in das mittelländische Meer und an jeder Seite einen andern, welcher längs der Küste in entgegengesetzter Richtung aus dem mittelländischen Meere in den Ocean fließt. Da aber diese Seitenströme weit schwächer sind, als der mittlere Strom, und kaum das durch diesen empfangene Wasser wieder zurückschicken können, das mittelländische Meer aber noch außerdem eine ungeheure Menge Wasser durch die vielen großen (Ebro, Rhone, Po, Donau, Dniester, Dnieper, Don, Kuban und Nil) und kleinen Flüsse empfängt, die sich in dasselbe ergießen; so macht es große Schwierigkeit zu erklären, wo diese Menge Wasser bleibt, da das Meer keine Zunahme leidet, auch, wenn es merklich höher würde, sich mit Macht in den Ocean ergießen müßte, um das Gleichgewicht herzustellen. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß es sich seines Ueberflusses durch eine ungewöhnlich starke Ausdünstung entledigt, die, wie man glaubt, durch einen unter dem Boden dieses Meeres befindlichen großen Feuerheerd verursacht wird; und daß ein solcher vorhanden sey, scheinen die vielen vulkanischen Ausbrüche in demselben und um dasselbe hinlänglich zu beweisen. Theile des mittelländischen Meeres sind: das etrurische Meer, das adriatische Meer, der syrtische Busen, das Aegeische oder griechische Meer (Archipelagus), die Meerenge der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmora oder die Propontis, die Straße von Constantinopel oder der Bosporus, das schwarze Meer, das Asowsche und das faule Meer. Die Größe des mittelländischen Meeres schätzt man auf 40,000 Quadratmeilen. Es hat vermöge seiner natürlichen Lage veränderliche Winde und eine schwache Ebbe und Fluth.

Mittlere Proportionalzahl, s. Proportion.

Moderato bedeutet bei Tonkünstlern eine gemäßigte Bewegung. Allegro moderato, mäßig geschwind.

* Modena und das Haus Oesterreich-Este. Das souveraine Herzogthum Modena, vormals ein deutsches Reichslehn, liegt in der Lombardei, in der fruchtbaren Ebene, die der Panaro bewässert. Es gränzt an Toscana, Lucca, Bologna, Mantua und Parma. Mit Modena sind durch den Wiener Congreß aufs neue zu einem Ganzen verbunden Reggio (mit der Stadt gleiches Namens an den reizenden Ufern des Tessone, Ariosto's Geburtsort), Mirandola, Correggio (wo der Mahler dieses Namens, oder Anton de Allegris,

geboren ist), Carpi und Rivoli; zusammen 81 Quadratmeilen, mit 332,000 Einwohnern; ferner Massa und Carrara (Stadt, 8500 Einwohner, mit einer Bildhauerakademie und berühmten Marmorbrüchen), nebst den vormaligen kaiserlichen Reichslehen in der Lunigiana, zusammen 15 Quadratmeilen mit 37,500 Einwohnern; das Ganze also 96 Quadratmeilen mit 370,000 Einwohnern, in 10 Städten, 65 Marktflecken und über 400 Dörfern. Die Haupt- und Residenzstadt Modena (20,000 Einwohner) ist schön gebaut (Strada Maestra und das an Gemählden reiche Schloß), sehr reinlich und besitzt mehrere Kunstsachen. Die modenesische Bildergallerie kam 1746 durch Kauf nach Dresden. Modena ist die Geburtsstadt des Philologen und Archäologen Sigonius, des durch seine Forschungen in der italienischen Geschichte berühmten Muratori, und des Dichters Tassoni, der die erste komische Epopöe in Italien schrieb, la Secchia rapita; ein Gedicht, zu dem ein Eimer von Tannenholz Veranlassung gegeben hat, welchen die Modeneser 1249 bei einem Brunnen vor Bologna erbeutet, und als Trophäe nach Modena gebracht hatten, wo er noch jetzt im Thurm der Domkirche aufbewahrt wird. Das Land erzeugt vorzüglich Oliven, Wein und Seide; daher Seidenfabriken und Seidenhandel, besonders in Reggio. Der Staat hat gegen 1 1/2 Millionen Fl. Einkünfte, hält 1200 Mann zu Fuß und eine Escadron Dragoner, und wird monarchisch (ohne Feudalverfassung, so wie ohne Stände) von einer Seitenlinie des Hauses Oesterreich, von dem Herzog von Oesterreich-Este, regiert. Das Haus Este, eins der ältesten in Europa, stammt aus der Lombardei. Es besaß ehemals Güter im Toscanischen. Des Markgrafen Albert (um 960) Urenkel Albert Azzo II. (st. 1097), Herr von Mailand, Genua u. s. w., wurde der Stammvater der Häuser Braunschweig und Este. Der mit seiner ersten Gemahlin, Kunigunde, Welfs II. Herzogs von Bayern Tochter, erzeugte Sohn, Welf IV., beerbte nämlich seinen mütterlichen Oheim Welf III. in Deutschland, und von seinem zweiten Sohne, Heinrich dem Schwarzen, Herzog von Bayern, stammt das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel und Hannover ab. — Der von Albert Azzo II. mit seiner zweiten Gemahlin, Garsende, Gräfin von Maine in Frankreich, erzeugte Sohn Fulko aber wurde Herr von Este (Ateste, Stadt im Paduanischen) und Stifter des Hauses Este. Die Nachkommen dieses Fulko verwalteten in Ferrara, Modena und Parma das Amt eines Podesta u. a. Stellen. Dadurch stieg ihr Ansehen, und bei den Unruhen, welche damals das republikanische Oberitalien zerrütteten, wählten die Gebiete Ferrara 1288, Modena 1290 und Reggio den bisherigen Markgrafen Obizzo III. von Este zu ihrem Herrn. Ein Nachkomme dieses Obizzo, Borso von Este, wurde vom Kaiser Friedrich III. 1452 zum Herzog von Modena und Reggio erhoben. Der letzte ebenbürtige Herzog dieses Geschlechts Alphons II. erhielt vom Kaiser Rudolph II. die Erlaubniß, einen in morganatischer Ehe erzeugten Sohn seines Oheims, Cäsar von Este, zu seinem Nachfolger zu ernennen, der aber nur mit Modena, Reggio und Carpi beliehen wurde, indem der Pabst Clemens VIII., nach Alfons II. Tode 1598, das Herzogthum Ferrara, als ein erledigtes Lehn der päpstlichen Kammer, einzog. Von diesem Cäsar stammen die neuern Herzoge von Modena ab. Sie erwarben durch Belehnung vom Kaiser 1653 Correggio, 1710 Mirandola, 1737 Novellara. Der letzte Herzog, Hercules III. Reynald, vermählt 1741 mit der Erbin des Herzogthums Massa und Carrara, Maria Theresia

von Cibo-Malaspina, hatte nur eine Tochter, Beatrix, Herzogin von Este, vermählt mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (Bruder Josephs II. und Leopolds II.). Im J. 1796 nahmen ihm die Franzosen seine Länder. Der Lüneviller Frieden gab ihm als Ersatz den Breisgau; allein er überließ diese Provinz seinem Schwiegersohne. Herzog Hercules starb 1803 zu Treviso, und hinterließ ein beträchtliches Privatvermögen. Sein Eidam, der Erzherzog Ferdinand (Herzog von Modena-Breisgau) verlor den Breisgau durch den Preßburger Frieden 1805, und starb 1806. Ihm folgte sein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz IV., königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, geb. 1779, und vermählt 1812 mit einer Tochter des Königs von Sardinien. Er gelangte 1814 zum Besitze der großväterlichen Staaten, vermöge der seinem Vater vom Kaiser ertheilten eventuellen Belehnung, und ward durch den Wiener Congreß darin bestätigt. Er nahm den Namen Este an, und ward dadurch der Stifter eines neuen Stammes dieses Hauses. Seine Mutter trat ebenfalls die Regierung ihres schon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Massa und Carrara wieder an, wozu der Congreß noch die Lehne in der Lunigiana fügte. Alle drei fallen nach ihrem Tode an ihren Sohn. Ueberdies hat die Congreßacte (Art. 102), wenn Lucca an Toscana fällt, gewisse Striche davon an Modena gewiesen, ohne daß die Lage noch sonst ein Grund diese Losreißung rechtfertigt (m. s. die Kritik dieses Artikels in Schölls Traités de Paix. XI. p. 383). Der Herzog Franz IV. rief 1814 die Jesuiten in seine Staaten zurück, 1815 entfloh er auf kurze Zeit vor Murat. Er hat eine Tochter (geb. 1817) und zwei noch lebende Brüder, die Erzherzoge Ferdinand von Este und Maximilian von Este. Nach dem Aussterben dieses Hauses fallen dessen Staaten an Oesterreich. K.

Möglin, ein Rittergut in der Mittelmark bei Wriezen an der Oder, 7 Meilen von Berlin. Hier hat der durch viele Schriften über Oekonomie bekannte königlich preußische Staatsrath Thaer ein landwirthschaftliches Institut angelegt. Junge Leute können hier im Theoretischen und Practischen der Landwirthschaft, in der Mathematik, Physik, Chemie und Botanik, für welche Wissenschaften die nöthigen Apparate vorhanden sind, Unterricht erhalten. S. Nachricht über die Einrichtung des landwirthschaftlichen Instituts zu Möglin und Geschichte der Wirthschaft zu Möglin, Berlin, 1815.

* Moira (Graf Fr. Rawdon-Hastings), jetzt Marquis Hastings, und englischer Generalgouverneur der brittischen Besitzungen in Ostindien, ist 1754 in Irland geboren. Als Lord Rawdon machte er den Krieg in Amerika mit, und entwickelte hier ausgezeichnete militärische Talente. Nach dem Tode seines Vaters nahm er 1793 dessen Titel als Graf Moira an, und als solcher erhielt er in dem französischen Revolutionskriege mehrere Commando's. Nach Pitts Tode trat er in das Foxische Ministerium, nachdem er vorher noch eine Zeit lang den wichtigen Posten eines Lord-Lieutenant in Irland bekleidet hatte. 1814 wurde er zum Generalgouverneur in Indien ernannt und trat den 15. April 1815 in Calcutta ein, wo er einen mehr als königlichen Hofstaat führt, und darin alle seine Vorgänger noch überbietet. Noch im J. 1815 machte er eine Reise durch Hindostan, bis zum Flusse Setledje, der jetzigen Gränze der brittischen Besitzungen in Indien, auf deren Flor er durch eine energische Administration und durch Beförderung der Künste und Wissen-

schaften kräftig einwirkt. Man zählte den Grafen Moira immer den vertrautesten Privatfreunden des Prinz-Regenten.

Molch, die Benennung einiger Eidechsen, welche fast immer n in gewissen Zusammensetzungen, als Erdmolch, Wassermolch u. s. vorkommt.

* Moldau, eine Provinz, welche zur europäischen Türkei g rechnet wird, weil sie unter einem mittelbaren, der Pforte als Vasc unterworfenen Fürsten oder Hospodar (ein slavisches Wort, das viel als Herr bedeutet) steht. Sie gränzt an das russische Reich, d Buckowina, Siebenbürgen und die Walachei, wird in die obere un untere Moldau eingetheilt, und soll, nach der im J. 1812 an Ruß land gemachten Abtretung eines beträchtlichen Theils derselben, de malen 570 Quadratmeilen mit 280,000 Einwohnern enthalten. Di Moldau hat mit der ihr benachbarten Walachei fast stets gleiche Schick sale gehabt. Als die Römer Dacien erobert hatten, erhielten dies beiden Provinzen den Namen Dacia transalpina (das jenseits de Carpathen gelegene Dacien). Im 11ten und 12ten Jahrhundert wohnten hier die Cumanen, und das Land hieß nach ihnen Cumanien. Als diese 1239 nach Ungarn gingen, setzten sich die aus Thracien ge kommenen Walachen hier fest, und nun kamen die Benennungen Walachei und Moldau (von dem Flusse Moldova) auf. Ob nun gleich die Moldauer und Walachen einerlei Ursprung, und — einige Abweichungen in der Aussprache abgerechnet — einerlei Sprache haben, so herrscht doch zwischen beiden Völkern eine starke Antipathie. Die Moldau hatte ihre eignen Fürsten, die aber mit ihren Nachbarn öfters in Kriege verwickelt wurden. Vom J. 1310 an fielen die Türken wiederholt in die Moldau ein, aber erst im J. 1503 übertrug Fürst Bogdan III. ihnen sein Land zur Lehn. Später fingen die Türken an, die moldauischen Fürsten ganz willkührlich zu behandeln, sie nach Gefallen ein- und abzusetzen, und ertheilten endlich, wie sie noch jetzt thun, diese Würde keinem Eingebornen, sondern demjenigen Fremden (meistens einem Griechen), der sie am theuersten erkaufen kann. Die Moldau ist von den Russen mehreremale erobert, aber immer wieder zurückgegeben worden. Doch bei dem letzten Friedensschlusse zu Baktschisarai 1812 mußte die Pforte einen Theil der Moldau von ungefähr 450 Quadratmeilen, in welchem die bekannte Festung Choczym liegt, bis an den Pruth, der nun die Gränze macht, abtreten. Früher schon (1777) war ein beträchtlicher Theil der obern Moldau von 178 Quadratmeilen, der seitdem den Namen Buckowina erhalten hat, an Oesterreich abgetreten worden (s. Buckowina). Ein Theil der untern Moldau, der 400 Quadratmeilen enthält, an das schwarze Meer gränzt und unter dem Namen Beßarabien bekannt ist, war schon seit langer Zeit den Moldauern von den Türken entrissen worden, wurde aber von diesen in dem Friedensschlusse im Jahr 1812 ebenfalls an Rußland abgetreten. Die Moldau, wie sie vor dem erwähnten Friedensschlusse war, hatte 40 Meilen in der Länge und 70 in der größten Breite. Es ist ein äußerst fruchtbares Land, doch zum Theil noch unangebaut, wozu die häufigen Kriege zwischen den Russen und Türken, wobei die Moldau jedesmal der Schauplatz war, viel beigetragen haben. Ganz vorzüglich sind die Viehweiden dieses Landes, und die Viehzucht jeder Art ist daher außerordentlich stark. Es wurden sonst jährlich aus der Moldau 10,000 Pferde und 40,000 fette Ochsen ausgeführt, die letztern nach Siebenbürgen oder durch Polen nach Danzig, wo sie als polnische Ochsen verkauft wurden.

Außer den fetten Weiden liegt noch eine Ursache des großen Ueberflusses an Hornvieh darin, daß man hier kein junges Vieh schlachtet, sondern alles groß zieht. Schweine werden ebenfalls in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht ist bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht, wegen der vielen Lindenwälder. Es wird von hier viel Honig nach Constantinopel, das Wachs aber meistens nach Venedig verkauft. Eine häufige und große Plage für das Land sind die Heuschrecken, welche durch anderwärts bekannte Mittel zu verhindern, der Aberglaube den Einwohnern nicht gestattet. Die Moldau ist reich an Mineralien und edeln Metallen, aber man vernachlässigt die Aufsuchung derselben fast gänzlich. Doch werden verschiedne Salzgruben, besonders in der Gegend bei Okna, bearbeitet, und die Ausfuhr des Steinsalzes ist beträchtlich. Die Einwohner sind der griechischen Religion zugethan. Die Bauern sind nicht leibeigen, stehen aber unter dem harten Drucke ihrer Fürsten, die nur Reichthümer zu sammeln suchen, der Edelleute (Bojaren) und der türkischen Beamten: sie sind daher träge und im Ganzen von schlechtem Charakter. Es halten sich viel Türken, Armenier, Griechen und Juden, in deren Händen der Handel ausschließlich ist, im Lande auf; auch Russen wohnen hier. Die Einkünfte des Fürsten betrugen ehemals 600,000 Thaler; jetzt soll der reine Ertrag bis auf 100,000 Thaler gesunken seyn. — Die Haupt- und Residenzstadt ist Jassy oder Jaschy (s. d. Art.). Okna, an der Gränze von Siebenbürgen, ist wegen seiner Salzgruben bekannt. Galacz ist eine offne aber ansehnliche Handelsstadt mit einem Hafen an der Donau, da wo der Pruth in dieselbe fällt. Der Hafen ist immer mit türkischen Schiffen angefüllt, die von hier auf dem schwarzen Meere Getraide nach Constantinopel führen.

Moleculen, Kügelchen, aus welchen z. B. das Blut besteht.

Moloch, ein von Moses (3. B. 18. V. 21.) erwähntes Götzenbild mehrerer morgenländischen Völker, unter welchem sie die Sonne verehrten und welchem sie Menschenopfer darbrachten. Es war das metallene Bildniß eines Menschen mit einem Ochsenkopfe. Nachdem es mittelst eines starken Feuers, das in einer unten befindlichen Oeffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer bestimmten Kinder in die Arme des Götzen, wobei die Priester mit geräuschvollen Tonwerkzeugen das Angstgeschrei derselben übertäubten.

Moment nennt man in der Statik und Mechanik das Product der Schwere eines Körpers in die Weite vom Mittelpunkt der Schwere. Statisches Moment ist also das Product einer bewegenden Kraft am Hebel in ihrer Entfernung vom Ruhepunkt; das Moment der Masse oder Trägheit ist das Product einer Masse in das Quadrat ihrer Entfernung vom Bewegungspunkte.

* Monaco, ein kleines italienisches Fürstenthum, von der Grafschaft Nizza umgeben, an der Meeresküste. Es ist ein fruchtbares Ländchen von 21/2 Quadratmeilen mit 6000 Einwohnern und reich an edeln Südfrüchten, Obst und besonders Olivenöl. Die ganze Bevölkerung wohnt in den drei Gemeinden Monaco, Mentone und Rogue Brune, davon Monaco ein befestigtes Städtchen mit 1200 Einwohnern und einem Hafen, und Mentone eine nahe am Meere liegende Stadt mit 3000 Einwohnern ist. Die Familie Grimaldi besaß das Ländchen seit Otto's I. Zeiten. Im J. 1731 starb der Mannsstamm aus. Die Erbin des letzten Fürsten, Anton Grimaldi, der zugleich Herzog von Valentinois war, vermählte sich 1716 mit Franz de Ma-

tignon, der die Namen Fürst von Monaco und Herzog von Val tinois nebst der mit letzterem verbundenen Pairwürde erhielt. S 1741 stand dieses Ländchen unter dem Schutze von Frankreich. J. 1792 wurde es zugleich mit Nizza dem französischen Gebiete gä lich einverleibt. Durch den Frieden zu Paris 1814 kam es wie unter sardinische Hoheit. Der bisherige Besitzer, der Herzog von V lentinois, Pair von Frankreich, trieb sein Monopolsystem so w daß zuletzt alle Lebensmittel nur bei den fürstlichen Pachtern i Handels damit gekauft werden durften. Die Unterthanen erhoben d wegen Klage in Paris und bei den alliirten Mächten. Vorzügl ward der Fürst von Monaco in der Bibl. historique hart angeg fen. Er vertheidigte sich durch: La Brochure gratis, ou le Prin de Monaco justifié. Doch nahm er seitdem mehrere tyranni Edicte, die er zur Glückseligkeit seines Volks erlassen hatte, zurü z. B. eins, welches das Aussäen des Getraides verbot, wenn es ni vorher declarirt, und für gut befunden, d. h. eine neue Abgabe von bezahlt war. Der Prinz von Monaco, Honorius IV., Jahr alt und blödsinnig, verunglückte den 17. Febr. 1819 in der Se Sein Sohn regiert das Fürstenthum von Paris aus. Man rech die jährlichen Einkünfte des Fürsten auf 40,000 Gulden.

Mönchsschrift ist die deutsche, im gemeinen Leben übliche nennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden Handschriften des Mittelalters vom dreizehnten bis sechzehnten Ja hundert geschrieben sind, und welche man in der diplomatischen Ku sprache eckige Minuskel, gothische oder neugothische Schrift ne Sie ist der früher üblichen römischen oder runden Schrift entgeg gesetzt, und wurde noch nach Erfindung der Buchdruckerkunst über derthalbhundert Jahr häufig im Druck gebraucht (wo sie am rein und schönsten in der sogenannten Missaltype erscheint), bis sie in a ländischen Sprachen durch die römische und in der deutschen durch noch jetzt übliche Druck- und Schreibschrift, welche sich im Laufe sechzehnten Jahrhunderts aus ihr bildete, verdrängt wurde. In n rer Zeit machten die Engländer zuerst wieder den Anfang, sich i (unter dem Namen black letter) bei Verzierungen und Prachtdru zu bedienen, und haben auch in andern Ländern häufige Nachahm gefunden. As.

Mondgöttin, bei den Assyrern Mylitta, bei den Phö ziern Astarte, oder in der Mehrzahl Astaroth. Sie ist die H melskönigin, die Urania, auch die syrische Mutter oder Göttin nannt. Ihre Eigenschaften trugen die Aegypter auf die Isis üb Griechen und Römer auf die Aphrodite und Venus. Die letz verglichen sie auch mit der Juno.

Mondtafeln sind Tafeln, in welchen der jedesmalige St des Mondes am Himmel im voraus berechnet ist. Tobias Ma löste zuerst diese schwierige Aufgabe und mit ihr die eben so schw rige Aufgabe der Findung der Meereslänge. S. d. Art. Län (geographische) und Mayer (Tobias).

* Monge (Gasp.), geb. 1746, war der Sohn eines Gastwi in Beaune und hatte sich schon durch bedeutende wissenschaftliche stungen bekannt gemacht, als die Revolution ausbrach. Er war besondere mit Condorcet genau verbunden, durch den er auch Jahr 1792 den Führern und Häuptern der republicanischen Pa bekannt wurde. Nach dem Sturze des Throns am 10. August erhielt er auf einmal die wichtige Stelle des Marine-Ministeri

und sogar bei Servans, des Kriegsministers, Abwesenheit das Portefeuille des Kriegs. Bei dem Prozeß Ludwigs XVI. hatte er den traurigen Auftrag, das Decret des Convents in Vollziehung setzen zu müssen. Er zog sich jetzt bei den sich immer mehr entwickelnden Revolutionsgräueln nach und nach von den Geschäften zurück, um mit desto mehr Eifer sich wieder den Wissenschaften zu widmen, die er besonders in dieser schrecklichen Zeit, wo Frankreich nur einem Lager glich und mehr als eine Million Krieger auf den Beinen hatte, auf die schnelle Fabrikation aller Arten von Vertheidigungsmitteln anwendete. Nur dadurch entgieng er dem furchtbaren Fallbeile. Auch wurde in dieser Zeit vorzüglich durch ihn die Normal-, und dann die treffliche polytechnische Schule organisirt, nachdem er 1795 Mitglied des Nationalinstituts geworden war. In dem ersten italienischen Feldzuge Bonaparte's war er Mitglied der Commission, welche in Italien die Kunstwerke zu bestimmen hatte, die nach Paris ins Nationalmuseum gebracht werden sollten. Er schloß sich hier an Bonaparte an, der ihn seiner Seits gleichfalls auszeichnete, und ihm unter andern den Auftrag gab, mit Berthier den Frieden von Campo Formio dem Directorium zu überbringen. Bei dem Zuge nach Aegypten begleitete Monge ebenfalls Bonaparte, und er wurde eins der thätigsten und wirksamsten Mitglieder des ägyptischen Instituts. Auch war er einer der wenigen Erkornen, welche Bonaparte auf seiner Rückkehr nach Frankreich begleiteten. Dieser überhäufte ihn seitdem mit Vertrauen und Ehre. Nach der Restauration wurde Monge deßhalb auch vom Könige aus allen öffentlichen Verhältnissen und sogar aus dem Nationalinstitut entfernt, worauf er 1818 starb. Man hat von Monge eine große Menge Schriften, von denen wir hier nur anführen wollen: Traité élémentaire de statique 1788 — 1799. Description de l'art de fabriquer le Canon. 1794. Géometrie descriptive, 1812. Sein trefflicher Schüler Dupin hat ein Essai histor. sur les services et les travaux scientifiques de Gaspard Monge herausgegeben, das sehr lesenswerth ist.

* Mongolen, ein großer Völkerstamm im nordöstlichen Asien, der in der Geschichte des Mittelalters eine bedeutende Rolle gespielt hat, und zu zwei verschiedenen Zeiten erobernd aufgetreten ist, aber seit beinahe drei Jahrhunderten in Unthätigkeit versunken, jetzt fast nur noch dem Namen nach in Europa gekannt wird. Die Mongolen sind häufig mit den südwestlich in Asien wohnenden Tartaren verwechselt worden, mit denen sie jedoch nur die nomadische Lebensart, und die regellos wilde, blos auf Verwüstung gerichtete Weise Krieg zu führen gemein haben, übrigens aber von ihnen durch eine schmutzige Gesichtsfarbe, kleine Augen, so wie durch den ganzen Körperbau, Sprache und Sitten, wesentlich verschieden sind. Ihre frühere Geschichte ist dunkel. Im dreizehnten Jahrhunderte verbreiteten sie ihre Eroberungen und Verheerungen, tief aus dem nördlichen Asien her, über Rußland und einen Theil des übrigen Europa. Sie kamen aus der Gegend, welche sie noch jetzt zum Theil bewohnen, der Mongolei, nördlich von der großen chinesischen Mauer, zwischen der jetzigen Osttartarei und der Bucharei. Ihre Macht und ihr Ansehn verdankten sie dem Genie eines einzigen außerordentlichen Mannes, des bekannten Dschingis-Khan (s. d. Art.), der, anfangs blos als Oberhaupt einer einzelnen mongolischen Horde, die übrigen Horden nöthigte, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, und dann den kühnen Plan entwarf, die ganze Erde zu erobern. In dieser Absicht versam-

melte er (1206) alle Oberhäupter der Mongolen, und enthusiasm
sie, seinen Plan ausführen zu helfen. In kurzer Zeit unterjochte
zwei große tartarische Reiche im Osten und Westen Asiens, vern
tete in sechs Feldzügen die mächtige Monarchie der Sultane
Chowaresmien, welche Turkestan und ganz Persien bis nach Ind
hin beherrschten, und ließ während dieser Zeit durch einen Theil
ner Völker, unter der Anführung seines ältesten Sohnes (1223) ei
verwüstenden Einfall in Rußland ausführen. Nach Dschingis-Kh
Tode (1227) setzten seine Söhne die Eroberungen fort, unterwa
sich ganz China, stürzten das Kalifat zu Bagdad, und machten
die seldschuckischen Sultane von Iconium zinsbar. Ein mongolis
Heer drang 1237 aufs neue in Rußland ein, eroberte Moskau
verwüstete einen großen Theil des Landes. Nachdem sich die M
golen Rußland unterworfen hatten, drangen sie (1240) auch in P
ein, verbrannten Krakau, und giengen nach Schlesien bis Liegn
wo sie (1241) den Herzog Heinrich von Breslau in einer bluti
Schlacht besiegten. Weiter drangen sie jedoch nicht, und verließ
aus Mangel an Unterhalt, bald wieder die Länder, die sie du
Rauben, Morden und Brennen verwüstet hatten. Aber in Deut
land, und selbst in Frankreich, war, in Erinnerung der ehemali
Einfälle der Hunnen, die Furcht vor ihnen so groß, daß man Fa
und Gebete anordnete. Ein zweiter Grund, daß sie das Schre
der Völker nicht benutzten, um ihre Eroberungen weiter auszudeh
lag in den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Khans Ok
Dschingis-Khans unmittelbaren Nachfolgers, über die Thronf
entstanden. Doch blieb das Reich der Mongolen noch immer
sammen, und stand am Ende des dreizehnten Jahrhunderts auf
höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom chinesis
Meere und von Indien bis tief in Sibirien und bis an die Grä
von Polen. Der Hauptsitz des großen oder Oberchans war Chi
die andern Länder wurden von Unterchanen, die alle von Dschi
abstammten, und mehr oder weniger von dem großen Chan abhä
waren, beherrscht. Die mächtigsten derselben waren die von Ka
schak, die an der Wolga wohnten und die Geißel Rußlands wa
und die von Dschagatai, welche von dem Oxus bis in die T
tarei wohnten. Aber eben diese Vertheilung des Reichs unter m
rere Fürsten wurde die Veranlassung, daß das Ansehen und
Macht der Mongolen im vierzehnten Jahrhunderte nach und
sank. Im folgenden Jahrhunderte wurden verschiedene Horden d
Nation von den Russen, deren Besieger sie früher gewesen waren,
terjocht oder vernichtet. In China war das Reich der Mong
schon 1368 durch eine Revolution zerstört worden. Es trat aber (
gefähr 1360) aus dem Stamme der Dschagatai ein zweiter, ebe
furchtbarer Eroberer auf — Timurlenk, (Tamerlan,
Art.) auch Timur Begh genannt. Von dunkler Herkunft schw
Timur, als die Dynastie der Mongolen von Dschagatai in Ve
gerathen war, sich von einem bloßen Emir durch Talent und K
heit zum Oberherrn der ganzen Nation auf. Sein Plan war,
Monarchie der Mongolen, wie Dschingis sie gegründet hatte, wi
herzustellen. Im Jahr 1369 wählte er die Stadt Samarcand
Sitze seiner neuen Herrschaft. Die übrigen mongolischen Stämm
Persien, Mittelasien und Hindostan, wurden nach einander von
unterjocht. Im Jahr 1400 griff er auch den bis dahin gegen
Christen in Europa siegreichen osmanischen Sultan, Bajazet I.,

dem Constantinopel zitterte, in seinen Staaten in Natolien an. Eine blutige und entscheidende Schlacht, welche im Jahr 1402 bei Ancyra (Anguri) geliefert wurde, fiel für Bajazet unglücklich aus; er erlitt eine gänzliche Niederlage, und wurde selbst Timurs Gefangner. Der Erzählung von der harten Behandlung, welche der Sieger gegen seinen Gefangenen ausgeübt haben soll, mangelt es jedoch an gehörigen Beweisen. Für die christlichen Mächte war dieser Vorfall sehr wichtig, weil er sie auf einige Zeit von einem furchtbaren Feinde befreite. — Nachdem Timur ganz Natolien erobert und verwüstet hatte, wollte er China wiedererobern; er starb aber auf dem Zuge dahin, (1409) 69 J. alt. Nach seinem Tode kam die Monarchie der Mongolen wieder in Verfall, und wurde in mehrere Staaten zertheilt. Aber einer seiner Nachkommen Baber, (Babur), gründete 1519 in Indien eine neue mächtige Monarchie, die als das Reich des Großmoguls bekannt wurde, und jetzt ebenfalls aufgehört hat zu seyn (s. d. Art. Hindostan). — Die noch jetzt vorhandenen mongolischen Völkerschaften, von denen jedoch nur unvollständige Nachrichten bekannt sind, leben theils unter russischer, theils unter chinesischer Herrschaft. Jene, die von dem Stamme der Kaptschaken übrig geblieben sind, wohnen, mit Kalmücken vermischt, in der Statthalterschaft Irkutzk; ihre Volksmenge wird mit den Kalmücken zu 300,000 Seelen angegeben. Die andern, welche unter chinesischer Oberherrschaft stehen, aber von verschiedenen eignen Fürsten regiert werden, leben in der Mongolei, welche von Tungusien, China, der kleinen Tartarei und Sibirien begränzt wird. Sie bekennen sich alle zur Lehre des Fo (s. d. Art.), führen ein nomadisches Leben, treiben aber doch durch Caravanen einigen Handel nach Rußland mit selbst verfertigten wollenen und baumwollenen Zeugen.

Monitorium oder Monitoriale, ein Erinnerungs- oder Warnungsbefehl von Seiten der Obrigkeit, worin Jemandem bei Strafe anbefohlen wird, etwas zu thun oder zu unterlassen.

* Monokratie, wird zwar zuweilen für Monarchie gesagt, ist aber eigentlich davon verschieden. Die Endungen Archie und Kratie bedeuten nämlich die äußere und die innere Staatsform oder die Darstellungsart und die Ausübungsart der höchsten Gewalt. Der Monarchie steht also die Polyarchie entgegen. In jener wird die höchste Gewalt durch Einen, in dieser durch Mehrere oder Viele dargestellt. Wie sie aber von dem Einen oder von Vielen verfassungsmäßig ausgeübt werde, bleibt dabei unbestimmt. Wird sie von dem Einen oder den Vielen ungetheilt und ganz allein ausgeübt, so daß das Volk oder die übrigen Bürger als Unterthanen keine an der Ausübung theilnehmenden Stellvertreter haben, so ist der Staat eine Autokratie, und zwar entweder eine monarchische oder eine polyarchische. Sind aber dergleichen an der Ausübung der höchsten Gewalt theilnehmende Stellvertreter des Volks vorhanden, so ist der Staat eine Synkratie, die ebenfalls entweder monarchisch oder polyarchisch seyn kann. So war Frankreich unter dem Directorium von fünf Männern eine polyarchische Synkratie; jetzt aber ist es eine monarchische Synkratie. Diese heißt nun auch eine beschränkte oder constitutionelle Monarchie. Eine unbeschränkte aber, wo gleichsam der Monarch selbst und allein die Stelle der Constitution vertritt, heißt eine autokratische Monarchie oder eine monarchische Autokratie, kürzer aber und zusammengezogen eine Monokratie. (S. d. Art. Synkratie.)

†) Monophysiten. Des Kaisers Zeno 482 erlaßne Anordnung, Henotikon genannt, war nicht fähig, sie zu versöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen über diese verschiednen Ansichten verschuldete die orthodoxe Kirche durch ihre Bannflüche, daß die Monophysiten sich förmlich von ihr absonderten. Diese Trennung entschied schon in der ersten Hälfte des 6ten Jahrhunderts, da der Schutz, den die Monophysiten bisher von Zeit zu Zeit noch am Hofe zu Constantinopel gefunden hatten, seit der festen Vereinigung des Kaisers Justinianus mit der römischen Kirche aufhören mußte. Auch unter sich selbst blieben sie nicht einig. Schon 483 hatte sich ein Haufe von Mönchen und Priestern zu Alexandrien von dem monophysitisch gesinnten Patriarchen daselbst, Petrus Mongus, weil er das Henotikon annahm, ohne die chalcedonischen Beschlüsse ausdrücklich zu verdammen, losgesagt und eine strengere Monophysitenpartei gebildet, die wegen dieser Trennung von dem rechtmäßigen kirchlichen Oberhaupte den Namen Akephaler, Hauptlose, erhielt und der eigentliche Kern des Monophysitismus wurde. Neue Streitigkeiten erhoben sich unter ihnen 519 über die Frage: ob der Leib Christi verweslich sey oder nicht? Die Severiten, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen von Antiochien, Severus, der sich zu den Akephalern hielt, bejaheten sie; die Julianisten oder Gajaniten, Anhänger der Bischöfe Julianus und Gajanus, verneinten sie. Jene wurden daher Phthartolatrer (Corrupticola, Verweslichkeitsdiener), diese Aphthartodoketen (Unverweslichkeitslehrer), auch Phantasiasten, genannt, welche wieder über die Frage: ob der Leib Christi erschaffen gewesen, Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten, zerfielen. Die Severiten, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entstandenen Agnoeten (so genannt, weil sie Christo, als Menschen, die Allwissenheit absprachen) mit dem Banne. Um 560 kam gar ein Monophysit Askusnages, und nach ihm Philoponus, der größte christliche Philosoph dieses Jahrhunderts, auf den Einfall, die drei Personen der Gottheit drei Götter zu nennen. Diese Tritheiten und ihre Anhänger waren selbst in den Augen ihrer Partei die ärgsten Ketzer und brachten ihr den Nachtheil, daß damals viele Monophysiten sich zu den Catholischen wandten. In Aegypten, Syrien und Mesopotamien blieben jedoch die monophysitischen Gemeinen die stärksten, erhielten durch ihre nun ununterbrochen neben den kaiserlichen oder orthodoxen bestehenden Patriarchen zu Alexandrien und zu Antiochien ihre kirchliche Ordnung und bildeten, nachdem der Syrer Jacob Baradai (starb 558) ihre Religionsverfassung befestigt hatte, die selbstständigen Kirchen der Jacobiten und Armenier (s. d. Art.), die, von der griechischen Kirche eben sowohl als von der römischen getrennt, sich eben darum seit dem siebenten Jahrhundert auch unter der Herrschaft der Mahommedaner zu behaupten wußten. Außer ihrer eigenthümlichen Lehre von einer Natur in Christo stimmen sie in den Hauptpunkten des Glaubens mit der griechischen Kirche überein; auch ihr Cultus ist dem griechischen ähnlicher als dem römischen, hat aber durch Nationalität und Aberglauben Modificationen erhalten, welche sich am auffallendsten in der Religionsverfassung der Jacobiten in Aegypten zeigen. Diese heißen Copten, stehen mit den syrischen Jacobiten noch in Glaubensgemeinschaft, haben aber ihren eignen Patriarchen zu Cairo, der den Titel des Alexandrinischen führt, und zehn Bis-

thümer unter sich hat. Die Bibel und liturgische Bücher besitzen sie noch in der alten coptischen Sprache, welche die zur Zeit der Herrschaft der Griechen unter den Ptolemäern gangbare ägyptische und daher der griechischen verwandt ist, aber jetzt unter die todten Sprachen gehört. Die Kinder werden bei ihnen nur in der Kirche und nie vor dem vierzigsten Tage nach der Geburt, oft erst im siebenten Jahre getauft, erhalten aber gleich nach der Taufe den Abendmahlswein. Das Abendmahl halten sie nur in den großen Fasten, brauchen dabei gesäuertes Brot, welches gebrochen wird, und genießen den Wein mit Löffeln. Ihren Gottesdienst begehen sie, nach einer in Zeiten der Verfolgung entstandenen Gewohnheit, in der Nacht vom Sonnabende zum Sonntage. Er besteht nur aus dem Altardienste, Gesang, Gebet und Vorlesungen der Priester, welche übrigens sehr unwissend sind und nicht predigen können. Der Patriarch thut es nur einmal im Jahre. Die Beiwerke des Aberglaubens, Reliquien, schlechte Bilder in ihren Kirchen, Heiligendienst u. s. w. haben sie mit den Griechen gemein. Die Beschneidung ist nur noch bei den Copten in Oberägypten gebräuchlich. In ihren schwachbesetzten Klöstern wohnen Mönche mit Weibern und Kindern. Die Copten machen immer noch den größten Theil der Bevölkerung Aegyptens aus, und werden von der türkischen Regierung gedrückt wie die Griechen. In Cairo wissen sie sich den Türken als Schreiber und Agenten unentbehrlich zu machen. Eine vierte monophysitische Kirche ist die abyssinische, welche von den Copten ihr Oberhaupt erhält, s. d. Art. Habesch. — Verwandt mit dem monophysitischen Streite war die im Anfang des siebenten Jahrhunderts angeregte Frage, ob die in Christo vereinigte Gottheit und Menschheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entstand ein Zank, den der Kaiser Constans durch seine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen suchte. Die Bestimmung der trullanischen Kirchenversammlung zu Constantinopel 680, daß zwei Willen in Christo wirksam wären, weil er zwei Naturen habe, machte die Monotheleten, so nannten sich die Anhänger der Lehre von einem Willen, zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Ueberresten die Secte der Maroniten (s. d. Art.) sich bildete. E.

Monroe (James), jetziger Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde zu dieser ausgezeichneten Würde am 4. Dec. 1816 durch eine entschiedene Stimmenmehrheit der republikanischen Partei, zu welcher er, wie seine beiden Vorgänger, Jefferson und Madison, gehört, erwählt. Er wurde noch jung im J. 1793 zum Senator der vereinigten Staaten gewählt, und dann als bevollmächtigter Minister nach Frankreich gesendet, wo er bis zum J. 1796 blieb. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Gouverneur des Staats von Virginien, in welchem er (1759) geboren worden, ernannt. Im J. 1803 wurde er wieder als bevollmächtigter Minister nach Frankreich, und später in gleicher Eigenschaft an den spanischen und englischen Hof gesendet. Er lebte nachher einige Zeit auf seinen Gütern, wurde dann Mitglied in der Repräsentantenkammer für Virginien, und im Jahr 1811 übertrug man ihm die wichtige Stelle eines Staatssecretärs. Während des letzten Krieges mit England verwaltete er 1814 eine geraume Zeit hindurch das Kriegsdepartement, und leitete in mißlicher und gefahrvoller Lage die Kriegsbegebenheiten zu einem bessern Ausgange, nach dem Frieden zu Gent aber trat er wieder an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, bis er, fast einstimmig, zum Präsiden-

ten gewählt wurde. In allen Aemtern, die er verwaltete, hat er sich immer als einen echten Republikaner bewiesen, und als Präsident suchte er, wie sein Vorgänger, durch weise Mäßigung die föderalistische Partei mit der republikanischen zu vereinigen. Beim feierlichen Antritte seines Präsidentenamtes am 4. März 1817 sprach er in einer Rede die Grundsätze seines Systems aus, welches besonders auf Erhaltung der Nationalehre gerichtet ist, und das, was seit der Zeit in den vereinigten Staaten, vorzüglich in Ansehung der bedeutenden Vermehrung der Seemacht geschehen ist, beweis't, daß die Regierung dieses System kräftig befolgt. Nicht lange nach dem Antritte seines Amtes machte Monroe, was noch keiner seiner Vorgänger gethan hatte, eine Reise durch einen großen Theil der vereinigten Staaten und in die Seehäfen, um sich von allem selbst zu unterrichten. Die Botschaft, welche er am 4. Dec. 1817 bei der Wiedereröffnung des Congresses der Gewohnheit gemäß an diesen erließ, und in welcher er den blühenden Zustand der vereinigten Staaten schilderte, wurde mit großem Beifall aufgenommen. Als Präsident hat Monroe sich seitdem immer mit Würde und Mäßigung betragen, sowohl gegen Spanien, mit welchem er über den Ankauf der beiden Floridas für die vereinigten Staaten die Unterhandlung im Jahr 1819 glücklich zu Ende brachte, als gegen England, mit welchem er 1818 einen Handelsvertrag schloß. In Ansehung der Anerkennung der neuen Republiken am la Plata und am Orinoko wußte er im Congresse das System einer strengen Neutralität geltend zu machen. Seine auswärtige Staatskunst beruht übrigens auf dem Grundsatze, sich in das Labyrinth der europäischen Politik des festen Landes auf keine Art hineinziehen zu lassen, daher er die Vermittelung der Hauptmächte in den Zwistigkeiten Nordamerika's mit Spanien ablehnte. Die Männer, welche dem Präsidenten in Regierungsgeschäften jetzt zur Seite stehen, sind der Staatssecretär Adams, der Secretär der Finanzen Calhoun und der Attorney oder Staatsanwalt Wirt.

Mons, oder Bergen, ist die befestigte Hauptstadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Hennegau. Sie liegt auf einer Anhöhe, wird vom Flusse Trouille durchflossen, der sie in zwei Theile trennt, und ist ziemlich hübsch gebaut. Die Bevölkerung beläuft sich auf 20,000 Seelen. Man findet hier viele öffentliche Gebäude, darunter sechs Pfarrkirchen, den Gouvernementspalast und das ansehnliche Rathhaus auf dem großen Platze. Die Einwohner unterhalten eine große Baumwollenspinnerei, Baumwollenfabriken und einen ziemlich beträchtlichen Handel, besonders mit Getreide und Steinkohlen. Auch ist hier eine Börse, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. In der Nähe sind Steinkohlenbrüche.

Monsiau (Nicolas), ein berühmter französischer Mahler und Zeichner, ein Schüler Peyrons. Man hat von ihm eine Anzahl Gemählde, die zu den geschätzteren der neuern französischen Schule gehören. Im Salon von 1817 war von ihm ein schönes Bild aus dem 4. Act der Iphigenie ausgestellt. Ein anderes ihm vom König aufgetragenes: Ludwig XVI. wie er La Peyrouse seine Instruction überreicht, erhielt ebenfalls den Beifall der Kenner. Zu den Werken Delille's hat er mehrere treffliche Zeichnungen geliefert.

† Monsigny starb den 15. Jan. 1817.

Montanus, um die Mitte des 2ten Jahrhunderts Bischof zu Pepuza in Phrygien, ein eben nicht gelehrter Mann, gab sich für den von Jesu verheißenen Parakleten (Tröster) aus, welcher das vollkommene Mannsalter des Christenthums oder die Reife der christlichen Tugend

herbeiführen werde. In der Lehre wich er nur durch die Behauptung, daß alle wahre Christen Eingebungen des heil. Geistes empfingen und Visionen hätten, von der herrschenden Meinung ab; die chiliastischen Hoffnungen und die Neigung zum steifen Buchstabenglauben hatte er mit den judaisirenden Christen gemein, und auch die moralische Eigenthümlichkeit der nach diesen Grundsätzen von ihm gestifteten Secte beschränkte sich auf größere Strenge in der äußerlichen Zucht, die sie in häufigem Fasten, in der Verachtung heidnischer Gelehrsamkeit und weltlicher Vergnügungen, in der Enthaltung von jeder zweiten Heirath und in der Willigkeit zum ehelosen Leben und zum Märtyrertode suchte. Die Montanisten, so hießen seine Anhänger, nannten im Dünkel ihrer höheren sittlichen Vollkommenheiten sich selbst Pneumatici (Geistiggesinnte); sonst hießen sie auch Pepuzianer oder Phrygier, weil Phrygien und überhaupt Kleinasien der Schauplatz ihrer schnellen Ausbreitung war. Tertullian, selbst Montanist, hat ihre mönchische Strenge vertheidigt. Die mehr zur Gnosis geneigte alexandrinische Schule bestritt dagegen ihre Schwärmereien bis in das 4te Jahrhundert, in dessen Mitte sie erloschen und nur in Gallien durch phrygische Colonisten noch einige Zeit erhalten worden zu seyn scheinen. E.

Monte Cassino ist eine zum Königreiche Neapel gehörige, in Terra di Lavoro an den Appenninen neben dem Städtchen S. Germano auf einem steilen Berge gelegene, uralte und berühmte Benedictiner-Abtei. Angeblich soll sie der heil. Benedict von Nursia im Jahre 529 gestiftet haben; nach mancherlei ungünstigen Schicksalen erwarb sie viele Freiheiten und große Reichthümer; im 11ten u. 12ten Jahrhundert blühten hier die Wissenschaften, namentlich die Arzneikunde, und selbst die im Mittelalter so berühmte salernitanische Schule wurde von Monte Cassino aus gestiftet. Höchst prächtig, wenn gleich ziemlich überladen und geschmacklos verziert, ist die Kirche, mit dem Grabmal des Heiligen; sehr reich (wenigstens ehemals) die Sacristei und Bibliothek; mit Gemälden überhäuft das Zimmer und der Thurm, welche der heil. Benedict bewohnt haben soll. Mit hoher Gastfreundschaft wurden sonst alle Reisende und Pilger hier beherbergt und bewirthet, ja sogar schon in S. Germano wurde ein Hospiz mit vier Mönchen unterhalten, die Fremden zu empfangen und mit Maulthieren hinauf in die Abtei zu befördern. Jetzt wird die Straße, an welcher Monte Cassino liegt, nur wenig von Reisenden befahren, und die alte Abtei, deren Reichthümer die Zeit größtentheils zerstreut hat, erfreut sich nur seltener Besuche, die statt der irdischen Leckerbissen mit geistlichem Trost vorlieb nehmen müssen. — xx.

† Montenegriner. Der Hauptort ihres Landes ist Cettigne.

Montereau (Gefecht bei), am 18. Febr. 1814 von Napoleon gegen das 4te Corps der alliirten Hauptarmee unter dem Befehl des Kronprinzen von Würtemberg geliefert. — Die verbündeten Heere gingen im Anfange des Februars in einem großen Halbkreise, dessen Mitte ungefähr Troyes war, auf dem linken Ufer der Seine und beiden Ufern der Marne gegen Paris vor; Napoleon bewegte sich auf der Sehne und den Radien dieses Halbkreises, und man kann ihm das Lob, diese Stellung geschickt benutzt zu haben, nicht versagen. Nachdem er bei Champaubert das Corps von Olsufiew vernichtet, den Corps von York und Sacken bei l'Epine und Marchais, dem von Kleist bei Joinvillers bedeutende Verluste zugefügt hatte, wendete er sich gegen Wittgenstein und schlug dessen Avantgarde unter Pahlen bei Mormant und Nangis. Theils um die Verfolgung der schlesischen Armee zu hemmen, theils um

auch den Rückzug des ganzen verbündeten Heeres bei Troyes zu sichern, wurden vom linken Flügel der Kronprinz von Würtemberg und General Wrede vorwärts dirigirt. Was der Letztere für diesen Zweck gethan, liegt außer den Gränzen dieser Darstellung; der Erstere, der am 10. Februar Sens genommen, und von da über Pont sur Yonne nach Bray vorgegangen war, wurde angewiesen, Montereau auf dem linken Ufer der Seine, wo die Yonne in diesen Fluß fällt, aufs äußerste zu halten. — Die Erhaltung dieses Punktes ist von dem Besitz eines eine Stunde jenseits der Seine beim Schlosse Surville befindlichen Höhenzugs abhängig, welcher, zwar zur Vertheidigung geeignet, den Uebelstand hat, daß der Rückzug durch das Defilee der Stadt und Brücke führt. Der Kronprinz hatte sich am Morgen des 18. hier aufgestellt — ungefähr mit 20,000 Mann, dem Würtembergischen Corps und drei Divisionen Oesterreicher, — Cavallerieposten bis Sivry und Bulains vorgeschoben, als er um 10 Uhr vom General Chateau angegriffen ward. Dieser Angriff wurde nach einem hitzigen Gefechte gegen Mittag gänzlich abgewiesen. Der Feind verstärkte sich indeß immer mehr (es langten nämlich die übrigen Divisionen des Victorschen Corps an, welches vom General Gerard commandirt ward, da Napoleon unwillig, daß Victor nicht seinem Befehle gemäß schon am 17. angegriffen, ihm das Commando genommen hatte), doch ward ein zweiter Angriff zwischen Surville und Villaron durch eine kräftige Bajonnet-Attake vereitelt. Die Franzosen begnügten sich jetzt, das Gefecht durch Tirailleur- und Kanonenfeuer zu erhalten, welches ihnen um so eher gelingen mußte, da sie immer mehr Truppen und Artillerie in Thätigkeit brachten (Napoleon langte mit beträchtlichen Abtheilungen Nachmittags 3 Uhr auf dem Wahlplatze an). Die Würtemberger, die sich mit der rühmlichsten Entschlossenheit geschlagen hatten, litten durch diese Kanonade fast mehr als durch das vorherige Gefecht, besonders weil der größere Theil ihrer Artillerie bald demontirt ward. Als überdieß der linke Flügel durch einen Cavallerieangriff unter Gen. Pajol umgangen und geworfen war, befahl der Kronprinz den Rückzug, der unter der heftigsten Verfolgung und mit großem Verlust, da die Brücke von Montereau im feindlichen Geschützfeuer passirt werden mußte, erfolgte. Durch die Bravour einiger Bataillone, welche sich dem Feind in den Straßen der Stadt entgegen warfen, ward es möglich, die Ordnung der rückgehenden Truppen wieder herzustellen; das Corps bivouacquirte bei Bazoches, die Arrieregarde bei Latombe. Das Heer der Alliirten setzte seinen Rückzug bis zum 22. unverfolgt fort, und dies war das einzige günstige Resultat dieses Gefechts, in welchem sich die würtembergischen und österreichischen Truppen unendlich ausgezeichnet haben. Bei der Uebermacht der Gegner, welche am besten daraus hervorgeht, daß sie selbst angeben, 60 Kanonen ins Gefecht gebracht zu haben, darf es nicht befremden, wenn sie 4000 Todte, Verwundete und Vermißte zählten, der größte Theil ihrer Artillerie demontirt war, und mehrere Stücke dem Feinde überlassen werden mußten. Dieser hatte indeß auch nicht unbeträchtlich verloren, der General Chateau war geblieben.

Montespan, s. Rochechouart.

Montesquiou, Abbé, Pair von Frankreich und Mitglied der französischen Academie, hat in der Geschichte der französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt. Er ist 1757 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande, zeichnete sich früh durch Genie und Talente aus und wurde zum Mitglied der constituirenden Versammlung gewählt,

in welcher er sich durch Beredsamkeit und Mäßigung auszeichnete. Nach dem 10. Aug. und 2. Sept. (1792) verließ er Frankreich, ging nach England und kam erst nach Robespierre's Sturz nach Paris zurück. Er war hier einer der geheimen Agenten der Bourbons und hatte den Muth, Bonaparte ein Memoire des jetzigen Königs Ludwig XVIII. einzuhändigen, in welchem ihm die Gefahren der Usurpation und die Vortheile der Legitimität eindringlich vorgestellt wurden. Montesquiou wurde bald darauf nach Monaco exilirt. Bei der ersten Restauration im April 1814 wurde er, der inzwischen nach Paris zurückgekehrt war, Mitglied der ersten provisorischen Regierung und dann vom König an die Spitze der Commission gestellt, welche die Constitution entwerfen sollte, die er dem französischen Volke zu geben gedachte. Montesquiou soll auch als der Hauptverfasser der Charte betrachtet werden können. Er wurde dann Minister des Innern, zeigte sich aber diesem wichtigen Posten, der auch eine große äußere Thätigkeit erheischt, in den schwierigen Verhältnissen der Jahre 1814 und 1815 bei der Rückkehr Napoleons von Elba nicht gewachsen. Im J. 1816 wurde er in die französische Akademie aufgenommen.

Monte Video, befestigte Stadt in Südamerika, am la Platafluſſe, liegt in der Provinz Buenos Ayres, welche ein Theil des spanischen Vicekönigreichs Rio de la Plata ist. Sie ist gut gebaut und hat eine Citadelle, einen vortrefflichen Hafen und 16,000 Einwohner, welche einen lebhaften Handel mit Landesproducten, besonders mit Talg, Fischen, Getreide und Rindshäuten treiben, da die Schiffe, deren viele aus diesem Hafen auslaufen, sich hier auf mehrere Monate ihre Lebensbedürfnisse anschaffen und meistens Ochsenhäute, oft 20,000 Stück für Europa mitnehmen. Im Jahr 1816 haben portugiesische Truppen diese Stadt in Besitz genommen, und halten sie bis jetzt besetzt, wiewohl mit Widerspruch der spanischen Regierung.

† Montgelas. Seine wichtigen Aemter verwaltete Montgelas bis zum J. 1817, wo der König ihm erlaubte, sich in den Ruhestand zurückzuziehn. Er machte bald darauf eine Reise durch die Schweiz und Savoyen. 1819 nahm er in der ersten Kammer (der Reichsräthe) an der bayerischen Ständeversammlung Antheil.

Montholon (Graf), mit seiner Gemahlin freiwilliger Theilnehmer des Exils Bonaparte's auf St. Helena, stammt aus einer angesehenen Familie her, widmete sich frühzeitig den Waffen und wurde zuerst den 18. Brumaire als Adjutant Bonaparte's genannt. Seitdem war sein Schicksal von dem Schicksale Napoleons unzertrennlich. Er begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen und zeichnete sich in den großen Schlachten von Austerlitz, Jena, Friedland und Wagram rühmlichst aus. Montholon wurde dann zum Kammerherrn ernannt und als Gesandter nach Würzburg geschickt. Seine Vermählung mit einer von einem Neffen Cambaceres geschiedenen Frau, deren Einführung am Hofe zu Würzburg nach der französischen Etikette als ein Scandal betrachtet wurde, brachte ihn eine Zeit lang bei Napoleon in Ungnade, und Montholon wurde von seiner Gesandtschaft zurückgerufen. Bei der Invasion von 1814 focht er mit Ruhm gegen die Oesterreicher, und befand sich dann in Fontainebleau bei Napoleon, als dieser abdankte und nach Elba ging. Nach dessen Rückkehr im März 1815 eilte Montholon ihm bis Fontainebleau entgegen, und in dem Augenblick, wo ihn Napoleon gewahrte, ertheilte er ihm auch das Commando seiner Escorte. Von dieser Zeit an hat ihn Montholon nicht verlassen. Er focht an seiner Seite in den Schlachten von

Ligny und von Waterloo, begleitete ihn nach Paris zurück, war in Malmaison nach der zweiten Abdankung Napoleons bei ihm, begleitete ihn nach Rochefort und dann auf den Bellerophon, und von da auf den Northumberland, welcher Napoleon und mit ihm seine Getreuen, Montholon, Las Cases, Bertrand und Gourgaud nach St. Helena brachte. Las Cases und Gourgaud sind nach Europa zurückgekehrt. Montholon und Bertrand verweilen noch auf St. Helena.

* Monti (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, ist geboren zu Fusignano im Ferraresischen um das Jahr 1753. Er studirte zu Ferrara unter dem Dichter Minzoni. Darauf begab er sich nach Rom, wo er Gönner fand, und von Don Luigi Braschi, einem Neffen des Papstes, zum Secretär ernannt wurde. Da er sich als Geistlicher kleidete, nannte man ihn Abbate Monti. Die Arcadia nahm ihn zum Mitglied auf. Durch Alfieri zum Wetteifer angereizt, dichtete er zwei Tragödien, Galeotto Manfredi und Aristodemo, an denen man zwar eine glänzende Schreibart bewunderte, die Fabel aber zu gräßlich und unnatürlich fand und alle Handlung vermißte. Die Ermordung des französischen Gesandten Basseville zu Rom gab ihm Veranlassung zu einem Gedichte, Basvilliana betitelt, worin er sich als einen Nachahmer Dante's zeigt. Dieses Werk, das sich durch einzelne glänzende Stellen auszeichnet, erwarb ihm einen großen und verdienten Ruhm. Zwei andere Gedichte, die Musogonia und Feroniade, die er ebenfalls für die päpstliche Regierung verfaßte, sind in ihrer ursprünglichen Gestalt wenig bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzosen nach Rom kamen, unterdrückte der Verfasser die erste Auflage und besorgte eine zweite, in der die früher gegen Bonaparte und dessen Heer gerichteten Schmähungen den verbündeten Fürsten zugetheilt wurden. Monti begab sich nach Mailand, wo er Secretär des Directoriums der cisalpinischen Republik wurde. Zwar wurde er angeklagt, sich auf einer Sendung nach der Romagna wie ein neuer Verres betragen zu haben, allein seine Verse, in denen er den Machthabern gewandt zu schmeicheln wußte, erhielten ihn in seinem Amte. Der Feldzug Suwarows in Italien 1799 nöthigte ihn, nach Frankreich zu flüchten; die Schlacht von Marengo führte ihn nach Mailand zurück, wo er drei Gesänge eines Gedichts auf den Tod Mascheroni's herausgab. Sie erregten fast eben so viel Bewunderung als die Basvilliana; da jedoch einige satirische Züge mißfallen hatten, hielt er es für gerathen, sein Gedicht nicht zu vollenden. Kaum zum Professor der schönen Wissenschaften an dem Collegium Brera ernannt, erhielt er einen Ruf als Professor der Beredsamkeit nach Pavia. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, denn Bonaparte, der sich 1805 zum König von Italien gemacht hatte, ernannte ihn zum Historiographen dieses Königreichs und trug ihm auf, seine Thaten zu besingen. Dem gemäß verfaßte der Dichter seinen Bardo della Selva Nera, wovon 1806 sechs Gesänge erschienen. Dieses höchst bizarre Werk fand heftigen Tadel, wogegen sich Monti in einem an Bettinelli gerichteten Briefe zu vertheidigen suchte. Aus Verdruß begab er sich nach Neapel zu Joseph Bonaparte. Hier erschien der siebente Gesang des Bardo, der nicht günstiger aufgenommen wurde. Seine Tragödie Cajo Gracco fand eben so wenig Beifall als einige musikalische Dramen. Man fand die Poesie zu dantesk, wiewohl nicht ohne einzelne Schönheiten. Monti übersetzte darauf die Satiren des Juvenal und (ohne nach seinem eignen Geständniß Griechisch zu verstehn) die Iliade des Homer. Im J. 1815 dichtete er

Auftrag der Stadt Mailand eine Cantate für den Kaiser Franz. Er ist jetzt mit einer Umarbeitung oder Ergänzung des Wörterbuchs der Crusca beschäftigt. Eine Sammlung seiner Werke ist kürzlich in Mailand erschienen. Ein großes Dichtertalent ist Monti nicht abzusprechen; seine Landsleute nennen ihn il Dante engentilito.

Montlosier (Graf), ein französischer Schriftsteller, dessen politische Laufbahn merkwürdig genug ist, um hier eine Stelle zu verdienen. Er ist gegen 1760 geboren, und war Mitglied der constituirenden Versammlung. Bei den Begebenheiten des 5/6 Octobers machte er sich zuerst bemerkbar, demnächst dadurch, daß er Mirabeau stets entgegen trat. Hierauf emigrirte er, war in Intriguen aller Art thätig und wurde 1794 mit dem jetzt so berühmten Herrn von Pradt (Ex-Erzbischof von Mecheln) und einigen andern von den Alliirten ausersehen, die Niederlande zu insurgiren, und gegen Frankreich in Aufstand zu bringen. Hiemit gelang es aber schlecht, und Montlosier ging nach London, wo er der Unternehmer und Eigenthümer des royalistischen und antibonapartischen Courier de Londres wurde. Ludwig XVIII. gebrauchte ihn 1800 zu einer vertraulichen Sendung an den damaligen ersten Consul, deren Zweck war, diesem eine Souverainität in Italien anzubieten und ihn zu bewegen, zur Herstellung der Bourbonen mitzuwirken. Obgleich Montlosier Pässe von der französischen Regierung erhalten hatte, so wurde er doch arretirt; Fouché erklärte ihm, es sey ein Mißverständniß und er müsse sogleich zurückreisen. Montlosier hatte inzwischen doch mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Conferenzen gehabt; er hatte dadurch andre Ansichten von der Consularregierung erhalten, und nach seiner Zurückkunft nahm der Courier de Londres einen andern Charakter an. Dies veruneinigte ihn mit der englischen und versöhnte ihn mit der französischen Regierung. Er durfte nach Paris zurückkehren und hier sein Journal eine Zeit lang fortsetzen. Er sah in diesem Zeitpunkt Bonaparte öfters, und wurde von diesem eingeladen, ein historisches Werk über die Geschichte der französischen Monarchie zu schreiben. So entstand nach vier Jahren sein nicht unberühmtes Werk: de la Monarchie françoise, 3 Voll. — Montlosier wurde nun der Privatcorrespondent Napoleons, d. h. er wurde, wie dies auch mit Andern der Fall war, beauftragt, ihm über die öffentlichen Angelegenheiten in Privatbriefen frei seine Meinung sagen zu dürfen. Diese Correspondenz dauerte bis zu Ende 1812 fort, wo er Erlaubniß erhielt, nach Italien reisen zu dürfen. Nach der Restauration wurde er von Ludwig XVIII. sehr ehrenvoll behandelt, und er lebt jetzt von allen Geschäften zurückgezogen.

* Montpellier, ansehnliche Stadt in Frankreich, sonst die Hauptstadt von Nieder-Languedoc, jetzt die Hauptstadt des Departements des Herault, liegt in einer reizenden Gegend, zwischen den Flüssen Masson und Lez, auf einer Anhöhe, welche rund umher von einem eine Stunde breiten angenehmen Thale eingeschlossen wird. Sie hat eine Citadelle, 21 Kirchen, 8000 Häuser und 33 000 Einwohner, worunter viele Reformirte, die auch hier eine eigene Kirche haben. Die vielen Kirchen geben ihr von außen ein vortreffliches Ansehen, aber das Innere entspricht der Erwartung nicht; zwar sind die Vorstädte regelmäßig, aber die Stadt selbst ist ein Labyrinth von engen, steilen, winkligen und schmutzigen Gassen mit zum Theil altmodisch und zum Theil in einem guten Style erbauten Häusern. Eine vorzügliche Zierde dieser Stadt ist der prächtige Spazierplatz Perou,

einer der schönsten Plätze Europa's, wohin das schönste unter den sieben Thoren der Stadt führt, welches einen Triumphbogen vorstellt. Dieser Platz besteht in einer schönen Terrasse am Gipfel eines sanften Hügels mit Alleen, einem weiten Wasserbecken und einem Tempel, von wo das Auge die Pyrenäen westlich, die Alpen östlich, das Meer südlich und die Cevennen nördlich erblickt. Unten am Fuße des Perou läuft die Esplanade um die Stadt. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnen sich aus: die Peterskirche, das Theater, der Concertsaal auf dem Platze Perou und das Gouvernementshaus; merkwürdig ist auch die drei Meilen lange Wasserleitung, welche Montpellier mit Wasser versorgt. Die hiesige Akademie, seit 1196 gestiftet, zählte 1819 an 1200 Studenten. Sie hat drei Facultäten, die medicinische, welche von jeher berühmt war, die mathematische und die der schönen Wissenschaften. Zu der medicinischen Facultät gehört ein anatomisches Theater, welches 2000 Menschen fassen kann, und ein trefflicher botanischer Garten. Von den übrigen wissenschaftlichen Anstalten bemerken wir noch die öffentliche Bibliothek von 42.000 Bänden, das Museum und das Lyceum. Montpellier ist der Sitz des Präfecten, der Departementsbehörden und eines Bischofs, welcher unter dem Erzbischof von Toulouse steht. Die hiesigen Fabriken sind ziemlich ansehnlich. Man verfertigt besonders jährlich über zweitausend Centner Grünspan, mehrere chemische Producte, feine Liqueurs und wohlriechende Wasser, die in ganz Frankreich für die besten gehalten werden, und wozu die vortrefflichen Thäler um Montpellier mannichfaltige wohlriechende Kräuter liefern. Auch werden wollene Decken, gedruckte Flanelle, baumwollene Tücher, Siamoisen und sämisches Leder fabricirt. Mit diesen Fabrikaten, Wein und Sämereien wird ein beträchtlicher Handel getrieben, welchen der bis ans Meer führende Canal Grave sehr befördert.

Montucci (Antonio), einer der wenigen gründlichen Kenner der chinesischen Sprache in Europa, ist 1762 zu Siena geboren, studirte die Rechte und ward Doctor, legte sich aber zu gleicher Zeit mit unglaublichem Eifer auf das Studium der lebenden Sprachen. Er machte die Bekanntschaft Josiah Wedgwoods, auf dessen Veranlassung er sich nach England begab. Hier lebte er zu London von dem Unterricht, den er in verschiedenen Sprachen ertheilte; seine ganze Muße aber wandte er auf die Erlernung des Chinesischen, in welchem er schnelle Fortschritte machte. Er beschloß, ein chinesisches Wörterbuch auszuarbeiten und herauszugeben. Er legte seinen Prospectus desselben verschiedenen Akademien und Fürsten vor, um Unterstützung für den kostspieligen Druck zu erhalten. Der König von Preußen war der einzige, der ihn mit einer Antwort beehrte. Dies bewog Montucci 1806 England zu verlassen und nach Berlin zu reisen. Kaum aber war er dort angelangt, als die Ankunft der Franzosen seine Hoffnungen wenigstens vor der Hand vereitelte. Er setzte nichts desto weniger seine Arbeiten fort und scheint jetzt entschlossen, sein Wörterbuch auf eigne Kosten herauszugeben. Montucci hat verschiedne Werke drucken lassen, deren Aufzählung wir hier übergehen.

Monza, ein kleines, wenige Stunden von Mailand entferntes Städtchen, ist besonders seiner Domkirche wegen merkwürdig. Diese wurde zu Ehren Johannis des Täufers von der lombardischen Königin Theodolinda erbaut, deren Pokal, Kamm, Fächer und Krone sich sonst hier in heiliger Verwahrung befanden. Das interessanteste Kleinod der Kirche ist indessen die alte lombardische eiserne Krone, mit

welcher die deutschen Kaiser als Könige der Lombardei gekrönt wurden. (S. Eiserne Krone.) xx.

Moore (Thomas), einer der berühmtesten neuern englischen Dichter, geb. in Irland, hat von seinen Zeitgenossen den Beinamen des englischen Anakreon erhalten. Er theilt mit Lord Byron, Walter Scott und Campbell die Ehre, zu den ersten jetzt lebenden Dichtern der Nation gerechnet zu werden. Sein neuestes Gedicht ist Lallah Rook, aus welchem die anziehendsten Partien in den brittischen Dichterproben No. I. (Leipzig 1819 bei Brockhaus) von Breuer meisterhaft übersetzt sind.

Morabiten, ein eigner arabischer Stamm, der eine besondere Classe der maurischen Nation ausmacht. Sie sind die Ausleger der Gesetze, die Priester, Aerzte und Kaufleute. Sie allein können lesen und schreiben. Die Würde des Chefs ist erblich und der Aelteste in der Familie ist jedesmal der Nachfolger.

Moraspiel, ein schon im Alterthum bekanntes Spiel, welches darin besteht, daß Jemand eine oder beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern ausstreckt und ein Andrer in demselben Augenblick angibt, wie viel Finger jener nicht eingeschlagen hat. Es ist in Italien sehr gewöhnlich.

Moralisch wird in seiner weitesten Bedeutung dem Physischen entgegengesetzt und bezeichnet alles das, was durch die Gesetze der Freiheit bestimmt oder auf sie bezogen wird. In diesem Sinne ist alles moralisch, was der Mensch mit Willkühr und Freiheit thut. In einer engern Bedeutung heißt moralisch das, was sich auf das Sittengesetz bezicht und in diesem Sinne sind Handlungen und Charaktere moralisch gut oder böse, je nachdem das Sittengesetz sie billigt oder verwirft. In der engsten Bedeutung heißt moralisch das, was aus Achtung für das Sittengesetz, um der höhern Vollkommenheit willen geschieht.

Morellet (Abbé), geb. 1727 und gest. 1818, war einer der Gelehrten, die in ihrer Jugend durch Madame Geoffrin (s. d. Art.) unterstützt und so begünstigt wurden, daß sie sich mit Ruhe ganz den Wissenschaften widmen konnten. Er lebte lange bei dieser geistreichen Frau, verband sich hier mit Suart, d'Alembert, Marmontel, und war einer der thätigsten Beförderer der französischen Encyklopädie, so wie eines der ausgezeichnetsten Glieder der Pariser Gesellschaft, welche sich unter Ludwig XV. zu einem so hohen Grade von Feinheit und Anmuth, aber auch von Oberflächlichkeit und Sittenverderbtheit entwickelt hatte. Er spielt in allen Memoiren dieser Zeit (z. B. von Marmontel, der Madame d'Epinay, J. J. Rousseau, von Grimm u. s. w.) eine wichtige Rolle. Der Partei der Oekonomisten hing er eifrig an, und schrieb im Geist derselben eine Menge kleiner Schriften, die zu ihrer Zeit großes Interesse erregten. Er erlebte die Revolution, und war glücklich genug, alle Gefahren derselben zu umschiffen, und sogar die erste und zweite Restauration zu erreichen. Im J. 1785 ward er in die französische Akademie an Millots Stelle aufgenommen, und 1791 war er einer ihrer wackersten Vertheidiger, insbesondere gegen Chamfort und Mirabeau, welche die Aufhebung aller Akademien bewirkten, bis sie unter dem Convent als Nationalinstitut, dessen Mitglied Morellet auch wurde, wieder erstanden. Seine Schriften sind zahlreich, und die kleinern in den Mélanges de Littérature, Paris 1818, 4 Vol. gesammelt.

Morelli (Dom. Jacopo), Director der berühmten St. Marcus-

bibliothek zu Venedig, und einer der gelehrtesten Bibliographen unsrer Zeit, Mitglied des Instituts des lombardisch-venetianischen Königreichs u. s. w., ist um das J. 1747 im Venetianischen geboren. Im J. 1774 gab er eine historische Abhandlung über die Bibliothek heraus, deren Vorsteher er schon damals war. Der große Reichthum der Bibliothek Nani reizte seine Bewunderung, und er faßte die Beschreibung ihrer lateinischen und italienischen Handschriften ab, welche 1776 unter dem Titel Codices manuscripti latini und I Codici manoscritti volgari della libreria Naniana in 2 Quartbänden zu Venedig erschien. Andere (Mingarelli und Assemani) setzten die Beschreibung dieser Bibliothek fort; Morelli dagegen lieferte einen gelehrten Catalog der kostbaren und reichen Pinellischen Bibliothek, unter dem Titel: Bibliotheca Maphaei Pinellii Veneti, 6 Bde. 8. mit Kupfrn. Venedig 1787. Im J. 1801 gab ihm die Auffindung einer Handschrift aus dem 16ten Jahrhundert Veranlassung, auf dem Gebiet der Künste sehr interessante Forschungen anzustellen, die er zu Bassano unter dem Titel: Notizia d'opere di disegno nella prima metà del seculo XVI., esistenti in Padova, Cremona, Milano etc., scritta da un anonimo di quel tempo, publicata ed illustrata da J. Morelli. Zwei Jahre darauf erschien ebendaselbst seine von großer und umfassender Gelehrsamkeit zeugende Bibliotheca Divi Marci Venetiarum manuscripta graeca et latina, 2. Bde. 8. Morelli's übrige sehr zahlreiche Schriften hier aufzuführen, würde zu weitläuftig seyn; es sind darunter auch verschiedne bis dahin noch ungedruckte Fragmente alter Schriftsteller, namentlich des Dio Cassius.

Morelos (Don Juan Martin), ein Geistlicher, trat nach seines Freundes Hidalgo Tode (27. Juli 1811) an die Spitze der Insurgenten in Mexiko und begeisterte sie durch seine Beredsamkeit zu dem hartnäckigsten Widerstande. Wie ein Prophet ertheilte er Befehle, die pünktlich befolgt wurden. Im J. 1812 vertheidigte er die Stadt Quautla 75 Tage lang gegen den spanischen General Calleja. Als ihn am 2. Mai der Hunger zwang, die Stadt zu räumen, schlug er sich durch, und bemächtigte sich mehrerer Städte, selbst Acapulco's. Allein den 7. Jan. 1814 ward er beim Angriffe auf Valladolid vom spanischen General Llano geschlagen und verlor 700 Gefangene. Vergebens trug Morelos auf die Auswechselung derselben gegen 500 Spanier an, die einer seiner Unterbefehlshaber wenige Tage zuvor gefangen genommen hatte. Llano ließ sämmtliche 700 Insurgenten auf der Stelle hinrichten, worauf Morelos an den 500 gefangenen Spaniern das Vergeltungsrecht ausübte. In der Folge erfocht er neue Vortheile, und der Congreß zu Apatzingam (45 spanische Meilen von Mexiko) erwählte ihn zum Mitgliede des Vollziehungsrathes, der aus drei Personen bestand. Im October 1815 marschirte er nach Puente del Rey, um sich mit den daselbst gelandeten Generalen Toledo und Humbert zu vereinigen; allein er ward durch Verrätherei von den Royalisten überfallen, geschlagen und gefangen. Man führte ihn nach Mexiko, wo er durch drei Bischöfe seiner geistlichen Würde entsetzt, und hierauf der Ketzerei angeklagt ward, wovon ihn jedoch das Inquisitionsgericht frei sprach. Der damals zu Tehuacan residirende Congreß machte vergeblich durch ein an den Vicekönig Venegas erlassenes Schreiben die dringendsten Vorstellungen, das Leben des Morelos, „eines der größten Kriegshelden Mexiko's," zu schonen. Da aber selbst der Vicekönig fürchtete, die Hinrichtung dieses auch in der Hauptstadt bewunderten Mannes möchte einen Volksaufstand

zu Mexiko erregen, so ließ er ihn zu Christobal, 6 Stunden von der Hauptstadt, von hinten erschießen. — Nach Morelos Tode wurden die Insurgenten uneins; ihr Congreß lös'te sich auf, und der neue Vicekönig Apodaca gewann durch Milde einen großen Theil der Insurgenten. Vgl. den Art. Westindien. K.

Moresken, Arabesken, s. Grottesken.

Moreto, mit seinem ganzen Namen Augustin Moreto y Cavana, ein vorzüglicher dramatischer Dichter der Spanier, welcher unter König Philipps IV. für die Dichtkunst so glorreicher Zeit lebte. Von seinem Leben ist uns weiter nichts bekannt, als daß er unter besonderer Gunst des Königs für das Theater, bald einzeln, bald mit mehrern andern Dichtern verbunden schrieb, später aber in den geistlichen Stand trat, und die dichterische Laufbahn ganz aufgab. Im Lustspiele, worin er vorzüglichen Ruhm erlangt hat, ziehen ihn viele dem Calderon noch vor, wiewohl sie Fehlerhaftigkeit der Plane und Incorrectheit an ihm tadeln. So Bouterwek in seiner Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit, und Sismondi in seinem Werke de la Littérature du midi de l'Europe T. III. Ersterer sagt von ihm: Einige seiner Stücke sind durch und durch komisch, und zugleich Charakterstücke, wenn gleich in der Form des spanischen Intriguenspiels. In seinem Lustspiele do fuera vendra, quien de casa nos echara, (ein Fremder wird kommen, der uns aus dem Hause treibt), welches nebst mehrern seiner andern Stücke in Huarte's Theatro Espannol steht, sind unter andern die Charaktere einer alten Coquette, eines soldatischen Bonvivants und eines feigen, pedantischen und dabei verliebten Doctors der Rechte, freilich im Caricaturstyl, aber treffend und mit einer komischen Kraft gezeichnet, die nicht leicht zu erreichen ist. Ueberhaupt nähert sich Moreto weit mehr als Calderon dem Terenz; aber sein Grazioso (der scherzhafte Bediente in den Mantel- und Degenstücken) macht zu oft fade Späße. Auch Sismondi legt ihm das Verdienst einer auf dem spanischen Theater seltenen Charakteristik, und überdies noch eine größere Laune als dem Calderon bei, welche sich auch in seinen zu lustigen Situationen führenden Intriguen zeigen soll. — So wie die französischen Lustspieldichter, oft ohne ihre Quelle zu nennen, die spanische Bühne geplündert haben, so ist dies häufig dem Moreto geschehen. So führt z. B. Sismondi den Marques del Cigarral an, der fast wörtlich in dem Fastnachtsspiel Don Japhet von Armenien von Scarron übersetzt worden seyn soll. So ist ferner das noch ausgezeichnetere Intriguenstück Moreto's No puede ser (Es kann nicht seyn), in welchem eine Frau ihrem eifersüchtigen Liebhaber durch eine von ihr geleitete Liebesintrigue mit seiner Schwester beweis't, daß es unmöglich sey, eine kluge Frau zu bewachen, von Dumaniant in dem bekannten Lustspiel Guerre ouverte (deutsch von Huber in der offnen Fehde bearbeitet) auf die französische Bühne übertragen, und von Moliere in seiner Männerschule benutzt worden. Auch scheint ihm Quinault einige Sujets zu seinen Opern zu verdanken. Einige andere Stücke Moreto's, El parecido en la corte und el mejor amigo el rey finden wir gelegentlich angeführt. Befremdend ist aber, daß keiner der genannten Geschichtschreiber der spanischen Poesie Moreto's El desden con el desden, eines der berühmtesten und beliebtesten Lustspiele (comedia famosa) der spanischen Bühne anführt, welches durch West's (Schreivogels) deutsche Bearbeitung unter dem Namen Donna Diana, oder Stolz und Liebe (in drei Aufzügen) seit 1816 auf der deutschen Bühne Mo-

reto's Andenken rühmlich erneuert hat. Der einfache aber schwierige Plan dieses Lustspiels besteht darin, daß Donna Diana, eine spanische Prinzessin, die vom philosophischen Wahn über die Niedrigkeit der Geschlechtsliebe beherrscht, alle fürstliche Freier mit stolzer Sprödigkeit verschmäht, endlich von Don Cesar, der auf seines Vertrauten Rath seine glühende Leidenschaft hinter dem Schein der spröden Gleichgültigkeit verbirgt, durch ihre eignen Waffen bekämpft, und indem sie mit gereiztem Stolz sein scheinbar kaltes Herz zu überwinden strebt, selbst unvermerkt durch die Gewalt der Liebe überwunden wird. Und dieser Plan ist mit einer feinen, sich ächt dramatisch entwickelnden Charakteristik der auf einander einwirkenden Personen, mit meisterhafter Schattirung der in ihnen wechselnden Zustände, und mit so leichtem und feinem, den Kampf der Liebe selbst meisterhaft nachbildenden Dialog ausgeführt, daß dieses Lustspiel zu den geistreichsten dramatischen Seelengemählden gehört. Den Franzosen ist dieses Stück durch Moliere's Princesse d'Elide, und den Italienern durch Carlo Gozzi's Principessa filosofa o il contraveleno (1772 mit großem Beifall in Venedig aufgeführt) bekannt worden. Die Deutschen lernten dieses Stück zuerst durch Werthes's Uebersetzung dieser Gozzischen Bearbeitung (schon vor fast 40 Jahren in Wien und auf andern süddeutschen Theatern gesehen) kennen. — Was die Ausgaben seiner Lustspiele anlangt, so ist ein Band derselben (Comedias de Moreto) zu Madrid 1654 erschienen. Die beste Ausgabe derselben soll zu Valencia 1676 und 1677 in drei Quartbänden erschienen seyn, und eine Auswahl von 36 Lust- und Schauspielen enthalten.

Morgan (Lady), geb. Miß Owenson, die Verfasserin vieler Romane in englischer Sprache, die in ihrem Vaterlande einen außerordentlichen und in Frankreich einen großen Erfolg gehabt haben, weniger aber in Deutschland durch Uebersetzungen bekannt geworden sind, ist in Dublin geboren und die Tochter eines Schauspielers. Sie widmete sich von ihrem sechzehnten Jahre an der Schriftstellerei, wozu sie allerdings durch eine glänzende Einbildungskraft und durch eine fast gelehrte Bildung nicht ohne Beruf war. Man hat sie sogar in England der unsterblichen Verfasserin der Corinna entgegenstellen wollen. Das meiste Aufsehen erregte ihre Beschreibung einer Reise nach Paris im Jahr 1816, wo sie sich vorzüglich den Coriphäen der Opposition und der Revolution anschloß, sich aber in ihrem Werke die größten Blößen gab, die in den englischen Journalen, namentlich im Quarterly Review, ohne Schonung aufgedeckt wurden. Dennoch enthält dieß Werk auch sehr anziehende Partien, und ist in mancher Hinsicht ein Seitenstück zu Reichardts Briefen aus Paris. — Von ihren Romanen nennen wir hier Odonnel und ihren neuesten (von 1818) Florence Maccarthy. — Ihr Gemahl ist Arzt. Von ihm rühren vier Excurse her, die ihrem Werke über Frankreich angehängt sind.

Morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem Salicam), auch Ehe zur linken Hand genannt, ist diejenige Ehe, bei welcher durch Ehepacten ausgemacht wird, daß die Frau und die Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen seyn sollen. Das preußische Landrecht erlaubt ihre Abschließung Adlichen und königlichen Räthen.

Morgenstern, der Planet Venus, wenn er, was in den Sommermonaten der Fall ist, Morgens vor dem Aufgange der Sonne am Himmel erscheint, ferner eine Waffe. S. Planeten und Streitkolben.

* Morghen (Rafael), berühmter Kupferstecher zu Florenz, geboren zu Neapel den 19. Juni 1758. Die Künstlerfamilie der Morghen stammt ursprünglich aus den Niederlanden. Rafaels Großvater hatte sich von Montpellier nach Florenz gewendet, wo er Handlung trieb. Seine beiden Söhne, Philipp und Johann Elias, wurden Künstler; jener, Rafaels Vater, wurde Kupferstecher, der andere Zeichner. Beide arbeiteten zu Neapel mit an dem Prachtwerke über die Herculanischen Alterthümer. Rafael Morghen wurde von seinem Vater und Oheim im Zeichnen und in der Kupferstecherkunst unterrichtet. Er legte sich vorzüglich auf Landschaftszeichnung, und stach im Jahr 1775 verschiedene Ansichten aus den Umgebungen Neapels, die er selbst nach der Natur gezeichnet hatte. Um den jungen Rafael in seiner Kunst zu vervollkommnen, schickte ihn der Vater 1778 nach Rom zu Johann Volpato, welcher damals der berühmteste Kupferstecher in Italien war. Morghen bildete sich in der Schule dieses großen Meisters, den er in der Folge übertraf, zum vollkommenen Künstler, verband sich genauer mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten, und heirathete 1781 Volpato's Tochter. Er erhielt im J. 1792 einen sehr vortheilhaften Ruf nach Neapel, zog aber eine Anstellung vor, welche ihm der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., 1793 zu Florenz gab, und er ist seitdem beständig in dieser Stadt, als Professor der Kupferstecherkunst bei der dasigen Akademie der Künste, geblieben. Er hat sehr viel, besonders Portraits berühmter Männer, gestochen. Einige seiner vorzüglichen Arbeiten sind die Madonna della Seggiola nach Rafael, und die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto. Sein berühmtestes Blatt ist bis jetzt das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, wovon Theodor Matteini die Zeichnung gemacht hatte. Morghen arbeitete 3 Jahre an diesem Blatte, das 1800 zuerst erschien. Es wird sehr geschätzt und theuer bezahlt, vorzüglich die ersten Abdrücke mit der Schrift, die sich durch ein Comma nach dem Worte Vobis auszeichnen. Andere ausgezeichnete Arbeiten von ihm sind: die Verklärung nach Rafael, und die Portraits von Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso ꝛc. Er ist jetzt (1818) im Begriff, das vortreffliche Gemählde der Dresdner Gallerie, die Nacht von Correggio, nach der Zeichnung des Professors Seydelmann, zu stechen, — nach dem Urtheile der Kenner eine schwierige Aufgabe, die der große Künstler gewiß befriedigend lösen wird. Sein Bruder Antonio Morghen hat Verschiedenes mit ihm zugleich gearbeitet. Ein vollständiges Verzeichniß von Rafael Morghens Blättern, deren Zahl gegen 200 beträgt, hat N. Palmermi zu Florenz 1810 herausgegeben.

Morillo (Don Pablo), königl. spanischer Heerführer gegen die Insurgenten in Caraccas und Venezuela. Er hatte sich im Kriege gegen die Franzosen ausgezeichnet; daher sandte ihn Ferdinand VII. mit 10,000 Mann im April 1815 nach Caraccas, um die neuentstandene Republik Venezuela zu bekämpfen. Mit seiner Ankunft verschwand jede Hoffnung zur Aussöhnung. Wie er die Anstrengungen Bolivars, des Heerführers der Insurgenten, mehrmals vereitelt, wie er Carthagena erobert und den Congreß von Neu-Granada in St. Fe de Bogota zerstreut, wie er, grausamer und treuloser als Alba, Cortez und Pizarro, die spanische Herrschaft an den Ufern des Orinoko nur verhaßter gemacht hat, so daß die zuletzt im Jahr 1817 von ihm im Namen Ferdinands VII. angebotene Amnestie verworfen wurde, wird unter dem Artikel Westindien erzählt. Unter ihm zeichneten

sich der General Morales (D. Francis Thomas) durch Tapferkeit, und der Pater Torres, der neue Inquisitor von Carthagena, durch sein furchtbares Unterdrückungssystem aus. Der Angriff Morillo's auf die Insel Marguarita (jetzt Neu-Sparta) im Jahr 1817 ward durch die muthvolle Vertheidigung der Einwohner gänzlich vereitelt. Durch die Siege über Bolivar im April 1818 hat er sich zwar in dem Besitze der Küsten und einiger Städte, wie Caraccas und Carthagena, behauptet; allein dagegen hat ihm der Insurgenten-Admiral Brion, mit welchem sich im Jahr 1818 der brittische Lord Cochrane vereinigte, die Herrschaft auf dem Orinoko entrissen, und sein letzter Versuch (24. Sept. 1818), den Insurgenten-General Don Pablo Zaraza zum Abfall zu bewegen, ist ohne Erfolg geblieben. Morillo ist ein erfahrner Feldherr; aber seine wilde Grausamkeit und Treulosigkeit haben jede Aussöhnung unmöglich gemacht. Ohne Unterstützung aus Spanien wird er sich nicht einmal in dem Besitze von Caraccas behaupten können. K.

Moritzburg, Amt und Schloß, drei Stunden von Dresden, nahe an der Großenhayner und Berliner Straße, bei dem Flecken Eisenberg im Meißner Kreise des Königreichs Sachsen. Das Schloß fing Churfürst Moritz 1542 an zu bauen. Churfürst Christian I. vollendete den Bau im J. 1589. Seitdem wurde es erweitert und unter Friedrich August I. sehr verschönert. Dieser prachtliebende Fürst (als König von Polen August II., der Starke) und sein Nachfolger gaben hier festliche Jagden und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen. Oft waren schöne Frauen die Königinnen des Festes. Die Umgebungen, große Teiche mit Schwänen besetzt, Waldungen, von Alleen perspectivisch durchschnitten, ein reicher Fasanengarten mit dem neuen Schlosse, die Menagerie, mehrere schöne Privatgebäude, und ein Park für Rehe, Damhirsche und wilde Schweine machen das alte bethürmte Schloß, welches wie eine Insel aus einem schönen Wasserspiegel stattlich sich erhebt, zu einer wahren Dianenburg. So heißt auch das Schloß auf Kupferstichen von 1734. Außer sieben großen Sälen, einer Capelle und mehreren Gewölben, enthält es über 200 Zimmer mit Geräthe und Wandbekleidung (vergoldeten Ledertapeten) im altfranzösischen Geschmack. Viele, zum Theil sehr kostbare Ueberreste, vorzüglich kunstreiche Pokale, sind noch jetzt Zeugen der Trink- und Jagdlust, so wie der fürstlichen Ausgelassenheit jener Zeit. Den Tanzsaal, welcher 24 Ellen lang, 30 Ellen breit und 24 Ellen hoch ist (indem er durch zwei Stockwerke geht) hat man ganz weiß gelassen, aber mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltenen Geweihen von 24 bis 50 Enden verziert. Ueberhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf die königliche Jagdfreude des 17ten und 18ten Jahrhunderts. Unter mehrern Gemählden schätzt man eins von Lucas Cranach: die Jagd in der Annaburger Heide, mit 40 Personen nach dem Leben gemahlt. Auch ein Christus nach der Geißelung, von fleischfarbenem Marmor, hat Kunstwerth. Das neue Schloß, welches der jetzt regierende König 1769 bauen ließ, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teiches, der über eine Stunde im Umfange hat. An dem Hafendamme und Leuchtthurme lag sonst eine Fregatte. Mitten im Thiergarten steht das achteckige Hellhaus, von welchem man über die Bäume weg in die acht Alleen sehen kann, welche den Thiergarten durchschneiden. Außer dem großen Teiche gibt es bei Moritzburg noch 71 Teiche, welche zum Theil mit Kranichen, Schwänen, wilden Gänsen und Enten besetzt, so wie sämmtlich sehr

fischreich sind. Das Ganze ist von dem Friedewalde eingeschlossen, und noch immer in seiner altfürstlichen Pracht, mit den großen Wasserspiegeln und den einsamen Schattengängen, nicht blos für Weidmänner, deren Aufmerksamkeit auch die Einrichtung des Zwingers mit vielen wohl abgerichteten englischen Jagdhunden nicht entgehen wird, sondern für jeden Beschauer ein eben so reicher als anmuthiger Kunst- und Naturpark. A.

Morrison (Robert), ein protestantischer Missionär, der acht Jahre zu Canton und Macao in der englischen Factorei daselbst gelebt hat. Die Bibelgesellschaft hatte ihn dahin gesandt, damit er das Chinesische erlernen und die heilige Schrift in diese Sprache übersetzen sollte. Er hat die Gesandtschaft des Lord Amherst nach China begleitet. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch mehrere Schriften bewiesen, namentlich durch seine Horae sinicae (London 1812), eine chinesische Grammatik (Serampore 1815) und ein chinesisch-englisches Wörterbuch, von welchem letztern die ersten Lieferungen 1815 zu Macao erschienen sind, und welches aus fünf oder sechs Quartbänden bestehen wird. Auch hat er bereits das neue Testament in einer vollständigen chinesischen Uebersetzung geliefert (acht Bände), der eine unter Hodgsons Leitung von einem zur catholischen Religion bekehrten Chinesen in den Jahren 1737 und 38 verfertigte Uebersetzung, die sich handschriftlich im brittischen Museum findet, zum Grunde liegt. Der Druck ist in China besorgt worden, und besteht, wie bei allen chinesischen Büchern, in Holzschnitt.

Mörser, ein Wurfgeschütz, aus welchem größere Hohlkugeln, Bomben, geworfen werden, und das deshalb zunächst nur bei Belagerungen in Anwendung kommt. Das Rohr ist gewöhnlich drei Caliber lang, die Kammer, d. i. der Theil des Kessels, in welchen die Pulverladung kommt, ist jetzt meist überall conisch und mehr oder weniger abgestumpft. Unmittelbar über derselben ist das Lager, wo die Bombe aufgesetzt wird, der übrige Theil des innern Raums heißt der Kessel oder Flug. Der Mörser ruht auf einem Stuhl oder Schemel, der entweder aus einem starken eichenen Blocke, oder aus zwei kurzen, starken, fest verbundenen Pfosten besteht; der Transport der Mörser erfolgt auf sogenannten Sattelwägen. Das Caliber der Mörser wird bei den meisten Artillerien nach dem Steingewicht, einer für ihre Bohrung geeigneten Kugel, benannt. So hat man 30-, 48-, 60pfündige Mortiere; bei der englischen und französischen Artillerie wird das Caliber nach dem Durchmesser der Mündung in Zollen benannt, z. B. 8-, 10-, 13zöllige Mörser. Ueber die Wurfweiten der Mörser bei verschiedenen Artillerien vergl. Scharnhorsts Handbuch 1. Th. 142. Es mag hier noch des sogenannten Erdmörsers gedacht werden, eines schräg in die Erde gegrabenen Fasses, das, mit einer angemessenen Pulverladung versehen (die durch eine Leitung entzündet wird) und darauf mit Kugeln, Steinen u. dgl. auf einem Spiegel angefüllt, diese gegen den Feind schleudert. Das Alter der Erfindung der Mörser läßt sich nicht mit Gewißheit angeben; nur so viel wissen wir, daß sie schon 1522 von den Türken bei der Belagerung von Rhodus gebraucht wurden.

† Mortificiren und Mortification heißt auch die Ertödtung des Fleisches, und man versteht darunter vornehmlich das Selbstquälen durch Kasteien, Geißeln, Fasten u. dgl., das bei Mönchen, Einsiedlern u. s. w. Statt fand, und zum Theil noch Statt findet.

Mortuarium oder manus mortua, die todte Hand, s. Todte Hand.

Mosaische Religion, s. Moses.

* Mosaisk (Schlacht von), so von den Franzosen, von den Russen richtiger nach dem Dorfe Borodino, dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt (jene Benennung ist eine französische Fanfaronade), am 7. Sept. 1812 von Bonaparte über die Russen unter Kutusow gewonnen. Die Russen zogen sich, ihrem Plane getreu, jedes Gefecht, das entscheidend werden konnte, vermeidend, langsam gegen Moskau zurück. Der Versuch, diese heilige Stadt zu retten, ließ sie in einer Hauptschlacht das Schicksal des ganzen Krieges aufs Spiel setzen. Indessen hatte Kutusow seine Stellung bei Borodino auf einem sanft ansteigenden Hügel am rechten Ufer der Kaluga, von der Ausmündung dieses Flüßchens in die Moskwa an bis an den Wald, durch den die Kalugäer Straße geht, glücklich gewählt; der rechte Flügel ward durch einige Flächen, mehr noch durch das auf einer Höhe am linken Kaluga-Ufer (2000 Schritt von der Moskwa) vortheilhaft gelegene Dorf Borodino gedeckt; 2000 Schritt links rückwärts auf flach abfallender Höhe eine große Schanze, zwischen ihr und der auch in gleicher Höhe, 1800 Schritte weiter hin erbauten kleinern, ein demolirtes, zur Vertheidigung genutztes Dorf vor dem Centrum, 1500 Schritt von der letztern Schanze das Dorf Seminofka an dem großen Walde, Anlehnungspunkt des linken Flügels, der durch einige davor aufgeworfene Werke gedeckt, und dessen Verbindung mit dem Centrum durch eine rechts gelegene Schanze gesichert ward. Hiermit nicht zufrieden, hatte Kutusow auf der von dem linken Flügel vorspringenden Höhe ein Werk bauen lassen, das die in den Wald führende Straße und die Uebergänge über die Kaluga eben so bestrich, als es jeden Angriff auf die Hauptstellung, die von Borodino aus links flankirt ward, rechts flankirte. Die Russen hatten diese Stellung so besetzt: rechter Flügel, zweites Infanteriecorps (Baggovouth) in und bei Borodino, sechstes Infanteriecorps (Dochterow) bis an die große Redoute; Centrum, viertes Infanteriecorps (Tuschkow), dann ein Theil des siebenten Infanteriecorps (Rajewsky); linker Flügel, drittes Corps (Ostermann) an den Wald gelehnt, der durch zwei Grenadierdivisionen und Moskowsche Miliz vertheidigt ward; in und hinter dem vor dem linken Flügel liegenden Werke standen zwei Divisionen; ein zweites Treffen unterstützte das erste; die Garde-Infanterie war in Reserve hinter dem Centrum, ein Theil bei der großen Redoute, die Gardecavallerie und Kürassierdivisionen mehr gegen den linken Flügel, Kosaken mit regulärer Reiterei auf der ganzen Linie vertheilt. Am 5. Sept. vor dieser Stellung angekommen, erkannte Bonaparte bald, daß die vor dem linken Flügel befindliche Redoute in seinem Besitz seyn müsse, ehe der Hauptangriff beginnen könne. Er ließ sie deshalb gegen Abend von zwei Divisionen des ersten Corps (Davoust) stürmen, während das fünfte (Poniatowsky) gegen den dahinter gelegenen Wald vorrückte. Der 6. Sept. verstrich unter gegenseitigen Rüstungen zur Schlacht, die Russen vervollkommneten ihre Schanzen, die Franzosen führten einige große Batterien auf. Am Abend des Tags hatten sie folgende Stellung: das fünfte Corps an dem bezeichneten Walde, neben ihm, bei der eroberten Schanze, drei Divisionen des ersten Corps, im Centrum das achte (Junot ward am andern Morgen unter Ney gestellt) und dritte Corps (Ney), hinter ihm das erste, zweite, vierte Cavallerie-Reservecorps

(Nansouty, Montbrun, Latour-Maubourg), die Garden in Reserve; auf dem linken Flügel gegen Borodino das vierte Corps (Vicekönig von Italien), zwei Divisionen des ersten Corps und das dritte Cavallerie-Reservecorps (Grouchy). Am 7. Sept. früh 4 Uhr begann der Angriff; das fünfte Corps suchte in den Wald einzudringen, das erste zog dem Waldsaum entlang gegen Seminofka, das zweite Cavalleriecorps ging über die Kaluga, um die Verbindung zwischen diesen und dem Centrum zu erhalten, welches jetzt noch blos durch Kanonenfeuer Theil nahm. Um sein Vorrücken zu erleichtern, mußte der Vicekönig um 7 Uhr Borodino angreifen; eine Division dringt in das Dorf, wird aber zurückgeworfen, und kann es, obwohl verstärkt, nicht erobern. Während hier vergebliche Anstrengungen gemacht werden, dringt der Feind (nach 9 Uhr) von der großen Redoute aus vor; das dritte und vierte Cavalleriecorps ihm entgegengeschickt, hält endlich diese Bewegung, jedoch mit großem Verluste, auf; Davoust ist bis dicht an Seminofka, Poniatowsky in den Wald gedrungen; auf beiden Seiten steht das Gefecht; Ney geht mit dem Centrum langsam vorwärts. Bonaparte läßt nun die große Schanze durch drei Infanterieregimenter des Vicekönigs vergeblich angreifen, sie werden beinahe aufgerieben. Mit eben so wenig Erfolg und nicht minderm Verlust stürzt sich das dritte Cavalleriecorps, vom rechten Flügel dahin gezogen, darauf; Ney ist während dessen bis zu dem demolirten Dorfe vorgedrungen, wo er in ein stehendes hartnäckiges Gefecht verwickelt wird. Wiederholte Angriffe auf Borodino werden immer wieder abgeschlagen, das Centrum unter Ney leidet durch kreuzendes Feuer ungeheuer, Davoust vermag nicht weiter vorzudringen, Poniatowsky wird im Walde sogar zurückgeworfen (bis nach 3 Uhr Nachmittags). Jetzt sendet Bonaparte das vierte Cavalleriecorps gegen die große Redoute, die sächsische Brigade unter Thielmann wirft die dabei stehenden Truppen, und dringt in die Redoute ein, die nun sogleich mit Infanterie besetzt und behauptet wird: unter Protection dieses wichtigen Werkes beschließt nun der französische Feldherr, das Centrum zu forciren, die Garden rücken etwas vor, und Ney bekommt noch 80 Kanonen, unter deren Feuer er sich in den Besitz des demolirten Dorfes setzt, und links die Verbindung mit dem eroberten Werke sucht. Kutusow, die Gefahr, die ihm droht, wohl erkennend, setzt sogleich seine Reserven gegen Ney in Bewegung; aber wie muthig sie auch vordringen, so finden sie doch in dem kreuzenden Feuer jener 80 Kanonen und der Redoute ein nicht zu überwindendes Hinderniß, und das mörderischste Gefecht des Tages endet mit ihrem Rückzuge, da der Vicekönig indeß Borodino genommen und Davoust ebenfalls Terrain gewonnen hat. Sie gehen nach 6 Uhr gegen Mosaisk zurück, Davoust rückt in gleiche Höhe mit Ney und Poniatowsky, aus dem Walde vordringend, und vereinigt sich mit jenen. Der Rückzug der Russen erfolgte in großer Ordnung und ohne weitern Verlust, die Franzosen folgten in drei Colonnen, aber erst am Abend des folgenden Tages konnte die Cavallerie ihrer Avantgarde Mosaisk besetzen; Beweis, wie prahlerisch ihre Benennung dieser Schlacht ist, was jedoch noch durch Kutusows Bericht überboten wird, nach welchem die Franzosen geschlagen und von den Kosaken sieben Werste weit verfolgt worden seyn sollten. — Die Stärke der französischen Armee kann man ungefähr 150 — 160,000 Mann annehmen; die Russen mögen nicht sehr viel schwächer gewesen seyn, da sie die erste Reserve unter Miloradowitsch und auch schon Milizen an sich gezogen hatten;

eben so wenig läßt sich der beiderseitige Verlust genau bestimmen. Die Russen geben selbst 25,000 Mann an, der französische ist höchst wahrscheinlich noch größer gewesen. Es befanden sich darunter mehrere todte und blessirte Divisionsgenerale, bei den Russen war der General Bagration tödtlich verwundet, außerdem noch eine Menge anderer Generale getödtet und blessirt worden.

Mosambique, s. Mozambik.

Moscati, einer der berühmtesten und gelehrtesten Aerzte Italiens, der auch an den politischen Begebenheiten seines Vaterlandes lebhaften Antheil genommen. Er ist im J. 1736 geboren. Bis zum J. 1796, wo Napoleon die Lombardei besetzte und die cisalpinische Republik proclamirte, beschäftigte er sich blos mit seinen Studien. Jetzt schloß er sich aber an Bonaparten an, und wurde von diesem und von dessen Gemahlin Josephine sehr hervorgezogen. Er wurde Mitglied des cisalpinischen Congresses, dann einer der fünf Directoren und hierauf Präsident des Directoriums. Bei dem Eindringen der Alliirten unter Suwarow wurde Moscati arretirt, allein bald freigelassen, um den Erzherzog Carl von einer bedeutenden Krankheit zu heilen. Nach der Schlacht von Marengo fand Moscati sich wieder in Mailand ein und wurde zur italienischen Consulta nach Lyon berufen. Er wurde hierauf Director des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Italien und mit Ehren und Würden aller Art überhäuft. Im J. 1814 war er an der Spitze der Partei, welche dem Vicekönig den Thron von Italien erhalten wollte. Seit dieser Zeit lebt er — hoch bejahrt — von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen.

Moschus, ein griechischer Idyllendichter, aus Syracus gebürtig. Er war, wie sein Zeitgenosse Bion, ein Nachahmer des Theokrit. Die von ihm noch vorhandnen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen, oder lyrische Herzensergießungen und hymnische Darstellungen, als wahre Idyllen, die kleineren Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien.

* Mosel, ansehnlicher Nebenfluß des Rheinstroms, entspringt in Frankreich am Berge Fancilles in dem Vogesen- oder Wasgau-Gebirge, nahe bei der Quelle der südlich fließenden Saone, wird bei Pont-à-Mousson schiffbar, und ergießt sich bei Coblenz, Ehrenbreitstein gegenüber, in den Rhein. Sie durchfließt die drei französischen Departements des Wasgaus, der Meurthe und der Mosel, einen kleinen Theil des Großherzogthums Luxemburg und die preußische Provinz Niederrhein. Die Länge ihres Laufes, den sie überhaupt von Süden nach Norden nimmt, beträgt an 50 Meilen. Ihre vornehmsten Nebenflüsse sind: die Meurthe, die Seille, die Sure, Saar und die Kyll. Von Metz bis Trier fließt die Mosel in einem weiten Thale ohne Zwang und Einschränkung fort, weiter hin aber verengt sich durch die dahin sich erstreckenden Abzweigungen des Hundsrucks das Thal derselben, und sie macht nun so ungeheure Krümmungen, daß sie zu ihrem Laufe von Trier bis Coblenz, der in gerader Linie nur 22 Stunden beträgt, 49 Stunden braucht. Die mittlere Breite des Stroms ist zwischen Trier und Trarbach 430 und zwischen Trarbach und Coblenz 595 Fuß. Auch die Tiefe derselben ist ungleich; an einigen Orten beträgt sie fünfzehn, an andern zehn und an noch andern nur sieben Fuß. Die Schifffahrt ist wegen der vielen Krümmungen langsam; gefährliche Stellen sind das Mückenloch und das Sommerloch, so wie die Felsen bei Briedern und Alff. Die Moselschiffe haben gewöhnlich 80 Fuß Länge und 12 Fuß Breite, und tragen 1400

bis 1800 Centner. Die Wasserreise auf der Mosel von Trier bis Coblenz ist äußerst interessant, denn die Ufer zeigen die mannigfaltigsten und schönsten Ansichten, und fast jedes Dorf, jede Berggruppe bildet eine reizende Landschaft. Eine der schönsten Moselgegenden ist die von Trarbach. Berge, Weinhügel, fruchtbare Thäler vereinigen sich daselbst, und mehrere Waldbäche strömen hier in die Mosel. Die vornehmsten an der Mosel liegenden Städte auf ihrem ganzen Laufe sind: Pont-à-Mousson, Metz, Thionville, Trier und Coblenz.

Mösien, der alte Name einer europäischen Landschaft oberhalb Thracien und Macedonien, von der Mündung der Save bis an den Pontus Euxinus, nördlich von der Donau begränzt. Man theilte es in Ober- und Nieder-Mösien (Moesia superior et inferior). In den ältesten Zeiten wohnten hier Scythen und Geten, dann mehrere Völkerschaften, auch Gothen. Unter den Kaisern war es eine römische Provinz. Zuletzt ließen sich daselbst die Bulgaren nieder, ein slavisches mit Tatarn und Hunnen vermischtes Volk, deren Abkömmlinge dieses Land noch jetzt größtentheils bewohnen, das gegenwärtig Servien und Bulgarien heißt.

* Moskau (Moskwa), an der Moskau und Negliana, in einer fruchtbaren und reich angebauten Gegend (55°, 45' Br.), — die alte und erste Hauptstadt des russischen Reichs; noch jetzt die Krönungsstadt, einst auch die Residenz der Czare, bis Peter der Große St. Petersburg dazu erhob, — ward vom Großfürsten Jurge I. seit 1147 gegründet, und vom Großfürsten Daniel um 1300 erweitert. In den Jahren 1383 und 1551 ward sie von den Tataren gänzlich zerstört, aber jedesmal bald wieder aufgebaut. Ein drittes Mal, im J. 1611, ward sie von den Polen verbrannt. Auch die Pest richtete daselbst oft große Verwüstungen an, das letzte Mal 1771. Unter Catharina II. ward sie sehr erweitert und verschönert. Sie enthielt im Jahre 1812, in einem Umfange von fünf deutschen Meilen, 4 Haupttheile: 1. den Kreml, d. i. Festung (s. d. Art.); 2. Kitaigorod; 3. Belgorod, mit den Gebäuden der Universität und 4. Semlanoigorod. Die gesammte Stadt zählte nebst ihren 30 Sloboden oder Vorstädten gegen 14,000 Häuser, darunter 307 Kirchen, ohne die zahllosen Buden, und nahe an 300,000 Einwohner. In ihr befinden sich verschiedene hohe Reichscollegien, mehrere Erziehungs- und wissenschaftliche Anstalten, darunter das große Findelhaus für 5000 Kinder, so wie die wichtigsten Fabriken und Manufacturen des Reichs; auch war und ist sie fortdauernd der Mittelpunkt des innern Handels, und ein Stapelort für ungeheure Vorräthe von Waaren aller Art. Dies alles, so wie die Paläste und der Luxus des hohen russischen Adels, welcher hier vom Hofe unabhängiger lebt und sich besonders den Winter in Moskau aufhält, machten sie zu einer der reichsten und prächtigsten Städte der Welt. Auch haben sich daselbst die National-Sitten und der Volks-Charakter am längsten unvermischt erhalten. Die neueste Zeit gab dieser Stadt eine universalhistorische Bedeutung: Moskau ward die Fackel der Freiheit für den unterjochten Continent von Europa. Als im J. 1812 Napoleon mit dem zahlreichsten Heere, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehen, in das Innere des russischen Reichs vorgedrungen und bei Mosaisk (s. d. Art.) vergebens aufgehalten worden war, da beschloß Kutusow, ungeachtet des Widerspruchs mehrerer Mitglieder des versammelten Kriegsrathes, die Hauptstadt Preis zu geben, und dafür das Reich zu retten. Schon hatte man die Vorräthe des Arsenals und die öffentlichen Schätze aus Moskau

weg und in Sicherheit gebracht. Jetzt entfloh mit seinen Schätzen der größte Theil der Einwohner. Das Heer zog sich nach Kaluga, um im Besitze der reichen Hülfsquellen fruchtbarer Provinzen zu bleiben und die Verbindungslinie des Feindes mit Smolensk durchschneiden zu können. Der Gouverneur von Moskau aber, Graf Rostopschin, traf, wie man nicht ohne Schein behauptet hat, insgeheim Anstalten zu einem allgemeinen Brande, um dem Feinde die Möglichkeit, sich im Herzen von Rußland zu behaupten, zu entreißen. Er zuerst ließ seinen Palast in Moskau und sein prächtiges Landhaus anzünden. Die Gefängnisse wurden geöffnet, die Werkzeuge zum Löschen fortgeschafft, und als das russische Heer abzog, brannten die Börse und mehrere Magazingebäude. Napoleon erwartete vor der Stadt vergeblich Abgeordnete, die ihm die Schlüssel von Moskau überbringen sollten. Unterdessen rückte schon am 14. Sept. die Vorhut seines Heeres in Moskau ein, und zog nach dem Kreml. Da stürzte plötzlich ein russischer Bauer hervor, und erschlug einen reich gekleideten polnischen Offizier, den er für Bonaparte gehalten hatte. Noch wollten einige Bürger den Kreml vertheidigen; aber Mürat ließ Kanonen aufführen, und jene fielen im Kampfe der Verzweiflung. Erst am folgenden Tage, den 15. Nachmittags um 3 Uhr, zog Napoleon mit seinen Garden in die verlassene Stadt, und begab sich in den Kreml. Aber schon stiegen in der Ferne Rauchsäulen auf, und bald brannte es zugleich an fünfhundert Orten. Jetzt brach unaufhaltsam die Plünderungswuth der Soldaten los; und fortdauernd warfen viele in der Stadt zurückgebliebene gemeine Russen die Brandfackel in ihre Wohnungen, um die Räuber abzuhalten; aber auch die Franzosen legten häufig Feuer an, um sicherer rauben zu können. Vergeblich suchte man zu löschen und die Ordnung wieder herzustellen. Selbst im Kreml wurden Brandstifter ergriffen. Nichts konnte sie bewegen, die That einzugestehen, und wer sie ihnen geheißen. Man versprach ihnen Schonung; sie schwiegen; man drohte ihnen den Tod; sie schwiegen. Also wurden gegen Hundert dieser Unglücklichen niedergeschossen. Bald stand ganz Moskau in Feuer. Als nun keine Rettung möglich war, verließ Napoleon den Kreml, und eilte nach dem Lustschlosse Petrowskoe, eine Stunde vor der Stadt. Sein letztes Wort war: Wenn ihr nicht retten könnt, so plündert! Da folgten Gräuel auf Gräuel! Moskau brannte bis zum 21. September. Endlich kehrte am 1. Okt. mit der Ordnung die Ruhe in die große Brandstätte zurück. Aber rings um die verheerte „heilige" Stadt rief die Rache das Volk auf zur Ermordung der Franzosen, und bald fehlte es dem Heere, mitten unter den geraubten Schätzen, an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens. Von 150,000 Kriegern, die in Moskau eingerückt waren, hatte es in fünf Wochen an 40,000 Mann verloren. Also ward der Abzug unvermeidlich. Er dauerte vom 19. bis zum 22. October, und erfolgte unter neuen Ausbrüchen der wildesten Rohheit und Raubsucht. Am letzten Tage sollte auch der Kreml in die Luft gesprengt werden; doch gelang dies nur zum Theil. Von ungefähr 2500 steinernen Häusern waren 525, und von 6600 hölzernen Gebäuden nur 1797 übrig geblieben. Die Zahl der verbrannten Häuser belief sich also auf mehr als 6700. Indeß behaupteten die Russen, um den Volkshaß zu reizen, der Brand von Moskau sey ganz das Werk der Franzosen *). Kutusov selbst erklärte gegen Lauriston: er habe nur

*) Ueber die Frage: „wessen Werk war der Brand von Moskau?" gibt es noch eine dritte Meinung, nämlich die, daß dies weltgeschicht-

Befehl gegeben, daß einige Magazine verbrannt würden; die Franzosen hätten das Uebrige systematisch zerstört. — Seit der Befreiung

liche Ereigniß von keinem der kriegführenden Theile beabsichtigt ward, sondern das Ergebniß des Zufalls war. Hier sind die für diese Meinung angeführten Gründe, welche bis dahin, daß die russische Regierung durch irgend eine authentische Erklärung alle Ungewißheit hebt, Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen.

Vor der Schlacht bei Borodino war das Schicksal von Moskau zu ungewiß, als daß man sich zu dieser unerhörten Maaßregel, welche nur die wildeste Verzweiflung oder Anarchie eingeben konnte, hätte bewogen finden können. Unmittelbar nach der Schlacht, als die Russen das Schlachtfeld behielten und mehrere Tage auf demselben verweilten, ohne angegriffen zu werden, ward zwischen dem Militärgouverneur von Moskau, Grafen Rostopschin, und dem Feldmarschall Kutusow über die Möglichkeit berathschlagt, Moskau durch Aufstellung der russischen Armee vor der Stadt mit Hülfe der Einwohner zu vertheidigen. Nicht eher, als bis die Umgebungen von Bennigsen aufs genaueste recognoscirt waren und die russischen Generale die Vertheidigung unthunlich gefunden hatten, ward die von dem größten Theile der Einwohner bereits verlassene Stadt auch von dem gesammten Regierungspersonal geräumt.

Der Abzug der mit der Feuerpolizei beauftragten Personen erklärt sich natürlich aus dem des Personals der gesammten Polizei, wozu sie gehörten. Hätten die Russen nach der Verzichtleistung auf die Vertheidigung der Stadt den Plan gemacht, sie zu verbrennen, so hätte dies am leichtesten, am sichersten und am nachtheiligsten für den Feind durch die russische Armee ausgeführt werden können. Diese zog mit der größten Ruhe und Ordnung durch die Stadt. Napoleon war so weit entfernt, sie zu verfolgen, daß er anfangs nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, wo sie stand. Eine so weit ausgedehnte Feuersbrunst auf den Fall der wirklichen Besetzung Moskaus durch die Franzosen vorzubereiten, und während ihrer Anwesenheit auszuführen, ohne daß sie Kunde davon erhalten oder solche verhindern konnten, dazu gehörten Zeit, geheime Anstalten und vor allen Dingen eine große Anzahl schlauer und abgerichteter Wagehälse, welches Alles beim Drange der Zeitumstände schwerlich zu vereinigen war. In wiefern die auf Napoleons Befehl als russische Brandstifter hingerichteten Menschen wirklich schuldig waren, bleibt bei der Kürze des gegen sie angestellten tumultuarischen Verfahrens problematisch. Doch man kann zugeben, daß nach einmal ausgebrochenem und verbreitetem Brande der rohe Pöbel von Moskau, unter welchen sich die den Gefängnissen entkommenen Criminalgefangenen gemischt hatten, die Feuersbrunst befördert habe, ohne hieraus mit Grunde auf die ursprünglichen Haupturheber derselben zu schließen.

Nicht minder grundlos ist der Schluß, daß der Brand von Moskau durch Napoleon und seine Feldherren absichtlich angestiftet oder befördert sey, indem sie die nöthigen Mittel, denselben zu hemmen, unangewendet ließen. Sehr bald mußte Napoleon die Folgen dieses Ereignisses einsehen; auch that er Alles, was ohne Feuerspritzen und Wasser, welches ein großer Theil der Stadt aus bedeutender Ferne erhält, und beim Mangel an Einwohnern mit einer plündernd umherstreifenden, berauschten Armee geschehen konnte. Erst kurz vor seinem Abzuge gab er aus leicht erklärbarem Ingrimm bestimmten Befehl, die Verwüstung der ihm so verderblich gewordenen Stadt zu vollenden.

Nach einstimmigen Nachrichten mehrerer Augenzeugen lag in Moskau,

des Landes haben die Russen so thätig an der Wiederherstellung von Moskau gearbeitet, daß es binnen sechs Jahren sich schöner als vor-

so wie (nach Livius V. 41.) einst im alten Rom, als es durch die Gallier der Vorzeit eingenommen und geplündert ward, die Ursache des Ausbruchs der Feuersbrunst in mehreren zufällig zusammentreffenden Umständen. Kaum war Napoleon im Kreml angekommen so zerstreuten sich seine Garden, um die umliegenden Läden zu plündern. Sie fanden solche fest verschlossen und bewacht durch große Bullenbeißer, welche die Einwohner zurückgelassen hatten. Dies Alles verzögerte den Anfang der eigentlichen Plünderung bis zur Abendzeit. In einigen Läden fanden die plündernden Soldaten große Vorräthe von Wachs- und Talglichtern, wovon sie, um die eingetretene Dunkelheit zu erhellen, ganze Bündel brennend auf ihre Bajonnette steckten und mit diesen Feuerbränden in den Waarenmagazinen, oft gefüllt mit feuerfangenden Materialien, in Kellern, Ställen und Scheunen umherliefen. Niemand, der diese Thatsache mit ansah, wunderte sich, daß in weniger als einer Stunde in mehreren dieser Läden Feuer ausbrach, welches sich, da die Plünderer nicht ans Löschen dachten (und in dieser Verwirrung noch weniger die Moscowiten), schnell verbreitete, so daß noch an dem nämlichen Abend der Rauch in Napoleons Zimmer drang und ihn nöthigte, die kaum bezogene kais. Burg zu räumen. Selbst sein Gefolge schrieb damals den Brand der Unvorsichtigkeit der französischen Soldaten zu. Diese, die meisten, insbesondere die großen Häuser von den Bewohnern verlassen findend, mußten selbst Feuer machen, Brot backen und kochen, ohne die innere Einrichtung der Häuser, die russischen Feuerheerde und Kachelöfen, so wie die häufig unter den Fußböden hingeleiteten Wärmröhren und deren Behandlungsweise zu kennen. In Ställen voll Holz, Heu und Stroh fütterten sie, größtentheils berauscht, beim Scheine brennender Holzspäne, ihre Pferde; sehr begreiflich war es daher, wenn ihnen, ohne daß sie selbst die Ursache begreifen oder anerkennen wollten, die Häuser über dem Kopf in Brand geriethen.

Hierzu kommen folgende allgemeine Gründe gegen die Wahrscheinlichkeit einer absichtlichen Verbrennung der Stadt von Seiten der russischen Regierung:

Schon der Gedanke, den Sammelplatz so unermeßlicher Schätze, den Sitz der Wohlfahrt und des Glücks von Tausenden gewerbfleißiger, achtungswerther Familien absichtlich in Rauch aufgehen zu lassen, und, blos um den Feind seiner Bedürfnisse zu berauben, über die eignen Unterthanen weit größeres Unglück zu verhängen, als ihnen selbst von Seiten des Feindes drohete, — dieser Gedanke hat, entkleidet von aller Poesie des Enthusiasmus, etwas so Furchtbares, daß nur die wildeste Verzweiflung und die verwerflichste Anarchie ihn verwirklichen könnte.

Auch der Grundsatz, daß die Ausführung desselben als sicheres Mittel zur Rettung des Ganzen durch das Unglück eines Theils zu rechtfertigen sey, findet hier keine Anwendung; denn jene schreckliche Maaßregel war eben so unsicher als unnöthig zur Vernichtung des französischen Heeres. Mit dem Centrum desselben nach Moskau vordringend, während beide Flügel an gleichem Vordringen gehindert waren, rannte Napoleon mit offnen Augen in sein Verderben und bereitete den Moment seiner nachherigen Einschließung vor, so daß er, wäre auch Moskau unversehrt geblieben, bei einigem Verweilen in dieser Stellung offenbar verloren war. Es konnte sogar die Verbrennung von Moskau eine für die Russen sehr nachtheilige und die französische Armee rettende Folge haben. Nichts ward dieser so verderblich als das Ver-

her aus seiner Asche erhoben hat. Schon ist es beinahe so volkreich, wie vorher; die öffentlichen Gebäude, z. B. der Kreml, werden pracht-

weilen bis zum Eintritt der winterlichen Kälte, und wer konnte berechnen, daß Napoleon auf Moskaus Schutthaufen vier bis fünf Wochen thatenlos zubringen würde? Was würde die Folge gewesen seyn, wenn er, was jeder andere Heerführer gethan haben würde, beim Anblick eines Schutthaufens, anstatt eines wohlbebauten, wohlversehenen Ruhepunktes, sich auf der Stelle an die polnische Grenze zurückgezogen und dort überwintert hätte? Er hätte seine Armee behalten und die Russen im nächsten Frühling aufs neue angegriffen, während diesen von ihrer schrecklichen Heldenthat nichts geblieben wäre, als der Untergang ihrer Hauptstadt. Staats- und Kriegskunst riethen vielmehr, ihm das Weilen in Moskau anziehend zu machen und keineswegs, ihn durch Verbrennung der Stadt zum schnellen Abzuge zu zwingen.

Allein angenommen, daß Moskaus Untergang zum Verderben der französischen Armee nöthig geachtet ward, so war das ergriffne Mittel eben so unsicher in der Ausführung als in der Wirkung. Eine Weltstadt wie Moskau abzubrennen, ist nicht so leicht geschehen. Und ward der Brand früh genug gehemmt, um zwei Drittheile, die Hälfte oder nur ein Drittheil der Stadt unversehrt zu lassen, so ließ sich voraussehen, daß in dem geretteten Theile noch Raum und Vorrathe genug für Napoleons Heer übrig blieben. Dies war selbst noch jetzt der Fall, obwohl das Feuer, angefacht durch heftigen Wind, sich viel weiter verbreitete, als man mit Grunde voraussehen konnte. Und wer konnte vollends der Ausführung gewiß seyn, wenn man die Vollziehung eines solchen Plans bis nach dem Einzuge der Franzosen verschob? Noch einmal, — hätte dieser Plan bestanden, so würde die russische Armee ihn vor dem Einzuge der Franzosen vollführt haben, um so gewisser, da nur hiedurch dem Feinde die Vorräthe entzogen werden konnten, die er, wie die Folge zeigte, selbst während der Feuersbrunst sich zuzueignen wußte.

Hiezu kommt noch, daß vor und nach der Schlacht von Borodino nach dem Zeugnisse Wohlunterrichteter unter den russischen Generalen von keiner Verbrennung der Hauptstadt die Rede war, und daß die Russen bei ihrem nachherigen Vordringen in Deutschland und Frankreich, weit entfernt, sich der ihnen preisend beigemessenen patriotischen Aufopferung ihrer Hauptstadt zu rühmen, den russischen Ursprung dieser That allgemein ablehnten und solche lediglich dem Muthwillen der französischen Soldaten zuschrieben. Auch Rostopschins bekannte sarkastische Aeußerungen in Paris lassen die Sache im Dunkeln, und wenn er seinen eignen Landsitz anzünden ließ, so beweis't dies nur persönlichen Ingrimm, nicht die Wirklichkeit des fraglichen Plans der Regierung.

So weit die Gründe für die oben aufgestellte Meinung, Moskaus Brand sey nicht das Werk der russischen Regierung. Diese Gründe scheinen allerdings durch folgende Thatsachen geschwächt zu werden, nämlich: durch die sehr denkbare Ausdehnung des anerkannten russischen Verheerungsplanes vom platten Lande auf die Hauptstadt, durch den Abzug nicht nur der Feuerpolizei-Beamten, sondern auch fast aller Feuerspritzen und die gänzliche Unbrauchbarkeit der zurückgebliebenen, welche die Napoleons Garde begleitenden, mit Recht berühmten Pariser Pompiers vergebens gegen den Brand zu gebrauchen strebten, und endlich durch die Erklärbarkeit der Geheimhaltung eines Verbrennungsplans, da der Brand schwerlich als anerkanntes Werk der Regierung, wohl aber als muthmaßliche Wirkung der feindlichen Verheerungssucht den Patriotismus des Volks erhöhen konnte. A. d. Red.

voller und regelmäßiger wieder aufgeführt, die Lehranstalten, z. B. die Universität, mit ihren Sammlungen, aufs neue hergestellt, und die Frömmigkeit des Kaisers Alexander hat zum Andenken an das neueste Schicksal der Stadt, den Bau einer neuen Kirche angeordnet, der des Heilands, welche der größte Tempel der Christenheit in Europa werden soll. K.

Mostowski (Graf Thaddäus), geb. 1766 in Warschau, gegenwärtig Minister des Innern und der Polizei im Königreich Polen, wird für einen der ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Staatsmänner Polens gehalten; 1790 war er Mitglied des Senats, und zugleich Herausgeber einer Nationalzeitung, die auf den öffentlichen Geist großen Einfluß hatte. An der Abfassung der Constitution des 3. Mai 1791 hatte er vielen Theil. Nach der Targowitzer Conföderation wurde er nach Paris geschickt, um eine Verbindung mit der neuen französischen Republik anzuknüpfen. Er schloß sich hier an die Häupter der Gironde-Partei an und wurde in deren Sturz mit verwickelt. Nur mit Mühe gelang es ihm, aus Frankreich zu entkommen. Die Prinzessin Lubomirska, in deren Gesellschaft er die Reise nach Paris gemacht hatte, war nicht so glücklich. Sie wurde arretirt und guillotinirt. An der polnischen Revolution im Jahr 1794 nahm er lebhaften Antheil. Er war Mitglied des großen Raths, und nach Kosciusko's Fall unter Wawreczki dessen Nachfolger, auch Mitglied des großen Kriegsraths. Nach der Einnahme von Praga machte Mostowski den kühnen Vorschlag, mit den noch übrigen 25,000 Mann und 100 Kanonen in einem raschen Zuge Deutschland zu durchziehen und sich am Rhein mit den Franzosen, die in diesem Feldzuge große Vortheile errungen hatten, zu vereinigen. Der Plan wurde angenommen, und Dombrowski an die Spitze gestellt; indessen scheiterte die Ausführung durch die Uneinigkeit der übrigen Generale. Jetzt blieb Mostowski in Warschau, wurde von Suwarow gut behandelt, aber auf Catharinens speciellen Befehl verhaftet und nach Petersburg geführt. Bei Pauls Regierungsantritt (1797) erhielt er die Freiheit und ging auf seine Güter zurück, wo er sich dem Ackerbau und den Wissenschaften widmete. Er begann hier unter andern die Herausgabe der polnischen classischen Schriftsteller, von welchen bis 1805 26 Bände erschienen waren. Im J. 1806 machte er eine zweite Reise nach Frankreich, wo er sich 1809 sogar ankaufte und bis 1815 blieb. Jetzt wurde er von Alexander nach Warschau gerufen, und ihm die obengenannten Ministerien übertragen. Sein Bruder Joseph hat sich in den politischen Unruhen Polens ebenfalls bemerkbar gemacht. 1792 war er unter andern mit Adam Czartorinski in Dresden, um den Churfürsten von Sachsen zu bewegen, die polnische Königskrone anzunehmen. Er lebt jetzt auf seinen Gütern bei Wilna.

Motus proprius heißt im römischen Kirchenrecht die freie Entschließung des Papstes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlassung durch eignen innern Antrieb erfolgt ist. Da die römischen Canonisten den Grundsatz von der Untrüglichkeit des Papstes damit verbanden, so behaupteten sie, daß eine Schedula motus proprii, welche größtentheils in Gnadenbriefen bestand, alle Reservate und vorhandenen Bullen und Breven aufhebe, und keine sonst in Rechten geltende Exception, als die der Sub- und Obreption verstatte.

† Mounier. Sein Sohn (geb. 1784) trat unter Napoleon in die Dienste des Staats; er war erst Auditeur des Staatsraths, im J. 1815 trat er in die Deputirtenkammer, und 1817 erhielt er den

wichtigen Auftrag, die gemischte Commission zu präsidiren, welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte.

Mousson, Kanzler der schweizerischen Eidgenossenschaft, ein ausgezeichneter und gewandter Staatsmann, war schon bei der helvetischen Republik Staatssekretär. Im December 1799 vereitelte er das Project Laharpe's, Secretans und Oberlins, welche in der Schweiz die Revolution nachahmen wollten, welche eben in Paris Statt gefunden hatte. Mousson wurde darauf Mitglied der Executivcommission, welche das Directorium ersetzte. Im Junius 1800 wurde er in die Intriguen, welche die neue Republik in Bewegung setzten, verwickelt; er war eine Zeit lang arretirt, allein er trat siegreich aus diesem Kampfe, und wurde bei der neuen Organisation der Cantone Kanzler der Eidgenossenschaft, in welchem wichtigen Posten er sich auch bis auf die jetzige Zeit erhalten hat.

* Moxa, ein Heilmittel, vornehmlich gegen örtliche Gicht, ist ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze oder des gemeinen Beifußes gedrehtes Kegelchen, welches auf den leidenden Theil gesetzt, oben angezündet wird, und dann langsam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt. Die zwei Augenblicke, wo das Feuer, das zuerst das Fleisch, und dann das Periosteum (die Knochenhaut) ergreift, sind sehr schmerzhaft, die übrigen fast gar nicht. Das Brandmal führt die Feuchtigkeit ab, und geht meistens in Eiterung über. Die Moxa stammt aus Ostindien. Bei den Türken wird sie sehr häufig angewandt. Neuerdings ist ihr Gebrauch von französischen Aerzten sehr empfohlen worden. Wenn die Gicht nur örtlich und noch nicht zu eingewurzelt ist, gewährt die Moxa eine Radicalcur.

Mozambik, Küstenstrich an der Ostseite von Afrika, welcher sich vom Cap Delgado bis zur nördlichen Mündung des Zambeseflusses, in einer Länge von etwa 140 Meilen erstreckt. Längs der Küste hin ist das Land meist eben, zum Theil auch sumpfig, im Innern aber bergig. Der Boden ist jedoch beinahe durchgehends sehr fruchtbar an Getraidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, allerlei Wild, Geflügel und Fischen. In den Gebirgen findet man Gold. An dieser Küste, und in der noch südlicher liegenden Küste Sena oder Sofola, so wie auf einigen daselbst liegenden Inseln haben die Portugiesen einige Besitzungen und Niederlassungen, welche das Gouvernement Mozambik bilden. Während der Blüthe der portugiesischen Monarchie waren diese Niederlassungen von wirklicher Wichtigkeit für die Portugiesen. Jetzt ist nur noch ein bloßer Schatten des vormaligen Glanzes übrig. Dem Gouverneur von Mozambik steht in seinem Amte ein Rath zur Seite, der aus dem Bischof, dem Minister (so heißt der Präsident der Junta) und dem Befehlshaber der Truppen besteht. Der Statthalter erhält jährlich 12,000 Crusaden oder 6750 Fl. Besoldung. Der Sitz des Gouverneurs ist in der, auf der kleinen, eine halbe Stunde von der Küste entfernten Insel Mozambik gelegenen, gleichnamigen Stadt, welche der Hauptort der portugiesischen Besitzungen in Afrika ist, und einen sehr festen und sichern Hafen, 350 Häuser, und 2800 Einwohner hat, worunter sich 500 Portugiesen und Abkömmlinge derselben befinden. Die Portugiesen, die im J. 1498 auf ihrer ersten Fahrt nach Indien an diese Insel kamen, fanden schon auf derselben eine Stadt, die ansehnlichen Handel trieb, und einen arabischen König, der sie beherrschte. Diese Insel hatte wegen ihrer zum Handel bequemen Lage und als

Ruheplatz für die Indienfahrer zu viele Reize für die Portugiesen, als daß sie nicht bald hätten suchen sollen, sich derselben zu bemächtigen. Dies geschah auch, und die Kaffern und Araber boten nachmals vergebens ihre Kräfte auf, um die Portugiesen wieder aus dieser Besitzung zu vertreiben. Der Handel, der von Mozambik aus getrieben wird, hat vorzüglich drei Hauptgegenstände, nämlich Negersklaven, Elfenbein und Goldstaub.

Mozaraber, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Christen in Spanien zur Zeit der arabischen Herrschaft von 717 bis ins 12te Jahrhundert. Diese Christen behielten während dieser Periode, in der ihre kirchliche Verbindung mit Rom fast aufgelös't war, ihre alte Liturgie, die daher die mozarabische genannt wurde. Gregor VII. schaffte sie ab, und drang ihnen dafür die römische auf. Vergl. Spanien. E.

Müffling, Kön. Pr. Generalmajor, ein geborner Weimarer, wurde zuerst als Capitain im J. 1805 und 6 bekannt, wo er bei Hrn. von Zach bei der thüringischen Messung arbeitete. Beim Ausbruch des Krieges von 1806 wurde er im Preuß. Generalstab unter Massenbach angestellt. Nach dem Tilsiter Frieden privatisirte er in Weimar. Im letzten Feldzuge war Müffling im Hauptquartier bei Blücher, und wurde nachher ins Hauptquartier des Lord Wellington gesendet, um desto leichter die Verbindungen zwischen den beiden großen Hauptquartieren zu unterhalten. Der Schlacht vom 18. Juni wohnte er beim englischen Hauptquartiere bei. Als diese gewonnen war und die beiden Heere nach Paris zogen, schlug Wellington ihn zum Gouverneur von Paris vor. Diese Stelle hatte viele Schwierigkeiten, wegen der verwickelten Verhältnisse, in denen der Gouverneur mit allen alliirten Truppen und mit den Franzosen stand. Müffling, der viele Anlage zu einem guten Diplomatiker hat, hat sich dieses Amtes zur Zufriedenheit Aller entledigt, und die Stadt Paris schenkte ihm, als er wegging, die kostbare Prachtausgabe von dem großen Werke über Aegypten. Gegenwärtig befindet er sich in Coblenz, wo er sich mit trigonometrischen Messungen beschäftigt, um die fehlenden Triangel zu ergänzen, die zwischen dem Französischen, Bergischen, Darmstädtischen, Westphälischen und Sächsischen liegen. Diese Dreiecke werden viel genauer, als die in Westphalen vom General le Coq, welche weder auf den Horizont, noch auf den Mittelpunkt der Station reducirt wurden, obgleich sie für eine topographische Karte, auf der ohnehin keine größere Genauigkeit als eins auf fünfhundert, ausgedrückt werden kann, hinreichten.

Müller (Johann Gottwerth), geboren am 17. Mai 1744 zu Hamburg, früher Buchhändler zu Itzehoe in Holstein, wo er jetzt als Privatgelehrter lebt, war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer unserer gelesensten Romanendichter. Sein Kreis ist der des täglichen Lebens, welches er im Siegfried von Lindenberg (zuerst 1779), im Ringe (1777) und in den komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes (1784 ff. 8 Bde), stets in den Schranken sittigen Anstands sich haltend, mit vieler Wahrheit und Natürlichkeit, oft auch mit Witz und guter Laune schildert. Aber seine Wahrheit verschmäht mit zu großer Spröde den Reiz der Erfindung und Mannigfaltigkeit, seiner Natürlichkeit fehlt es an Anmuth, und, den Zweck der Belehrung zu sehr im Auge behaltend, ermüdet er oft durch langweilige moralische Digressionen. Weniger lebendige Darstellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit be-

reiteten seinen spätern Schriften (Selim der Glückliche, 1792, Friedrich Brack 1793 u. a.) eine so kalte Aufnahme, daß über ihren Mängeln das Verdienstliche seiner frühern Werke fast vergessen worden zu seyn scheint. As.

Multipliciren, heißt in der Rechenkunst eine Zahl so vielmal nehmen, als eine andere anzeigt. Z. B. 3 mal 4 ist 12. Hier wird die vier so vielmal genommen, als Einheiten in der Drei enthalten sind. Das Zeichen der Multiplikation ist (.) oder (X) und wird gelesen multipliciret. Die Zahl, die multipliciret, heißt insbesondere der Multiplicator, die multipliciret wird, der Multiplicandus, beide zusammen die Factoren, und das, was herauskommt, das Product.

* **Münster** (Monasterium), ehemaliges Hochstift im westphälischen Kreise mit 230 Quadratmeilen und 350,000 Einwohnern, zerfiel sonst in die beiden nur durch einen schmalen Strich Landes zusammenhängenden Hauptheile: Oberstift und Niederstift, jenes mit den neun Aemtern Wolbeck, Sassenberg, Stromberg, Werne, Dülmen, Horstmar, Ahaus und Bocholt; dieses mit den drei Aemtern Meppen, Cloppenburg und Vechte. Einige wenige Hügel ausgenommen, ist das Land durchaus eben, und noch voller Heiden, worin im Niederstift die bebauten Striche wie einzelne Oasen im Sand- und Torfmeer sich herausheben; aber auch hie und da, zumal an der Lippe, sehr bebaut und fruchtbar. Es hat Ueberfluß an Getraide, Holz, Torf und Flachs, Pferden, Rindvieh, Schweinen, Schafen, Gänsen, kleinem Wildpret, und an den Producten der im Niederstift sehr beträchtlichen Bienenzucht, entbehrt aber fast aller Mineralien. Eine große Merkwürdigkeit ist, daß die Bauern noch immer nicht in Dörfern zusammenwohnen, sondern ihre Höfe einzeln, oder höchstens in Bauernschaften zusammenliegen haben, von ihrer Feldmark umgeben, gerade wie Tacitus von den alten Germanen schreibt: colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Germ. I. 16. Das Land wird von der Ems der Länge nach durchflossen. An diesem Flusse liegen: Warendorf mit 4000 Einwohnern, wo mehrere Fabriken und unter andern Leinwandbleichen sind, die nur denen bei Bielefeld nachstehen; Rheine mit 2100 Einwohnern und lebhaftem Handel; Meppen am Einfluß der Hase in die Ems, mit 1600 Einwohnern, einem neuorganisirten catholischen Gymnasium und gutem Handel, vorzüglich in Eichorien; Papenburg an einem Canal, der in die von hier aus erst für Seeschiffe fahrbare Ems führt, eine sonst blühende Colonie von Schiffbauern, Schiffern und Torfgräbern, mitten in einem dem Freiherrn von Landsberg-Velen gehörenden Meilen langen Torfmoor. Andere Flüsse sind: die Berkel, an welcher Coesfeld, mit 3000 Einwohnern und einem Gymnasium, eine Stadt, welche, sonst die zweite im Münsterland, jetzt durch einige neue Fabriken sich wieder zu heben scheint; mehrere Flüsse, die den Namen Aa führen, an deren einem Bocholt, schön gebaut, mit 3000 Einwohnern, mit Kattun- und Baumseiden-Webereien, Branntweinbrennereien, Ackerbau und Kornhandel, in deren Nähe ein Eisenwerk, welches das einzige im ganzen Lande ist; an einer andern Aa liegt Ahaus mit einem ehemalig fürstbischöflichen Jagdschlosse, und 1400 Einwohnern, die vom Ackerbau und von Linnenfabrikation leben; an einer dritten Aa Burgsteinfurt, dem Fürsten von Bentheim-Steinfurt gehörig, mit 2000 Einwohnern, einem Schlosse und schönem englischen Garten;

an einer vierten Aa die Hauptstadt Münster selbst. Außerdem sind noch zu merken die Vechte, die Werse, daran zwei Ackerbau und Kornhandel treibende Städte, Alen und Beckum, die Hunte, die Stever, und endlich die die Südgränze bildende Lippe. Auch gränzt an das Amt Vechte der 1 1/2 Quadratmeile große Dümmersee. — — Im J. 791 setzte Carl der Große den heiligen Lüdger als ersten Bischof zu Mimigardefurth, Mimigard oder Milingard im alten Lande der Sachsen. Dieser berühmte Mann lebte mit seinem Klerus in klösterlicher Zucht. Seine Kirche, mit den herumliegenden Wohnungen seiner Geistlichen, unter dem gemeinschaftlichen Namen monasterium, Münster, wurde bald so berühmt, daß sie schon im 11ten Jahrhundert den alten Namen Mimigardefurth oder Milingard verdrängte, und den Gattungsnamen Münster zum Eigennamen für die Stadt, und später für das ganze Bisthum machte. — Die Geschichte des Landes in den ersten fünf Jahrhunderten ist die aller Bisthümer des nördlichen Deutschlands. Fehden und Eroberungen, Ankäufe, Verträge und Schenkungen, erweiterten allmählich die Rechte und Besitzungen des Bischofes so sehr, daß er nach dem Sturze Heinrichs des Löwen (1180), welcher als Herzog der Sachsen die Bischöfe noch sehr in Schranken hielt, seine Ansprüche auf einen großen Theil der Gerechtsame dieses Fürsten geltend machen und als Fürst des deutschen Reichs, nicht blos dem Titel nach, auftreten konnte. Besondere Merkwürdigkeiten der Geschichte dieses Landes in den darauf folgenden Zeiten sind die Unruhen der Wiedertäufer und die Regierung des kriegerischen Bischofs Christoph Bernhard von Galen, worüber die Art. Wiedertäufer und Galen nachzusehen sind. Die glücklichste Periode war unter den beiden letzten Bischöfen, die zugleich Erzbischöfe und Churfürsten von Cöln waren; Maximilian Friedrich, aus dem Hause der Grafen von Königseck und Maximilian Franz, Erzherzoge zu Oesterreich, wo unter dem unvergeßlichen Minister Franz Friedrich, Freiherrn von Fürstenberg, die Einwohner von den Stürmen des siebenjährigen Krieges sich erholend, aller Vortheile eines tiefen und langen Friedens und einer trefflichen Verfassung genossen, wo der Ackerbau blühete (denn das münstersche Leibeigenthum war in Vergleich mit andern Staaten kaum ein solches zu nennen), wo die Geistesbildung durch treffliche Organisation des Schulwesens, wie durch Gründung der münsterischen Universität, die nach Aufhebung der Jesuiten erfolgte, immer höher stieg, wo das ganze größtentheils wohlhabende, sehr wenig steuernde Land das Sprichwort rechtfertigte: unter dem Krummstab ist gut wohnen! — Da brachte das Jahr 1802 die Säcularisation des Hochstiftes, und Münsterland ward zersplittert. Der beste und größte Theil fiel an Preußen; das Amt Meppen, 22 Quadratmeilen und 31,000 Einwohner, an den Herzog von Ahremberg; die Aemter Cloppenburg und Vechte, 25 Quadratmeilen und 30,000 Einwohner, an den Herzog von Oldenburg als Ersatz für den aufzuhebenden, aber (1818) noch nicht aufgehobenen Weserzoll bei Elsfleth; die Aemter Ahaus und Bocholt, 28 Quadratmeilen und 57,000 Einwohner, an die Fürsten Salm-Salm und Salm-Kyrburg; ein Theil des Amtes Rheine und Wolbeck, 8 Quadratmeilen und 12,000 Einwohner, an den Herzog von Loos-Corswaren; das Amt Horstmar, 31 Quadratmeilen, 50,000 Einwohner, an die Rhein- und Wildgrafen von Salm; das Amt Dülmen, 5 1/2 Quadratmeile, 9500 Einwohner, an den Herzog

von Croy. — Jetzt wurden die sämmtlichen Abteien und Stifter aufgehoben, und die Benefiziaten pensionirt; nur die Bettelklöster, deren Aufhebung dem Seckel nichts eingebracht haben würde, und das Domcapitel, dessen jährliches Einkommen auf 80,000 Thaler berechnet wurde, blieben einstweilen in statu quo. Aber die Aufhebung des letztern war auch schon von den Preußen, denen es sich mißfällig gemacht, decretirt, als das verhängnißvolle Jahr 1806 das Schicksal des ganzen Landes wieder änderte. Es wurde nämlich ein großer Theil, unter dem Namen Ems-Departement, zum Großherzogthum Berg geschlagen, bis im Jahr 1810 Napoleon den südlichen Theil, westlich von der Ems, unter dem Namen des Lippe-Departements, und den nördlichen, östlich von der Ems, unter dem Namen des Ober-Ems-Departements, seinem Kaiserreich unmittelbar einverleibte, und die kleinern Fürsten kaum ihre Domainen behalten ließ. Jetzt wurden 1811 auch die letzten Reste geistlicher Corporationen, und mit ihnen das Domcapitel zu Münster aufgehoben. (Zwar ward ein neues Domcapitel gestiftet, aber im Jahr 1814 vom Papste nicht anerkannt, und somit, weil die preußische Regierung von Berlin aus die Bekanntmachung und Vollstreckung der päpstlichen Bulle anbefahl, wieder aufgehoben; die noch lebenden Domherren wurden in geistlicher Hinsicht, so viele von ihnen wollten — wieder in ihre Würden gesetzt, aber in sonstiger Hinsicht blieben sie nichts als Pensionirte.) Die Domherren, Canonici und übrigen Weltpriester wurden anständig pensionirt, die Mönche aber und Nonnen der Bettelklöster zum Theil mit 100 Franks Reisegeld in die Welt gestoßen, zum Theil mit einem kärglichen Gehalt von 500 — 600 Franks entlassen. — Der November des Jahres 1813 setzte nach Vertreibung der Franzosen den König von Preußen wieder in Besitz des Landes. Außerdem erhielt der Herzog von Oldenburg Vechte und Cloppenburg wieder zu seinem unmittelbaren Besitz, das Amt Meppen aber fiel als mediatisirtes Ahrembergisches Besitzthum nebst einem kleinen Theile des Amtes Rheine an Hannover. — Der jetzige (1818) königl. preußische Regierungsbezirk Münster, welcher zur Provinz Westphalen gehört, umfaßt 141 Quadratmeilen und über 300,000 Einwohner, und ist in zehn Kreise, Münster, Warendorf, Beckum, Recklinghausen, Lüdinghausen, Coesfeld, Borcken, Ahaus, Steinfurth und Tecklenburg eingetheilt. An unmittelbaren Landen befaßt dieser Bezirk das Fürstenthum Münster, und die Grafschaften Tecklenburg und Ober-Lingen, an mediatisirten aber die Fürstenthümer Rheina-Wolbeck (mit Ausnahme eines kleinen an Hannover gefallenen Theils, worin der Hauptort Emsbüren), Salm-Ahaus und Salm-Bocholt; die Grafschaften Salm-Horstmar, Ahremberg-Recklinghausen und Steinfurth, und die Herrschaften Anholt, Gehmen, Dülmen und Gronau, und hat 36 Städte, 15 Flecken und 732 Dörfer.

Münster (Monasterium) die ehemalige Hauptstadt des Hochstifts gleiches Namens, jetzt die Hauptstadt der königl. preußischen Provinz Westphalen. Sie liegt am Flusse Aa, der ungefähr drei Stunden davon bei Greven in die Ems fällt, in einer ebenen, mittelmäßig fruchtbaren Gegend. Die ehemaligen Festungswälle, welche einen Kreis von ungefähr einer Stunde Umfang bilden, sind unter dem verewigten Minister von Fürstenberg zu einer rings um die Stadt gehenden, und von vier Reihen Linden beschatteten Allee umgeschaffen, und auf der ehemaligen Citadelle prangt der fürstbischöf-

liche Palast mit schönen Gartenanlagen. Die Stadt hat 2200 großen Theils gut gebaute Häuser, wovon die am Markt stehenden mit Arkaden versehen sind, reinliche, breite Straßen, und 15,100 Einwohner. Zu den vornehmsten Kirchen gehören die Domkirche, auf dem geräumigen, von ansehnlichen Gebäuden umgebenen Domplatz, mit sehenswürdigen Bildhauerarbeiten und einer eigenen beträchtlichen Bibliothek; wie auch die im schönsten gothischen Styl gebaute Lambertuskirche am Markt, an deren hohem Thurm man noch die drei eisernen Käfige sieht, in welchen die Leichname Johanns von Leiden, Knipperdollings und Krechtings aufgehangen worden. Außerdem hat die Stadt noch sechs Pfarrkirchen, eine Gymnasiumskirche, zwei Spitalkirchen und mehrere (aufgehobene) Klöster, von denen einige schon Ruinen sind. Von weltlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das Rathhaus mit seiner hohen echt gothischen Façade, worin der noch unveränderte Saal, auf welchem 1648 den 24. October der westphälische Friede geschlossen wurde, mit den Porträts der sämmtlichen Gesandten ausgeziert ist; ferner die Paläste der Freiherrn von Romberg und Droste, und die Wohnhöfe mehrerer anderer Adelichen. Die catholische Universität, welche zuletzt noch über 300 Studierende zählte, ist im August 1818 aufgehoben. Das bischöfliche Seminarium für catholische Geistliche und das Gymnasium sind noch in Flor. Letzteres hat eine Bibliothek von 25,000 Bänden, zählt in fünf Classen über 250 Schüler, und hat neun Lehrer, nebst einem Director. Die vorherrschende Religion in der Stadt wie auf dem Lande ist die catholische, doch haben die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Protestanten sehr vermehrt. Den Verlust, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säcularisation des Hochstifts und reichen Domcapitels (welches aus 41 nur mit 16 Ahnen wahlfähigen Domherren bestand) erlitten haben, machte bisher der große Wohlstand der Einwohner erträglich, und ersetzt ihnen jetzt völlig das bedeutende Personale der Regierung, des Oberlandesgerichts, des Oberpräsidiums und Militärgouvernements der Provinz Westphalen, und mehr als alles dieses der seit 20 Jahren ungemein gestiegene Handel, welcher durch die Schiffbarmachung der Ems und durch die Verbindung derselben mit der Lippe über Münster (woran schon vorgearbeitet wird) noch höhern Flor erhalten, und die Stadt vielleicht in die Zeiten zurückversetzen wird, worin sie, als Mitglied des Hansebundes, die erste Handelsstadt zwischen Weser und Rhein war. K.

† Münster-Meinhövel ist Kanzler des im J. 1815 errichteten Guelfen-Ordens. Seine Gemahlin ist eine Prinzessin von Bückeburg. Die Angelegenheiten der braunschweigischen Lande stehen während der Minderjährigkeit des Erbprinzen und der Vormundschaft des Prinz-Regenten ebenfalls unter seiner Leitung. DH.

Münsterscher Friede, abgeschlossen im Jahr 1648, s. Friedensschlüsse.

Münzstätte, der Ort, wo Münzen geschlagen werden, die Münze. Man erkennt die Stadt, wo eine Münze geschlagen worden, gewöhnlich an einem darauf gesetzten Buchstaben, der ihr eigen ist. So bezeichnet A auf französischen Münzen Paris, auf österreichischen Wien, auf bayrischen Bamberg, auf preußischen Berlin; B auf franz. Rouen, auf preußischen Breslau, auf österreichischen Kremnitz; BB. auf franz. Straßburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Cleve, auf österreich. Prag; CC. auf franz. Besançon; D auf franz. Lyon, auf preuß. Aurich, auf österreich. Grätz; E auf franz. Tours,

auf preuß. Königsberg, auf österreich. Carlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf österreich. Hall in Tyrol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Stettin, auf österreich. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franz. Rochelle, auf österreich. (sonst) Günzburg; I auf franz. Limoges; K Bordeaux; L Bayonne; M Toulouse; N Montpellier; O Riom; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

* Murat (Joachim), der Sohn eines Gastwirths zu Cahors, geb. den 25. Merz 1771, war ein schöner Mann voll Feuer und Leben, allein er besaß mehr Muth und Einbildungskraft, als Scharfblick und Charakter, daher wurde er endlich ein Opfer seines abenteuerlichen Schicksals. Als Knabe entlief er aus der Schule, wurde gemeiner Chasseur und desertirte; diente dann in der Garde Ludwigs XVI., stieg als eifriger Jacobiner in der Armee bis zum Obristlieutenant, ward als Terrorist abgesetzt, und irrte hin und her, bis ihn sein Stern in Bonaparte's Nähe führte. Er war sein Adjutant 1796 in Italien, zeichnete sich als Cavallerieoffizier durch kühne Entschlossenheit aus, und folgte dem Feldherrn nach Aegypten. Hier entschied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken, und kehrte als Divisionsgeneral mit Bonaparte zurück. Am 18. Brumaire vertrieb er mit dem Bajonet die Fünfhundert aus dem Saale in St. Cloud, und wurde darauf (1800) des Oberconsuls Schwager. So trat er ein in die Laufbahn des glücklichen Corsen. Er kämpfte für ihn bei Marengo, und ward durch ihn 1804 Reichsmarschall, Großadmiral und Prinz des französischen Reichs. Der Feldzug von 1805 gegen Oesterreich, wo er an der Spitze des Heers in Wien einzog, gab ihm 1806 das Großherzogthum Berg; der Krieg mit Preußen 1806 und mit Rußland 1807, wo er mit der Cavallerie unaufhaltsam die Siege seines großen Meisters verfolgte, gab ihm die Auszeichnung, mit einem französischen Heere 1808 Madrid zu besetzen, und die Krone Ferdinands nach Bayonne auszuliefern. Dafür erhob ihn Napoleon 1808 (den 15. Juli) auf den Thron von Neapel. Hier regierte Murat, als König Joachim I. genannt, klug und thätig. Viele Mißbräuche wurden abgestellt; aber der Eroberungszug gegen Sicilien 1810 mißlang. Dagegen beförderte seine Gemahlin, Caroline, eine Frau von Geist und Charakter, manches Gute in der innern Verwaltung; denn Murat selbst mußte, an der Spitze der gesammten Reiterei, mit Napoleon 1812 nach Rußland ziehn. Hier ward er bei Tarutina (den 18. October) geschlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im December den Oberbefehl über die Trümmern des Heers. Es war unmöglich, die Weichsel zu behaupten; aber der Kaiser klagte deshalb im Moniteur die Unfähigkeit des Joachim an. Voll Unmuth kehrte Murat nach Neapel zurück, und suchte seitdem Oesterreichs Freundschaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entscheidungskampf in Deutschland mitkämpfen. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er sich mit seinem Contingent in sein Königreich zurück, und unterhandelte für dessen Fortdauer mit Oestreich und England. Jenes schloß auch wirklich mit ihm (den 11. Jan. 1814) einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenstillstand ein, denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundsgenosse, wollte für Neapel keine Entschädigung annehmen. Dadurch wurde Murats Lage zweideutig. Zwar rückte er mit seinem Heere im Febr. 1814 bis an den Po vor; aber sein Zögern, die Fran-

zosen anzugreifen, erregte eben so sehr Englands Mißtrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenossen anzusehn, das seinige erregt hatte. Daher sein diplomatisches Abenteuer auf dem Wiener Congresse, wo die Bourbons seine Entthronung verlangten, und England ihn des Verraths beschuldigte. Er trat also, während er noch in Wien unterhandelte, im J. 1815 mit Napoleon auf Elba in geheime Verbindung, und machte Plane, Italiens (wenigstens bis an den Po) sich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er mit einem Heere über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Oestreicher an, und rief die Völker Italiens zur Unabhängigkeit auf, und das in demselben Augenblicke, wo endlich Oesterreich und die Verbündeten in Wien, auf Murats im Merz wiederholte Versicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wolle, ihn als König von Neapel anzuerkennen sich entschlossen hatten. Es war zu spät! Also mußte Oesterreich gegen ihn zu Felde ziehn. Zurückgeschlagen von Bianchi (d. 12. April) bei Ferrara, umgangen von Nugent, geschlagen von Bianchi bei Macerata (den 2. und 3. Mai), ward Murat vom größten Theile seines Heeres verlassen. Als ein Flüchtiger kam er den 19. Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufstand. Also entwich er verkleidet auf die Insel Ischia, von wo er nach Frankreich absegelte. Seine Familie begab sich auf die englische Flotte und fand Schutz und Aufenthalt in Oesterreich. Ihm selbst erlaubte Bonaparte nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt also von Toulon aus einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Italien. Nach Bonaparte's Sturz rettete er sich aus vielfacher täglicher Lebensgefahr nach Corsica, während sein Agent Macironi für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corsika als Rebell verfolgt, von seinen Anhängern in Neapel zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Offizieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entschloß er sich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küste von Neapel zu segeln, um die verlorne Krone wieder zu ergreifen. Schon war alles bereit, als Macirone ihm österreichische Pässe und das Anerbieten eines Schutzorts in Oesterreich brachte. Abermals zu spät! In derselben Nacht (den 28. Sept.) segelte Murat ab. Ein Sturm zerstreute seine Fahrzeuge. Mit dreißig Offizieren ging er endlich bei Pizzo den 8. October ans Land. Aber sein Ruf: Ich bin Joachim, euer König! bewirkte keinen Aufstand. Man verfolgte ihn. Er schlug sich durch, warf sich in ein Boot, um zu seinem Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt, und gefesselt nach Pizzo geführt, wo man ihn vor ein Kriegsgericht stellte. Er ward nach dem Ausspruche desselben den 13. October erschossen, und starb mit dem Muthe eines Königs. Vergl. die Skizze vom Leben Murats in den Zeitgenossen, Heft XVI. L.

Muscateller oder Muscatweine sind eine Art süßer französischer und italienischer Weine. Von jenen sind der Rivesaltes und Lunel die feinsten; ihnen folgt der Frontignan, der Montbasin u. s. w. Von den italienischen nennen wir den Syrakuser von Sicilien, den Moscato, Giro und Cannanao von Cagliari, den Muscat von Algheri und Oliastra in Sardinien; auch Toscana, Lipari, Corfu, Cypern und Candia liefern mehrere Sorten.

† Museum. Im engern Sinne sind die Museen Schatzkammern alter classischer Kunstdenkmale, und wurden zur Aufbewahrung der größern plastischen Werke, und dessen, was uns von der Bildhauer-

Kunst der Griechen und Römer blieb, bestimmt. Die schönsten Zwecke der Kunstwerke, zu begeistern und sinnig zu schmücken, sind verfehlt, wenn sie in Museen aufgehäuft und eingekerkert werden; hier bleibt die Kunst wohl Lehrerin, aber sie ist nicht mehr Priesterin, nicht mehr Spenderin der reinsten, entzückendsten Freuden. Als die Urbilder der hohen Götter noch einzeln und in colossaler Größe in ihren herrlichen Tempeln thronten, als des Alkamenes Venusbilder unter den Blumenlauben der Gärten, die Hermes-, Eros- und Herculesgestalten in den Gymnasien, Diana mit ihren hochgeschürzten Nymphen in schattigen Hainen, Myron's Nereidenzüge am Seegestade, und Apollo, Bacchus und die Musen in den Theatern wohnten; da war alles an rechter Stelle, wo es erst die volle, vom Künstler beabsichtigte Wirkung thun konnte. Eben so ging es den neuern Werken christlicher Kunst, als man sie dem stillen Schatten der hochgewölbten Dome, dem Schutze der Altäre, dem kindlich frommen Kerzenschein entriß. — Die ersten Kunstsammlungen finden wir freilich schon in den Peristylen alter Tempel; Delphi mit seinen nach Volksstämmen getheilten Schatzkammern, der Tempel der samischen Juno und die palladische Akropolis zu Athen, waren überreich an Kunstwerken, aber es waren Weihgeschenke, sinnig und schicklich geordnet und aufgestellt. Alexanders Nachfolger häuften Bildwerke aller Art in ihren Königssitzen, um sie bei ihren Siegeszügen in unabsehbaren Prunkzügen herumzuführen; die Kunst diente, aber schmückend und belebend. Aehnlich war das Schicksal der Kunstwerke im alten Rom; die gefangenen Götterbilder wurden als Sklaven aufgeführt und unter den römischen Kaisern gab es mehr als einen Nero, der allein aus Delphi 500 Statuen zur Schmückung seines goldnen Hauses kommen ließ. Doch Museen wurden hier noch nicht errichtet, öffentliche Gebäude und Paläste wurden mit sinniger Auswahl geschmückt, und in das Leben ging immer noch die Kunst über. Doch bald ging auch dieser letzte Schimmer alter Größe unter, und in der guten, allverbergenden Mutter Erde bildete sich das erste Museum, welches rettend und schützend die alten Kunstwerke vor den Anfeindungen der Vandalen bewahrte. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts waren in Rom selbst an fünf antike Marmorbilder und eine einzige Statue von Bronze bekannt. Von Florenz aus ging ein neuer Tag für die Künste auf. Das Zeitalter der Mediceer begann. Cosmus I. sammelte schon Antiken, und legte den Grund zum berühmten Florentinischen Museum. Bald wetteiferten die andern kunstliebenden Fürsten hierin. Einer der Mediceer, Papst Leo X., verpflanzte die seinem Hause so eigne Kunstliebe nach Rom. Die Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio wurde der Mittelpunkt der gefundnen Kunstschätze. Ein edler Wetteifer ergriff alle großen Familien Roms und ganz Italiens, durch fleißige Nachgrabungen das Köstlichste der Vorwelt zu gewinnen und ihre Paläste damit zu schmücken. Alle diese Sammlungen hatten mit Münzsammlungen angefangen. Die Familie Este machte die erste Gemmensammlung; sie waren durch ihre Inschriften beliebt, denn von Buchstabenschrift ging die neuere Cultur aus, wie die ältere von Musik. Von den Münzen ging man zu Sammlungen von Büsten über, doch blieben diese meist, wo sie hinpaßten, in Bibliotheken und Thronsälen, so wie man die übrigen gefundnen Bildwerke noch gern in geräumige Hallen und offene Höfe vertheilte, wie das Cortile im Belvedere und die Villen in und bei Rom es zeigen. Musterhaft war in dieser Hinsicht die Aufstellung der

Antiken in den neun Stanzen der Villa Borghese, welche leider bei der Rückkehr der Kunstwerke nach Italien nicht wieder hergestellt werden konnte, da diese Borghesischen Kunstschätze von den Franzosen gekauft und nicht geraubt wurden. Unter Italiens Himmel blieb manches möglich, was das rauhe nordische Clima ganz verbietet, und mit Recht ruft einer unserer Schriftsteller scherzend: „der Winter hielt Hochzeit mit der Armuth, und erzeugte eine zahlreiche Nachkommenschaft, unter welcher sich die Museen, Antikengallerien und Alterthumscabinete befinden!" Die vielen sinnlosen, nur durch engen Raum und eitle Willkühr geordneten Zusammenstellungen ganz heterogener Gegenstände stören bei solchen Vorrathskammern und Kunstspeichern am meisten. Doch sie selbst sind ein nothwendiges Uebel geworden, dessen böser Einfluß aber wieder gehoben ist, wenn wir nur mit vollem, reinem Sinn und wahrem Enthusiasmus hineintreten, das Herrliche einzeln genießen und fühlen, daß überall, wo göttliche Kunst waltet, auch ein Tempel ist! — In Deutschland sind die Museen in Dresden die berühmtesten, nämlich die dasige Antikensammlung, das Augusteum genannt, dessen höchste Zierde die drei herrlichen Herculanerinnen sind, die Gemähldegallerie mit der berühmten Himmelskönigin von Rafael und heiligen Nacht von Correggio, und das Museum der Mengsischen Gypsabgüsse. Ferner sind in München und Wien schöne Museen; an ersterm Orte sind die trefflichen Antiken, welche der kunstliebende Kronprinz kaufte, noch nicht aufgestellt, die Gemähldegallerie ist an niederländischen und deutschen Meistern besonders reich, ihre höchste Zierde ist Guido's Himmelfahrt der Madonna. In Berlin soll ein Museum geordnet werden, dessen Haupteigenthum die Gemählde sind, die sonst den Prinzen Giustiniani gehörten. In Stuttgart ist ein in seiner Art einziges Museum altdeutscher Gemählde in der Sammlung der Herrn Boisserée. Frankfurt hat den Grund zu einem Nationalmuseum durch die Gemähldesammlung des Herrn Städtel. In Cassel und Darmstadt sind zwar nicht große, aber gutgewählte Museen von Gemählden. In Stuttgart ist ein Museum trefflicher Gypsabgüsse, welche der jetzige König kaufte. In Copenhagen sowohl als in Stockholm sind Museen; doch nirgends im Norden sind so viel Kunstschätze aufgehäuft, und zugleich so schön aufgestellt, als in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg. Wl.

† Musik. Seit Euler ist die Musik als eine Wissenschaft erkannt worden, die ein Anrecht hat, unter die mathematischen aufgenommen zu werden, obschon sie aus diesem Gesichtspunkte noch nicht völlig ausgebildet zu seyn scheint. Sie bewegt sich in dem Elemente des Raumes wie der Zeit auf eine Art, welche im Sinne der Mathematik ausgemessen werden kann. Ihre Töne sind in Bezug auf ihre Dauer und abgesehen von ihrer übrigen Beschaffenheit Zeitgrößen, welche von der ganzen Note 𝅝 bis zum 𝅘𝅥𝅲 und in thesi noch weiter, in einer absteigenden, geometrischen Progression stehen, deren Exponent 2 ist: 1. 1/2. 1/4. 1/8. 1/16. 1/32. u. s. f. Ihre Tactarten sind durch Brüche ausdrückbar (4/4, 3/4, 2/4, 5/4, 3/8 Tact u. s. w.), welche in Zahlen anzeigen, wie viel Theile von der Zeiteinheit 𝅝 in jedem Tactabschnitt enthalten sind. Im Elemente des Raumes lassen sich ihre Töne als Schallgrößen betrachten, und ihre Entfernungen

von einander in der Scala (dem ideellen Raume von Höhe und Tiefe) werden in Zahlen ausgedruckt, die auf eine mathematische Eintheilung dieses ideellen Raumes sich beziehen (Octave, Tertie, Septime u. s. f.). Aehnliche Verhältnisse finden unter den Stimmstufen von Discant bis Baß, und unter den Tonarten (Klanggeschlechtern) Statt. In der Instrumentalmusik hängt die Höhe und Tiefe der Töne von den Verhältnissen der Stärke, Länge und Anspannung der Saiten, der Beschaffenheit und der Entfernung der verschließbaren Schallöffnungen u. dgl. ab, und alle diese Verhältnisse lassen sich nach mathematischen Regeln bestimmen. In dieser Regelmäßigkeit ihrer Bewegung in Raum und Zeit, man kann sagen, in der mathematischen Meßbarkeit ihrer wesentlichsten Schritte in jenen beiden elementarischen Anschauungsformen, liegt ihr Hauptunterschied von der lebendigen Rede, und vielleicht der oberste Grund ihrer größeren Wirksamkeit auf unser Nervensystem. Dagegen entbehrt sie natürlich der Freiheit, womit die lebendige Rede im Elemente der Zeit und im Gebiete des Schalles sich bewegt, und darin dürfte die letzte Ursache des Umstandes zu suchen seyn, daß sie unsere Empfindungen nicht so fein abstufen und schattiren kann, als es die lebendige Rede durch das Medium unseres Vorstellungsvermögens vermag. Sie erregt Empfindungen auf einem mehr physischen als psychischen Wege, und überbietet die Qualität der Wirkung, deren die Rede fähig ist, durch Quantität, durch Stärke und Dauer. Diese Ansicht sollte mehr als bis jetzt geschehen ist, berücksichtigt werden, wo von der Verbindung der Musik mit der Rede die Frage ist, zumal in der Oper, die so sehr mit der redenden Dichtkunst über den Fuß gespannt ist. A. Mnr.

* Musik (Geschichte der). Die Musik ist eine der ältesten aller schönen Künste; hauptsächlich darum, weil das Darstellungsmittel derselben, der Ton, dem Menschen auf die vollkommenste Weise angehört, und jedes lebhafte Gefühl sich in Tönen zu veräußern strebt. Es scheint daher widersinnig, die Erfindung der Musik in eine Nachahmung der Naturtöne und Thierstimmen zu setzen, die doch weit unvollkommner sind, als die des Menschen. Fast eben so gut könnte man den Ursprung der Tanzkunst in eine Nachahmung thierischer Geberden setzen. Eins nur scheint jener Annahme zum Grunde zu liegen, was der Erfahrung und der vernünftigen Reflexion gemäß ist; nämlich, daß die Verschiedenheit der Naturtöne und die Mannichfaltigkeit der Thierstimmen insbesondere auf die Ausbildung des menschlichen Ohres, wie der Einfluß einer Umgebung überhaupt auf die sich entwickelnde Thätigkeit, eingewirkt, und man durch äußere, auf Naturveranlassung erfundene Instrumente zuerst die bestimmten Abmessungen der Töne gefunden habe, auf welchen die Musik beruht. Aber so wie jenes die Musik als Kunst noch nicht erklärt, so setzt dieser mittelbare Einfluß der Natur schon ein ausgebildetes Gehör voraus. Letzteres bestätigt sich aber auch dadurch, daß, wo wir Musik bei einem Volke finden, Instrumente nicht fehlen. Lassen wir also die alten Meinungen, daß z. B. der Wind, das Geräusch der Baumblätter, der Luftzug in dem Schilfrohre, das Geräusch des Wassers, und der sogenannte Gesang der Vögel Veranlassung zur Erfindung der Musik gegeben habe, und gestehen wir ein, was unläugbar ist, daß die Natur auf mannichfaltige Weise auf das Gehör des Menschen einwirken, und durch diese Einwirkung zur Ausbildung desselben, so wie zur Uebung der eigenen Lautfähigkeit beitragen mußte, indem er vorzüglich durch fremde Töne auf das Annehmliche gewisser Klänge auf-

merksam gemacht, dieselben selbst hervorzubringen sich bestrebte. Aber gewiß ist es, daß die Musik als Kunst erst begann, als der Mensch in unmittelbarem oder mittelbarem Besitz mannichfaltiger Töne dieselben zum sprechenden Ausdruck seines Innersten auf eine gesetzliche und dem Ohre wohlthuende Art zu verbinden verstand. Dies aber setzt voraus eine Ausbildung des Gehörs, vermöge welcher man den Abstand und die Eigenthümlichkeit einzelner Töne genau zu unterscheiden fähig ist, welche Unterscheidungsfähigkeit, wie wir sagten, durch äußere Instrumente erleichtert wird, an welchen das Verhältniß der Töne gleichsam sichtbar wahrgenommen werden kann. Hienach scheint allerdings die Vocalmusik, oder die Hervorbringung musikalischer Töne durch die menschliche Stimme, die älteste; und die erste Art der Instrumente scheint bei dem ruhigen Leben des Hirten, den das Windgeräusch im Schilfe, oder eine andere zufällige Veranlassung auf das Tönen hohler Körper durch Einblasen der Luft aufmerksam macht, so wie der Klang ausgespannter Sehnen auf Saiteninstrumente führt, erfunden worden zu seyn. Auch dienten die Instrumente früher nur zur Begleitung. Nach der Bibel soll schon Jubal, Lamechs Sohn, vor der Sündfluth auf Instrumenten musicirt haben. Allein es fragt sich hier wohl, ob nicht die mosaische Urkunde Vieles aus ihrer Zeit auf die ältere überträgt. Das Gewissere ist folgendes: Wie überall, so auch bei den Hebräern, waren Dichter und Sänger eine Person, und bei ihnen finden wir auch häufig die abwechselnden Liederchöre (2 Mos. 15, 20). Die musikalischen Instrumente, welche diese Gesänge begleiteten, waren Harfe, Cither, Trompete und Pauke oder Trommel. Als einer der ältesten Gesänge mit Instrumentalbegleitung wird der Lobgesang der Mirjam (Moses Schwester), gesungen nach dem Durchgange durchs rothe Meer, angeführt. Zu Davids und Salomons Zeiten hatte die Musik bei den Hebräern ihren höchsten Gipfel erreicht; und ein Theil ihres Gottesdienstes, welcher namentlich den Leviten übertragen war, bestand in singendem Vortrage feierlicher Psalmen mit Instrumentalbegleitung. So viel wir aus den aufbehaltenen Nachrichten und selbst aus der Einrichtung der hebräischen Poesie, bei welcher ein gewisser Parallelismus der Glieder herrschend war, schließen können, so hatte die Musik der Hebräer einen sehr bestimmten Rhythmus, vielfache Melodie, aber eine, wenn auch starke, doch einförmige Begleitung, wie die der meisten alten Völker. Auch hatten sie eigene Musikzeichen, welche über den poetischen Text gesetzt wurden, und nach welchen man auch declamirte; wovon man mehr lesen kann in Geo. Bentzky's Gedanken von den Noten oder Tonzeichen der alten Hebräer (in Mitzlers musik. Bibliothek Thl. III.). Auch hat Anton einen Versuch gemacht, die Melodien der alten hebräischen Gesänge zu entziffern (in Paulus neuem Repert. für bibl. und morgenländische Literatur, 1. Thl. S. 160 u. 2. Thl. S. 80 ff.). Allein die Musik wurde nicht blos zum öffentlichen Gottesdienste angewendet, für welchen Gebrauch es besonders seit David eine große Anzahl von Sängern, Sängerinnen und Instrumentalisten gab, sondern auch bei weltlichen Festen, z. B. bei feierlichen Gastmählern und bei Leichenbegängnissen, fehlte es nicht an Musik. Um diese Zeit hatte sich auch die Zahl der Instrumente selbst vermehrt, unter denen die dreieckig Harfe (Kinnor) und die Cymbel vorzüglich angeführt wird. (Man vergleiche Herder vom Geist der hebr. Poesie, II. Bd., Pfeiffe über die Musik der alten Hebräer, Erlang. 1779, 8.) Wie bei de

Hebräern, so auch bei andern Völkern läßt sich keine bestimmte Zeit des Ursprungs der Musik angeben, da die Uebergänge des bei noch ungebildeten Stämmen überall vorkommenden rohen Gesangs und lärmenden Getöses in eine kunstmäßige Musik so mannichfaltig sind, und was die Sagen der Völker über den Ursprung der Musik berichten, entweder sich auf jene rohen Anfänge bezieht, oder spätere Allegorie ist. In Hinsicht der Aegypter aber hat Pauw (Recherch. I., 244) übertrieben behauptet, daß sie weder Poesie noch Musik geübt haben. Die Sage, daß Thaut oder Thot (Hermes) die Musik der Aegypter erfunden habe, kann keine besondere Bedeutung haben, da Thaut überhaupt (nach Creuzer) als Genius der Wissenschaft und Kunst angesehen wird. Die im Grabe des Osymandias bei Theben gefundenen musikalischen Instrumente, aus welchen man schließt, daß die Aegypter bereits 2000 Jahre vor Chr. Geb. Musik gekannt haben müssen, beweisen wie die Erfindung der Lyra durch Hermes blos für den Gebrauch musikalischer Instrumente, aber gar nichts für die Betreibung der musikalischen Kunst in Aegypten. Ob die Hebräer sie daher von ihnen empfangen haben, ist sehr zweifelhaft. — Daß der Name Musik selbst den Griechen seinen Ursprung verdankt, und daß man unter ihm nicht blos die Tonkunst, sondern überhaupt die Künste und Wissenschaften der Musen, mithin auch die Poesie und den Tanz, oder die dem Gesange ursprünglich verschwisterte lebhafte Mimik ja selbst die Beredsamkeit, Grammatik und Philosophie darunter verstanden habe, ist eine bekannte Sache. Nach Aristides Quintilianus, der unter Trajan über die Musik schrieb, ist sie eine Kunst des Anständigen in Stimme und Bewegung. Auch Andere erklären sie als die Kunst der schönen Bewegung. Hieraus erhellt schon, daß der Rhythmus, durch welchen der Tanz mit Musik verwandt ist, das Hervorstechendste in der Musik der alten Griechen und Römer gewesen seyn müsse. Die mythischen Nachrichten über die Musik, setzen, wie schon angedeutet, bald die Musen, bald den Apoll (in welchem man sonst den Jubal erblicken wollte), der durch den Klang des Bogens seiner Schwester Diana zur Erfindung des Saitenspiels oder der Cither veranlaßt worden seyn soll, bald den Hermes oder Mercurius, der am Nile die siebensaitige Lyra erfunden haben soll, indem er die Schale der getödteten Schildkröte mit Saiten überzogen, bald Minerva als Erfinderin der einfachen Flöte, welche sie aber, da sie sich durch Flötenspiel entstellt gesehen, weggeworfen haben soll, bald den Hirtengott Pan, des Mercurius Sohn, als Erfinder der Hirtenpfeife, welche nach Einigen schon siebenröhrig gewesen seyn soll, mit dem Ursprung der Musik in Verbindung, so wie überhaupt alle Völker den Künsten einen göttlichen Ursprung geben. Dahin deutet auch die Sage von den durch Amphion und seinen Bruder Zethus (ersterm soll Mercur eine siebensaitige Lyra geschenkt haben), durch Orpheus, Linus u. A. bewirkten Wundern der Musik. Was die Ausübung der Musik unter den Griechen anlangt, so weisen uns die Sagen jedoch vorzüglich auf Lydien (wo Amphion seine Kunst erlernt haben soll) und Arcadien, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Cyther begünstigte, hin. Aus den Provinzen von Klein-Asien schreibt man die verschiedenen Tonarten — die phrygische, die einige dem Marsyas, der die Flöte der Minerva gefunden, und die Doppelflöte erfunden haben soll, zuschreiben; die dorische, die der Thracier Thamyras oder Thamyris verbreitet haben soll, die lydische, äolische und ionische her (s. Tonart). Es

ist aber schwer auszumachen, woher die Griechen jedes einzelne Element ihrer Musik erhalten, da sie aus so verschiedenen Colonien zusammengeschmolzen sind. So ist es z. B. wahrscheinlich, daß Cadmus die lärmende Opfermusik, die in einer rhythmischen Bewegung des Krotalon (der Klapper), der Trommel und Klingel bestand, aus Phönicien eingeführt habe. So viel wir ferner aus den Nachrichten der Alten über die griechische Musik abnehmen können, so bestand der Gesang in einer musikalischen Declamation des Gedichts, welche von den Instrumenten einfach und mehr zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühern Sängern und Musikern werden außer den schon genannten mythischen Personen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmonischen Klanggeschlechts beilegen wollen, der Flötenspieler Saccades u. A. Vom 6ten Jahrhundert vor Chr. Geb. an scheint man die Musik schon wissenschaftlich untersucht, und besonders die Töne bestimmt abgemessen zu haben. Lasus von Hermione im Peloponnes, der um 546 vor Chr. Geb. lebte, und der Lehrmeister des Pindarus war, soll schon etwas Theoretisches über die Musik geschrieben haben. Von Pythagoras, der die Musik von den ägyptischen Priestern erlernt haben soll (was aber unwahrscheinlich ist), und der die Sphärenmusik in der Tonkunst wiederfand, ist es bekannt, daß er sich mit den mathematischen Verhältnissen der Töne beschäftigt hat (s. Pythagoras); und eine von Vielen verworfene Sage erzählt, daß er dazu durch den Klang der Schmiedehämmer veranlaßt worden sey. Das Instrument, welches er zur mathematischen Bestimmung der Töne erfand, wurde der Pythagorische Canon genannt. Auch soll er den Saiten der Harfe die achte hinzugefügt haben, denen man nachher in der Höhe und Tiefe mehrere hinzufügte. Damon wird als einer der berühmtesten Musiklehrer zu Perikles und Sokrates Zeiten angeführt. Von ihm behauptete Plato, daß seine Musik nicht geändert werden könne, ohne die Verfassung des Staats selbst zu verändern. Plato selbst soll sich um die Musik sehr verdient gemacht haben. Um seine Zeit wurde die Tonleiter sehr vermehrt; aber man klagte auch schon damals über die Verweichlichung der Musik und der Volkssitten durch dieselbe. Eine solche Klage wird schon gegen Phrynis geführt, der zu Sokrates Zeit lebte. Wahrscheinlich gilt diese Klage selbst der Anwendung der Musik zum Ausdrucke sanfter Empfindungen des Herzens, da früherhin die Musik mehr vorherrschend zur Erweckung religiöser und patriotischer Gesinnung, wie bei den Lacedämoniern, angewendet worden war. Eine wahrscheinlich schon damals bekannte Eintheilung der Musik war die in theoretische und practische. Die theoretische begriff sowohl die arithmetischen und physischen Untersuchungen über Klang und Tonverhältnisse, als auch die musikalische Harmonielehre (harmonische Musik genannt), welche die allgemeinen Regeln von allen Arten der Accorde lehrt. Von ihr hing die Composition und der Gesang ab. Letzterer und mithin die Musik überhaupt wurde nach den Tonverhältnissen, deren man in jeder Gattung bedurfte, in die diatonische, chromatische u. enharmonische getheilt. In der diatonischen Musik durfte man nur durch semitonia majora; in der enharmonischen Musik durfte man durch die halben semitonia fortschreiten; in der später eingeführten chromatischen durch die semitonia minora fortschreiten. In Ansehung des Tons, aus welchem die Compositionen gingen, nahm man modos an und benannte sie, wie schon angedeutet, nach den Ländern, in welchen

sie vorzüglich üblich waren. Ferner theilte man die Musik in Hinsicht der Composition, 1. in die Melpöie, Kunst der Verfertigung des Gesanges, d. h. die Kunst, den Gedichten einen eigentlichen Gesang oder musikalische Declamation zu geben, denn die Declamation wurde ebenfalls in Noten verzeichnet; 2. in die Rhythmopöie, Kunst den Bewegungen des Körpers und der Stimme einen bestimmten Rhythmus zu geben, und 3. in die Poetik, als die technische Theorie der Poesie, die mit der Musik innigst verbunden war, wohin die Metrik gehörte. In Hinsicht der Ausübung theilte man die Musik in die organische (Instrumentalmusik, Kunst, die Instrumente zu spielen), ädodische (Vocalmusik, Singekunst) und in die hypokritische (pantomimische, nachahmende, Geberdenkunst in Verbindung mit der Musik). Zur Zeit Alexanders des Großen zeichnete sich Aristoxenus, ein Schüler des Xenophilus und Aristoteles, aus. Er schrieb eine große Anzahl Abhandlungen über die Musik, wovon noch drei übrig sind, und brachte die Tonleiter bis auf achtzehn Saiten, die man nach Tetrachorden und Pentachorden eintheilte. Seine Schüler (die Aristoxenianer genannt) verwarfen die strenge Messung der Verhältnisse des Pythagoras, und bedienten sich der Intervallen von ganzen und halben Tönen blos nach der Empfindung. Auch führte Aristoxenus das chromatische Klanggeschlecht (s. Ton, Tonart rc.), dessen Erfindung in diese Zeit fällt, statt des enharmonischen ein. Euklides (277 v. Chr. Geburt) hat die mathematische Klanglehre zuerst als Schriftsteller wissenschaftlich behandelt. Mit dem Verfall der Freiheit sank auch die Musik bei den Griechen gleich den übrigen Künsten; aber gewiß ist der Schluß, welchen man häufig von der Ausbildung der übrigen schönen Künste auf die Vortrefflichkeit der griechischen Musik gemacht hat, sehr schwankend, und wird durch die vorhandenen Nachrichten über dieselbe nicht bestätigt. Denn die fabelhaften und übertriebenen Erzählungen über die Wunderwirkungen der Musik lassen sich auch aus der Wirkung der bloßen Melodie und des Rhythmus erklären, ja es scheint sogar, als ob die Musik ohne künstliche Harmonie auf den Naturmenschen und auf die Masse des Volks, welches die Musik nicht als Kunst treibt, weit größer sey; wie auch die Anwendung der einfachsten und rohsten Musik bei wilden Stämmen bewährt. Es scheint vielmehr die Musik der Griechen die Harmonie in ihrer ganzen Fülle, und jene durch die virtuosenmäßige Cultur der Instrumentalmusik vermittelte Pracht und Mannichfaltigkeit der neuern Musik entbehrt zu haben. Ferner scheint ihr Gesang vielmehr eine notirte, einfach begleitete rhythmische Declamation, in welcher der Ton weniger eine musikalische, als eine declamatorische Länge hatte, die reine Instrumentalmusik aber noch von beschränktem Umfange gewesen zu seyn. Sonst muß man überhaupt gestehen, daß die so vielfältig angestellten Untersuchungen der Neuern über die alte griechische Musik uns wenig Aufklärung über dieselbe geben, und die vorhandenen Schriften der Alten darüber uns durch vielfache Widersprüche und Dunkelheiten zum größten Theil noch räthselhaft sind. Hieher gehört die von Meibom herausgegebene Sammlung der alten Musiker (Antiquae musicae scriptores VII Amst. 1652. 4.) u. Claud. Ptolemäus. Ueber die Blasinstrumente der Alten hat Casp. Bartholin geschrieben (De tibiis veterum). Die Römer scheinen ihre Opfermusik mit dem Opfercultus von den Hetruskern empfangen zu haben; die Instrumentalmusik aber, deren sie sich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen.

Die Saiteninstrumente sollen erst gegen 186 vor Chr. Geb. nach Rom gekommen seyn. Ueberhaupt haben die kriegerischen Römer vorzüglich die Feldmusik ausgebildet, deren es verschiedene Gattungen gab. Früher stand der Kunst im Wege, daß sie hauptsächlich nur von Leibeignen geübt ward. Bei den Römern bezeichnet canere und carmen die musikalische Recitation, welche mit Instrumenten begleitet wurde, und die sich zu der oratorischen Declamation verhalten zu haben scheint, wie der poetische Rhythmus zum Numerus der Prosa, wobei noch zu bemerken ist, daß sich auch Redner beim Anfange und während ihres Vortrags durch Instrumentalisten den Ton angeben ließen. Als Notenzeichen bedienten sich die Römer ihrer Capitalbuchstaben. Auf der Bühne begleitete man mit Flöten den Gesang, und zwar präludirten erst die Instrumente, dann begann der Schauspieler, und die Instrumentalbegleitung ging höchst wahrscheinlich nur in einfachen Accorden fort, oder machte kurze Pausen, und unterstützte oder erhöhte dann den emphatischen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre scheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu seyn. Diese Begleitung bestand aus Flöten und andern Blasinstrumenten, welche die Römer unter dem Namen tibiae begriffen, zuweilen auch aus Leiern und Cithern. Der Gebrauch der Flöten war auch nach Verschiedenheit des komischen oder tragischen Stoffs verschieden, daher gab es tibias dextras und sinistras, von denen erstere mehr für das Ernsthafte, letztere bei heiteren Stellen und in lustigen Stücken angewendet wurden. Horaz in seiner epistola ad Pisones sagt, daß man sich ehedem nur einfacher Blasinstrumente, die nur wenige Löcher hatten, keiner Flöten, die mit Ringen von Messing belegt, mit der Trompete (tuba) wetteifern, bedient habe; Rhythmus und Melodie wären ungebundener geworden. Und späterhin klagte man noch mehr darüber, daß die starken Instrumente den Schauspieler nöthigten, sich gewaltig anzustrengen. In allen diesen waren die Griechen den Römern vorangegangen. Die Christen bedienten sich anfänglich, nach Vorgang der Juden, bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen nur der heiligen Gesänge, d. h. der Psalmen, Hymnen, welche in den Büchern des alten Testaments befindlich, und an welche die Judenchristen schon gewöhnt waren. Auch wurde bei den Liebesmahlen oder Agapen gesungen, dann auch beim Abendmahle. Daß man in den Versammlungen der Christen auch vielen alten griechischen Melodien geistliche Gesänge unterlegte, ist unbezweifelt, und einige unserer Choralmelodien sollen noch daher stammen. Auf der Kirchenversammlung zu Laodicea 364 nach Chr. Geb. wurden regelmäßige Gesänge eingeführt, welche von besondern Cantoren und Canonicis nach Noten gesungen werden sollten. Der Kirchengesang bildete sich aber im Occident verschieden von dem im Orient. Für den im Orient hat Ephrem der Syrer, zur Feststellung und Verbesserung des occidentalischen vorzüglich Ambrosius (der Erzbischof von Mailand) im 4ten Jahrhundert gewirkt. Dieser sammelte die authentischen Melodieen. Im 4ten oder 5ten Jahrhundert kamen die Antiphonien (kirchliche Wechselgesänge) auf. Im 6ten und zu Anfange des 7ten Jahrhunderts gab Gregor der Große dem Kirchengesang eine neue Form, so daß er daher der Gregorianische oder römische genannt wurde, und sorgte für den Unterricht in der Musik durch Errichtung einer Gesangschule. Mehrere Päpste ahmten ihm in Beförderung der Kirchenmusik nach. (S. übrigens die Art. Kirchenmusik u. Italienische Musik.) Die

Choralmusik, welche einstimmig oder in Octaven vorgetragen wurde, ist die Grundlage der neuern Musik. Spätere Erfindung ist die mehrstimmige Musik (Figuralmusik oder figurirte Musik). Dem englischen Mönch Dunstan (starb um 988) schrieben Mehrere die erste vielstimmige Composition zu. Die Musik war im Mittelalter vorzüglich dadurch begünstigt, daß sie dem Gottesdienst gewidmet war, und zu dem Quadrivium gehörte, welches auf den Schulen getrieben wurde. Eben deshalb wurden auch mehrere Untersuchungen über dieselbe angestellt, welche man in Mart. Gerberti scriptoribus ecclesiasticis de musica sacra findet (vergl. Forkels allgem. Literatur der Musik etc. Leipzig 1792). Guido von Arezzo (dessen Schriften über die Musik man ebenfalls in der eben angeführten Sammlung findet) hat große Verdienste um die neuere Musik. Die Berichtigung und Erweiterung des Tonsystems, Ableitung der Tonleiter in Herachorde, Verbesserung der Notenschrift und Erfindung der Solmisation (s. d. Art.) wird ihm gemeiniglich zugeschrieben. Johann de Muris soll im 14ten Jahrhundert die Notenschrift und die Figuralmusik verbreitet und vervollkommnet haben. Franco von Cöln im 11ten Jahrhundert aber wird als Erfinder des musikalischen Zeitmaaßes und der sogenannten Mensuralmusik genannt (s. d. Art.), einer der wichtigsten Erfindungen für die Ausbildung der neuern Musik, wovon die Erfindung des Contrapunkts und der Fuge abhing. Im 15ten Jahrhundert wurde die Musik wissenschaftlich in Italien und Frankreich betrieben. Die Orgel unterstützte den Gesang und trug zur Ausbildung der Harmonie viel bei. Doch herrschte bis dahin die Kirchenmusik in fester Regelmäßigkeit. Vom 16ten und 17ten Jahrhunderte an bildete sich aber der freiere Concert- und Theater-Styl, und die Erfindung der Oper im 16ten Jahrhunderte ist es vorzüglich, welche die Pracht und den Reichthum der neuern Gesangsmusik, so wie die bewundernswürdige Ausbildung der mannichfaltigsten Instrumente, welche die Instrumentalmusik, und damit zugleich die Harmonie in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auf den höchsten Gipfel gehoben hat. (S. darüber d. Art. Italienische, Französische und Deutsche Musik.) Ersteres eignen sich vorzüglich die Italiener, letzteres die Deutschen und Franzosen zu. Was die neuern mathematischen Systeme der Musik anlangt, so sind hier als Erfinder derselben zu nennen: Huygens, Saveur (um 1701), Rameau (um 1722) und Euler (Mathematische Untersuchungen über die Musik). Die Geschichte der Musik ist von Giamb. Martini (Storia della musica. Bologna 1757 u. f.), Marpurg (kritische Einleitung in die Geschichte und Grundsätze der alten und neuern Musik, Berlin 1759. 8.), Burney, Hawkins, J. N. Forkel (allgemeine Geschichte der Musik. 2 Bde. 4., leider unvollendet) ausführlich behandelt worden. Von der Musik anderer weniger Epoche machenden Völker gibt es fast nur Beiträge in Reisebeschreibungen. Beiträge zur Geschichte der orientalischen Musik gibt von Hammer in den Fundgruben des Orients IV. Bd. S. 333 aus dem Persischen; vergl. de Pauw's Recherches, und über Aegypten und Abyssinien einen Brief von Bruce in Burneys allgemeiner Geschichte der Musik.

Musikalische Automate, s. Automate u. Kaufmann (J. G. und F.)

Musikalische Mahlerei. Die Verwandtschaft der Töne und Farben, welche auch eine Verwandtschaft der Mahlerei und Ton-

kunst begründet, und in dem Gebiete der erstern verschiedene Ausdrücke, welche von Tönen hergenommen sind (z. B. Farbentöne, Harmonie der Farben), eingeführt hat, begründet auch eine Vergleichung der Tonkunst mit der Mahlerei, und so redet man nicht mit Unrecht von einem Tongemählde, wodurch eine ausgeführte und treffende Schilderung gewisser Seelenzustände verstanden wird. Von dem Tongemählde aber, dergleichen jedes größere Tonstück eigentlich seyn sollte, ist wohl zu unterscheiden die musikalische Mahlerei, womit man tadelnd die Schilderung sichtbarer Gegenstände durch Töne, oder die Nachahmung solcher Töne versteht, welche unvollkommener sind, als die der Musik. Die Musik ist eine Kunst der Zeit und kann an das Räumliche nur mittelbar erinnern, d. h. in so fern es zugleich etwas Hörbares ist, oder eigenthümliche Stimmungen gewisser Personen veranlaßt, welche der Tonkünstler auszusprechen vermag (so z. B. die Morgenscene in der Schweizerfamilie von Weigl). In der Nachahmung des Hörbaren aber, so fern dies niedriger steht als die Musik, und nicht scherzend oder nur andeutend aufgefaßt (Donner, Rollen des Wassers, Stampfen der Mühle), sondern zum Zwecke gemacht wird (wie in den sogenannten Schlachtgemählden oder Schlachtmusiken, in welchen man das Getös einer bestimmten Schlacht vergegenwärtigen will), erniedrigt sich die Musik durch diese kleinliche Mahlerei zu einer bloßen Darstellung des Hörbaren, die selbst bei der größten Vollkommenheit der Nachahmung immer noch etwas Unvollkommnes bleiben würde. Aus diesem Grunde antwortete der König Agesilaus von Sparta einem Manne treffend, welcher ihm rieth, einen Künstler zu hören, der die Nachtigall täuschend nachahme: „ich habe die Nachtigall selbst gehört." In einigen musikalischen Werken, wo die musikalische Mahlerei ins Kleinliche übergeht, z. B. in Haydns Schöpfung und in den Jahreszeiten, trägt der zum Grunde gelegte Text einen Theil der Schuld. T.

Mustag (bei den Alten Imaus), ein hohes Gebirge Asiens, das sich durch ganz Dschagatai erstreckt, aber noch wenig untersucht ist.

Mustoxidi (Andreas), Correspondent der Akademie der Inschriften zu Paris, ein gelehrter Grieche, geboren auf Corfu im Jahr 1785. Er besuchte 1797 Venedig, und begab sich von da nach Mailand, das er in der Folge zu seinem Wohnorte wählte. Sein italienisch geschriebenes Werk Notizie per servire all' istoria Gorcirese dai tempi eroici al secolo XII. verschaffte ihm 1806 von Seiten der Regierung der sieben Inseln die Ernennung zu ihrem Historiographen. Zu Paris, das er besuchte, wurde er von Napoleon mit besonderer Achtung ausgezeichnet. In den Jahren 1811 und 1814 gab Mustoxidi die zwei ersten Bände seiner Illustrazioni Corciresi heraus, wofür er viel Lob erntete. Im J. 1816 erschien zu Padua ein Brief von ihm, worin er zu beweisen suchte, daß die vier bronzenen Pferde zu Venedig auf der Insel Chio seyen verfertigt worden. Er begann in demselben Jahre in Gemeinschaft mit einem andern jungen Griechen, Demetrius Schinas, zu Venedig eine periodische Sammlung noch ungedruckter griechischer Schriften. Sein neuestes Werk ist ein italienisch geschriebenes Leben Anakreons, das mit Lob erwähnt wird. Er erwartet den Ruf als Professor bei der in seinem Vaterlande zu errichtenden Universität.

Mutter, ein weibliches Wesen in Beziehung auf ein anderes von ihm zur Welt gebrachtes lebendiges Wesen; im Bergbaue die Lagerstätte der Erze. Bei einer Form heißt Mutter der hohle untere

Theil (vergl. Matrize), so auch bei einer Schraube die mit Schraubengängen versehene Höhlung, welche die Schraube aufnimmt.

Mutterkirche, s. Filial.

Myrrha, des assyrischen Königs Cinyras Tochter. Den Uebermuth der Mutter, die sich vermaß, schöner als Venus seyn zu wollen, strafte die Göttin dadurch, daß sie die Tochter zu unnatürlicher Liebe gegen den eignen Vater reizte. Nachdem die Unglückliche lange mit sich gekämpft hatte, ward sie durch Vermittelung ihrer Amme ihres Wunsches gewährt. Der Vater umarmte sie zu wiederholtenmalen, ohne seine geheime Geliebte zu kennen. Als er aber durch ein heimlich mit sich genommenes Licht sie erkannt hatte, griff er im Zorne zu seinem Schwerte, die Frevelhafte zu tödten. Da verwandelte sie Venus aus Mitleid (nach einigen sogleich, nach Andern erst nach neunmonatlicher Verfolgung) in einen Myrrhenbaum; ihr Vater durchbohrte sich selbst. Sie aber gebar noch nach ihrer Verwandlung den Adonis.

* Mysore (Maysur), ein sonst ansehnlicher, aber bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Europa wenig bekannter Staat in der vordern ostindischen Halbinsel, westlich von Carnatik, innerhalb der Gauts oder großen Gebirgsketten, welche durch die ganze Halbinsel von Norden nach Süden laufen. Mysore hatte eigne Regenten (Rajahs), die früher von den benachbarten Reichen abhängig waren. Die Fürsten, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts regierten, waren aus braminischem Stamme, die Unterthanen aber meistens Mohammedaner. Hyder Ali (s. d.) setzte sie 1760 ab, und bemächtigte sich der Herrschaft. Ihm folgte sein Sohn Tippo Saib (s. d.), welcher 1799 Leben und Reich durch die Engländer verlor. Diese theilten nun den Staat von Mysore, behielten, nebst der Hauptstadt Seringapatnam, ungefähr 800 Quadratmeilen Land, mit 2 1/2 Mill. Lack Rupien Einkünfte für sich, einen fast gleichen Antheil überliessen sie ihren Bundesgenossen, dem Subah von Dekan und den Maratten, und aus dem Reste des Landes, von 1190 Quadratmeilen mit 1,500,000 Einwohnern und etwas über vier Millionen Rupien Einkünften, wurde das jetzige Reich Mysore gebildet, zu dessen Regenten die Engländer einen Nachkommen des ehemaligen, von Hyder Ali abgesetzten Regentenstammes, einen fünfjährigen Prinzen machten, der jedoch ganz von der Willkühr der Engländer abhängt. Die wichtigsten Städte dieses Reichs sind: Mysore, die Haupt- und Residenzstadt, und Hydernagor.

N.

* N, der vierzehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die Zähne, und Ausstoßung der Luft durch den Mund und die Nase ausgesprochen wird. Zugleich ist er der dritte der sogenannten Halblauter oder fließenden Buchstaben.

Nabis, ein spartanischer König um 200 vor Chr. Geb., berüchtigt als einer der grausamsten Tyrannen, der zugleich schlau genug war, anfangs sich ruhig zu verhalten und selbst den Schein eines gerechten Fürsten anzunehmen. Er ahmte übrigens in seinem ganzen Aeußern den asiatischen Despoten nach, wußte die Einen durch Schmeicheleien und Versprechungen zu gewinnen, die Andern durch Drohun-

gen zu schrecken. Eine bewaffnete Leibwache umgab ihn, und eine Menge geheimer Auflaurer stand in seinem Dienst. Jeder Verdächtige wurde sofort gemordet oder verbannt. Messina und Argos ließ er plündern, und würde seine Herrschaft über den Peloponnes durch List und Gewalt immer weiter ausgebreitet haben, wenn nicht die Römer endlich in Verbindung mit den Achäern ihm den Krieg erklärt hätten. Doch vermochte Quint. Flaminius nicht, ihn zu bezwingen; glücklicher war Philopömen gegen ihn mit dem Heere des achäischen Bundes. Endlich wurde der Tyrann durch seine eignen Bundesgenossen, die Aetolier, die er zu Hülfe gerufen, in Sparta getödtet, und erhielt so den verdienten Lohn für seine Grausamkeit und Treulosigkeit.

Nachtigall (luscinia), eine Art der Gattung Motacilla. Sie ist ein Zugvogel, und kommt muthmaßlich aus Asien zu uns; mit Ende Augusts verläßt sie unsre Gegenden wieder. Ihr Gesang, worin sie alle Singvögel übertrifft, hört schon zu Johannis wieder auf.

Nachtrab, s. Arrieregarde.

Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nagelklavier, ein 1792 von Träger in Dessau erfundenes Tonwerkzeug, an welchem eiserne, in einem Stimmstock befindliche Stifte durch ein mit Geigenharz bestrichenes, vermittelst Schwungrades und Fußtrittes in Umtrieb gesetztes Band gestrichen werden. Der Umfang ist von fünf vollen Octaven und der Ton dem der Harmonica ähnlich. Die von Wilde in Petersburg erfundene Nagelgeige besteht aus einem Brettchen mit eisernen oder messingenen Stiften verschiedener Länge, die mit einem Violinbogen intonirt werden.

* Nangasaki, wichtige Handelsstadt im japanischen Reiche, auf der Insel Kiu-Siu (Saikof, auch Ximo) mit einem Seehafen in der Mitte der durch zwei Vorgebirge gebildeten Bai Kiusju, ist mit sehr hohen Bergen umringt. Die innere Stadt besteht aus 26 Straßen und hat 62 Tempel, unter welchen der Suwatempel der berühmteste ist. Die Gassen sind enge, krumm und uneben. Die Fremden werden in die Vorstädte verwiesen, und dort wie Gefangene bewacht; die Niederländer auf der Insel oder Klippe Desima, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist; die Chinesen auf Jakujin, am südlichen Ende der Stadt. Im ganzen japanischen Reiche ist dieser Hafen allein den Chinesen und den Niederländern geöffnet; denn diese letztern sind unter den Europäern die einzigen, welchen die Japaner erlauben, mit ihnen zu handeln, doch auf so harte Bedingungen, daß die in Japan befindlichen Niederländer mehr Gefangenen als freien Leuten gleichen, die mit einem befreundeten Staate in Handelsverkehr stehen. Die Niederländer bringen hieher Zucker, Gewürze, Elfenbein, Eisen, Arzneimittel, Salpeter, Alaun, Farben, Tuch, Glas, Uhren, Spiegel, mathematische Instrumente. Dagegen erhalten sie Kupfer, Lack, Reiß und einige Erzeugnisse der japanischen Fabriken, als lackirte Waaren, Porzellan ꝛc. Sobald ein chinesisches oder niederländisches Schiff in Nangasaki einläuft, werden, nach Beendigung der gewöhnlichen Ceremonien und der gebräuchlichen Fragen, die Waaren ausgeladen. Dann untersuchen die kaiserlichen Beamten (denn der auswärtige Handel ist ein Monopol des Kaisers) die Güte und Menge der Waaren, und setzen den Preis dafür in denjenigen Waaren fest, welche die Eigenthümer der Schiffe dagegen verlangen. Diese müssen sich dann entweder in die Vorschläge der Japaner fügen oder ihre Waaren zurückführen; denn Dingen ist un-

möglich. Auf diese Art kauft der Kaiser durch seine Commissionäre ausländische Waaren, und verkauft sie im Großen an die japanischen Kaufleute, die dann im Kleinen mit ihnen handeln. Nach den hohen Preisen zu urtheilen, die man in Japan für die niederländischen Waaren gibt, muß man glauben, daß entweder die Niederländer sehr theuer dafür bezahlt werden oder daß der Kaiser und seine Kaufleute hohe Preise setzen.

Nannini (Agnolo) bekannter unter dem Namen Firenzuola, den seine Familie von ihrem Stammorte angenommen hatte, ein berühmter italienischer Schriftsteller, war 1493 zu Florenz geboren. Er studirte zu Siena und Perugia, begab sich darauf nach Rom, trat in den Orden von Vallombrosa und erhielt nach und nach die beiden Abteien von St. Maria di Spoleto und S. Salvador de Vajano. Er war von Jugend auf ein Freund des mehr berüchtigten als berühmten Pietro Aretino, dem er trotz seines geistlichen Standes in Ansehung der Sitten ähnlich war. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine Werke, die nach seinem Tode erschienen, tragen das Gepräge eines lebhaften, zur Satire und Zügellosigkeit geneigten Geistes; sie sind theils in Versen, theils in Prosa, und werden häufig von der Crusca angeführt. Man findet darunter zwei Lustspiele, eine Nachahmung von Apulejus goldnem Esel, acht Novellen, ein Gespräch über die Schönheiten der Frauen u. s. w. Die vollständigste Ausgabe erschien 1763 zu Florenz, 3 Bde. 8.

+ Nantes. Die Loire nimmt innerhalb der Stadt die Erdre und Chezinne auf. Nantes, sonst zu Oberbretagne gerechnet, ist jetzt die Hauptstadt des Departements der niedern Loire, mit geebneten Wällen umgeben, und hat fünf Vorstädte, welche die Stadt an Umfang und Schönheit übertreffen, ein festes Schloß zur Beschützung des Hafens, elf öffentliche Plätze, siebzehn Kirchen und überhaupt viele ausgezeichnete Gebäude. Von wissenschaftlichen Anstalten befinden sich hier: ein Lyceum, eine anatomische und chirurgische Schule, eine Schifffahrtsschule, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhistorisches Cabinet und ein botanischer Garten. Sehr wichtig ist die Industrie; denn es werden ansehnliche Fabriken in Pike, Kattun, gedruckter Leinwand, Hüten, Leder, Marokin, große Seilereien, Spinnmaschinen, eine Zuckerraffinerie, Likörfabriken rc. unterhalten. Auch verfertigt man viele Nägel, Plantagengeräthschaften, Zuckermühlen und Kessel für die Colonien. Der Handel, sowohl mit Landesfabrikaten und Producten, als auch der Speditions- und Zwischenhandel mit dem innern und südlichen Frankreich, und besonders der Seehandel, welcher mit 800 Schiffen betrieben wird und nach mehreren Theilen von Europa, Westindien und Afrika geht, ist von großer Wichtigkeit. Die Lage der Stadt ist für den Handel sehr bequem. Die größten Schiffe können zur Mündung der Loire hereinkommen, und gehen bis Paimboeuf, wo die Waaren abgeladen und auf kleinern Schiffen zu dem nicht weit davon entlegenen Nantes gebracht werden.

Narwa, russische Stadt und Festung zweiter Classe, im Gubernium St. Petersburg, am westlichen Ufer der Narowa, die aus dem Peipussee kommt, und zwei Meilen von hier in den finnischen Meerbusen fließt. Sie hat einen Hafen, eine Börse, ein Zeughaus, 450 Häuser von guter Bauart und 3600 Einwohner, größtentheils Deutsche, welche eine Nägelfabrik, eine Repsschlägerei und sieben Sägemühlen unterhalten. Wichtiger ist der Handel. Jährlich kommen an 100 Schiffe an. Man versendet vornehmlich Balken, Bretter, Flachs,

Hanf und Getraide. Die Narwaschen Neunaugen und geräucherten Lachse sind bekannt und beliebt. Auch ist diese Stadt merkwürdig durch den großen Sieg, welchen König Carl XII. von Schweden über die Russen im Jahre 1700 erfocht.

† Nashorn. Im Innern von Afrika hat vor kurzem ein englischer Reisender eine Nashornart mit zwei Hörnern entdeckt und Rhinoceros simus benannt.

* Nassau. Die Wiege des Hauses Nassau ist das Schloß Laurenburg an der Lahn, in der seit 1643 so benannten Grafschaft Holzapfel. Als den Stifter des Geschlechts nennt man mit großer Wahrscheinlichkeit Otto von Laurenburg, den Bruder des Königs Conrad I. (im zehnten Jahrhundert). Unter seinen Nachkommen wurde Walram I. (st. 1020) durch seine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältere, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die in der Folge nach dem 1181 gebauten Schlosse Nassau sich nannte; der jüngere Otto vermählte sich mit der Erbin von Geldern, und stiftete die Linie Nassau-Geldern, welche 1523 erlosch. Die nassauischen Erblande theilten 1255 die Söhne Heinrichs II. des Reichen. Walram, der ältere, nahm die südlichen; Otto, der jüngere, nahm die nördlichen Länder. Diese beiden Linien, die Walramische und Ottoische, blühen noch jetzt; die jüngere, welche durch Heirath und Testament 1531 auch das kleine Fürstenthum Orange (Oranien in der Dauphiné) erwarb, regiert über die Niederlande. Walrams Sohn Adolf wurde zum deutschen Kaiser erwählt 1292, und verlor das Leben in der Schlacht bei Gellheim 1298, durch seinen Mitbewerber Albrecht von Oesterreich. Seine Nachkommen theilten sich in mehrere Zweige, von denen der jüngste endlich 1605 in der Person des Grafen Ludwig II. alle Länder wieder vereinigte. Seine Söhne gründeten drei Linien: a) Saarbrück, die sich 1735 in die Aeste Saarbrück-Usingen (starb aus 1816) und Saarbrück-Saarbrück (starb aus 1797) spaltete; b) Idstein, welche schon 1791 erlosch; und c) Weilburg, welche seit 1816 alle Besitzungen der Walramschen Linie wieder vereinigt hat. Die Grafen der Walramischen Linie machten zuerst 1688 und 1737 Gebrauch von der erneuerten, aber schon 1366 von Carl IV. einem Grafen von Nassau ertheilten Fürstenwürde; doch konnten sie erst 1803 Sitz und Stimme im Fürstencollegium auf dem Reichstage erlangen. Durch die französische Revolution hatten sie die Grafschaft Saarbrück und mehrere Aemter auf dem linken Rheinufer (zusammen 20 Quadratmeilen mit 53 000 Einwohnern) verloren. Dafür entschädigte der Receß von 1803 die Linie Usingen mit 36 Quadratmeilen und 93,000 Einwohnern. Nassau-Weilburg erhielt für 8 Quadratmeilen mit 19,000 Einwohnern, die es verlor, 16 Quadratmeilen mit 37,000 Einwohnern. Auch der Rheinbund, den sie 1806 mit stiften halfen, vergrößerte ihr Gebiet mit 31 Quadratmeilen und 84,500 Einwohnern, und gab dem Senior des Hauses den Herzogstitel. Sämmtliche nassauische Länder wurden zu einem souverainen vereinten und untheilbaren Herzogthum erklärt. Durch Tauschverträge, den 31. Oct. 1815, mit Preußen erhielten der Herzog und der Fürst von Nassau einen Theil der Länder der Ottoischen Linie (Dietz, Hadamar, Dillenburg ohne Burbach, einen Theil von Siegen u. s. w.) und die niedre Grafschaft Katzenelnbogen. Auch bestätigte die Wiener Congreßacte ihr Erbrecht auf das Großherzogthum Luxemburg, nach dem Aussterben der Ottoischen Linie. Als souverainer Fürst des deutschen Bundes theilt der Herzog

von Nassau mit Braunschweig den dreizehnten Platz. Im Plenum hat er zwei Stimmen und den vierzehnten Platz. — Das Herzogthum Nassau gränzt an die preußische Provinz Niederrhein, das Großherzogthum Hessen, und Frankfurt. Der Rhein umfließt südlich das Land, und nimmt bei Lahnstein die schiffbar gemachte Lahn auf. Es besteht 1. aus den alten nassauischen Besitzungen: Usingen, Weilburg, Dietz, Dillenburg ohne Burbach; aus Hadamar, Antheil an Siegen, Beilstein und Antheil an Hachenburg, 50 Quadratmeilen mit 161,000 Einwohnern; 2. aus neuen Erwerbungen im Mainzischen, Trierschen u. s. w., dann Sulzbach, niedre Grafschaft Katzenelnbogen, Soden, Weiperfelden u. a. Reichsrittergüter, 45 Quadratmeilen mit 120,000 Einwohnern; 3. die Souverainetäts- oder standesherrlichen Länder: Antheil an Runkel, Holzapfel und Schaumburg, Westerburg und Schadeck, 9 Quadratmeilen mit 21,000 Einwohnern. Das Ganze enthält 104 1/2 Quadratmeilen mit 302,769 Einwohnern. Ein Drittel davon sind, wie der Hof, reformirt; ein Drittel Lutheraner; beide haben sich 1817 zu einer „evangelisch christlichen Kirche" vereinigt, die übrigen sind catholisch. Das mehr bergige als ebene Land, welches der Taunus mit seinen Waldhöhen und romantischen Thälern schmückt, ist sehr fruchtbar. Es erzeugt im Rheingau die edelsten Weine zu Hochheim, Rüdelsheim, Johannisberg, u. s. w. Auch sind die Mineralquellen zu Wiesbaden, der Hauptstadt, Niederselters, Fachingen, Ems, Langenschwalbach und Schlangenbad berühmt. Die Einkünfte des Herzogthums wurden 1817 auf 1,557,784 Gulden geschätzt, die Staatsschuld auf 3 Millionen Gulden. Als Contingent zur Bundesarmee werden 1680 Mann gestellt; 3000 Mann aber gehalten. Der regierende Herzog Wilhelm (geboren 1792) von Nassau residirt zu Weilburg und in dem schönen Schloß Biberich, trat den 25. April 1817 zu dem heiligen Bunde, und gab seinem Lande den 27. Januar 1818 eine landständische Verfassung in zwei Kammern; der Adel bildet die Herrenbank: und zwei und zwanzig Deputirte werden vom Lande gewählt. Zur Landesuniversität ist, nach einem Vertrage mit der hannöverschen Regierung, Göttingen erklärt worden. Von der Usingischen und von der Saarbrückischen Linie sind nur noch Prinzessinnen am Leben. Ueber die jüngere Linie des Hauses Nassau, die Ottoische, s. d. Art. Niederlande.

Nationalfeste. Der glücklichste Himmelsstrich für die schöneren Keime der Bildung des geselligen Menschen ist die Freude; daher greifen National- oder Volksfeste tief ein in die heitre Entwickelung des Volkslebens und des Nationalcharakters zur Gutmüthigkeit und zum Gefühle der Gesammtkraft. So wie jene Feste aber aus dem Volksleben selbst und aus dem Nationalcharakter hervorgehen, eben so müssen sie auch in dieser doppelten Hinsicht von der Regierung beachtet und geachtet, gehegt und gepflegt, und wenn nun einmal die Polizei um dieselben sich bekümmern soll, durchaus nur auf Volksleben und Nationalcharakter bezogen werden. Man zeige also dabei dem Volke Vertrauen; man lasse es nach eigener Lust gewähren; man bewache nicht die innere Ordnung, den Gang des Festes, sondern nur die Gränzen der Freiheit, innerhalb deren sich die Volksfreude unbelauert und ungestört bewegen darf. Alle Volksfeste waren in ihrem Ursprunge religiös; oft auch in ihrer Form. Dann bezogen sie sich auf das Schicksal des Vaterlandes, und was damit zusammenhing, auf die Großthaten der Altvordern, oder auf folgenreiche Ereignisse;

noch andre waren der Feier der Natur, dem Wechsel der Jahreszeiten und der Freude gemeinschaftlich vollbrachter Werke geweiht. Wohl dem Volke, das viel solcher Feste in seinem Schooße erzeugt hat! Darum ordneten alle Erzieher roher Völker, und die weiseren Gesetzgeber der alten und der neuen Zeit öffentliche Feste an, in denen der Einzelne sich als das Glied eines Ganzen erkennen und dieser edleren Genossenschaft sich erfreuen lernte. Durch solche Feste verband Moses die Stämme der Israeliten; daher die Wallfahrten der Christen und der Mohammedaner; daher das große Fest der Sonne, durch welches Manco Capac die Peruaner entwilderte. Doch vor allen verstanden es die lebensfrohen Griechen, durch Volksfeste und Volksspiele den Nationalsinn zum gemeinsamen Streben für alles Gute, Schöne und Große anzuregen. Bekannt sind ihre olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Festspiele, wo Wettkämpfe aller Art den Genuß eines frischen, kräftigen Lebens erhöhten und das Gefühl der Volkseinheit in den verschiedenen Staatsgesellschaften lebendig und rege erhielten. Bei den Römern arteten die früheren religiös-politischen Volksfeste, als Mittel einer herrschsüchtigen Politik der Imperatoren, nur zu bald in bloße Schauspiele roher Sinnenlust aus. Unter den neueren Völkern besitzt keine Nation so viel Sinn und Gemüth (nichts weniger als bloße Schaubegier) für die Feste des öffentlichen Gesammtlebens, als die deutsche. Sie hat es bewiesen bei der Feier des 18. Octobers, am Jubelfeste der Reformation, bei dem Feste der Freiwilligen in dem preußischen Staate; und wie mancher deutsche Fürst hat nicht bei Regierungs- und Hoffamilienfesten die Liebe seines fröhlichen Volks in den rührendsten Aeußerungen erkannt! Das frohste Volk in Deutschland ist wohl das österreichische, so wie unter den größern Städten Europa's Wien gewiß die fröhlichste ist. Aber keine Stadt hat auch solche volksfestliche Tage als Wien; daher die große Gutmüthigkeit seiner Einwohner, und doch dabei welche Kraft, welche Charakterstärke in den Zeiten der Gefahr, und welche Anhänglichkeit an ihre milde Regierung! Nur für die deutsche Nation als solche gibt es noch kein allgemein veranstaltetes Nationalfest. Die Aufrichtung des deutschen Bundes ist freudelos vorübergegangen, als ob er nichts sey, denn eine kalte publicistische Form! Die Feier des 18. Octobers sogar wurde in manchen Ländern ungern gesehen, oder verhindert. So wenig hat man die Vorschläge beherzigt, welche von mehrern Seiten her zur Anordnung allgemeiner deutscher Volksfeste gemacht worden sind! K.

Nationalgarden. Was ehemals in Deutschland die noch jetzt in mehrern europäischen Staaten übliche Landmiliz, d. i. ein zum Felddienst auf den Nothfall bestimmter, heerpflichtiger Volkstheil, welcher das stehende Heer ergänzen und unterstützen soll, auf keine Art leistete, und was die neuere Form der Landwehr und des (z. B. im Großherzogthum Weimar) wieder aufgehobenen Landsturms eben so wenig beabsichtigt *): — das unnatürlich erweiterte Heerwesen, eine Erfindung der Machtpolitik, welche die Streitkraft des Volks vom Volke und von der Constitution, wo eine vorhanden ist, gänzlich getrennt, und in ein blindes Werkzeug der höchsten Gewalt verwandelt hat, auf die ursprüngliche Idee einer gesetzlichen, der Civil-

*) Beide sind nämlich nichts als Surrogate, um die Masse der kostbaren stehenden Heere, ohne große Kosten, im Nothfalle schnell zu verdoppeln und zu vervielfachen.

behörde untergeordneten, Volksbewaffnung zum Dienste und Schutze der Nation zurückzuführen, — das hat zuerst die französische constituirende Nationalversammlung in der Bildung der Nationalgarden auf eine dem Begriffe des wahren Bürgerthums angemessene Art bestimmt und gesetzlich aufgestellt. Sie erklärte schon den 12. Junius 1790, daß nur derjenige die Rechte eines wirklichen Bürgers ausüben könne, welcher seine Dienstpflicht in der Nationalgarde erfülle. Hierauf wurde den 29. Septbr. 1791 eine stehende (sédentaire) Orts- und Departements-Nationalgarde organisirt, welche aus einer freien Werbung — je Ein Mann von zwanzig Bürgern — gebildet, ihre Offiziere selbst wählte, und Sold, Waffen und Uniform erhielt; damit ward die feierliche Erklärung der Nationalversammlung (den 29. Decbr. 1791) verbunden: „die französische Nation entsage jedem Eroberungskriege, und werde nie ihre Streitkräfte gegen die Freiheit irgend eines Volks gebrauchen." Im Mai 1792 ward die Zahl der Bataillone der Departements-Nationalgarden auf 216 bestimmt. Allein bald nöthigten die diplomatischen Maaßregeln Oesterreichs und Preußens, so wie die Rüstungen der Emigranten an den Gränzen Frankreichs, die französische Regierung ebenfalls eine kriegerische Stellung anzunehmen; das stehende Heer wurde der Hebel der neuen Republik, und der Ruhm der französischen Waffen erweckte wieder die alte erobernde Staatskunst. So geschah es, daß die Nationalgarde selbst ein bloßes Mittel wurde, um das stehende Heer gegen innere und äußere Feinde, zur Unterdrückung wie zur Eroberung, zu verstärken. Dies bewirkte vorzüglich der 13. Vendemiaire (5te Octbr. 1795), — an welchem Tage Bonaparte mit den Linientruppen des Convents die Nationalgarden der Pariser Sectionen (welche sich gegen den Terrorismus, d. i. den Despotismus der vollziehenden Gewalt, erklärt hatten) besiegte, und das stehende Heer wieder zu einem blinden Werkzeuge der höchsten Gewalt erhob. In Folge dieses Tages ward (den 8. Octbr.) der Generalstab der Pariser Nationalgarde aufgelös't, und ihre oberste Leitung dem General der Armee des Innern übergeben, dadurch aber die Idee einer gesetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten, zum Schutz und Dienst der Bürger bestimmten, Volksbewaffnung vernichtet. Nun konnte, einige Monate später, das Directorium mobile Colonnen aus der stehenden Orts-National-Garde errichten. Endlich, im August 1797, gelang es den beiden gesetzgebenden Räthen, der stehenden Nationalgarde wiederum eine gesetzliche Organisation zu geben. Bei dieser ließ es auch Napoleon der Form nach; doch unterwarf er das ganze Institut seiner Militärpolitik. Denn indem er mit den conscribirten Heeren das Ausland überzog, bildete er aus den Nationalgarden zahlreiche Legionen, welche die Küsten und Grenzfestungen bewachten, oder den Dienst im Innern versahen; für eine schnelle und durchgreifende Polizei aber errichtete er eine, in dem Heerwesen mit begriffene, von der Nationalgarde gänzlich getrennte, zahlreiche Gendarmerie. Allmählich wußte er auch der Nationalgarde den kriegerischen Stolz der Linientruppen einzuflößen. Als er nämlich im Jahr 1810 aus den Nationalgarden der nördlichen Departements, welche bei den Landungen der Engländer sich brav gehalten hatten, ein Regiment von vier Bataillonen bildete, und dasselbe der kaiserlichen Garde unter dem Namen Nationalgarde der Garde, einverleibte, galt dies in Frankreich als Ehre und Belohnung! Im J. 1812 aber ging er noch weiter. Denn am 13. März erfolgte das merkwürdige Senatsdecret zur Bildung der

Nationalgarde in drei Bans, wovon der erste alle jungen Männer von 20 bis 26 Jahren, die nicht zum activen Dienste berufen worden, der zweite alle waffenfähigen Männer von 29 bis 40 Jahren und der dritte, oder Arriere-Ban alle tüchtigen Leute von 40 bis 60 Jahren umfaßte. Doch berief er aus dem ersten Ban nur 100 Cohorten, jede zu 1000 Mann, zum activen Dienste, auch sollten sie nicht außer dem Gebiete des Reichs fechten, wozu sie jedoch (1813) theilweise freiwillig sich zu erklären bewogen wurden. Zugleich nahm er durch die Verordnung vom 14. März 1812, welche seine Staatsgewalt in eine vollendete Militärgewalt umschuf, die ganze Kraft des waffenfähigen Theils der Nation in seine Hand. Darum erhielten auch sämmtliche Schulen eine militärische Disciplin. Gleichwohl konnten alle diese Einrichtungen seinen Sturz nicht aufhalten! Nach der Rückkehr der Bourbons suchte die Partei der Royalisten die Bildung der Nationalgarde von ihrem Einflusse abhängig zu machen. Der Bruder des Königs erhielt den Oberbefehl über dieselbe in ganz Frankreich. Sie durfte nicht einen ihrer Offiziere ernennen u. s. w. (Siehe Frankreich im Jahr 1818.) Endlich siegte auch hier die Macht der öffentlichen Meinung, und die Nationalgarden erhielten eine der Constitution angemessenere Einrichtung. Es wurde nämlich 1818 der Generalstab der Nationalgarden in Frankreich aufgelös't, und Monsieur legte die Stelle eines Generalobersten derselben nieder; sie selbst wurden wieder den Präfecten und dem Ministerium derselben untergeordnet. Werden sie nach ihrer ursprünglichen Idee vollends gesetzlich ausgebildet, und wird das stehende Heer auf den nothwendigen Stamm beschränkt, so gibt Frankreich das erste Beispiel, wie der Schutz der Bürger und der Ordnungsdienst für die Nation den Bürgern selbst am zweckmäßigsten gesetzlich anzuvertrauen sey. K.

Nationalgüter, im staatswirthschaftlichen Sinne, sind Grundstücke, über welche die Nation als Eigenthümerin vermittelst eines Gesetzes verfügen kann. Diese Benennung kann nur in repräsentativen Staaten vorkommen. In allen übrigen heißen Landgüter, die dem Staate gehören, Domainen oder Kammergüter. (S. d. Art. Domainen.) Die Nationalgüter gehören also nicht zu dem Nationalvermögen, (d. i. zu dem Vermögen, das alle Staatsglieder als ihr Privateigenthum zusammen besitzen), sondern zu den unmittelbaren Quellen des öffentlichen Eigenthums, oder des Staatsvermögens. Wenn man das letztere, der Natur der Sache gemäß, in seinen wesentlichen Bestandtheilen für unveräußerlich ansehen muß, so hören Nationalgüter, die durch ein Gesetz für unveräußerlich erklärt worden sind, auf, Nationalgüter zu heißen: sie werden dadurch Staatsgüter oder unveräußerliche Domainen. Indeß unterscheiden die Staatswirthschaftslehrer diese Begriffe nicht so genau, als es die französischen Gesetzgeber gethan haben. Diese haben gewisse Nationalgüter für unveräußerliche Staatsgüter erklärt, z. B. die Krondomainen; andre dagegen, z. B. die Staatswaldungen, sind (mittelst eines Gesetzes, das im Budget besonders enthalten seyn muß) veräußerliche oder Nationalgüter geblieben. — Die Geschichte der Nationalgüter in Frankreich ist wichtig, um zu begreifen, wie die Revolution mit dem von Sieyes ausgesprochenen Worte zusammenhing: il faut que les propriétés restent, mais que les propriétaires changent, und wie der veränderte Zustand der Grundeigenthümer in Frankreich jetzt eine Wiederherstellung der Ordnung vor 1789 unmöglich macht, wenn man nicht Land und Volk in eine neue Revolution stürzen will. In Frankreich entstanden die Nationalgüter durch meh-

rere constitutionelle Beschlüsse, welche das dringende Bedürfniß, der Finanznoth abzuhelfen, nothwendig gemacht hatte. Daher bestätigte der König den Beschluß der Nationalversammlung vom 2. Nov. 1789, daß alle geistliche Güter (man schätzte sie auf mehr als 3000 Mill. Livres) zur freien Verfügung der Nation stünden, und den Beschluß vom 19. Dec. 1789, nach welchem alle königliche Domainen (bis auf neun Lustschlösser) in die Masse der Nationalgüter geworfen wurden. Zugleich erlaubte ein Gesetz den Verkauf dieser Güter bis auf den Belauf von 400 Mill., und wies darauf eben so viel Assignaten (s. d. Art.) an, welche nach Mirabeau's Vorschlag (den 17. April 1790) als National-Papiermünze in Umlauf kamen. Kurz vorher (den 13. Febr.) war die Masse der Nationalgüter durch die Einziehung der Klöster vermehrt, und zugleich (den 18. März) beschlossen worden, eine Anzahl Nationalgüter den verschiedenen Municipalitäten zu verkaufen; ein wichtiger Beschluß, der alle Städte an die neue Staatsform fesselte. Endlich erklärte man, noch vor Neckers Abgang, den 29. Junius, alle Nationalgüter, mit Ausnahme der Krondomainen und der Waldungen, für veräußerlich. Damit wuchs auch die Zahl der Assignate. Diese wurde den 12. Septbr. 1790 bis auf 1800 Mill. gesetzt, stieg aber nach und nach bis auf nahe an 40,000 Mill. Livres (im Febr. 1796). Hierdurch wurde der größte Theil der Käufer der Nationalgüter zu eifrigen Anhängern der Revolution gemacht, und eine beinahe gänzliche Umwälzung in dem Privatvermögen bewirkt. Damit begann aber auch der unsichere Stand des Papiergeldes und die Spielwuth der Agiotage. Endlich kam noch dazu die Unsicherheit des Besitzes solcher Nationalgüter, die zu den am 27. Julius 1792 eingezogenen Gütern der Emigranten gehört hatten. Denn in Westen und Süden war der Ankauf derselben beinahe unvermeidlich mit der äußersten Gefahr verknüpft. Auch erfolgten Ausstreichungen von der Emigrantenliste, und die Zurückkehrenden erhielten zum Theil ihre Güter zurück, wenn sie noch nicht verkauft waren. Die ersten Käufer von Nationalgütern suchten daher dieselben bald wieder zu verkaufen, so daß fast nur der dritte, vierte Besitzer sein Eigenthum an denselben für gesichert hielt. Auch wurden sie in dieser Absicht zerstückelt und theilweise verkauft. Als Ludwig XVIII. auf den Thron zurückgekehrt war, unterließ er durch eine besondere Erklärung die Sicherheit des gegenwärtigen Besitzstandes der Grundeigenthümer feierlich anzuerkennen und zu gewähren. Vielmehr wurde die Zurückgabe der unverkauften Emigrantengüter durch ein Gesetz ausgesprochen. Sofort verbreitete sich die Meinung, den zurückgekehrten Emigranten müßten ihre sämmtlichen Güter zurückgegeben werden. Nun stand das Interesse von wenigstens drei Mill. Menschen, in deren Händen solche Güter waren, auf dem Spiel, und dies trug nicht wenig zu der Catastrophe vom 20. März 1815 bei. Ein Glück war es, daß die Kammern vom Jahr 1816 u. fgg. und daß das Ministerium Ludwigs XVIII. im Geiste der Constitution die Rechtmäßigkeit der Käufe von Nationalgütern anerkannten. Seitdem hat die Legislatur die noch vorhandenen Nationalgüter als Staatsdomaine von der Krondomaine getrennt, und nur von jener in außerordentlichen Fällen, z. B. zur Bezahlung der Contribution an die fremden Mächte, und zur Dotation des Majorats des Herzogs von Richelieu, eine Veräußerung mittelst besondern Gesetzes gestattet. Ueber die deutschen Domainenkäufe s. d. Art. K.

Nationalhypothekenbank. Wir verdanken die Idee zu

dieser, besonders für alle Grundeigenthümer wichtigen, das gesammte Grundvermögen einer Nation umfassenden Creditanstalt dem um die Vervollkommnung der Nationalökonomie hochverdienten Grafen von Soden. (S. dessen Nationalökonomie B. 2. S. 430, und dessen zwei nationalökonomistische Ausführungen: 1. das idealische Getraidemagazin und 2. die Nationalhypothekenbank Leipz. 1813.) Die Hauptgrundsätze, worauf dies Institut beruht, sind folgende: 1. Es wird ein allgemeines Nationalgrundbuch errichtet, in welches das gesammte Grundeigenthum der Nation mit Einschluß der Gebäude nach dem zu ergründenden Werthe des Ertrags der Rente bei einem gewöhnlichen Anbau und nach dem mittlern Grade des verglichenen Werths der Metallmünze (als Vermögensmesser) eingetragen wird. 2. Jeder Grundeigenthümer erhält auf Verlangen für den vollen Betrag dieses Werths Bankzettel, die an den Inhaber zahlbar sind und in kleinen Summen nach den Ortsverhältnissen, z. B. bis auf zehn Rthlr. abgetheilt werden. 3. Diese Zettel tragen den gewöhnlichen höchsten Zins hypothekarischer Anlehen, z. B. Fünf vom Hundert. 4. Die Bank kann diese Noten, wenn sie ihr angeboten werden und wenigstens sechs Monate im Umlaufe gewesen sind, mit Metallmünze einlösen; nur dann kauft sie, sie verkauft nur diejenigen, welche sie eingelös't hat. 5. Um der Bank das zur Realisirung ihrer Noten erforderliche Münzmetall auf jeden Fall zu verschaffen, müssen alle gerichtlich hinterlegte, alle vormundschaftliche Vorräthe, so wie auch alle Kapitale milder Stiftungen in Banknoten umgewechselt werden; alle andere gerichtliche Hypothekverschreibungen müssen aufhören alle außerordentliche ohne rechtliche Wirkung seyn. 6. Die Bank verkauft keine Noten, als die sie den Grundeigenthümern ausgestellt hat, und kauft keine, als die bei ihr wieder zur Zahlung eingereicht werden. Jeder Grundeigenthümer kann also seine eigenen Banknoten im Verkehre zu jeder Zeit wieder ankaufen oder auch andere kaufen und diese der Bank zurückbringen, welche sie dann vernichtet und ihm eine gleiche Summe gut schreibt. 7. Die Banknoten werden auf bestimmte Zeit, z. B. drei oder sechs Jahre gültig ausgestellt. Nach deren Ablauf müssen sie gegen neue ausgetauscht werden. 8. Die Zinsen sind von sechs Monaten zu sechs Monaten zahlbar; im Verkehre vergüten sich dieselben die Umtauschenden; wer die Banknoten nach sechs Monaten in Besitz hat, hebt von dem Grundeigenthümer die Zinsen ein, und dieser bemerkt die Zahlung auf der Rückseite der Note. 9. Um den Credit dieser Noten zu erhöhen, zahlt die Bank vier Wochen nach der Verfallzeit die Zinsen für den Grundeigenthümer, indem sie für ihn auf deren Betrag neue Banknoten ausstellt, wenn die Zahlung nicht auf der Note bemerkt ist. Um diese Zinszahlung zu sichern, erhält jeder Grundeigenthümer den Betrag dreijähriger Zinsen weniger an Banknoten, als er nach dem geschätzten Werthe seines Grundeigenthums zu gut hat. Hat die Bank dreijährige Zinsen auf diese Weise bezahlt, so werden zwar die Banknoten erneuert, aber auch das Grundeigenthum von der Gerichtsstelle in Beschlag genommen und für Rechnung der Bank verpachtet; dieser Beschlag hört auf, sobald der Betrag dreijähriger Zinsen berichtigt und gedeckt ist, er wird also nie auf den Hauptstock erstreckt. 10. Die mit dem Grundeigenthume vorgehenden Veränderungen durch Erbfälle oder Veräußerungen interessiren die Bank gar nicht. Im Falle der Veräußerung, sie geschehe im Ganzen oder theilweise, ist es die Sache eines jeden neuen Erwerbers, sich bei ihr zu unterrichten, wie viel Banknoten

auf das Grundeigenthum ausgegeben sind, und den Betrag entweder einzulösen oder stehen zu lassen, eben so viel aber auch am Kaufschillinge zurückzubehalten. 11. Um den Banknoten den Charakter eines lebendigen Capitals, ja selbst eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels (Münze) zu geben, um sie für den Verkehr brauchbar zu machen, müssen dieselben auf den Inhaber sprechende Papiere seyn; um aber zugleich das Nachtheilige, was in dem Verluste dieser Papiere läge, zu mindern, kann man die Ausstellung einer neuen Banknote Statt finden lassen, wenn das Eigenthumsrecht des letzten Besitzers und der Verlust bewiesen, die alte Banknote aber öffentlich für vernichtet erklärt ist. 12. Alle Geschäfte und Unternehmungen der Bank tragen den Charakter der größten Oeffentlichkeit, ihre Bücher stehen Jedem, der ein Interesse beweis't, also jedem Grundeigenthümer, jedem Banknoteninhaber, stets zur Einsicht offen. — Unberechenbar groß sind die Vortheile, welche aus einer Creditanstalt dieser Art für die Nation, bei der solche eingeführt worden, entspringen müssen; wir wollen nur einige der bedeutendsten erwähnen. I. Der Preis des Grundeigenthums wird dadurch gegen den von so manchen zufälligen Verhältnissen abhängigen Wechsel der Masse von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln (Münze) und namentlich der Masse von Metallmünze gesichert; die Nothwendigkeit dieser Sicherung aber fällt von Tag zu Tag mehr in die Augen. II. Dem Landbauer wird dadurch die zur Aeußerung seiner schaffenden Kraft unentbehrliche Masse von lebendigem Kapitale verschafft, dies ist höchst nützlich, denn außerdem wird gerade die thätigste und arbeitsamste Volksklasse, die dürftige, vom Besitze des Grundeigenthums ausgeschlossen, das Grundeigenthum in die Hände der Reichen, der Kapitalisten gewaltsam gedrängt, mithin die Urproduction ausnehmend gehindert. III. Es wird dadurch auf eine dem allgemeinen Wohle höchst vortheilhafte Weise unter den niedern Volksklassen die Sparsamkeit, das so wichtige Zurücklegen von Vorrath oder Kapital, gar sehr begünstigt. Nach den zeitherigen hypothekarischen Einrichtungen konnte nur der Besitzer einer beträchtlichen Münzmasse auf Hypothek darleihen, es konnte ferner nur derjenige sein Münzkapital auf hypothekarische Anleihen hingeben, welcher es eine lange Zeit hindurch zu entbehren vermochte; bei der Nationalhypotheken-Bank kann jeder Unbemittelte sein kleines Eigenthum, seine Ersparnisse in kleinen Summen, jeden Augenblick sicher und auf eine Gewinn bringende Weise hingeben, er kann es eben so jeden Augenblick wieder zurückbekommen und zu beliebigem Gebrauche verwenden. IV. Durch die Mobilisirung des Grundeigenthums der Nation wird eine alle Gattungen der Werthserzeugung, also auch den Verkehr überhaupt, erhöhende Masse von festbegründeten Werthausgleichungsmitteln herbeigeschafft, eben dadurch aber alle andere, minder fest begründete, mehr vom Zufalle abhängige, Tauschmittel, z. B. die Papieridealmünze, entbehrlich gemacht. — Einen auf Sodens Idee gestützten, aber genauer bestimmten und nach Localverhältnissen modificirten Plan einer Nationalhypothekenbank für das ehemalige Königreich Westphalen hat Murhard in seiner Schrift: Ueber Geld und Münze überhaupt und in besondrer Beziehung auf das Königreich Westphalen, (Cassel und Marburg 1809) in Vorschlag gebracht. (Vergl. d. Art. Hypothekarische Creditinstitute.) KM.

† Nationalökonomie. Die Frage: was Wohlstand und Reichthum sey, wie derselbe entstehe und vermehrt werde, hat seit

mehrern Jahrhunderten die denkendsten Köpfe beschäftigt, und ist auf höchst verschiedene Weise beantwortet worden. Den Völkern des Alterthums hat es durchaus an richtigen Begriffen in dieser Hinsicht gefehlt, ihre Gesetzgebung im Innern, ihre Verträge mit dem Auslande und ihre Verwaltung der eroberten Provinzen beweisen ihre gänzliche Unbekanntschaft mit den Urquellen des Nationalreichthums. Mit Verachtung blickten die Römer auf Künste und Gewerbe, nur den Ackerbau schätzten sie; ihre Verordnungen über das Münzwesen sind die schlechtesten von allen. Auch die Völker der neuern Zeit, selbst noch nach der Epoche des Mittelalters, waren hierin nicht viel weiter gekommen; dies beweis't ihre alberne Gesetzgebung hinsichtlich der Juden, des Geldzinses und der Münze. Erst durch die glücklichen Handelsunternehmungen der Portugiesen und Spanier im 15ten Jahrhunderte, durch die lebendige Gewerbthätigkeit der Einwohner von Venedig, Genua, Florenz, Pisa und Flandern, so wie der deutschen Hansestädte in jener Periode, wurden nach und nach die Ideen einiger Philosophen auf die Lehre vom Reichthum geleitet. Italien machte auch hier, wie seit der Epoche des Wiederaufblühens der Cultur in fast allen Zweigen der Wissenschaften und schönen Künste, den Anfang. Im Jahre 1613 erschien von Antonio Serra eine Schrift unter dem Titel: Breve Trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere, worin die productive Kraft der Industrie dargethan werden sollte; aber schon der Titel des Werks deutet auf dessen Irrthümer, denn nur Gold und Silber galten dem Verfasser als Reichthum. Bald nach ihm schrieb Davenzati über Münze und Wechselbriefe, und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts bewies Bandini von Siena mittelst Theorie und Erfahrung, daß von jeher nur in den Ländern Getraidemangel Statt gefunden, deren Regierungen sich in die Versorgung des Volks mit Getraide eingemischt haben. Im Jahre 1750 gab der römische Bankier Belloni eine Schrift über den Handel heraus, welche zwar einen in Wechsel- und Münzsachen erfahrenen Geschäftsmann verräth, aber in Vorurtheilen befangen, hinsichtlich der Handelsbilanz; dennoch ernannte ihn der Papst wegen dieser Schrift zum Marquis. Dagegen suchte Carli in einer andern Abhandlung darzuthun, daß die Handelsbilanz zu nichts führe und nichts beweise. Auch Algarotti, welcher uns besonders durch Voltaire bekannt geworden, schrieb über Nationalökonomie, und was er davon dem Publikum übergeben, zeugt von einem guten Vorrathe positiver Kenntnisse und richtiger Beurtheilung. Im Jahre 1750 erschien von dem durch seine Dialogen über den Getraidehandel berühmt gewordenen Galiani eine Abhandlung über die Münze, welche ausgebreitete Kenntnisse und großes Talent verräth; diese Schrift ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie bereits mehrere Hauptgrundsätze der erst später auf die Bahn gebrachten Smithischen Theorie enthält, unter andern den Satz: daß menschliche Arbeit die einzige Quelle des Werths der Dinge, folglich auch des Reichthums sey. Im Jahre 1764 eröffnete Genovesi in Neapel zuerst einen besondern Lehrvortrag über die Nationalökonomie; seitdem sind in Mailand und fast auf allen deutschen, französischen, englischen und russischen Universitäten Lehrstühle für diese Wissenschaft errichtet worden. — In Spanien haben Alvarez Osorio und Martinez de Mata nationalökonomistische Abhandlungen geschrieben, deren Herausgabe man dem aufgeklärten Patriotismus von Campomanes

(s. d. Art.) verdankt; auch von Moncada, Navareta, Ustariz, Ward und Ulloa sind ähnliche Druckschriften erschienen. Alle diese spanischen Schriftsteller haben, gleich den italienischen in ihren Werken treffliche Ideen an den Tag gelegt, wichtige Thatsachen begründet und schätzbare Berechnungen geliefert; aber außer Stande, ihre Behauptungen auf echte Grundprincipien der Nationalökonomie zu stützen, woran es damals noch mangelte, haben sie häufig in Zweck und Mitteln gefehlt und über die Wissenschaft selbst ein nur unvollkommenes und trügerisches Licht verbreitet. — In Frankreich hat man lange Zeit hindurch die Nationalökonomie blos in Beziehung auf die Finanzen bearbeitet. Der edle Minister Sully erkannte zwar Ackerbau und Handel als die Hauptquellen des Staatseinkommens, aber seine Begriffe darüber waren dunkel und verworren; auch der berühmte Kriegskünstler Vauban, in Trauer versetzt über das Unglück, in welches Ludwigs XIV. Verschwendung Frankreich gestürzt, brachte Mittel in Vorschlag, durch eine gleichmäßigere Vertheilung der öffentlichen Abgaben den Druck der Völker zu erleichtern. Allmählig bildete sich inzwischen unter des großen Colberts Ministerium dasjenige Staatsverwaltungssystem, welches unter dem Namen des mercantilischen (s. d. Art.) allgemein bekannt geworden; dieses System, von wahrem Wohlwollen seines berühmten, für seiner Mitbürger Glück rastlos thätigen Stifters in Ausführung gebracht und nachher fast in allen Staaten nachgeahmt, ist jedoch so wenig mit glücklichem Erfolge gekrönt worden und hat so unselige Resultate hervorgebracht, daß man es mit Recht die schreckliche Geißel des 18ten Jahrhunderts nennen kann. Es ging dasselbe von der täuschenden Voraussetzung aus: edles Metall allein sey Reichthum, und folgerte, daß davon so viel nur möglich ins Land gezogen, das bereits vorhandene aber im Lande erhalten werden müsse. Deshalb schränkte das System die Einfuhr von Gütern ein, wofür man ja Metallmünze weggeben mußte, begünstigte dagegen die Ausfuhr, für die man ja dem Anschein nach immer Metallmünze erhielt, und als Folge davon diejenigen Gewerbe, welche für die Ausfuhr am meisten zu arbeiten schienen, also die städtischen Gewerbe vor den ländlichen, folglich die Manufacturen und den Handel, besonders den auswärtigen; der innere Handel ward nur als ein Mittel begünstigt, durch das man zum Ausfuhr- oder Zwischenhandel gelangen konnte. Es ward diese irrige Ansicht zum Theil durch die Täuschung unterstützt, daß man sah, wie schnell sich oft überhaupt, und noch mehr gerade mit Hülfe des Systems, die Manufacturisten und Kaufleute bereicherten; denn man glaubte nun, durch dies schnelle Reichwerden einer einzelnen Classe von Staatsbürgern müsse die ganze Nation an Reichthum gewinnen. Aus jener Theorie, die nur gar zu dreist und ungeschickt ins Werk gesetzt worden, ging dann hervor die Erschwerung des Handelsverkehrs der eigenen Nation mit Fremden, die Hintansetzung aller übrigen Classen gegen die Classe der Reichen, der Kapitalisten, Kaufleute und Manufacturherren, die Unterdrückung der Colonien in fremden Welttheilen, die Beneidung des Wohlstandes anderer Völker, das Streben nach Begünstigung im auswärtigen Verkehre, die Schließung darauf zielender Handelsverträge und gar mancher blutige Krieg; aber dieser unseligen Wirkungen ungeachtet läßt sich nicht läugnen, daß die rein und entschieden ausgesprochene Aufstellung und durchgängige Einführung des Mercantilsystems das eigentliche Signal gegeben habe zu allen spätern, mit glücklicherm Erfolge gekrönten Untersuchungen über den Nationalreichthum. —

Nach Ludwigs XIV. Tod, während der Regentschaft des Herzogs von Orleans, geriethen in Frankreich die Ideen über Nationalökonomie in gänzliche Verwirrung; Sparsamkeit ward lächerlich und Verschwendung zum Grundsatz erhoben, der Luxus galt sogar als das sicherste Mittel, die Nation zu bereichern. Von dem unglücklichen Zustande, in welchen Frankreich durch Verkennung der echten nationalökonomistischen Grundsätze gestürzt worden, konnte sich dieser Staat während einer langen Friedensepoche nur allmählig wieder erholen. Inzwischen äußerten die Fortschritte, welche zu jener Zeit der menschliche Geist in den Wissenschaften überhaupt machte, auch auf die Nationalökonomie ihren wohlthätigen Einfluß. Montesquieu, der die Gesetze in aller Beziehung zu prüfen unternommen, bemühte sich auch, ihre Wirkungen auf den Nationalwohlstand zu erforschen; in dieser Hinsicht mußte er damit anfangen, die Natur und Quellen des Reichthums zu erörtern, aber leider fehlte es ihm gerade hierüber an richtigen Begriffen; dennoch verdankt man es diesem ausgezeichneten Schriftsteller, die Philosophie in das Gebiet der Gesetzgebung eingeführt zu haben, und eben dadurch hat er auch der Nationalökonomie einen sehr wesentlichen Dienst geleistet. Weil indessen der Reichthum so oft bei den einzelnen Staatsbürgern unter der Gestalt des Geldes (oder vielmehr der Metallmünze) erscheint und fast immer nach Geldeswerth berechnet wird, so hat man, irre geführt durch die Grundsätze des Mercantilsystems, eine lange Zeit hindurch sich verleiten lassen, Geld und Vermögen mit einander zu verwechseln, bis es endlich einem Locke, Hume und besonders Stewart (Inquiry into the principles of political oeconomy, II. Voll. Lond. 1764. 4. übers. Hamb. 1769 — 72 3. Bde.) gelang, die Vorstellungen vom Gelde zu berichtigen und aufzuklären. Dennoch vermochten diese berühmten Schriftsteller durch ihre Untersuchungen dem Gelde nur einen Theil seines bisherigen Ansehns zu nehmen, denn sie selbst waren noch nicht von dem blendenden Irrthume, daß Geld allein wahrer Reichthum sey, ganz zurückgekommen. Nachdrücklicher und mit besserm Erfolge ward dieses System gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts angegriffen und der theoretische Götzendienst des Geldes gleichsam umgestürzt von der staatswirthschaftlichen Schule der französischen Oekonomisten oder Physiokraten (s. Physiokratisches System), an deren Spitze Ludwigs XV. Leibarzt Quesnay (Tableau économique avec son explication, 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain. Paris 1767 — verbessert Iverdun 1768, 6 Bde.) stand. Dieser letztere und nach ihm vorzüglich du Pont, le Trosne, de la Riviere, Turgot, Mirabeau der Aeltere rc. leiteten allen Reichthum von der Natur ab und behaupteten, in den Gütern sey kein anderer Werth enthalten als der, welcher von den in sie verwandelten Erzeugnissen der Natur herrühre. Eine Zeit lang richtete die physiokratische Schule die Blicke von ganz Europa auf sich, und es glückte ihr, die Fehler des Mercantilsystems in ihrer ganzen Blöße darzustellen, aber auf der andern Seite ließ sich ebenfalls nicht verkennen, daß auch ihrer Lehre große Irrthümer zum Grunde lagen, und das Verunglücken von practischen Versuchen, welche ihre Theorie veranlaßte, zog viele Gemüther wieder von derselben ab. Voltaire, welcher recht gut verstand, die lächerliche Seite an jeder Sache zu entdecken, spottete zwar in seinem: Homme aux quarante écus, recht derb über das System der Oekonomisten; aber

er vermochte nicht zu sagen, worin dasselbe eigentlich Unrecht habe. Seit dem Jahre 1760 sind fast alle französische Staatsphilosophen von einigem Rufe mehr oder weniger in die Fußstapfen der Physiokraten getreten; so z. B. Raynal, Condorcet und selbst Condillac; aber nicht blos in Frankreich, sondern auch in Italien und Deutschland, ist der Einfluß dieser Schule auf die Wissenschaft sichtbar geworden. In Italien lehrte Beccaria zuerst in einem zu Mailand gehaltenen öffentlichen Vortrage die eigentlichen Wirkungen der productiven Kapitale, und dessen Freund Verri ist in seinen Meditazioni sulla economia politica mehr als irgend einer seiner Vorgänger den wahren Gesetzen der Entstehung und Vernichtung der Güter nahe gekommen; späterhin im Jahre 1780 sind Verri's Grundsätze von Filangieri in dessen berühmtem Werke über Gesetzgebung weiter ausgeführt und entwickelt worden. In Deutschland haben besonders der letztverstorbene Großherzog von Baden, Iselin, Schlettwein, Mauvillon, Springer, Schmalz und Krug durch ihre Schriften zur Verbreitung der physiokratischen Grundsätze beigetragen. Allein, wie geschickt auch immer das physiokratische System war, die großen Mängel des mercantilischen aufzudecken, so überzeugte man sich doch bald, daß auch jenes in mehrfacher Hinsicht keine volle Befriedigung gewähre. Da trat im Jahre 1776 der Schotte Adam Smith auf und suchte, sich gleichsam in die Mitte stellend zwischen Mercantilisten und Physiokraten, ein System zu begründen, Beider Vorzüge theilend und frei von ihren Fehlern. Der hochgefeierte Britte suchte einen andern Grund des Werths der Güter und des Reichthums auf, als seine Vorgänger, und glaubte ihn zuletzt in der menschlichen Arbeit gefunden zu haben. Von der Erscheinung seines berühmten Werks über den Nationalreichthum (Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations, Lond. 1776, und seitdem öfters von neuem aufgelegt; — ins Deutsche übersetzt von Garve und Dörrien, Breslau 1794, 2te Ausg. 1799. 3 Bde. 8.) hebt eine neue Epoche an in der Literatur der Nationalökonomie. Bis auf den Augenblick, da dieses Werk erschien, hatte man die Lehre von der Natur und den Ursachen des Nationalreichthums gleichsam nur als einen Anhang der Politik oder der Staatswissenschaft betrachtet. Da der Staat Abgaben verlangte und man einsah, daß diese um so leichter und sicherer erhoben werden könnten, je wohlhabender und reicher die Unterthanen wären, so wurde man natürlicher Weise aufmerksam auf die Mittel, wodurch der Reichthum des Volks vermehrt werden kann, und nahm die Lehre von diesen Mitteln in die Staatswissenschaft auf, hauptsächlich aber nur in der Absicht, um den Regierungen eine Anweisung zu geben, wie sie durch Beförderung des Nationalwohlstandes ihre eigene Stärke vermehren können. Diese Anweisung bestand größtentheils in Vorschriften, wie die Regierung gewisse Gewerbe, die man vorzüglich für gewinnbringend hielt, begünstigen und andere einschränken sollte; es war dieselbe mehr ein rhapsodisches Chaos mannigfaltiger, mitunter richtiger Bemerkungen, die man bei Entwicklung der Finanzgrundsätze vorbrachte, als eine wissenschaftliche Auflösung der letzten Ursachen der Entstehung und Vermehrung des Reichthums der Völker. Adam Smith war es, der zuerst die Lehre von den Elementen und Ursachen des Nationalreichthums abgesondert von der Finanz- und Polizeiwissenschaft zu zergliedern unternahm und eben dadurch die Bahn brach zur Gründung einer neuen Wissenschaft. Wird gleich der

Smithischen Theorie in mehrfacher Hinsicht mit Recht der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, und ist sie gleich nicht ganz frei zu sprechen von Irrthümern und Mängeln, so besitzt dieselbe doch unläugbar große Vorzüge vor allen frühern nationalökonomistischen Theorien, und ist der Wahrheit ungleich näher gekommen als sie. — Vor dem Ausbruche der französischen Revolution hatte man in Frankreich zwar Smith längst gepriesen, aber nur wenig gelesen; in jener Epoche vorzüglich ward die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sein Werk geleitet; man brachte eine alte Uebersetzung von Blavel wieder in Gang, bearbeitete und erläuterte das Original von neuem, und war bemüht, dessen Grundsätze zu befolgen. In Deutschland ist Smith oft genannt worden, aber erst die Literatur der neuesten Zeit beweis't, daß man ihn gelesen und gehörig verstanden habe. Bald nach Erscheinung des Smithischen Werks schrieb Büsch (Abhandlung von dem Geldumlaufe in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirthschaft und Handlung, 2 Thle. Hamb. 1780. — 2. Aufl. Hamburg und Kiel, 1800); er hatte Manches von Stewart, aber nicht Alles, benutzt, sprach in der ersten Ausgabe seines Werks von Smith, gestand aber doch in der zweiten, dessen Buch vor jener ersten nicht hinlänglich gelesen zu haben, und gab dann wieder in dieser zweiten neue Beweise, daß er blos darin geblättert habe. Nur etwa Schmalz, der jedoch in der Hauptsache Physiokrat geblieben, gab schöne Beweise seiner Bekanntschaft mit der Smithischen Theorie. Die Periode eines allgemeinen Studiums des Smithischen Werks in Deutschland fängt erst an mit der Erscheinung des Auszugs von Sartorius (Handbuch der Staatswirthschaft zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen nach Ad. Smiths Grundsätzen, Berlin 1796. — 2te veränderte Aufl. unter dem Titel: Von den Elementen des Nationalreichthums und von der Staatswirthschaft nach Smith, Göttingen 1806). Auf dem Wege, welchen Smith eröffnet, ist man seitdem in Frankreich und Deutschland mit gutem Erfolge fortgeschritten. In Frankreich sind es vorzüglich Canard (Principes d'économie politique, Paris 1801, — ins Deutsche übersetzt, Ulm 1806), Garnier (Recherches sur la nature et les causes de la richesse des nations, par Ad. Smith, traduction nouvelle avec des notes et observations, Paris 1802. V. Voll.), Say (Traité d'économie politique ou simple exposé de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses, Paris 1803. 2 Voll. — ins Deutsche übersetzt von L. H. Jakob, Halle 1807. — 2te Aufl. des Orig. Paris 1815. — 3te Aufl. Paris 1817.) und Sismondi (De la richesse commerciale, ou principes d'économie politique appliquée à la législation du Commerce, Paris 1803 (N. Aufl. 1819.) 2 Voll.); in Deutschland Kraus (Staatswirthschaft, nach dessen Tode herausgeg. von H. v. Auerswald, Königsberg 1808. 5 Bde.), Lüder (über Nationalindustrie und Staatswirthschaft nach Adam Smith, Berlin 1800 — 1804. 3 Bde.), Murhard (Ideen über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthschaft, Göttingen 1808.), Sartorius (Staatswirthschaftliche Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthschaft betreffend, Göttingen 1806.), Christian v. Schlözer (Anfangsgründe der Staatswirthschaft oder die Lehre vom Nationalreichthum, Riga 1805 — 1807. 2 Bde.) und Voß (Handbuch der Staatswissenschaft, Leipzig 1798), welche zur Verbreitung und Vervollkommnung der Smithischen

Theorie kräftig beigetragen haben. Insbesondere gebührt Lüder das Verdienst, diese Theorie gereinigt von einzelnen Irrthümern, erläutert durch neue treffende Beispiele und zusammengerückt zu einem leichter zu übersehenden Ganzen, in einer neuen Gestalt dargelegt zu haben. Auch verdient eine kleine Schrift von Fulda (über Nationaleinkommen, Stuttgart, 1805) ausgezeichnet zu werden, worin das physiokratische System mit dem Smithischen in Verbindung gesetzt und gegen viele ungegründete Vorwürfe siegreich vertheidigt wird. — In Großbritannien ist das Smithische Werk wiederholt von neuem aufgelegt und bearbeitet worden, aber die Grundsätze desselben sind dort bisher nur höchst selten zur practischen Ausführung gekommen, und es läßt sich fast behaupten, daß die ganze brittische Gesetzgebung in geradem Widerspruch mit ihnen stehe. — Einen Hauptgegner fand Smith an seinem Landsmann, Lord Lauderdale, dessen Werk (An inquiry into the nature and origin of public wealth and into the means and causes of its increase. Edinb. and Lond. 1804. — ins Deutsche übersetzt, Berlin 1808) nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den gänzlichen Umsturz der Smithischen Lehre. Scharfsinn, aber auch sophistischen Witz, kann man diesem Schriftsteller nicht absprechen, und wenn der letztere, so wie die Anhänglichkeit an eine politische Partei seines Vaterlandes, ihn öfters verblendete und zu Irrthümern verleitete, so ist doch die Verbreitung mancher seiner Ansichten und deren Erörterung der Wissenschaft förderlich gewesen. Insbesondere ist Lauderdale's Angriff auf Smith gegen dessen Ansicht vom Werthe der Dinge und seine Behauptung gerichtet, daß menschliche Arbeit allein einen sichern Maaßstab des Werths abgebe; diese Behauptung ist allerdings ein Flecken in Smiths Theorie und es bleibt immer verdienstlich, darauf aufmerksam gemacht zu haben, denn auch die Sonne hat Flecken, und wer sie zeigt, benimmt ihr nichts von ihrem Glanze. —

† Nationalschuld. Die fundirte Schuld Englands betrug nach dem Bericht des Parlaments vom 1. Febr. 1817 über 900 Millionen Pf. St. mit Einschluß der Schuld von Irland. Die Zinsen beliefen sich auf 32,392,889 Pf., davon erfoderte die englische Schuld allein 27,096,585 Pfd. Das Ausland besitzt nur 18,598,666 Pfd. in den Stocks. Das Uebrige gehört inländischen Gläubigern. Die Verwaltung der Nationalschuld ist der Bank von England (errichtet 1694) anvertrauet (s. d. Art. Londoner Bank); denn das erste Capital der gegenwärtigen Nationalschuld ward der Regierung von der Bank geliehen, und belief sich auf 1,200,000 Pf. Dieser sogenannte Bank-Stock ist bis auf 11,642,400 Pf. St. angewachsen, und bildet die Grundlage des erstaunlichen Gebäudes, auf welchem alle übrige Stocks (die 3. 4. 5. p. C. consolidated Annuities, und die Leibrenten oder terminable Annuities) ruhen. Die schwankende Schuld (floating Debt), der man noch keinen bestimmten Platz in einem jener Stock- oder Schuldfächer angewiesen hat, ist aus den Cassenscheinen (Exchequer Bills) und aus den noch nicht liquidirten und fundirten Schulden entstanden. (Vgl. Jos. Hamilton's Inquiry concerning the national debt, 3te A. Edinb. 1818., so wie die Art. Amortisiren, Exchequer, Fonds und Großbritannien. K.

Nationalvermögen, Nationalreichthum, Volksvermögen, Volksreichthum, ist die Masse der im Besitze der

Bürger eines Staats vorhandenen, sowohl sinnlichen als geistigen Güter. Nicht die Masse von Dingen überhaupt, in deren Besitz ein Volk sich befindet, sondern lediglich die Masse von Gütern, welche dasselbe besitzt, bestimmt die Größe des Volksvermögens. So lange nicht die in einem Lande vorhandenen Dinge von dessen Bewohnern als Güter, d. h. als Mittel zur Beförderung ihrer Zwecke sind anerkannt worden, können diese Dinge weder dem Lande einigen Vortheil gewähren, noch seinen Reichthum befördern. Im Schooße der reichsten Natur, und umringt von ihren Schätzen, bleibt ein Volk arm und dürftig, welches entweder keine Zwecke hat, zu deren Erreichung jene Schätze brauchbar sind, oder dem die Kenntniß fehlt, wie diese Schätze als Mittel zu seinen Zwecken angewandt werden können. Das Bestreben einer Regierung, welche den Nationalreichthum zu befördern wünscht, muß daher nicht sowohl auf die Hervorbringung von Dingen überhaupt, als vielmehr auf die Hervorbringung solcher Dinge gerichtet seyn, welche zugleich Güter sind, und sie muß in dieser Hinsicht durch Gesetze dahin zu wirken suchen, daß auf der einen Seite der Kreis der Zwecke möglichst erweitert werde, zu deren Erreichung die im Besitze des Volks befindlichen Dinge anwendbar sind, und auf der andern Seite die Tauglichkeit dieser Dinge zur Erfüllung bereits bekannter Zwecke immer mehr vom Volke anerkannt werde. K.M.

Natolien, Anadoli, eine türkische Provinz in Asien. S. Osmanisches Reich.

Natrum, ist das feuerbeständige Mineralalkali (s. d. Art. Alkali). In Sibirien, Ungarn und vorzüglich in Aegypten finden sich mehrere Seen, an deren Ufern, wenn sie einzutrocknen anfangen, eine Menge Natrum in Crystallen anschießt. Der Kalksteinboden, der den Seegrund ausmacht, zersetzt nämlich das im Seewasser befindliche Kochsalz, und macht das Natrum frei, das sich dann in Crystallform an feste Körper, als Steine, Schilf, ansetzt. Nafer oder Stadium ist das Metall, welches mit Sauerstoff verbunden das Natrum darstellt.

Naubert (Benedicte), Deutschlands fruchtbarste Romanendichterin, war die Tochter des Doctor Hebenstreit zu Leipzig, und gegen das Jahr 1760 daselbst geboren. Verheirathet an einen Kaufmann in Naumburg, lebte sie in stillbürgerlicher Eingezogenheit bis an ihren Tod 1818 und erfreute die Lesewelt mit einer großen Anzahl geist-, phantasie- und gemüthreicher Romane. Ihr erster Versuch in dieser Gattung war Walther von Montbarry, in welchem die Geschichte der Rosamunde und der Gefangenschaft und Befreiung des Richard Löwenherz mit hoher Darstellungskunst behandelt sind. Diesem folgten Thekla von Thurn, woraus selbst Schiller in seinem Wallenstein manches, sogar wörtlich, benutzte; Amalgunde, Königin von Italien, eine höchst interessante Geschichte aus der ersten christlichen Zeit; Elisabeth, Erbin von Toggenburg, Herrmann von Unna, Conradin von Schwaben, Hatto, Bischof von Mainz, Gebhard, Truchseß von Waldburg und viele andere, von denen wir hier nur noch ihre lieblichen Volksmährchen und ihr letztes Werk: Azaria, zu nennen uns begnügen müssen.

* Naumburg, mit dem Beisatze an der Saale, eine alte, aber ansehnliche Stadt, mit ungefähr 1100 Häusern und 8000 Einwohnern, in einer sehr angenehmen Gegend, unweit des Einflusses

der Unstrut in die Saale, sonst zum thüringischen Kreise des Königreichs Sachsen, jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg des preußischen Herzogthums Sachsen gehörig. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die ungefähr 1028 erbaute Domkirche merkwürdig. Die hiesige Domschule hat immer in gutem Rufe gestanden. Die Einwohner beschäftigen sich mit verschiedenen Fabrikarbeiten, vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei, Seifensieden 2c. und mit Handel. Einige Häuser machen bedeutende Geschäfte im Wollhandel. Es wird jährlich zu Peter Paul eine Messe gehalten, die seit einigen Jahren häufiger besucht wird, auch ist im Jahr 1818 von der preußischen Regierung der Stadt eine zweite oder Wintermesse bewilligt worden, welche den 1. December anfängt. Das hier gewöhnliche jährliche Kinderfest, das Kirschfest genannt, soll durch einen Angriff der Hussiten auf die Stadt im J. 1432 veranlaßt worden seyn. Diese Sage ist von Kotzebue zu dem bekannten Schauspiel benutzt worden. — Das hiesige Stift war ehemals ein Bisthum, welches 1029 von Zeitz hieher verlegt worden war. Nach dem Tode des letzten catholischen Bischofs, des bekannten Julius Pflug (1564) kam die Administration des Stifts an Chursachsen, welches immer die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behauptet hatte. Im J. 1656 wurde es der Seitenlinie des sächsischen Hauses, Sachsen-Zeitz, zugetheilt, nach deren Absterben es, vermöge einer besondern Capitulation, 1726 wieder an Chursachsen kam. Der Sitz der vormaligen Bischöfe war gewöhnlich in Zeitz, des Domcapitels aber in Naumburg. Das vereinigte Stift von Naumburg und Zeitz hatte, wie Merseburg, bis zum Jahr 1814 seine eigene Verfassung, Regierung, Kammer, Consistorium u. s. w. Das Domcapitel besteht aus 21 Mitgliedern, worunter zwei Leipziger Professoren sind. — Der rothe Wein, der in der Gegend um Naumburg wächst, ist gut, und wird zum Theil ausgeführt.

† Navigationsacte. Der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika hat seit kurzem auch eine Navigationsacte bekannt gemacht, die nach dem Muster der englischen eingerichtet ist, und derselben in Allem gleicht. Sie wurde am 1. März 1817 von dem Präsidenten der vereinigten Staaten unterzeichnet, und der 1. Oct. 1817 wurde als der Termin festgesetzt, an welchem sie in Wirksamkeit treten sollte. Die Acte besteht aus sieben Artikeln; in dem ersten derselben ist festgesetzt, daß kein Schiff Waaren oder Producte in die Vereinigten Staaten einführen darf die nicht aus dem Lande stammen, welchem das Schiff angehört. Eine gewisse feindliche Absicht gegen England ist dabei nicht zu verkennen; es läßt sich aber auch mit Grunde erwarten, daß die stets wachsende Seemacht der vereinigten Staaten dadurch noch mehr gewinnen werde. 1.

Nazarener wurden die ersten Christen bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im östlichen Asien christliche Gemeinden, bei denen sich dieser Name erhalten hat. Die schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts in Palästina entstandene Secte der Nazarener glaubte, das jüdische Ceremonialgesetz mit den Vorschriften Jesu vereinigen zu müssen, und hielt sich an ein hebräisches Evangelium des Matthäus. Noch weiter gingen die Ebioniten (Arme, Dürftige) in der Beobachtung des Mosaischen Gesetzes, verwarfen dabei die Briefe des Apostels Paulus und zweifelten an der Gottheit Christi, den sie nur für einen vorzüglichen Menschen hielten. Wie die Nazarener, mit denen die Ebioniten Vaterland und Zeitalter der Entstehung gemein hatten, aber durchaus nicht zu verwechseln

sind, besaßen sie auch ein hebräisches Urevangelium. Beide übrigens unbedeutende Secten scheinen im vierten Jahrhundert erloschen zu seyn. E.

* Neapel, Stadt und Umgebung. Diese Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien gehört ihrer einzigen Lage, ihrer Volksmenge und mannichfacher Schätze wegen zu den herrlichsten Städten der Welt. Prachtvoll am Rande des majestätischen Golfs gelagert, aus dem die Inseln Capri und Ischia in kühnen Umrissen nicht allzufern sich emporheben, rechts vom Vesuv bewacht und bedroht, links in den Arm des Posilip geschmiegt, scheint sie, des Genusses nimmer müde, in den reichen Segnungen zu schwelgen, welche der Himmel auf das glückliche Land herabströmt. Schon die Alten erkannten den Zauber dieser Gegend, und fabelten von dem hier befindlichen Tempel und Grabe einer Sirene, Namens Parthenope; doch deuten Mythus und Benennung wohl nur auf die magischen Reize der jungfräulichen Schönheit dieses Eldorado's. Auch der heutige Neapolitaner ist stolz auf sein Vaterland; er nennt es ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel, oder ruft in seiner patriotischen Begeisterung: Sieh Neapel und stirb dann! (Vedi Napoli e poi muori!) Und wirklich ist kein Erdstrich im Besitz so vieler Vorzüge wie dieser. Die Luft milde, balsamisch und gesund; die Hitze des Sommers gemildert durch die Kühlung des Meeres, dessen blauer Spiegel ewig den Blick anzieht und erfreut, wie sein Schooß reiche Gaben aller Art spendet; die Felder prangend und blühend von Getraide und Wein, der in mahlerischen Gewinden sich um Ulmen und edle Obstbäume rankt; ein reges, betriebsames Volk, kurz Leben und Fülle überall und aller Glanz und Reichthum des Südens entfaltet. Mehr als 350,000 Menschen tummeln sich in den Straßen der Stadt, in welcher Nacht und Tag der rauschende Lärm nicht schweigt; die Straße Toledo die größte und prächtigste unter allen, gleicht einem beständigen Markte, durch dessen Gewühl man sich drängen und stets der Gefahr ausweichen muß, von den blitzschnellen Curricoli (einspännigen Cabriolets) überfahren zu werden. Im Hafen, der übrigens nicht groß ist, wimmelt es von Schiffen aus allen Welttheilen, und der Hafendamm oder Molo ist stets von Menschen voll, die entweder Geschäfte treiben, oder müßig vor einer Pulcinellenbude oder um einen Taschenspieler, oder Sänger und Improvisator versammelt sind. Die vornehme Welt wohnt und bewegt sich, zumal des Abends, in prächtigen Wagen in den längs dem Meere sich erstrekkenden Straßen S. Lucia und Chiaja; namentlich ist letztere reich an stattlichen Palästen, vor denen unmittelbar am Meere Villa reale, ein königlicher Garten, sich hinzieht, den unter andern die berühmte Gruppe des Farnesischen Stieres schmückt. Die Aussicht von hier über das Meer hin nach dem Vesuv und den Küsten von Sorrento ist einzig. Aber auch nur die Natur und die Regsamkeit des gegenwärtigen frischen Lebens nebst den mancherlei Denkmalen eines verflossenen macht Neapel und seine Umgebung so bezaubernd; der sinnige Reisende, der, von Florenz und Rom kommend, dort die Wunder der Kunst und die in ihren Trümmern noch großen Monumente einer stolzen Vergangenheit beschaut hat, findet hier nur sparsame Anregungen, aber desto häufigere Beleidigungen seines Gefühles für Schönheit und Kunst. Die üppige Triebkraft der Natur scheint hier auch dem Styl der Kunst sich mitgetheilt und denselben zu Ausartung und Uebertreibung angeregt zu haben. Dies gilt

namentlich von der Baukunst; wir kennen kein bedeutendes Gebäude in Neapel, das nicht mehr oder minder von außen wie von innen durch Ueberladung, Schnörkeleien und andere unangemessene Zuthaten den entarteten Geschmack verriethe, oder im Gegentheile durch Kahlheit, Nüchternheit und Einförmigkeit das Gepräge der Bedeutungslosigkeit an der Stirn trüge. Nicht glücklicher sind Bildhauerkunst und Mahlerei; größere Gunst ward der Musik, der es hier nie an geweihten Priestern fehlte, doch ist uns seit Paesiello's Tode († 1816) kein namhafter bekannt. Jene trefflichen Zierden Roms, die Obelisken und Springbrunnen, erscheinen hier in fratzenhafter Nachbildung; statt der ersten sogenannte Agulie, wunderliche, überladene Zwitterformen von Säule, Obelisk und Pyramide, statt der letzten kleinlich und geschmacklos verzierte Brunnen, den römischen auch nicht von ferne vergleichbar. Ja selbst die öffentlichen Inschriften, namentlich die aus der spanischen Zeit, zeugen von dem übertriebensten Style und sind mit orientalischem Schwulste abgefaßt. Nach dieser Bemerkung wenden wir uns zu einer nähern Ansicht der Stadt, jedoch nur Bedeutendes aushebend und für das übrige den Wißbegierigen auf ausführliche Beschreibungen verweisend (z. B. Napoli antica e moderna di Romanelli, 1815, 3 Vol.). Unter den 300 Kirchen in Neapel, von denen keine einzige sich durch ihre Bauart empfiehlt, steht oben an die des heil. Januar oder der Dom. Sie ward nach der Zeichnung des Nicolo Pisano im J. 1299 erbauet, doch hat man sich bemüht, ihren gothischen Character so viel als möglich auszutilgen. In einer unterirrdischen Capelle unter dem Chor ruht der Leichnam des Heiligen; sein Blut wird in der prächtigen Capelle des Schatzes aufbewahrt, die durch vier Altargemählde von Domenichino geschmückt ist. Für die schönste Kirche in Neapel hält man il Gesu nuovo; wenigstens hat sie die beste Kuppel, doch ist auch sie mit sinnlosen Zierrathen überladen. Die Kirche des reichen Frauenklosters S. Chiara gleicht eher einem Ballsaal als einem Tempel; ehemals besaß sie Freskobilder von Giotto, die jetzt verschwunden sind. S. Domenico ist groß, S. Filippo Neri reich an Marmor und Mahlereien, S. Paolo maggiore zeigt an seiner Vorderseite noch Reste eines ehemaligen Tempels des Castor und Pollux, bewundert wird SS. Apostoli. Allein, aber durch Sannazars Grabmahl geweiht, ist die von ihm gestiftete Kirche S. Maria del Parto in Mergellina. Wir erwähnen zuletzt noch der Carthause S. Martino, die auf einem Berge unter dem Castell S. Elmo liegt, der herrlichsten Aussicht genießt, und jetzt die Wohnung der Invaliden ist. Das ganze Gebäude ist überaus prächtig, und die Kirche kostbar geschmückt vor allen andern. Ueber der Carthause liegt das Schloß S. Elmo, welches die ganze Stadt beherrscht und mit seinen Kanonen jede frevelnde Bewegung der Lazzaroni zur Ruhe verweis't. Aber auch gegen äußere Feinde ist Neapel gesichert, besonders nach dem Meere zu; denn östlich erhebt sich das Castello nuovo, westlich erstreckt sich auf einem Felsen Castell dell' Uovo (so von seiner eiförmigen Gestalt genannt) in das Meer. Unter den Palästen zeichnet sich das königliche Schloß durch seine ziemlich edle Bauart vortheilhaft aus; ein anderer königlicher Palast zu Capo di Monte ist unvollendet, enthält aber viele Gemählde und andere Kunstsachen. Die alte Residenz der Beherrscher Neapels, la Vicaria, ist jetzt der Sitz des Tribunals, mehrerer Dicasterien und Gefängnisse. Unter den übrigen Palästen nennen wir noch Madda-

loni, Fancavilla, Gravina, Tarsia, welcher letztere eine ansehnliche, auch dem Publicum geöffnete Bibliothek besitzt, und uns zu den Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Neapel überführt. Die bedeutendsten Sammlungen enthält das Gebäude degli Studj, dessen untere Räume die antiken Statuen einnehmen, aus deren Menge wir blos den Farnesischen Hercules, die Farnesische Flora, die Ritterstatuen der beiden Balbus, die Venus καλλιπυγος (aux belles fesses) und einen trefflichen Aristides namhaft machen. Im zweiten Stockwerk befindet sich eine bedeutende Sammlung hetrurischer Vasen, eine Gemähldegallerie und die königliche Bibliothek. Die Universität ist — als Gebäude bedeutend, aber die wissenschaftliche Bildung der Studierenden scheint daselbst eben nicht vorzüglich zu gedeihen. Auch sie besitzt manche gute Sammlung, z. B. eine mineralogische; der botanische Garten hebt sich immer mehr und mehr. In Hinsicht der Anzahl frommer und wohlthätiger Stiftungen kann sich schwerlich eine andere Stadt mit Neapel messen; denn sie beläuft sich auf sechzig. Unter diesen sind zwei große Spitäler: degli Incurabili, wo übrigens Kranke aller Art aufgenommen werden, und della Sta. Annunziata, welches sehr reich ist und meistentheils Findlinge, weibliche Büßende ꝛc. aufnimmt und versorgt. Außerdem sind noch fünf Spitäler, viele fromme Brüderschaften und mehrere Conservatorien vorhanden, welche letztere eine Zeit lang die berühmten Pflanzschulen der Musik für ganz Europa waren. Das Albergo de' Poveri gehört zu den größten Gebäuden dieser Art. Wenn demnach der Ernst des Lebens unter dem regsamen Volke seine Rechte behauptet, um wie viel mehr wird erst der Freude gehuldigt werden? Allerdings aber nicht in eigens errichteten Tempeln, denn Leben und Lust herrschen dort überall und Genuß ist die allgemeine Losung. Für das müßige Volk fehlt es nirgend an Kurzweil, Pulcinellen, Musik, Orangen, Maiskuchen und einem Plätzchen sich hinzustrecken und auszuschlafen, denn der Reiz des Far niente ist groß. Für die gebildeten Stände gibt es vier Theater, unter welchen S. Carlo, das größte, im J. 1815 abgebrannt, aber wieder aus seinen Trümmern prächtig erbaut ist; bei voller Beleuchtung gewährt das Haus einen zauberischen Anblick. Außerdem bestehen noch Teatro nuovo, de' Fiorentini und S. Carlino. Sie sind sämmtlich in Hinsicht auf Musik und Darstellung kaum mittelmäßig zu nennen, doch die Ballette glänzend. In keiner andern italienischen Stadt sind die Zuschauer während des Stückes so laut, aber auch nirgends stiller und andächtiger bei Lieblingsarien, wie hier. — Der Adel ist größtentheils reich und prachtliebend, unter den Bürgern herrscht Wohlstand, und die völlig unbemittelten der untersten Volksclasse oder die Lazzaroni sind in der Regel so mäßig, daß sie bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel mit dem geringsten Erwerbe oder Almosen bequem und sorglos den Tag verleben, etwas noch für divertimenti auf dem Molo erübrigen, und wenn sie kein anderes Obdach haben, der Milde des Clima's vertrauen und unter dem Portal eines Palastes oder Porticus einer Kirche die Nacht zubringen können. Manufacturen und Fabriken sind im Verhältnisse zur Anzahl der Einwohner unbedeutend; auch der Handel könnte für die Lage des Orts sich auf einer höhern Stufe befinden. Frauenschönheit gehört in Neapel zu den größten Seltenheiten, desto edler und kräftiger ist die Bildung der Männer, besonders in den Jahren der Reife. Der Character des Volks ist übrigens nicht so arg, als manche Reisende ihn

geschildert haben. Im Ganzen herrscht viel Gutmüthigkeit, drollige Treuherzigkeit und nachahmenswerthe Mäßigkeit; bei aller Leidenschaftlichkeit hört man nur selten von Ermordungen. Die Unsittlichkeit ist hier nicht größer als in andern Hauptstädten, und der Hang zur Trägheit wie zum Genusse findet seinen Grund und seine Entschuldigung in der Natur des Südens:

> Das Land der Reize, Lust und üpp'gen Fülle
> Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.
>
> Tasso's befr. Jerus. I. 62.

Neapels Umgebung ist reich an Wundern der Natur, Kunst und unzähligen Ueberresten des Alterthums. Wir beginnen unsere Wanderung von der Abendseite der Stadt, wo der Bergrücken des Posilippo sich hinzieht. Seiner Schönheit, bei deren Anblick aller Gram schweigt, soll er den Namen verdanken (απο της παυσεως της λυπης). Merkwürdig ist die Grotte desselben, oder ein gewölbter, durch ihn geführter, wohl tausend Schritt langer dunkler Weg, dessen die Alten öfter erwähnen, den aber Alfons I. erweitern, und der Vicekönig Peter von Toledo pflastern ließ. Ueber derselben liegt in einem Garten das sogenannte Grabmal des Virgil, ein Columbarium mit mehreren Nischen, worin sonst Urnen gestanden. Der Lorbeer, der ehedem darauf grünte, aber sein Laub jedem Reisenden preis geben mußte, ist ausgegangen. Den Weg durch die Grotte des Posilippo verfolgend gelangt man bald an den See von Agnano, der mahlerisch von Bergen eingeschlossen wird, unter welchen derjenige, auf welchem das Kloster Camaldoli liegt, der höchste ist. Die Aussicht von dieser Höhe, die niemand zu ersteigen unterlasse, erstreckt sich über die ganze Campania Felix weit hinaus über die Inseln und das Meer, und gehört unstreitig zu den erhabensten, reichsten und entzückendsten der Welt. Der Agnaner See besitzt die Eigenschaft, an einzelnen Stellen aufzuwallen, ohne jedoch heiß zu seyn. Im Sommer, wo aller Hanf der ganzen Nachbarschaft in seinem Wasser geröstet wird, ist die Luft hier äußerst ungesund. An seinen Ufern befinden sich ferner die Schwitzbäder von S. Germano, verschiedene Gewölbe, in welchen ein schwefeliger Dunst aus der Erde emporsteigt, und die berühmte Hundsgrotte (Grotta del cane), deren Boden eine Schicht von kohlensaurer Luft bedeckt, in welche die Führer gewöhnlich einen Hund tauchen, und ihn dann, wann er eben ersticken will, hervorziehen und an der freien Luft wieder zu sich kommen lassen. Durch einen Hohlweg kommt man von hier in ein anderes, wildes, von den leukogäischen Felsen umschlossenes Thal. Am Fuße dieser Berge trifft man die Acqua delle Pisciarelle, ein mit Geräusch aus dem Boden hervorquellendes, schwefelhaltiges, sehr warmes Wasser. Von der andern Seite der Felsen liegt die Solfatara (Forum Vulcani, Campi Phlegraei), ein höchst merkwürdiges vulkanisches Thal. Wahrscheinlich ist einst ein feuerspeiender Berg hier zusammengestürzt, aber nicht völlig erloschen. Unter dem Boden, der mit einer weißlichen Thonerde bedeckt ist und beim Auftreten erzittert, ist alles hohl; aus allen Löchern und Ritzen dringen dichte Schwefeldämpfe hervor, die im Finstern leuchten sollen; der Ansatz des natürlichen Schwefels mit bunten, schillernden Farben an dem wilden Gestein erhöht vollends das Grausige dieser Gegend. Wie man sie aber verläßt und sich gen Pozzuoli wendet, wird man wieder durch alle Reize südlicher Fluren und den Anblick des Meeres

entschädigt. Man nähert sich Pozzuoli auf den Resten einer alten Straße und bewundert unterweges manches Ueberbleibsel ehemaliger Pracht, namentlich die Ruinen einer Piscina (gemeinhin Labyrinth genannt), eines großen Amphitheaters, und der Thermen. Die alte Via Campana ist zu beiden Seiten mit den mahlerischen Trümmern alter Grabmäler eingefaßt, die größtentheils aus Columbarien bestehen und noch Spuren von Mahlerei aufweisen. Die Stadt Pozzuoli liegt auf einer kleinen Halbinsel und zählt ungefähr 10,000 Einwohner. Der Dom war einst ein dem August geweihter Tempel und enthält noch mehrere antike Säulen; von einer Statue des Tiberius hat sich blos der überaus schöne Piedestal auf dem Markte erhalten. Bei weitem das schönste Andenken an das römische Alterthum zu Pozzuoli machen die Ruinen eines Tempels des Jupiter Serapis aus, der unter Domitian erbaut wurde. Nur drei Säulen von Cipollinmarmor stehen noch aufrecht und schauen über ein Chaos schöner Bruchstücke traurig hin. Die sogenannte Brücke des Caligula im Hafen zu Pozzuoli besteht aus einer Reihe von Pfeilern, die aus der See hervorragen und wahrscheinlich Trümmer eines Molo sind. Von der andern Seite der Stadt liegt der Monte Barbaro (der ehemals wegen seiner köstlichen Weine berühmte Mons Gaurus), an dessen Fuß Cicero's Akademie und Cumanum standen. An diesen reiht sich der Monte nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entstand und das nahe liegende Dorf Tripergole ganz zu Grunde richtete. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der benachbarte Lucriner-See, dessen Austern und Fische bei den leckern Alten in so hohem Ansehen standen, fast ganz verschüttet, so daß er jetzt nur einen kleinen Teich ausmacht. Unfern von hier sind die Schwitzbäder von Tritola, auch Stufe di Nerone genannt, eine Reihe von Grotten, die ein erstickend heißer Dunst erfüllt, wohin viele Kranke aus Neapel wallfahrten. Durch die Höhle der cumanischen Sibylle, deren Virgil erwähnt, gelangt man vom Lucriner an den Averner See, der ein rundes, von waldigen Hügeln umfaßtes Becken darstellt, welches wahrscheinlich der Krater eines ausgelöschten Vulkans ist. Verfolgt man den Weg, längs dem Puzzolanischen Meerbusen, so kommt man nach Baja, dem bei den Römern so hochgefeierten Bajä, dessen Herrlichkeiten die alten Dichter nicht genug zu erheben wußten. Noch haben sich hier mehrere Ruinen erhalten, die nicht sowohl Tempel, wofür man sie ausgibt, als vielmehr Reste der berühmten Thermen zu seyn scheinen. In der Nähe liegt der Lago di Fusaro, der in dieser mythenreichen Gegend den Alten der Acheron war (Acherusia palus bei Virgil), und in der Gegend zwischen diesem und dem Avernus Cuma, nur wenig Spuren des alten Cumä noch aufweisend. Zwischen Baja und dem Dorfe Bacola (das Bauli der Alten) trifft man auf die Piscina mirabile, merkwürdige Reste eines alten Wasserbehältnisses und die sogenannten Cento Camerelle (hundert Kammern) eine Reihe von 12 bis 13 unterirdischen Gemächern, die höchstwahrscheinlich zur Grundlage eines großen Gebäudes gehörten. Seitwärts von Bacola liegt ein See, Mare morto genannt und nur durch eine schmale Enge mit dem Meere zusammenhängend, an dessen Ufer man die elysäischen Felder verlegte. An der östlichen Spitze des Golfs von Pozzuoli endlich liegt Capo Miseno, wo ehemals eine Stadt war und jetzt die räthselhafte Grotta Dragonara das erheblichste ist. — Zwischen Cumo und dem Fluß Vulturno

zeigt man noch an einem großen Sumpfe, Lago di Patria, einen Thurm, Torre di Patria genannt, den man für das Grabmal Scipio's des Afrikaners hält. Wir wenden uns jetzt nach der Ostseite Neapels, und betreten den Weg, der zum Vesuv, nach Herculanum und Pompeji führt (man s. diese Art.). Wir verweilen indeß nur in dem drei Miglien von Neapel entfernten Lustschloß Portici, dessen Bauart höchst geschmacklos und obenein unhaltbar ist; lächerlich war der Einfall, die Heerstraße mitten durch den Hof gehen zu lassen. Merkwürdig ist hier die in 16 Zimmern enthaltene Sammlung von mehr als 1500 herculanischen Wandgemählden; wahrscheinlich werden auch die andern aus Herculanum gewonnenen Schätze des Alterthums jetzt aus Sicilien, wohin man sie vor der französischen Besitznahme geflüchtet hatte, zurückgekehrt seyn. In Caserta hat Carl III. ein prächtigeres Schloß durch Vanvitelli erbauen lassen das zwar durch seine Größe imponirt, aber mit seiner geistlosen Gleichförmigkeit eher einem Hospital und einer Caserne, als einer fürstlichen Wohnung gleicht. Herrlich ist die Lage; einzig in ihrer Art und dem kühnsten Römerwerke vergleichbar ist die berühmte Wasserleitung (Aquedotto Carolino), welche zwölf Meilen weit das Wasser vom Monte Taburno nach Caserta bringt. Wenn das Land um Neapel einem blühenden Wundergarten zu vergleichen ist, so ist auch das Meer hier reicher als sonst irgendwo mit heiligen Reizen ausgestattet. Eine Fahrt im Golf von Neapel längs der Küste oder nach den Inseln gehört zu den herrlichsten Genüssen der ganzen italienischen Reise. Capri, welches so wunderbar den Blick fesselt, ist entfernter (s. d. Art.); bequem zu nähern Ausflügen liegen die kleinen Inseln Lazaretto und Nisida, und unfern von Baja und Miseno Procida und Ischia. Wem wäre dies romantische Eiland durch den Titan J. Pauls nicht vertraut und werth! Und gewiß, der phantasiereiche Dichter konnte als Scene für den glänzendsten Theil seines Romans keine reizendere Stätte ersinnen als hier die Wirklichkeit gewährt. Vignen, Gärten, Haine und Dörfer wechseln freundlich mit einander ab; in ihrer Mitte erhebt sich majestätisch der Berg Epomeo oder Nicolo, vormals ein Vulkan; doch seit dem Jahr 1302 hat er den Frieden der schönen Insel nicht gestört. Kranke finden in den hiesigen Bädern Genesung, wie überhaupt jeder nicht ganz Unempfängliche von hier und dem festen Lande eine Fülle von Erquickung und einen Bilderreichthum mitnimmt, die ihm den Aufenthalt zu Neapel und in dessen Umgebung ewig unvergeßlich machen. xx.

Nebelsterne, Nebelflecke, sind gewisse, einem weißen Wölkchen ähnliche kleine Flecke, die man am gestirnten Himmel wahrnimmt und die durch das Fernrohr betrachtet, eine dreifache Verschiedenheit zeigen. Es sind entweder einzelne in Nebel gehüllte Sterne, oder sie werden aus kleinen Sterhaufen gebildet, oder sie zeigen nichts als einen lichtähnlich schimmernden Nebel. Dies sind die eigentlichen Nebelsterne, welche die Astronomen für Fixsternsysteme halten, deren es unzählige in dem unermeßlichen Weltenraume geben mag. Herschel will nicht alle für Sterngruppen gehalten wissen. Man kennt ihrer ein Paar tausend.

Nebensonnen, Nebenmonde, eine Lufterscheinung, wenn neben der Sonne oder dem Monde noch mehrere Abbilder derselben erscheinen. S. Meteor.

Nebenwohner nennt man die Bewohner solcher Oerter

auf der Erde, die unter gleichen Breiten, aber unter entgegengesetzten Meridianen liegen. Sie haben einerlei Jahreszeiten, aber entgegengesetzte Tageszeiten.

Necho oder Neko, einer der berühmtesten ägyptischen Könige, um das Jahr 600 vor Chr. Geb. Er machte sich berühmt vorzüglich durch seinen Versuch, das mittelländische Meer mit dem rothen durch einen Canal zu verbinden, was ihm jedoch mißlang. Nach einer alten Nachricht, die wir bei Herodot finden, sollen die Aegypter unter seiner Regierung Afrika umsegelt haben. Auch als Krieger war er anfangs glücklich und unterwarf sich Syrien und Palästina; aber er wurde in der Folge von Nebukadnezar besiegt und verlor seine Eroberungen sämmtlich wieder.

Neckarweine, deren Vaterland die vom Neckar durchströmten Landschaften sind, sind leichte, gesunde und wohlschmeckende Weine. Die besten Sorten wachsen im Würtembergischen, im Badischen und der Unterpfalz, namentlich im Affenthal, bei Baaden, Durlach, Eyburg, Gretzingen, Mundelsheim im Neckarthal, Remsthal, bei Stuttgart, Sulzberg, Wangen und Weinsberg.

Neefe (Christ. Gottlob), ein zu seiner Zeit geschätzter Componist und Musikdirector. Er war gebürtig von Chemnitz, (geb. 1748) und studirte in Leipzig Jurisprudenz, womit er unter Hiller Musik verband. Letzteres Studium zog in der Folge allein seine Neigung an, besonders da ihn Hiller in derselben ermunterte. Hierauf kam er zurück nach Leipzig, machte mehrere Versuche in der komischen Operette, welche damals auf der deutschen Bühne Eingang fand, und componirte einige Sammlungen Lieder, worunter eine Melodien zu Klopstockschen Oden (1776) enthält. Nachdem er Leipzig verließ, wurde er bei der Großmannschen Operngesellschaft Musikdirector der herzoglich Dessauischen Gesellschaft. Er hat einige musikalische Abhandlungen in verschiedene Journale geschrieben.

† Negativ. Negative und positive Größen in der Mathematik sind solche, welche einander in so fern entgegengesetzt sind, als sie auf die einander entgegengesetzten Seiten des Indifferenzpunktes fallen. Der Indifferenzpunkt der Reihe aller möglichen Zahlen ist 0. Drückt man nun z. B. die Activschulden und die Passivschulden einer Person in Zahlen aus; so fallen jene auf die eine, diese auf die andere Seite der Null, jene sind positive, diese negative Größen. Denkt man sich einen Winkel, dessen einer Schenkel um den Punkt der Winkelspitze herum beweglich ist; so lassen sich durch dessen Bewegung alle im Flächenraume mögliche Winkelgrößen darstellen. Der Indifferenzpunkt dieser Größenreihe ist der Zusammenfall beider Schenkel in eine gerade Linie. Auf beiden Seiten desselben (auf beiden Seiten des unbeweglichen Schenkels) werden nun Winkel durch die Drehung des beweglichen Schenkels dargestellt, und in der Mathematik oft als positive und negative Größen betrachtet. Ueberhaupt wird ein Winkel bald als hervorspringend, bald als hohl angesehen, und nach Graden ausgemessen. Die Grade der Höhlung und die Grade des Vorsprungs bedingen einander wechselseitig; 45° Höhlung geben auf der entgegengesetzten Seite 315° Vorsprung (angle saillant). Eine geschlossene, geradlinige und gezackte Figur z. B. hat innere und äußere Winkel, und wo in der Mathematik von beiden die Rede ist, da nennt man, oft nach willkührlicher Annahme, die eine Art positive, die andere negative Winkel, und bezeichnet sie mit + und — (plus und minus), um sie in der Vergleichung nicht

zu verwechseln. In demselben Verhältnisse stehen in der Mechanik Last und Kraft (am Hebel), in der Statik Druck und Widerstand ꝛc. Die höhere Arithmetik dehnt die Lehre von den vier Rechnungsspecies, Addition, Subtraction, Multiplication und Division, auf die Rechnung mit positiven und negativen Größen aus, welches denn das Hauptfundament der sogenannten Buchstabenrechenkunst ausmacht. Die ganze fruchtbare Lehre von den vier Rechnungsspecies mit Größen verschiedener Zeichen ist in folgenden allgemeinen Formeln enthalten: $(+a) + (-b) = a - b$. $(-a) + (+b) = b - a$. $(+a) - (-b) = a + b$. $(-a) - (+b) = -(a + b)$. Ferner: $+a \times -b = -(a \times b) + a : -b = -(a : b)$. Sind hingegen in der Aufgabe die Zeichen gleich; so ist die Addition ganz wie in der gemeinen Rechenkunst, und das Aggregat (die Summe) behält das Zeichen beider Größen. Eben so in der Subtraction, wenn das Kleinere von dem Größeren subtrahirt werden muß. Ist das Größere von dem Kleineren zu subtrahiren; so sucht man blos nach der gemeinen Rechenkunst die Differenz ohne Rücksicht auf die Zeichen, und gibt ihr dann das entgegengesetzte. In der Multiplication und Division geben gleiche Zeichen das Product und den Quotienten allezeit positiv. Sind die Zeichen +, so ist dies von selbst klar, sind sie —, so folgt es aus dem strengen Begriffe der Multiplication und Division, nach welchem eine verneinte Größe mit einer verneinten multipliciren oder dividiren nichts anders heißen kann, als jene mit dieser unter Aufhebung der Verneinung multipliciren oder dividiren. Die Vergleichung dieser Lehren der höheren Arithmetik mit denen der gemeinen Rechenkunst ist geeignet, über das Wesen der Begriffe von Satz und Gegensatz, von Wechselbedingung und von Relativität die Philosophie aufzuklären, welche überhaupt in der neueren Zeit um so leichter in das Leere sich verirrt, je mehr sie von der Methode der Mathesis sich entfernt. A. Mnr.

Nehemiah, ein vornehmer und frommer Hebräer, der in der Gefangenschaft geboren, aber von Artaxerxes Longimanus zum Mundschenken ernannt worden war. Er benutzte seinen Einfluß zum Vortheil seiner unglücklichen Landsleute, deren Wohlthäter er ward. Auf seine Bitte ward er als Statthalter nach Jerusalem geschickt, mit dem Auftrage, die Mauern und Thore bei dieser Stadt wieder aufbauen zu lassen. Nicht ohne Schwierigkeiten, die theils aus der Armuth der niedern Volksclassen, theils aus den Gegenwirkungen der Moabiter und Ammoniter hervorgingen, erreichte er seinen Zweck binnen zweiundfünfzig Tagen. Darauf traf er Maaßregeln, die Stadt mit mehr Einwohnern zu bevölkern und wieder zu ihrem vorigen Glanz zu erheben, was ihm ebenfalls wohl gelang. Auch traf er viele andere nützliche Einrichtungen. Nachrichten darüber gab er selbst in einem Buche, welches von jeher zum jüdischen Canon gerechnet worden ist und als eine Fortsetzung der im Buche Esra enthaltenen Erzählung anzusehen ist. Es umfaßt einen Zeitraum von 49 Jahren.

Neipperg (Graf), kaiserlich österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, hat sich sowohl durch diplomatische Verhandlungen als durch Waffenthaten in den letzten italienischen Feldzügen ausgezeichnet. Am 11. Jan. 1814 schloß er mit Murat, damaligem König von Neapel, eine Off- und Defensiv-Allianz ab, durch welche sich letzterer verbindlich machte, mit einer Armee von 30,000 Mann die Alliirten zu unterstützen. Im Feldzuge von 1815 commandirte er eine Division

gegen Murat und trug zu dem glänzenden Ausgange dieses kurzen Feldzugs durch die Klugheit seiner Dispositionen wesentlich bei. Nach der Besitznahme der Hauptstadt wurde er vom Obergeneral Grafen Bianchi zum Commandanten von Neapel ernannt, jedoch bald nachher zu dem österreichischen Corps, welches das südliche Frankreich besetzt hatte, versetzt. Er zeichnete sich hier durch energische Maaßregeln aus; so ließ er in Nimes und der Umgegend die ganze Bevölkerung entwaffnen. Späterhin wurde Neipperg nach Parma zur Erzherzogin Marie Louise abgeordnet.

Neisse, schlesisches Fürstenthum, wovon der größere Theil preußisch ist, und zu dem Regierungsbezirke Oppeln, der kleinere Theil zum österreichischen Schlesien gehört. Der jedesmalige Bischof von Breslau besitzt dieses Fürstenthum als Standesherrschaft. Die Hauptstadt, welche gleichfalls Neisse heißt, liegt in dem preußischen Antheile dieses Fürstenthums, und ist eine der wichtigsten Festungen des preußischen Staates, am linken Ufer der Neisse gelegen, wo sie die Biela aufnimmt. Die Friedrichsstadt zwischen der eigentlichen Festung und dem Fort Preußen ist allein königlich, die ganze übrige Stadt aber bischöflich. Ganz Neisse enthält 600 Häuser und 7800 Einwohner. Die Festungswerke sind sehr weitläuftig, und werden hauptsächlich wegen ihrer vortrefflichen Wassergräben für die stärksten in Schlesien gehalten; auch kann durch eine Schleuse die umliegende Gegend unter Wasser gesetzt werden. Das Fort Preußen und eine kasemattirte Batterie, die mit der Festung verbunden sind, beherrschen die Höhe jenseits der Neisse vollkommen. Unter den fünf catholischen Kirchen der Stadt ist die Stadtpfarrkirche die merkwürdigste. Sie hat ein majestätisch hohes Gewölbe, welches auf ungewöhnlich dünnen Pfeilern ruht, und enthält verschiedene gute Gemählde. Die inwendig al Fresco gemahlte Kreuzkirche enthält ebenfalls gute Gemählde. Auch das vormalige Jesuiten-Collegium ist ein schönes Gebäude. Man findet ferner hier ein fürstbischöfliches Schloß, ein catholisches Gymnasium, die fürstbischöfliche Mediatregierung, eine evangelische Kirche, ein ansehnliches Hospital und sechs Kasernen. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in einem starken Gemüsebau, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, und Handel mit Garn, Getraide und Wolle. Unter den zahlreichen Handwerkern befinden sich auch viele Leinweber, Tuchmacher und Strumpfstricker.

Nepaul oder Nepal, ein asiatisches Land, welches man gewöhnlich zu Hindostan rechnet, und erst durch die neuesten Kriege mit dem Rajah oder Beherrscher desselben bekannter geworden ist, welche die Britten von ihren ostindischen Besitzungen aus gegen denselben geführt haben. Der Rajah wurde 1815 von dem brittischen General Sir David Ochterloup überrascht, welcher schon am 28. Februar vor Mukwampoor, der Hauptfestung der Nepalesen, erschien. Sie wichen, wollten zwar am 29sten die aufgegebenen wichtigen Anhöhen wieder nehmen, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen, und am folgenden Tage eroberte die brittische Armee die Vormauer von Mukwampoor, das Fort Hurriapor, mit Sturm. Durch dieses schnelle Vordringen beendigte der General Ochterloup einen Feldzug, dessen Erfolg bei den unter den brittischen Truppen herrschenden Krankheiten zweideutig schien, und nöthigte den Rajah, Mahara, Sah Bikam Sah, sich zu dem schon früher von seinem Bruder unterzeichneten Frieden, den er aber bisher nicht hatte ratificiren wollen, zu bequemen, wodurch die Kette von Forts an der südlichen Grenze nebst mehreren Districten an

die ostindische Compagnie abgetreten und derselben die Marschroute durch Nepal nach China verstattet wurde. Auch versprach der Rajah, nie weder Europäer noch Nordamerikaner in seine Dienste zu nehmen. Der Rajah von Nepaul besitzt auch noch die Ghorkaländer, welche eigentlich das Stammland der jetzt regierenden Dynastie sind, denn bis 1768 stand Nepaul unter verschiedenen Newarfürsten, denen aber durch die Ghorkafürsten die Herrschaft entrissen wurde. Nepaul selbst ist ein 4000 Fuß hohes angenehmes Alpenland zwischen zwei gegen Norden und gegen Süden mit einander parallel laufenden Gebirgen, und grenzt gegen Norden und Osten an Tibet und gegen Süden und Westen an die brittischen Besitzungen in Hindostan, zur Präsidentschaft Calcutta gehörig, und an Rasbutenfürstenthümer. Da es von allen Seiten mit Gebirgen (gegen Norden zieht sich besonders das Himalaygebirge, welches man für das höchste auf der Erde hält) umgeben ist, so kann man nur durch Gebirgspässe in dieses Land eindringen. Diese Abgeschiedenheit von den übrigen Ländern ist daher auch die Ursache gewesen, daß bisher dies Land den Europäern so wenig bekannt war. Man braucht von der bengalischen Ebene von Behar aus drei bis vier Tagereisen, die Gränzgebirge zu ersteigen. Dann gelangt man zu dem Hochpasse, von welchem aus man das Thalland von Nepaul, die reichste Schweizerlandschaft, erblickt. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert, das Clima heiter und gesund, im Sommer, wenn die Sonne von den hohen Gebirgen abprallt, sehr heiß. Der Winter bringt wenig Frost. Nie weht der Nordwind in diesen Thälern. Die Jahreszeiten sind dieselben, wie im höhern Hindostan; nur fangen die Regen früher an. Die Producte sind: indische Hausthiere, vortrefflicher Honig, Reiß, Ingwer, Spezereien, Oel, Baumwolle, Kupfer, Eisen, Jaspis, Marmor und Bergkrystall. Die Hauptclassen der Einwohner bestehen aus Hindus und Newars, welche letzteren wahrscheinlich von mongholischer oder chinesischer Abkunft sind. Außer diesen beiden Hauptclassen gibt es noch verschiedene andere wenig bekannte Stämme. Die Einwohner zeichnen sich durch Einfachheit des Charakters und der Sitten aus, vornehmlich die Newars, größtentheils Handwerker. Die Religion der Einwohner weicht wenig von der der Hindus in Bengalen ab. Auch herrscht die grausame Sitte, daß sich die Frauen mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen. Die Hauptsprachen sind die nepalische, die viel Aehnlichkeit mit der Hindusprache hat, und die Nogari, die noch älter als die Sanskritta seyn soll. Die Industrie besteht in Verfertigung grober Baumwollenwaaren und Eisen und Kupferarbeiten. Ihre Messer, Säbel und Degen sind gut; sie zeichnen sich im Vergolden aus, und gießen für ihre Tempel große Glocken. Aus der Rinde einiger Bäume und Pflanzen machen sie Papier, und destilliren Branntwein aus Reiß und Wein. Der Handel zwischen der englisch-ostindischen Compagnie und Tibet wird durch dieses Land betrieben. Die Regierung ist despotisch, aber gemäßigter, als in andern Ländern Asiens. Das reguläre Heer zählt ungefähr 7000 Mann, welche zum Theil mit Flinten bewaffnet sind, und sich durch Tapferkeit auszeichnen. Die Hauptstadt des Landes heißt Khatmandu, am Bischmutty, mit 50,000 Einwohnern.

Nephthys, eine ägyptische Gottheit, die Schwester des Osiris und der Isis, und Gemahlin des Typhon. Sie zeugte mit Osiris den Anubis.

Nepos, s. Cornelius Nepos.

Nerva, Domitians Nachfolger auf dem römischen Kaiserthron, einer der tugendhaftesten unter den Imperatoren. Er bekleidete früher schon das Consulat, und war ein Mann von gebildetem Geiste, auch nicht ohne Dichtertalent. Er hatte wirklich die Absicht, sich den Ruhm eines guten Regenten zu erwerben; leider aber war er schon ein Greis, als er im Jahre Roms 849 den Thron bestieg. Doch machte er manche wohlthätige Verordnungen, sorgte für die öffentliche Ruhe und die Handhabung der Gerechtigkeit, und unterstützte die Armen. Gleichwohl waren Viele unzufrieden mit ihm, besonders von den Soldaten der Leibwache, und es bildete sich sogar eine Verschwörung gegen ihn. Er starb, nachdem er nicht viel über ein Jahr regiert hatte.

Nesselrode (Graf Carl Robert), Minister-Staatssekretär Sr. Maj. des Kaisers Alexander, ist gegen 1780 in Lissabon, wo sein Vater sich als russischer Gesandter befand, geboren. Er erhielt unter Gedicke's Leitung in Berlin seine Bildung, machte dann verschiedene Reisen und trat hierauf unter Paul, der ihm günstig war, in die militärische und diplomatische Laufbahn. In dem Jahre 1806 war er noch als Legationssekretär bei der russischen Gesandtschaft im Haag. Alexander zog ihn nach dem preußischen Kriege in seine Nähe und beehrte ihn mit dem größten Vertrauen, besonders von der Zeit an, wo neue Spannungen mit Frankreich eintraten. In dem Feldzuge von 1812 — 1814 verließ er den Kaiser nie, der ihm die wichtigsten Geschäfte übergab, und ihn förmlich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Am 15. Juni 1813, nachdem er früher den unbekannt gebliebenen Frieden von Kalisch mit Preußen abgeschlossen hatte, schloß er in Reichenbach mit Lord Cathcart einen Subsidienvertrag ab, dann mit dem Fürsten Metternich den wichtigen Tractat über den Beitritt Oesterreichs zur großen Coalition. In Chaumont unterzeichnete er am 1. März 1814 für den Kaiser die sogenannte Quadrupel-Allianz. Nesselrode und Graf Par bekamen am 29. März die wichtige Sendung, Paris zur Uebergabe aufzufodern, und von dem Erstern waren sämmtliche Declarationen contrasignirt, welche in diesem ewig wichtigen Zeitpunkte von Alexander ausgingen. Auf gleiche Weise nahm er späterhin an den Unterhandlungen auf dem Wiener Congresse Antheil, obgleich in dieser Zeit Capo d'Istria eigentlicher Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Gegenwärtig bekleidet Nesselrode den wichtigen Posten eines Staatssekretärs.

Nesseltuch, Netteltuch, ist der deutsche Name für das französische Wort Mousseline (s. d. Art.). Man machte ehemals in der Picardie aus den großen Brennesseln, die wie Flachs behandelt wurden, eine graue Leinwand, die aber jetzt nicht mehr gefertigt wird. Eben so machte man auch ehemals in Deutschland und in der Schweiz Nesselzwirn und Nesselgarn.

Neu-Albion, eine Landschaft am Australocean, welche die Küste des großen Missurilandes oder Louisiana's ausmacht und von den Nordamerikanern zu ihren Besitzungen gerechnet wird.

Neu-Britannien, 1. der Name von Labrador, s. d. Art.; 2. eine zu Australien gehörige Inselgruppe, welche im Norden der Louisiade und östlich von Neu-Guinea liegt, wovon sie durch die Dampiersstraße getrennt wird. Sie erstreckt sich vom 2° bis zum 6° 30′ südlicher Breite. Die Holländer Le Maire und Schouten entdeckten zwar schon 1617 einige von diesen Inseln, aber vorzüglich be-

kannt wurden sie durch den Seefahrer Dampier im Jahre 1699. Noch genauere Bestimmungen über diese Inselgruppe verdanken wir dem Weltumsegler Bougainville und der Dentrecasteauxschen Expedition, welche in den Jahren 1792 — 93 unternommen wurde. Außer vielen kleinern Inseln gehören die größern Inseln Neu-Britannien, Stephens, Neu-Irland und Neu-Hannover dazu. Die Producte dieser Inseln sind: Hunde, Schweine, Tauben, Papageien, viele Fische, Ingwer, Muscatbäume, Pfeffer, Kokosnüsse, Yams, Pisang, Zuckerrohr, Brotfrucht, Guajaven ꝛc. Die Insel Neu-Britannien ist die größte von diesen sämmtlichen Inseln, und die Südküste derselben erstreckt sich über achtzig Meilen weit. Das Land ist von Bergen durchschnitten, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren; allein die Ufer liefern den schönsten Anblick von der Welt, indem sie mit schönen Bäumen geziert und mit einem reizenden Grün bekleidet sind. Der Boden scheint sehr fruchtbar, und ist von anmuthigen Thälern und Bächen durchschnitten. Die Einwohner sind mißtrauische und verrätherische Papuas, von gelblicher Farbe, groß, mit langen, schwarzen, wolligen Haaren, sehr lebhaft und streitbar, und haben regelmäßigen Anbau und schöne eingehegte Pflanzungen von Pisang, Yams, Zuckerrohr ꝛc.

Neu-Caledonien, eine 325 Quadratmeilen große australische Insel, welche Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise im Jahre 1774 auffand. Sie ist seitdem nur vom Admiral Dentrecasteaux besucht worden, der die Westseite derselben aufgenommen hat. Sie liegt vom 20° bis 22° 30′ der südlichen Breite und vom 182° bis 185° östlicher Länge, ist 55 bis 60 Meilen lang und 10 bis 15 Meilen breit. Die südlichen, westlichen und nördlichen Küsten sind mit furchtbaren Felsenriffen umgeben, welche den Zugang bis jetzt unmöglich gemacht haben; blos an der Ostseite können sich die Schiffer mit weniger Gefahr der Küste nähern, obgleich auch da sich mehrere Corallenriffe zeigen. Eine fortlaufende Kette von Bergen, die sich stufenweise 3200 Fuß hoch erheben, durchzieht die ganze Insel, und wird nur an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. Im Ganzen hat die Insel ein trauriges und einförmiges Ansehen. Außer den gewöhnlichen australischen Produkten gibt es auch hier Granaten, Sandstein, Asbest, Seifenstein, Serpentin und man vermuthet hier auch Metalle. Die negerartigen Einwohner dieser Insel haben in der Physiognomie viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Van-Diemens-Land. Sie gehen fast ganz nackt und tragen nur einen Strick um die Mitte des Leibes. Sie bauen Yams, Arum, Zuckerrohr und Pisangs, welche letztere man in regelmäßigen Alleen gepflanzt fand; genießen aber auch eine Art großer schwarzer Spinnen, welche sie auf Kohlen rösten, und essen selbst Stücke von einem weichen Speckstein (Steatit). Auch fand Cook die unläugbarsten Anzeigen, daß sie das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren. Ihre Wohnungen gleichen in der Form einem Bienenkorbe, und sind inwendig mit Matten von Kokosblättern bedeckt. Die größte Industrie scheinen die Einwohner auf Verfertigung der Waffen zu verwenden. Sie haben keine Bogen und Pfeile, sondern nur Sagaien oder Lanzen, die bis fünfzehn Fuß lang sind; diese werfen sie mit ziemlicher Kraft und Sicherheit mittelst eines elastischen Stricks, den sie um die Mitte der Lanze legen und mit dem Daumen einen Schneller geben. Sie haben auch Streitkolben von sehr hartem Holze, die zum Theil artig geschnitzt und polirt sind. Endlich bedienen sie sich auch der Schleudern, und ründen zu diesem

Behufe die Steine mit besonderm Fleiße. Ueber den Charakter der Neu-Caledonier weichen die Berichte der beiden Seefahrer, welche die Insel besuchten, von einander ab. Cook schildert sie als gutartig, ohne Mißtrauen und freundlich zuvorkommend. Dentrecasteaux beschreibt sie als freche Diebe, wild und streitsüchtig und als Menschenfresser.

Neu-Granada, s. Südamerika und Westindien.

Neu-Guinea, große australische Insel, welche südlich durch die Torresstraße von Neu-Holland, und östlich durch die Dampiersstraße vom Archipel Neu-Britannien geschieden wird. Obgleich diese Insel unter allen Ländern Australiens am frühesten entdeckt wurde, so ist sie doch bis jetzt noch sehr unbekannt. Man weiß nicht, ob sie aus einer oder mehreren Inseln besteht. Nur Forrest legte sich in einer Bai an dem nördlichen Ufer vor Anker, und Cook landete an der Südküste. Dampier, Carteret, Bougainville, Dentrecasteaux, welche diese Gewässer befuhren, traten nicht ans Land, sondern besuchten nur einige benachbarte Inseln. Le Maire und Schouten, welche den größten Theil der Nordküste beschifften, hatten mehrere Zusammenkünfte mit den Eingebornen der benachbarten Inseln, aber landeten auch nicht auf der Hauptinsel. Man kann daher die Größe derselben blos vermuthen, und schätzt sie gewöhnlich auf 13,000 Quadratmeilen. Die Nordküste hat mit allen ihren Ausbeugungen wahrscheinlich eine Länge von 450 Meilen. Ganz Neu-Guinea erstreckt sich vom Aequator bis zum 10° südlicher Breite und vom 148° bis zum 170° östlicher Länge. An dem westlichen Ende desselben liegen mehrere kleine Inseln, die im Zusammenhange mit den molukkischen Inseln stehen. Die Küsten erscheinen hoch und bergig. Im Innern zeigen sich hohe, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Berge und rauchende Vulkane. In einigen Gegenden erheben sich Gebirge in dreifacher Ordnung über einander. Von welcher Art diese Gebirge seyn mögen, welche Schätze sie enthalten, ist zur Zeit noch völlig unbekannt. Es ist eine alte Sage, daß hier Gold zu finden sey; indessen haben die Schiffer keins gesehen. Die Producte bestehen in Schweinen, Hunden, Paradies- und Promeropsvögeln, Tauben, Papageien, Meergänsen, Fischen, Gewürznelken, Ingwer, Muskatnüssen, Kokos, Betel, Sago, Brotfrüchten, Pisangs, Platanen, Bambus 2c. Die Einwohner gehören zu der negerartigen Race, und haben aufgeworfene Lippen, platte, breite Nasen, einen großen Mund, große Augen und glänzend schwarzes Wollhaar. Sie sind stark gebaut und haben eine sehr schwarze, rauhe Haut. Sie gehen fast nackt. Einen dünnen Zeug, welcher aus den Fasern der Kokosnüsse verfertigt wird, und einem groben Tuche ähnlich ist, binden sie vorn um die Mitte des Leibes, und schlagen ihn nach hinten zwischen die Schenkel durch zurück. Die Wohnungen sind auf Pfählen gebaut, und aus denselben geht eine lange Art von Brücken, so weit als die Fluth zu steigen pflegt. Eine solche Wohnung dient für mehrere Familien. Der Hausrath besteht in einigen Matten, einem Heerde, einem irdenen Topfe 2c. Die Männer scheinen sich blos mit Jagd und Kriegen zu beschäftigen. Sie haben Pfeile und Bogen von Bambusrohr. Eine gar sonderbare Waffe bemerkte Cook in einer Gegend bei den Einwohnern, indem sie kurze Stöcke in der Hand hatten, welche sie zu beiden Seiten schwenkten; in demselben Augenblicke sah man Feuer und Rauch, wie wenn eine Flinte losgeschossen wird, aber es gab keinen Knall und dauerte nur kurze Zeit. Durch die Chinesen, welche mit den Einwohnern

Handel treiben, scheinen einige Gebräuche der Religion des Fo hier Eingang gefunden zu haben. Die Reisenden unterscheiden dreierlei Arten von Einwohnern, nämlich Papuas (von der negerartigen Race), Haraforas, die auf Bäumen im Innern der Insel leben sollen, und Badschuer oder Oran-Badschus, ein wanderndes Fischervolk, die theils an den Mündungen der Flüsse, dicht an den Küsten, theils auf den benachbarten Inseln leben, und sich mit dem Fischfange beschäftigen.

* Neu-Holland, das Continent Australiens (s. d. Art.), und die größte Insel der Erde, hat ihren Namen von den Holländern, die man gewöhnlich für die Entdecker derselben hält, aber mit Unrecht, denn es ist wahrscheinlich, daß dies Continent beinahe ein Jahrhundert früher von den Portugiesen entdeckt wurde, als die Holländer die Küsten desselben befuhren. Neu-Holland liegt zwischen 130° bis 171° östlicher Länge und zwischen 10° 37' bis 39° südlicher Breite, wird durch die Straße des Torres von Neu Guinea (wovon es nur dreißig Meilen entfernt ist) und durch die Bassesstraße von Van Diemensland geschieden, und an seinen nördlichen, westlichen und südlichen Küsten vom indischen, und an seinen östlichen Küsten vom sogenannten stillen Meere oder dem großen Ocean umflossen. Die Größe wird auf mehr als 150 000 Quadratmeilen geschätzt, ist also wenig von der Größe Europens verschieden. Man kennt nur schmale Küstenstriche dieses großen Landes. Viele Gegenden der Küste erlauben wegen Untiefen oder heftiger Brandungen den Schiffen keinen Zugang. Einige Küsten haben ein rauhes, unfruchtbares Ansehen; andere enthalten große fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und Thiere, die dahin versetzt worden sind, trefflich gedeihen. Das Innere ist fast ganz unbekannt, und zeigt viele Gebirge, von welchen man nur die blauen Berge kennt, eine im Westen der brittischen Colonie von Norden nach Süden fortstreichende, wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht. Sie bietet überall unzugängliche Schluchten, sehr hohe und steile Felsenwände und schauerliche Abgründe dar, die bisher das Vordringen unmöglich machten. Allein seit 1815 ist es den Britten gelungen, von ihrer Colonie Sidney aus, diese Gebirge zu übersteigen und 500 englische Meilen weit von der Küste ins Innere einzudringen, wo sie fruchtbare Gegenden gefunden und auch eine neue Stadt, Bathurst genannt, angelegt haben. Das Klima ist im Ganzen angenehm und dem Menschen höchst zuträglich. Oft ist die Hitze im Sommer außerordentlich. Im Winter fallen heftige Regen. Auch Stürme sind nicht selten, und Donnerwetter sind beinahe zu allen Jahreszeiten außerordentlich häufig und heftig; auch Erdbeben hat man gespürt. An großen Strömen fehlt es sehr. Als der größte war bisher der Hawkesbury bekannt. Kürzlich jedoch haben die Britten einen Fluß der ersten Größe entdeckt, der eine Gegend von ungemeiner Schönheit durchströmt, die reich ist an fettem Boden, Kalkstein, Schiefer und gutem Bauholze. Die Britten nennen diesen Fluß Lachlan, und man glaubt, daß es der schon früher nach den Quellen zu entdeckte Fluß Macquari ist. Dieser neu entdeckte große Fluß ist schiffbar und nimmt mehrere beträchtliche Flüsse auf. Es wird jetzt eine neue Expedition ausgerüstet, um den ganzen Lauf dieses Flusses zu entdecken, der für das Land von unendlicher Wichtigkeit werden kann. An Meerbusen, Baien und Buchten fehlt es Neu-Holland nicht. Der größte Meerbusen ist der von Carpentaria, der sich an der Nordküste befindet, und 80 Meilen breit und 120 Meilen lang

ist. Die Producte sind: das Känguruh, der Wombat, das Schnabelthier, die Schweifthiere, der Dingo oder neuholländische Hund, das neuholländische fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Papageien, der neuholländische Casuar, die prächtige Manura, das weiße Wasserhuhn, der schwarze Schwan und andere Vögel, an den Küsten See-Elephanten, Haifische, Wallfische, Robben, Stachelrochen, Perlmuscheln; aus dem Pflanzenreiche Palmkohl, Sago-, Pfeffermünz-, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagonyholz, eine neue Art von Kajaputbaum, Yams, wilder Flachs ꝛc. Man hat auch Spuren von Eisen und Kupfer, Granit, Porphyr, Basalt, Kalkstein, Steinkohlen, die in Bengalen und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgesetzt werden, und Steinsalz gefunden. In den europäischen Colonien gedeihen sehr gut die europäischen Hausthiere, Getraidearten und Gartengewächse, Obst, Wein, Tabak, der dem westindischen nichts nachgibt, edle Südfrüchte, Hanf, Flachs und aus der heißen Zone hieher verpflanzte Gewächse. Die Ureinwohner stehen auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung, und gehören zu der negerartigen Race. Sie gehen nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren fast alles roh, schlafen meist unter freiem Himmel, oder in einer erbärmlichen Hütte, oder verkriechen sich in Felsenhöhlen, und ziehen ihre meiste Nahrung aus den Flüssen und dem Meere. Die Ostküste von Neu-Holland heißt Neu-Süd-Wallis, und hier haben die Britten seit 1787 eine Verbrecher-Colonie angelegt, die sich nach und nach sehr erweitert hat, so daß jetzt mehrere Städte und Oerter sich hier befinden, und ein Gouvernement von 3300 Quadratmeilen entstanden, welches kürzlich durch die Uebersteigung der blauen Gebirge noch mehr vergrößert worden ist, und wozu auch die Colonien auf Van-Diemens Land gehören. 1817 zählte man 20,379 Einwohner, davon 3214 in Van-Diemens-Land. In Neu-Süd-Wallis waren 27,450 Acres Land bebauet, und an Vieh zählte man 2850 Pferde, 38,650 Stück Rindvieh, 66,700 Schafe und 11,400 Schweine. Die Hauptstadt dieser Colonie heißt Sidney, wo auch kürzlich eine Bank errichtet worden ist. Diese Stadt liegt an der Südseite der herrlichen Port-Jacksons-Bai, ist der Sitz des Gouverneurs, und hat einen Hafen, eine Sternwarte, Magazine, 250 Häuser und 2600 Einwohner, welche mehrere Fabriken, besonders in Leinwand und Tuch, unterhalten.

† Neu-Schottland ist der Name eines brittischen Gouvernements in Nordamerika, welches sonst mit dem Gouvernement Neu-Braunschweig den Namen Acadien führte. Das Gouvernement Neu-Schottland begreift eine zwischen 43° 30′ und 48° der nördlichen Breite liegende Halbinsel, die durch die schmale Meerenge Canso im Norden von der Insel Cap Breton getrennt wird, und blos im Westen mit Neu Braunschweig zusammenhängt. Der atlantische Ocean, welcher auf drei Seiten Neu-Schottland umgibt, macht hier tiefe Einschnitte, worunter besonders die Foundybai tief eindringt. Ebbe und Fluth sind hier so reißend, daß das Wasser nicht selten auf vierzig Fuß Höhe steigt. Die Größe von diesem Gouvernement beträgt 653 Quadratmeilen, worauf 80,000 Menschen wohnen, die größtentheils brittischen Ursprunges sind, doch gibt es auch viele Deutsche und Franzosen. Die Halbinsel hat von weitem wegen ihrer hohen und felsigen Küsten ein rauhes Ansehen. Das Innere hat blos geringe Hügelketten, ist stark bewaldet, und blos an den Küsten und den Flüssen angebaut; doch ist der Boden sehr fruchtbar. Das Clima ist ziemlich

gemäßigt, an den Küsten feucht und nebelig. Da wo der Anbau stärker ist, die Waldungen gelichtet und die Sümpfe ausgetrocknet worden sind, spürt man schon eine merkliche Veränderung und eine gesundere Atmosphäre als zuvor. Schnee fällt genug, aber der Himmel ist, besonders in den südlichen Theilen klar, und der Sommer heißer als in England. Die Kälte dauert vier bis fünf Monate. An nützlichen Producten fehlt es nicht. Die Wälder liefern im Ueberfluß Eichen, Tannen, Fichten, Cedern, Buchen, Zuckerahorn rc. Man bauet Getraide, Erbsen, Bohnen, Hanf, Flachs, Gartengewächse, Obst. Besonders wird viel Mais gewonnen. An Vieh, Fischen und Pelzthieren ist kein Mangel. Die benachbarten Sandbänke wimmeln von Stockfischen. Biber, Fischottern, Lachse, Schellfische, Hummern, Makrelen, Störe, Heeringe werden in Menge gefangen. Die Hauptartikel des Handels sind: Pelzwerk, Holz, Fische, auch etwas Potasche. Der Gewerbfleiß ist von keiner Bedeutung. Außer der Viehzucht und dem Ackerbau wird mit Erfolg Fischerei getrieben. Auch werden Schiffe gebaut. Die gewöhnlichsten und unentbehrlichsten Handwerker findet man. Das Land hat viele und gute Häfen, und steht unter einem Gouverneur, dem ein Rath und eine Versammlung beigegeben sind, welche aus zwölf von den dazu berechtigten Gutsherren erwählten Repräsentanten des Volks besteht. Neu-Schottland zerfällt in sieben County's oder Grafschaften. Halifax, die Hauptstadt, liegt am Meere, ist gut gebaut, und hat einen prächtigen Gouvernementspalast, einen sehr sichern und guten Hafen, worin Kriegsschiffe liegen können, wichtige Schiffswerfte, 1000 Häuser und 8000 Einwohner, welche Handel mit Nordamerika und Westindien treiben. —

Neu-Seeland, ansehnliches Land in Australien, welches vom 34° bis 48° der südlichen Breite und vom 183° bis 197° der östlichen Länge liegt, und durch die Cooksstraße in zwei Inseln getheilt wird, welche zusammen 4300 Q. M. enthalten, und wovon die nördliche Eaheinomauwe und die südliche Tovy oder Tavai-Poenamoo heißt. Der erste Entdecker war der Holländer Tasman, welcher 1642 an der östlichen Küste hinfuhr, aber nicht landete, weil er von den Einwohnern feindlich empfangen wurde. Die nähere Kenntniß dieses Landes verdankt man besonders dem Seefahrer Cook, welcher auf seinen dreimaligen Weltumsegelungen dasselbe besuchte. Nach ihm ist es noch von mehreren Seefahrern besucht worden, die uns schätzbare Nachrichten über das Land und die Bewohner geliefert haben. Doch ist das Innere völlig unbekannt, und unsere Kenntniß beschränkt sich blos auf die Küstenstriche. Die südliche Insel ist ein sehr gebirgiges, unfruchtbares und wenig bevölkertes Land, wo die Gipfel der Gebirge mit Schnee und Eis bedeckt sind, und die Felsen, künstlich behauenen Wänden gleich, bis an das Meer reichen, ohne Häfen oder Buchten zu bilden, und ohne irgend eine Spur von der Mündung eines Flusses zu zeigen. Die nördliche Insel hat ein freundlicheres Ansehen. Die Berge, worunter der nach Forster 14,750 Fuß hohe Pic Egmont, sind weniger schroff, und mehr mit Holz bedeckt, und Ebenen nebst von kleinen Flüssen und Bächen bewässerten Thälern bringen eine angenehme Abwechslung hervor. Auch sind an den Küsten Häfen und Baien. Das Clima ist gemäßigt. Stürme, Wasserhosen und Gewitter sind hier so häufig als heftig. Die Winde wechseln oft in der Richtung, welches durch die hohen mit Schnee oder ewigen Nebelwolken bedeckten Gebirge bewirkt zu werden scheint. Die Producte Neu-Seelands sind: wenige Säugthiere (Hunde, Ratten und Fledermäuse),

eine große Menge von Vögeln, sehr viele Fische und Schaalthiere, desgleichen Wallfische, Seebären und Seelöwen. Aus dem Pflanzenreiche fand Forster 250 neue Gewächse. Zu den nützlichen Gewächsen gehören: neuseeländischer Flachs, der einen vortrefflichen Faden gibt, wilder Sellerie, Arumwurzeln, Bataten, Theemyrthen, Sproßtannen (die Blätter von beiden geben einen antiscorbutischen Thee), Kohlpalmen, überhaupt nur wenig fruchttragende Bäume. Ferner findet man Marmor, Granit, Quarz, Feuersteine, Chalcedone, Achate, Eisenstein und Ocher. Ein merkwürdiges Product ist der Jade oder orientalische Nierenstein, woraus die Einwohner ihre Waffen bereiten, daher er auch ein Gegenstand des innern Handels ist. Die Einwohner, deren Zahl man auf 100,000 schätzt, gehören zu der zweiten Haupt-Race der Australbewohner, die mit der malajischen Aehnlichkeit hat. Sie sind groß und stark, größtentheils von brauner Farbe. Beide Geschlechter haben angenehme Gesichtszüge; in ihrem Betragen gegen einander zeigen sie sich leutselig; nur gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich, und schenken ihnen nie das Leben. Sie führen oft Kriege, und verzehren auch die gefangenen Feinde. Beide Geschlechter tätowiren sich, und bezeichnen den Leib mit schwarzen Flecken und schneckenförmigen schwarzen Furchen, besonders die Männer, wodurch sie ein abscheuliches Ansehen bekommen. Ihre Kleidung besteht in einer groben zottigen Matte, von einer Art von Schwertlilie verfertigt. Ihre Wohnungen sind einfach, und bilden Dörfer, welche sämmtlich auf steilen Landspitzen oder Bergen liegen, und mit einer doppelten Einfassung von Pallisaden und einem Graben, so wie auch mit Thoren, versehen sind. Im Innern des Dorfes sieht man einen freien Platz mit drei öffentlichen Gebäuden und einer Art Statue, welche die Mitte des Platzes zieret. Sie bauen sich große Piroguen mit allerlei Schnitzarbeit, und beschäftigen sich, besonders in den nördlichen Gegenden, mit Ackerbau und Weberei. Sie haben Oberhäupter, Priester und einige Religionsvorstellungen.

Neusiedler See, ansehnlicher See in Ungarn, zwischen der Oedenburger und Wieselburger Gespannschaft, ist 4 Meilen lang und 2 bis 2 1/2 Meilen breit, und hat ohne den Hansag dreizehn Meilen im Umfang, und mit diesem doppelt so viel. Das Wasser des Sees ist neun bis dreizehn Fuß tief und salzig. Man findet darin Karpfen, Hechte, Welse, Karauschen und in dem großen Rohrgebüsche eine Menge wilder Gänse und Enten, Rohrhühner, Schnepfen etc. Das Rohrwerk benutzen die Einwohner der benachbarten Ortschaften zur Deckung der Häuser und zur Feuerung. Die gräflich Szechenische Familie hat über diesen See das Wasserrecht, und die Fischer müssen jährlich etwas Gewisses an die Herrschaft abgeben. Westlich ist dieser See mit Reben, Waldhügeln und Bergfluren begränzt, östlich aber verflacht er sich in beschilfte Moräste. Die südöstliche Gränze des 5 1/2 Quadratmeilen großen Sees bildet ein sechs Quadratmeilen großer Sumpf, auf ungarisch Hansag genannt. Ein 10,400 Schritte langer Damm, auf dessen Rücken eine Fahrstraße führt, trennt den offenen See von dem Hansag, welcher sich weit in die Raaber Gespannschaft erstreckt, und eigentlich als Theil und Fortsetzung des Sees selbst betrachtet werden muß. Dieser Sumpf ist eigentlich eine kaum drei Fuß hohe schwimmende Erdlage, unter welcher das Seewasser fluthet; er wankt unter den Füßen, und läßt den, der ihn betritt, fürchten, zu versinken. Er hat viele offene Teiche oder vielmehr Seen, unter denen der Königsee der größte und tiefste ist. Auch der Fluß

Rabnitz fließt aus demselben hervor, und geht in die Donau. Der Hansag enthält viel Rohrgebüsch und Rasen, auf welchem jährlich viele hundert Fuhren Heu gemacht werden. In strengen Wintern können die Besitzer dieser Wiesen ihr Rohrwerk und Heu bei frostiger Witterung nach Hause führen; ist der Winter aber gelinde, so werden nur Schafe und Hornvieh hingetrieben, die hier überwintern und den Vorrath des Heues verzehren, weil man mit keinem Lastwagen im Stande ist, diese Wiesen zu befahren. An den Ufern des Sees und zwar auf der Seite gegen Wieselburg findet man alkalisches Salz. Es liegt in den Frühlings-, Sommer- und Herbstmonaten vor Sonnenaufgang auf der Oberfläche der Erde als ein frischgefallener Schnee und wird eingesammelt.

* Neuwied, die Haupt- und Residenzstadt der untern Grafschaft Wied am Rhein, über welchen hier eine fliegende Brücke geht, und welcher in dieser Gegend selten zufriert, eine Stunde von Andernach und drei Stunden von Coblenz, in einer schönen Ebene, wo an beiden Ufern die bis Coblenz den Rhein begleitenden Berge sich zurückgezogen haben, und diese Ebene begränzen. Die kaum ein Jahrhundert alte Stadt hat breite, sich in rechten Winkeln durchschneidende Straßen, freundliche Wohnungen, und ist voll Leben und Gewerbfleiß. Der Fürst Alexander von Neuwied hob den Ort dadurch, daß er allen Ansiedlern freie Religionsübung gestattete; daher findet man hier unter den Einwohnern Protestanten, Catholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Quäker, Inspirirte und Juden. Neuwied hat 700 Häuser und 4400 Einwohner, welche vielerlei Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, Hüten, Tapeten, Strümpfen, Meublen, Blech, Sanitäts- und Kochgeschirr betreiben. Unter den Fabriken hat die Kunsttischlerei vorzüglich durch den berühmten Röntgen einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Mit Röntgen hatte sich eine Zeit lang der geschickte Uhrmacher Kinzing verbunden. Mit diesen Fabriken, so wie mit Eisen, Gußwaaren, Potasche, Pfeifenerde, Bleichert &c. treibt die Stadt Handel auf dem Rheine. Sehenswerth sind in der Stadt das Residenzschloß mit einer höchst interessanten Sammlung von römischen Alterthümern, welche in der Umgebung der Stadt gefunden wurden, als Speere, Pfeile, Trinkgläser, Schlüssel, Spiegel, Ringe, Armbänder, Haarnadeln, Schreibgriffel, Inschriften, Götterbilder; ferner der Hofgarten und das Haus der mährischen Brüdergemeinde oder Herrnhuter. Außerhalb der Stadt verdienen die Aufmerksamkeit eines Reisenden die Ueberreste einer Römerstadt und römischen Straße, und das Lustschloß Monrepos. Die erstern wurden 1791 entdeckt. Hinter Biber, eine halbe Stunde von Neuwied, auf einer Anhöhe, fand man zuerst die Spuren eines Castells. Das Castell ist 631 Fuß breit, 340 Fuß tief und mit einer 5 Fuß dicken, sehr festen Vertheidigungsmauer, welche vorspringende Thürme hat, umgeben. Im innern Raume desselben ist ein geräumiges Badehaus, dessen ehemalige Schönheit noch aus den Ruinen erkannt wird. Das um das Castell herliegende Feld ist voll von Trümmern römischer Architektur, über welche der Pflug hingeht. Das Lustschloß Monrepos liegt auf einem Berge, eine Stunde nordöstlich von der Stadt. Das Schloß ist ein einfaches Gebäude von einem Stockwerk, und bietet eine weite und mannichfaltige Aussicht dar. Hinter demselben ist ein Lustwald, der sich in sieben Schattengänge theilt. Am Ende des einen Ganges wird man durch ein tiefliegendes, romantisches kleines Thal überrascht, wo an einem klaren Waldbache einige freundliche Häuser stehen. Neuwied

steht unter preußischer Hoheit, und gehört zum Regierungsbezirke Coblenz der Provinz Niederrhein.

† Neu-York gränzt gegen Norden an den Ontario-See und Canada, gegen Osten an Vermont, Massachusets und Connecticut, gegen Süden an den atlantischen Ocean, Neu-Jersey und Pensylvanien und gegen Westen an den Erisee und Obercanada. Es enthält 2100 Quadratmeilen und zählte (1817) 1,486,739 Einwohner, da es hingegen 1810 nur 918,690 Einwohner hatte. Der sehr abwechselnde Boden ist größtentheils gut, vorzüglich im Westen. Gegen Südosten ist die Oberfläche mit angenehmen Anhöhen untermischt, in der Mitte bergig, indem die Alleghanygebirge sich hindurchziehen; gegen Nordwesten wellenförmig, gegen die Seen hin flach und hügelig am südlichen Ende. Das Land hat eine reichliche Bewässerung, denn außer den Seen Ontario, Erie, Champlain und Oneida, durchfließt der schiffbare Hudson mit dem Mohawk das Land. An der nördlichen Gränze sind der Lorenzstrom und an der südlichen der Susquehannah, Delaware und Alleghany. Das Clima ist im Südosten veränderlich, zwischen den Gebirgen ist der Winter lang und streng, im Westen ist das Clima gemäßigter und angenehm. Nur ein Theil des Bodens wird zum Ackerbau benutzt, und bringt vorzüglich Weizen; außerdem andere Getraidearten, Flachs, Hanf, Obst, Gartengewächse und Holz hervor. Es fehlt auch nicht an den gewöhnlichen Hausthieren, Wild, Geflügel, Fischen und Bienen. Vortreffliche Weiden finden sich überall. Das Mineralreich enthält Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Marmor, Quadersteine, Kalkstein, Schiefer, Gyps, Talkstein, Schwefel. Die Industrie liefert vorzüglich Tücher, Leder, Branntwein, Papier, Hüte, Glas, Pulver, Zucker, Oel und Eisengeräthe. Die Ausfuhr ist beträchtlich und überhaupt der Handel sehr bedeutend. Die ausübende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs und Lieutenant-Gouverneurs, welche beide auf drei Jahre gewählt werden. Die gesetzgebende Gewalt ist einem Senate, dessen Mitglieder auf vier Jahre, und einem Hause der Repräsentanten, die jährlich erwählt werden, anvertraut. Die Hauptstadt dieser Provinz führt ebenfalls den Namen Neu-York, und ist eine der wichtigsten Städte der vereinigten nordamerikanischen Freistaaten. Sie liegt auf einer Insel, an der Mündung des Hudsonflusses und hat dreiunddreißig Kirchen, darunter sich die Pauls- und Dreieinigkeits-Kirche auszeichnen, 9000 Häuser und 100,600 Einwohner, darunter 7000 Fremde. Sie ist meistens gut und regelmäßig gebaut; unter den Gebäuden ist Föderalhall der schönste Palast, wo Washington an der Spitze des Congresses den 30. April 1789 Treue der Constitution schwor. In Neu-York befindet sich der Sitz der Regierung und der hohen Gerichtshöfe. Von den wissenschaftlichen Anstalten bemerken wir: die Universität (Columbia-Collegium), mit einer Bibliothek, Museum, anatomischem Theater und Druckerei, ferner eine lateinische Schule, zwei Zeichenschulen, eine Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, eine medicinische und ökonomische Gesellschaft. Mancherlei Fabriken werden hier unterhalten, als in Tuch, Hüten, Leder, Zucker, Gold-, Silber- und Eisenwaaren 2c. Wichtiger noch als die Industrie ist der Handel, zu dessen Beförderung fünf Banken, neun Assecuranzgesellschaften, das Handelscollegium, der vortreffliche Hafen und Rhede mit schönen Kaien, Docken und die Schiffswerften dienen. Die jährliche Einfuhr steigt auf 56 Millionen Dollars, und in manchen Jahren laufen an 2000 Schiffe ein. Dieser große und aus-

gebreitete Handel wird nach Europa, Ost- und Westindien und China getrieben. Auch befinden sich 30 Buchhändler und 20 Druckereien hier, und jährlich wird eine Buchhändlermesse gehalten. Viele geschmackvolle Landhäuser umgeben die Stadt.

Nevrologie, die Nervenlehre, s. Anatomie.

Newcastle, Hauptstadt der Shire Northumberland in England, die auch Newcastle upon Tyne genannt wird, um sie von Newcastle under Line in Staffordshire zu unterscheiden. Sie liegt zehn Meilen von der Mündung des Flusses Tyne, am nördlichen Ufer desselben. Die Ansicht der Stadt ist sehr mahlerisch. Rechts und links liegen, am diesseitigen Ufer des Flusses hin, zahlreiche Manufacturen und Fabriken, Glashütten und Eisengießereien. Am jenseitigen Ufer dehnt sich bis zu einer beinahe unabsehbaren Weite der breite Kay hin, auf dem ein unaufhörliches Gewühl herrscht und der in seiner ganzen Länge mit Krahnen besetzt ist, welche entweder die Ladung des Schiffes an das Ufer befördern, oder die zahlreichen Fahrzeuge, welche auf dem Flusse liegen, befrachten helfen. Dampfboote kommen und gehen und man sieht überall ein Gewühl von geschäftigen Menschen. Mit der eigentlichen Stadt ist Gateshead, die Vorstadt von Newcastle, durch eine schöne steinerne Brücke von neun Bogen verbunden, welche in der Mitte eine Schleuse von Eisen hat. Die Stadt liegt größtentheils am Abhange eines sanft zum Flusse hinablaufenden Hügels, und ist von keiner hübschen Bauart. Die Zahl der Häuser beträgt 3300 und die der Einwohner 28,000. Zu den geschmackvollsten öffentlichen Gebäuden gehört das Sitzungshaus, wo die Gerichtssitzungen für die Grafschaft Northumberland gehalten werden. Unter den Kirchen verdient hauptsächlich die am Markte stehende Haupt-Kirche St. Nicolas die Aufmerksamkeit der Freunde gothischer Baukunst. Der 194 Fuß hohe Thurm derselben ist auf der Spitze mit vier kleineren, auf den Ecken stehenden Thürmchen verziert, von denen zwei einen leichten Bogen tragen, auf welchem eine sehr luftige und zierliche Laterne ruht, auf der wiederum zwei kleine Thürme stehen, zwischen denen sich eine einzelne hohe und schön verzierte Spitze erhebt, welche das ganze künstliche Gebäude krönet. In Newcastle sind Zuckersiedereien, Glashütten, Papiermühlen, Thransiedereien, Taudrehereien; auch verfertigt man Steinzeug, Leim, Salmiak, Soda und Theer aus Steinkohlen. In der Nähe der Stadt sind mehrere Bleiweißwerke, wo zugleich Mennige und Silberglätte fabricirt wird, Farbenwerke und viele große Eisengießereien. Aber der ursprüngliche und fortdauernde Hauptwerb von Newcastle besteht in der vortheilhaftesten Benutzung der unerschöpflichen Steinkohlengruben, womit diese Stadt umgeben ist. Die Flötze werden an beiden Seiten des Flusses Tyne, von Shields bis Lammington bearbeitet. Die besten liegen auf ungefähr neunzig Lachter Tiefe, und sind selten über fünf Fuß mächtig. Die Lager bestehen meistens aus verschiedenen Sandstein- und Schieferarten. Das Wasser wird mittelst Dampfmaschinen weggeschöpft. In manchen Gruben findet man funfzig bis hundert Pferde zum Transport der Steinkohlen. Dieser geschieht auf eisernen Wegen, von den Gruben bis an das nächste Ufer des Flusses Tyne, wo jedes Bergwerk sein eigenes Magazin oder Werft hat. Gewisse Personen in Newcastle haben das Recht, Fahrzeuge vom Werft mit Kohlen zu versehen. Sie machen seit undenklichen Zeiten eine eigene Zunft aus. Die größten Schiffe, und insgemein die Kohlenschiffe kommen nicht höher als bis Shields. Zum Transport der Koh-

len von den Werften nach den Kohlenschiffen gibt es eigene Flußfahrzeuge mit plattem Boden, die Keels genannt werden. Am Flusse Tyne haben, unter und über Grund, 38,475 Menschen ihre Beschäftigung vom Steinkohlenwesen. Newcastle hat 400 Steinkohlenschiffe mit 1547 Bootsleuten. Die Steinkohlenausfuhr betrug 1800 an 17 Mill. Dresdner Scheffel. Sie gehen vorzüglich nach den Niederlanden, Frankreich, Dänemark, Hamburg, Schweden, Norwegen, Rußland, Portugal und Westindien. Newcastle schickt auch Schiffe auf den Wallfischfang und treibt einen bedeutenden Kornhandel. Im J. 1800 klarirten 7969 Schiffe von Newcastle aus.

Nickhaut, eine dünne, oft durchscheinende und bewegliche Haut, welche mehrere Thiere unter dem obern Augenliede haben, und womit sie das Auge im Schlafe gegen Staub, Licht u. s. w. verwahren. Sie bewegt sich beim Blicken auf und nieder.

Nicot (Jean), s. Tabak.

† Niebuhr (B. G.). Im J. 1816 zum preußischen Gesandten beim Papste ernannt, beschäftigt er sich in Rom zugleich mit literarischen Arbeiten und Untersuchungen. Wir verdanken ihm unter andern die Entdeckung von zwei ungedruckten Bruchstücken des Cicero und eine kritische Ausgabe der von Majo ans Licht gezogenen Werke des Fronto.

* Niederlande (Königreich der). I. Geschichte der Niederlande: 1. bis zum Jahre 1548 oder bis zur Vereinigung unter dem Hause Oesterreich. Die bezeichnend so benannten Niederlande umfassen die große Niederung oder den nordwestlichen Abhang des weiten Beckens, geformt von Westen nach Osten durch den Ardenner Wald, die Vogesen, den Hundsrück, das Siebengebirge, den Spessart, Odenwald und Harz, in dessen Tiefe der Rhein die Niederlande hinabströmt. Der südliche Theil dieser Niederung gehörte zu Cäsars Zeiten zu Gallien und war damals unter dem Namen des belgischen Galliens (Gallia Belgica) bekannt; dieser große Feldherr erklärte die Einwohner für die streitbarste unter den gallischen Völkerschaften. Der nördliche zwischen der Maas, der Waal und dem Rhein liegende Theil hieß die Insel der Bataver, und gehörte nebst Friesland zu Deutschland. Den Namen der Bataver hat man von einem angeblich schon vor Christi Geburt lebenden, wahrscheinlich fabelhaften Stammvater, Namens Bato, dessen Andenken jetzt nur noch bei den holländischen Dichtern lebt, ableiten wollen. Wahrscheinlicher und einfacher ist die von neuern holländischen Geschichtsforschern angenommene etymologische Ableitung vom Zeitworte baaten (Nutzen bringen) und dem davon abstammenden Beiworte: baatig, zusammengesetzt mit dem deutschen, und auch altniederländischen Worte: Auen oder Wiesen, die schon in der Gegend der am linken Rheinufer liegenden Betüwe den Römern als charakteristisches Merkzeichen des Landes erschienen und in dem Namen Batavi latinisirt wurden. Den nördlich vom Rheine liegenden Theil der Niederlande bewohnten die Friesen, gleich den Batavern ein deutsches Volk; beide lernen wir zuerst aus dem Kampfe kennen, den sie unter Civilis Anführung mit den Römern so ehrenvoll bestanden. Späterhin kommen sie theils als handelnde, theils als seefahrende Nationen und als Seeräuber vor, die endlich den Römern unterlagen. Im 5ten Jahrhundert wurden die Bataver und im 6ten die Belgier der fränkischen Herrschaft unterworfen; die Friesen aber sehen wir erst im 5ten Jahrhundert von

den Franken besiegt (s. die Art. Belgier, Bataver und Friesen). Durch den Frieden zu Verdun 843 (s. Frankreich) wurde Batavien und Friesland zu dem neuerrichteten Königreich Deutschland geschlagen und durch Statthalter regiert, die anfangs nur lehnbar, in der Folge aber unabhängig wurden. Vom Jahre 1000 bis ans Ende des 11ten Jahrhunderts zerfiel das Land in Herzogthümer, mehrere kleine Grafschaften und Reichsstädte; Brabant oder Niederlothringen, und später auch Luxemburg, Limburg und Geldern wurden durch Herzoge; Flandern, Holland, Seeland, Hennegau, Artois, Namur und Zütphen durch Grafen regiert; das eigentliche Friesland blieb eine freie Häuptlingschaft (Heerlykkeid); Utrecht ward ein Bisthum, welches auch seine weltliche Herrschaft über Overyssel und Gröningen erstreckte. Unter allen diesen Herrschern waren die Grafen von Flandern die mächtigsten, und nachdem im Jahre 1383 diese Grafschaft an das noch mächtigere Haus Burgund gefallen war, setzte sich dieses theils durch Heirathen, theils durch Gewalt oder scheinbar freiwilligen Abstand in den Besitz der meisten niederländischen Gebiete. Der letzte Herzog von Burgund, Carl der Kühne, fiel 1477 unter den Schwertern der tapfern Schweizer; seine dem Kaiser Maximilian vermählte Tochter Maria brachte die Niederlande an Oesterreich, und Carl V., ein geborner Niederländer, vereinigte alle jetzigen siebzehn Provinzen (1548) unter dem Namen des burgundischen Kreises mit dem römischen Reiche deutscher Nation. Ostfriesland blieb unter der Herrschaft eigner Fürsten b[illegible] im westphälischen Kreise. — 2. Bis zum Jahre 1810 oder bis zur Vereinigung unter dem französischen Kaiserreiche. — Unter Carls V. Regierung verbreitete sich in den batavischen und belgischen Provinzen der Protestantismus, wiewohl hart gedruckt; denn man rechnet die Zahl derer, die schon unter seiner Regierung in diesen Ländern als Ketzer ums Leben gebracht wurden, auf 100,000. Immer hatten die Beherrscher der Niederlande, selbst der nach der Universalmonarchie ringende Carl V., die Gerechtsame und alten Freiheiten geehrt, wodurch das Land blühend und für die Besitzer eine unerschöpfliche Quelle reicher Beisteuern geworden war; Carls Sohn und Nachfolger, der kalte Tyrann Philipp II., folgte nicht den Grundsätzen seines klügern Vorgängers, u. s. w. (s. Holland.) — 3. Bis zum Jahre 1818, oder die Niederlande, vereint unter der Herrschaft des Hauses Oranien. So waren also die sämmtlichen 17 ehemaligen Provinzen der Niederlande wieder unter der nämlichen Herrschaft vereinigt. Allein dieser (durch die Umstände unglückliche) Zustand dauerte nur bis zum Ende des Jahres 1813. Napoleons Besiegung bei Leipzig änderte das Schicksal Belgiens und Hollands, die Heere der Verbündeten rückten gegen Frankreich vor, ein vereinigtes preußisch-russisches Armeecorps unter dem Gen. Bülow ward von der Nordarmee gegen die Niederlande detaschirt und eine unter dem General Graham aus England übergeschiffte Truppenabtheilung schloß sich demselben an. Am 20. Nov. 1813 erließ der Gen. Bülow eine Proclamation an die Holländer, in welcher er sie auffoderte, mit den Verbündeten gemeinschaftlich gegen die Franzosen zu handeln. Schon am 18. desselben Monats hatte Gysbrecht Carl van Hogendorp, einer der Gemäßigten aus der altoranischen Partei, eine Anzahl ehemaliger Regierungsmitglieder, welche von 1788 bis 1795 das Staatsruder in Händen gehabt hatten, insgeheim in seiner Wohnung versammelt, und sie zu überreden gesucht,

sich einstweilen als die ehemaligen General-Staaten zu constituiren; allein der lange Druck hatte die angeborne Aengstlichkeit in einen panischen Schrecken verwandelt. Jeder wollte gern das Werk vollbracht sehen, wagte aber nicht, selbst Hand anzulegen, aus Furcht, daß sich das Blatt wieder wenden könne. Jetzt lud Hogendorp auch die anfangs ausgeschlossenen Männer ein, welche die Zügel des Staats in den Jahren 1786 und 1787 und nach 1795 lenkten, und die, wie antioranisch auch in frühern Zeiten gesinnt, sich jetzt dem altrepublikanischen oranischen System gern angeschlossen hätten, wären sie nicht durch die erste Ausschließung mißtrauisch geworden. Nach zwei mißlungenen Versuchen blieb den siebzehn zuerst Verbündeten, unter denen sich der Graf Limburg Styrum, die Herren von Perponcher, Fagel und Changuion, die Generale Schweerts van Landas und de Jonge, der Professor Kemper und der Advocat Fannius Scholten auszeichneten, kein anderes Mittel übrig, als aus ihrer Mitte in den Personen der Herren Gysbrecht van Hogendorp und des Freiherrn v. d. Duyn v. Maasdam, eines freisinnigen, redlichen Mannes, ein Duumvirat zu ernennen, welches als provisorische Regierung das Staatsschiff der verjüngten Republik vor dem Untergange bewahren sollte, bis der Prinz von Oranien aus England, wohin am 19. Nov. die Herren von Perponcher und Fagel, ihn einzuladen, abgesandt waren, eingetroffen seyn würde. Die zwei Männer versäumten nichts, um das angefangene Werk zu vollenden. Sie sandten einen Abgeordneten in das Hauptquartier des Generals von Bülow nach Münster und nach Frankfurt a. M. zu den verbündeten Monarchen, welche hierauf die kräftigste Unterstützung der ehrenvollen Unternehmung der Holländer beschlossen; sie suchten das mächtige Amsterdam durch ihre Commissarien Kemper und Scholten zu einer offenen Erklärung zu bewegen, die zwar wegen der Nähe des französischen Hauptquartiers zu Utrecht unter dem Gen. Molitor noch nicht die gewünschte Ausdehnung erhielt, wohl aber die größte Anhänglichkeit für das Haus Oranien aussprach. Der langersehnte, am 30. Nov. mit offenen Armen jubelnd im Haag empfangene Erbstatthalter verweilte nur einen Tag in der Residenz seiner Vorfahren, und kam bereits im December in Amsterdam an, einer Stadt, deren öffentliche Meinung er mit Recht als den Barometer der allgemeinen politischen Stimmung ansah. Allein schon war es zu spät, um die nicht mehr verborgenen Absichten einiger Wenigen mit dem wahren Volksgeiste vergleichen zu können. Die Commissarien des Duumvirats (Kemper u. F. Scholten) hatten, man glaubte aus eigner Bewegung — — eine Proclamation erlassen, welche sich mit der Erklärung endigte: „Niederland ist frei, und Wilhelm I. ist der souveraine (!) Fürst dieses freien (!) Landes." Es kostete anfangs Mühe, den rechtschaffenen Fürsten zu bewegen, sich der unberathenen Proclamation zu fügen, und ihn zu überzeugen, daß es der Wille der Nation sey, nicht den Statthalter Wilhelm VI., sondern den souverainen Fürsten Wilhelm I. an ihrer Spitze zu haben, und nachdem bei den erhitzten Köpfen alle seine Gegenvorstellungen umsonst gewesen waren, willigte er in den ohne die mindesten Einschränkungen ihm gemachten Antrag nur unter der Bedingung ein, daß diese Machtertheilung durch eine Staatsverfassung gemildert würde, welche — dies waren des Fürsten denkwürdige Worte, — „die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürge, und es gegen jeden Eingriff in dieselben sicher stelle." Eine Commission von vierzehn Mitgliedern, unter denen sich die bisherigen

Zweimänner befanden, ward mit dem Entwurfe dieser Staatsverfassung beauftragt, welcher jedoch die Erwartungen unbefangener und einsichtsvoller Vaterlandsfreunde nicht ganz erfüllte. Mehr als ein Drittheil umfaßte die Rechte und Vorzüge des regierenden Hauses; die hauptsächlichsten staatsbürgerlichen Einrichtungen namentlich die der Provinzialstände, wurden auf besondere, späterhin zu erlassende Verfügungen verwiesen, und so wenig die Grundsätze der Rechtspflege, als die der Finanzen erschöpfend aufgestellt. Zwar ward dieser erste Entwurf vor der Abstimmung öffentlich bekannt gemacht: allein durch die Bestimmung, welche aus der Versammlung der aus allen Departements der ehemals vereinigten Niederlande zur Abstimmung zusammenberufenen 600 Notablen alle Bemerkungen und Untersuchungen verbannte, ward jede Vervollkommnung der Constitution ausgeschlossen. Von den einberufenen Notabeln erschienen nur 475. Unter den fehlenden 125 fanden sich ausgezeichnete Männer, die sich zum Theil jene blos bejahende oder verneinende Abstimmungsweise nicht gefallen ließen, zum Theil sich auch nicht berechtigt glaubten, ohne ausdrückliche Vollmacht, oder ohne den laut ausgesprochenen Willen der gesammten Nation über die Veräußerung und Uebertragung der Souverainität ein Gutachten abzugeben. Unter den erschienenen gaben manche nur bedingt ihre Zustimmung, die ohne Beifügung der Bedingung niedergeschrieben ward. Das schlüssige Resultat war, daß sich von den Stimmenden nur 26 unbedingt gegen den Verfassungsentwurf erklärten, welcher daher durch eine Mehrheit von 449 Stimmen angenommen ward. Durch den Beschluß des Wiener Congresses wurden die durch den Pariser Frieden von Frankreich getrennten ehemaligen belgischen Provinzen mit den vereinigten Niederlanden verbunden. Beide zusammen sollten nun das Königreich der Niederlande bilden, und der souveraine Fürst wurde als König der Niederlande von allen Mächten anerkannt. Auch wurde ihm zur Entschädigung für die in Deutschland abgetretenen nassauischen Länder das Herzogthum Luxemburg unter dem Titel eines Großherzogthums überlassen, doch so, daß dieses Land zu den Staaten des deutschen Bundes gehören sollte; daher auch der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg die eilfte Stelle in der Bundesversammlung, und im Plenum drei Stimmen hat. Da jedoch nach dem Tractat des Wiener Congresses vom 31. Mai und der Schlußacte vom 9. Jun. 1815 dies Großherzogthum nach dem Tode des jetzigen Königs sowohl dem Prinzen Friedrich von Oranien, jüngerm Bruder des Kronprinzen, als letzterem zufallen kann, und in einem Zusatze zum dritten Artikel des erwähnten Tractats dem Könige ausdrücklich freigestellt ist, wegen der Erbfolge in das Großherzogthum diejenigen Familieneinrichtungen unter seinen Söhnen zu treffen, welche er dem Interesse der Monarchie und seinen väterlichen Absichten am angemessensten hält: so scheint die Meinung, daß Luxemburg nur einstweilen als integrirender Theil des neuen Königreichs angesehen werden könne, nicht ohne Grund zu seyn. Die Gränzen dieser Länder wurden durch die Generalacte des Wiener Congresses Art. 66 ff. genau bestimmt. Diesen Besitzungen wurde noch das ehemalige Bisthum Lüttich hinzugefügt. Die Hauptmomente der Geschichte des Königreichs seit seiner Errichtung sind folgende. Am 8. Jun. 1815 trat der König der Niederlande dem deutschen Bunde bei. Am 18. Jun. wurde auf dem Boden des Königreichs die furchtbare, aber entscheidende Schlacht bei Waterloo gekämpft, durch welche der Eroberer, der schon

die Niederlande wieder erworben zu haben glaubte, zurückgetrieben, gestürzt, und das neue Königreich neu befestigt wurde. Die Einverleibung so vieler Provinzen, bewohnt von Völkerschaften, die, wenn gleich alterthümlich von einerlei Ursprung, dennoch an Sitten, Gewohnheiten und Religionsgrundsätzen sehr von einander abweichen, machte natürlicher Weise eine Revision und Abänderung der einjährigen Constitution nothwendig. Dem 143. Artikel derselben zufolge wurden zu dem Ende die 55 Mitglieder der Generalstaaten durch die Provinzialstände verdoppelt, um sich über die zu treffenden Abänderungen zu berathen, und mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen ihren Beschluß darüber zu fassen, welchen der Fürst nachher noch zu bestätigen hatte. Zur Abstimmung über den neuen Verfassungsentwurf ward, nachdem der König die vorgeschlagenen Abänderungen genehmigt hatte, in Brüssel eine Versammlung von Notablen zusammenberufen, unter denen sich aus den neuen südlichen Provinzen eine weit größere, ihrer Bevölkerung angemeßnere Anzahl befand, von welchen jedoch 1/6 ausblieb, so daß die Gesammtheit der Erschienenen sich auf 1323 belief, wovon 527 für und 796 gegen die Constitution stimmten; allein man fand, daß nicht nur mehrere Stimmen verordnungswidrig bedingt, sondern auch 126 derselben blos aus Religionsgründen die Verwerfung ausgesprochen hatten. Letztere, nebst den 280 ausgebliebenen fand man für gut, zu den Einstimmenden zu zählen, und hiedurch eine Mehrheit für die neue Constitution herauszubringen, welche am 24. Aug. für angenommen erklärt wurde. Am 11. Oct. wurde zwischen dem König der Niederlande und Oesterreich ein Vertrag wegen belgischer Staatsschulden geschlossen. In dem zweiten Pariser Frieden (20. Nov. 1815) mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche es von den ehemaligen österreichischen Niederlanden noch behalten hatte, namentlich einen an Mineralproducten ergiebigen Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen, dessen Verlust von den Einwohnern der Provinz Hennegau und insbesondere der Stadt Mons empfindlich gefühlt wurde, mit den Festungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der Niederlande abtreten. Auch erhielt es die Souverainität über das kleine jetzt unter der Mediatherrschaft des Fürsten von Rohan Montbazon bestehende Herzogthum Bouillon, zwischen Luxemburg und Champagne. Durch den Staatsvertrag mit England vom 29. Oct. 1814 wurden Wilhelm I. gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Kolonien Demerary, Essequebo und Berbice, die sämmtlichen übrigen Colonien, welche Holland vor 1794 in Asien, Afrika und Amerika besessen hatte, zurückgegeben. Am 29. Oct. 1815 lief ein niederländisches Geschwader unter dem Admiral Buyskens mit einer Division Truppen, nach Batavia bestimmt, aus dem Texel. Am 17. Mai 1816 verband sich eine niederländische Flotte unter dem Admiral van der Capellen mit der englischen unter Lord Exmouth in der Bai von Algier und erkämpfte mit dieser wichtige Bedingungen von dem Dey von Algier durch ein hitziges Bombardement. Am 25. wurde zu Sevenaer zwischen dem Könige von Preußen und dem der Niederlande die Convention wegen Abtretung eines Landstrichs an den letztern geschlossen. Den 21. Jun. 1816 trat der König der Niederlande dem heiligen Bunde bei. — Der Mangel an Gemeinsinn unter den Bewohnern der neuen Monarchie zeigte sich bei mehrern Veranlassungen auf eine unverkennbare Weise, und würde ohne die ruhmwürdige Mäßigung

und Festigkeit des Königs vielleicht zu ernsten Ausbrüchen gekommen seyn. Die unbeschränkte Geistesbeherrschung, welche die belgische Geistlichkeit, abhold dem nicht catholischen Herrscherstamme, selbst über die höhern Classen ausübt, die wechselseitige Abneigung zwischen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der letzteren mit dem langen Aufenthalte des Hofes in Brüssel und die seit Errichtung der Monarchie in den nördlichen Provinzen bemerkbar gewordene Trennung der erklärten Anhänger des Regentenhauses in Altoranier oder Freunde des erbstatthalterisch-republikanischen Systems, und Neuoranier oder Anhänger der jetzt bestehenden Monarchie, wohin besonders die Mehrheit des Adels und das Militär gehört; dies Alles sind Veranlassungen zu manchen innern Unzufriedenheiten, welche jedoch von dem immer allgemeiner werdenden Vertrauen in die Persönlichkeit und in die milden versöhnenden Regierungsgrundsätze des Königs in Schranken gehalten werden, bei allen unbefangenen ordnungsliebenden Niederländern aber den Wunsch veranlassen, dies treffliche System auf den Thronfolger übergehen, und die unlängst Statt gefundenen, dem Publicum nicht fremd gebliebenen Mißhelligkeiten in der königlichen Familie nie wiederkehren zu sehen. — Die neuesten äußern Staatsverhältnisse des Königreichs scheinen bis jetzt noch nicht erwünscht zu seyn. Noch ist die Minderung der politisch commerciellen Abhängigkeit der Niederlande von England nicht abzusehen. Die Abtretung der besten holländischen Colonien in Westindien, Demerary und Essequebo, wozu die Engländer das befreundete Oranien nöthigten, anstatt ihm die früheren Eroberungen in Ostindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ceylon, zurückzugeben, war eben so sehr gegen den Willen des Königs als die unverhältnißmäßigen Kosten des Kriegsbauwesens der südlichen Festungen und des mehr als nachdrücklich empfohlenen, überspannten Kriegsetats, dessen Verminderung daher der König, mancher Einwendungen ungeachtet, neuerlich durchgesetzt hat. — Durch die Impfung des oranischen Zweiges auf den russischen Herrscherstamm sind Verhältnisse mit diesem Reiche erwachsen, die während der Lebensdauer Alexanders, trefflich unterstützt durch seinen redlichen und einsichtsvollen Gesandten, den General von Pfull, nicht anders als wohlthätig seyn konnten, und bei verschiedenen Gelegenheiten wirklich gewesen sind. Ob für die Zukunft ein näheres Anschließen an Rußland, vorzüglich auch als Gegengewicht gegen Englands überwiegenden Einfluß, den Niederlanden zuträglich sey, darüber sind die Meinungen getheilt, und nur die fernere Gestaltung des Systems der europäischen Politik vermag darüber zu entscheiden. Nicht erheblich sind die Verhältnisse der Niederlande zum deutschen Bunde in Mitrücksicht auf die ungewissen Bestimmungen Luxemburgs. Doch zeichnete sich auf dem Bundestage der niederländische Gesandte, der verdienstvolle Freiherr von Gagern, durch freisinnige Grundsätze und Sprache aus, und sein Nachfolger (v. Grüner) scheint in seine Fußstapfen zu treten. Mit Oesterreich haben die Niederlande keine directe Berührungspunkte, indem das vormalige belgische Schuldwesen durch genaue Bestimmungen geregelt ist, und die nicht sehr erheblichen wechselseitigen merkantilischen Verhältnisse ziemlich passiv unterhalten werden. Mit Preußen besteht eine ostensible Freundschaft, doch will man in der, den preußischen Rheinprovinzen sehr fühlbaren Hinneigung der niederländischen Regierung zur Unterdrückung des preußischen Handels durch nachtheilige Mautheinrichtungen, denen, ungeachtet der von preußi-

scher Seite gezeigten Nachgiebigkeit bei der Gränzberichtigung an der Maas, nur sehr unvollkommen abgeholfen ist, eine aus frühern Vorgängen herrührende Spannung zwischen diesen so nahe verwandten Höfen wahrnehmen. Frankreichs dermalige Lage, welche für jetzt noch jede drohende Haltung ausschließt, macht die politischen Verhältnisse dieses Landes mit seinem neuen königlichen Nachbar in diesem Augenblicke noch nicht sehr bedeutend, und wenn nicht der Aufenthalt einiger Bonapartisten im ehemaligen Belgien und die niederländische Preßfreiheit einige Unzufriedenheit bei Ludwig XVIII. erweckt hätte, so würden sie sich lediglich auf einige Handelsgegenstände oder bloße Förmlichkeiten beschränkt haben, indem das auf andern Wegen eingeleitete Liquidationswesen nicht dahin gehört. Mit Schweden und Dänemark sind die Staatsverhältnisse, so wie mit Spanien und Portugal, blos merkantilisch. Mit der Türkei war dies von jeher beinahe derselbe Fall. In den vereinigten Staaten von Nordamerika ward der niederländische Gesandte, der freisinnige Changuion, den wir oben als thätigen Beförderer der jüngsten vaterländischen Staatsumwälzung kennen lernten, mit ganz besonderer Auszeichnung aufgenommen, und seine unerwartet schnelle Zurückberufung wird dem Andringen des englischen Ministeriums zugeschrieben, welches seinen persönlichen Einfluß auf die Begünstigung des Interesses der Niederlande gefürchtet haben soll. Am schwierigsten sind die politisch-religiösen Verhältnisse mit dem römischen Hofe, zumal seit der Einverleibung Belgiens, dessen Geistlichkeit durch ihren Einfluß um so gefährlicher wird, je mehr sie sich in Rom unterstützt glaubt. So weigerte sich der Bischof von Gent, Prinz Broglio, der Beschwörung der neuen Staatsverfassung und des vorgeschriebenen Kirchengebets für den König. Allein durch die Festigkeit der Regierung, welche das gegen den Flüchtigen ausgesprochene Strafurtel durch Scharfrichters Hand öffentlich anschlagen ließ, auf der andern Seite gemildert durch die Gewandtheit und Vorsicht des zur Leitung der Verhältnisse mit dem römischen Hofe gewählten Staatsmannes, ward bis jetzt jeder Ausbruch von Mißhelligkeiten vermieden, und man sieht dem Abschlusse eines Concordats entgegen. — II. Geographisch-statistischer Zustand der Niederlande im Jahre 1818. Das Königreich der Niederlande macht gegenwärtig einen völlig gerundeten Staat aus, bestehend aus den unter Carl V. vereinigten 17 Provinzen, doch nicht ganz nach ihrer damaligen Unterabtheilung und Begränzung. Die ehemalige Grafschaft Zütphen ist mit Geldern, die Herrschaft Mecheln mit der Markgrafschaft Antwerpen zusammengeschmolzen, und die Grafschaft Artois war schon im pyrenäischen Frieden (1659) an Frankreich abgetreten. Dagegen sind Brabant und Flandern wegen ihres Umfanges in Nord- und Südbrabant, Ost- und Westflandern getheilt; die Landschaft Drenthe, sonst zu Gröningen gehörig, ist eine eigne Provinz geworden. Die Provinz Holland ist zwar in ihrer innern Administration in zwei Theile, Süd- und Nordholland, gesondert, bildet aber in staatsrechtlicher Hinsicht nur eine Provinz. Im ehemaligen Belgien hat man bei der Provinzialeintheilung die vorgefundenen französischen Departementsgränzen zum Grunde gelegt. Folgendes sind die jetzigen Provinzen nach ihrer verfassungsmäßigen Rangordnung: 1. Nordbrabant (ehemals Staatsbrabant), 2. Südbrabant (das ehemalige Departement der Dyle), 3. Limburg (Departement der Niedermaas nebst einem Theile des Roerdepartements), 4. Geldern, 5.

Lüttich (Departement der Ourthe), 6. Ostflandern (Departement der Schelde), 7. Westflandern (Departement der Lys), 8. Hennegau, (Departement von Jemappes), 9. Holland, 10. Seeland, 11. Namur (Departement der Sambre und Maas mit Ausnahme von Luxemburg), 12. Antwerpen (Departement der beiden Nethen), 13. Utrecht, 14. Friesland, 15. Overyssel, 16. Gröningen, 17. Drenthe. Die Bevölkerung sämmtlicher niederländischen Departements (mit Inbegriff Luxemburgs) ward unter der französischen Regierung (im Jahre 1813) auf 5,384,805 Seelen angegeben. Nach dem niederländischen Staatsalmanach von 1817 beläuft sie sich auf 5,226,857 (Cannabich nimmt 5,200,000, Hassel 5,126,400 an). Das Königreich der Niederlande mit Einschluß Luxemburgs gränzt in Süden und Südwesten an Frankreich, in Osten an Deutschland, namentlich an die preußischen Rheinprovinzen und das Königreich Hannover, in Norden und Westen an die Nordsee. Es erstreckt sich von 49° 30′ bis 43° 25′ nördlicher Breite und von 19° 20′ bis zu 23° 20′ westlicher Länge, so daß die größte Distanz vom Dollart bis an die südlichste Spitze von Luxemburg 80 Stunden Weges (von 1500 Ruthen rheinländisch) ausmacht. Der Flächeninhalt beträgt 1155 Quadratmeilen. Die Gestaltung des Bodens ist größtentheils in Nordwesten sehr niedrig, wo die aus der Schweitz und dem nördlichen Frankreich herabströmenden großen Flüsse, der Rhein, die Maas und die Schelde, sich ins Meer ergießen, ein ostensibler Vorwand für den Kaiser Napoleon, diese vorgeblichen Anschwemmungen französischer Ströme mit Frankreich zu vereinigen. Der Rhein, ehemals bei Schenkenschans, jetzt durch den sogenannten Canal von Pannerden, in das Gebiet der Niederlande einströmend, theilt sich unmittelbar in zwei Arme, den südlichen, die Waal, schon zu Cäsars Zeiten unter dem Namen Vahalis bekannt, und den nördlichen, der den Namen Rhein behält. Aus letzterem führt ein Canal, merkwürdig durch seinen Urheber, den römischen Feldherrn Drusus, in die aus dem Münsterschen kommende alte Yssel, der, unter dem allgemeinen Namen der Yssel mit diesem Flusse vereinigt, zwischen Zütphen, Overyssel und der Velüwe hin, in den Zuydersee strömt, wodurch er nebst dem Rhein und Leck die Provinzen in Holland und Utrecht nebst der Velüwe zu einer Insel macht und ihnen eine natürliche Vertheidigungslinie gewährt. Der jenseits Arnheim westwärts fließende Rhein nimmt bei Wyck te Duurstede den Namen Leck an; ein kleines Gewässer, welches dort mittelst einer Schleuse mit dem Leck Gemeinschaft hat, nimmt hier den Namen des krummen Rheins und zwischen Utrecht und Leyden den Namen des Rheins an. Vormals war dies die Hauptmündung, die sich bei Katwyk ins Meer ergoß, doch nachdem die furchtbare Ueberschwemmung vom Jahre 860, welche auch wahrscheinlich den größten Theil der Dünen aufwarf, diesen Arm versandet hatte, nahm der Leck die Hauptgewässer auf, und der sogenannte alte Rhein ward zum inländischen Canal ohne erhebliche Strömung. Um den Bezirk von Rhynland seiner überflüssigen Gewässer zu entlasten, dachte man schon vor länger als zwei Jahrhunderten auf die Herstellung der alten Rheinmündung bei Katwyk, allein erst im J. 1804 konnte der Anbeginn dieses äußerst schwierigen Unternehmens zu Stande kommen, welches in 3 Jahren glücklich vollendet ward. Nordwärts vom alten Rhein fließt ein Arm dieses Stromes unter dem Namen der Vechte in die Zuydersee. Die Maas entspringt in den lothringischen Gebirgen, nimmt zu Namur die Sambre, bei

Lüttich die Ourthe und bei Roermonde die Roer auf, bekommt nach ihrer Vereinigung mit der Waal den Namen Merve, welche die Rheinarme Waal und Leck aufnimmt, in ihren Mündungsarmen mannichfaltig verschlungen und benannt wird, und endlich bei Briel in einer ansehnlichen Breite in die Nordsee strömt. Die Schelde entspringt in der Picardie, nimmt die Lys, Dender und Rupel auf, trägt bei Antwerpen seit 1795, nachdem sie fast zwei Jahrhunderte lang der Schiffahrt tractatenmäßig verschlossen gewesen, auf ihrem breiten Fahrwasser wiederum die größten Schiffe aller Nationen, vertheilt sich bei Sandvliet, wo ihre Breite 18,000 Fuß beträgt, in zwei Arme (die Ost- und Westschelde), welche Seeland umfassen und sich in der mächtigen Breite eines amerikanischen Weltstroms beinahe unvermerkt mit der Nordsee vermischen. Auch die Ems und Mosel berühren einen kleinen Theil des Landes. Zu den Nebenflüssen desselben gehören außer den schon genannten die Demer, Senne, Dyle und Haine in den südlichen, Amstel, Eem, Schie, Sparen und Zaan in den nördlichen Provinzen. Hier ist außerdem das Land mit einer Anzahl von Canälen durchschnitten, welche meistens mit Barken, von Pferden gezogen, (Treckschuiten) beschifft werden, und worin sich die anliegenden Polder (eingedämmte, tiefliegende, durch Entwässerung urbar gemachte Ländereien) des zuströmenden Wassers durch Schöpfmühlen entlasten. Unter den Canälen des ehemaligen Belgiens sind bemerkenswerth; der Canal von Mons nach Condé, eröffnet am 27. November 1814; er verbindet Mons mit der Schelde, und ist für die Ausfuhr der Niederlande von Wichtigkeit; ferner der Nordcanal, der die Schelde mit dem Rhein verbinden und sich von Antwerpen über Venloo und Neuß erstrecken sollte, und von welchem der Theil, welcher die Schelde und Maas verbindet, vollendet ist. Durch das Zuströmen der Gewässer, insbesondere des Rheins und der Maas, sind vor andern Geldern und Holland fast jährlich Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche, die Flußdämme oder Deiche durchbrechend oder überströmend, ganze Landstriche mit Wasser und Sand bedecken, und nicht selten auf eine Reihe von Jahren unfruchtbar machen. Noch gefährlicher ist insbesondre den Seeprovinzen, Holland, Seeland, Friesland und Gröningen, die Nordsee, welche höher ist als das Land. Theilweise wird diese Gefahr durch eine Reihe von Sandhügeln, 14 bis 30 Toisen hoch, die sich von Dünkirchen (im französischen Flandern) bis an den Texel erstrecken, gemindert; die übrigen Seeküsten müssen durch hohe, äußerst kostspielige Seedeiche geschützt werden, deren Unterhaltung allein längs der Westküste der Südersee und der Nordküste des Y von Wiringerward bis Beverwyk in 55 Jahren (von 1732 bis 1788) 18 Millionen 571,000 Gulden gekostet hat. Hierunter sind die Deiche der Süd- und Ostküste dieses Meerbusens, so wie die von Gröningen, Friesland, Seeland und Südholland nebst allen Flußdeichen nicht mit begriffen. Im Jahre 1816 wurden fünf Millionen Gulden auf den Wasserbau in jenen Gegenden verwendet. Die niedrigsten Gegenden sind Gröningen, Friesland, Holland, Seeland und Westflandern. Durch Hennegau, Namur und Luxemburg erstreckt sich aus Frankreich her der Ardennerwald. Auch Limburg enthält einige Berge, und Brabant nebst Ostflandern mehrere hohe Waldgegenden. Die Mitte der Niederlande ist eine Fortsetzung der großen, sandigen Heide, die sich von der Ostsee durch Brandenburg, Lüneburg und Westphalen bis an die Schelde erstreckt, durch die fruchtbare Betüwe unterbrochen wird, sich dann aber wieder über

Nordbrabant ausdehnt. Südwärts erstreckt sich das aus Heide, Sand und Morast bestehende Peel- und Kempenland bis tief in das ehemalige Bisthum Lüttich. Die fruchtbarsten Gegenden sind: an Getraide Flandern, Südbrabant, Seeland und Geldern, an Wiesen und Viehweiden Holland, Friesland und Gröningen. — Das Clima ist in den höher liegenden südöstlichen Gegenden, so wie auch in Brabant, Lüttich, Ostflandern, Geldern, Utrecht, Overyssel und Gröningen sehr gesund; hingegen in Westflandern, Seeland, Holland und Friesland verursachen die Unbeständigkeit der Witterung, die Seedünste, die stehenden Gewässer, das schlechte Trinkwasser verbunden mit dem häufigen Genusse der Fische unaufhörliche Fieberkrankheiten. — An Getraide brachten die ehemals vereinigten Niederlande bis zum Jahre 1788 nur ein Drittheil ihres Bedürfnisses hervor, doch seit die Abnahme des Handels die Einwohner zur eifrigern Betreibung des Ackerbaues antrieb, welcher überdies durch das unermüdliche Streben der beiden trefflichen Gesellschaften zur Verbesserung der Landwirthschaft (Vaterlandsche Maatschappij tot bevordering van den Landbouw und Nederlandsche Huishoudelijke Maatschappij) sehr befördert ward, berechnete man schon 1804 den Mangel an Kornbedarf nur auf 50 bis 60 000 Last. Seit der Einverleibung Belgiens, welches in Südbrabant, Flandern und Hennegau einen Ueberfluß vortrefflichen Waizens hervorbringt, übersteigen die Getraideproducte der niederländischen Monarchie bei weitem ihren innern Bedarf und es werden beträchtliche Waizenvorräthe nach England und Spanien ausgeführt. Besonders liefern Roggen: Holland und Overyssel; Hafer; Gröningen; Buchweizen: die nordöstlichen Provinzen und Brabant; Rübsaamen: die südlichen Provinzen, insbesondere Flandern, welches auch Flachs von ausgezeichneter Güte hervorbringt; Hanf: Holland, Flandern und Brabant; Krapp: Seeland, Flandern und Holland; Tabak: Utrecht und Geldern und einige Districte von Belgien. Baumfrüchte und Gartengewächse sind fast im ganzen Umfange der Monarchie und vorzüglich in den vielen wasserreichen Gegenden im Ueberfluß vorhanden, und Gartensämereien sind ein beträchtlicher Ausfuhrartikel nach England, Spanien, Frankreich und Deutschland. Wein wächst in Luxemburg unfern der Mosel und in Lüttich. Waldungen sind nur in Luxemburg, Namur, Hennegau, Lüttich und Brabant. Die ehemalige Republik ist sehr arm an Holzwachs, den sie durch Anpflanzungen weicher Holzarten an ihren vielen Gewässern nur spärlich ersetzt. Unter den Producten des Thierreichs stehen die holländischen Kühe, die man für die besten in der Welt hält, oben an. Im Jahre 1803 zählte man in der damaligen batavischen Republik mehr als 900,000 Stück Rindvieh und 700,000 Morgen Weideland. Auch in Limburg und im östlichen Lüttich ist die Viehzucht beträchtlich. Pferde liefert vorzüglich Friesland, die an Größe, Stärke und Ausdauer wenig ihres Gleichen haben. Die Schafzucht ist in den sandigen Gegenden von Brabant und Holland, vorzüglich auf der Insel Texel, sehr beträchtlich. Die Schweinezucht wird sehr stark betrieben, und der Speck ist eines der Hauptnahrungsmittel der niedern Volksklassen. In den Seedünen halten sich unzählige wilde, sehr schmackhafte Kaninchen auf; anderes vierfüßiges Wildpret ist in den nördlichen Provinzen sparsam, um desto häufiger aber in den holzreichen südlichen Provinzen, Brabant, Hennegau, Namur und Luxemburg zu finden. Wildes und zahmes Geflügel, insbesondere Wasservögel, sind

im Ueberflusse vorhanden. Die Bienenzucht ist auf den Heiden in Geldern und Utrecht nicht unbeträchtlich. In Drenthe findet man Schlangen, doch von unschädlicher Gattung. Die Fischerei ist einer der Hauptnahrungszweige der Niederlande, und noch im J. 1804 rechnete man, daß ungeachtet des damaligen Krieges mit England 20,000 Familien in den vereinigten Niederlanden ihren Unterhalt davon zogen. Der seitdem ganz verfallene Wallfisch- und Heringsfang fängt an wieder in Aufnahme zu kommen. Die im Jahre 1601 mit dem Heringsfange beschäftigten 1500 Schiffe oder Heringsbuisen waren im Jahr 1795 bis auf 187 und 1808 auf 30 herabgesunken, hatten sich aber schon im Jahre 1814 wieder auf 98 und 1815 auf 137 vermehrt. Austern und Muscheln (zu Kalk benutzt), so wie alle Arten von See- und Flußfischen sind in großer Fülle an den Küsten, so wie in den zahlreichen Flüssen und inländischen Gewässern vorhanden. An Mineralien enthalten die nördlichen Provinzen meistens nur Torf, der in größter Fülle in Holland und Friesland gegraben wird, ferner; Thon- und Pfeifenerde: in den südlichen Provinzen, Namur, Hennegau, Lüttich und Limburg, findet man Eisen, Blei und Kupfer, Gallmei, Schwefel, Steinkohlen, Kalk, Marmor und Mineralwasser. Die niederländischen Fabriken gehören noch immer zu den wichtigsten in Europa und liefern fast Alles, was zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Zwar sind die sonst so blühenden holländischen und besonders Leidenschen Wollfabriken, so wie die zu Tilburg in Brabant sehr gesunken, dagegen sind die Tuchfabriken zu Verviers im Lüttichischen, die Leinwandfabriken in Flandern, die Spitzen-, Gold- und Silberstoff- und Hutfabriken in Brabant, die Kammertuchfabriken in Hennegau, die berühmten Leinwandbleichen bei Haarlem, und die belgischen und holländischen Färbereien noch ziemlich blühend, und blos die brabanter Spitzenfabriken bringen jährlich viele Millionen Gulden in Umlauf. Bemerkenswerth sind außerdem die nordholländischen Papier-, Holz- und Sägemühlen, die holländischen Rauch- und Schnupftabakfabriken und die so sehr als jemals blühenden Branntweinbrennereien in den Provinzen Holland, Brabant und Lüttich, ferner die Tabakspfeifenfabriken zu Gouda mit 2400 Arbeitern, die jährlich für 1 1/2 Million Fl. Pfeifen liefern. Die Bierbrauereien sind in der Provinz Holland sehr in Verfall gerathen, in Brabant und Oberyssel hingegen noch ziemlich blühend. Der niederländische Handel begann seine Blüthe im vierzehnten und im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts zu Brügge in Flandern, zog sich aber am Ende dieses Jahrhunderts größtentheils nach Antwerpen, welches der erste Handelsplatz der Welt wurde. Doch nur ein Jahrhundert währte seine Blüthe; die Verheerungen des Freiheitskrieges gegen Spanien und die Eroberung der Stadt im Jahre 1585 trieben die reichsten Kaufleute in die Niederlande, und vorzüglich nach Amsterdam, dessen Handel am Ende des sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts auf eine nie gekannte Höhe stieg, von welcher er erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts etwas herabsank, bis die Staatsumwälzung von 1795 ihm den Todesstoß gab und Amsterdams Nebenbuhlerin, London, auf den Trümmern des niederländischen Handels zur Königin der Meere erhob. Nach der neuen Staatsumwälzung von 1813 hat sich zwar der niederländische Handel schon merklich gehoben, doch ist er noch sehr fern von seiner vorigen Größe. Der im Texel und Vlie eingelaufenen Schiffe waren im J. 1792 2805, im J. 1794 2479, im J. 1814 1426,

Die Gesammtzahl der 1814 in allen holländischen Häfen eingelaufenen Schiffe betrug 2710, die der ausgelaufenen 2883. Dagegen waren von 1775 bis 1795 (die zwei Kriegsjahre mit England ausgenommen) im Durchschnitt jährlich 4140 Schiffe ein- und ausgelaufen. Im J. 1790 waren von 9734 Schiffen, die den Sund passirten, 2009 holländische und 3788 englische; 1796 von 12,113 Schiffen, die jene Straße befuhren, 4456 englische und ein holländisches; im J. 1814 hingegen unter 8181 Schiffen 2319 englische und 551 holländische, und 1815 von 8815 Schiffen 2398 englische und 450 holländische. Der belgische Handel stockte seit Antwerpens Fall und mehr noch seit der Schließung der Schelde, und diese Provinzen blühten nur durch den innern Reichthum ihres Bodens und durch die in den letzten Jahren der österreichischen Regierung sichtlich zunehmenden Fabriken. Die im Friedenstractat von 1795 bestimmte Wiedereröffnung der Schelde, und das Streben der französischen Regierung zur Beförderung des belgischen Handels auf Kosten des holländischen, ward durch den dauernden Seekrieg mit England fast nutzlos für die begünstigten Länder. Die Tractaten von Paris und Wien von 1814 und 1815 setzten die Handelsrechte der nördlichen und südlichen Niederlande auf gleichen Fuß. Noch immer sind die Holländer die Commissionshändler Großbritanniens für einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz, in Hinsicht der beträchtlichen Waarentransporte auf dem Rhein; auch versehen sie England (größtentheils über Rotterdam) mit Butter, Käse, Flachs, Getraide und Krapp. In Hinsicht des meistens über Antwerpen gehenden Handels nach Frankreich ist jetzt die Bilanz im Durchschnitt etwa um 12 Millionen Gulden zum Nachtheil der Niederlande; zu ihrem Vortheile ist sie hingegen im Handel nach Spanien, Portugal, Italien und der Levante. Der Handel nach Nordamerika ist von Seiten der Niederlande passiv und der dahin ausgeführte Wachholderbranntwein und einige andre Fabrikate können die von dorther eingeführten Tabaksblätter, Häute 2c. nicht aufwägen. Der niederländische Handel nach den ost- und westindischen Colonien hat große Umwandlungen erlitten, theils durch den Verlust von Berbice, Demerary und Essequebo (obwohl die brittische Regierung den Niederländern in Hinsicht des Handels nach diesen Colonien mit ihren eignen Unterthanen gleiche Rechte bewilligt hat), theils durch den Fall der ostindischen Compagnie und der allen Unterthanen ertheilten Handelsfreiheit nach Ostindien (mit Ausnahme der Molucken und des der Regierungsverwaltung des niederländischen Indiens vorbehaltenen Handels nach Japan); ferner durch die unter dem Gouvernement des Generals Dändels sehr vermehrten inneren Hülfsquellen von Java. Zwar ist der ehemals sehr einträgliche Schleichhandel über Curaçao nach dem spanischen Amerika durch die Unabhängigkeitserklärungen des beträchtlichsten Theils dieser Länder einstweilen vernichtet und mit ihm der ganze Werth dieser letztern Colonie; allein dagegen sind dem niederländischen Handel in Brasilien, der Havana und Hayti neue Quellen eröffnet. Der inländische Handel der Niederlande ist durch den Austausch der verschiedenartigen Erzeugnisse unter den nördlichen und südlichen Provinzen von großem Belang; die Bilanz desselben ist jetzt zum Vortheil der letzteren. — Die vornehmsten Handelsplätze sind außer Amsterdam und Antwerpen, Rotterdam, Brügge, Brüssel, Gent, Ostende und Middelburg; die wichtigsten Handelshäfen: Antwerpen, Ostende, Briel, Delfshaven, Dordrecht, Enghuisen, Medemblick und Zierickzee. Handelsgerichte sind zu

Amsterdam, Gröningen, Middelburg, Rotterdam und Schiedam. Nach dem Decret vom 25. März 1814 ist vom 1. April an neben der alten Amsterdamer eine Bank der vereinigten niederländischen Provinzen auf 25 Jahre errichtet worden. Ihre Urfonds bestehen in 5 Mill. Gulden, vertheilt in 5000 Actien; sie beschäftigt sich vorzüglich mit dem Discontiren der Wechsel. Unterm 14. Jan. und 25. Febr. 1815 sind über die Ein- und Ausfuhrabgaben und den Colonialhandel die jetzt bestehenden Hauptregulative erlassen worden. — In dem nämlichen Jahre ward in Amsterdam eine Handelsgesellschaft mit dem ausschließlichen Rechte, den chinesischen Theehandel zu betreiben, auf 25 Jahre patentirt. Die Finanzen der vereinigten Niederlande waren während des zwei und dreißigjährigen Friedenszustandes von 1748 bis 1780 in einen so blühenden Zustand gekommen, daß die Staatspapiere (bei einem Zuschuß von 2 1/2 Procent) bis auf 10 Procent über den Nominalwerth gestiegen waren. Durch den Krieg gegen England, die inneren Unruhen (von 1786), den Krieg gegen Frankreich und dessen nachtheilige Folgen entstand ein jährliches Deficit von reichlich 8 Mill. Gulden, nebst einer neuen Schuldenlast von 22 Millionen, welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinsen der Staatsschuld von 1795 bis 1804 von 18 bis auf 34, und seitdem bis auf 42 Millionen vermehrte, so daß man von 1795 bis 1805 zur Deckung des jährlichen Deficits 41 Procent vom Eigenthum und 53 Procent (direct und indirect) von den Einkünften der Angesessenen heben mußte. Nur geringen Einfluß hatte auf die Milderung dieses schrecklichen Finanzzustandes die Zusammenschmelzung der bisher getrennten Provinzialschulden im Jahre 1798, wohlthätiger war das 1805 durch den Rathspensionair Schimmelpennink eingeführte Abgabensystem; allein die Verschwendungen des Königs Ludwig, welcher 1807 vierzig, 1808 dreißig und 1809 zwanzig Millionen zur Deckung des Deficits anlieh, brachten, verbunden mit dem Einfall der Engländer im Jahre 1809, das Land in einen so kläglichen Zustand, daß Napoleon dasselbe bei der Einverleibung in das französische Kaiserreich (1810) durch Reducirung der Staatsschuld auf ein Drittheil gewissermaßen für bankerott erklärte. Dieser Schlag, so hart er auch die einzelnen Staatsgläubiger traf, hatte, einmal überstanden, wenigstens die heilsame Folge, daß bei der Wiederherstellung des niederländischen Staats auch an eine Wiederherstellung der Finanzen zu denken war. Zwar ward die Napoleonische Tierzirung der Wirklichkeit nach beibehalten, indem nur ein Drittheil der Schuld für zinstragend erklärt ward; allein die reducirten zwei Drittheile wurden als aufgeschobene (uitgestelde, nicht zinstragende) Schuld anerkannt. Die wirkliche (werkelijke) Schuld trägt vom 1. Januar 1815 an 2 1/2 Procent Zinsen; jährlich sollen 4 Millionen von der letzteren abgetragen und eben so viel von der ersteren an ihre Stelle treten. Die wirkliche von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsschuld beträgt: 573,153,530 Fl.; die aufgeschobene: 1,719,460,591 Fl. — zusammen 2292,614,121 Fl. Die auf dem ehemaligen Belgien ruhende österreichische Schuld ist durch eine Convention vom 11. October 1815 übernommen zu 34,466,679 Fl. Als Maaßstab des Staatskredits ist zu bemerken, daß nach dem bis jetzt nicht erheblich veränderten Preise der Staatspapiere vom Octbr. 1815 der innere Werth der wirklichen Schuld sich auf 237,858,715 Fl., der aufgeschobenen Schuld aber auf 46,568,721 Fl. belief. Bei einer sol-

chen Schuldenlast mußte noch vor der Einverleibung Belgiens im ersten Jahre der fürstlichen Souverainität (1814), wo der Handel kaum anfing, sich wieder zu erheben, von einer Bevölkerung von 1,800,000 zum Theil sehr verarmter Menschen und einem Lande, dessen Flächeninhalt von 1148 Quadratmeilen 5/16 an Wasser und 3/16 an Heiden, Dünen, Steppen und Morästen, mithin nur die Hälfte an Vortheil bringendem Lande enthält, drei und sechzig Millionen an Staatsabgaben aufgebracht werden. Nimmt man nach der Einverleibung Belgiens die directen und indirecten Steuern zu 56,200,000 Gulden an, so ergibt sich, daß jeder Kopf im Königreiche der Niederlande 11 Fl. 4 Stüber (6 Thlr. 13 Gr. Conventionsmünze) entrichtet. Nach dem Budget von 1818 betrug die Ausgabe des Königreichs der Niederlande 74,000,000 Fl. Davon sind gerechnet; 2,600,000 für das Haus des Königs; 1,170,000 Gulden für die hohen Collegien; 320,000 Gulden für das Staatssecretariat; 853,000 Gulden für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; 3,700,000 Gulden für das Departement der Justiz; 2,000 000 für das Departement der inländischen Angelegenheiten; 1,325 000 für das Departement des nichtcatholischen, und 1,875,000 für das des catholischen Gottesdienstes; 1,200 000 Gulden für das Departement des Unterrichts, der Künste und Wissenschaften; 25 000,000 für das Finanzministerium; 5,500,000 Gulden für das Marineministerium; 22,000,000 für das Kriegsministerium; 4,700,000 für das Wasserbauwesen (Waterstaat) und 1,657 000 Gulden für unvorhergesehene Ausgaben. Die **Einnahmen** fließen aus directen Steuern (Grund-, Personal-, Mobiliar-, Thüren-, Fenster- und Patentsteuern) und indirecten Abgaben auf Salz, Seife, Weine, ausländische und inländische destillirte Getränke, Bier, Essig, Torf, Steinkohlen, inländisches Getraide, (Lastgeld) Wag- und Abmessungsgebühren; ferner Enregistrements-, Stempel- und Hypotheken-Gebühren, Erbschaftssteuern und Abgaben von verarbeitetem Gold und Silber. Die Grundsteuer wird nach einem 1805 entworfenen Cataster gehoben, dessen Unrichtigkeiten die gegenwärtig obhandene Ausarbeitung eines neuen höchst nothwendig gemacht haben. — Die **Seemacht** der vereinigten Niederlande, welche in den Jahren 1652, 1665 und 1672 aus 66, 75, 100 und selbst 150 Kriegsschiffen aller Art bestand, war schon im Jahre 1776 bis auf 25 Linienschiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgesunken; im Kriege gegen England von 1781 hob sie sich einigermaßen, so daß sie im Jahre 1792 wieder 66 Linienschiffe und Fregatten und 46 kleinere Kriegsfahrzeuge zählte. Doch durch Abdankung einer großen Anzahl der geschicktesten Seeoffiziere im Jahr 1795, durch die ungeheuern Verluste in der Saldanha-Bai und bei Kamperduin, und durch die Uebergabe der Flotte an die Engländer im September 1799 war sie schon im Anfange dieses Jahrhunderts fast gänzlich vernichtet. Unter der französischen Herrschaft lagen im Nieuwe Diep und vor Antwerpen ziemlich bedeutende Geschwader, wovon nach dem Pariser Frieden vom 31. Mai 1814 das erstere ganz und das letztere zu einem Drittheil wieder an den niederländischen Staat gekommen ist, so daß im Mai 1814 der Staat in Allem 30 Kriegsschiffe jeder Gattung besaß. Gegenwärtig sind von der niederländischen Marine im **activen** Dienst nur 19 Kriegsschiffe, worunter 9 Linienschiffe (der Etvertsen von 80 Kanonen, Amsterdam von 80 K., Brabant von 74 K., Ruyter von 74 K., Wilhelm I. von 74 K., Nassau von 74 K., Prinz Friedrich von 74 K., Tromp von 68 K. und Seeland von 68 K.), 6 Fregat-

ten (Friederica Sophia Wilhelmina von 44 K., Wilhelmina von 44 K., Amstel von 44 K., Eurydice von 32 K., Maria Reigersberg von 32 K. und Kenau-Hasselaer von 32 K.), und 4 Briggs und Corvetten (Eintracht von 18 K., Schwalbe von 18 K., Irene von 18 K. und Kosak von 8 K.). Außerdem liegen einige Schiffe auf dem Stapel, andere befinden sich noch zur Ausbesserung auf den Werften oder liegen in den Dokken, ohne in dienstfähigem Zustande zu seyn. — Das Personale der Marine besteht aus 270 Offizieren: 1 Admirallieutenant, 7 Viceadmiralen, 8 Contreadmiralen (holländisch Schout by nacht), 1 Commandeur der breiten Flagge, 28 Capitainen, 40 Capitainlieutenants, 95 Lieutenants erster und 96 Lieutenants zweiter Classe. Sowohl in den höheren als niederen Graden gibt es viele treffliche, durch nautische Kenntnisse und Seetactik ausgezeichnete Offiziere. Die Landmacht beläuft sich an Linientruppen (außer der Landmiliz, welche auch zum stehenden Heere ein Contingent von 20,000 Mann liefert, die aber durch ein bloßes Aufgebot des Königs jederzeit auf 80 bis 100,000 Mann gebracht werden kann) jetzt nicht höher als auf 30,000 Mann; sie besteht aus 17 Divisionen Infanterie in 68 Bataillons ohne die Depots, 1 Regiment und 11 Bataillons für Ost- und Westindien, 4 Schweizerregimentern, 10 Garnisoncompagnien, 1 Regim. Nassau leichter Infanterie, 14 Bat. Artillerie, und 1 Corps leichter Artillerie, 1 Bat. Pontoniers, Mineurs und Sappeurs, dem Geniecorps, 3 Reg. Carabiniers, 2 Reg. leichter Dragoner, 3 Reg. Husaren, 1 Reg. Carabiniers Landwehr und der Marechaussee. Bei dem Kriegsstaat sind angestellt: der Herzog von Wellington, der in den Niederlanden den Titel Fürst von Waterloo führt, als Feldmarschall, der Kronprinz als General der Cavallerie, der Prinz Friedrich als Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie, der Landgraf Christian von Hessen-Darmstadt als General der Infanterie, 28 Generallieutenants, 54 Generalmajors und 21 Generaladjutanten des Königs und der beiden Prinzen. Das Königreich ist in 6 Generalcommando's eingetheilt: 1. Nord- und Südholland, Utrecht; Hauptquartier Amsterdam. 2. Geldern, Overyssel, Friesland, Gröningen, Drenthe; Hauptq. Deventer. 3. Seeland, Ost- und Westflandern; Hauptq. Gent. 4. Nord- und Südbrabant, Antwerpen; Hauptq. Antwerpen. 5. Lüttich, Limburg; Hauptq. Mastricht. 6. Luxemburg, Namur, Hennegau; Hauptq. Namur. Zu den Militärcontingenten liefern die südlichen Provinzen 67 Mann, wenn die nördlichen 40 stellen, mithin verhält sich die Anzahl der beiderseitigen Mannschaften in der Armee wie 327 zu 200. Dennoch ist bei dem niederländischen Kriegsheere die Anzahl der Oberoffiziere aus den belgischen Provinzen weit geringer, als aus den altholländischen. Uebrigens werden die Truppen gut bezahlt, und besonders sind die Offiziersbesoldungen ansehnlich. — In keinem Lande der Welt gibt es auf einem gleichen Flächenraume so viele große und kleine Festungen, einzelne Forts und ausgedehnte Vertheidigungslinien. Ueber die Instandsetzung und Erhaltung derselben ward im October 1815 zwischen England und der niederländischen Regierung eine Convention abgeschlossen. Hiernach sollen in den Ardennen und dem Luxemburgischen Arlon, Rochefort und Dinant in gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt werden; Namur und Charleroi, in Festungen des ersten Ranges verwandelt, sollen nebst Philippeville, Marienburg die Maas und Sambre vertheidigen. Beaumont, Chimay, Mons, Ath, Doornick, Cortryk, Menin, Ypern, Fürnes und Ostende sollen diese Ver-

theidigungslinie vervollständigen. Gedeckt in der äußersten Linie durch eine Festungsreihe in Flandern, Hennegau und Namur, in der äußersten linken Flanke durch Luxemburg, in zweiter Linie durch die seeländischen Ströme, Bergen-op-Zoom, Breda, Grave und Herzogenbusch, in der dritten durch die Rhein- und Maas-Arme, so wie längs der Maas durch Maßtricht und Venloo, und an der Ostseite Altholands durch eine vierfache, durch willkührliche Ueberströmungen zu verstärkende Linie (die Moräste von Drenthe, die Yssel, den Greb und die doppelte holländische Wasserlinie) ist der niederländische Staat zu einem Vertheidigungszustande von seltener Stärke geeignet. — Die auswärtigen Besitzungen der Niederlande sind: 1. in Asien die Insel Java (theils unter unmittelbarer Herrschaft heimischer, den Niederländern zinsbarer Fürsten); die unter der Generalstatthalterschaft zu Batavia stehenden, in die drei Gouvernements Amboina, Banda und Ternate eingetheilten moluckischen Inseln (deren Werth jedoch seit der Verpflanzung der Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume durch die Engländer und den dadurch verursachten Verlust des früheren holländischen Alleinhandels mit diesen Producten sehr vermindert ist); ferner Macassar auf Celebes, Palimbang auf Sumatra (Banjermassing auf Borneo ist als nutzlos verlassen) ꝛc. Die gesammten asiatischen Besitzungen betragen 4700 Quadratmeilen und enthalten 1,376,000 Einwohner; 2. in Afrika 13 feste Plätze und Comtoire auf der Küste von Guinea, worunter St. George del Mina und Nassau, zusammen mit 10,000 Einwohnern; 3. in Amerika die Colonie Surinam auf dem festen Lande von Guyana mit 520 Quadratmeilen und 340,000 Einwohnern, und die westindischen Inseln Curassao, St. Eustache und St. Martin, zusammen 15 Quadratmeilen und 39,000 Einwohner. Die Gesammtheit des Flächeninhalts der auswärtigen Besitzungen beträgt ungefähr 5236 Quadratmeilen und die der Einwohner 1,735,000. Der Sklavenhandel ist verfassungsmäßig abgeschafft. — III. Verfassung. Das Königreich der Niederlande ist eine eingeschränkte constitutionelle Monarchie, die Krone ist erblich in dem Hause Oranien-Nassau, und zwar in des ersten Königs Wilhelm Friedrich (geb. 24. Aug. 1772) männlicher Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt und durch Repräsentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenschaft geht sie auf die Tochter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, so bringt die älteste Tochter von der ältesten absteigenden männlichen Linie des letztern Königs die königliche Würde auf ihr Haus, und wird, wenn sie früher verstorben ist, durch ihre Nachkommen repräsentirt. Ist aber keine männliche absteigende Linie des letztern Königs vorhanden, so erbt die älteste absteigende weibliche Linie, jedoch so, daß der männliche Zweig vor dem weiblichen, und der älteste vor dem jüngeren, und in jedem Zweige Männer vor Frauen, und der ältere vor dem jüngeren den Vorzug haben. Der König kann keine fremde Krone tragen. Er genießt ein jährliches Einkommen von 2,400,000 Gulden holländisch aus der Staatscasse; seine Residenzen sind zu Amsterdam und Brüssel; doch werden ihm auch andere Sommer- und Winterwohnungen eingerichtet; allein zum Unterhalt jeder derselben kann jährlich nicht mehr als 100,000 Fl. aus der Staats-Casse verwendet werden. Eine verwittwete Königin hat ein jährliches Einkommen von 150,000 Fl. Der älteste Sohn des Königs oder muthmaßliche Thronerbe führt den Titel: Prinz von Oranien (jetzt **Wilhelm Friedrich Georg Ludwig**, geb. den 6. Dec. 1792), und

genießt von seinem vollendeten 18ten Jahre an eines jährlichen Einkommens von 100,000 Fl., welches nach seiner Verheirathung verdoppelt wird. Die Volljährigkeit des Königs ist das vollendete achtzehnte Jahr. Ueber die Vormundschaft eines minderjährigen Königs, in so fern von seinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen seyn sollte, so wie auch über die Regentschaft verfügen die Generalstaaten, und so lange, bis diese Verfügungen getroffen sind, übt der Staatsrath die höchste Gewalt aus. Die Generalstaaten, welche das niederländische Volk repräsentiren, bestehen aus zwei Kammern. Die Mitglieder der ersten, welche vom Könige auf Lebenszeit ernannt werden, und wenigstens 40 Jahre alt seyn müssen, dürfen an der Zahl nicht über 60, und nicht unter 40 stark seyn; die zweite Kammer besteht aus 110 Mitgliedern, mindestens 30 Jahre alt, gewählt durch die Provinzialstaaten, welche aus den drei Ständen der Ritterschaft, Städte und Landleute zusammengesetzt sind. Die Staatsminister haben Sitz in beiden Kammern, entweder als Minister, in welchem Falle sie nur eine deliberative Stimme haben, oder als Mitglieder. Der König sendet seine Vorschläge an die zweite Kammer, die sie zur Sanction an die erste sendet. Beide Kammern führen den alten Titel: Edel- und Hochmögende Herren. Die Generalstaaten haben das Recht, dem Könige Vorschläge zu machen, in welchem Falle die Initiative der zweiten Kammer zusteht. Sobald ein vorgeschlagenes Gesetz verworfen ist, wird dessen Entwurf nie bekannt gemacht, sondern eingezogen. Aus ihr tritt jährlich ein Drittheil heraus, die Austretenden können aber sogleich wieder gewählt werden. Zur Wahlfähigkeit wird außer dem Alter von mindestens 30 Jahren erfordert, daß der zu Wählende in der Provinz, welche ihn ernennt, ansäßig und mit keinem Mitgliede der Versammlung näher als im dritten Grade verwandt sey. Der König übt alle Acte der Souverainität aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorgetragen sind, der aus höchstens 24 ordentlichen Mitgliedern besteht, welche, so viel es thunlich ist, aus allen Provinzen genommen werden müssen; in Hinsicht der außerordentlichen ist dem Könige freie Hand gelassen. Der König entscheidet und macht dem Staatsrathe seinen Beschluß kund. Er wählt und entläßt die Mitglieder des Staatsraths und die Minister. Die oberste Leitung der Colonien und außereuropäischen Besitzungen gehört ihm ausschließlich zu. Er erklärt Krieg, schließt Frieden, ratificirt die Verträge; doch kann er ohne Zustimmung der Generalstaaten in Friedenszeiten keine integrirenden Theile des Reichs oder der Colonien veräußern oder vertauschen. Der König ernennt die Gesandten und Consuln, und ruft sie zurück; er verfügt über die Flotten und Armeen, ernennt die Offiziere und gibt ihnen ihre Entlassung; doch muß er von dem, was Krieg oder Frieden betrifft, die Generalstaaten in Kenntniß setzen. Der König hat die oberste Leitung der Staats-Finanzen; er hat das Recht, Münzen mit seinem Bildnisse schlagen zu lassen. Er kann adeln und Ritterorden stiften. Seine Unterthanen können ohne seine Erlaubniß von keinem fremden Fürsten Orden, Titel oder Würden annehmen. Er hat das Begnadigungsrecht. Nur in seinem Namen wird Recht gesprochen. Es soll ein allgemeines Gesetzbuch des bürgerlichen Rechts, des Handels, des peinlichen Rechts und des rechtlichen Verfahrens eingeführt werden. Jede Verhaftung der Polizei muß dem örtlichen Richter sogleich angezeigt und der Verhaftete demselben in drei Tagen überliefert werden. Die Einziehung

der Güter kann in keinem Fall verhängt werden. In allen Criminalurtheilen muß das Verbrechen und der in Anwendung gebrachte Artikel des Gesetzes angeführt werden. Alle Civilurtheile müssen die Entscheidungsgründe enthalten. Jede Provinz hat einen Gerichtshof, Criminal- und Civilgerichte. Jedem wird vollkommene Freiheit gottesdienstlicher Begriffe und Meinungen zugesichert, und alle Religionsparteien genießen gleichen Schutz, gleiche bürgerliche und politische Vorrechte, und haben gleiche Ansprüche auf alle Würden, Aemter und Bedienungen. Alle und jede offenbare Gottesdienstübungen sind erlaubt, in so fern dadurch die öffentliche Ordnung oder Sicherheit nicht gestört wird. Den Lehrern aller Religionsparteien werden ihre bisherigen Einkünfte gesichert, und denen, welche kein hinreichendes Einkommen besitzen, kann solches aus der Landescasse bewilligt oder erhöht werden. Der König trägt Sorge, daß kein Unterthan in der freien Ausübung des Gottesdienstes, welche ihm die Grundverfassung sichert, gestört werde, zugleich aber auch, daß alle Religionsparteien sich innerhalb der Schranken des Gehorsams gegen die Staatsgesetze halten. Keine Abgaben können zum Behuf der Staatscasse erhoben werden, als Kraft eines Gesetzes, und in Steuerangelegenheiten dürfen keine Privilegien ertheilt werden. Fremde Truppen werden nur nach gemeinschaftlicher Berathung des Königs und der Generalstaaten in Dienst genommen. Von der Nationalmiliz wird in Friedenszeiten der fünfte Theil entlassen. Sie kann auf keinen Fall nach den Colonien und nur mit Zustimmung der Generalstaaten über die Gränzen des Königreichs geschickt werden, es wäre denn in einer augenblicklich dringenden Gefahr, oder wenn bei Garnisonsveränderungen die kürzeste Marschroute über ein fremdes Gebiet geht. Alle Ausgaben für die Truppen des Reichs werden aus den Staats-Cassen bezahlt. Die Einquartierungen und der Unterhalt des Kriegsvolks, Transporte und Lieferungen, von welcher Natur sie auch seyn mögen, für die Armeen oder Festungen des Königs können nicht einem oder mehreren Einwohnern oder Gemeinden auferlegt werden. Geschieht solches in unvorhergesehenen Fällen, so soll das Königreich sie reglementsmäßig schadlos halten. In Hinsicht des Wasserbauwesens ist genau bestimmt, was der Generaldirection desselben, den Provinzialdirectionen und den Provinzialständen dabei obliegt. Auch die Rechte des Torfstechens sind genauer als bisher geregelt. Die Einkünfte aus den Weg-, Brücken- und Schleusengeldern sollen ausschließlich zur Unterhaltung und Verbesserung der Wege, Brücken, Canäle und schiffbaren Flüsse, wo dieselben bezahlt werden, verwendet werden. Es steht einem jeden frei, seine Gedanken und Meinungen durch den Druck, als ein zweckmäßiges Mittel zur Verbreitung von Kenntnissen und zur Beförderung der Aufklärung, bekannt zu machen; jedoch bleibt jeder wegen dessen, was er schreibt, druckt, herausgibt oder verbreitet, der Staatsgesellschaft oder den besondern Personen, in so fern deren Rechte dadurch gekränkt seyn möchten, stets verantwortlich. Ueber Veränderungen und Zusätze der Constitution darf die zweite Kammer nicht anders berathschlagen, als wenn zwei Drittel der Mitglieder gegenwärtig sind, und nur mit einer Mehrheit von drei Viertheilen der Anwesenden darf sie über diese Gegenstände Beschlüsse fassen. Während einer Regentschaft dürfen in der Verfassungsurkunde oder in dem Erbfolgerecht keine Veränderungen gemacht werden. Diejenigen Veränderungen oder Zusätze, welche durch den König und die Generalstaaten in der Constitutionsacte beschlossen

werden, sind feierlich bekannt zu machen und dem allgemeinen Fundamentalgesetze beizufügen. Der Titel des Monarchen lautet: König der Niederlande, Prinz von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg. Das Wappen des Königreichs besteht in einem aufrecht stehenden Löwen von Gold, der mit einer königlichen Krone geziert ist, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert und in der linken ein Bund Pfeile hält. Die Devise des Königs und seiner männlichen Descendenten ist: Je maintiendrai. — IV. Verwaltung. Der König hat die ganze ausübende Gewalt in Händen und von ihm hängt die Leitung aller Staatsgeschäfte ab. Ihm zur Seite steht ein Staatsministerium, bestehend aus dem ersten Präsidenten des ersten Gerichtshofes oder des hohen Raths der Niederlande als Justizminister, dem Vicepräsidenten des Staatsraths (der König wird verfassungsmäßig als Präsident desselben angesehen) und den Ministern der Marine, des Innern, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, des Wasserbaues (Waterstaats) und des öffentlichen Unterrichts. Hiezu kommt ein Generalcommissär des Kriegsdepartements, als dessen Chef der Kronprinz angesehen wird, der Staatssecretär (Algemeene Secretaris van Staat) und vier Generaldirectoren für Handel und Colonien, für die indirecten Steuern, für Convoyen und Licenzen, und für den catholischen Cultus. Alle diese Staatsbeamten bilden zugleich das geheime Cabinet des Monarchen. Die zweite höchste Centralbehörde, in welcher alle Gesetze und Verordnungen zur Erörterung kommen, ist der Staatsrath, dessen Attribute in der Constitution bestimmt sind, und der gegenwärtig mit Inbegriff der außerordentlichen aus 46 Mitgliedern besteht. Eine besondere, aus drei oder vier catholischen Mitgliedern desselben gebildete Commission wacht über den Cultus und über die Freiheiten der belgischen Kirche. Es besteht nämlich in den südlichen Provinzen fast die ganze Bevölkerung aus Catholiken. In den altholländischen Provinzen machen die Reformirten vier Siebentel, die Catholiken hingegen zwei Siebentel der Bevölkerung aus; der Rest besteht aus Lutheranern, Remonstranten, Jansenisten, Anabaptisten, Griechen, Armeniern, portugiesischen und sogenannten hochdeutschen Juden, welche letztere in den Niederlanden bürgerliche Rechte genießen. Die kirchlichen Angelegenheiten der Reformirten werden geleitet durch Kirchenräthe, deren Repräsentanten sogenannte Classen bilden, wovon eine gewisse Anzahl die Synode jeder Provinz ausmacht. Nordbrabant gehört in kirchlichen Angelegenheiten zu verschiedenen Provinzen. In Geldern wird die Synode durch die Classen von Nimwegen, der Betüve, Thiel, Zaltbommel, Thielewaard, Zütphen, Ober- und Nieder-Belüve, Herzogenbusch nebst Peel- und Kempenland gebildet. Unter die Synode von Südholland gehören die Classen von Dordrecht, Delft und Delfland, Leyden, Niederrhynland, Gouda, Schieland, Gorkum, Vorn und Putten, Haag, Buren und Breda; unter der Synode von Nordholland stehen die Classen von Alkemaar, Harlem, Amsterdam, Hoorn, Enkhuizen und Edam; zur Synode von Seeland gehören die Classen Walcheren, Schouwen, Duiveland und Zuidbeveland. Die Synode der Provinz Utrecht befaßt die Classen von Utrecht, Amersfort, Rhenen und Wyk; die Synode von Friesland die Classen von Leeuwarden, Dokkum, Franeker, Sneek, Bolsward, Workum und Zeevenwonden. In Oberyssel besteht die Synode aus den Classen von Deventer, Kampen, Zwoll, Vollenhoven und Steenwyk und in Gröningen aus den Classen zu Appingadam, Loppersum, Meddelstum de

Marne, dem Westerkwartier, Oldampt und Westwoldingerland und endlich in Drenthe aus den Classen von Emmen, Meppel und Rolden. Die Reformirten in Staatsflandern stehen unter den drei Consistorialkirchen von Sluis, Yzendyk und Axel. Die französischen, wallonischen, englischen und schottischen Reformirten haben ihre besondern Einrichtungen. Die Catholiken in den nördlichen Provinzen stehen unter einer sogenannten Mission, welche unmittelbar vom Papste abhängt, und nach Ordnung der altholländischen Provinzen in sieben Erzpriesterschaften eingetheilt ist. Doch gehören mehrere Gränzgegenden in geistlichen Angelegenheiten unter den bischöflichen Kirchsprengel von Münster, Roermonde, Lüttich, Herzogenbusch, Antwerpen und Gent. In den südlichen Provinzen stehen die Catholiken unter dem Erzbischof von Mecheln, der auch Bischof über Antwerpen und Süd-Brabant ist, und unter welchem die Bischöfe von Gent, Flandern, Hennegau, Namür und Lüttich stehen. (Ueber die Bildungsanstalten s. d. Art. Niederländische Sprache und Literatur und Niederländische Schule.) Derselbe rechtliche Sinn, wodurch sich die alten holländischen Gerichtshöfe vor denen mancher andern Länder ruhmvoll auszeichneten, bewährt sich auch noch jetzt im neuen Königreiche. Mit Recht steht daher auch in diesem Lande der richterliche Stand in einem hohen Ansehen. Bis jetzt besteht in den Niederlanden noch der Code Napoleon; allein es ist bereits eine Commission mit der Ausarbeitung eines peinlichen Gesetzbuches beschäftigt, welchem bald ein bürgerliches folgen wird. Die Streitfrage, ob es im Criminalprozesse Geschworne und öffentliche Verhandlungen der Gerichtshöfe geben solle, theilt die Belgier und Altholländer, indem die erstern solche bejahen, die letztern aber beharrlich verneinen. Der königliche Hofstaat in beiden Residenzen, Haag und Brüssel, besteht aus einem Obermarschall, Oberkammerherrn, Oberstallmeister, Oberjägermeister und Hofmarschall, einem Ceremonienmeister im Haag, 37 Kammerherrn daselbst und 41 in Brüssel, 4 Kammerjunkern im Haag, 2 Hofcapellanen, 5 Leib- und Hofärzten im Haag, 3 in Brüssel, 8 Pagen an jedem Orte, 10 Generaladjutanten rc. Zum Hofstaat der Königin gehören noch 2 Oberhofmeister, 2 Palastdamen, 2 Hofdamen im Haag, 6 Palastdamen und 2 Hofdamen in Brüssel. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 erneuerte der König zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste bei der Land- und Seemacht den militärischen Wilhelmsorden, und verlieh die ersten Decorationen solchen Feldherren und Kriegern, deren Talente und Tapferkeit die Niederlande befreit haben. Der König ist Großmeister des Ordens, der aus vier Classen besteht. Die Ritter der ersten Classe heißen Großkreuze und die der zweiten Commandeurs. Die Decoration besteht aus einem weißen emaillirten Kreuze mit acht goldnen Punkten; an den Armen des Kreuzes stehen die Worte: „Für Muth, Auszeichnung und Treue;" in der Mitte ist ein W. in einem Lorbeerkranze unter einer goldnen Königskrone; das Band ist orange mit zwei schmalen dunkelblauen Streifen. Diejenigen Militärs zu Wasser und zu Lande, die keinen Offizierrang haben, bekommen, wenn sie zu Rittern der vierten Classe ernannt sind, ein erhöhtes Einkommen, welches der Hälfte ihres Soldes gleich ist. Für die zu Rittern der dritten Classe ernannten wird der Sold verdoppelt. Zur Bezahlung der Kosten des Ordens wird jährlich eine Summe unter den Staatsbedürfnissen in Rechnung gebracht. Einige Monate später, im Sept. 1815, errichtete der König einen Orden des Civilver-

dienstes unter dem Namen Löwenorden, der aus Großkreuzen, Commandeurs, Rittern ꝛc. besteht. Letztere genießen einen Jahrgehalt von 200 Fl., wovon die Hälfte auf ihre Witwen fällt. Das Ordenszeichen führt die Umschrift: Virtus nobilitat (Tugend adelt). H — m.

† Niederländische Schule. In der flandrischen Schule haben sich noch ausgezeichnet: Johann Bol, Wenzeslaus Koeberger, Heinrich Goltzius, Heinrich van Balen, Franz Hals, Wilhelm Nieuwland, Jacob Fouquieres, Philipp von Champagne, Erasmus Quellin, Abraham Diepenbeck, Theodor van Thulden, Johann Goeimar, Jacob von Artois, Bonewent Peters, David Kickaert, Gonzalez Coques, Peter Boel, Samuel von Hoogstraten, Johann Baptist Monnoyer, Abraham Genoels, Gerhard Lairesse, Arnold von Vuez, Johann van Cleef, Peter Eykens, Richard van Orley, Ludwig von Deyster, Johann Franz van Bloemann, Nicolaus Largilliere, Verendael, Robert van Oudenaerde, Johann Anton van der Leepe, Caspar Verbrügen, Johann van Breda. — Der holländischen Schule sind noch beizuzählen: Cornelius Ketel, Johann van Ravestein, Johann Torrentius, Johann van Goyen, Anna Maria Schuurmans, Adrian von Ostade, Johann Booth, Bartholomäus van der Helst, Otto Marcellis, Johann Goedaert, Albert van Everdingen, Heinrich Rokes, Gerbrandt van den Eekhout, Theodor Helmbreker, Jacob Laveq, Heinrich Verschuuring, Marie van Osterwyk, Wilh. Kalf, Adrian van der Kabel, Johann Steen, Melchior Hondekoeter, Johann van der Heyden, E. von der Neer, Johann Glauber, Johann van Huchtenburg, August Terwestein, Johann Verkoolie, Corn. de Bruyn, Carl de Moor, Franz Peter Verheyden, die beiden Honbraken, Rachel Ruisch, Corn. du Sart, Friedrich Moucheron, Diedrich Valkenburg, Conrad Roepel, Johann de Witt, und Cornelius Troost. — Merkwürdig ist es, daß die Niederländische Mahlerkunst nach langem Verfall sich sowohl in den nördlichen als südlichen Provinzen des Königreichs in unsern Tagen gleichzeitig wieder erhebt. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter den neueren Künstlern die Mahler van Os, van Spaendonk, Scheffer, Pieneman, Hodges, Kuipers, Ommegang und Wonder; allein die Niederlande haben weder einen Miereveld, noch Honthorst, viel weniger denn einen van Dyk oder Wouvermann wieder hervorgebracht. Doch darf man sich von der unter den künstlerischen Instituten der Niederlande ausgezeichneten Mahlerakademie zu Antwerpen die günstigsten Einwirkungen versprechen. Den Vorwurf, daß Darstellung der gemeinen Natur das Charakteristische der niederländischen Schule sey, haben manche ausschließlich gegen die holländische Schule geltend machen wollen, die sich bestrebt habe, in der kleinen Cabinetsmahlerei ihre Farbenkunst zu zeigen, dagegen die flandrische in größeren Gemälden auch die hohe, edle Natur gar oft dargestellt habe. Man hat geglaubt, die flandrische Schule dadurch gegen die holländische zu erheben; allein es könnte gar wohl seyn, daß eben dasjenige, wodurch man sie zu erheben gedachte, ihr zum Nachtheil gereichte, weil es nicht auf das Was,

sondern auf das Wie der Darstellung ankommt. Wie nun, wenn Georg Forster Recht hätte, welcher sagt: die Werke der flamändischen Mahler seyen größtentheils der Art, daß man in dem vortreflichen Handarbeiter den Dichter, in dem Bildner des Körperlichen den Seelenschöpfer vermisse? Käme es denn nicht darauf an, ob die holländische Schule bei ihren Darstellungen gerade das zeigte, was man dort vermißt? Daß aber dies gar oft der Fall sey, vermag wohl niemand zu läugnen. Besser würde man daher Mangel an Idealisirung bei höchster Befriedigung der Wirklichkeitsfoderungen, bisweilen auf Kosten der Schönheit, als allgemeinen Charakter der niederländischen Schule angeben. Zwischen der flandrischen und holländischen bleibt deshalb immer noch ein Unterschied. Die flandrische hat in großen Compositionen glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels und einen kräftigen Ausdruck; die holländische copirt die Natur bis zur Bewunderung, auch in geringfügigen Kleinigkeiten, und hält sich in Zeichnung und Farbengebung mit möglichster Treue an die Natur. Daß sich beide Schulen wesentliche Verdienste um das Practische und Technische der Mahlerei erworben haben, ist niemals in Zweifel gezogen worden; daß aber auch die ästhetischen Foderungen von ihnen weit häufiger sind befriedigt worden, als man gemeiniglich sich einbildet, das kann nur der läugnen, welcher keine Arten des Schönen annehmen will.

Niederländische Sprache, Literatur und Poesie. Die Sprache der Niederlande, nichts anders als eine Mundart der deutschen, stammt von der alten sächsischen oder sassischen ab, deren Tochter die angelsächsische (von welcher das Englische abstammt), die niedersächsische oder plattdeutsche, die holländische und die flämische sind. Die flämische Sprache hat die Hauptgrundzüge und Wurzelwörter mit der holländischen gemein und entlehnt nur manche Worte von der französischen, unterscheidet sich auch in der Aussprache dadurch, daß diese mehr nasal, die der holländischen mehr guttural ist. Allein es giebt in den Niederlanden eine von der niederdeutschen ganz abweichende Mundart, nämlich die wallonische, eine verderbte Abart der französischen. In ganz Flandern, Nordbrabant und einem Theile von Südbrabant ist das Flämische die Volkssprache. Die Gränzscheidung ist in der Stadt Brüssel selbst, wo in der niedern Stadt flämisch, in der oberen wallonisch gesprochen wird. Südwärts von Brüssel, in dem deshalb sogenannten wallonischen oder Wälsch-Brabant, in Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg ist das Wallonische immer noch die Volkssprache. Bemerkenswerth ist es, daß selbst in demjenigen Theile von Flandern, der schon lange unter französischer Herrschaft stand, das Flämische bis nach Dünkirchen hin immer noch die Volkssprache blieb, während bis diesen Augenblick in Brabant, Hennegau und besonders in Lüttich ungeachtet der Verbindung mit Deutschland wallonisch gesprochen wird. Die in den Niederlanden gangbaren Zweige der niederdeutschen Sprache kann man im Ganzen in fünf wesentlich verschiedene Mundarten abtheilen. Nämlich 1. das eigentliche Holländsche, welches schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts zur Büchersprache der sieben nördlichen Provinzen erhoben war; 2. das sogenannte Bauernfriesische (einst die Schriftsprache Gysbert Japiks), eine Mundart, deren Gebrauch jedoch immer mehr und mehr abnimmt; 3. die geldersche oder sogenannte niederrheinische; 4. die gröningische (wozu auch die oberysselsche gehört) und 5. die flämische Mund-

art, welche letztere die vorherrschende Schriftsprache der nördlichen Provinzen geblieben ist, obwohl unendlich ärmer als die holländische und noch überladen mit dem ganzen Schwall von Bastardworten, wovon Coornhert, Spiegel und Hooft die holländische Sprache gereinigt haben. Jene Sprachvertheilung in Belgien betrifft jedoch hauptsächlich nur das platte Land und die kleineren Städte; in den größeren Städten ist das Gebiet der niederdeutschen Sprache, vorzüglich durch die letzte, beinahe zwanzigjährige Herrschaft der Franzosen, insbesondere in Brabant, immer mehr und mehr beschränkt worden. — Durch die begonnene Cultur der holländischen Sprache ist zugleich der Anfangspunkt einer in derselben möglichen Literatur bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts war sie durch zahlreiche Bibelübersetzungen, Volks- und Streitschriften und Dichterwerke mannigfaltig ausgebildet. Gansfort und Agricola in Gröningen waren unter den Ersten, die sich als Gottesgelehrte und Literatoren auszeichneten. Ihren Spuren folgend machte Erasmus von Rotterdam noch weit größere Fortschritte und trug nicht minder durch seine Satire, als durch gründliche Gelehrsamkeit zur Verbreitung der großen Kirchenreformation bei. Ein noch vielseitigeres Genie, Hugo de Groot (Grotius), umfaßte im Anfange des 17ten Jahrhunderts, als die Wissenschaften, gehemmt durch den langen Freiheitskampf, wieder aufzublühen begannen, gleichzeitig Sprach- und Alterthumskunde, Dichtkunst, Geschichte und Philosophie, Gottesgelahrtheit und Rechtskunde in allen ihren Zweigen. Lange mußten die nördlichen Provinzen einer hohen Schule entbehren; die zu Löwen in Brabant diente für die gesammten Niederlande, bis König Philipp auch zu Douai für seine wallonischen Unterthanen eine Hochschule stiftete, welche jedoch, nachdem sie unter französische Oberherrschaft gekommen war, sehr in Verfall gerieth. Dagegen verbreitete die Hochschule zu Leyden, gestiftet im J. 1575 durch den Prinzen Wilhelm I., um diese Stadt für den von ihren Einwohnern im J. 1574 durch ihre tapfere Vertheidigung gegen die Spanier bethätigten Patriotismus zu belohnen, bald ihre wohlthätigen Einwirkungen über die gesammten vereinigten Niederlande. Männer, wie Scaliger, Lipsius, Daniel und Nicolaus Heinsius, Gronovius, van Baarle, Spanheim und andere in der alten Literatur, Erpenius und Golius im Arabischen, Arminius, Drusius, Coccejus und andere in der Gottesgelahrtheit, die beiden Snelliusse in der Mathematik, verbreiteten ihren Ruf über ganz Europa. Es wurden auch zu Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1647) Hochschulen gestiftet, deren Wetteifer mit Leyden den Wissenschaften sehr vortheilhaft war. Am Ende des 17ten Jahrhunderts zeichneten sich in der Natur- und Sternkunde Huygens, Leeuwenhoek, Zwammerdam, Hartsoeker und Andere aus. Mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts, oder vielmehr nach dem Frieden von Utrecht 1713, begann sich über die orientalische, griechische und niederdeutsche Sprachkunde, nebst der Heilkunde durch Albert Schultens, Tiberius Hemsterhuis, Lambert Ten Kate und Herrmann Boerhave ein neues Licht zu verbreiten, und durch eine Reihe trefflicher Nachfolger dieser großen Männer blühten diese Wissenschaftszweige mehr als jemals, insbesondere auf der Hochschule zu Leyden, welche während des ganzen 18ten Jahrhunderts der Universität zu Franeker manchen ausgezeichneten Lehrer verdankte. Auch Utrecht hatte seinen Wesseling, Duker, Drakenborch und

Saxe. Unter den Rechtsgelehrten glänzten Matthäi, Huber, Noot und Voet. Um die holländische Sprache erwarben sich besondere Verdienste durch Grammatiken, außer dem oben benannten Lambert Ten Kate, Sewels, Zeydelaar, Kramer und van Moerbeck; durch Wörterbücher: Kramer, Sewels, Halma, Moerbeck, Weidenbach und Weiland. In der Philologie, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Medicin haben sich die Holländer durch Talent, Gelehrsamkeit und Fleiß aufs rühmlichste ausgezeichnet, und um das Civil- und Staatsrecht sich entschieden große Verdienste erworben. Insbesondere haben in der alten schönen Literatur die Holländer von jeher Männer vom ersten Range gehabt. Indeß geben Werke dieser Art noch keine Nationalliteratur, zumal wenn sie, wie hier meist der Fall war, in einer fremden Sprache oder von gebornen Ausländern geschrieben waren. So waren unter den großen Männern, die auf der Universität zu Leyden als Sterne erster Größe glänzten oder noch glänzen; Scaliger und Lusac von französischer Abkunft, Albinus ein Dessauer, Vossius ein Pfälzer, Gronovius (eigentlich Grönhof) ein Hamburger, Ruhnken ein Pommeraner, Vorstius ein Cölner und der große Philolog Wyttenbach ist ein Schweizer. In der eigentlichen Nationalliteratur mangelt freilich den Holländern Originalität, denn sie bildeten sich meist nach den Deutschen, Engländern und Franzosen; allein sie bildeten sich in der That und haben Werke aufzuweisen, deren sie sich gegen andere Nationen zu schämen nicht Ursache haben. Im 17ten Jahrhundert stand ihre Poesie in einer schönen Blüthe; ihre naive Volkspoesie steht keiner andern nach und andere poetische Werke zeichnen sich durch Energie, Fülle und Schönheit der Darstellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1630 bis 1750 ihr Nationalschauspiel ausgebildet und erreichte durch mehrere talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die holländische Bühne an Originalen weit reicher als die deutsche, und die Stücke eines van der Gon, Rotgans, Duyf, Lescalilje, Vernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher, als was uns die Gottschedische Periode geliefert hat. Indeß sind viele jener holländischen Stücke blos französischen nachgebildet. Unter den Dichtern, die sich vornehmlich hervorgethan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan van der Doos (Janus Douza aus Norwik, starb 1604), rühmlich bekannt als Philolog, Historiker und lateinischer Dichter, hier aber hauptsächlich als einer der Ersten namhaft, welche poetische Versuche in der Muttersprache wagten, worin ihm Dan. Heinse aus Gent (starb 1655) mit glücklicherem Erfolge nachging. Peter Cornelius van Hooft aus Amsterdam (starb 1647), geachtet als Historiker durch seine Geschichten Königs Heinrich IV., Belgiens, und eine treffliche Uebersetzung des Tacitus, war in seinen Trauerspielen und andern Gedichten zu gekünstelt, und seine Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten des Jacob Cats aus Brouwershaven in Seeland (starb 1660), eines der fruchtbarsten und geistvollsten der holländischen Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein origineller Geist der Heiterkeit, Lebensklugheit und Religiosität. Die Gedichte von Jan Antonides van der Goes (starb 1687) haben den Ruhm der Correctheit und Eleganz. Joost van der Vondel aus Cöln (starb 1679) hat in einer, wenn auch nicht immer correcten, doch kräftigen und reichen Sprache metrische Ueber-

setzungen der Psalme, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satiren, Lobgedichte, viele Trauerspiele, auch eine Epopöie: Adam und Lucifer u. a. m. geliefert und sich den Ruhm des zweiten classischen Dichters der Holländer erworben. Unter seinen Trauerspielen ist auch eine Maria Stuart. Eine vollständige Sammlung dieser Trauerspiele erschien 1730 zu Amsterdam in zwei Bänden. Constantin Huygens (starb 1687) wurde durch Sinngedichte, Jacob Westerbann (starb 1670) und Johann Adolph Daus (starb 1674) durch erotische Gedichte rühmlich bekannt. Als scherzhafte Dichter thaten sich Johann van der Veen (st. 1660) und Joh. Decker (starb 1664) hervor. Nach den alten Classikern bildete sich Lucas Rotgans aus Amsterdam (starb 1710), und sein episches Gedicht in acht Gesängen: Wilhelm III., so wie seine Trauerspiele zeugen hinlänglich von seinen Mustern. Jan von Brockhuyzen aus Amsterdam (starb 1707), als Kritiker und lateinischer Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in holländischer Sprache Oden, Idyllen und andere Gedichte. Die lyrischen Gedichte von Arn. Moonen und die Idyllen von Wellekens dürfen nicht übersehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Corneliszoon Poot aus Abtwout bei Delft (starb 1733), und sehr geachtet sind Adrian van der Vliet, welcher außer biblischen Gedichten ein Gedicht in drei Gesängen: „Die Spanier in Rotterdam" — schrieb (starb 1780); Piet. Nieuwland (starb 1794) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erschien 1780 ein Heldengedicht in sechzehn Gesängen: Germanicus. Außer diesen werden unter den ältern Dichtern Burmann, Smits, und unter den neuern Hieronymus de Bosch, Theodor van Kooten, Klein, Kleinhoff, Kaldenbach, Bellamy, Nieuwland, Feith, Bilderdyk, Hellmers, Spandaw, van Hall, Tollens, Kinker und Witsen Gysbeek immer einen wohlverdienten Ehrenplatz auf dem niederländischen Parnaß einnehmen. Bilderdyk ist zugleich ein Gelehrter vom ersten Rang und von weitumfassenden Kenntnissen. Schon aus diesen kurzen Angaben sieht man, wie sehr man sich bemüht hat, die holländische Sprache zu edlerem Gebrauch auszubilden und in welchem hohen Grade dies gelungen sey, beweis't vielleicht nichts besser, als der Umstand, daß keine andere Nation eine so gelungene Uebersetzung von Klopstocks Messias aufzuweisen hat, als die holländische von Groeneveld, Amsterdam 1784, 1785, auch 1791, 2 Bde., 8. in Hexametern. Eine andere gleich schätzbare in Prosa erschien zu Amsterdam 1798. Die Prosa der Holländer hat indeß auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Ansprüche zu machen, ist jedoch in ihrem schlichten Wesen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverständlich darzustellen. Unstreitig würden die Holländer auch hierin noch größere Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philosophischen Prosaiker sich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipsius, Grotius, Wyttenbach u. A. schrieben aber lateinisch, und Franz Hemsterhuis, dieser liebenswürdige Sokratische Philosoph und eben so geschmackvolle als geistreiche Schriftsteller, französisch. Wie mit der Philosophie, so mit der Geschichte. Es ist kein Zweifel, daß die holländische Prosa durch die zumal in neuerer Zeit so häufigen Uebersetzungen ausländischer classischer Geisteswerke, vornehmlich der Deutschen, nicht anders als gewinnen kann. An gutem Willen, ernster Thätigkeit und mehrern gelungenen Werken mangelt

es den Holländern nicht, und die Verschmelzung mit den Belgiern muß nothwendig die vereinten verwandten Kräfte erhöhen. Dies ist vorzüglich den südlichen Provinzen zu wünschen; denn während die Wissenschaften in den nördlichen Provinzen so große Fortschritte machten, blieben jene weit hinter ihnen zurück. Der Unterricht auf der Hochschule zu Löwen ging durchaus nicht mit der Zeit vorwärts, sondern hielt sich an die todten Formen des Mittelalters. Auch hier sah man die heillosen Folgen der lichtscheuen spanischen Regierung; und einige Verbesserungen, welche Joseph II. einführen wollte, brachten einen allgemeinen Aufstand hervor. Die Aufhebung der Hochschule zu Löwen während der französischen Regierung und die Stiftung der Atheneen zu Brüssel und Lüttich, Gent und Brügge vermochten den Geist der Finsterniß nicht zu bannen, welcher sich noch im Jahre 1814 durch die Freude über die Wiederherstellung der Jesuiten nur zu deutlich an den Tag legte. — Indessen fehlt es eben so wenig in den südlichen, als in den nördlichen Provinzen an zahlreichen Bildungsanstalten. Die jetzige Regierung stellt die Universität zu Löwen wieder her und stiftet neue Hochschulen zu Lüttich und Kent. In den nördlichen Provinzen hatte die französische Regierung im J. 1811 die Universitäten zu Utrecht, Franeker und Harderwyk aufgehoben und blos die zu Leyden und Gröningen bestehen lassen; jetzt ist auch die Hochschule zu Utrecht wieder hergestellt, die beiden andern hingegen werden durch Gymnasien ersetzt. Atheneen oder Gymnasien sind außerdem zu Middelburg, Breda, Deventer und Amsterdam. Unter den Specialschulen des Königreichs verdienen bemerkt zu werden: die Artillerie- und Ingenieurschule zu Amsterdam, die Militärschule zu Delft, die Taubstummenanstalt zu Gröningen die Schiffbauschule zu Antwerpen, die Schifffahrtsschulen zu Antwerpen, Amsterdam und Helvoetsluys. An andern wissenschaftlichen Anstalten findet man: zu Amsterdam das Museum (eine Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Werken der Bildhauerkunst, geschnittenen Steinen und Alterthümern, und eine öffentliche Bibliothek; ferner das niederländische Institut für Wissenschaften und Künste (Nederlandsch Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten) vertheilt in die vier Classen der Wissenschaften, der Sprache, Literatur und Dichtkunst, der Geschichte und Alterthümer, und der bildenden Künste; zu Leyden: öffentliche Bibliotheken, anatomische, chirurgische, mathematische und physikalische Sammlungen; zu Harlem: die Gesellschaft der Wissenschaften (gestiftet 1752), Teylers Stiftung zur Beförderung der Gottesgelahrtheit und einiger andern damit verwandten Wissenschaftszweige, und eine ökonomische Gesellschaft (Hollandsche Huishoudelijke Maatschappij); zu Gröningen: die Gesellschaft pro excolendo jure patriae, ferner eine physikalisch-chemische, eine naturforschende Gesellschaft; eine Akademie der Zeichen-, Bau- und Schifffahrtskunst; zu Arnheim: eine Gesellschaft der Zeichen- und Baukunst, und eine physikalisch-literarische Societät; zu Zütphen: eine physikalische Gesellschaft; zu Bergen op Zoom: ein Zeichen- und Architekturinstitut; zu Utrecht: eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, und ein Mahlercollegium; zu Amsterdam: noch eine Gesellschaft unter der Benennung: Concordia et libertate, eine Stadt-Zeichenakademie, eine Gesellschaft der Zeichenkunst, eine Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft; eine wissenschaftliche Gesellschaft mit dem Wahlspruch: Felix meritis, die Maatschappij tot nut van't Algemeen (Gesellschaft für das allgemeine

Hefte, 1784) zu Enkhuyzen vom Prediger Jan Nieuwenhuyzen zur Verbesserung der Erziehung der Sitten der niedern Volksclassen gestiftet, zählte im Jahr 1810 über 8000 Mitglieder; das Mounikhoffsche Legat, Gesellschaft zur Beförderung der Chirurgie, Gesellschaft unter der Benennung: Doctrina et Amicitia, Gesellschaft zur Beförderung der Kuhpockenimpfung, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), Gesellschaft Eene onvermoeide Arbeid koomt alles te boven (Unermüdete Arbeit besiegt alle Hindernisse), Gesellschaft zum Nutzen und zur Bildung, mathematische Gesellschaft; zu Rotterdam: Gesellschaft unter dem Titel Verscheidenheid en Overeenstemming, (Verschiedenheit und Uebereinstimmung), Gesellschaft unter dem Namen Proefondervindelijke Wijsbegeerte (Experimentalphilosophie oder Erfahrungswissenschaften), Zeichengesellschaft, Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion, Gesellschaft für Naturkunde und Literatur; zu Dordrecht: Gesellschaft unter dem Namen Pictura; zu Leyden: das Stolpsche Legat, Gesellschaft der niederländischen Literatur, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften, Akademie zur Beförderung der Zeichen-, Mahler-, Bildhauer- und Kupferstecherkunst, Gesellschaft der theoretischen und practischen Geometrie, Bau-, Natur-, Rechen- und Zeichenkunde; zu Middelburg: die seeländische Gesellschaft der Wissenschaften, Gesellschaft zur Beförderung der Mahler-, Bildhauer- und Baukunst, naturforschende Gesellschaft; zu Ziericksee: das physische Collegium; zu Breda: eine Zeichenakademie; zu Luxemburg und Mastricht: Ackerbaugesellschaften; — Sociétés d'émulation zu Antwerpen und Brüssel; Société d'histoire naturelle zu Brüssel; Sociétés de médecine, chirurgie et santé zu Brüssel, Gent ꝛc.; Sociétés et Instituts de littérature, sciences et arts zu Brüssel. — Was den gegenwärtigen Zustand der wissenschaftlichen Bildung in den Niederlanden anbetrifft, so ist es in der Gottesgelahrtheit mit der Aufklärung der reformirten Theologen noch so weit zurück, daß sie schon dies Wort fast als einen Greuel betrachten, und auffallend ist es, daß die intolerantesten am meisten in Ansehen stehen. Zwar gibt es hierin seit einiger Zeit einige ehrenvolle Ausnahmen, allein sie dürfen aus gegründeter Furcht vor Verfolgung nicht wagen, ihr Licht leuchten zu lassen. Mit der catholischen Geistlichkeit steht es, mit Ausnahme einiger Wenigen, im Allgemeinen nicht viel besser, insbesondere in Belgien; ein Theil der lutherischen Geistlichkeit steht auf einer hohen Stufe von Geistesbildung; ein anderer tappt in der Finsterniß herum, welche von ihm selbst das „alte Licht" genannt wird. Die meiste Cultur, Toleranz und Kenntnisse unter den niederländischen Geistlichen findet man bei den remonstrantischen und mennonitischen Predigern, die aber dafür von ihren andersdenkenden Amtsbrüdern der übrigen Secten mit Haß und Verachtung angesehen werden. Die Rechtskunde ist in einem blühenden Zustande, der Richter- und Advocatenstand gut besetzt und angesehen; unter den berühmten practischen Rechtsgelehrten zeichnen sich unter andern aus: de Rhoer, Cuperus, Bondt, van Hall, van der Linden, van der Spyk, Scheppman und Elout. Auch die Arzneikunde zählt in ihrem Bereich viele gelehrte Practiker. Auf Manchem ruht noch Boerhavens Geist und die vorzüglichsten hängen sehr an seinen Lehrsätzen. In diesem Lande hat das Brownische System weniger Glück gemacht,

als in Holland; aber nichts desto weniger schreitet der niederländische Arzt mit dem Geiste fort. Zu den vorzüglichsten der jetzt lebenden Aerzte zählt man die Herren Aron und Cappadoce in Amsterdam, Oatyd und Mirandolle im Haag, Stiprian zu Delft, Professor Bleuland zu Utrecht, de Ruuck in Arnheim, Rogge zu Nimwegen u. A. m. An geschickten Wundärzten, Operateurs und Anatomen hat Holland keinen Mangel und die Pharmacien sind durchgängig sehr gut bestellt. Die Kenntnisse der Gelehrten in den übrigen Künsten und Wissenschaften gründen sich auf eine große Solidität, sind aber nicht so vielseitig als die der Deutschen. An guten Philologen fehlt es jetzt auch nicht unter den holländischen Gelehrten. Wyttenbach und van Heusden und der 93jährige Sebaldus Rau, ein großer Orientalist, der Nestor der Universität Utrecht, verdienen vor andern genannt zu werden. In der Philosophie steigt das Wissen der Holländer nicht viel höher als bis zum Cartesianischen System und nirgends gibt es wohl weniger Spinozisten, als in dem Lande, wo dieser große Philosoph das erste Lebenslicht erblickte, ohne den Lärmen, welchen die reformirte Geistlichkeit gegen einen van Hemert, Kinker und einige andere neuere Philosophen gemacht hat, würde die Mehrzahl der Holländer kaum noch wissen, daß es einen Kant und Fichte und eine kritische Philosophie gäbe. Daher die wenigen Fortschritte, welche die Philosophie neuerlich in Holland gemacht hat. Weit besser steht es im Fache der Physik und Naturgeschichte aus, worin sich die Holländer noch jetzt vortrefflicher Männer und ausgezeichneter gelehrter Dilettanten rühmen können. Als Astronom zeichnet sich der Freiherr von Utenhoven aus. In der Geschichte, außer der ihres Vaterlandes, vorzüglich in der neuern, werden die Holländer durch unsere deutschen Gelehrten bei weitem übertroffen. An viele Wissenschaften, die bei uns schon seit vielen Jahren Hauptgegenstände einer akademischen Erziehung sind, wie Statistik, Polizei-, Cameral-, Handlungs- und Finanzwissenschaft, Landwirthschaft, Technologie, Heraldik, Diplomatik u. a. m., haben die Holländer kaum angefangen zu denken, wenigstens sie als Wissenschaften zu betrachten, die auf Universitäten docirt werden müssen. In der Mechanik und Hydraulik haben es die Holländer sehr weit gebracht, und ihre Mühlen-, Schleusen- und Wasserbaue können davon zu unwiderleglichen Beweisen dienen. In Hinsicht der militärischen Kenntnisse ist es gegenwärtig in der niederländischen Armee, seitdem sie, einige Schweizertruppen abgerechnet, aus lauter Landeskindern, und nicht mehr aus einem Amalgam aller Nationen besteht, so gut als in irgend einem Lande bestellt und unter den höheren Offizieren würden, besonders in dieser Hinsicht, die Generale Jansen, Pyman, Alting, Heiligers, Tinndal, Chassé, Bruce, Gunkel, Evens, Krayenhof, Dupont, van der Plaat, Constant de Rebecque und mehrere andere jedem Heere Ehre machen. Unter den jetzt lebenden Dichtern verdient Bilderdyk zugleich als Gelehrter vom ersten Range und als ein Genie von weit umfassenden Kenntnissen, wiewohl mit einer heterogenen Mischung von religiöser Schwärmerei, besondre Aufmerksamkeit. Gelehrte Buchhändler gibt es wenige mehr; die Zeiten der Elzevire und Wettsteine sind vorüber, und wenn gleich ein Holtrop, ein Wild und Altheer, Loosjes, ein Uylenbroek, Allart, Covens, Gartman, van Spaan, Immerseel, van der Hey, van Kleef und einige wenige andere

eine ehrenvolle Ausnahme machen, so sind sie doch keineswegs mit den großen deutschen Buchhändlern zu vergleichen. Bildhauer von einigem Rufe gibt es jetzt nicht in den gesammten Niederlanden. Von den Mahlern s. d. Art. Niederländische Schule. Die Musik ist zwar sehr geliebt, aber der Tonkünstler eben so wenig als der Schauspieler geachtet und man nennt keinen Holländer als ausgezeichneten Virtuosen. Ihre Schauspielkunst ist ganz nach französischem Schnitte geformt, und als eine der vorzüglichsten tragischen Schauspielerinnen nennt man Madame Ziesenis. — Für den Fortgang der Wissenschaften im Allgemeinen erwartet man von der allmähligen Verwirklichung des von der Regierung bereits im Jahre 1814 mit Zuziehung einer wohlgewählten Commission entworfenen, in der Folge auf die einverleibten Länder ausgedehnten Studienplans wohlthätige Wirkungen. H — m.

Niederrhein, eine preußische Provinz, welche den Titel eines Großherzogthums führt und durch die Wiener Congreßacte 1815 an Preußen abgetreten wurde. Durch den zweiten Pariser Frieden kam noch ein kleiner Theil von Altfrankreich hinzu. Sie liegt zum Theil auf dem linken, zum Theil auf dem rechten Rheinufer, und gränzt an die preußischen Provinzen Jülich-Cleve-Berg und Westphalen, die nassauischen, großherzoglich hessischen, hessen-homburgischen, oldenburgischen, coburgischen und bayerischen überrheinischen Lande, Frankreich und das Königreich der Niederlande. Die Größe beträgt 300 Quadratmeilen, worauf 935,000 Menschen wohnen. Der Boden ist zwar im Ganzen mehr gebirgig als eben, enthält aber auch Ebenen und viele fruchtbare Thäler am Rhein, der Mosel und der Nahe, und überhaupt viele romantisch-schöne Gegenden. Zwischen der Nahe und der Mosel ist die Provinz von den rauhen waldigen Bergreihen des Hundsrücks (s. d. Art.) durchzogen, welcher sich an das vogesische Gebirge anschließt. Von Prüm und Malmedy zieht sich bis fast an den Rhein die Eiffel, ein gebirgiger Landstrich, aus welchem die Flüsse Aar, Nette und Erft dem Rheine zueilen. Noch nördlicher, zwischen Malmedy, Montjoie und Eupen, ist das hohe Veen, der höchste Bergrücken zwischen der Maas, Mosel und dem Rhein. Diese beiden letztern Bergketten sind eigentlich Fortsetzungen der Ardennen. Die Producte sind: die gewöhnlichen Hausthiere, Wildpret, Fische, Getraide aller Art, Obst, Gartengewächse, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Wein, besonders an der Mosel (Moselweine), Aar (Bleichert) und an der Nahe, ansehnliche Waldungen, vorzüglich im südlichen Theile. Auch das Mineralreich liefert wichtige Producte, als: Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Galmei, Marmor, Schiefer, Tuff-, Sand- und Mühlsteine, Basalt, Traß, Porphyr, Alaun, Braunstein, Schwefel, Steinkohlen, Salz- und Mineralwasser. Der Fabrikfleiß ist besonders in den Gegenden von Aachen, Eupen und Montjoie verbreitet, wo die Tuchfabriken auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht sind, und nicht nur für das In-, sondern auch für das Ausland arbeiten. Ferner gibt es in dieser Provinz Leinen-, Wollen- und Seiden-, Band-, Farben-, Hut-, Leder-, Tabak-, Porzellanfabriken ꝛc., Eisen-, Stahl-, Kupfer- und Messingwerke. Auch wird ein lebhafter Handel mit den Naturproducten und Fabrikaten getrieben. Die Einwohner reden meistens die deutsche Sprache, die in einigen Gegenden, besonders im Süden, mit der französischen vermischt ist, und sind größtentheils Catholiken; doch gibt es auch viele Protestanten und Juden. Die Provinz zerfällt in drei Regierungsbezirke von Aachen, Coblenz und Trier.

Niemcewicz (J.), einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden polnischen Gelehrten, dessen Werke auch in die von dem Grafen Mostowski herausgegebene Sammlung der polnischen Classiker aufgenommen sind, hat sich zugleich in der neuern polnischen Geschichte durch seinen Antheil an den Staatshändeln bekannt gemacht. Als Nuntius von Litthauen spielte er auf dem Reichstag von 1788—1792 eine große Rolle. 1794 war er einer der Adjutanten Kosciusko's, wurde mit ihm gefangen und nach Petersburg geführt, wo er bleiben mußte, bis Paul bei seiner Thronbesteigung ihm wie seinen Gefährten die Freiheit gab. Jetzt begleitete er Kosciusko nach den vereinigten Staaten, wo sich beide eine Reihe von Jahren aufhielten. Er so wenig als jener nahm an den Begebenheiten in Polen unter Napoleons Leitung Antheil; einen um so größern aber seit dem Zeitpunkte, wo Polen als Königreich mit Rußland vereinigt ist. Er war Präsident des Constitutions-Comité und hatte den größten Einfluß auf die Abfassung der Verfassungsurkunde selbst. Ihm wurde auch der ehrenvolle Auftrag, Kosciusko nach seinem Tode eine Gedächtnißrede zu halten; dieselbe ist für ein Meisterstück erklärt worden.

Niger, auch Joliba oder das große Wasser, ein großer Strom in Mittelafrika, der besonders Nigritien oder Sudan durchfließt, ein räthselhafter Fluß, dessen Quelle sowohl als Mündung uns bis jetzt unbekannt geblieben sind. Vor mehr als zweitausend Jahren zeichnete Herodot die erste richtige Nachricht über den Lauf dieses größten Stromes von Afrika auf, und sagte, daß er von Westen nach Osten fließe. Die Folgezeit glaubte es nicht mehr, bis der Lauf desselben von neuem entdeckt und die Behauptung des Vaters der Geschichte bestätigt wurde. Mungo Park, ein zur Untersuchung dieses Problems von der afrikanischen Gesellschaft zu London abgeschickter Reisender, war der erste und bis jetzt einzige Europäer, der diesen Fluß sah, und bemerkte, daß er von Westen nach Osten fließe. Bei seiner zweiten Reise, die er 1805 unternahm, um das Ende des Nigers zu entdecken, erreichte er auch wieder diesen Fluß, kam weiter als das erstemal und befuhr ihn, mit dem Vorsatze, entweder seinen Vorsatz auszuführen oder zu sterben. Sein letzter Brief ist von Sansanding, einer ansehnlichen Stadt an diesem Strome, vom 17. Nov. 1805. Nachher hat man keine weitern Nachrichten von ihm selbst, und man weiß jetzt, daß er bei dieser Unternehmung sein Leben verloren hat. Bei Sego, wo Mungo Park auf seiner ersten Reise den Niger zuerst erblickte, strömte er schon so breit wie die Themse bei London. Von Sego abwärts folgt am Strome nun Ort an Ort. Große Handelsstädte liegen an demselben, als Jenne, Tombuktu (eigentlich ungefähr eine Stunde davon), Haussa und nach den neusten Nachrichten Wassanah. Die Städte an demselben, besonders Tombuktu und Wassanah, sind die großen Marktplätze für das ganze Nordafrika; denn regelmäßige Karawanen gehen von Gambia und Senegal, von Marocco und Fez, Tunis, Tripolis und Fezzan, von Cairo und Dar-Fur zu ihnen hin. Seine Ufer sind tiefer landeinwärts bebaut und äußerst bevölkert. Dieser Strom erregt daher mit allem Recht den Wunsch, seinen Lauf und sein Ende kennen zu lernen; besonders haben die Britten zur Auflösung dieses geographischen Problems viele Versuche gemacht, die jedoch noch mit keinem glücklichen Erfolge gekrönt worden sind. So wurden 1816 zwei Expeditionen von denselben in dieser Absicht ausgerüstet. Die eine sollte auf dem Congoflusse bis in das Innere von Südafrika eindringen,

indem man vermuthete, daß der Niger mit dem Congoflusse ein und derselbe sey. Die andere sollte vom Senegal aus bis an den Niger gehen, und beide sich im Innern treffen. Aber beide Unternehmungen sind gescheitert. Bei dieser Ungewißheit über das Ende dieses Stromes sind unter den Geographen verschiedene Ansichten verbreitet. Einige glauben, daß der Niger mit dem ägyptischen Nile in Verbindung stehe, andere nehmen an, daß er sich in einem großen Binnensee endige, andere behaupten, daß er das mittlere Gebirgsland durchbreche, nach Südwesten fließe und sich (vielleicht als der Congo) in den Guinea-Basen ergieße. Die letztere Hypothese hat einige Wahrscheinlichkeit erhalten durch die Erzählung des James Riley, Schiffsmeisters und Supercargo auf der nordamerikanischen Brigg Commerce, welche an der Westküste von Afrika im Jahr 1815 Schiffbruch litt. Riley fiel mit seinen Schiffbruchsgenossen in die Hände einer Horde Araber. Da ein anderer Araber, Sidi Hamet, zu ihnen kam, so wendete er sich an diesen, daß er sie kaufen und nach Mogadore oder Souera, einer Stadt im Kaiserthum Marocco, bringen möchte, wo er hoffte, Europäer zu finden und durch diese aus der Sklaverei gerettet zu werden. Sidi Hamet, ein mitleidiger Mann, erfüllte seine Bitte, kaufte ihn nebst vier seiner Gefährten, und brachte sie glücklich nach Mogadore wo sie durch Europäer wieder losgekauft wurden. Riley hat seine Reiseabenteuer 1817 schriftlich herausgegeben unter dem Titel: der Untergang der amerikanischen Brigg Commerce &c. Das fünfundzwanzigste Capitel dieses Buchs enthält die Reisen eben dieses Arabers Sidi Hamet, welche Riley ihm selbst, als dictirendem, mit Zuziehung eines spanisch redenden Dolmetschers, nachgeschrieben hat. Sidi Hamets Erzählung gibt nicht blos über die große Handelsstadt Tombuktu, unweit des Nigers, Aufklärungen, sondern macht uns sogar mit einer noch weit tiefer im Innern Afrika's liegenden und noch größern Stadt Wassanah bekannt. Da sie an den Ufern des Nigers erbaut und ungefähr sechzig Tagereisen süd- und ostwärts von Tombuktu entfernt ist, so ist zugleich ihre Entdeckung auf die Entscheidung der so wichtigen Frage, welchen Lauf der Niger nehme, von großem Einflusse. Sidi Hamet erzählt, daß er zweimal in Tombuktu gewesen sey, daß diese Stadt einen lebhaften Handel treibe mit allen Karawanen, welche von Marocco und den Küsten des mittelländischen Meeres kommen, und daß sie eine große Stadt von mehr als 200,000 Einwohnern sey. Bei seinem zweiten Aufenthalte zu Tombuktu mußte er auf Befehl des Königs mit einer großen Karawane nach Wassanah, einer noch weiter am Niger gelegenen noch größern Stadt, mit welcher Tombuktu in lebhaftem Handelsverkehr steht, reisen. Nach sechzig Tagereisen gelangten sie zur Stadt Wassanah, von welcher Sidi Hamet sagt: sie ist unfern des Ufers des Flusses erbaut, welcher im Süden vorbeiströmt, zwischen hohen Bergen auf beiden Seiten, jedoch nicht ganz dicht am Flusse. Die Einwohner von Tombuktu nennen den Fluß Jollbib, und die von Wassanah nennen ihn Zadi. Die Einwohner haben Boote, die aus großen ausgehöhlten Bäumen gemacht sind, welche zehn, fünfzehn oder zwanzig Neger in sich fassen; der Bruder des Königs sagte einem meiner mich begleitenden Glaubensgenossen, der ihn verstand (denn ich konnte ihn nicht verstehen), daß er in einigen Tagen mit sechzig Booten eine Reise den Fluß hinab machen werde, um fünfhundert Sklaven zum großen Wasser (Ocean), wohin ihre Richtung erst südlich, dann westlich zu nehmen sey, zum Verkauf zu bringen, weil man dort in gro-

ßen Booten viele Weiße antreffe, welche Musketen, Pulver, Tabak, blaues Tuch und Messer und dergleichen bringen. Er sagte, es sey ein weiter Weg, und er werde drei Monate zu dieser Reise brauchen. Wir sahen eine große Menge von Leuten, welche mit Sklaven und Elephantenzähnen den Fluß hinabgereis't waren, um zum großen Wasser zu kommen und nun wieder zurückkamen. Sie sagten, das weiße Volk lebe in großen Booten, und habe Schießgewehr so dick, wie ein Mensch, welches ein Getöse wie Donner mache, und wohl die ganze Mannschaft von hundert Negerbooten bald vernichten würde, wenn sie ihm zu nahe kämen. Nach dieser Erzählung nimmt Riley an, daß das große Wasser, zu welchem die Einwohner Wassanahs erst südwärts, dann westwärts gehen, der atlantische Ocean seyn müßte, und daß der Niger in seinem Laufe ostwärts durch hohe Berge in den Centralregionen dieses unerforschten Continents gehemmt und südwärts zu gehen genöthigt werde, daß er südwärts längs hinab zwischen jenen Gebirgen fortgehe, deren von Senegal nach dem Meerbusen von Guinea sich erstreckende und diesen Meerbusen umgebende Kette schon bekannt sey, und daß er immer mehr verengt und eingezwängt werde durch jene unermeßliche Bergkette, in welcher, wie bekannt sey, der Nil seinen Ursprung habe, daß mithin sein so gedrängtes und immer höher steigendes Wasser (nachdem er zumal eine Menge anderer Ströme in sich aufgenommen) endlich über die westliche und schwächste Barriere der Gebirge hinausbreche, zum Fuße derselben hinabstürze, sich den Weg immer weiter westwärts zum atlantischen (äthiopischen) Meere bahne, und endlich nichts anderes sey, als der Fluß, der jetzt den Namen Congo hat. Vielleicht erhalten wir jetzt gewissere Nachrichten über diesen bisher räthselhaften Strom, wenn die Reise der Britten Ritchie und Marryatt gelingt, welche kürzlich nach Tripolis gereis't sind, von wo sie sich nach Murzuck, der Hauptstadt von Fezzan, begeben und von da den Versuch machen wollen, nach Haussa und Tombuktu zu gehen. Auch hat Ritchie vor seiner Abreise neue Versicherungen vom Bey von Tripolis erhalten, welcher ihm versprach, seine Reise bis Murzuck, wo die Autorität der Regierung von Tripolis anerkannt ist, zu beschützen. Die häufigen Karawanen zwischen Murzuck und Burnu am Niger scheinen den Uebergang aus Fezzan in das große Reich von Burnu zu erleichtern. Sind diese Reisenden einmal bis Burnu gelangt, so werden sie entweder selbst bis Wassanah vordringen, oder Nachrichten einziehen können, wodurch Rileys und Sidi Hamets Angaben über Wassanah und den ferneren Lauf des Nigers entweder bestätigt oder widerlegt werden.

Nikander, ein gelehrter griechischer Arzt und Dichter im 2ten Jahrhundert vor Christus, nach einigen Angaben aus Kolophon gebürtig. Von ihm sind uns noch zwei Gedichte übrig: 1. Theriaka, von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß. 2. Alexipharmaka, von Gegengiften überhaupt. Beide sind vorzüglich merkwürdig in naturhistorischer Hinsicht. Die Hauptausgabe ist von J. G. Schneider, Halle 1792. Mehrere verloren gegangene Schriften werden von den Alten angeführt, unter andern eine mit der Aufschrift, Georgika, welcher Cicero mit vielem Lobe gedenkt (de orat. 16.).

* Nikolaiten sind nach der gewöhnlichen, nicht symbolischen Auslegung der Stelle in der Offenbarung Johannis (Cap. 2, 6.), wo Irrlehrer dieses Namens vorkommen, und nach den Berichten der Kirchenväter Irenäus und Clemens von Alexandrien, Ketzer ge-

wesen, die sich im ersten Jahrhundert in Syrien und Kleinasien verbreiteten. Nikolaus von Antiochien, den die Apostelgeschichte unter den sieben Diakonen zu Jerusalem nennt, soll dadurch Anlaß zu ihrer Entstehung gegeben haben, daß sein guter Rath, das Fleisch zu mißbrauchen, d. h. die sinnlichen Triebe zu unterdrücken, von einigen heidnisch gesinnten Christen ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten sich den Genuß heidnischer Götzenopfer und zügelloser Ausschweifungen der Wollust. Diese Sekte, wenn sie, was noch zweifelhaft ist, wirklich existirte, ging bald unter. Die Gnostiker können ihre Reste aufgenommen haben. Weil Nikolaus nach Irenäus seine schon verlassene Ehefrau als Diakonus wieder zu sich genommen haben soll, wurden Priester, die ihren Stand verließen, um heirathen zu können, auch Nikolaiten genannt. Eben so hießen die Anhänger des Wiedertäufers Nicolai. S. d. Art. Liebesfamilie.

Nikomedes, der Name dreier Könige von Bithynien, von denen der dritte während des Krieges der Römer mit dem König von Pontus, Mithridates dem Großen, es mit jenen hielt. Ein besonders inniges Verhältniß fand zwischen ihm und dem jungen Julius Cäsar Statt, was diesem manchen harten Vorwurf zuzog. Nikomedia hieß die Hauptstadt Bithyniens nach ihrem Erbauer, dem ersten dieses Namens.

Nikopolis (Siegesstadt), der Name mehrerer im Alterthum bekannten Städte, unter andern zweier in Aegypten, und zwei andrer in Mösien und Dacien. Eine der berühmtesten und ansehnlichsten ist die, welche Augustus, nach seinem entscheidenden Siege über Antonius bei Actium, in der Nähe dieses Vorgebirgs in Epirus erbauen ließ, zum Andenken und zur Verherrlichung dieses Triumphs, der ihn zum unumschränkten Gebieter des römischen Reichs machte. Noch sieht man ansehnliche Trümmer dieser Stadt unweit Provesa.

† Nil. Der westliche Nilarm, Bahr el Abiadh, der weiße Strom, dieser größte, aus weitester Ferne herabströmende Quellstrom des Nils, entspringt aus vielen Quellen auf dem Mondgebirge, Jibbel Kumri, fließt anfangs in nordöstlicher, dann aber in ganz nördlicher Richtung und nimmt viele Flüsse auf. Etwa acht Tagereisen nordwärts von Shilluk, unter 16° der Nordbreite, vereinigt er sich mit dem Bahr el Azrek, dem östlichen Nilarme. Obgleich der letztere kleiner ist, so heißt es doch im Lande allgemein, der Abiadh falle in den Azrek. Der letztere behält seinen Namen, da hingegen jener ihn verliert. Der Bahr el Azrek ist es, dessen Quellen Bruce aufgefunden hat, nämlich drei wasserreiche Brunnen auf einer sumpfigen grasreichen Alpenhöhe in einem Thale im Lande der Agows. Hierauf ergießt er sich in der habessinischen Landschaft Dembea in den See von Tzana, in einer Breite von 260 Fuß. Er durchströmt ihn 5 Meilen lang, ohne daß sich sein Wasser mit dem des Sees vermischt. Aus diesem See strömt er gegen Südosten, macht dann eine große Spirallinie gegen Südwesten und hierauf nach Norden, bis er nach einem Laufe von 29 Tagereisen sich wiederum seiner Quelle bis auf eine Tagereise, doch weiter gegen Westen genähert hat. In drei verschiedenen Wasserfällen durchbricht er die Gränzgebirge Habessiniens. Bei Sennaar bildet er ein sehr fruchtbares Stromthal und vereinigt sich bei dem Orte Hojlle mit dem größern Bahr el Abiadh. Der Name Nil wird nach dieser Vereinigung gewöhnlich, und er behält ihn auf seinem ganzen weitern Laufe. Der Nil strömt nun von 16° bis zum 30° der Nordbreite in meist nördlicher Richtung fort,

durchfließt Nubien und senkt sich, nachdem er zuvor den einzigen großen Zustrom, den wir kennen, den Tacazze, aufgenommen hat, in drei Stromschnellen, bei Syene (das heutige Assouan) in das Thal von Aegypten hinab. Die Gebirgskette, welche der Nil hier durchbricht, Gebel el Silsily, streicht von Osten nach Westen, und besteht in geringer Breite aus Granitfelsen, die einzigen im Nilthal, in welchen man noch die Steinbrüche findet, aus denen die alten Aegypter ihre colossalen Obelisken brachen. So wie der Nil aus dem höhern Nubien durch diese Felsenpässe herabgesunken ist, beginnt eine neue Landschaft, durch welche er nirgends als wilder Gebirgsstrom rauscht, sondern in stiller Majestät, als ein segnendes fruchtbringendes Wasser über hundert Meilen weiter gerade nordwärts fortgleitet. Gleich an dieser südlichen Gränze von Aegypten verkünden die Ruinengruppen von Philae und Elephantine durch ihre Größe und Pracht das Wunderland. Merkwürdig und einzig in seiner Art ist von hier an die Bildung des Nilthales. Von Assouan bis Cairo, wo die Stromscheidung ist, fließt nämlich der Nil in einem Thale von einer mittlern Breite von zwei Meilen, das von zwei Höhenzügen begränzt wird, davon der eine gegen Osten das ganze Land bis zum rothen Meere füllt; der andere im Westen steigt von Libyen auf, und zieht wie ein platter, furchtbar öder Damm den Nil entlang, in einer Breite, die zwischen Assiout und der großen Oase etwa vier Tagereisen beträgt. Dieser Wall von Aegypten schützt das Nilthal gegen die Wüsten des westlichen Libyen. Die östliche Begränzung des Nilthales steigt senkrecht empor, und wird darum in ihrer ganzen Länge Gebel Mokattam, die steile Felsenwand, genannt. Dieser östliche Höhenzug ist durch mehrere Querthäler von Osten nach Westen durchschnitten. Außer ihnen finden sich noch sehr viele mehr und minder breite Schluchten, welche den Mokattam von Zeit zu Zeit durchbrechen. In Mittel-Aegypten erweitert sich das Nilthal etwas mehr. Doch ist es an der breitesten Stelle bei Fajum nur drei Meilen breit. Aber von hier an zieht sich die libysche Hügelkette immer mehr gegen Westen; die östliche verschwindet bei Cairo ganz und es breitet sich die unabsehbare Fläche des Delta aus.

Nilpferd, Flußpferd (Hippopotamus amphibius), der Behemoth der Israeliten, ein plumpes unförmliches Saugthier, das im Nil und andern afrikanischen Flüssen gefunden wird und von Vegetabilien lebt.

† Nimes liegt in einem fruchtbaren, von zwei Reihen Hügeln eingeschlossenen, von Nordosten nach Südwesten geöffneten Thale. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt und den weit größeren acht Vorstädten. Die Stadt selbst ist schmutzig, und stellt ein Labyrinth von engen, sich in unzähligen Richtungen durchkreuzenden Straßen dar; die Häuser sind zwar von Stein, aber klein und unbequem; regelmäßiger und schöner sind die Vorstädte, vorzüglich die von Crucimele und Richelieu. Uebrigens hat die Stadt wenig Merkwürdigkeiten aus den neuern Zeiten; die öffentlichen Gebäude, außer dem wegen seiner Uhr merkwürdigen Rathhause und der Domkirche, sind unbedeutend und die großen Plätze unregelmäßig. Ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten sind die trefflichen römischen Alterthümer, die sich hier noch vorfinden, als die Tourmagne, ein uralter Wartthurm auf einer Anhöhe, an deren Fuße sich die sogenannte Fontaine von Nimes befindet, mit einem prächtigen Spaziergange, wo man römische Bäder gefunden und wieder erneuert hat, wohin der Cours, eine vierfache Allee, führt;

ferner der Dianentempel oder das Pantheon, das sogenannte viereckige Haus (ein alter Tempel), das prachtvolle Amphitheater, ein schönes Oval mit vier Thoren und 120 in Doppelreihen über einander gebauten Arkaden.) Es befinden sich zu Nimes eine Akademie, ein königliches Collegium mit einer Bibliothek, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften und eine medicinische Societät. Sehr wichtig sind die hiesigen Fabriken, besonders in Seide, welche vielerlei Seidenzeuge liefern; daher man den Seidenhandel auf sechzehn Millionen Livres berechnet. Auch die Fabriken in Baumwolle und Halbbaumwolle, in Strick- und Stickzwirn, in Leder sind bedeutend. Mit diesen Fabrikaten, so wie mit Seide treibt daher Nimes einen ansehnlichen Handel.

* Nimwegen, Nimmegen, französisch Nimègue, eine Stadt in dem Königreiche der Niederlande und die Hauptstadt eines Bezirkes der Provinz Geldern, ist befestigt und liegt auf mehreren Hügeln an der Waal, über welche eine fliegende Brücke führt, in einer reizenden Lage. Sie enthält neun Kirchen, 1900 Häuser und 13,300 Einwohner, welche Gerbereien, eine Leimsiederei, Bleichen und berühmte Weißbierbrauereien (der bekannte Moll, ein weißes Sommerbier, wird außerhalb der Stadt versendet) unterhalten, auch viele gemeine messingene Rauchtabaksdosen verfertigen, und einen ansehnlichen Speditionshandel treiben, der jedoch sonst bei weitem lebhafter war. Auf einem ziemlich hohen Hügel an der Flußseite erblickt man die mit jedem Jahre mehr verfallenden Trümmer des Falkenhofs, einer alten Burg, die Carl der Große erbaut haben soll, und die vor Zeiten das Hoflager der fränkischen Könige war. Das Rathhaus enthält eine reiche Sammlung römischer Alterthümer und ist merkwürdig wegen des daselbst 1678 und 1679 geschlossenen Friedens, welcher für Holland und Deutschland eben so nachtheilig war, als er vortheilhaft für Ludwig XIV. ausfiel. Der Kalverbosch, ein anmuthiger Spaziergang, und das Belvedere sind angenehme öffentliche Spaziergänge.

† Niobe. Die Gruppe besteht aus vierzehn Statuen und wird für denselben Statuenverein gehalten, den schon Plinius beschrieben hat. Ueber den Verfertiger aber war man schon damals ungewiß, und Einige, wie Plinius, nannten den Scopas, andre den Praxiteles. Winckelmann erklärte sich für Scopas. Eben so wenig Gewisses ist über die ursprüngliche Zusammenstellung der einzelnen Figuren auf uns gekommen, und sie war bisher um so schwieriger zu errathen, als mehrere davon, die beiden sogenannten Ringer, der Padagog (den Fabroni so wunderlich für den König Amphion nahm) und die eine Tochter, die Göthe für eine Erato hält, von den trefflichsten Kunstkennern für gar nicht zu dieser Gruppe gehörig (obschon sie alle an einem Ort und zu einer Zeit gefunden wurden) erklärt worden sind. Die zirkelförmige Stellung sämmtlicher Statuen um die Hauptfigur der Mutter, wie sie uns Montfaucon abgebildet liefert, beruht eben sowohl, als die von Ramdohr angenommene Zusammenstellung, blos auf einer Vermuthung, die nicht nur durch keine Autorität unterstützt wird, sondern der eine genaue künstlerische Ansicht und Untersuchung der einzelnen Figuren sogar geradezu widerspricht. Dagegen hat in der neuesten Zeit ein junger englischer Architekt, Namens Cockerell, die sinnreiche und die höchste Wahrscheinlichkeit für sich habende Hypothese aufgestellt und 1816 in einer eignen Schrift mitgetheilt, daß diese berühmten Statuen, auf einer Linie pyramidal

neben einander gruppirt, die Decoration eines antiken Tempel-Frontispiz gebildet haben. Diese Vermuthung wird durch die Analogie in der Kunstgeschichte des Alterthums vollkommen bestätigt, indem es durch die Ruinen des Pantheon zu Athen, durch die Entdeckung der Statuen des Tempels des Jupiter Panhellenius zu Aegina, durch den Theseus-Tempel und viele andre Beispiele, wie auch aus den Beschreibungen des Pausanias vom Frontispiz des Tempels des Jupiter Olympius, und des Diodor von Sicilien von dem des olympischen Jupiters zu Agrigent, hinreichend bekannt ist, wie sehr es die griechischen Baukünstler liebten, die Frontons ihrer Tempel mit solchen statuarischen Decorationen auszuschmücken. Was aber jene Vermuthung fast zur Gewißheit erhebt, sind die Resultate der artistischen Untersuchung, die der brittische Künstler mit den einzelnen Statuen selbst angestellt hat. Der Charakter ihrer Stellung zu einander, die relativen Dimensionen derselben, ihre nach den Linien eines Dreiecks zu beiden Seiten absteigenden Höhenmaaße, die vollkommen zu jener Zusammenstellung passenden Bewegungen, in denen sämmtliche Figuren dargestellt sind, indem sie alle gegen den Mittelpunkt, den die Mutter als die höchste Statue bildet, streben, und dann die auffallende Vernachlässigung, ja absichtlich unvollendete Ausarbeitung der Rückseite der mehrsten dieser Statuen, die offenbar zeigt, daß der Künstler sein zur Aufstellung an eine Wand bestimmtes Werk lediglich auf die Ansicht von vorn berechnet hatte, machte es augenscheinlich, daß diese Gruppe zu einem solchen architektonischen Verschönerungszwecke bestimmt war. Cockerell hat diese Anordnung durch eine von ihm selbst in Stein geätzte Zeichnung verdeutlicht, bei deren Anblick kein Kenner der bildenden Kunst läugnen wird, was jener so treffend über die künstlerische Schönheit derselben bemerkt. Es geht daraus, sagt er, eine schöne Composition hervor, in welcher die Mythe der Niobe ein ununterbrochnes Bild darstellt. Die Combination so mannigfachen Ausdrucks, der doch dieselben Empfindungen darstellt, gewährt eine große außerordentliche Wirkung, läßt die ganze Geschichte auf den ersten Anblick erkennen und bringt in der Seele des Beschauers die Idee der erzürnten Gottheiten hervor, in dem Momente, in welchem sie von der Höhe herab ihre unheilschwangern Pfeile abschießen. Die Gesetze der Eleganz und Zierlichkeit der Composition sind gut beobachtet. Sechs Figuren auf jeder Seite symmetrisch geordnet, und die zugleich durch sehr abwechselnde Bewegungen und Ausdruck wunderbare Contraste erzeugen; Alter, Geschlecht, Handlung, Nacktes und Gewänder sind im schönsten Gegensatze mit einander. Das Giebelfeld erscheint reich decorirt und der Raum zwischen den einzelnen Figuren gleich getheilt. Das Unausgefüllte durch den nahe der Mutter gefallnen Sohn ist vielleicht eine der Schönheiten, die den Eindruck der Zusammensetzung noch erhöhen. Das erhabenste und zugleich reizendste Bild in der ganzen Composition aber ist in dem Mittelpunkt, der gleichsam magnetisch die Seitengestalten an sich zu ziehen scheint und auf dem Alles in Idee und Ausführung des Künstlers mit bedeutungsvoller Sympathie hinstrebt, die unglückliche, das jüngste Kind in ihrem Gewande verzweiflungsvoll verbergende Mutter selbst, in ihrer majestätisch feierlich rührenden Gestalt. — A. W. Schlegel, der in der Hauptidee der Anordnung mit Cockerell übereinstimmt, bezweifelt jedoch die Richtigkeit seiner Stellung mehrerer einzelnen Figuren, so wie seine Behauptung, daß wir die Gruppe vollständig und im Original besitzen.

Nomenclator. Bei den Römern nannte man Nomenclator einen Bedienten, der bei Gastereien die Namen der Gerichte und deren Beschaffenheit den Gästen sagte. Gewöhnlich versteht man darunter ein bloßes Namenverzeichniß gewisser Gegenstände, z. B. Pflanzen, ohne weitre Erklärung derselben.

*Nordamerika, nach seinem Entdecker auch Columbia genannt (vergl. d. Art. Colombo), die größere nördliche Hälfte der neuen Welt (vergl. d. Art. Amerika), ist eine zwischen dem stillen und dem atlantischen Meere tief in die arktische Welt hinauf ausgedehnte, einem Dreieck ähnlich gestaltete Ländermasse, welche ungeheure Wasserbecken einschließt, und eine vielfache (bereits durch Dampfschifffahrt belebte) Stromverbindung in ihren mit unermeßlichen Rohrwiesen und grasreichen Flächen, Savannen genannt, bedeckten Binnenländern bildet, die zwischen dem westlichen Bergrücken der bis zu einer Höhe von 16,500 Fuß sich erhebenden Anden mit dem steinichten Gebirge (Rocky Mountain) und dem östlichen Alpenlande der 3000 Fuß hohen Apalachen nebst dem Alleghany-Gebirge, von den nördlichen Quellen des Mississippi bis zu dessen Ausmündung in den Golf von Mexiko hinab sich ausbreiten. Unter dem 8° nördlicher Breite ist Nordamerika mit Südamerika durch die vierzehn Meilen breite Landenge von Panama verbunden. Vielleicht gelingt hier dem kühneren Charakter der Freiheit, was spanische Eifersucht bisher nicht unternehmen wollte, die beiden großen Halbinseln der neuen Welt zu trennen, und das atlantische Meer mit dem stillen zu verbinden, — wodurch eine Seefahrt von tausend Meilen um das Cap Horn herum erspart würde, — wenn man nämlich im 12° nördlicher Breite die Quelle des Sees Nicaragua mit einem kleinen Flusse, der in das Südmeer fließt, vereinigte und eine ebene Fläche von 6 Meilen durchstäche! Dagegen ist der Zusammenhang von Nordamerika mit der Polarwelt noch nicht erforscht, ob nämlich eine Meerenge unter dem 80° Grönland von Amerika scheide. Zwar drangen im Sommer 1818 zwei brittische Schiffe (Capitän Roß, vergl. d. Art. Nordpol-Expedition) in der Baffinsbai bis zum 79° an eine bisher unbekannte Küste vor; allein der Lancaster-Sund ward nicht genau von ihnen untersucht, ob hier sich eine nordwestliche Durchfahrt in das Polarmeer fände. Weiter westwärts sind, vom Binnenlande aus, die Britten Hearne (1771) unter dem 72°, bei der Mündung des Kupferminenflusses, und Mackenzie (1789) unter dem 69°, bei der Mündung des Sklavenflusses, bis an das Eismeer vorgedrungen. Durch die zehn Meilen breite Straße aber, welche unter dem Polarkreise Nordamerika von Asien scheidet, segelte zuerst im Jahr 1741 mit zwei russischen Schiffen der Däne Bering (s. d. Art.). Hierauf untersuchten die Westküste die brittischen Seefahrer Cook und Vancouver, woraus sich ergab, daß ungeachtet der vielen Einbuchtungen keine nordöstliche Durchfahrt aus dem stillen Meere in das atlantische vorhanden sey. Endlich erforschten, in Auftrag der vereinigten Staaten, das Innere von Nordamerika der Major Pike, welcher im Jahr 1805 den Lauf des Mississippi bis zu seinen Quellen verfolgte, und die Capitäns Lewis und Clarke, welche vom Jahr 1805 bis 1808 in einer Strecke von 9000 englischen Meilen den ganzen Lauf des Missuri und des Columbia untersuchten. Sie drangen mitten durch die Wildnisse des Felsengebirges bis an die Küste des stillen Meeres vor, was im Jahr 1793 schon dem Britten Mackenzie gelungen war. — Beträchtliche Meerbusen, wie die Baf-

fins= und die 14,000 Quadratm. große Hudsonsbai (s. d. Art.), so wie der mexikanische Golf auf der Ostseite, und das Purpurmeer oder Mar Vermejo auf der Westseite, nebst einer fast zahllosen Menge Einfahrten, und gegen 200 Landseen, darunter die größten auf der Erde, — der Ober=, Mischigan=, Huronen=, Erie= und Ontariosee (zusammen 4300 Quadratmeilen), dann der Sklavensee, aus welchem sich der Mackenziefluß in das Eismeer ergießt, der Winipegsee und viele andre, füllen Nordamerika an, vom 40 bis zum 70° nördlicher Breite. Aus jenen fünf, durch den 1200 Fuß breiten und 144 Fuß hohen Sturz des Niagara verbundenen Seen strömt der 400 Meilen weit schiffbare Lorenzo ist das atlantische Meer. Die übrigen Stromthäler, z. B. der 569 Meilen schiffbare Missuri, der 200 Meilen schiffbare Ohio und 40 andere fallen sämmtlich in das 800 Meilen lange Gebiet des Mississippi, des wichtigsten Handelscanals der 18,000 Quadratmeilen großen Binnenstaaten von Nordamerika. Kleinere Küstenflüsse stürzen sich von waldigen Höhen herab durch Felsenklüfte, theils in das stille Meer, wie der Columbia, der Rio grande de los Apostolos u. a. m., theils in das atlantische, wie der Connecticut, Delaware, Hudson, Savannah und 28 andre, theils in das Eismeer, wie der Kupferminen= und Mackenziefluß, theils in die Binnenmeere, z. B. 40 Flüsse in den 1800 Quadratmeilen großen Obersee, theils in den Golf von Mexiko, wie der Colorado, Rio=Bravo u. a. m. Diese Masse von Gewässern, so wie die ungeheuern Waldstrecken, welche einst ganz Nordamerika bedeckten, erklären das kältere feuchte Clima dieses Welttheils; daher strömt in vielen Gegenden noch einmal so viel Wasser aus den Wolken herab, als in den Theilen der alten Welt, die mit jenen unter einerlei Parallelkreise liegen, und des Nachts fällt der Thau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume; daher hat das Rennthier, welches in Europa erst unter dem 60° einen ihm angemessenen kalten Wohnsitz findet, in Amerika seine Heimath schon unter dem 42°, und der weiße Bär, bei uns ein Bewohner der kalten Zone, wird in Nordamerika schon unter dem 53° gesehen; daher gedeiht in den vereinigten Staaten erst seit kurzem der Anbau des Weinstocks; daher endlich hört in den östlichen Ländern Nordamerika's schon mit dem 60° aller Wachsthum der Pflanzen auf. Dieser Mangel an Wärme hat auch den Fortschritt der Cultur der ursprünglichen Bewohner von Nordamerika zurückgehalten. Die meisten amerikanischen Nationen, Indianer genannt, lebten und leben zum Theil noch von der Jagd, unter sich in fortwährende Familienkriege verwickelt; keine einzige hält Heerden; und auf der ungeheuern Fläche fand sich nur Ein Volk, das auf einige Bildung Anspruch machen konnte: die Mexikaner oder Toltekas. Dieses Volk ward von den Spaniern (s. d. Art. Cortez) seit 1518 unterjocht und späterhin christianisirt. Doch hat man auch in den Mississippiländern und am Ohio Denkmäler einer höheren Cultur der Vorzeit entdeckt, z. B. Erdwälle, die regelmäßige Festungswerke bilden, pyramidalische Erdkegel, von Ziegelsteinen aufgemauerte Brunnen und ähnliche Spuren eines früheren Anbaus, von welchem selbst die Sage untergegangen ist. Nordamerika's neuere Cultur ist spanischen und brittischen Ursprungs; später ließen sich Franzosen (z. B. in Canada, in Louisiana) und Deutsche in größerer Zahl daselbst nieder. (Vergl. d. Art. Vereinigte Staaten.) Die ersten Ansiedelungen gründete Walter Raleigh 1586, an dem Theile der atlantischen Küste,

den er zu Ehren seiner jungfräulichen Königin Elisabeth Virginien nannte; doch gedieh dieselbe erst seit 1607, in welchem Jahre Jamestown erbaut ward. (Vergl. d. Art. Penn). Ueber die einzelnen Völker und über die Producte der verschiedenen Landstriche Nordamerika's siehe die besondern Artikel. I. Im hohen Norden liegen innerhalb des Polarkreises die von Frost und Schnee starrenden, zum Theil noch unbekannten Länder an der Baffinsbai: Grönland (s. d. Art.) und die 1818 entdeckte Nordküste, welche von einem Volke bewohnt wird, das — toto divisus orbe — keine Kunde von der übrigen Welt hatte und von den Eskimos auch in der Sprache sich unterschied. II. Die von Eskimos (s. d. Art.) bewohnten Länder an der Hudsonsbai, welche nebst der Bai von den Britten als ihr Eigenthum betrachtet werden und unter dem brittischen Gouverneur zu Quebeck stehen. An der Ostseite liegt Labrador (siehe d. Art.), 20,000 Quadratmeilen; an der Süd- und Westküste: Neu-Wales, 15,000 Quadratmeilen, durch den Fluß Churchill in Neu-Nord- und Neu-Süd-Wales getheilt, reich an Pelzwild, besonders Bibern, und an Fischen. Es hat Waldung und eßbare Beeren. Nur im Süden gedeihen Gartengewächse. Man findet Blei, Eisen, Kupfer, Asbest, Marmor, Steinkohlen u. s. w. III. Prinz Williamsland, ungefähr 50,000 Quadratmeilen groß, zwischen der Baffins- und Hudsons-Bai, des Anbaus unfähig und nur im Süden an der Repulse-Bai bekannt. IV. Die Länder der freien Indianer (40 — 72° nördlicher Breite) zwischen Neu-Wales, dem Eismeere der Westküste, den spanischen Provinzen und den vereinigten Staaten. Hier entspringen der Mississippi und der Missuri. Eine Menge durch Flüsse verbundener Seen erleichtern die Waarenzüge der Pelzhändler; daher hat der von den vereinigten Staaten mit Großbritannien den 12. Oct. 1818 abgeschlossene Handelstractat die Gränzen beider Völker hier so bestimmt, daß der Parallelkreis des 49° westlich vom Mississippi, vom Waldsee (woodlake) an bis zu dem Felsengebirge (Rocky Mountains) das Gebiet der vereinigten Staaten südlich von dem brittischen Gebiete nördlich scheidet, das Land jenseit dieser Gebirge aber bis an den stillen Ocean während zehn Jahren dem Handel beider Nationen geöffnet seyn soll. Folglich werden die Ureinwohner — mehrere hin und her wandernde Stämme unter Kaziken, z. B. die Tschipewäer, Nadowessier, Missurier, Knistanoer im Süden, die Kupfer-Indianer, die Zänker-Nation, die Hasen-, die Biber-Indianer und Andere im Norden, meistens Jäger und Fischer — wohl nur jenseit des 68°, wo aller Baumwuchs aufhört, ihre wilde Unabhängigkeit behaupten. Die südlicheren Gegenden haben herrliche Eichen-, Cedern-, Ahorn- und andere Wälder. Es gibt daselbst Elenn- und Rennthiere, Auerochsen, Ochsen, Pferde, Ziegen, wilde Schafe, sehr viel Pelzwild und Geflügel. Auch wächst europäisches Gemüse. Man findet Eisen, Kupfer, Blei, Vitriol u. s. w. — V. Die Länder 600 Meilen längs der Nordwestküste, vom Cap Mendocino 40° bis zum Eiscap 72° nördlicher Breite mit vielen Buchten und Inseln; diese sind von rohen Jäger- und Fischernationen bewohnt. Hier haben sich des Pelzhandels, besonders des jetzt nicht mehr so einträglichen Seotterfanges wegen, Russen, Britten und Amerikaner angesiedelt. — a) Die russischen Niederlassungen am Norfolksund, 57° nördl. Breite, oder Neu-Archangel, hat der Kaufmann Berrenof, Director der Pelzwerks-Handelsgesellschaft, 1792 gestiftet. Ferner gehören zum russischen Amerika die Halbinsel Alaschka und die Insel

Kodiak, mit dem Sitze des Gouverneurs Alexandria oder St. Paul. Im Jahr 1818 hat Rußland den vereinigten Staaten alle seine Ansprüche auf die am stillen Ocean südlich vom 56° nördlicher Breite liegenden Länder abgetreten. b) Die amerikanischen Niederlassungen, gegenwärtig in einer Strecke von fünfzehn Breitengraden, vom 41 bis 56°; die wichtigste davon ist die am Columbiafluß. c) Die brittischen Niederlassungen in Neu-Albion und am Notka-Sunde beschränken sich auf die 1730 Quadratm. große Insel Vancouver (nach dem berühmten Seefahrer so genannt, der diese Küste genau erforscht hat), die Königin Charlotten-, die Prinz von Wales- und die Königs Georgs III. Inseln. Ueber die Küste selbst vom 40° an südlich behauptet Spanien sein früheres Besitzrecht. — VI. Das brittische Nordamerika (ohne Labrador und Neu-Wales), 40,000 Quadratm. groß, besteht aus sechs Gouvernements: a) Neufoundland (s. d. Art.). An den Küsten dieser Insel, so wie bei Labrador, ward den Amerikanern das Recht der Fischerei 1818 zugestanden. b) St. John begreift mehrere Inseln im Lorenzbusen; Hauptstadt Charlestown. c) und d) Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, zusammen Akadien. S. d. Art. Neu-Schottland. e) Cap Breton, eine unfruchtbare, aber des Stockfischfanges wegen wichtige Insel vor dem Lorenzbusen, 112 Quadratmeilen mit 3000 Einwohnern. f) Das brittische Canada, 36,000 Quadratmeilen mit 400,000 Einwohnern, die unter einer freien, der brittischen ähnlichen Verfassung leben; ein fruchtbares aber kaltes Land am Lorenzstrom und den fünf Seen, mit unermeßlichen, für den Schiffbau wichtigen Wäldern, die besonders auch Ahornzucker liefern. Die Franzosen haben dieses Land, das sie zuerst entdeckten und colonisirten, bis zum Pariser Frieden von 1783 besessen. In Untercanada sind die meisten Einwohner französischer, in Obercanada englischer Herkunft. Von Ureinwohnern gibt es Nigeponier, Algonkinen, Huronen und die sogenannten sechs Nationen oder Irokesen. Unter ihnen haben die Britten des wichtigen Pelzhandels wegen Factoreien und Forts. Die Hauptstadt ist Quebeck (s. d. Art.); in Obercanada ist es York am Ontario-See. Montreal und Kingston sind Hauptniederlagen für den Pelzhandel, bei welchem Rum ein Hauptartikel ist, um die Wilden zu bevortheilen, daher das physische und moralische Verderben unter mehrern wilden Stämmen so zunimmt. — VII. Die vereinigten Staaten (s. d. Art.), nebst den 1819 damit verbundenen Floridas, in welchen noch viele theils den Amerikanern befreundete, theils feindselige wilde und kriegerische Stämme leben, z. B. in Süden die Seminoles, die Creeks, die Choctaws, die Cherokees u. A. — VIII. Das spanische Nordamerika, welches Alex. von Humboldt (s. d. Art.) uns zum Theil genauer bekannt gemacht hat, erstreckt sich nördlich bis zur Mission St. Francisco an der Küste von St. Crux, und begreift a) das Vicekönigreich Neu-Spanien (s. d. Art. Mexiko), 42,652 Quadratmeilen mit 7 1/2 Million Einwohnern. Zu ihm gehört auch Neu-Mexico (Hauptstadt St. Fe am Rio del Norte) mit der Halbinsel Californien. b) Die General-Capitane Guatimala, 15,500 Quadratmeilen mit 1 1/2 Million Einwohnern. Zu ihr gehört auch die Landenge Darien oder Panama. Der Boden ist fruchtbar und mit zahllosen Heerden bedeckt. Man baut Getraide, Mais, Zucker, Baumwolle, Cacao, besonders Indigo. Die Hauptstadt Guatimala mit 40,000 Einwohnern hat eine Universität. An der Mosquitoküste

(mit der Stadt Balize), so wie in Alt-Mexico in der Provinz Yukatan an der Hondurasbai, haben die Engländer einige Niederlassungen, aus welchen sie die schönsten Holzarten, z. B. Campescheholz, ausführen. K.

Norderneier Seebad, auf der Insel Nordernei an der Küste von Ostfriesland angelegt. Die ganze Insel scheint ehemals mit dem festen Lande zusammengehangen zu haben; denn noch jetzt gibt es von der ostfriesischen Küste aus dahin einen Weg, den man aber ohne Gefahr nur zur Zeit der Ebbe machen kann und der wieder Meeresgrund wird zur Zeit der Fluth. Die ganze Insel kann in 4 Stunden umgangen werden. Sie besteht auf der südöstlichen Hälfte aus lauter Sanddünen, 40 — 80 Fuß hoch, zwischen welchen schön bewachsene Thäler sind, und welche die Wohnung zahlloser Bergenten und anderer Vögel ausmachen. Sie schützen die nordwestliche Seite, die bewachsen ist, gegen Stürme, und verschaffen so dem hier gelegenen Dorfe Schutz, das 106 Häuser mit einer Kirche, einem Bade- und Conversationshause, 60 bewohnbare Zimmer und überhaupt 550 Einwohner, meist Schiffer, zählt. Die kalten Seebäder sind am Nordweststrande und haben derben, sandigen Wassergrund. Die warmen Bäder nimmt man in den Häusern der Einwohner, oder im Badehause. Ueberall herrscht die musterhafteste Reinlichkeit. Nach von Halem enthalten 3 Pfund Nordseewasser: Kochsalz 522 Gran, salzsaure Talkerde 198 1/2 Gran, Gyps 32 Gran, Bittersalz 34/5 Gran, Harzstoff 11/2 Gran. Das Conversationshaus hat einen Saal, worin an der Wirthstafel gespeis't wird, ein Billard und einige andre Zimmer. Vor demselben ist ein Gehölz mit der Aussicht nach der See.

* Nordhausen, eine vormalige, zum niedersächsischen Kreise gerechnete freie Reichsstadt, jetzt preußisch und zum Erfurter Regierungsbezirke der Provinz Sachsen gehörig, nachdem sie von 1807 bis 1813 zu dem Königreiche Westphalen gehört hatte. Sie liegt an der südlichen Seite des Harzes, am Flüßchen Zorge und am Anfange der güldenen Aue. Die Stadt, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist altmodisch gebaut und liegt theils auf der Ebene, theils am Abhange eines Berges, daher die Straßen größtentheils bergab laufen. Sie besteht aus der Ober- und Unterstadt, und hat ein Gymnasium, wohleingerichtete Töchterschulen, sieben Kirchen (mit dem jetzt aufgehobenen catholischen Stifte St. Crucis) 1400 Häuser und 9000 Einwohner, welche sich hauptsächlich vom Branntweinbrennen, vom Getraide- und Oelhandel und Viehmästung ernähren. Jährlich werden an 6000 Stück Ochsen und 30 000 Schweine gemästet. Blos die Branntweinbrennereien und der Viehhandel setzen über eine Million Thaler in Umlauf. Jährlich werden im Durchschnitt 520,000 Scheffel Korn eingeführt, davon den größern Theil die Branntweinbrennereien verbrauchen, der übrige Theil wieder ausgeführt wird. Der Oelhandel ist gleichfalls wichtig, indem sechzehn Mühlen jährlich über 1,700,000 Pfund Rüböl und über 2 600 000 Oelkuchen liefern. Auch befinden sich hier Fabriken von gebrannten Wassern, die Vitriolöl, Scheidewasser, Hirschhornöl, dampfenden Salzgeist, Salpetergeist, Weinsteingeist, Ziegelsteinöl und Weinsteinsalz verfertigen, desgleichen Tuch-, Wollenzeug- und Lackirfabriken, ansehnliche Gerbereien und Marmorschleifereien, die aus stolbergischem und hohensteinischem Marmor und Alabaster Waaren liefern.

Nordpol-Expedition. Der Nordpol (s. d. Art. Pol und

Aequator) fällt bekanntlich in den 90. Breitengrad. Schon vor mehr als 40 Jahren suchte Barrington (s. dessen Schrift: the Possibility of approaching the North Pole asserted. With an appendix, by Col. Beaufoy, Lond. 1818.) zu beweisen, daß in gewissen Jahreszeiten die arktischen Meere vom Eise hinreichend frei wären, um sich dem Pole nähern zu können. Die englische Regierung schickte daher 1773 den Capitän Phipps, nachherigen Lord Mulgrave, mit zwei Schiffen nach Spitzbergen; allein unter 80° 48′ nördl. Breite hinderten ihn Eisfelder, weiter nordwärts vorzudringen. Auch Cook wurde, als er 1778 aus der Beringsstraße bis zum 70° 44′ nördl. Breite oder bis zum Eiscap, der nördlichsten Spitze der Westküste von Nordamerika, gelangt war, durch Eisberge aufgehalten. Diese und andre Versuche der Engländer, Russen und Holländer haben ziemlich zuverlässig gezeigt, daß sich die nordöstliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere in das stille, oder ein schiffbarer Weg um Asiens Nordküste in die Beringsstraße nicht ausfindig machen lasse *). Dagegen hoffte man, und die Polisten, wie Barrow (in seinem Chronological History of Voyages into the polar regions, Lond. 1818.) u. A. hoffen noch jetzt, daß der viel kürzere nordwestliche Weg, aus der sogenannten Baffinsbai **), um Amerika's Nordküste, da wo der Mackenzie- und Kupferminenfluß in das Eismeer (was aber noch bezweifelt wird) fallen (s. d. Art. Nordamerika), herum bis zum Eiscap und der Beringsstraße, und daß der kürzeste, der Polarweg selbst, wahrscheinlich nicht ganz vom Eise verschlossen seyen. Man habe nämlich bisher immer zu nahe an den mit Eismassen umlagerten Küsten hingesteuert; dagegen werde man in der Mitte des Polarmeeres, das mehr als 2000 englische Meilen im Durchmesser habe, und zwischen Grönland und Spitzbergen von unergründlicher Tiefe, so wie in steter Bewegung sey, und deshalb nicht ganz gefrieren könne, eine offne Straße finden. Sie berufen sich auf folgende Thatsachen: die Polarsee ist an Spitzbergens nördlicher Küste offen, die Russen überwintern auf Spitzber-

*) Zwar soll der Kosake Simön Deschnew im J. 1648 aus dem Eismeere bis nach Anadyr durch eine Meerenge (die Beringsstraße) geschifft seyn; auch versichert der russische Historiograph Müller, den Bericht darüber 1736 in den Archiven von Jakutzk entdeckt zu haben, allein dessen ungeachtet wird diese Seereise bezweifelt.

**) Bekanntlich entdeckte Davis im J. 1587 den Eingang (die Davisstraße) in die große Bai zwischen der Westküste von Grönland und der Ostküste von Nordamerika. Forbisher hatte bereits 1577 eine von den vielen Einfahrten in das Binnenmeer der Hudsonsbai durchschifft. Baffin untersuchte (1616) die nördlichen und östlichen Gegenden des nach ihm genannten Golfs, in welchen die Davisstraße den Weg gezeigt hatte. Auf der Westseite desselben fand er unter dem 74° 30′ Breite eine Einfahrt, die er Lancasters-Sund nannte, die er aber nicht weiter untersuchen konnte. Hudson (1610), Jones Middleton (1742) u. A. bestimmten die westlichen, südlichen und nördlichen Gränzen der Hudsonsbai. Später drangen Hearne (1771) von der nordwestlichen Niederlassung der Hudsonsbai-Compagnie, und Mackenzie (1789) von denen der Nordwest-Compagnie aus, beide zu Lande, gegen Norden vor. Hier fanden sie unter dem 69 bis 71° nördl. Breite ein Meer, in das sich zwei Flüsse ausmündeten, und letzterer entdeckte daselbst die Wallfischinsel. Man glaubt, daß dieses Meer das Eismeer des Nordpols sei.

gen, unter dem 80° nördlicher Breite, wo auch Damhirsche sich vermehren. Beides ist nicht der Fall auf Nowaja Semlja (75° nördl. Breite); daraus schließt man, daß unter 80° die Witterung gelinder sey, als unter dem 70°. Uebrigens ist die Kälte an der östlichen Küste schärfer, als an der westlichen. Nun haben sich seit etwa fünf Jahren (gleichzeitig mit dem Zeitpunkte, als die Abweichung der Magnetnadel nach Westen dauernd ward) ungeheure Eismassen in der Gegend von Grönland aufgelöst; vielleicht die Folge ihrer wachsenden Schwere, oder von Erderschütterungen, oder von mehrern auf einander gefolgten gelinden Wintern; daher die von Norden nach Süden bis in den 40° nördl. Breite hinabschwimmenden Eisberge und Eisinseln von weitem Umfange, welche man seit 1815 in dem atlantischen Meere angetroffen hat. Ueberdies haben mehrere Wallfischfänger ausgesagt, daß seit kurzem die bisher von Eisbergen umlagerte Ostküste von Grönland wieder sichtbar geworden sey. Endlich machen sowohl die Strömungen, welche von Norden her durch die Davis- und die Beringsstraße nach Süden ihre Richtung nehmen, wodurch eine stete kreisförmige Bewegung und Auswechselung der Gewässer zwischen dem stillen und atlantischen Meere in der nördlichen Hemisphäre erhalten wird, so wie das viele Treibholz, welches vom hohen Norden herab den Küsten von Island und Grönland zugeführt wird, als auch mehrere Beispiele von Wallfischen, die nach der Bezeichnung der in ihnen stecken gebliebenen Harpunen in der Gegend von Spitzbergen angeschossen worden waren, und die man südlich von der Beringsstraße, oder im umgekehrten Falle, bei Grönland und in der Davisstraße erlegt hat, eine Durchfahrt durch die bisher so genannte Baffinsbai, oder durch das Polarbecken sehr wahrscheinlich *). Nach historischen Nachrichten ist das Polarmeer an der Ostküste von Altgrönland erst seit vier Jahrhunderten unzugänglich geworden. Denn die daselbst schon im J. 983 von Erich dem Rothen angelegte dänische Colonie hatte den besten Fortgang gehabt, allein die Küste selbst war seit 1406 durch das Eis, welches sich dort festgesetzt hatte, so unzugänglich geworden, daß die Gemeinschaft mit jener, wahrscheinlich vernichteten Ansiedelung bis jetzt nicht wieder hergestellt werden konnte. Seit dieser Zeit hat auch der Boden Islands, das einst mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, die Kraft seiner ehemaligen Vegetation verloren. Dazu kommt, daß das Nordlicht, dessen Veränderungen von dem Gefrieren, Aufthauen oder Zusammenstoßen des Polareises abhangen, sich zuerst etwa ein Jahrhundert nach der Festsetzung des Eises längs der Küste von Grönland, in den letzten Jahren aber (seit der Abnahme des Polareises) sehr selten gezeigt hat. Auf diese Thatsachen und Beobachtungen gründet sich nicht nur die Meinung, daß das Polareis eben so, wie es allmählig sich angehäuft habe, auch wieder abnehmen und die Fahrt nach dem Nordpole öffnen könne, sondern auch die Vermuthung, daß Grönland, dessen Ostküste man bis zum 80° nördl. Breite kennt, und dessen Westküste bisher nur bis zum 77° 30' untersucht war, eine Insel sey, und daß die Baffinsbai nach dem Eismeere hin eine Durchfahrt habe. Dagegen glaubt man nicht, daß Amerika jenseit des Eiscaps mit Neu-Sibirien und mit Nordasien zusammenhange. Dies alles bewog die

*) Nach Krusenstern ist im J. 1817 das Schiff Neptun bis 83° 20' nördl. Breite gekommen; allein es hat keine Kunde gebracht von dem Lande, das nördlich von Spitzbergen unter dem 82° liegen soll.

englische Regierung im Sommer 1818 eine doppelte Expedition nach dem Nordpol zu veranstalten. Es sollten nämlich Capitän Buchan mit den Schiffen Trent und Dorothea zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja die Durchfahrt über den Pol in das stille Meer, und Capitän Roß mit den Schiffen Isabella und Alexander die nordwestliche Durchfahrt aus der Davisstraße und dem Baffinsmeere in das Eismeer und von hier in das stille Meer durch die Beringsstraße aufsuchen. Jede Expedition zählte 100 Mann. Befehlshaber und Mannschaft waren auf das sorgfältigste ausgewählt und mit allem Nöthigen reichlich versehen. Capitän Buchan kam aber nur (den 29. Juli 1818) über Spitzbergen bis zum 80° 32′, hier blieb er drei Wochen lang im Eise stecken, und erreichte endlich (den 10. Oct.) die englische Küste wieder. Capitän Roß, der vorzüglich die Westküste der Baffinsbai genau untersuchen sollte, drang den 9. August 1818 nur bis zum 75° 55′ nördl. Breite (65° 32′ westl. Länge) vor. Hier entdeckte er das von ihm so benannte arktische Hochland, arctic Highlands, im nordöstlichen Winkel der Baffinsbai zwischen 76° und 77° nördl. Breite und 60° bis 72° westl. Länge. Es ist ein 120 englische Meilen weit in nordwestlicher Richtung sich ausdehnendes Küstenland mit vielen mit Eis bedeckten Bergen. Er fand daselbst Moos, Heide und grobes Gras, Wild und Hasen, auch ein großes Stück gediegenes Eisen. Das einzige Hausthier der Bewohner, die den Eskimos und den Grönländern gleichen, ist der Hund, den sie zum Ziehen der Schlitten brauchen, die sie aus Robbenknochen verfertigen. Ihre Sprache ist eine Mundart von der eskimoischen. Sie sind von einer schmutzigen Kupferfarbe, fünf Fuß lang, ganz mit ranzigem Thran und Schmutz überzogen. Das Fleisch essen sie roh und gekocht. Ihr König wohnt in der Nähe einer großen Insel in einem steinernen Hause. (?) Sie haben keine Vorstellung von Gott, glauben aber an Zauberer. Die Weiber, welche Kinder haben, werden sehr geachtet. Ihre Tänze und Gesänge sind von convulsivischen Verzerrungen begleitet. Von der übrigen Welt hatten sie durchaus keine Kenntniß. Capitän Roß fand die meisten Angaben Baffins richtig; seine Entdeckungen fingen eigentlich erst jenseits 74° 30′ nördl. Breite an; er erreichte unter dem 77° 40′ die nördlichste Gränze der Baffinsbai, und das Hauptresultat seiner Expedition für die Geographie war die genauere Bestimmung der Lage der Baffinsbai, welche man bisher 10° zu weit nach Osten ausgedehnt sich vorstellte. Auch ihn hinderte das Eis, sich der Nordküste ganz zu nähern; und das Wetter war so nebelicht, daß sie nach zwölf Wochen den 30. August den ersten Stern erblickten, die Capella. Uebrigens hielt sich Capitän Roß für überzeugt, daß es keine Durchfahrt aus der Davisstraße und der Baffinsbai in das Eismeer gebe. Indeß hat er, wie man glaubt, den Lancastersund (74° 30′) und, wie aus seinem eignen Berichte erhellt, eine Strecke von 200 englischen Meilen, namentlich die Cumberlandsstraße (63° nördl. Breite), wo sich wirklich eine Strömung zeigte, und Middletons Repulsebai im Nordwesten der Baffinsbai noch nicht genau untersucht; denn er kam in diese Gegend erst spät, den 1. October, und mußte jetzt nach seiner Instruction die eisige Küste verlassen, um die Schiffe sicher zurückzuführen. Die brittische Regierung hat daher im J. 1819 seinem Begleiter, dem Lieutenant Parry, die Ausführung einer zweiten Expedition in die Baffinsbai übertragen. Eine Durchfahrt durch das Polarbecken und nordöstlich hält man für nicht ausführbar, und hat

daher diesen 1818 mißlungenen Versuch nicht wiederholen wollen. Eine doppelte Expedition nach dem Nord- und Südpole hat jetzt (1819) auch der russische Kaiser veranstaltet, so wie die französische Regierung eine ähnliche Unternehmung nach dem Südpole im J. 1718 dem Capitän Freysinet übertragen hat. Die Aufgabe selbst ist für die Wissenschaft eben so wichtig als für die Schiffahrt *). Darum hat eine Parlamentsacte schon vor längerer Zeit dem ersten Schiffe, das durch die nordwestliche Durchfahrt in das stille Meer gelangt, eine Prämie von 20,000 Pfd. St., und 5000 Pfd. dem ersten Schiffe zugesichert, das den Nordpol erreicht oder überschreitet. Im J. 1819 setzte der Prinz Regent noch besondre Preise von 5 — 15,000 Pfund für diejenigen Schiffe aus, die bis zu gewissen Punkten im arktischen Polarmeere vordringen würden. Sollten jedoch die antipolistischen Gegner des Herrn Barrow, an deren Spitze der Prof. Leslie steht (s. die näher entwickelten Gründe der Polisten und der Antipolisten im 1. St. des Hermes, S. XXXVI.), welche das Losreißen der Eismassen bei Grönland zufälligen Sommerwinden zuschreiben, und aus chemisch-physikalischen Sätzen die Unmöglichkeit folgern, durch die Eismassen des Polarmeeres je durchzudringen, Recht behalten, so werden diese nautischen Versuche wenigstens den Nutzen haben, daß sie die Erdbeschreibung der Nordküste von Amerika und der Westküste von Grönland berichtigen, und daß sie die Tiefe, Temperatur, Salzhaltigkeit und specifische Schwere des Polar-Seewassers, die Schnelligkeit der Strömungen, so wie den Zustand der atmosphärischen Electricität und deren Zusammenhang mit der Abweichung und Kraft der Magnetnadel in den arktischen Regionen vergewissern. Von des Capitäns John Roß Voyage of discovery for the purpose of exploring Baffin's Bai and enquiring into the probability of a North West Passage (Lond. 1819, S. 495. 4.) erscheint in Weimar eine Uebersetzung. Die neueste antipolistische Abhandlung (mehr eine lobpreisende Anzeige von des Capitäns Reise) im Maistück 1819 des New Monthl. Mag. wiederholt nur die schon aus dem Hermes (1. St.) bekannten Gründe von der Unmöglichkeit, nach dem Nordpole zu steuern. H.

Noricum hieß bei den Römern der Theil von Süddeutschland zwischen der Save, dem Pelsosee, Rhätien, Vindelicien und der Donau; indeß waren die Gränzen nicht zu allen Zeiten dieselben. Celtische Völker waren die Bewohner dieser Länder.

Norm, die Regel, Richtschnur, bei den Buchdruckern der abgekürzte Titel eines Buchs unten auf der ersten Seite jedes Bogens; jetzt nicht mehr durchgängig gebräuchlich.

* **Normänner, Normannen** (d. i. Männer aus Norden), hießen die Bewohner des alten Skandinaviens, oder der Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Jenen Namen gab man ihnen in den Niederlanden, Deutschland und Frankreich; in England nannte man sie Dänen. Sie waren Abenteurer, die sich unter einem Haupte vereinigten, um auf Beute auszugehen. Die Armuth ihres Landes nöthigte sie dazu, und der Fanatismus ihrer Religion begeisterte sie in ihren kühnen Unternehmungen. Denn nach den Lehren ihres Odins (s. Nordische Mythologie) wurden die im Kriege

*) Für den Handelsweg nach Indien aber dürfte sie keinen Nutzen haben, wie von Zach in seiner corresp. astronom. aus Le Gentils Berechnung der Zeit der Passatwinde und des Mousson beweisen will.

Gefallenen in das Paradies (Walhalla) aufgenommen, wo die größte Glückseligkeit ihrer wartete. Die Normänner fingen ihre ersten Streifzüge gegen das Ende der Regierung Carls des Großen an; bald bedeckten sie mit ihren Barken die Meere, und verheerten nach einander die Küsten von England, Deutschland, Friesland, Flandern und Frankreich. Da man ihnen nicht genug Widerstand entgegensetzte, wurden sie kühner, und unter den kraftlosen Regierungen Carls des Kahlen und des Dicken drangen sie auf den Strömen Frankreichs bis in die Mitte des Landes, und plünderten selbst Paris. Nur durch Geld konnte man ihren Rückzug erkaufen. Ihre Einfälle in Frankreich wurden in der Folge öfter wiederholt, und Carl der Einfältige war genöthigt (912), einen Frieden mit ihnen zu machen. Er gab ihnen einen Theil von Neustrien (die nachmalige Normandie) in Besitz, und ihrem Anführer, Rollo, seine Tochter zur Gemahlin. Rollo nahm die christliche Religion und in der Taufe den Namen Robert an, wurde der erste Herzog der Normandie und Lehnsmann der Könige von Frankreich. Seine Normänner folgten diesem Beispiele, und nahmen auch die christliche Religion an; ihre Streifzüge hörten nunmehr auf. Auch die übrigen Normänner in Skandinavien stellten nach und nach ihre Räubereien ein, als die christliche Religion unter ihnen eingeführt wurde. Nur England wurde noch von ihnen heimgesucht; Alfred der Große (s. d. Art.) befreite zwar sein Land von ihnen, aber nur auf kurze Zeit, und Kanud der Große ward (1017) König von ganz England. Einer von Roberts (Rollo's) Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, eroberte im Jahre 1066 ganz England (s. d. Art.); eine Eroberung, welche durch ihren bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache, Gewohnheiten der unterjochten Engländer merkwürdiger geworden ist, als die frühern Unternehmungen der Eroberer dieses Landes. Auch in Neapel (s. d. Art.) gründeten Normänner vom J. 1016 an ein neues Reich. Nach dem Zeugnisse des russischen Geschichtschreibers Nestor waren auch die Wareger (Waräger, Waringer), welche unter Rurik (862) ein neues Reich in Rußland stifteten, Normänner. Die auswärtigen Unternehmungen der Normänner hatten nach und nach ihre Volkszahl vermindert und ihre Kraft geschwächt. Um so weniger konnten sie bei der nachmaligen Umgestaltung Europa's weitre Eroberungen wagen. Ihr Name verlor sich allmählig aus der Geschichte, und er wird jetzt nur noch den Einwohnern Norwegens ausschließlich beigelegt.

* **Norwich**, Hauptstadt der englischen Shire Norfolk, liegt am Einflusse des Windsöer in die Yare, die von hier bis zu ihrer Mündung schiffbar ist. Die Stadt ist groß, hat aber schlechte, unregelmäßige Straßen, und enthält 45 Kirchen, darunter die Kathedralkirche die vorzüglichste ist, 8800 Häuser und 37,000 Einwohner. Man findet hier ein stattliches Schloß auf einem Hügel, den Sitz eines Bischofs, eine ökonomische Gesellschaft und ein Blinden-Institut. Norwich war schon gegen Anfang des 14ten Jahrhunderts wegen seiner wollenen Zeuge, die Worsted Stuffs hießen, berühmt. Holländische Flüchtlinge ließen sich hier zu verschiedenen Zeiten nieder, und legten allmälig den Grund zum nachfolgenden Flor der Fabriken von Tüchern, wollenen Zeugen und Strümpfen in England. Von diesen Worstedstuffs (unter Worsted versteht man Langwolle, die gekämmt und gesponnen, zu wollenen Zeugen und Strümpfen angewandt wird), wohin feine Kamelotte, wollene Damaste, wollene Atlasse, Kalmanke, Lastings und Bombasins gehörten, ging fast alles ins Ausland, und

richtete sich nach dem besondern Geschmack der verschiedenen Länder. Durch die zunehmende Nachfrage von allen Theilen des Auslandes waren die Weberstühle dermaßen in Arbeit, daß das inländische Garn und das der benachbarten Grafschaften nicht mehr hinreichen wollte, sondern überdies noch große Quantitäten Wollengarn aus Irland geholt werden mußten. Aber in den neuern Zeiten, seitdem die baumwollenen Zeuge immer wohlfeiler und beliebter wurden, und in verschiedenen Ländern die Einfuhr der Norwichstoffe verboten wurde, ging ein Markt des Auslandes nach dem andern verloren; daher hat auch die Zahl der Einwohner gegen die frühern Zeiten sich vermindert. Dagegen ist nun die hiesige Industrie auf andere Gegenstände geleitet worden. Man verfertigt besonders Shawls, die den indischen nachgeahmt werden, und jetzt ein beträchtlicher Handelsartikel nach allen Theilen der Welt geworden sind. Anfangs wurden sie aus Seide und feiner Wolle zusammengesetzt, in der Folge aus Seide und Baumwolle, aus Seide und Vigognewolle, wie auch aus dem feinen Haar der Seehunde. Ferner haben sich jetzt Baumwollenfabriken hier erhoben, die zum Theil halbe Leinwand, gestreiftes Matrosenzeug, gewürfelte Zeuge zu Betten und Schürzen, Tischdrell, Bauernhemden, Kattun, Bettdecken verfertigen. Seit einiger Zeit wird auch Hanfleinwand, nämlich grobe zu Sack- und Packtuch, und feinere zu Hemden und Betten, desgleichen Flachsleinwand gewebt. Auch verfertigt man eine überaus schwere Art von Kalmuck, wozu man den Abfall anderer Fabrikate benutzt, der sonst verloren gehen müßte, und mehrere hundert Arbeiter haben dadurch Nahrung.

* Nothrecht heißt die Befugniß, aus Noth unrecht zu handeln. So widersprechend das klingt, so ist doch der Begriff in der philosophischen Rechtslehre gegründet. Das oberste Rechtsprincip: Enthalte dich jeder Handlung (jeden Gebrauchs deiner äußeren Freiheit), neben welcher der Gebrauch der äußern Freiheit anderer Menschen nicht würde bestehen können, drückt die logische Bedingung aus, ohne welche unter Menschen im Zustande der Wechselwirkung allgemeine Rechtlichkeit nicht denkbar ist. Hierbei wird als physische Bedingung vorausgesetzt, daß die in Wechselwirkung stehenden Menschen in einer Sinnenwelt sich befinden, in welcher es möglich ist, dem Rechtsgesetz gemäß sich zu verhalten, und bei diesem Verhalten zugleich als Person (als Vernunftwesen mit innerer und äußerer Freiheit) fort zu existiren. In einer Sinnenwelt, wo das überhaupt nicht möglich wäre, würde der Begriff des Rechts ohne practische Realität seyn, weil er lediglich aus dem Vernunftgesetze entspringt, daß die Menschen unbeschadet ihrer Persönlichkeit mit einander in Wechselwirkung stehen sollen. Jene physische Bedingung nun existirt auf Erden im Allgemeinen; kann aber im Besondern bisweilen mangeln. Zwei Menschen können in eine solche Lage gerathen, daß der eine die Rechte des andern verletzen, oder aufhören muß, als Person fort zu existiren. Cicero führt als Beispiel zwei Schiffbrüchige auf Einem Brette an, welches nur Einen tragen kann. Obwohl in solchen Fällen die Tugendlehre die Wahl zwischen Selbstaufopferung und Tödtung des Andern frei läßt; so fällt doch das Rechtsprincip als unanwendbar weg, und es kann für Keinen von beiden unrecht genannt werden, daß er den Andern herunter stoße, um sich zu retten. Diese Einrede gegen den Vorwurf der Unrechtmäßigkeit heißt Nothrecht. (M. s. u. a. Müllners Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde §. 20 und

21. Im Criminalrecht kommt dieser Begriff unter dem Namen vor: moderamen inculpatae tutelae. Wer beweisen kann, daß er einen Menschen getödtet habe, weil außerdem er selbst von ihm würde umgebracht worden seyn, ist straflos. Den übelsten Gebrauch von der Berufung auf das Nothrecht macht gewöhnlich der Staat, sowohl in seinen völkerrechtlichen, als in seinen inneren Verhältnissen. Anstatt es auf den Fall zu beschränken, wo er selbst als intellectuelle Person zu existiren aufhören müßte, schiebt er dem Begriffe der rechtlichen Existenz den schwankenden des sogenannten Gemeinwohls unter, und verletzt häufig die Rechte anderer Personen, vor allen seiner einzelnen Bürger, um angeblich das Gemeinwohl zu fördern. Die philosophische Rechtswissenschaft ist in ununterbrochener, fruchtloser Protestation gegen diese Staatspraxis begriffen, und Ernst Platner pflegte in seinen Vorlesungen scherzweise zu bemerken, daß diese Protestation nöthig wäre, weil sonst die rechtsgelehrten Staatsmänner den positiven Begriff einer Verjährung des Unrechts herauskünsteln würden.
Mnr.

Nothwehr ist die Abwendung dringender, einen unersetzlichen Schaden (z. B. Verlust der Jungfrauschaft, eines Gliedes, des Lebens) drohender Gefahr, in welche jemanden der ungerechte Angriff eines Andern setzt, durch Gewaltthätigkeit (moderamen inculpatae tutelae). Sie ist als ein Fall, in welchem eine Ausnahme vom Strafgesetze Statt findet, anerkannt. Dann aber muß sie dem Angriff angemessen und durch ihn hinlänglich begründet, auch obrigkeitliche Hülfe nicht vorhanden oder nicht leicht zu bewirken seyn. Denn jeder hat ein Recht, seine Person und sein Leben zu vertheidigen, sobald der Staat ihn vor der gegenwärtigen Gefahr nicht vertheidigen kann.

Notizenschreiber nennt man in der deutschen literarischen Welt diejenigen, welche für die nicht politischen Unterhaltungsblätter Localnachrichten liefern. Diese Nachrichten selbst heißen in der Sprache des deutschen Journalwesens Correspondenzen, und am häufigsten sind die Erscheinungen des Theaters ihr Gegenstand. Daneben verbreiten sie sich nicht selten auch über andere Neuigkeiten der Kunst, der Literatur und des gesellschaftlichen Lebens. Sie sind für das Bestehen solcher Unterhaltungsblätter sehr wesentlich, weil sie ihnen in den Orten, woher sie lauten, neugierige Leser verschaffen. Daher pflegen die Herausgeber in jedem bedeutenden Ort wenigstens einen Notizenschreiber zu dingen, der, obwohl er gewöhnlich anonym schreibt, dennoch im Orte selten lange unbekannt bleibt. Die Lage eines solchen Schriftstellers hat Herr F. Raßmann in folgendem Klaglied besungen:

Ich bin Notizenmacher Bei manchem Blatt,
Drum hab' ich Widersacher In unsrer Stadt:
Wie Hornißschwärme regen Sich diese Herrn,
Und möchten längst mir legen Das Schreiben gern.

Der Eine, der im Zwinger Der Kirche hockt,
Ein Obscuranten-Jünger, Im Sinn verstockt,
Sperrt sich, und will: es bleibe Ganz todt der Ort,
Und keine Zeitung schreibe Von ihm ein Wort.

Dem Andern ist nicht Mühe Die Bühne werth:
„Wozu die lange Brühe Vom Gauklerheerd?"
Der Dritte hätt' genommen Gar gern mein Amt,
Weil er's nicht kann bekommen, Werd' ich verdammt.

Ein Vierter, schier besessen Von seinem Ich,
Schmollt, daß man ihn vergessen So freventlich.
Ein Fünfter gar muß toben, Entbrannt im Zorn,
Wird einer vorgehoben, Der ihm ein Dorn.

Doch werd' ich fürder treiben Correspondenz,
Von Neuigkeiten schreiben Die Quintessenz;
Die Leser wird erfreuen Mein Mancherlei,
Stimm' ich nur nicht dem Schreien Des Pfuschers bei.

Natürlich verführt ein solches Geschäft leicht zum Mißbrauch der Publicität. Der bekannt gewordene Notizenschreiber wird Anfangs verachtet, dann gefürchtet, und endlich von denen, die gern öffentlich gelobt seyn wollen, bestochen. In den Theaterstädten haben die bekannten Notizenschreiber gewöhnlich Freibillets, und die keins haben, suchen es durch hämischen Tadel zu bekommen, anderer größerer Niedrigkeiten nicht zu gedenken. Hierzu kommt, daß, so viel die neuen Theaterstücke betrifft, die Lockung, öffentlich darüber zu schreiben, gewöhnlich für diejenigen am größten ist, welche selbst mit dem Dichten für die Bühne kein Glück gemacht haben. Daher die häufige Opposition gegen Dichtungen von Werth, und das unverschämte Lob der mittelmäßigen und schlechten. Im Allgemeinen sind die Uebel der Notizenschreiberei um so größer, da oft ein und dasselbe Individuum dieses Geschäft für mehrere Tageblätter zugleich verwaltet. Ueberhaupt thun die Notizenschreiber der Dichtkunst für die Bühne schon darum viel Schaden, weil die Stücke, ehe sie noch gedruckt dem Urtheil des Publicums vorliegen, in ihre oft ungewaschenen Hände fallen. Diese Schriftstellerei, die nun einmal Mode geworden, auf besseren Fuß zu setzen, hätten die Journalredactionen in ihrer Gewalt, wenn sie bei der Wahl ihrer Correspondenten mehr auf Sachkenntniß sähen, und besser die Gründe für die Vermuthung redlicher Gesinnungen untersuchten. Auch würden sie wohl thun, die Notizenschreiber nicht nach den gedruckten Zeilen zu honoriren, und aus ihrer oft sehr breiten „Quintessenz von Neuigkeiten" (um mit dem Verf. des obigen Scherzgedichtes zu reden) die Quintessenz des Nützlichen und Angenehmen, des Belehrenden und Unterhaltenden von geschickter Hand herausziehen zu lassen. Daß je zuweilen so ein Fingerheld an das Licht gezogen, und andern zum Exempel von dem überlegnen Witz des Gegners dem Publicum in seiner Nudität gezeigt wird, das ist nur ein Palliativmittel.

† Nottingham hat 5000 Häuser und 34,000 Einwohner.

Nova-Zembla, oder Nowaja-Semlja (Neuland), ein 4255 Quadratmeilen großes Land, besteht aus zwei Inseln, welche durch die sieben Werste breite Straße Matotschnoi getrennt werden, zwischen 70° bis 88° östlicher Länge, und zwischen 69° bis 78° der Nordbreite liegen, und zu dem russischen Gouvernement Archangel gerechnet werden. Die südliche Insel ist größer als die nördliche. Südlich von Nova-Zembla sind die durch die Waigatzstraße vom festen Lande getrennten Waigatz-Inseln. Im Jahre 1807 wurde von dem Reichskanzler, Grafen von Romanzoff, da unbestimmte Nachrichten, Sagen und Ueberlieferungen die Meinung verbreitet hatten, als wenn Nowogorod, dieser altrussische Handelsstaat, in früheren Zeiten auf Nova-Zembla ergiebige Silberbergwerke habe bearbeiten lassen, eine von Bergwerksverständigen zusammengesetzte Expedition auf seine eigenen Kosten nach Nova-Zembla geschickt, wobei sich ein

Deutscher, Namens Ludloff, befand. Diese Expedition fuhr in die Straße Matotschnoi, welche beide Inseln trennt, und Ludloff machte von hier aus mit seinen Bergarbeitern eine Streiferei in das Land hinein, und stieß überall auf eine Menge versteinertes Holz. Der Boden war mit Moos bewachsen, und nur selten blickte zwischendurch ein dünnes und niedriges Gras. Sie untersuchten hernach die sechs Meilen von der Nordseite dieser Straße entfernte Silberbucht, von wo aus ehemals die russischen Silberflotten ausgegangen seyn sollten. Sie fanden aber nicht das geringste Merkmal, daß hier jemals irgend ein Bergbau betrieben worden sey, auch durchaus keine Anzeige silberhaltiger Gänge. Die Ufer der Bucht bestehen meistentheils aus Talkschiefer, Glimmerschiefer und Katzensilber, woher diese Meinung von reichhaltigen Silbergruben in Nova Zembla entstanden zu seyn scheint. Nach Ludloffs Meinung ist die südliche Küste der Straße Matotschnoi die beste und nahrungsreichste Gegend von ganz Nova-Zembla, denn außer mehreren fischhaltigen Flüssen trifft man dort eine Menge Wallrosse, Steinfüchse, Eisbäre und Rennthiere an, auf den Felsenspitzen aber halten sich eine unglaubliche Menge verschiedener Vögel auf.

Novatianer hießen die Anhänger des römischen Presbyters **Novatianus**, der während der Christenverfolgung unter dem Kaiser Decius behauptete, daß die aus Furcht vor zeitlichen Uebeln vom Christenthume Abgefallenen auch dann, wenn sie bußfertig zur Christengemeine zurückkehrten, nicht wieder aufgenommen werden dürften. Er sonderte sich darum von der nachsichtigeren orthodoxen Kirche ab, und seine Anhänger bildeten seit 252 eigene Gemeinen, die sich durch den Ruhm, keine lauen Glieder in ihrer Mitte zu dulden, besonders in Italien und Afrika bis in das 6te Jahrhundert erhielten. E.

Novation (Neuerung, Umschaffung), heißt juristisch im weitern Sinne jede Veränderung, die mit einer vorhandenen Verbindlichkeit vorgeht, im engern Sinne die Verwandlung einer alten Verbindlichkeit, welche dadurch vernichtet wird, in eine neue. Heutiges Tags wird eine Novation angenommen, wenn der ganze Grund der alten Verbindlichkeit aufgehoben wird, oder doch solche zufällige Stücke derselben verändert werden, die auf sie einen wesentlichen Einfluß haben. Eine stillschweigende Novation nimmt der Gerichtsgebrauch nur an, wenn entweder zu erweisen ist, daß die Parteien eine Novation beabsichtigt haben, oder wenn die alte Verbindlichkeit bei Festsetzung der neuen erwähnt worden ist, sollte sie auch nicht ausdrücklich für aufgehoben erklärt worden seyn.

Novosilzof (Baron von), gegenwärtig Präsident der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, machte insbesondere durch seine diplomatische Sendung an Napoleon im Jahr 1805, und die daraus hervorgegangenen Folgen großes Aufsehen. Sie hatte scheinbar die Vermittelung zwischen Frankreich und England zum Zweck. Da aber während seiner Reise von Petersburg nach Berlin Napoleon Genua mit Frankreich vereinigt hatte, so glaubte Novosilzof, die französischen Pässe nicht annehmen zu dürfen, welche ihm in Berlin von dem französischen Gesandten Laforest eingehändigt wurden, und erließ nach einigen Tagen eine Note an den Fürsten **Hardenberg**, worin diese neue Anmaßung Napoleons nicht mit Unrecht in das grellste Licht gestellt wurde. Der Moniteur erwiederte diese Note mit seinem gewöhnlichen Hohn und man behauptet, daß diese Antwort eine der wenigen sey, die Napoleon ganz allein und mit eigner Feder entworfen

habe. Novosilzofs eigentlicher Zweck war aber wohl, das Bündniß mit Preußen vorzubereiten, das später im November durch Alexander selbst zu Stande kam, durch die Schlacht von Austerlitz aber getrennt wurde. Im J. 1814 war Novosilzof Mitglied der provisorischen Regierung Polens. Er ist gegenwärtig mit dem schwierigen Auftrage belastet, ein Gesetzbuch für Rußland auszuarbeiten.

Nugent (Graf), ein ausgezeichneter Feldherr der österreichischen Armeen, der gegenwärtig in neapolitanische Dienste getreten ist. Er hat sich insbesondere durch die Feldzüge in Italien in den Jahren 1813 bis 1815 durch Tapferkeit und durch die kluge Leitung der dort sehr verwickelten Angelegenheiten berühmt gemacht. Seine Familie stammt ursprünglich aus Schottland, und sein Vater ist als Gouverneur von Prag und als Gesandter Josephs II. am Berliner Hofe bekannt geworden. Im J. 1813 leitete Nugent die Kriegsoperationen gegen den Vicekönig Eugen mit vieler Umsicht. Murat hatte sich nach seiner Zurückkunft aus der Schlacht von Leipzig den alliirten Mächten zu nähern gesucht. Nachdem er förmlich zur Coalition gegen Frankreich überzugehen erklärt hatte, schloß Nugent am 7. Febr. 1814 mit dessen Bevollmächtigtem, dem General Livron, eine Uebereinkunft über die Stellung ab, welche beide Armeen, die sich nicht mehr als feindliche betrachteten, einnehmen sollten. Als in Folge dieser Convention Nugent dem Grafen Bellegarde zu Hülfe eilen wollte, widersetzte sich der neapolitanische General, der in Reggio commandirte, seinem Uebergang über die Enza. Nur durch die Drohung, sich den Weg mit dem Degen in der Faust bahnen zu wollen, errang Nugent den freien Durchzug. Diese Umstände setzte er in einer Denkschrift aus einander, die er Lord Castlereagh während des Wiener Congresses als Antwort auf eine andere des Geschäftsführers Murats, des Herzogs von Campo Chiaro, zustellte und die auf die Entschlüsse des Wiener Congresses in Beziehung auf Murat großen Einfluß hatte, da sie dessen doppelzüngiges Betragen bis zur Evidenz ans Licht brachte. In jenem Feldzuge blieben indessen die österreichischen Truppen mit den neapolitanischen vereint, und beide lieferten dem französischen Heere das glorreiche Gefecht bei Reggio, dessen Ehre sich Murat zueignete, ob sie gleich dem Grafen Nugent gebührte. Als Murat im Jahr 1815 nach Bonaparte's Entweichung von Elba die Maske abgelegt hatte, befehligte Nugent den rechten Flügel der österreichischen Armee, die sich Toscana's bemächtigte. Während Bianchi Murat auf den Fersen folgte, drang Nugent bis Rom vor, wo er am 4. Mai eintraf. Durch eine Proclamation vom 12ten foderte Nugent das neapolitanische Volk auf, den Usurpator zu verlassen, setzte sich darauf mit seiner Armee in Bewegung, erfocht bei Leprano und St. Germano glänzende Vortheile und erreichte Neapel zugleich mit Bianchi. In Neapel schiffte er sich mit einer österreichischen Truppenabtheilung nach Frankreich ein, wo er im Departement der Rhonemündungen den Befehl übernahm. Im August 1815 kehrte er nach Neapel zurück und übernahm den Oberbefehl über die neapolitanische Armee. Später trat er ganz in neapolitanische Dienste.

† Nullität. Den Begriff der Nullität einer Prozeßhandlung hat von Almendingen in der Metaphysik des Civilprozesses mit großer philosophischer Schärfe aus dem allgemeinen Begriffe der Zweckmäßigkeit und Zweckwidrigkeit entwickelt. In Bezug auf Urtheilsprüche findet man ihn in Müllners Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde §. 70. aus eben jenem Grundsatze

erklärt. Es ist die Eigenschaft eines Spruches, vermöge deren er wegen gänzlicher Untauglichkeit zu dem Zwecke des Staats, die Idee des ewigen Rechtsfriedens möglichst zu verwirklichen, keine Rechtskraft erlangen kann. Die Eintheilungen in relative und absolute Nullität, in positive und natürliche u. s. f., findet man dort ebenfalls von einer minder gewöhnlichen Seite beleuchtet.

† **Nürnberg.** Die jährliche Einnahme der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg schätzte man auf 800,000 Gulden. Die Stadt besaß ein größtentheils gut angebautes, mit 40,000 Menschen bevölkertes Gebiet von 23 geographischen Quadratmeilen Flächeninhalt, in welchem sich auch der große Reichswald befand. Doch betrugen die Schulden der Stadt im Jahr 1797 gegen 9 Millionen Gulden, welche sie größtentheils ihren eignen Bürgern schuldig war, und die Einkünfte reichten nicht hin, die Zinsen davon zu zahlen.

Nutkasund, eine Bai auf der Nordwestküste von Nordamerika, woselbst die Engländer eine neuerdings aufgegebne Niederlassung hatten.

Nyerup (Rasmus), ein gelehrter dänischer Literator, geb. auf Fühnen im Jahr 1759. Nachdem er zu Copenhagen studirt hatte, ward er bei der königlichen Bibliothek dieser Stadt angestellt. Bald darauf gab er eine Sammlung lateinischer Abhandlungen über die seltenen Werke und Ausgaben, welche diese Bibliothek enthält, heraus. Von gleicher Art ist seine Librorum qui ante reformationem in scholis Daniae praelegebantur notitia 1784, 8. mit einem Supplement: Mantissa ex museo Hielmsternjano, 1785. Außerdem hat Nyerup herausgegeben eine Beschreibung von Copenhagen, eine Reisebeschreibung, eine Sammlung alter Poesien (gemeinschaftlich mit Rahbeck), ein historisches Werk über Christian IV., ein Wörterbuch der alten nordischen Mythologie, eine Statistik Dänemarks für das Mittelalter und eine große Anzahl von Gelehrtenbiographien. Alle diese Werke gereichen ihrem Verfasser zur Ehre. Gegenwärtig ist Nyerup Professor der Literargeschichte und Bibliothekar an der Universität zu Copenhagen.

Nymphe (in der Naturgeschichte), s. Insecten.

O.

O, der funfzehnte Buchstabe des deutschen Abc, und unter den Selbstlautern der vierte.

Oblaten, Laienbrüder, s. Orden (geistliche).

† **Obolus.** Als Gewicht beträgt der Obolus ebenfalls den sechsten Theil einer Drachme, diese selbst aber hatte nicht durchaus einerlei Werth.

Obscuranten, Obscurantismus (von obscurare, verfinstern oder verdunkeln). Der Obscurant (Verfinsterer oder Verdunkler) steht dem Aufklärer entgegen. Während dieser bestrebt ist, die Begriffe der Menschen von physischen und moralischen, religiösen und politischen Gegenständen, so wie überhaupt von allen bedeutenden Angelegenheiten des menschlichen Lebens möglichst klar und deutlich zu machen; so ist jener dagegen bestrebt, das dunkle und verworrene Denken über dergleichen Gegenstände und Angelegenheiten, wie es bei ungebildeten oder verbildeten Menschen in der Regel

vorkommt, zu erhalten, wo nicht gar zu vermehren. Das Bestreben des Aufklärers ist an sich löblich; denn da, wo klare und deutliche Begriffe möglich sind, soll auch der Mensch darnach streben. Es kann aber doch in eine einseitige Verstandescultur ausarten, bei welcher die höheren Interessen des menschlichen Geistes gefährdet werden, und insonderheit die ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühle des Menschen an Innigkeit, Lebendigkeit und Kraft verlieren. Das Streben nach Aufklärung wird dann zu einer eitlen und schädlichen Aufklärungssucht oder Aufklärerei. Wenn nun der Obscurant sich bloß dieser entgegensetzte, so würde sein Streben auch nicht zu tadeln seyn. Allein er bleibt dabei nicht stehen, sondern verschmäht das klare und deutliche Denken überhaupt und selbst da, wo es möglich und nöthig ist. Er kündigt sich daher als einen Feind des geistigen Lichts oder als einen Freund der geistigen Finsterniß an, entweder weil er, wie die sogenannten Nachtmenschen oder Kakerlaken das materiale, so das geistige Licht nicht vertragen kann, und sich daher im Dunkeln gleichsam gefällt, oder weil er glaubt, es sey dem Menschen nicht zuträglich, von den oben bezeichneten Gegenständen und Angelegenheiten klare und deutliche Begriffe zu haben, oder endlich, weil er dieß in Beziehung auf sich selbst für nachtheilig hält. Obscuranten der ersten Art sind alle sogenannten Gefühlsmenschen, weil sie von Natur das Helldunkel lieben; daher ist auch mit ihrem Obscurantismus eine gewisse Gutmüthigkeit verknüpft, besonders bei solchen, deren sympathetisches Gefühl sehr lebhaft ist. Die Obscuranten der zweiten und dritten Art aber sind meistens Egoisten, welche zwar selbst gern klar und deutlich sehen möchten, aber Andre nicht an ihrem Lichte Theil nehmen lassen wollen. Vornehmlich ist dieß der Fall bei denen von der dritten Art. Sie wollen gern über Andre herrschen und meinen, dieß sey um so leichter, je unaufgeklärter Andre seyen, nach dem Sprichworte: Im Trüben ist gut fischen. Daher sind sie die hartnäckigsten Gegner aller Aufklärung und constituiren eine Art von Partei, die man nun eben Obscuranten nennt, so wie ihr gemeinschaftliches Streben Obscurantismus. In frühern Zeiten bezog sich dieser Obscurantismus hauptsächlich auf das Religiöse und ging von der Geistlichkeit aus, welche das Volk (die sogenannten Laien, hohen und niedern Standes) in der Dummheit zu erhalten suchte, um es desto leichter für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen. In unsern Zeiten aber bezieht er sich mehr auf das Politische und seine meisten Anhänger finden sich in den höhern Ständen der Gesellschaft, welche wünschen, daß das Volk (worunter sie aber nur das gemeine, oder die niedern Stände verstehen) nicht über seine Rechte aufgeklärt werde, um es ebenfalls desto leichter für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen. Indessen verbinden sich auch oft der religiöse und der politische Obscurantismus mit einander, weil beiderlei Obscuranten in gewisser Hinsicht ein gemeinsames Interesse haben und durch gemeinschaftliche Operationen ihre Absichten besser zu erreichen hoffen. Da aber das Licht ein natürliches Bedürfniß der Menschen (körperlich und geistig) ist, so ist der Obscurantismus ein widernatürliches und eben darum vergebliches Bestreben. D.

Ocularglas heißt in einem Fernrohr dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt ist.

* **Oder**, einer von den Hauptströmen Deutschlands und der wichtigste Fluß für den preußischen Staat, indem er mit seinem ganzen schiffbaren Laufe bloß demselben angehört, entspringt westlich von

Bodenstadt (einem zum Prerauer-Kreise des Markgrafthums Mähren gehörenden Städtchen), in dem Gebirge an der Gränze des Olmützer Kreises, aus mehreren Quellen. Nach einem kurzen Laufe durch Mähren und das österreichische Schlesien tritt sie bei Oderberg in das preußische Schlesien, wird darin für kleine, von Oppeln an für größere Kähne, und von Breslau an für größere Schiffe, die 8 bis 900 Centner tragen, schiffbar. Nachdem sie ganz Schlesien in seiner Länge von Süden nach Norden durchflossen hat, durchströmt sie die Provinz Brandenburg und tritt in die Provinz Pommern, wo sie bei Gartz sich in zwei Hauptarme theilt, wovon der westliche seinen Namen behält, der östliche aber, die große Regelitz genannt, sich in den Dammischen See mündet, in welchen auch die Ihna fällt. Unter Stettin verliert die Oder ihren Namen. Unterhalb des Dammischen Sees ist das Papenwasser, bei dessen Ende das frische oder Stettiner Haff anfängt, welches die Flüsse Ucker und Peene aufnimmt, und durch die drei Mündungen Peene, Swine und Diwenow mit der Ostsee verbunden ist. Die vornehmsten Flüsse, welche die Oder aufnimmt, sind in Schlesien: die Oppa bei Oderberg, die Glazer Neiße bei Schurgast, die Ohlau bei Breslau, und die Bartsch bei Großglogau; und in Brandenburg der durch die Queis verstärkte Bober bei Crossen, die Lausitzer Neiße bei Neuzelle, und die durch die schiffbare Netze verstärkte Warthe bei Küstrin. Von diesen Nebenflüssen sind die Bartsch, der Bober, die Lausitzer Neiße und die Warthe schiffbar. Durch den Friedrich-Wilhelms Graben ist die Oder mit der Spree und durch den Finowkanal mit der Havel in schiffbare Verbindung gesetzt. Die vorzüglichsten an der Oder liegenden Städte sind Oppeln, Brieg, Breslau, Großglogau, Frankfurt, Küstrin und Stettin.

† **Odessa** zählte im Jahre 1816 1800 steinerne Häuser, 7 Kirchen, eine Synagoge, 250 Magazine, 30 Fabriken in Tuch, Seide, Puder und Seife, und über 35,000 Einwohner von fast allen europäischen und asiatischen Nationen. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man hier ein Gymnasium, eine Töchterlehranstalt, eine Schifffahrts- und eine Handelsschule. Im Jahr 1816 liefen 1368 Schiffe aus, und der Werth der Ausfuhr betrug 5,406,000 Rubel. Der Hafen ist für einen Freihafen erklärt.

Odonnel (Don Joseph), Graf von Abisval, ein ausgezeichneter spanischer General, von irländischer Abkunft, geboren in Andalusien gegen 1770, trat in dem funfzehnten Jahre in die königlichen Garden, diente im Heere von Navarra unter dem Prinzen von Castelfranco im J. 1795 gegen die Franzosen und zeichnete sich durch Muth und Talente aus. Bei dem Angriff Napoleons auf Spanien war er Major eines Infanterieregiments; im J. 1813 ward er bei Eröffnung des Feldzugs Brigadegeneral. Sein Armeecorps, welches die Reserve von Andalusien bildete, machte in Verbindung mit den Divisionen der Generale Hispana und Murtillo eine Bewegung gegen Castilien. Den 28. Juni nahm er das Fort von Poncorbo mit Sturm, wodurch er zum Erfolg des Feldzugs wesentlich beitrug, indem dadurch eine Verbindung zwischen Vittoria und Burgos hergestellt wurde. Im Julius wirkte er zur Befreiung von Saragossa mit, und trieb darauf die Franzosen bei Gerona und im Thale von Aran zurück. Zur Belohnung seiner Tapferkeit erhielt er den Titel eines Grafen von Abisval. Im J. 1814 hatten ihn die Cortes ins Gefängniß setzen lassen, und nachher wegen einer gegen sie gerichteten Schrift verbannt. Ferdinand VII. rief ihn aber zurück und übergab ihm 1815 das Com-

mando der spanischen Armee, die gegen Napoleon und dessen Anhänger bestimmt war, aber schon im J. 1816 wieder aufgelös't wurde.

† Ofen, jetzt die Hauptstadt Ungarns, in der Pesther Gespannschaft, an dem westlichen Ufer der Donau gelegen. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner beläuft sich auf 22,500, ohne den Hofstaat des Palatinus, den dazu gehörigen zahlreichen Adel, Beamte, Militär und Geistliche. Die Zahl der Häuser beträgt 2900. Unter den Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: das prächtige königliche Schloß, wo die Reichskrone verwahrt wird, das Zeughaus, die Stückgießerei, die wichtige Druckerei und Schriftgießerei der Pesther Universität mit dem Verlage der Normalschulbücher für ganz Ungarn, und die neue zur Pesther Universität gehörige Sternwarte auf dem Blocksberge. Ofen ist der Sitz des Palatinus, der königlichen Statthalterei und anderer Landescollegien. Der Weinhandel macht ein Hauptgeschäft der Einwoher aus, außerdem noch einige Industrie in Seide, Leder, Taback, Kupfer- und Eisenwaaren. Auf dem der Stadt gehörigen Weinlande werden jährlich an 237,000 Eimer rother Wein gewonnen, wovon ein großer Theil ausgeführt wird. In dem nahe bei der Stadt liegenden Marktflecken Alt-Ofen sind sehenswerthe Ruinen römischer unterirdischer Schwitzbäder, eine kaiserliche Montur-Oekonomie-Commission und eine große Seidenspinnerei.

† Offenbach, eine offene, wohlgebaute großherzoglich hessische Stadt in der Landesherrschaft Isenburg-Birstein, zur Provinz Starkenburg gehörig, mit 850 Häusern. Täglich geht von hier ein Marktschiff nach Frankfurt.

Oeffentliche Meinung ist die zu einer gewissen Zeit in dem größern und gebildetern Theile des Publikums herrschende Ansicht von den gesammten Angelegenheiten der Menschheit, insonderheit den bürgerlichen und kirchlichen. Da nämlich Staat und Kirche die beiden Gesellschaften sind, welche nicht nur den größten Umfang haben, sondern auch die höchsten Zwecke der Menschheit umschließen, so bildet sich in denselben nach und nach eine Mehreren gemeinschaftliche Ansicht sowohl von jenen Zwecken selbst als von den besten Mitteln, sie zu verwirklichen, und diese Ansicht verbreitet sich mit der steigenden Cultur und mit der Vervielfachung der Berührungspunkte und Mittheilungsmittel immer mehr, so daß sie den Charakter einer öffentlichen Meinung annimmt und dadurch zu einer wirklichen Autorität in menschlichen Angelegenheiten wird. Die Macht dieser Autorität ist zwar eigentlich unsichtbar, weil sie geistig ist; aber sie ist eben darum auch desto wirksamer und kann sogar unwiderstehlich werden. Im Zeitalter der Reformation war es öffentliche Meinung, daß die Kirche an Haupt und Gliedern verdorben sey und einer radikalen Verbesserung bedürfe. Und darum gelang auch das Werk der Reformation trotz dem Widerstande des Oberhauptes und seiner Trabanten. In unsern Zeiten ist es öffentliche Meinung, daß die Staaten einer freien oder stellvertretenden Verfassung bedürfen, wodurch die Gewalt der Herrscher in gesetzliche Schranken eingeschlossen werde. Darum sehen wir auch einen Staat nach dem andern eine solche Verfassung annehmen, trotz dem Widerstande von Seiten einzelner Regenten und ihrer Minister. Denn da es zu gleicher Zeit auch andre Regenten und Minister gibt, welche selbst der öffentlichen Meinung in diesem Punkte durch Wort und That huldigen, so bekommt eben dadurch jene Meinung ein neues Gewicht und wird so übermächtig, daß auch die bisher Widerstrebenden ihr endlich folgen

müssen. Durch merkwürdige Erklärungen mehrerer Regierungen ist die öffentliche Meinung als eine wirkliche Autorität officiell anerkannt worden; und diese Autorität muß auch die Verfassung kräftiger schützen als jede andre, weil jede andre doch nur ihre innere Kraft von der öffentlichen Meinung entlehnen könnte. Denn wenn die Bundesversammlung in Frankfurt die Befugniß erhalten sollte, die neuen ständischen Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten zu garantiren, so kann dieß nur in Folge der öffentlichen Meinung von dem Bedürfnisse solcher Verfassungen und von der Nothwendigkeit, sie auch äußerlich möglichst sicher zu stellen, geschehen. Ohne diese Meinung würde auch die Garantie der Bundesversammlung ganz ohnmächtig und also überflüssig seyn. — Was das Organ der öffentlichen Meinung anlangt, so ist dieß jetzt allerdings die Buchdruckerpresse, weil durch diese allein der schnellste Gedankenverkehr im Großen vermittelt wird. Indessen würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß es vor Erfindung dieses künstlichen Organs gar keine öffentliche Meinung gegeben hätte. Denn dieses Organ bezieht sich auf ein andres, die Schrift, und dieses wieder auf die Rede, welche eigentlich das ursprüngliche und natürliche Organ aller Meinungen, also auch der öffentlichen ist. Daher hatten auch Griechen und Römer und die gebildeten Völker des Mittelalters ihre öffentliche Meinung; aber sie war nur nicht so verbreitet, nicht so entwickelt und ausgebildet, wie sie es jetzt mittelst der Presse ist. Dieß ist auch der Grund, warum despotische Fürsten, welche sich vor der Macht der öffentlichen Meinung fürchten, wie Napoleon und Consorten, nichts Angelegentlicheres gehabt, als die Buchdruckerpresse in möglichst engen Schranken zu halten. Und dennoch bedienten sie sich derselben als eines Mittels, die öffentliche Meinung zu bearbeiten und für sich selbst zu gewinnen. Ein thörichtes Bestreben! Denn da die öffentliche Meinung nur aus einem freien Gedankenverkehr hervorgeht, und dieser Verkehr ihr wahres Lebensprincip ist, so muß sie jeden verdammen, der dieses Princip antastet und seine individuale Meinung mit Gewalt zur öffentlichen erheben will. Darum hat auch die öffentliche Meinung, wo es dergleichen nur immer gegeben, von jeher die Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben in Anspruch genommen; und es kann eben darum gar nicht fehlen, daß nicht durch die bloße Macht der öffentlichen Meinung nach und nach die Buchdruckerpresse in ganz Europa eben so frei und noch freier werden sollte, als in England. Hier hat sich, bis jetzt wenigstens, die öffentliche Meinung eben durch die Preßfreiheit am kräftigsten entfaltet und ausgesprochen. Und da auch in diesem Lande die öffentliche Meinung eine Verbesserung der Verfassung in Bezug auf die Volksvertretung im Unterhause immer lauter und dringender fodert, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß die Regierung endlich dieser Foderung wird nachgeben müssen, wie sehr sich auch die Minister dagegen sträuben mögen. Denn man kann mit Wahrheit sagen, daß die öffentliche Meinung allmächtig sey, und daher zuletzt jeder unterliegen müsse, der es wagt, sich mit ihr in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen. D.

Oeffentlichkeit. Die Oeffentlichkeit ist eine der ersten Bedingungen einer wohleingerichteten Staatsgesellschaft. Das was alle Actionärs der Gesellschaft betrifft, müssen alle Actionärs auch wissen, insofern die Kenntniß desselben ihres Amtes ist. Aber eben die wichtigsten Angelegenheiten sind ihres Amtes, nämlich die, welche den Geldhaushalt der Gesellschaft betreffen. Jeder will gern wissen, wo

das Geld bleibt, so er in Staatssteuern gibt, und wie es verwendet wird. Was die diplomatischen Geheimnisse der Minister betrifft, die mögen sie immer für sich behalten, damit sie durch deren Bekanntmachung nicht in unangenehme Spannungen mit befreundeten Mächten kommen. Gewöhnlich werden diese den Deputirten des Volks erst dann vorgelegt, wenn die Verhandlungen geendet sind; und eine besondere Commission untersucht die darauf Bezug habenden Papiere, ohne sie indeß durch den Druck bekannt zu machen. — Die Oeffentlichkeit betrifft daher nur die Angelegenheiten der Gesellschaft, nie aber die Angelegenheiten von Privatpersonen, die Fälle ausgenommen, wo diese die Gesellschaft interessiren, oder wo Privatpersonen bei ihren Streitigkeiten sich auf das Urtheil der Gesellschaft oder das der öffentlichen Meinung beziehen. (S. die Art. Preßfreiheit und Staatsverfassung). Seit der Erfindung der Druckerei der Zeitungen und der Posten, hat die Oeffentlichkeit einen ganz andern Charakter angenommen als sie in den Staaten der Alten hatte, und indem die öffentliche Meinung gebildeter und unterrichteter geworden, ist sie zugleich besser geworden; überall strebt sie jetzt als eine Macht in gesetzlicher Weise in den Staatshaushalt einzugehen, und sie sucht ihre Organe in der Volksvertretung und in der Preßfreiheit. Sie wird sich nicht eher in ihrem Streben beruhigen, bis sie sie gefunden, da sie so stark geworden, daß sie wohl geneigt seyn dürfte, sich ihre Rechte zu nehmen, wenn man geneigt seyn sollte, sie ihr zu versagen. Bg.

* Ohio, der schöne Fluß, die wichtigste Stromfahrt für den Handel der vereinigten Staaten, gehört zum östlichen Stromgebiete des Missisippi. Zwei Flüsse, der Monongahela und der Alleghany, erhalten da, wo sie sich südlich vom Eriesee, bei Pittsburg (Stadt in Pensylvanien, vielleicht bald Nordamerikas Birmingham) 40° 31′ Br. vereinigen, den Namen Ohio. Er strömt südwestlich, nimmt über 40 Flüsse auf, darunter mehrere schiffbare, z. B. nördlich den Miami, Wabasch, Scioto u. a., südlich den Kentucky, den Cumberlandfluß, den New-River und den Tenessee, und mündet sich nach einem Laufe von 200 geogr. Meilen 1000 Ellen breit in den Missisippi aus. An seinen Ufern werden, nach Bristed, auf mehreren Werften jährlich eine große Zahl Schiffe bis von 400 Tonnen Last gebaut, welche die Erzeugnisse der nordwestlichen Provinzen 2400 engl. Meilen weit bis nach Neu-Orleans führen, wo sie Zucker, Baumwolle, Taback u. s. w. für die atlantischen Häfen der vereinigten Staaten laden. Stromaufwärts gehen jetzt Dampfschiffe. Der Ohiostaat, am nordwestlichen Ufer des Ohio, ein fruchtbares, von großen Waldungen (Fichten, Eichen, Ahorn und dem prächtigen Sykomore) überschattetes Land unter sehr gesundem Himmelsstrich, das seit 30 Jahren europäische Ansiedler angebaut haben, ward im J. 1802, als ein selbstständiger Freistaat, in den Bund der vereinigten Staaten aufgenommen. Er gränzt an die Staaten Indiana, Tenessee, Kentucky und an die Western Territories. Sein Areal beträgt über 3000 deutsche Q. M. (nach Bristed 45000 engl. Q. M. mit 394,752 Einwohnern im J. 1817). Die Bevölkerung hat hier binnen zehn Jahren um 180 auf 100 zugenommen. Unter 24 Ortschaften sind zu bemreken: die Hauptstadt Chilicothe, und die größte, Cincinnati, am Ohio, mit 2600 Einwohnern. Letztere hat eine öffentliche Bibliothek, eine literarische Gesellschaft und Buchhandel. In diesem Staate, dessen Verfassung Melish (in s. Travels through the

United States. Philad. 1815) für die beste aller übrigen nordamerikanischen Freistaaten hält, ist die Negersclaverei streng verboten. K.

Ohmacht (Landolin), einer der vorzüglichsten deutschen Bildhauer unserer Zeit, ist um das Jahr 1768 in der ehemaligen Reichsstadt Rothweil geboren und offenbarte schon früh sein Bildnertalent. Er trat bei einem Heiligenschnitzer in die Lehre, hatte nach und nach noch verschiedene andere Lehrmeister, die er bald sämmtlich übertraf, und genoß endlich, auf Verwendung des Rothweiler Magistrats, den trefflichen Unterricht des Bildhauers Melchior in Frankenthal. Hier ward er mit den Grundsätzen der höhern Kunst und eines geläuterten Geschmacks bekannt, und erwarb sich bereits einen bedeutenden Ruf. Nachdem er einige Zeit in Mannheim und Basel gelebt und hauptsächlich im Porträt gearbeitet hatte, besuchte er zu Anfange der neunziger Jahre Italien, wo er, meist in Rom, zwei Jahre verweilte und seine Bildung vollendete. Er sah dann die Kunstsammlungen in München, Wien, Dresden u. s. w., und verweilte längere Zeit in Hamburg. Hier arbeitete er ein Denkmal, welches dem Bürgermeister Rhode im Dom zu Lübeck errichtet wurde, und Klopstocks Büste, beide in Marmor und von großer Vollkommenheit. Im Jahr 1801 ward Ohmacht nach Straßburg berufen, um das Denkmal für den General Desaix daselbst auszuführen. Nur der Entwurf und die Ausarbeitung der einzelnen Figuren dieses Denkmals gehört ihm; die Idee des Ganzen, welches mit Recht getadelt worden ist, rührt nicht von ihm her. Nach 18 Monaten verließ er Straßburg, kehrte aber 1803 dahin zurück und hat seitdem seine vorzüglichsten Arbeiten dort verfertigt. Dahin gehört eine Gruppe von vier Personen in Sandstein, das Urtheil des Paris vorstellend; zwei colossale Büsten in Marmor, Hans Holbein und Erwin von Steinbach; Neptun auf einem Felsen sitzend, colossal, in Sandstein; ein junger Faun, in Sandstein; das Monument Oberlins in der Thomaskirche in Straßburg, Hautrelief, in Marmor; eine Venus in Lebensgröße, in Marmor (vielleicht seine gelungenste Arbeit); eine Flora, als Seitenstück zur Venus; das Denkmal Kochs in der Thomaskirche u. s. w. Außerdem hat Ohmacht eine Menge sehr schätzbarer Miniaturarbeiten in Alabaster, viele Porträts und Büsten u. s. w. verfertigt. Seine letzte uns bekannt gewordene Arbeit sind zwei weibliche Figuren und ein Christusbild für die neue protestantische Kirche zu Carlsruhe, wozu er 1816 den Auftrag erhielt.

Ohnmacht (animi deliquium, lipothymia, syncope) ist eine krankhafte Erscheinung, welche sich durch plötzliche, längere oder kürzere Zeit dauernde, Abspannung aller Funktionen, insbesondre aber der sensiblen auszeichnet, und die wohl eigentlich in einer plötzlichen Unterdrückung der Nerventhätigkeit besteht. Von hier geht sie aus und verbreitet sich auch auf die übrigen Verrichtungen, auf welche die Nerventhätigkeit Einfluß hat. Darum sind auch diejenigen, deren Nervensystem in einem gereizten und geschwächten Zustande sich befindet, zu Ohnmachten sehr geneigt, und erleiden sie von Veranlassungen, welche bei andern solche Folgen nicht haben würden. Wir sehen sie aber entstehen von übermäßigen Anstrengungen, vorzüglich bei der Geburt, von übermäßigen und sehr schnellen Ausleerungen, vorzüglich des Blutes, und von allen äußern Umständen, welche das Nervensystem lebhaft erregen, z. B. von starken Gerüchen, heftigem Schreck 2c.; von Gemüthsbewegungen, schlechter Luft, Ueberfüllung des Kopfes mit Blut, und von manchen andern Krankheiten, z. B.

Brand, Nerven- und Faulfieber, organischen Fehlern des Herzens, der großen Gefäße u. s. w. — Bei einem gelindern Anfalle empfinden die Kranken Schwäche, Wüstigkeit, Betäubung, Schwindel, Angst, Klingen vor den Ohren, sie sehen Nebel, Flor, oder es wird ihnen schwarz vor den Augen; die Augen verlieren den Glanz, und bekommen einen bläulichen Ring; das Gesicht wird blaß, sinkt ein; die Muskeln werden schwach und vermögen den Körper nicht zu tragen. — Bei höhern Graden verliert sich das Bewußtseyn entweder ganz, oder es ist durch verworrene Vorstellungen getrübt; dann ist der Puls sehr matt, klein, träge, kaum zu fühlen, das Athmen träge, die Gliedmaßen kalt. — Gewöhnlich geht dieser Zustand in kurzer Zeit vorüber und hinterläßt blos das Gefühl von Schwäche, welches sich nach und nach auch verliert, und er hat nicht viel zu bedeuten, wenn er von vorübergehenden Veranlassungen herrührt. — Wenn indeß Jemand häufig ohne äußere Veranlassung in Ohnmacht fällt, so ist dieß schon nach Hippokrates Ausspruch gefährlich. Endlich kann man auch die Ohnmacht in manchen Fällen als eine wohlthätige Naturanstalt betrachten, deren sie sich bedient, um größern Nachtheilen vorzubeugen. Die Ohnmacht, welche von Blutungen entsteht, veranlaßt es z. B., daß die Blutung steht; sie ist ein natürlicher Damm gegen das Uebermaß der Schmerzen. — Demungeachtet sucht man die Ohnmacht immer schnell zu vertreiben, und man bedient sich dazu der aufregenden oder flüchtig reizenden Mittel, z. B. der Naphthen, von denen man einige Tropfen nehmen läßt, wenn der Kranke schlingen kann; sonst besprengt man das Gesicht mit einigen Tropfen kalten Wassers, reibt die Schläfe mit Essig, oder hält etwas Starkriechendes unter die Nase. — Zu einer gründlichen Cur ist es aber nöthig, daß die Ursachen berücksichtiget und entfernt, die Hauptkrankheiten gehoben, oder die kränklichen Anlagen gehörig beseitiget werden. B. P.

Ohrenklingen (tinnitus aurium) ist die Täuschung des Gehörs, welche in der Wahrnehmung eines hohen Tones besteht, dem kein äußeres Objekt entspricht. Ist der Ton tief, so heißt der Zufall Ohrenbrausen oder Sausen vor den Ohren. Wenn auch diese Erscheinungen zu den krankhaften gehören, so sind sie doch oftmals zu den unbedeutendsten Uebeln zu rechnen; ja sie werden nur dadurch bisweilen wichtig, daß sie Symptome von einer andern und zwar bisweilen gefährlichen Krankheit sind. — Veranlaßt werden sie aber beinahe durch alle Krankheiten, welche entweder das Gehörorgan selbst, oder auch das Gehirn angehen. Auch eine Menge nervöser Paroxismen beginnen mit diesen Symptomen. B. P.

Ohrenzwang (otalgia) wird der bisweilen sehr heftige und mit einer eigenen Unruhe verbundene Schmerz genannt, der in der Tiefe des Ohres empfunden wird und dem bald eine Entzündung zum Grunde liegt, bald auch nicht. Erkältung, vorzüglich örtliche des Ohres, Skrofeln, Ansammlung von Feuchtigkeit, oder fremde Körper im Ohre, so wie auch der Ausbruch des hintersten Backenzahns verursachen ihn, und er ist oft mit Ausfluß einer lymphatischen oder eiterartigen Flüssigkeit, mit Ohrenbrausen und schwerem Gehör verbunden. Man sucht ihn dadurch zu lindern, daß man milde Dinge in das Ohr bringt, z. B. Dämpfe von aromatischen Aufgüssen hineingehen läßt, oder lauwarme Milch oder Oel einträpfelt, oder (bei Entzündung) Blutegel anwendet, Vesicatorien in den Nacken legt und die Ursachen hinwegräumt, wenn es möglich ist. B. P.

† **Oldenburg.** Durch den Wiener Congreß wurde dem Herzog

eine Gebietsvermehrung von 5000 Menschen von Hannover und von 20,000 Menschen in dem vormaligen Saar-Departement versprochen, welche er auch erhalten hat. Demnach begreifen jetzt die sämmtlichen oldenburgischen Besitzungen das eigentliche Herzogthum Oldenburg (welches nebst den dazu gekommenen münsterschen und hannöverschen Landesantheilen, und den Herrschaften Jever und Kniphausen, in sieben Kreise eingetheilt ist), das Fürstenthum Lübeck und das Fürstenthum Birkenfeld, oder den von Preußen abgetretenen Theil des Saar-Departements. Den großherzoglichen Titel, welcher ihm gleichfalls durch denselben Congreß gegeben wurde, hat er nicht angenommen. Diese Lande bilden kein geschlossenes Ganzes, sondern liegen sehr getrennt. Das Herzogthum Oldenburg ist von der Nordsee und dem Königreiche Hannover eingeschlossen; das Fürstenthum Lübeck liegt im Umfange des Herzogthums Holstein, und das neue Fürstenthum Birkenfeld liegt auf dem linken Rheinufer, an der Nahe. Sie enthalten zusammen 124 Quadratmeilen und 218,000 Einwohner, größtentheils Lutheraner. Die Gegenden an der Nordsee und der Weser sind fette Marschländer, welche durch Deiche gegen die Ueberschwemmungen geschützt werden müssen, und wo vortreffliche Rindvieh- und Pferdezucht getrieben wird. Getreide zieht man nicht genug; weiter in die Mitte des Landes hineln, besonders in den von Münster erhaltenen Theilen, besteht der Boden aus Geestland, Torfmooren und großen dürren Sandgegenden, wo man Stunden lange Heiden ohne Baum und Wohnung findet. In diesen Heiden unterhalten die Einwohner große Heerden Schaafe mit einer groben Wolle und wichtige Bienenzucht. Auch wird starke Garnspinnerei, Leinewandweberei und Strumpfstrickerei getrieben, deßgleichen beschäftigen sich die Einwohner in der Nähe der Weser und des Meeres mit Fischerei und Schifffahrt. Das Fürstenthum Lübeck ist ein fruchtbares Ländchen; hingegen das Fürstenthum Birkenfeld hat einen unfruchtbaren Boden und ein rauhes Clima. Die jährlichen Einkünfte des Herzogs betragen 1,200,000 Gulden. Er hat in der engern Bundesversammlung mit Anhalt und Schwarzburg gemeinschaftlich die 15te Stelle, in der weitern aber eine besondere Stimme. Er stellt zu dem deutschen Bundesheere 2178 Mann. Die Hauptstadt der gesammten Lande heißt Oldenburg, und liegt an der schiffbaren Hunte. Sie ist wohlgebaut und hatte sonst Festungswerke, die jetzt in angenehme schattige Partien verwandelt sind. Man findet daselbst ein schönes Schloß, 700 Häuser und 5000 Einwohner.

Olivetaner, s. Benedictiner.

Olla potrida, ein Topf, worin mehrerlei Fleischarten nebst verschiedenen Zuthaten unter einander gemischt sind; ein Lieblingsgericht der Spanier. Deßgleichen ein mit wohlriechenden Blumen und Kräutern angefüllter Topf. Daher überhaupt ein Allerlei.

† Oels enthält 85,000 Einwohner. Der Boden ist theils eben, theils bergig und im Ganzen fruchtbar, vorzüglich an Getreide; auch fehlt es nicht an ansehnlichen Waldungen. Die Hauptstadt Oels hat 4300 Einwohner, die starke Tuchweberei und Bierbrauerei betreiben. Es ist hier ein Gymnasium und ein weitläuftiges, mit einem Graben und Walle umgebenes Schloß, worin sich eine ansehnliche Bibliothek nebst einer Kunst- und Naturaliensammlung befindet. Bei der Stadt liegen die Lustörter Wilhelminenort und Sibyllenort. — Die jährlichen Einkünfte aus dem Fürstenthume mögen 150,000 Gulden betragen.

Ombrometer, s. Regenmesser.
Ommiaden oder Ommajaden, s. Kalif, Kalifat.
Oeneus, s. Calydon.
Onomatopöie (aus dem Griech. von ὀνοματοποιΐα) heißt die Namen- oder Wortbildung, vorzüglich wenn sie die Gegenstände durch ihren nachgeahmten Schall bezeichnet. Sie ist eine der ersten Arten der Wortbildung, und auf folgende Weise zu erklären. Die Gegenstände der Sinnenwelt sind die ersten, welche der Mensch kennen lernt, und ihre Bezeichnung knüpft sich an ihre Kenntniß an. So wie wir nämlich die Gegenstände der Sinnenwelt mit unsern Sinnen auffassen, so bezeichnen wir sie auch mit Ausdrücken, welche den Sinnen entsprechen. Die Sprache ist hörbare Bezeichnung der Vorstellungen; sie hält also zunächst und unwillkührlich die hörbaren Eigenschaften der Gegenstände fest, und gibt dieselben mittelst artikulirter Laute wieder, wie das erschütterte Ohr sie empfangen hat. Und darum ist diese Wortbildung durch Nachahmung des Lautes oder Schalles der Gegenstände zugleich die natürlichste, die sich denken läßt, so wie der nachahmende Laut der verständlichste für die Mittheilung, indem er am leichtesten sich mit der Vorstellung des schallenden Körpers verbindet und sie in Andern erweckt. Hier gibt es aber einen doppelten Fall, entweder wird unmittelbar nur der Laut oder Schall eines Dinges nachgeahmt, wie z. B. in den Worten: murmeln, rasseln, lispeln rc., oder ein Gegenstand wird nach einem Schall oder Laut, den er verursacht, benannt, z. B. Blitz. Im letztern Falle kann die tönende Eigenschaft des Gegenstandes auch nur Nebensache oder zufällig veranlaßt worden seyn; aber der Schall zog die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, und er wurde daher immer so benannt, obgleich späterhin der Ursprung des Namens vergessen ward. Die erstern Arten der Onomatopöie sind die ursprünglichen und nothwendigen, weil man sich bei ihnen an die reine Wahrnehmung des Tons hält; die letztere ist die abgeleitete, aber fast noch ausgebreitetere. Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, warum die Onomatopöie ein wesentlicher Bestandtheil der Bildung aller Sprachen ist, so wie sich anderntheils aus der verschiedenen Beschaffenheit des Gehörs und dem Verlöschen der Naturlaute in einer Sprache durch allmählige Umbildung derselben bei verschiedenen Generationen erklären läßt, nicht nur warum die Sprachen unter einander in solchen Namen (onomatopoetica) oft so verschieden sind, sondern auch, warum wir in den einzelnen Sprachen so wenig Worte als solche erkennen. In Hinsicht des letztern ist jedoch der Unterschied der Naturlaute und der artikulirten Laute, mit welchen die Sprache nachahmt, nicht zu übersehen. T.
Oenomaus, s. Hippodamia.
* Oper, Singspiel. — Das Singspiel, oder die Oper im weitern Sinne, ist ein musikalisches Drama; dieß bestimmt ihren ganzen Charakter. Sie unterscheidet sich dadurch zuerst von dem sogenannten Schauspiele mit Musik, in welchem nur zufällig, wenn es die Fabel eines solchen Drama's verlangt, Tonstücke eingeflochten werden. In der Oper ist die Musik wesentlich; aber daraus folgt noch keineswegs, daß sie über die Poesie herrsche, sondern daß beide in der innigsten Verbindung einander gegenseitig bestimmen. Dem zufolge wird einerseits die Poesie Gesang, die Musik aber erhebt sich andrerseits zur Poesie durch lebendige Schilderung der Stimmungen und Charaktere der Personen. Das erstere gibt dem dramatischen Gedichte der Oper einen lyrischen Charak-

ter; denn alle Poesie neigt sich durch Ausdruck und Schilderung des Gefühls zur Musik hin, und wird in sofern ursprünglich lyrische Poesie genannt. Die erste Aufgabe für den Dichter ist daher, eine solche Handlung zu erfinden, durch welche die Personen in Situationen gebracht werden, in welchen sie sich vorzüglich lyrisch aussprechen können, und mannigfaltige Affecten und Leidenschaften in verschiedenen Graden und Abstufungen abwechseln. Und wenn dieses eines-theils zwar die strenge Ausbildung der Charaktere und den ununterbrochenen Fortgang der Handlung zu hemmen scheint, (weßhalb auch die Oper weder Charaktere noch Handlung in demselben strengen Sinne haben kann, in welchem sie z. B. der Tragödie zukommen), so ist die Oper dadurch auf der andern Seite geschickter, gewisse Stoffe zu versinnlichen, welche dem strengen Drama sich mehr entziehen. Dieß sind vornämlich romantische Zauberstoffe, Feenmährchen, idyllische und romantische Bilder, deren Innerstes erst durch Musik vollkommen lebendig ausgesprochen wird. Denn der Gesang wird in der Oper zur Rede; eine solche ätherische Sprache ist aber am meisten geeignet, die Sprache zauberischer Wesen (Feen, Gnomen, Sylphen) zu seyn, und in dem Gebiete des Wunderbaren und Idyllischen fällt es uns auch am wenigsten auf, daß nicht, wie in der wirklichen Welt, Alles durch Rede abgethan wird. Hieraus folgt von selbst, daß historische und heroische Stoffe, sofern sie nur durch strenge Charakterentwickelung im fortschreitenden Handeln ausgeführt werden können, und ihr Zusammenhang mehr von dem Verstande als von der Phantasie aufgefaßt werden kann, der Natur der Oper am ungünstigsten sind, und daß man nur aus sich selbst mißverstehender Vornehmheit, denselben in der letzten Zeit die heroischen, historischen und bürgerlichen Opern vorgezogen hat, die gewissermaßen immer einen Widerspruch in sich tragen, am meisten dann, wenn fade prosaische Worte singend vorgetragen werden. Es folgt daraus aber auch, daß der Dichter der Oper mit der Natur der Musik vollkommen vertraut, ohne Zwang und ohne sich einem fremden Joche zu unterwerfen, musikalisch dichten, d. h. sowohl den dramatischen Stoff, als die einzelnen Theile in der Ausführung so behandeln müsse, daß er der Tonkunst Gelegenheit gebe, das, was der Poesie unaussprechlich bleibt, auf die ihr eigenthümliche Weise auszudrücken. Haupterfordernisse der Behandlung sind daher nach dem Vorigen: leicht gezeichnete und gut contrastirte Charaktere, ferner eine erfreuliche Mannigfaltigkeit lyrischer Situationen, Angemessenheit des lyrischen Ausdrucks an den Charakter der Personen ꝛc. Was sonst und überhaupt zur musikalischen Poesie gehöre, die man wohl zweckmäßig andeutende oder skizzirende Poesie nennen könnte, z. B. einfache, leichte Rhythmen, Gedanken, die mehr Gefühl und Phantasie, als den Verstand in Anspruch nehmen, dieß müssen wir an diesem Orte der Kürze wegen übergehen. Aber es leuchtet endlich auch ein, warum der Dichter der Oper so selten ist; denn wer mit Musik nicht innig vertraut ist, dem muß die Verbindung der Poesie mit Musik, zu welcher der Operndichter hinwirken soll, nur als eine unwürdige Dienstbarkeit, ein Zwang der Poesie, erscheinen; fast eben so wie manchen poetischen Menschen Rhythmus und Reim ein Zwang ihres Gefühls, nicht ein nothwendiges Maaß ist, in welches ihre Gefühle sich wie von selbst ergießen. Aber die Seltenheit der guten Oper in poetischer Hinsicht, bei hoher Ausbildung des musikalischen Bestandtheils, kann nichts gegen die Gattung selbst entscheiden. In

der That aber finden wir mehrere Opern, deren Stoff vollkommen für Musik geeignet ist, deren Text oder poetische Ausführung aber der Poesie des Stoffes empfindlich widerspricht, und dieß beweis't nur, daß ein mit Musik Vertrauter einen günstigen Stoff erfinden könne, ohne ihn auch im Einzelnen mit der erforderlichen Bildung poetisch auszuarbeiten. So ist z. B. gewiß der Stoff des Don Juan und der Zauberflöte höchst musikalisch und an sich auch poetisch; aber wer möchte leugnen, daß die vorhandenen deutschen Texte sowohl im Dialog als in den einzelnen Singstücken zum Grund gelegten Versen zum Theil höchst fad, platt und holperich ausgearbeitet sind. Wer möchte aber auch von der andern Seite leugnen, daß es möglich sey, ächte poetische Texte unterzulegen, ohne die Idee des Ganzen anzutasten, wenn nur die Sache an den rechten Mann käme, und er die Arbeit dankbar fände, und daß die Oper noch einen weit größern und tiefern Eindruck auf Gebildete machen würde, wenn sie auch in poetischer Hinsicht sich durchaus vollendete. Wie aber die Oper gewöhnlich ist, nicht wie dieselbe seyn kann und seyn sollte, hat Müllner vollkommen Recht, sie ein Rührei von Poesie und Unsinn zu nennen. — Es soll aber auch von der andern Seite sich die Musik zur Poesie, und zwar zu der dramatischen erheben. Dieß erfordert, daß die Opermusik charakteristischer und gedrängter sey, als eine andere Musik, die sich mit Poesie verbindet, und daß sie nicht durch lange Concertstücke den Gang der Handlung völlig aufhalte. (Ein Muster ist hier Salieri's Axur.) Der Natur des Kunstwerks gemäß muß sie einen Gesammtcharakter tragen, wie z. B. Mozarts Zauberflöte sich durch ihren feierlich ernsten Character, ungeachtet der eingeflochtenen naiven Parthien, von dem sinnlich lebendigen Colorit eines Figaro oder anderer Mozartischen Opern sprechend unterscheidet. Ferner muß es, wie in den letzten Opern, auch gewisse, durch Musik individualisirte Charaktere geben, und ihre lyrischen Monologen (Arien, Cavatinen, Arioso's) und Dialogen (Duette, Terzette ꝛc.) müssen in gehöriger Abwechselung unter einander und mit dem kräftigen Chor dem Ganzen eine erfreuliche Mannigfaltigkeit verschaffen. Die Hauptaufgabe des Componisten aber ist: die im Texte ausgesprochenen Gefühle und Leidenschaften der handelnden Personen mit der Tonkunst eigenthümlicher Stärke und Eindringlichkeit auszudrücken. — Das Vorherrschen der ernsten oder heitern Stimmung, welches durch den Stoff der Fabel bestimmt wird, und sonach zugleich des großen oder des leichtern Styls in der Musik, bildet den Unterschied der sogenannten Opera seria (große oder ernsthafte Oper) und der Opera buffa (komische oder scherzhafte Oper); und wiewohl sich jene im Ganzen nach der Seite der Tragödie, diese nach dem Lustspiel hinneigt, so ergibt sich doch aus dem Vorigen, daß weder eine ernste Oper so rein tragisch und einfach seyn könne, als die Tragödie, noch die komische Oper eine so verwickelte Intrigue haben könne, als das Lustspiel. Denn die Musik spricht unmittelbarer zum Gefühle, als zum Verstande; das Komische, dessen Ursprung die Reflexion ist, vermag daher nicht ohne lyrische Beimischung die Oper auszufüllen, und erscheint darum auch an sich mehr als Product der Lustigkeit; daher das Groteske und Burleske der Oper sehr günstig ist. Es gibt aber auch einen gemischten Styl, und die Gränzen des Ernsten und Scherzhaften sind überhaupt schwer zu bestimmen. — Beispielsweise würden wir Spontini's Vestalin eine Opera seria, Cimarosa's Matrimonio segreto eine Opera buffa

nennen, und Mozarts Entführung aus dem Serail, so wie viele Paersche Opern, würden wir zu dem mezzo stilo (mittlern Styl) rechnen. — Soll die Oper musikalisches Drama im vollkommensten Sinne des Worts seyn, so darf sie nicht durch gesprochenen Dialog unterbrochen werden, sondern die Stelle des letztern muß das der gesprochenen Rede sich annähernde musikalische Recitativ (s. d. Art.) vertreten. Warum dieß heutzutage bei den Deutschen nicht so sehr ansprechen will, liegt an der Seltenheit gut recitirender Sänger bei den Deutschen, und an der Seltenheit der Componisten, welche das Recitativ über die gewöhnlichen bedeutungslosen Phrasen zu erheben im Stande sind, durch die musikalische und unmusikalische Personen sich gelangweilt finden, endlich vielleicht auch an der Gewöhnung und Entwöhnung der Deutschen. — Frühzeitig jedoch fühlte man die Einförmigkeit, welche schlechte Recitative hervorzubringen im Stande sind, und dieß gab Gelegenheit zur Operette im ältern Sinne, welche man, als eine Nachahmung französischer mit Lieder- und Romanzengesang vermischter Schauspiele, von der eigentlichen Oper so unterschied, daß bei dieser der gesprochene Dialog nie eintrat, in jener aber Gesang und Dialog, wie jetzt in den meisten deutschen Opern, abwechselte. Dieß that man anfänglich nur bei komischen Opern, welchen dieser Contrast auch noch am günstigsten zu seyn scheint; daher man diese Gattung bei den Deutschen auch komische Operette oder komische Oper nannte. Späterhin ward diese Abwechselung auch in die ernste Oper eingeführt; so daß wir neuerdings unter Operette, wie in der frühesten Zeit, nur ein Singspiel von geringerer Ausführung, kleinerm Umfang, und leichterm Charakter, unter Oper aber die umfassendste Gattung des Singspiels verstehen. Dieser regelmäßig wiederkehrende Wechsel des gesprochenen Dialogs und des Gesangs, welcher für das gesunde Ohr immer einen unangenehmen Abfall bewirkt, und die Blößen in der prosaischen Declamation der Sänger und Sängerinnen um so mehr an den Tag bringt, erfordert nun, daß der Dichter alle lyrische Bewegungen der Personen in die Musikstücke verlege, worauf die Prosa um so mehr als Prosa erscheint. Aber um die im Gesange oft so schlecht aussprechenden Sänger zu verstehen, und von der Handlung, die man vor sich sieht, nur etwas zu erfahren, läßt man sich lieber die Zwittergattung gefallen, als daß man die vollkommnere ausbildete. Als die Deutschen die Operette auf ihre Bühne brachten, behandelten sie dieselbe, zu Liebe des damals herrschenden Wahrscheinlichkeitsprinzips, eigentlich als Lustspiel mit Gesang, und suchten alles Singen durch besondere Motive, z. B. Ausruf zum Singen; Versprechen etwas vorzusingen ꝛc. einzuleiten, was sich nicht oft ohne Gesuchtheit wiederholen ließ. Dieß nöthigte allmählig zu größerer musikalischer Ausbildung der Gesangstücke nach dem Vorgange der Italiener (s. unten). Daß sich in gewissen Opern auch die der Musik durch den Rhythmus verwandte Tanzkunst mit der Tonkunst verbinden könne, ist der Oper zufällig. Hierdurch und durch Mitwirkung der malerischen und architektonischen Kunst, welche die Oper (vorzüglich die romantische) auf mannigfaltige Weise unterstützen, wird die Musik zu einem der zusammengesetztesten Kunstwerke, und da diese Verbindung fast aller schönen Künste in einem einzigen Werke so oft nur eine äußere bleibt, so scheint die Aufgabe um so schwerer; „aus hundert Vergnügen ein einziges zu machen." Alle Vorwürfe aber, die blos von dem Standpunkte der gemeinen Wahrscheinlichkeit gegen

die Oper aufgestellt werden, z. B. daß kein vernünftiger Mensch seine Gefühle und Gedanken im gewöhnlichen Leben singend mittheile, verdienen eben so wenig Beachtung, als der gemeine Tadel, daß kein Mensch im Leben in regelmäßigen Jamben und Trochäen spreche, wie es in der Tragödie geschieht: — denn alle Kunst beruht auf gewissen Voraussetzungen der Einbildungskraft, welche die Illusion ausmachen. — Zu den kleineren und unbedeutenderen Arten des Singspiels gehören das Intermezzo der Italiener (s. d. Art.), welches man zwischen größere Stücke oder andere dramatische und musikalische Leistungen einschiebt, weil es nur wenige Personen und musikalisch begleitete Situationen enthält. Die in der letztern Hälfte des 18ten Jahrhunderts bei uns Deutschen beliebten Melodramen (Monodramen und Duodramen), in welchen entweder die Declamation und Mimik ununterbrochen begleitet wird, oder die Musik nur die Pausen der Rede ausfüllt, oder endlich die Musik bald abwechselnd begleitet bald nachfolgt, können zwar musikalische Dramen, aber nicht Singspiele genannt werden, insofern in ihnen nicht gesungen wird. Wohl aber gehört hierher das dem französischen Vaudeville nachgeahmte Liederspiel, worüber man den eigenen Artikel nachsehen kann. T.

† Oper. Bei den Italienern sind auch die Gattungen der Opera seria und buffa strenger geschieden, als bei den Deutschen. Jene ist weit ernster, für uns fast leer und langweilig; diese weit mehr groteskkomisch als ächt national. Dies bezeichnet auch der ihnen eigenthümliche Ausdruck und Charakter der Buffonerie, welche unnachahmlich ist. Unter ihren ernsten Operndichtern zeichnen die Italiener den Apostolo Zeno und hauptsächlich den Metastasio aus, unter den komischen Goldoni und mehrere andre; unter ihren Componisten Sacchini, Piccini, Cimarosa, Paesiello, Zingarelli, Martini, Rossini, Generali ꝛc. (S. Arteaga's Geschichte der ital. Oper übers. von Forkel, 2 Thle. 1789). Unter den Franzosen dichteten für die Oper Quinault, la Fontaine, la Motte Marmontel, Javav, Sedaine; Componisten waren Gretry, Monsigny, Dalayrac, Isouard, Boyeldieu, Catel Mehul und die nationalisirten Spontini und Cherubini. Unter den Engländern dichteten für die Oper Addison, Gay, Fielding, Kenrick ꝛc.; ausgezeichnete Componisten sind uns unbekannt. Unter den Deutschen wurde die Operette in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifalle bearbeitet. — Für die deutsche Oper dichteten übrigens noch von Göthe, Gotter, Bretzner, Jacobi, Stephanie, J. G. Jacobi, Herklots, Huber, Michaelis, v. Kotzebue, Bürde, Schikaneder ꝛc.; als Componisten nennen wir Mozart, Winter, Weigl, Reichard, Kunzen, Wölfl, Beethoven ꝛc. Pq.

Operation heißt in der Medicin eine durch chirurgische Instrumente ausgeführte Verrichtung; die chirurgischen Operationen bestehen in Schneiden, Stechen oder Sägen. In der Chemie versteht man unter Operation die Ausübung chemischer Versuche, in der Absicht Körper zu zerlegen oder zusammenzusetzen, oder endlich die Eigenschaften derselben kennen zu lernen. In der Kriegssprache ist Operation gleichbedeutend mit Unternehmung. Der Operationsplan ist der vorläufig gemachte Entwurf, nach welchem die Unternehmungen eines Feldzugs eingerichtet werden sollen.

Operment, s. Arsenik.

Ophthalmologie, die Lehre vom Auge, s. Auge und Augenpflege.

* Oporto oder Porto, eine wichtige Handelsstadt, und nach Lissabon die größte Stadt in Portugal, in der Provinz Minho e Duero, in einem engen Thale, zwischen hohen Bergen, an beiden Seiten des Duero, hat 11 Plätze, 90 Kirchen, 17 Klöster, 14 Hospitäler, 10,000 Häuser und (ohne Fremde) 63,000 Einwohner. An dem Flusse sind schöne Kaien, und überhaupt zeichnet sich die Stadt durch Reinlichkeit aus. In den durch ein kleines Fort beschützten Hafen laufen jährlich an 1200 Schiffe ein. Porto treibt einen sehr beträchtlichen Handel, vorzüglich mit Portowein, dessen Verkauf besonders die Handelsgesellschaft vom obern Duero besorgt, die auch an 30 Branntweinbrennereien unterhält, und viele Menschen beschäftigt. Man findet hier an 220 Handelshäuser darunter 25 brittische, und zahlreiche Fabriken in Seide, Strümpfen, Kattun, Tuch, Leinwand, Leder, Metall 2c. 1790 betrug der Werth der Einfuhr über vier Millionen Thaler, und der Werth der Ausfuhr über fünf Millionen Thaler. Viele geschmackvolle Landhäuser verschönern die reizenden Umgebungen der Stadt.

Opposition, Obstand, Widerstand, Gegendruck, wird vorzüglich von der öffentlichen Meinung gebraucht, wann ein Theil im Volke den Grundsätzen oder den Ansichten, welchen die Staatsbehörden in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten folgen, widerspricht; doch ist der Name vorzüglich in England gewöhnlich. Hier gab es in dem öffentlichen Leben, wie auf dem Elemente, das zunächst die Unabhängigkeit des brittischen Volks bedingt, ein fortwährendes Schwanken. Seit dem kämpfen die Partei der Minister und die des Volks mit einander durch Rede und Gegenrede über alles Oeffentliche um den Besitz der öffentlichen Meinung. Aber die sichre Grundlage der gesetzlichen Freiheit, die Constitution, befestigt in der Mitte das Zünglein des Gleichgewichts. Die Opposition ist so alt, als die Constitution selbst. Kein Engländer, er mag auch noch so sehr für den König seyn, wird und kann wünschen, daß keine Opposition mehr seyn möchte; denn ohne sie würde die Verfassung bald zu Grunde gehen, und in eine unumschränkte Monarchie, oder nach und nach in eine noch verhaßtere Aristokratie ausarten. Die Opposition ist ein Spiegel für den König, in dem er ohne Unterlaß seine eingeschränkte Macht sieht; sie ist eine fortwährende Warnung für die Minister, theils aufmerksam des Staates Wohlfahrt zu beachten, theils ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen. Der Minister weiß, daß die Opposition das Recht hat, ihn anzuklagen, und daß sie ihm durch die Macht ihrer Gegenrede die Stimmenmehrheit entreißen kann, ohne welche er nicht zu regieren im Stande ist. (S. d. Art. North.) Durch die Opposition wird das Unterhaus der Wächter für die Rechte des Volks, (z. B. für die Habeas-Corpus-Acte) und in diesem Sinne hieß Fox, auch wenn er irrte, der Mann des Volks. Denn, daß die Opposition stets Recht habe, wer wird das glauben? Beide Parteien widersprechen und feinden sich an, oft aus unedlen Beweggründen; doch die Wahrheit liegt in der Mitte der Prüfung. Durch die Reibung selbst werden Redner und Staatsmänner erzeugt, geschärft, unterrichtet und thätig; ohne die Opposition würden Geist und Kraft erschlaffen, der Mißbrauch Wurzel fassen, und die Willkühr den Sieg davon tragen. Wenn auch die Opposition Privatzwecke im Auge hat, und in ihrer Politik alle Volks-

künste aufbietet, wie das Ministerium die Hofkünste, so urtheilt doch der unbefangene Theil des Volks über beide, und erkennt das Rechte. Dieß geschah z. B. unter dem Ministerium des Sir Rob. Walpole, unter Pitt u. A. Die Opposition rief unaufhörlich, Verfassung und Freiheit seyen in Gefahr, und das Volk erklärte sich für die Minister. Oft trennen sich die Mitglieder der Opposition in ihren Ansichten (s. Burke und Fox), wie die des Ministeriums, und es entsteht eine dritte Partei. Dieß ist jetzt der Fall in Ansehung der Parlamentsreform, der jährlichen Parlamentswahlen, der Emancipation der Katholiken u. s. w. Man erinnere sich an die Namen Sir Francis Burdett, Grattan, Sheridan, Grenville, Ponsonby, Whitbread u. A. Unter den Mitgliedern der brittischen Opposition bilden sich freundschaftliche Verbindungen, die aus der Politik in das Familienleben übergehen; doch werden oft die bedeutendsten Führer derselben durch Ertheilung wichtiger Aemter für das Ministerium gewonnen, oder in dasselbe aufgenommen, wie Canning u. A. Die Oppositionsblätter, z. B. der Morning Chronicle, der Star u. a. schreiben im Sinne der Opposition, ohne von ihr abzuhängen oder verfaßt zu werden; so wenig als die ministeriellen Zeitungen in England (wie der Courier) einen offiziellen Charakter haben. Uebrigens gibt es überall eine Opposition, wo ein Volk politisches Leben hat, d. h. eine Verfassung, eine wahre Volksvertretung und Preßfreiheit. Nur haben sich nicht überall Ministerialpartei und Opposition durch so scharfe Gegensätze geschieden, wie in England. (Vergl. die Art. Ministerialpartei und Torys.) H.

Optimaten nannte man bei den Römern im Gegensatz der Populares; welche für das Interesse des gemeinen Volks waren, diejenige Partei, welche dem Senat und dem Adel anhing.

Optimismus wird die philosophische und religiöse Lehrmeinung genannt, welche behauptet, Gott habe unter den möglichen Welten, die sein Verstand gedacht, nach seiner Vollkommenheit die beste gewählt und hervorgebracht. Leibnitz entwickelte diese Lehrmeinung in seiner Theodicee (s. d. Art.) besonders mit Hinsicht auf Bayle's Zweifel und Einwürfe von dem Uebel in der Welt, und macht besonders darauf aufmerksam, daß, was im Einzelnen unvollkommen erscheine, keinesweges Unvollkommenheit des Ganzen sey. Man brachte diese philosophische Behauptung sonst auch gewöhnlich auf das Trilemm zurück: wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt, oder nicht haben schaffen können, oder nicht schaffen wollen; nun streiten letztere drei Fälle mit der Allweisheit, Allmacht und Güte Gottes, folglich ist diese Welt als die beste zu betrachten. Vergl. Sammlung der Schriften über die Lehre von der besten Welt, Rostock 1759, 8., die französischen Preisschriften der berliner Academie über diesen Gegenstand (Berlin 1755, 4.) und Leonh. Creuzer Leibnitii doctrina de mundo optimo etc. Lips. 1795. 8.

† **Oranien, Orange.** Die Stadt Orange liegt an der Meyne in einer an Wein, Oel, Seide und Krapp fruchtbaren Gegend, und hat 1500 Häuser und 7200 Einwohner, welche Leinwand- und Sergefabriken, Färbereien und Seidenmühlen unterhalten. Man findet hier noch mehrere römische Alterthümer, worunter besonders die Reste eines Triumphbogens und einer Wasserleitung merkwürdig sind. Ueber das Haus Oranien s. Nassau und Niederlande.

Oratorium (Priester vom), oder vom Bethause, heißen die

Glieder eines geistlichen Ordens, den der heilige Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geistlicher Uebungen der Andächtigen und zum Studium der theologischen Wissenschaften stiftete, ohne sie durch Klostergelübde zu binden. Dieser Orden besteht noch in Italien, eingegangen ist aber die viel berühmtere Congregation der Väter vom Oratorium Jesu in Frankreich, welche 1611 zu Paris ebenfalls ohne Verpflichtungen zu Klostergelübden vereinigt, durch große Gelübde aus ihrer Mitte, wie der Philosoph Malebranche, der Orientalist Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon (s. d. Art.) zu Ansehen und Einfluß gelangten und sich als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geistliche verdient machten. Beide Orden folgen der Regel des heiligen Augustinus. E.

* Orcadische Inseln, Orkneys, eine nordwärts von Schottland liegende und zu diesem Lande gehörende Gruppe von Inseln, welche der Pentland Frith von Schottland trennt. Es sind 67 Inseln, aber nur 28 davon sind bewohnt; die übrigen sind Grasplätze oder Felsen. Die Verbindung unter denselben wird durch das stürmische Meer in den sie umgebenden Canälen erschwert. Das Innere der meisten Inseln ist mit Bergen von mittlerer Höhe bedeckt, die Ebenen derselben sind mit Sand verschüttet. Auf einigen baut man Getraide, besonders Gerste und Hafer, aber wichtiger ist die Viehzucht; die Schafe geben eine vortreffliche Wolle. An Holz fehlt es gänzlich, welches der Torf ersetzt; auch hat man Kalk, Eisen und Blei. Der Fischfang ist ergiebig, besonders fängt man Kabliau, Häringe, Austern, Hummern und Korallen, Ambra, Wallrath, Schwamm, auch die sogenannten Moluckabohnen spült das Meer an die Küsten. Auch beschäftigen sich die Einwohner mit dem Fange von mancherlei Vögeln, die in den Felsenhöhlen nisten; ihre Industrie beschränkt sich auf Kelpbrennerei und Verfertigung der für ihren Hausbedarf nöthigen Leinwand, wollnen Zeuges und Strümpfe. Die Anzahl der Einwohner beträgt 34,000. Sie sprechen englisch nach schottischer Mundart, und erreichen ungeachtet des feuchten Klima's und des schnellen Wechsels von Hitze und Kälte ein hohes Alter. Sie sind abgehärtet, stark und mäßig. Anhänglichkeit an alterthümliche Sitten, an Vorurtheile und Aberglauben sind ihnen eigenthümlich. Die größte dieser Inseln heißt Pomona oder Mainland. — Die orcadischen Inseln gehörten in frühern Zeiten zu Norwegen, wurden aber vom Könige Christian I. 1474 seiner an König Jacob III. von Schottland verehlichten Tochter zum Brautschatze gegeben, seit welcher Zeit sie bei Schottland geblieben sind.

Orden von der Gnade, s. Trinitarier.

Ordinaten werden vorzüglich in der Geometrie diejenigen geraden parallelen Linien genannt, die von einer ihrer Lage nach gegebenen geraden Linie (Abscissenlinie) an eine krumme oder auch andere gerade Linie gehen.

† Orleans hat 25 Kirchen, 4500 Häuser und 42,000 Einwohner, ist altmodisch gebaut, und die Straßen sind enge und krumm, außer der schönen langen Straße in der Pariser Vorstadt, welche zu der Brücke führt. Vier ansehnliche öffentliche Plätze zieren die Stadt.

Orleans (Louis Philippe, Herzog von), erster Prinz von Geblüte, geboren den 6. Oct. 1773, erzogen von seiner trefflichen Mutter und von der Frau von Genlis, vor der Revolution Herzog von Chartres genannt. Er verließ Frankreich, nachdem ein Verhaftsbefehl gegen ihn ergangen war, im Jahr 1795, und ging mit 100 Louis-

d'or, seiner ganzen Baarschaft, von Mons aus in die Schweiz. Um seine Familie von aller Verantwortlichkeit wegen seiner Emigration zu befreien, und sich selbst jeder Verfolgung zu entziehen, verbarg er sich unter einem angenommenen Namen in einem einsamen Thale der hohen Alpen, fern von der Heerstraße und besuchten Gegenden. Er hatte seiner Schwester das wenige ihm noch übrige Geld zurückgelassen; daher litt er vier Monate lang die größten Entbehrungen. Alle Sonn- und Festtage gab er nicht mehr als etwa 8 Groschen für sich und seines alten Dieners, der ihn nicht verlassen wollte, Beköstigung aus. Als er nur noch einen Louisd'or hatte, suchte und erhielt er die Professur der Geometrie an einem Collegium in Graubünden. Hier blieb er sechs Monate, ohne daß ihn jemand kannte, und erwarb sich die Achtung seiner Mitlehrer in so hohem Grade, daß ein Herr von Salis, der ihn vorher als Herzog von Orleans hatte verfolgen müssen, von der Geschicklichkeit des jungen Professors eingenommen, ihm die Stelle eines Hofmeisters bei seinen Kindern antrug. Allein der Herzog lehnte dieß ab, und fuhr fort, in seinem Collegium die Geometrie zu lehren. Erst nach Robespierre's Tode, als er nicht mehr wegen seiner Mutter und Geschwister in Sorgen war, verließ er seinen Zufluchtsort, und entdeckte sich einigen alten Freunden; doch lebte er noch eine Zeitlang in einer kleinen Schweizerstadt einfach und unerkannt. Späterhin begab er sich nach Hamburg, und war entschlossen nach Nordamerika zu gehn. In der Folge lebte er als Herzog von Orleans in England und zu Palermo in Sicilien. Hier vermählte er sich den 25. Novbr. 1809 mit Amalie, König Ferdinands von Sicilien Tochter, die ihm zwei Söhne und fünf Töchter geboren hat. Nach der Restauration kam er mit seiner Familie von Palermo nach Paris. Bei Napoleons Einfall im März 1815 begab er sich nach England, und lebte zu Twickenham. Er blieb daselbst, weil die Gunst einer Partei in Frankreich zwischen ihm und den Prinzen des königlichen Hauses eine Spannung veranlaßt hatte. Allein sein durchaus tadelfreies Verhalten mußte ihm die Achtung des Königs sichern, und er kehrte im J. 1816 nach Paris zurück, wo er im Palais Royal, oder auf seinem Landsitze Neuilly wohnt, und Generaloberster der Husaren, auch Großkreuz der Ehrenlegion (seit 1816) ist. Seine Söhne haben die nächste Aussicht zum Throne, da der Herzog von Berry bis jetzt noch keine Söhne hat. H.

† Ormus. In neuern Zeiten haben sich Araber hier angesiedelt, und die Insel steht unter der Herrschaft eines arabischen Scheikhs.

* Oronoco oder Orinoco, einer der größten südamerikanischen Ströme, welcher besonders die Generalcapitänerie Caraccas durchfließet. Sein östlicher Hauptarm kommt aus dem großen Sumpfe oder See Parima und wendet sich anfangs gegen Westen. Er hat aber auch noch einen andern Hauptarm, der unter dem 5° der nördlichen Breite im Gebirge Ibirinoko entspringt. Nach dem Einflusse des Guaviare verändert er seinen westlichen Lauf, und strömt zuletzt in einem großen Halbbogen, und nach einem Laufe von 370 Meilen, durch viele Mündungen der Insel Trinidad gegenüber, in das atlantische Meer. Gewöhnlich fließt er 3/4 Meilen breit, hat mehrere Untiefen und große Wasserfälle und bei seinem Ausflusse viele Inseln, Sandbänke und Klippen, welche die Schiffahrt sehr gefährlich machen. Er strömt sehr schnell, und wächst regelmäßig vom April bis September. Während der Regenzeit richtet er große Ueberschwemmungen an, so daß er nicht selten eine Breite von 25 Meilen hat, 500 Fuß tief

ist, und so langsam fließt, daß man auf einem großen See zu fahren glaubt. Sein heftiges Ausströmen zum Ocean zur Zeit der Ebbe empfinden die Schiffer auf 60 Meilen in offener See. Von manchen wird er auch Paria, von dem östlichen Districte Paria in Neu Andalusien, an welchem er hinfließt, genannt. Zu seinen vorzüglichsten Nebenflüssen gehören, außer dem Guaviare, der Meta, Apure und Caroni. Ein Arm des Orinoco, der Cassiaquari, ergießt sich in den Rio Negro, wodurch der Orinoco mit dem Amazonenflusse in Verbindung steht, und wodurch beide Flüsse eine sehr große Binneninsel bilden, welche Guiana und einen Theil von Brasilien in sich faßt.

Orrery (Planetarium) ist eine Maschine, welche durch Räderwerk die Bewegungen der Planeten und alle Erscheinungen unsers Sonnensystems darstellt. Der englische Physiker Desaguliers gab diesen Maschinen zuerst jenen Namen, weil Lord Orrery die erste in England fertigen ließ und sie in Aufnahme brachte. Man hat Orrerys von 18 bis 1000 Pfund Sterling an Werth. Zum anschaulichen Unterrichte in den Anfangsgründen der Astronomie sind sie ein treffliches Hülfsmittel.

Oryktologie, die Lehre von den Gebirgsarten, d. h. von dem Gestein, woraus ein Gebirg besteht. Man unterscheidet die Gebirgsarten in mineralogisch einfache und gemengte. Die erstern, die in ihrem ganzen Gefüge eine Gleichartigkeit der Theile zeigen, sind entweder schiefrig, wie beim Thonschiefer, oder körnig, wie bei dem meisten Urkalkstein, oder dicht, wie beim Serpentin. Die letztern, die aus meist sichtlichen Theilen einfacher Gebirgsarten bestehn, sind nach ihrem Gefüge entweder körnig (vom mikroskopischen Korne bis zu ellenlangen krystallinischen Gemengtheilen), oder schiefrig, mit platten- oder lagenartig über einander geschichteten Gemengtheilen, wie der Gneis, Glimmerschiefer u. s. w. (doch so, daß die über einander befindlichen Lagen eine größere Ausdehnung in die Länge und Breite, als in die Dicke haben); oder flaserig, wenn die Lagen nicht gleich stark bleiben, sondern oft absetzen und dann in der Mitte dicker als am Rande sind, wo sie scharf zulaufen und so gleichsam linsenförmig aufliegen, wie mancher Gneis, oder porphyrartig mit einzeln zerstreut eingewachsenen Gemengtheilen, wobei aber das Korn der Gemengtheile nie so fein wie beim eigentlichen Porphyr ist, wie der Grünsteinporphyr u. s. w.; oder endlich mandelsteinartig, wo das völlig oder länglich runde Korn den Unterschied macht, wie der Mandelstein selbst. Außerdem unterscheidet man noch die zusammengekitteten Gebirgsarten, bei welchen die Gemengtheile von verschiedener Art und Größe durch ein Bindungsmittel gleichsam zusammengeleimt sind, wie die Breccien oder Conglomerate, der Puddingstein und die Nagelflühe.

† Osnabrück, ein ehemaliges Bisthum im westphälischen Kreise, jetzt ein zum Königreich Hannover gehörige Provinz zwischen Oldenburg, Diepholz, den preußischen Regierungsbezirken Minden und Münster, dem hannöverischen Antheil an Münster oder der Provinz Meppen und zwischen der Provinz Lingen. Die Hase und Hunte sind die vornehmsten Flüsse. Die Größe beträgt (nachdem das Amt Reckeberg an Preußen abgetreten worden ist) 43 1/2 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner 126,000. Die Leibeigenschaft herrscht zwar hier noch, ist aber sehr gemildert. Der Boden ist meistens eben, nur durch den südlichen Theil zieht sich eine geringe Hügelreihe. Einige Gegenden sind sehr fruchtbar, in den meisten aber ist Geestland; auch gibt es noch viele Heide- und Moorstriche. Das Land trägt

Rocken, Hafer, Buchweizen, jedoch nicht hinreichend für das Bedürfniß der Einwohner; ferner etwas Gerste und Weizen; Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte ist. Die Viehzucht, besonders die Schweine- und Gänsezucht ist wichtig. Bekannt sind die westphälischen Schinken. Der Bergbau geht bloß auf Salz und Steinkohlen; auch gibt es viel Torf. Die Hauptstadt heißt gleichfalls Osnabrück, und liegt in einem Thale, am linken Ufer der Hase. Sie ist nach alter Art befestigt, und hat ein Schloß, eine Domkirche, fünf andere Kirchen, 1300 Häuser und 9300 Einwohner, welche einen starken Leinwandhandel treiben. Bemerkenswerth ist das ansehnliche Rathhaus, auf welchem 1648 der Osnabrücker Frieden geschlossen wurde.

Ossa, ein hohes Gebirge Thessaliens, das durch den Peneus und das Thal Tempe vom Olymp getrennt war und im höchsten Alterthume von den Centauren bewohnt wurde.

† Ostende, eine befestigte Stadt in der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Westflandern, mit 10,500 Einwohnern und einem Hafen an der Nordsee, welcher klein und seicht ist, so daß größere Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Die Festigkeit der Stadt wird auch dadurch befördert, daß sie unter Wasser gesetzt werden kann. Sie ist gut gebaut, und hat ein ansehnliches Rathhaus und eine Börse.

Osteolith (Knochenversteinerung) heißen diejenigen fossilen Knochen von mancherlei Landthieren, die theils calcinirt, theils wirklich versteinert gefunden werden.

Ostercyclus, s. Calender.

† Oesterreich, Haus Oesterreich (Habsburg und Lothringen). Das Kaiserthum Oesterreich ist ein europäischer monarchischer Bundesstaat germanischer, slavischer, magyarischer und italienischer Völker. Der Mittelpunkt dieser Monarchie ist das Land unter der Ens. Hier entstand aus einer Grenz-Landwehr des südöstlichen Deutschlands gegen asiatische Hordenschwärme, im Zeitalter Karls des Großen, um das J. 800, das Markgrafthum Oesterreich. In der Folge wurde dasselbe, mit dem Lande ob der Ens vereinigt, (im J. 1156) ein Herzogthum. Doch begann die Ausbildung desselben zu einem mächtigen Staate erst mit dem Jahr 1282, in welchem das Haus Habsburg Oesterreich erhielt. Diese Dynastie verband damit nicht nur mehrere Länder (den nachmaligen österreichischen Kreis), sondern auch die römisch-deutsche Wahlkrone im J. 1438, worauf Oesterreich 1453 zu einem Erzherzogthum erhoben ward. Durch den Erwerb von Böhmen und Ungarn (mittelst freier Wahl) im J. 1526 stieg es zu dem Range einer europäischen Monarchie. Das Haus Oesterreich-Lothringen behauptete diesen Rang im Aachner Frieden 1748; befestigte die Einheit seiner Staatenmasse durch die Erhebung der Monarchie im J. 1804 zu einem Erbkaiserthum, und machte seine Würde als eine der Ausschlag gebenden europäischen Hauptmächte geltend, vor und auf dem Wiener Congresse im J. 1815. — An diese Hauptmomente des politischen Schicksals des Ganzen knüpfen sich an die einzelnen Merkwürdigkeiten der Länder und Völker. Seit die Römer 33 nach Chr. die Noriker bezwungen und die Donau besetzt hatten, gehörte das Land nördlich von der Donau nach den böhmischen und mährischen Grenzen hin zu dem Reiche der Marcomannen und Quaden; ein Theil von Niederösterreich und Steier-

mark gehörte, nebst Wien (Vindobona), einer römischen Municipalstadt, zum obern Pannonien; das übrige, nebst Kärnthen und einem Theile von Krain, bildete einen Bestandtheil von Noricum; Görz gehörte zur römischen Provinz Illyricum, und Tyrol war ein Theil von Rhätien. Die Völkerwanderung zerriß diese Grenzen. Bojer, Vandalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren wechselten hier im Laufe des 5ten und 6ten Jahrhunderts ihre Wohnplätze, bis seit 568, als die Longobarden in Oberitalien ihr Reich aufgerichtet hatten, der Ensfluß die Grenze zwischen dem deutschen Volksstamme der Baiern, welchen das Land ob der Ens gehörte, und den von Osten her an diesen Strom nachgerückten Avaren bildete. An der Mur, Save und Drave erschienen aber bereits seit 611 die Wenden, ein slavischer Volksstamm. Als in der Folge nach der Auflösung des Herzogthums Baiern im J. 788 (s. Baiern), die Avaren über die Ens gegangen und in die fränkischen Grafschaften im Baierlande eingefallen waren, überzog sie Karl der Große mit Krieg, schlug sie 791 bis an die Raab zurück, und vereinigte das Land von der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land unter der Ens), mit Deutschland unter dem Namen Avarien, oder östliche Mark, Marchia orientalis oder Austria, woraus im 10ten Jahrhundert (zuerst in einer Urkunde Ottos III. 996) Ostirrichi oder Oesterreich wurde u. s. w. — Zusammen enthält die österreichische Monarchie 12,055 Quadratmeilen mit 28 1/2 Millionen Einwohnern. Sie grenzt in einer Linie von 113 Meilen an Rußland, von 292 Meilen an das osmannische Reich, von 13 Meilen an den Kirchenstaat, von 14 Meilen an Parma, von 10 Meilen an Modena, von 20 Meilen an Sardinien, von 68 Meilen an die Schweiz, von 3 Meilen an das Fürstenthum Lichtenstein, von 148 Meilen an Baiern, von 53 Meilen an Sachsen, von 37 Meilen an Preußen, und von hier bis zur russischen Grenze an Krakau. Die ganze Umfangslinie des österreichischen Continents beträgt 985 Meilen. Unter den Völkern Oesterreichs sind die zahlreichsten 1) Slaven 11,750,000; dann 2) Deutsche 5 Millionen, 3) Italiener 2 Millionen, 4) Ungarn 4,200,000, 5) Wallachen 1,400,000. Ferner gibt es 6) über 400,000 Juden, 7) gegen 20,000 Zigeuner; außerdem Armenier, Neugriechen, Zinzaren, Albaneser u. a. m. Die größte Bevölkerung hat das lombardisch-venetianische Königreich: 5042 Menschen auf 1 Quadratm.; dann folgen Böhmen, Mähren, ob und unter der Ens; die geringste haben die Militärgrenzländer, Kärnthen und Tyrol, Salzburg und Dalmatien. — Böhmen hat gegen 20,000, Galizien gegen 3800 und Mähren gegen 470 Seen. — Die herrschende Religion ist die römisch-katholische. Ihre Bisthümer sind in Deutschland und Ungarn reich dotirt, vorzüglich die Erzstifter Gran, Kolotscha, Ollmütz, Erlau u. s. w., überhaupt 14. In Lemberg und in Venedig ist ein armenisch-katholischer Erzbischof, in Venedig ein katholischer Patriarch. Die griechische Kirche steht unter dem Erzbischof von Carlowitz. Die Lutheraner und Calvinisten (zusammen 3 Millionen) haben Consistorien und Superintendenten, und mit den römisch-katholischen in Ungarn und Siebenbürgen fast gleiche bürgerliche Rechte. Noch gibt es Unitarier, Mennoniten, Muhamedaner u. a. — Die Staatsverfassung ist monarchisch, in Ungarn und Siebenbürgen beschränkt, in den übrigen Staaten des Kaiserthums haben die Stände (in Tyrol gibt es mit dem Bauernstande vier) das Recht zu bewilligen, was

der Kaiser fodert. Die Thronfolge ist in beiden Linien nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Der Kaiser ertheilt 7 Ritterorden: 1) den des goldnen Vließes, 2) Sternkreuzorden für Damen aus fürstlichem oder altadeligem Geschlecht, und folgende Verdienstorden: 3) den militärischen Maria Theresiaorden, 4) den königlich ungarischen Stephansorden, als Civilverdienstorden, 5) den österreichisch kaiserlichen Leopoldsorden (seit 1808), 6) Orden der eisernen Krone (erneuert 1816), 7) den Elisabeth-Theresienorden für Officiers, die wenigstens Obersten sind. Auch bestehn noch in Oesterreich a) der vormals reichsunmittelbare deutsche Orden, zu dessen Hoch- und Deutschmeister der Kaiser einen Erzherzog ernennt; b) der geistliche Johanniterorden, der in Böhmen ein Großpriorat hat, zu welchem mehrere Balleien in Nieder- und Innerösterreich gehören; c) der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern. — Die Rechtspflege ist gut geordnet und mild. Das Privatrechtsgesetzbuch vom 1. Juni 1811 ist musterhaft. Die Gerichtsordnung wurde schon 1782 verbessert. Ein allgemeiner Strafcodex trat den 1. Jan. 1804 in Wirksamkeit. Die Staatseinkünfte belaufen sich auf 156 Millionen Gulden. Das Landheer beträgt im Frieden 180,000, im Kriege 535,000 Mann. Die Seemacht zu Venedig zählt 1 Linienschiff, 2 Fregatten, 24 Schebecken und Briggs. (Vergl. die Art. von den einzelnen Ländern der Monarchie.) —

* Oesterreichische Staatspapiere. Unter diesem Namen werden die sämmtlichen, sowohl verzinslichen als unverzinslichen, Verpflichtungen verstanden, welche Oesterreich, größtentheils in Folge seiner dreiundzwanzigjährigen Anstrengungen sowohl für die eigene Unabhängigkeit als für die Wiederherstellung der Ordnung von Europa, einzugehen genöthigt gewesen ist. Die treue Anhänglichkeit der Völker des österreichischen Kaiserstaates an das regierende Haus setzte dieses in den Stand, außer den gewöhnlichen aber unzureichenden Mitteln der verzinslichen Anleihen, auch zur Creation des Papiergeldes seine Zuflucht zu nehmen. Es circulirte nemlich schon zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution eine sehr beträchtliche Summe von Zetteln oder Noten der mit der Regierung in Verbindung stehenden Wiener Stadt-Bank. Diese Noten wurden auf Verlangen baar realisirt, und im Umlauf sogar mit einem nicht unbeträchtlichen Aufgelde honorirt. Im J. 1797, fast gleichzeitig mit den ähnlichen Vorfällen in der Londoner Bank, hörte die baare Realisation auf und es zeigten sich Spuren einer beträchtlichen Vermehrung der circulirenden Summe dieses Papieres; nichts destoweniger blieb es noch zwei Jahre bei seinem vollen Werthe, und erst mit Anfange des Jahres 1799 zeigte sich eine Werthverminderung, da die Vermehrung schon so bedeutend geworden war, daß das Silbergeld nur noch für Waare, und das Papier für die eigentliche Landeswährung galt. Der Curs wurde im Januar des Jahrs 1799 zu Wien mit 103 notirt, weil daselbst 100 Gulden baar mit 103 Gulden in Bankozetteln erkauft wurden. Wäre damals die baare Circulation herrschend gewesen, so würde Wien die eingetretene Depreciation so notirt haben, wie es das Ausland noch heute thut, nemlich die Bankozettel würden als Waare betrachtet worden seyn und die notirte Zahl nämlich 97 1/12 würde Conventionsgeld bedeuten. — Ungeachtet der Niederlage von Marengo und Hohenlinden stieg die Depreciation von 1799 in einer fast gleichförmigen und sehr allmähligen Progression bis zum October 1805 auf 130 Gulden Bankozettel, welches einem Ver-

luste von 23 Procent gleichkommt, wenn man diesen Curs mit 77 in Conventionsgeld ausdrückt. Im gesammten innern Handel war noch keine Preissteigerung der Lebensbedürfnisse wahrzunehmen, so daß also das Papier nur im Verhältnisse zum Auslande und in Beziehung auf den außerordentlichen Kriegesbedarf der Regierung für depreciirt anzusehen war. — Inzwischen war aber auch die Masse der verzinslichen Staatsschuld mehr und mehr angewachsen, und eine dem Geiste der österreichischen Regierung durchaus widersprechende, kaum durch den größten Drang der Noth zu entschuldigende Maaßregel, die gezwungene Arrosirung der Staatsobligationen, hatte dem äußeren Credit Oesterreichs eine empfindliche Wunde geschlagen. In Folge des unglücklichen Feldzuges von Ulm und Austerlitz und der ersten feindlichen Occupation von Wien sank der Curs gegen Anfang des Jahres 1807 auf 200 in Bankozetteln (50 in Conventions-Geld). Wenn man erwägt, daß der gesammte Geldbedarf der österreichischen Monarchie in ihrem vollständigen Umfange nicht wohl über 250 Mill. Gulden Conv. Geld angeschlagen werden kann, und daß sich dennoch im Jahre 1807 die Summe des emittirten künstlichen Geldes nahe an 700 Millionen belief, ferner daß der Länderbestand der Monarchie seit dem Frieden von Campo Formio bis zum Frieden von Preßburg beträchtlich reducirt war, daß also die gesammte Papiergeldmasse aus den abgetretenen auf die dem Kaiserhause verbliebenen Provinzen zurückströmte; ferner daß die reichste unter den letzteren, nemlich das Königreich Ungarn, nach ihren lokalen Verhältnissen nicht über ein Zehntheil des circulirenden Mediums bedurfte oder auf ihre Schultern nahm; endlich daß die Preise der ersten Lebensbedürfnisse noch immer keine merkliche Steigerung in dieser so überhäuften Nationalwährung erfuhren, — so muß man über die Festigkeit des innern Nationalcredits erstaunen. Außer einer nachtheiligen Vermehrung der Fabrikunternehmungen, wozu der Ueberfluß des Nationalreichthums Veranlassung gab, war noch keine Störung der inneren Haushaltung wahrzunehmen. Nunmehr aber zeigte sich ein überhandnehmender Mangel an Scheidemünze; die bessere Kupfermünze trat außer Verhältniß zu dem gesunkenen Realwerthe des ihr gleichgestellten Papiers und ward eingeschmolzen; das Ministerium des Grafen Zichy suchte diesem Mangel abzuhelfen, und gründete auf die Fabrikation metallner Surrogate der besseren Scheidemünze eine neue Finanzoperation, die durch ihr zwitterhaftes Object selbst bei dem gemeinen Manne Zweifel an der Realität der auf dem Papier ausgedrückten Valuta erregen mußte. Mehrmalige Einberufungen der in todter Hand befindlichen edlen Metalle, Punzirungen, Anleihen in Form von Lotterien und halbe Maaßregeln aller Art erregten Mißtrauen in die Finanzverwaltung, welches der am meisten gefährdete Handelsstand eifrigst nährte. In dieser Lage der Sachen ward der große, durch Unglück und Glück auf gleiche Weise verherrlichte Krieg von 1809 vorbereitet. An der Spitze der auswärtigen Geschäfte stand Graf Stadion, die Seele der großen Unternehmung, ihm zur Seite Graf Odonell als Hofkammerpräsident, ein durchaus unbescholtener, wohlwollender und für das Vaterland und dessen Sache begeisterter Mann. Der Napoleonischen Suprematie gegenüber war kein Finanzsystem möglich, also durfte, wenn es die Nationalfreiheit galt, kein Anstand genommen werden, kühn auf den Nationalgeist zu trassiren und die erforderlichen 3 bis 400 Millionen neuer Bankozettel zu emittiren, da alle andere Maaßregeln neben dem großen Zwecke betrachtet un-

zureichend erschienen. Der Erfolg des Krieges entsprach den Erwartungen nicht, die Monarchie ward in noch engere Gränzen zusammengedrängt; aber das größte Beispiel war dem gebeugten Europa gegeben, und die Urheber dieses Krieges durften mit Stolz auf sein Mißlingen zurücksehn. Indeß war der Curs im Laufe des Jahres 1809 von 200 B. Z. auf 400 (oder von 50 pCt. Conventionsgeld auf 25) gefallen; jähe Schwankungen des Curses kamen an die Tagesordnung, die Ungewißheit der Valuta und die Gelegenheit zur Wucherspeculation demoralisirte vielfältig den Handelsstand; die Preise der ersten Lebensbedürfnisse fingen an lebhaft in die Höhe zu gehn, alle Renten und Staatsbesoldungen traten außer Verhältniß zu den steigenden Preisen der Dinge; die Finanzverwaltung selbst wurde auf jedem ihrer Schritte gehemmt, auch für Friedenszeiten war ein fester Ueberschlag ihrer Bedürfnisse unmöglich geworden. Unter rastlosen Bemühungen und weitaussehenden Entwürfen für eine Remedur dieses unglücklichen Zustandes starb Graf Odonell. Sein Nachfolger war Graf Wallis, der das Werk mit kräftiger aber eben nicht schonender Hand angriff. Als wenn das Geld nur die Eine Bestimmung hätte, die laufenden Bedürfnisse des täglichen Marktes zu befriedigen, und als wenn die andre eben so große Bestimmung, vermöge deren es als Capital, als Frucht des frommen Fleißes und der Sparsamkeit, dazu dienet, Kraft und Werth für die Zukunft aufzubehalten, keiner Rücksicht würdig wäre, reducirte er vermittelst Patents vom 20. Februar 1811 die vorhandene Masse des Papiers von 1060 Mill. Gulden auf ein Fünftheil ihres Nominalwerthes und setzte die Zinsen der Staatsobligationen auf die Hälfte herab. Es wurde unter dem Namen der Einlösungsscheine, auf den Belauf der reducirten Summe von 212 Millionen, ein neues Papier creirt, dessen allmählige Tilgung vermittelst des Verkaufs von Staatsgütern, späterhin zu erlangender Beihülfe der ungarischen Nation und andrer ungewisser Maaßregeln bewerkstelligt werden sollte. Die der Circulation verbleibende, von dem Finanzminister selbst bemessene Summe der 212 Millionen bewies, daß er selbst den Bedarf der Circulation nicht höher angeschlagen hatte; um so befremdlicher war es, daß ihm die Reflexion entging, wie der bei weitem größte Theil der bis dahin vorhandenen Summe als Capital angehäuft und nur der geringere auf dem Markte verwendet worden seyn müsse, und daß er also gerade das Vertrauen der Nation, welches sich bis dahin so glänzend bewiesen hatte, bestrafte, und nur denen zu genügen strebte, die von einem Tage zum andern lebten. Dieses Patent, die größte Calamität, welche Oesterreich jemals betroffen, mußte gerade dem edleren Theile der Nation zu einer Lehre dienen, daß es hinfort nicht mehr darauf ankomme, auf die Zukunft zu bauen, sondern dem Curse des Tages zu folgen, den die Regierung zu ihrem einzigen Leitstern gewählt zu haben schien. So geschah es auch: wenige Monate nach Erscheinung des Patents hatte der ärmste Bürger der Monarchie begriffen, daß die Curszahl des Tages sein höchstes Gesetz sey; vom Februar bis October 1811 waren sämmtliche Lebensbedürfnisse in das Niveau der neuen Währung, d. h. auf das Fünffache gestiegen, und also sämmtliche Capitalien, Depositen, Vermögen der frommen Anstalten, der Witwen und Waisen, Renten und Besoldungen der Staatsbeamten hoffnungslos auf ein Fünftheil ihrer realen Geltung herabgesetzt. Diese Operation, die allerdings nicht in die Classe der halben Maaßregeln zu setzen war, wurde mit eiserner Beharrlichkeit durchgeführt, alle Ein-

fuhr vom Auslande gehemmt, das Kriegsmaterial des Staates veräußert und die Monarchie in einen fast wehrlosen Zustand gegen ihren unversöhnlichsten Feind versetzt, um im Innern etwas zu erzwingen, was durch den Zwang am allerwenigsten zu erreichen ist. Daß eine solche Wunde verschmerzt werden, daß zwei Jahre nach dieser unglücklichen Maaßregel Oesterreich in seiner ganzen Macht vor dem alten Feinde erscheinen, und zwei Jahre später (1815) in dem Zeitraume von sechs Wochen ein Heer aufstellen konnte, das alle früheren Bewaffnungen verdunkelte, beweis't mehr als alles überstandne ehrenvolle Unglück der Waffen die Unerschütterlichkeit und die fast unauflösliche innere Bindung dieser Monarchie. Die neuen Rüstungen erfoderten außerordentliche Hülfsmittel; Graf Wallis verweigerte die Vermehrung der Einlösungsscheine, und sein Nachfolger Graf Stadion sah sich genöthigt, unter dem Namen der Anticipationsscheine 45 Millionen eines neuen Papiers zu creiren. Ohne diesen, vierzehn Tage vor der Schlacht von Lützen gefaßten Entschluß hätte das durch die standhafte Consequenz des Grafen von Wallis entwaffnete Oesterreich den großen Moment der Rettung versäumen müssen. Neue Emissionen im Laufe der Jahre 1813 bis 1815 vermehrten die Summe des circulirenden Papiers von 212 und 45 auf 600 Millionen und der Curs dieser gleichgeltenden Einlösungs- und Anticipationsscheine war im Anfange des Jahres 1815 bis über 350 W. Z. oder unter 28 4/7 Conv. Geld herabgesunken. — Inzwischen aber war der Zweck aller dieser Opfer erreicht worden, und jeder unpartheiische Beobachter mußte sich gestehn, daß ein falsch behandeltes Papiergeld, mit allem unverkennbaren Unheil im Gefolge, im Vergleich mit den Folgen, die ein passives Verhalten Oesterreichs gegen Frankreich für ganz Europa gehabt haben würde, doch nur als das geringere Uebel zu betrachten sey. Seit dem ersten Anscheine eines glücklichen Erfolges der allirten Waffen im Jahre 1813 hatte Graf Stadion die große Aufgabe, die herzustellende Kraft der Monarchie für die endliche Regulirung des zerrütteten Geld- und Finanzwesens zu benutzen, niemals aus den Augen verloren. Der wiedergewonnene Länderbestand der Monarchie (obgleich die vindicirten Provinzen von einem gezwungenen Curse des Papiergeldes verschont blieben); ferner eine bedeutende Masse stipulirter Geldentrichtungen von Seiten Frankreichs und Italiens, endlich das wiederhergestellte Selbstvertrauen der Nation gaben dem einsichtsvollen Minister bedeutende Kräfte in die Hand. Aber 600 Millionen Gulden circulirenden Papiergeldes waren auf rechtlichem Wege entweder hinwegzuschaffen, oder in ihrem Nominalwerthe geltend zu machen, oder wenigstens bei irgend einem Werthe zu fixiren, über andre 600 Millionen Gulden verzinslicher Staatsschulden waren zu fundiren, und das durch gezwungene Arrosirung und eigenmächtige Reduction verletzte Vertrauen der Creditoren herzustellen; nächstdem war der seit 1811 eingetretenen Zerrüttung der Circulation und des Finanzwesens, welche alle Operationen auf jedem Schritte gehemmt haben würde, zu steuern. Eine große Partei in Oesterreich verlangte die unmittelbare Hinwegschaffung des Papiers, vermittelst dessen Verwandlung in Obligationen, nicht überlegend, was eine Nation, die sich des circulirenden Mediums plötzlich beraubt gesehn hätte, beginnen würde, und wie die österr. Kronenthaler und Zwanziger, welche von Hamburg bis Basel fast die gesammte Circulation des deutschen Reiches bildeten, von dort, bei einer eben nicht günstigen Handelsbalanz zurückzuführen wären. Graf Stadion ent-

schied für den sanfteren Weg der allmähligen Bekämpfung des Uebels: die Concentrirung aller Finanzkräfte der Monarchie in eine Hand, so weit sie sich durchführen ließ, war eines der dringendsten Erfordernisse; ein Finanzministerium wurde errichtet; Concentrirung des Nationalcredits durch Stiftung einer freien Nationalbank; allmählige Verwandlung des Papiergeldes in verzinsliche Staatsschuld, und dieser neuen, wie der alten Schuld regelmäßige Fundirung; die Errichtung eines soliden Tilgungsfonds; Reduction des Militärs mit Schonung des materiellen Kriegscapitals, und verbesserte Stellung der Beamten: dieß waren die wesentlichen Züge des Planes, der sich seit 1816 entwickelte. Am 1. Juni dieses Jahres erschienen mehrere kaiserliche Patente, worin die Errichtung von Verträgen über Conventionsgeld gestattet, die Absicht der rechtlichen Vertilgung des Papiers angekündigt und dem Publikum die Wege zur Verwechslung seines Papiers dargeboten wurden. Der neugestifteten Nationalbank sollten die baaren Vorräthe der Regierung überliefert werden, und dieses Institut sollte für jede ihm überlieferte Summe 2/7 des Nominalwerthes in Anweisungen auf die baaren Fonds der Bank (wirklichen Banknoten) und 3/7 in Staatsobligationen von 1 pCt. Zinsen in Metallmünze vergüten. Nächstdem sollten die Einlösungsscheine demjenigen, der 2000 Gulden derselben, nebst 200 Gulden in Conv. Gelde zahlen würde, eine der 50,000 Aktien, welche den Fonds der Bank bilden sollten, eintragen. — Eine Maßregel wie diese, vor 1811 ergriffen, würde den beabsichtigten Erfolg nicht verfehlt haben; das Verlangen nach Aktien, und nach der unmittelbaren Auslösung des Papiers würde sich, wie es die Absicht des Urhebers war, die Wage gehalten haben. Aber das Vertrauen in bleibende Geldinstitute war gestört; alle Nachfrage richtete sich auf jene 2/7, d. h. auf den Schlüssel zu den baaren Geldvorräthen der Bank; und nach wenigen Wochen trat die Nothwendigkeit ein, diese Art der unmittelbaren Einlösung, welche, ohne nachhaltigen Gewinn, nur die baaren Vorräthe der Bank erschöpft haben würde, sistiren zu lassen. Durch die weise Vorkehrung, daß keine direkte Auslösung der 2/7, sondern nur deren Austausch gegen Anweisungen auf die Bank versprochen worden war, blieb der Credit der Bank unerschüttert, und der Regierung konnte niemand das Recht absprechen, den bisherigen Weg der Auslösung mit einem bessern und bequemern zu vertauschen. Dies geschah durch das Patent vom 29. Oct. 1816, oder durch die Stiftung der in ganz Europa berühmt gewordenen Metalliques. Es ward nämlich ein freiwilliges Anlehn eröffnet, zu welchem die Einlagen mit einem Theile in verzinslichen Staatspapieren und einem Theile in Papiergeld gemacht werden sollten. Für eine alte österreichische Staatsobligation von 100 Gulden, der man, je nachdem man sie auf 6, 5, 4 1/2, 4, 3 1/2 oder 3 pCt. Zinsen lautete, 80, 100, 110, 120, 130 oder 140 Gulden W. W. in Einlösungsscheinen beifügte, erhielt man eine neue Staatsschuldverschreibung über 100 Gulden Convent. Geld, welche 5 pCt. Zinsen in Conv. Geld trug. Das Papier war zur Vernichtung, die eingehenden alten Obligationen zur Löschung bestimmt, und die Absonderung des Zinsenfonds, so wie des aus 1 pCt. der hierdurch erwachsenden Staatsschuld gebildeten Tilgungsfonds, wurde in demselben Patente verfügt. Diese sinnreiche Erfindung gewann allgemeinen Beifall; als freiwillige Arrosirung der Staatsobligationen war sie so segensreich in ihren Folgen, als die frühere gezwungene verderblich gewesen war; und wie sehr wurden alle Finanzoperationen der

Regierung dadurch erleichtert, daß ein österreichisches Papier auf dem großen Markte von Europa genannt, gesucht und geliebt wurde. Die im Jahre 1818 abgeschlossene Bethmännische Anleihe war ein über eine Summe dieser Metalliques gegen einen baaren mittlern Kaufpreis abgeschlossenes Negoz, und die Regierung durch deren Ergebniß in den Stand gesetzt, ihr Auslösungs- und Tilgungsgeschäft desto mehr zu beleben. Mittelst Patents vom 22. Jan. 1817 wurde nunmehr der Tilgungsfond als die wesentliche Stütze aller übrigen Operationen förmlich organisirt, indem er auf die gesammte verzinsliche Staatsschuld, in wiefern sie durch die neue Arrosirung noch nicht verwandelt worden war, ausgedehnt wurde. Diesem nach dem brittischen Vorbilde eingerichteten Fonds wurden alsogleich mehrere Zuflüsse im Gesammtbetrage von 2,400,000 Gulden, theils in Conv. Geld, theils in Einlösungsscheinen, zugewiesen, und von da an bis jetzt hat sich derselbe laut neustem Compte rendu vom 28. Sept. 1818, bis auf 5,072,580 Gulden 3 Xr. vermehrt. Von den neuen in Conventionsmünze verzinslichen Obligationen (Metalliques) waren seit 1. März 1817 15,576,000 Gulden eingelöst und aus dem Umlaufe gezogen worden. — Im April 1818 ward die directe Arrosirung, durch desfallsige Anzeige des Finanzministeriums, eingestellt, indem man sich vorbehielt, den großen Credit der Metalliques, so wie es in der Bethmannischen Anleihe geschehen, zu unmittelbarer Hereinziehung bedeutender baarer Massen vom Auslande zu benutzen. Aber auch diese gute und eine gewisse Meisterschaft verrathende Maßregel, ward mit den Pflichten der Treue gegen die alten Creditoren Oesterreichs in Uebereinstimmung gebracht; unterm 21. März 1818 ward der Beschluß bekannt gemacht, sämmtliche 1811 auf die Hälfte reducirte Zinsen der Staatsobligationen zum ursprünglichen Zinsenfuß zurückzuführen. Die gesammte ältere Staatsschuld ward in S e r i e n, jede von einer Million Capital, getheilt; fünf Serien sollten alljährlich zum Vollgenuß ihrer Zinsen zurückkehren. In jedem der Monate Januar, März, Juni, August und November sollte eine dieser Serien, durchs Loos gezogen, an die Reihe kommen; und um dem Staate keine vermehrte Zinsenlast aufzubürden, jährlich der gleiche Capitalsbetrag, mit 5 Millionen in alten Obligationen an der Börse eingelöst und vertilgt werden, wozu dem Tilgungsfonds ein eigens gewidmeter jährlicher Zufluß von 1,500.000 Gulden Convent. Münze versichert wurde. — Unter allen diesen Vorkehrungen, in denen Europa durch zunehmendes Vertrauen, die Rückkehr des alten Geistes der österreichischen Staatsverwaltung, so wie die Klugheit und Beharrlichkeit in der Ausführung, anerkannt, waren 150 Millionen des circulirenden Papiergeldes vernichtet worden. Das vielversprechende Institut der National-Bank hatte sich mehr und mehr gehoben; der bis dahin in ungeheuren Schwankungen wechselnde Discont war zum großen Vortheil des innern Verkehrs durch das Discontgeschäft der Bank ein für allemal in seine Gränzen gewiesen worden. Filiale der Bank wurden in den Hauptstädten der Monarchie errichtet, und ihr Papier unveränderlich dem Conv. Gelde gleichgeachtet. Die Lage der Beamten wurde gebessert und sicher gestellt; und in allen Zweigen der Finanzadministration dem Gerechten und Guten nachgestrebt. Das Hauptproblem: die Regulirung des in der Circulation verbleibenden Papiergeldes, die Befestigung seines schwankenden Werthes oder seine gänzliche Vertilgung erfodert eine weitere Reihe von Maßregeln, welche weniger der Erfindungsgeist als eine kluge

Beobachtung der Umstände an die Hand geben wird. Durch das bisher Geschehene ist der Curs über das von der Regierung beabsichtigte Niveau hinaus verbessert worden; das gesammte Tilgungsgeschäft verliert an Kraft in demselben Verhältnisse als sich der Curs verbessert. Eine gesetzliche Reduction oder Fixirung des Curses ist nach den Erfahrungen von 1811 politisch-, und nach dem rechtlichen Charakter der leitenden Personen moralisch-unmöglich. Da nun also, je besser die Tilgung im Ganzen von statten geht, und je mehr sich demnach der Nationalcredit hebt, unvermeidlich auch der Credit des Papiergeldes steigt, so muß die Frage entstehn, wie die Administration ihren ausgesprochenen Grundsatz der gänzlichen Ausrottung des Papiergeldes rechtlicher Weise ins Werk richten will, da die Tilgung der letzten hundert Millionen offenbar mit viel größeren Schwierigkeiten verknüpft seyn würde, als die der ersten fünfhundert.

* Ostfriesland, ein Fürstenthum in Westphalen, jetzt zum Königreiche Hannover gehörig, das von Oldenburg, dem hannöverschen Antheile an Münster oder der Provinz Meppen, der niederländischen Provinz Gröningen, dem Dollart und der Nordsee begränzt wird. Der Hauptfluß ist die schiffbare Ems, welche durch den Dollart, einen 2 1/2 Quadratmeilen großen Meerbusen sich in die Nordsee ergießt. Die Größe des Landes beträgt 52 Quadratmeilen, worauf 120,000 Menschen wohnen, die sich meistens zur lutherischen Kirche bekennen. Das Land ist eben und niedrig, und muß durch Deiche gegen die Einbrüche der Nordsee geschützt werden. Längs der Küste ist sehr fruchtbarer Marschboden, wo die Viehzucht und der Ackerbau äußerst beträchtlich sind. Im Innern ist der Boden Grasland, auch morastig und mit vielen Mooren versehn. Das Clima ist feucht, dick und nicht angenehm. Die Producte bestehen vorzüglich in Getraide, Rappsaat, trefflicher Rindvieh-, Pferde und Gänsezucht, daher auch jährlich viele Pferde, Rindvieh und gemästete Gänse ausgeführt werden. An den Küsten ist beträchtliche Fischerei, auch gibt es an denselben Austerbänke. Die Industrie ist nicht sehr bedeutend, und beschränkt sich blos auf Segeltuch-, Leinwand- und Lederfabriken, Strumpfstrickerei und Schiffbau in den Städten. Durch den Congreß zu Wien wurde Ostfriesland an Hannover abgegeben.

* Ostindische Compagnien. Seit den frühesten Zeiten sind die Handelsspeculationen der Europäer auf eine directe Verbindung mit Ostindien als auf ihr höchstes und glänzendstes Ziel hingerichtet gewesen. Bekanntlich hat sich zuerst in der neuern Zeit das arabische Weltreich und dessen merkantilische Größe, dann später die Herrschaft der Perser und Türken ins Mittel gelegt und diejenigen Länder in Beschlag genommen, durch welche die kürzeste Straße nach Hindostan führet. Der schlauen merkantilischen Politik der italienischen Republiken gelang es nicht, diese Hindernisse ganz zu umgehn, und selbst der venetianische Handel mit Indien, bei aller seiner Ausdehnung, war in keiner Beziehung ein directer zu nennen.

Nachdem nun die Türken durch die Eroberung von Constantinopel in Europa Wurzel gefaßt hatten, und der Wall der Barbarei, welcher unsern Welttheil von Indien trennt, um so fester gegründet war, mußte sich aller Unternehmungsgeist der christlichen Kaufleute auf die Auffindung eines directen Weges nach jenem Handelslande der Verheißung finden. Der Westen von Europa wurde von der Herrschaft der Sarazenen befreit; der im Kampfe mit den Ungläubigen lange geübte kriegerische Geist der Völker brauchte Nahrung; der

große portugiesische Fürst Henricus, von der dankbaren Mit- und Nachwelt Navigator genannt, hatte ihn auf den Ocean hingewiesen, und noch kein halbes Jahrhundert seit dem schmachvollen Verluste Constantinopels war verflossen, als Vasco da Gama direct von Lissabon kommend an der malabarischen Küste von Hindostan landete, und sich der glückliche Kampf der portugiesischen Christen dort jenseits des Meeres erneuerte. So gerieth der ostindische Handel mit allen seinen Dependenzen auf ein Jahrhundert fast ausschließend in die Hände der Portugiesen: das goldne Zeitalter dieses Volkes, würdig der Verewigung, wenn auch nicht in der durch Ungeschick, Habsucht und Grausamkeit entstellten Wirklichkeit, doch in den Gesängen seines Nationaldichters Camoens. Was Alfonso Albuquerque, Nunis de Cunha und Franciscus Xaverius, jene mit ritterlichen, dieser mit geistlichen Waffen vollbracht, wird der Bewunderung der spätesten Nachwelt würdig bleiben.

Die Herrschaft der Portugiesen in Ostindien war mehr politischer als merkantilischer Natur; ihre Unternehmungen waren vom Hofe, die späteren der Holländer und Engländer vom Kaufmannsstande ausgegangen; daher waren jene zuverläßiger begründet und konnten nur durch politische Machtumwälzungen in Europa erschüttert werden. Achtzig Jahre hindurch, nachdem sich der Landweg der indischen Producte über Venedig, Genua und die Hansestädte mehr und mehr verschlossen hatte, war Lissabon das eigentliche Indien für den Norden von Europa; Engländer und Holländer bezogen von dorther oder von portugiesischen Kaufleuten in Antwerpen ihren gesammten Bedarf an indischen Spezereien. Auch an der Quelle sahe sich Venedig durch die Niederlage seiner Handelsfreunde, der Sarazenen, und durch die militärische Größe der Portugiesen verdrängt.

Als nunmehr Philipp II. gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Portugal der spanischen Monarchie einverleibte, und bald darauf seinen Krieg mit England unternahm, dem er die Häfen seines Reichs verschloß, wurde das brittische Bedürfniß der indischen Gewürze nach den Niederlanden verwiesen. Die Holländer benutzten diese Coniunktur und steigerten den Pfefferpreis aufs dreifache. Aus Verzweiflung mußten sich nun die Spekulationen der Londoner Kaufleute auf den directen Handel nach Indien wenden. Aber die Widersetzlichkeiten der Niederländer gegen das spanische Joch bewogen Philipp II. zu einer entscheidenden Maßregel auch gegen den holländischen Handel: die Wegnahme ihrer Schiffe im Hafen von Lissabon nöthigte auch die Holländer, an eine unmittelbare Verbindung mit Indien zu denken.

So geschahe es in dem letzten Jahrzehend des 16ten Jahrhunderts fast gleichzeitig, daß sich in England und Holland die ersten Keime jener großen Geldcorporationen, die wir mit dem Namen der Handels-Compagnien bezeichnen, bildeten, — unterschieden von der ehrwürdigen Hansa und allen früheren Verbindungen dieser Art dadurch, daß nicht politische Körperschaften, Städte oder Gemeinden in Person, sondern bloße Privatleute mit Gelde (veräußerlichen Actien) zu Erreichung eines gemeinschaftlichen Handelszweckes zusammentraten; ferner dadurch, daß ihre Rechte und Privilegien von der Staatsgewalt ein für allemal erkauft, während diejenigen der älteren Handlungsbünde in und mit ihren politischen Rechten durch unzählige einzelne Tractaten allmählich erworben wurden. Da nun der Handel, nach entfernten Weltgegenden in großen Massen getrieben, einer beglei-

tenden politischen Kraft zu seiner Befestigung und Beschützung durchaus nicht entbehren, und die Geldkraft an sich zwar große momentane, aber nur geringe dauernde Wirkungen hervorbringen kann, so sehen wir die engländische, holländische und alle übrigen kleineren ostindischen Handels-Compagnien sehr bald nach ihrer Entstehung in die Lösung der unglücklichen Aufgabe verwickelt, aus bloßen Geldmitteln eine politische Macht zu construiren, die, auch wenn sie gelingen könnte, weder zu vollständiger Uebereinstimmung mit der Politik des Mutterlandes gedeihen, noch auch den Reactionen der unterworfenen Länder auf die Dauer widerstehen würde. —

I.) Die älteste, obwohl ihrer ganzen Verfassung nach von den späteren wesentlich verschiedene ostindische Handels-Compagnie war die portugiesische. Durch die unnatürliche Vereinigung Portugals mit Spanien war die Verbindung der entfernten portugiesischen Verwaltung in Indien mit dem Mutterlande lockerer geworden; Mißbräuche aller Art, unerlaubter Zwischenhandel der Vicekönige und Beamten, Contrebande, Seeräuberei nahmen überhand. Die spanische Regierung erkannte, daß der ostindische Handel, dafern er wie bisher auf Rechnung der Krone geführt wurde, nicht nur keinen Gewinn, sondern ein jährlich wachsendes Deficit abwerfen mußte. Dies bestimmte sie, das ausschließende Privilegium des indischen Handels im Jahre 1587 einer Compagnie portugiesischer Kaufleute gegen jährliche Abführung einer bedeutenden Summe an das Aerar zu überlassen. Diese nicht aus eigenem, sondern äußerem Antriebe gebildete Gesellschaft gerieth, da sie ihr Vorrecht an Ort und Stelle geltend machen wollte, unvermeidlich mit der gesammten portugiesischen Verwaltung in Indien, die in den Schleichhandel verflochten war, in einen für beide Theile gleich verderblichen Conflict, und die Unternehmungen der Holländer und Engländer hätten nicht glücklicher vorbereitet werden können, als durch die Lähmung der portugiesischen Macht, welche der Kampf jener beiden auf dasselbe Object privilegirten Körper nach sich zog. Hiezu kam die allgemeine Erbitterung aller indischen Stämme gegen das portugiesische Joch, und alte Eifersucht und Feindschaft der Sarazenen gegen beide. Die englischen und holländischen Compagnien fanden alles in jener vortheilhaftesten Trennung, die der Herrschaft des hinzukommenden Dritten, der alsdann mit den geringfügigsten Gewichten entscheidet, so günstig ist: dieß erklärt bei dem großen Mißverhältnisse der Kräfte ihre unmittelbaren glänzenden Erfolge. Die portugiesische Compagnie hingegen sah sich, da die offnen Kriege der Engländer und Holländer gegen Spanien ausbrachen, bald außer Stand gesetzt, ihre jährlichen Geldabgaben an die Krone abzutragen, und gerieth in immer tieferen Verfall, bis sie, bei der im Jahre 1640 erfolgten Befreiung Portugals von König Johann IV., dem ersten aus dem Hause Braganza, aufgehoben wurde. Von da an sind die unbedeutenden Reste des portugiesischen Handels nach Ostindien, wenn wir den mißglückten Versuch einer neuen Compagnie vom Jahre 1731 ausnehmen, in den Händen der Regierung geblieben.

II.) Acht Jahre nach der Entstehung der ersten portugiesischen Compagnie wird das Anerbieten eines in spanischer Gefangenschaft über das Innre des portugiesisch-ostindischen Handels unterrichteten Holländers, Cornelius Houtman, die Veranlassung, daß die Kaufleute von Amsterdam, welche bereits drei vergebliche Versuche gemacht hatten, durch das nördliche Eismeer nach Indien vorzudringen, sich

unter dem Namen der Compagnie für entfernte Länder vereinigen und die erste Handelsflotte unter Houtmans commerzieller Leitung über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien abgehen lassen. Vier kleine Schiffe wurden mit einem Capital von 70,000 Gulden ausgerüstet, und segelten am 2. April 1595 vom Texel ab. Dieß ist der geringe Anfang der holländisch-ostindischen Compagnie. Das Beispiel von Amsterdam fand in den übrigen vereinigten Provinzen Nachahmung; die mehreren Handels-Compagnien, welche sich auf diese Weise bildeten, fühlten bald, daß sie sich in der Vereinzelung nur gegenseitig beeinträchtigen würden; so erfolgte am 20. März 1602 ihre Vereinigung durch einen Freibrief der Generalstaaten, worin ihnen durch 21 Jahre das ausschließliche ostindische Handelsprivilegium, nebst allen davon unzertrennlichen politischen und militärischen Rechten eingeräumt wurde, jedoch so, daß die bisherigen einzelnen Gesellschaften in einer gewissen Absonderung erhalten wurden, und jede der sechs Städte, Amsterdam, Middelburg, Delft, Rotterdam, Horn und Enkhuysen, welche die ersten Versuche gemacht, den Handel von ihren eignen Häfen aus zu betreiben befugt blieb. Dieß ist der Grund der Eintheilung der Compagnie in sechs Kammern. Diese Handelsgesellschaft begann ihr Geschäft mit den vereinigten Fonds von 6 1/2 Mill. Gulden: 65 Directoren (Bewindhebbers), unter den verschiedenen Kammern nach Verhältniß der subscribirten Fonds vertheilt, so daß auf Amsterdam 25, auf Middelburg 12, und auf jede der vier übrigen Städte 7 kamen, besorgten in ihren besonderen Häfen die Ausrüstung der Schiffe; ein Ausschuß von 15 Directoren, nach gleichem Verhältniß zusammengesetzt, die Centralgeschäfte.

Als im J. 1622, bei Gelegenheit der Frage über die Erneuerung des Freiheitsbriefes der Compagnie, die Erfolge ihrer Unternehmungen von den Generalstaaten untersucht wurden, ergab sich, daß sie in den 20 Jahren ihres Daseyns 30 Mill. Gulden, d. h. mehr als das vierfache ihres Grundcapitals, unter die Inhaber der Actien vertheilt, und das Capital selbst noch außerdem durch Colonialanlagen, Befestigungen, Schiffe und anderes untheilbare Eigenthum unermeßlich vermehrt hatte. Diese bewundernswürdigen Resultate können nicht befremden, da der Zustand von Ostindien in allen Rücksichten dem Republikaner und Protestanten günstiger war, als dem monarchischen Catholiken. Waren die größten Feldherren der Portugiesen von dem Grundsatze ausgegangen, daß ohne feste Begründung militärischer Macht und ohne religiöses Einverständniß des Unterworfenen mit seinem Herrn ein dauerhaftes Handelsverhältniß nicht möglich sey, und war dieser Grundsatz durch ein ganzes Jahrhundert von geschickten und ungeschickten Händen, oft mit Weisheit, öfter mit der menschenfeindlichsten Härte angewendet worden, so mußten wohl die Holländer, bei ihrer Indifferenz gegen die sittlichen Verhältnisse der Völker, mit ihrer kräftig geleiteten Handelspolitik anfänglich überall die günstigste Aufnahme finden. Daß sie in ihren ersten Unternehmungen auch den Engländern den Rang abliefen, lag nicht nur in ihrer nautischen Ueberlegenheit, in dem jugendlich republikanischen Geiste des Mutterlandes und in dem größern Umfange ihres Capitals, sondern vielmehr darin, daß sie von Anfang an mit vereinigtem Capital handelten, während die erste englisch-ostindische Compagnie bis 1610 eine bloße Innungsvereinigung (regulated company) blieb, in der jeder Theilnehmer sein Geschäft abgesondert betrieb, und nur ge-

wissen allgemeinen Vorschriften, so wie der Verpflichtung, sich der Schiffe der Compagnie zu bedienen, unterworfen war. In Betreff der augenblicklichen Wirkung mußten die neuen Geldcorporationen, wovon die holländisch-ostindische Compagnie das erste große Beispiel aufstellte, den alten persönlichen (Innungs-) Corporationen den Rang ablaufen, wenn auch der spätere Erfolg gelehrt hat, daß eine bloße Geldmacht ohne die völlige Niederlage aller Rücksichten der Menschlichkeit nicht zu behaupten ist; — so wie andrerseits die ersten portugiesischen Eroberer in den Augen aufgeklärter Holländer und Engländer wenigstens in so weit Recht behalten, daß alle Weltherrschaft der Europäer in Indien unsicher bleibt, so lange sie nicht auf einem sittlichen, rechtlichen und religiösen Einverständnisse mit den Urbewohnern jenes Landes beruhet.

Das Privilegium der holländisch-ostindischen Compagnie wurde bis 1644 prolongirt: Batavia, für den Verkehr mit den Gewürzinseln, dem damaligen Hauptobjecte des indischen Handels, äußerst vortheilhaft gelegen, war gegründet; 34 bis 41 Schiffe liefen jährlich von Holland nach Indien aus, 25 bis 34 kehrten im Durchschnitt zurück. Der Handel mit Japan gewann täglich an Ausdehnung, und die Ausbreitung der portugiesischen Macht in Brasilien seit der Thronbesteigung des Hauses Braganza, obwohl sie der holländisch-westindischen Gesellschaft den empfindlichsten Verlust brachte, förderte die Angelegenheiten der ostindischen Compagnie, weil sie, die ganze Aufmerksamkeit der Portugiesen auf Amerika ziehend, den Holländern in Asien desto freiern Spielraum ließ; 1641 ging Malacca, die Hauptstadt des portugiesischen Orients, durch Verrath des Gouverneurs an die Holländer über. Indeß verminderten sich hauptsächlich durch die wachsende Competenz der Engländer und Franzosen, und durch den politisch militärischen Aufwand der Compagnie, ihre Dividenden, und sie konnte nur mit Mühe die 1,600,000 Gulden aufbringen, welche sie den Generalstaaten 1644 für die weitere Prolongation ihres Freibriefes bis zum Jahre 1665 zu entrichten hatte. Bald darauf aber gewann die Republik der vereinigten Niederlande die Befestigung ihrer Unabhängigkeit durch den westphälischen Frieden, ein Ereigniß, welches auf das Interesse der Compagnie wohlthätig einwirkte; und so vermochte diese seit dem Jahre 1650 mit einem Aufwande von 20 Mill. Gulden in zwanzig Jahren ihr Etablissement auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Stande zu bringen, welches dem gesammten europäischen Verkehr mit Indien erst die eigentliche Haltung gab, und jenen Kostenaufwand aufs reichlichste vergütete.

Inzwischen wurde 1658 die Eroberung von Ceylon, nach hartnäckiger Gegenwehr der Portugiesen, vollendet, und die tartarische Revolution in China die Veranlassung, erst einer fehlgeschlagenen Gesandtschaft der Compagnie nach China, dann der höchst vortheilhaften Niederlassung von 30,000 unzufriedenen Chinesen, die sich der neuen Herrschaft nicht hatten unterwerfen wollen, auf der holländischen Insel Formosa. Hatte demnach der active Handel nach China mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, so entschädigte der indirecte dieser mit dem Local wohlbekannten Flüchtlinge, und der passive Handel mit den chinesischen Producten, die von allen Seiten auf dem Markte von Batavia zusammenströmten, die Compagnie reichlich für jenes Entbehren. Indeß verloren sie im J. 1661 diese als Zwischenstation der Reisen nach Japan so wichtige Insel gegen den chinesischen Partheigänger Caxinga, dessen Familie sie späterhin

dem Kaiser von China überließ. So empfindlich dieser Verlust für die entfernteren Interessen der Compagnie war, so steigerte er nichts destoweniger ihren Unternehmungsgeist: im J. 1663 wurden die wesentlichsten portugiesischen Niederlassungen an der Küste Malabar erobert, und 1666, durch die Einnahme von Macassar, das Hauptobject siebenzigjähriger Anstrengung, das Monopol des Gewürzhandels, glücklich erreicht. Um diese Zeit betrug der gewöhnliche Civil- und Militäraufwand der Compagnie, mit Ausschluß der Kriegskosten, 3 1/2 Mill Gulden.

Als im J. 1665, unter großem Widerstreben feindlich gesinnter Partein, die Erneuerung des Freibriefes bis zum J. 1700, gegen Zahlung einer großen Summe in den Staatsschatz, erfolgte, ergab sich aus den vorgelegten Berichten der Compagnie ein Handlungsgebiet, welches die Einbildungskraft kaum zu umfassen vermag. Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufwärts an den Küsten von Arabien und Persien Factoreien, von Surate die malabarischen Küstenländer herab alle bedeutenden Niederlassungen der Portugiesen in Beschlag genommen, Ceylon mit seinem Zimmet und Elfenbein, die Perlenfischerei und der Baumwollen-Waaren-Handel der Küste Coromandel, Bengalen und Orissa mit Seiden-, Baumwollen-Stoff, Reis, Zucker, Salpeter u. s. f., in den Händen der Compagnien, die Geschäfte mit Pegu, Siam und Tunquin nur durch vorübergehende Zufälle unterbrochen, eine reiche Silber- und Kupfer-Ausfuhr aus Japan, dann der unermeßliche Gewürzhandel mit Amboina, den Banda-Inseln und Molukken u. s. f. — sind nur einzelne Züge dieses unermeßlichen Gemäldes. Malacca, Hauptsitz des portugiesischen Handels, erscheint in diesem Berichte als zerfallend, die Stadt zu groß nach Verhältniß des Aufwandes der Vertheidigung; denn die Straße von Sunda, an der Batavia gelegen, und nicht mehr, wie ehemals, die Straße von Malacca, war der Hauptweg nach dem hinteren Orient.

Nach dieser Zeit ist der Freiheitsbrief der Compagnie, jedesmal nach ihrerseitigen bedeutenden Geldopfern, von 1701 bis 1740, dann bis 1775, und im J. 1776 auf weitere 30 Jahre für eine Zahlung von 2 Mill. Gulden und jährliche Zahlung von 360,000 Gulden, erneuert worden.

Habsucht und Grausamkeit, die dann noch zunahmen, als der kräftige Geist der republikanischen Unternehmer, ihre Sparsamkeit und Frugalität sich mehr und mehr verlor; ein schnödes Intriguenspiel mit den alliirten Völkern und Fürsten, welches kein höherer Zweck als die Gewinnsucht beseelte; insbesondere aber die Unfähigkeit, den sittlichen Character jener Völker zu begreifen, sich in religiöser und rechtlicher Hinsicht mit ihnen zu verständigen; endlich die erneuerte Kraft, mit der sich die brittische Compagnie beim Eintritte des 18ten Jahrhunderts erhob, und der Umschwung in den europäischen Bedürfnissen, der Vorzug, den anderweite Reizmittel vor den indischen Gewürzen gewannen, — dies sind die Hauptursachen des Verfalls der holländisch-ostindischen Compagnie. Im 18ten Jahrhundert erfüllen die Erzählungen von Empörungen, Verschwörungen und meist unglücklichen Kriegen ihre Annalen; und 1781 ist sie durch den Krieg mit England, und durch ihren unverhältnißmäßigen politischen Aufwand so weit herabgekommen, daß ihr die Generalstaaten, unter allen eignen Lasten, noch mit sehr beträchtlichen Anlehen zu Hülfe kommen müssen. Im ersten Revolutionskriege verlor sie ihre meisten

Besitzungen und mußte im Jahr 1706 die Zahlung ihrer Dividenden einstellen; was der Friede von Amiens 1801 zurückgab (denn England behielt nur Ceylon), war kaum in Besitz genommen, als es im erneuerten Kriege verloren ging; und auch nach endlicher Herstellung des allgemeinen Friedens kehrten von allen ostindischen Besitzungen nur die Gouvernements von Batavia und Amboina, Banda, Ternate, Malacca, Macassar, nebst zerstreuten Directorien und Comptoiren an den Küsten von Malabar und Coromandel, an das Mutterland zurück. Auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ceylon mußte für immer Verzicht geleistet werden.

Je mehr sich die holländisch-ostindische Compagnie bei ihrem ersten Beginnen nur auf den Thron niederzulassen brauchte, den Portugal für sie gegründet; je mehr sie Befestigungen, Handelsbauten, Artillerie und Vertheidigungsanstalten aller Art fertig vorgefunden hatte; je mehrere Handels- und politische Verhältnisse bereits angeknüpft waren, die sie ohne Aufwand von Zeit und Geld übernehmen konnte; je unermeßlicher die portugiesische Beute war, die ihr auf allen Meeren und bis an die Mündungen des Tajo hin in die Hände fiel: um so leichter war ihr Beginn, während die Engländer ein Jahrhundert hindurch mit der Schwierigkeit zu kämpfen hatten, den Boden, auf welchen der merkantillische Hebel zu stützen sey, erst allmählich zu gewinnen. Daher aber kann man auch sagen, daß die holländische Macht in Ostindien ihrem Capital nicht gewachsen war, weil sie es in seinem ganzen Umfange nicht zu unterhalten vermochte; die englische Macht hingegen war besser gegründet, weil sie gehend und schrittweis hat erworben werden müssen.

III.) Um nun die Geschichte der größten, und dermalen fast allein herrschenden ostindischen Handels-Compagnie, nämlich der britischen, in der Kürze darzustellen, ist erfoderlich, daß man sie in vier Perioden abtheile. In den ersten dreizehn Jahren ihrer Kindheit war sie eine zunftartig regulirte Compagnie; in den folgenden fünf und neunzig Jahren war ihr Capital zwar vereinigt, aber dessen Wirkung theils durch die Suprematie der Holländer in den indischen Meeren, theils durch die Krämpfungen der inneren Verfassung des Mutterlandes, theils auch dadurch beengt, daß der Titel ihrer ausschließlichen Berechtigung, als ein bloß königlicher und nicht parliamentarischer, vielseitig in Zweifel gezogen wurde; hierauf erscheint sie in den weitern vierzig Jahren mit parliamentarisch begründetem, unbestrittenem Rechte, aber auf blos commerzielle Transactionen beschränkt. Endlich entwickelt sich in den letzten siebenzig Jahren ihre politische Größe; sie wird die Gebieterin über 50 Mill. Menschen, und über die gesegnetsten Erdstriche der Welt.

Erste Periode von 1600 bis 1613. Die Engländer, wie die Holländer, hatten ihre ersten Unternehmungen auf Indien nördlich gerichtet; nord-westlich, während die Holländer mehr nord-östlich. So hatte Johann Cabot auf den Schiffen Heinrichs VII. 1497 Neufundland und die Küsten von Nord-Amerika entdeckt. 1553 unter der Regierung Eduards VI. veranlaßte sein Sohn, Sebastian Cabot, die zweite große Unternehmung dieser Art. Der König privilegirte die Gesellschaft, welche mit einem Fonds von 6000 Pf. Sterl. drei Schiffe zur Entdeckung Indiens auf dem nördlichen Wege ausgerüstet hatte. Ein Theil dieser Expedition erfror im lappländischen Eismeere; ein anderer Theil gerieth an die nördlichen Küsten von Rußland, knüpfte Handelsverbindungen an, und ward die Veran-

lassung der englisch-russischen Handels-Compagnie, eben so wie die brittische Hudsons-Bai-Compagnie ihre Entstehung den Forschungen nach einer Nordwest-Durchfahrt zu verdanken hatte, die man bis auf den heutigen Tag, jedoch ohne Erfolg, fortgesetzt hat. Wie jenes Jahrhundert mit der Aufgabe direct nach Indien zu gelangen, gerungen habe, zeigt sich an den nun angestellten Versuchen und Reisen, um auf dem Landwege durchzudringen, und wenigstens die Competenz mit Venedig zu gewinnen, wenn es unmöglich schien, neben Portugal aufzutreten. Dieß war das Hauptobject der im J. 1581 errichteten brittisch-türkischen Compagnie, die indeß bald die Vergeblichkeit ihrer Bestrebungen erkannte, dagegen durch die Notizen, welche Franz Drake von seiner Weltumsegelung zurückbrachte, bestimmt wurde, im J. 1591 eine Expedition von drei Schiffen unter Capitän Raymond auf dem portugiesischen Wege nach Indien abzuordnen. Dieser Versuch eben sowohl als der andre Robert Dudlys im J. 1596 scheiterten gänzlich. Indeß trieben der spanische Krieg, die Sperre von Lissabon und die Gewinnsucht der Holländer den Unternehmungsgeist der Londoner Kaufleute aufs äußerste; und so kam am 22. Sept. des J. 1599 in Founders Hall zu London die Vereinigung zu Stande, aus der sich im Laufe zweier Jahrhunderte die größte Handelsmacht entwickeln sollte, von der in den Jahrbüchern der Welt die Rede ist. Der erste Fonds bestand in nicht mehr als 30,133 Pf. Sterling; und am 31. Dec. des Jahrs 1600 bewilligte die Königin Elisabeth dem Gouverneur und der Gesellschaft der nach Ostindien handelnden Londoner Kaufleute das ausschließliche Privilegium des Handels auf 15 Jahre mit allen Ländern vom Cap der guten Hoffnung östlich bis zur Magellanischen Straße; diejenigen ausgenommen, die im wirklichen Besitze befreundeter christlicher Mächte sind. So bis zum Jahr 1613 bestand die Compagnie in regulirter Verfassung; jeder Theilnehmer verwaltete seinen Antheil selbst auf eigne Rechnung, und war nur an einige allgemeine Vorschriften gebunden. Ungeachtet dieser unbequemen Form ergaben die in dieser Zeit unternommenen acht Reisen einen Profit von 171 pCt.

Zweite Periode von 1613 bis 1708. Das Capital wird vereinigt; die Gesellschaft wird aus einer regulated, eine joint stock company; demnach die Verfassung derselben aus einer demokratischen eine mehr aristokratische, in der die reichsten Actionärs die Direction der Gesammtverwaltung in allen ihren Details übernehmen, und die große Masse der Actionärs eine Scheincontrolle bei den Generalversammlungen behauptet, im Wesen aber nur den Geldcommerz mit den Actien im Auge hat. Nun prosperirten die Angelegenheiten der Compagnie dergestalt, daß ihre Actien binnen 4 Jahren zu dem Werthe von 203 pCt. hinaufstiegen, daß ferner die Holländer, wiewohl vergeblich, um eine Verbindung mit ihr gegen die Portugiesen warben, daß ihre Factoreien sich über Java, Sumatra, Borneo, die Bandainseln, Celebes, Malacca, Siam, die Küsten Malabar und Coromandel, vorzüglich aber über die Staaten des Mogul verbreiteten, den die Compagnie mit besondrer Klugheit in ihr Interesse zu ziehn gewußt hatte, endlich daß bei der neuen Subscription, die sie im J. 1616 eröffnete, 1,629,040 Pf. Sterl. unterzeichnet wurden. Aber schon 1627 zeigten sich Klagen über schlechte Verwaltung, über Mißbräuche aller Art, insbesondre über den eignen Handel der Beamten, welcher das Interesse der Compagnien von jeher am meisten

beeinträchtigte. Andrerseits aber, je mehr die königlichen Rechte unter der Regierung des Hauses Stuart in Zweifel gezogen und beschränkt wurden, um so mehr wurde auch das ausschließliche, aus königlicher Machtvollkommenheit herrührende Privilegium der Compagnie bestritten. Die Könige selbst nährten diese Zweifel durch die Licenzen zum indischen Handel, welche sie zum großen Nachtheile der Compagnie einzelnen dritten Personen bewilligten. Dazu griffen unter Cromwells Protectorat die Begriffe der politischen Freiheit so weit um sich, daß kein Monopol irgend einer Art vor ihnen bestehen zu können schien, und der Protector glaubte bei Expiration des Freibriefes im Jahr 1655 den Versuch wagen und den ostindischen Handel freigeben zu müssen; ein Ereigniß, welches am meisten die holländische Compagnie allarmirte, die es mit freien Nebenbuhlern nicht aufnehmen zu können glaubte und die Unausführbarkeit der Sache nicht einsah. Die Compagnie aufgeben, hieß das ganze bereits erworbene, untheilbare Capital von Macht und Einfluß in Indien, zum Nachtheile des Mutterlandes aufgeben, und sich in den Zustand hülfloser Kindheit zurück versetzen. Nach der Restauration der königlichen Familie trat auch das königliche Privilegium, welches schon Cromwell hatte erneuern müssen, wieder in sein volles Recht. In der kurzen Zwischenzeit bis zur Revolution im Jahr 1688 gewann die Compagnie mit Madras und Bombai den vorherrschenden Einfluß auf den Küsten Malabar und Coromandel, und hiermit die Basis der späteren Operationen auf das innre Hindostan, wie auch der Macht, die sich auf den Trümmern des Reichs des großen Mogul entwickeln sollte. Aber die innern Geschäfte der Compagnie gingen zurück, und gleich nach der Revolution kam die große Streitfrage: ob der Handel durch ein königliches Privilegium beschränkt werden könne, und ob der Landesherr die Majestätsrechte, welche er selbst nur bedingungsweise besäße, einer von ihm privilegirten Gesellschaft einseitig übertragen könne, ernsthaft zur Sprache. Der Erfolg war, da die Compagnie ihr titulo oneroso erworbenes Recht wegen der Verluste, die sie durch Kriege, Untreue der Beamten, Verschwendung u. s. f. erlitt, nicht gehörig zu vertheidigen vermochte, die parliamentarische Patentirung einer neuen ostindischen Compagnie im J. 1698, die ihren Freibrief mit einem Vorschuß von 2 Mill. Pf. St. für den Staatsdienst gegen 8 pCt. Zinsen erwarb. Bald aber drängten die unaufhörlichen Conflicte beider Compagnien zur Vereinigung, welche 1708 erfolgte.

Dritte Periode von 1708 bis 1748. Im J. 1708 kam die Parliamentsacte, welcher die brittisch-ostindische Compagnie in ihrer gegenwärtigen Gestalt, als united company of merchants of England trading to the East-Indies, ihr Daseyn verdankt, zu Stande. Das ausschließliche Privilegium ward bis 1726, und auf nachherige dreijährige Aufkündigung bewilligt. Der Fonds ward durch Actien zusammengebracht, deren Eine von 500 Pfd. St. dem Inhaber das Recht auf eine Stimme in der Generalversammlung (the general court) gab. Unter den Inhabern von vier solcher Actien, oder von einem Antheile von 2000 Pfd. St. wurden die 24 Directoren gewählt, welche nach der Natur solcher Societätsverbindungen die Oligarchie bildeten, in deren Händen die Führung des unermeßlichen Geschäftes lag. Die Verkäuflichkeit der Actien einer joint stock company bringt es mit sich, daß die große Masse der Actieninhaber von Tage zu Tage wechselt, das persönliche Interesse an den Geschäf-

ten der Compagnie in ihnen nie Wurzel fassen kann, daher nur das reine Geldgeschäft mit den Actien beachtet wird, und die Realität der Sache bald den Directoren anheimfällt, weshalb aber auch alle Mißbräuche oligarchischer Verfassungen um so leichter Eingang finden. Mit der Absicht, das Heft der indischen Angelegenheiten im Mittelpunct zu behaupten, wurden die Localgeschäfte der Compagnie dreien von einander getrennten Räthen zu Madras, Bombay und Calcutta anvertraut. Da aber alle Erfolge in letzter Instanz von den Localbeamten in Indien abhingen, so schlich sich frühe der verderbliche Mißbrauch ein, daß man sich ihrer Treue zu versichern glaubte, indem man den höhern Beamten gestattete, auch die kleineren, lucrativen Posten in ihrer Person zu accumuliren.

Die Erneuerung des Privilegiums war bei den hieraus erwachsenden mannigfaltigen Beschwerden gegen die Compagnie im J. 1732 nur im Kampfe gegen eine hartnäckige Opposition durchzusetzen, daher hielt es die Compagnie für gerathen, vor weiterer Expiration ihres Freibriefes die Geldverlegenheit der Regierung im J. 1744 zu benutzen, und ihr mit einem selbstgeborgten Anlehen von 1 Mill. Pfd. St. zu Hülfe zu kommen, worauf denn weitere Prolongation bis zum J. 1780 erfolgte.

Vierte Periode von 1748 bis jetzt. Mit dem J. 1748 beginnt die Aera der großen politischen Bedeutung der Engländer in Indien. Die Franzosen waren es, welche ihnen durch ihr Beispiel das Geheimniß ihrer Stärke eröffnet hatten. Im J. 1746 nämlich hatten sie ein Bataillon Franzosen die Armee des Nabobs von Carnatic zerstreuen, und bald darauf den Versuch französischer Offiziere, indische Truppen nach europäischer Disciplin zu bilden, gelingen sehn. Die Erfahrung des Unvermögens indischer Armeen, der europäischen Kriegskunst gegenüber, und der Leichtigkeit, womit sich diese Disciplin den unter dem Namen der Seapoys bekannt gewordenen indischen Rekruten mittheilen ließ, waren die beiden großen Entdeckungen, welche das brittische Weltreich in Indien zu Tag förderten. Ehr- und Geldgeiz, alle politischen und merkantilischen Intriguen, konnten nunmehr in einem größeren Maaßstabe operiren, und es war um alle Unabhängigkeit indischer Fürsten geschehn, sobald der schon in alle Verhältnisse der Machthaber und Völker jener Gegenden eingreifende Handelskörper durch eine dauerhafte militärische Rüstung verstärkt wurde. Bisher hatte sich das ganze Militärsystem der Compagnie auf die Defensive beschränkt; jetzt durfte sie die Offensive ergreifen, und bei den endlosen Widersprüchen zwischen europäischen und indischen Rechtsansichten, konnte es nirgends an Vorwänden fehlen, dem neuerworbenen Machtmittel den gehörigen Spielraum zu geben. Die Begriffe der Erbfolge, und aller fürstlichen, Volks- und Familienrechte, waren, jenachdem indische, mohammedanische oder brittische Rechtsgrundsätze und Gewohnheiten zur Norm gewählt wurden, so streitig unter einander, daß das Streben der Compagnie (die täglich Gelegenheit hatte, schiedsrichterlich zu wirken) nach Erweiterung der Macht juristischer Rechtfertigung niemals entbehren konnte. Wollte man sie wegen irgend einer ihrer Operationen in Europa zur Rechenschaft ziehn, so war sie eben so leicht politisch aus Gründen der Selbsterhaltung, die in einer Entfernung mehrerer tausend Meilen niemand zu würdigen vermochte, als rechtlich durch einen Rückzug in jenes undurchdringliche Gesetzes-Labyrinth zu vertheidigen. Edmund Burke, der bei Gelegenheit des Hastingsschen Processes diese Unangreifbar-

keit der Compagnie am tiefsten empfand, hatte allerdings Grund, ihr vorzuwerfen: „daß es keinen Herrn, Fürsten oder Staat in Indien „gäbe, den die Compagnie berührt und den sie nicht verkauft hätte; „keinen Tractat, den sie nicht gebrochen; keinen Fürsten und keinen „Staat, der sich ihr anvertraut und den sie nicht gänzlich zu Grunde „gerichtet hätte." Ihren obern Beamten in Indien, welche große Namen auch unter ihnen glänzen mögen, wird der Despotismus zugleich mit ihrer Stellung aufgedrungen, 1) weil jeder von ihnen eine Erbschaft von Ungerechtigkeiten zu übernehmen hat, die behauptet werden muß; 2) weil keine öffentliche Meinung unter irgend einer Gestalt einsprechen kann; 3) weil alle moralische und religiöse Sympathie, weil selbst die der Sprache zwischen den Beherrschten und den Herrschern wegfällt; 4) weil keine Besorgniß vor ernsthaften Insurrectionen bei der großen Theilung der indischen und mohammedanischen Stände und Interessen aufkommen kann; 5) weil alle Beamte der Compagnie nur wenig Jahre der männlichen Kraft ihrem Dienste widmen, dabei keinen andern Zweck haben als Reichthum, und demnach eine brittische auf indischem Boden geborne, in dessen Interessen von Jugend auf verwachsene Opposition unmöglich ist.

Im J. 1749 mit der Beschützung des Prätendenten von Tanjore begannen die Usurpationen der Compagnie; unter dem Vorwande der Illegitimität wurde der Nabob für den Preis einiger Territorial-Cessionen abgesetzt, dann für neue Cessionen wieder restituirt. Wie weit in kurzer Zeit sie in den Künsten der Machtvergrößerung fortgeschritten, beweisen die Händel mit Surrajah Dowlah, dem Nabob von Benhalen, im J. 1757, wobei schon große und blühende Provinzen als Preise der Treulosigkeit in ihre Hände fielen.

Aber alle diese Vergrößerungen zogen so überschwenglichen Aufwand nach sich, die Schwierigkeiten der Herrschaft wuchsen mit deren Ausbreitung so sehr, die mehreren Beamten wurden um so viel raubsüchtiger, unabhängiger und ungehorsamer, daß die finanzielle Lage der Compagnie eher zurück als vorschritt. Die in London residirende Direktion sank mehr und mehr zu einer bloßen Controlle der eigentlichen Regierung, die nunmehr in Indien ihren Sitz hatte, herab. Ihre Befehle waren antiquirt, bevor sie in Calcutta anlandeten, denn die Macht der Gegenwart über die Menschen wird um so unwiderstehlicher, jemehr sich ihr Wirkungskreis erweitert. Hatten die Gouverneure alle Vortheile der Localität für sich, so war auch nicht zu erwarten, daß sie anders gehorchen würden, als wo es ihr persönliches Interesse mit sich brachte. So blieben die ausdrücklichen, wiederholten Verbote des inländischen Verkehrs mit Salz, Betelnüssen und Tabak, mit ausdrücklicher Einwilligung der indischen Räthe ohne allen Erfolg, und lange nachdem die Direktion den Beamten der Compagnie verboten hatte, Geschenke indischer Fürsten anzunehmen, wurden erwiesenermaßen bloß von der Familie des Nabobs von Bengalen 6 Millionen Pfund Sterlinge öffentlicher Geschenke acceptirt.

Da nun unter solchen Umständen die häuslichen Angelegenheiten der Compagnie in immer tieferen Verfall geriethen, und sie im Jahre 1772 für ihren laufenden Dienst eine Anleihe erst bei der Bank von 600,000 Pfd. St., dann bei der Regierung von 1,400,000 Pfd. St. eröffnen mußte, so wurde der Allarm im Publikum um so größer, je mehr man von der Ausbreitung der brittischen Macht in Indien das Zuströmen größeren Reichthums nach dem Mutterlande erwartet hatte. Zugleich erhob sich in und außer dem Parliament eine laute Klage

über das moralische Verfahren gegen die indischen Fürsten und Völker; nun — da man einsah, daß der Lohn ausblieb dafür, daß die Menschheit mit Füßen getreten worden war. Die Erbitterung der Nation wandte sich ungerechter Weise auf die Direktion: ihre angebliche Gewalt sollte beschränkt werden; man wollte sie, die ohnmächtige, die eine ungehorsame Welt auf ihren Schultern zu tragen hatte, noch mehr schwächen, anstatt sie zu kräftigen. Man foderte Controlle: als wenn eine Controlle die mit den Unterdrückern sympathisirt, und die Unterdrückten nicht kennt, nützen könnte; als wenn Unterdrückung ein einzelner Akt wäre, der sich durch Controlle verhüten oder wie ein Verbrechen bestrafen ließe; und was vermöchte eine Controlle, auch wenn sie möglich wäre, deren Befehle 6 bis 9 Monate brauchen, um hin, die Berichte über ihre Befolgung eben so viele Zeit, um zurück zu gelangen? und war die gesammte Stellung der Compagnie in Indien ein Resultat von Usurpationen, das nur durch neue Usurpationen behauptet werden konnte, nach welchen Grundsätzen sollte also nun die Controlle verfahren? — Burke's siebenjähriger, glorreicher aber unglücklicher Kampf gegen Hastings und für die Sache der Menschlichkeit in Indien hat gelehrt, daß die einzige, schwache aber mögliche Controlle der Gewalthaber jenseits des Meeres die öffentliche Meinung des brittischen Publikums ist. —

Man wähnte, alles werde besser, wenn die Compagnie ihre Macht mit dem Ministerium theilte, wie die eine Partei, oder wenn man die Segnungen der brittischen Gesetze über die Hindus verbreitete, wie die andre juristische Partei behauptete; noch Andre glaubten viel erreicht zu haben, wenn der Eintritt in die Direktorenstellen erschwert würde. So kam die unförmliche Reform vom Jahre 1773 aus sehr heterogenen Bestandtheilen zu Stande. Statt 500 Pf. sollte nur eine Aktie von 1000 Pfd. Anrecht auf Eine, 3000 Pfd. auf zwei, 6000 Pfd. auf drei, 10000 Pfd. auf vier Stimmen ertheilen. Nur 6 Direktoren sollten jährlich wiedererwählt werden können. Ein General-Gouverneur mit vier Räthen (zum erstenmale vom Parliament, d. h. vom Ministerio, auf 5 Jahre, späterhin von den Direktoren zu ernennen) sollte den Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa direkt vorstehn; die übrigen Präsidentschaften sollten von ihm abhängig seyn. Um nun diese Concentration der Macht zu balanciren, wurde ein oberster Gerichtshof in Calcutta beliebt, dessen Oberrichter nebst drei Richtern, unabhängig von der Compagnie, von der Krone ernannt werden sollte. Alle Civil- und Militärcorrespondenz der Compagnie sollte dem Ministerio mitgetheilt werden.

Hatte früher in vielen einzelnen Fällen das Gewissen, oder wenigstens der gesunde Menschenverstand entschieden, so ward nunmehr die Uebertragung einer ganz fremdartigen Rechtsverfassung zum Keime der Zerstörung aller rechtlichen Verhältnisse. Der Gerichtshof war Forum für sämmtliche Klagen gegen jeden, der direkt oder i n d i r e k t im Dienste der englischen Kompagnie ist, so wie über alle Klagen aus Contrakten, in denen die Parteien sich seinem Spruch unterworfen haben. Wenn man nun erwägt, daß nichts unentschiedner und unbestimmter war, als der status personarum der indischen und mohammedanischen Bewohner von Hindostan, daß die Compagnie einige Departements direkt, andre indirekt durch die Nabobs regierte, daß die Zemindars bald für einen unabhängigen Landadel von Indien, bald für Rentbeamte der Compagnie galten u. s. f.; so ergibt sich, daß der Gerichtshof alle Art von Jurisdiction nach Gutdünken entweder an sich reißen oder ablehnen konnte.

Der Gerichtshof gab gleich nach dem Antritte seiner Amtsführung eine Probe seines Geistes. Nuncomar, der den General-Gouverneur Hastings verklagt hatte, wurde einer unvollständig erwiesenen Forgery überführt und gehängt, was nach der geistreichen Bemerkung eines Schriftstellers ungefähr eben so viel sagen will, als wenn man einen Mahommedaner wegen Bigamie hätte bestrafen wollen. Ueberhaupt führt die Geschichte der brittisch-ostindischen Händel zu der Bemerkung, daß außer Burke und der Familie Wellesley kaum ein einziger Engländer sich in dem Geiste der indischen Sitten, so wie in der Luft jenes Himmelstriches, wahrhaft zu orientiren gewußt hat.

Als die Unwirksamkeit der Maßregeln von 1773 weltkundig geworden, und der Finanzzustand der Compagnie durch den amerikanischen Krieg neuerdings zerrüttet worden war, wurde die Frage von der Errichtung einer Controlle im Parliamente mit Lebhaftigkeit und in einem größeren Maßstabe als bisher wieder aufgenommen; drei Jahre hindurch, von 1782 bis 1784, waren die größten Talente Englands im Kampfe über diesen großen Gegenstand begriffen. Die berühmte Ostindia-Bill von C. J. Fox, welche sieben vom Parliamente ernannten Commissarien die oberste Macht und das Patronage über Indien einräumen wollte, mußte dem Hofe mißfallen, da sie eigentlich dahin zielte, der Krone allen Einfluß auf die indischen Angelegenheiten zu entziehn, und zwischen dem Könige und Indien eine schiedsrichterliche Macht aufzustellen, die so unberechenbar war, als der brittische Glücksstern in Indien selbst. Deshalb drang der Plan William Pitts durch. Ein Board of Controul (Büreau der obern Aufsicht) über die indischen Angelegenheiten wurde dem königlichen Ministerio einverleibt; dieses von der Krone abhängige Collegium wurde beauftragt, über die Civil- und Militär-Regierung und über die Finanzen der Compagnie Aufsicht zu führen, und die Ausfertigungen der Direktoren an die verschiedenen Präsidentschaften einzusenden. Die Besoldung des General-Gouverneurs, der Präsidenten und Räthe wurde von der Bestimmung des Königs abhängig gemacht. In diesen wesentlichen Schranken bestehet die oben historisch entwikkelte Verfassung der Compagnie noch bis auf den heutigen Tag. Die Macht selbst, inwiefern sie überhaupt in England residirt, ist in den Händen des Ministeriums; nur die Details der Regierung sind der unterworfenen Compagnie verblieben. Gewiß ist, daß seit Errichtung des Board ein dichterer Schleier über den indischen Angelegenheiten liegt, als vormals: die Minister haben nicht mehr, wie ehemals, ein gelegentliches Interesse, diese Vorgänge zur Sprache zu bringen; die Generalversammlung der Compagnie, auch wenn sie sich regen wollte, würde nichts bewirken, wenn Board und Direktoren einig sind; und diese Einigkeit ist um so sichrer begründet, da eine geheime Committé (Committee of Secrecy) aus drei Direktoren besteht, die mit dem Board verhandeln und beschließen kann, ohne alle Mitwissenschaft der Uebrigen.

An eine Verbesserung des moralischen Zustandes des brittischen Indiens ist so lange nicht zu denken, als die eigentliche Colonisation und Verpflanzung geborner Britten nach Indien, durch die Besorgniß eines ähnlichen Schicksals, als der nordamerikanischen Colonien, verhindert wird. Nur ein Stamm auf indischem Boden geborner Britten würde im Laufe der Zeit die auf alle andre Weise unüberwindliche Disharmonie der dortigen Verhältnisse auflösen können. Indeß ist die unmittelbare politische Bedeutung der ostindischen Be-

sitzungen für England zu groß, als daß jemals an gründliche Remedur zu denken wäre. Eine tributäre Bevölkerung von 50 Millionen Menschen, im Dienste der Compagnie gegen 16,000 Civil-, und, mit Einschluß der Eingebornen, 160,000 Militär-Beamten, gegen 14 Mill. Pf. St. jährlicher Exporten und eben so viel Importen aus und von allen Theilen der Welt nach und von Indien, eine Zolleinnahme der brittischen Regierung von mehr als 4 Mill. Pf. St. jährlich, und ein jährlicher Zufluß von 11 Mill. Pf. St. für die Gesammtcirkulation des brittischen Reichs sind Objekte, die alle moralischen Considerationen überwiegen. Der dermalige Aktienfonds der Compagnie beträgt 6 Mill., der Werth ihres untheilbaren und ihres fliegenden Eigenthums gegen 50 Mill. Pf. St., die Masse ihrer Schulden 46 Mill. und der Belauf ihrer jährlichen Territorial-Revenüen 18 Mill. Pf. St., d. h. das anderthalbfache der Einkünfte des gesammten russischen Reichs, welche, nach der gewöhnlichen Angabe, den Revenüen des bloßen Gouvernements von Bengalen gleich kommen.

Dieser politisch-merkantilische Coloß besteht und wird bestehen, — inwiefern der unüberwundene, großer Widerstrebungen fähige Geist der braminischen Völker niemals erwacht, auch durch die ungeschickten Bekehrungsversuche brittischer Methodisten niemals geweckt wird; inwiefern die unverhältnißmäßig geringe Militärmacht ausreicht, und die eingebornen sieben Achttheile derselben ihre Empörungs-Versuche nicht wiederholen; inwiefern das System aushält: de faire le commerce en Sultan, et de faire la guerre en marchand; inwiefern die Prätensionen der Metis, der Abkommen europäischer Väter und indischer Mütter, nicht zunehmen; inwiefern den Indiern und Mohammedanern das Geheimniß der Schwäche ihrer Unterdrücker für immer verborgen bleibt, d. h. inwiefern der natürliche Gang der Dinge selbst stille steht.

Schließlich bemerken wir, daß seit dem J. 1813 allen brittischen Unterthanen, unter gewissen zu Gunsten der Compagnie aufgerichteten Normen, der Handel nach Indien gestattet, und daß der Compagnie nur das ausschließliche Privilegium des Theehandels verblieben ist.

IV). Die französischen, dänischen und schwedischen ostindischen Compagnien haben für den Welthandel, selbst in den Zeiten ihres besten Flors, eine zu geringe Bedeutung gehabt, als daß ihre nähere Darstellung für die Zeitgenossen Interesse behalten könnte. Die französische, welche 1664 errichtet wurde, konnte nicht aufkommen; 1769 wurde der Handel freigegeben. Eine neue im Jahre 1785 errichtete Gesellschaft erreichte 1791 ihre Endschaft. Eben so wenig gedieh die ostindische Compagnie in Dänemark, die mehrmals erneuert wurde, und endlich 1777 ihre Besitzungen dem Könige abtrat. Die Gesellschaft ist nur noch im Besitze des chinesischen Handels. Endlich die schwedisch-ostindische Gesellschaft, welche 1731 gestiftet, und 1766 und 1786 erneuert wurde, besteht noch, und hat ihren Sitz zu Gothenburg. A. M.

† Otaheiti. Die Bewohner von Otaheiti, Eimeo, Tepuamaun, Huaheine, Rajatea, Tahaa, Borabora und Maura haben seit 1817 den Götzendienst ganz verlassen. Die alten heidnischen Bilder und Altäre (z. B. die Morais, ihre Begräbnißplätze und Tempel) sind verschwunden, eben so die schrecklichen Menschenopfer und Kindermorde. Auf Otaheiti waren im J. 1818 sechzig Capellen und auf

Eimeo achtzehn erbaut. Der Sonntag wird jetzt auf sämmtlichen Inseln gefeiert. Ungefähr 4000 von den Bewohnern konnten damals lesen, und viele hatten auch schreiben gelernt.

Otranto, eine Provinz im Königreich Neapel, deren Hauptstadt auch Otranto heißt. — Herzog von Otranto, s. Fouché.

Otter, s. Schlange.

Otus, s. Aloiden.

† Oudinot. Den 8. April 1814 unterwarf er sich der neuen Regierung, wurde den 15. April Mitglied des provisorischen Staatsraths, und hierauf von dem Könige zum Pair ernannt. Nach Buonaparte's Rückkehr von Elba hatte er bei ihm eine Audienz in Paris, nahm aber keinen thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten. Er trat hierauf unter Ludwig XVIII. in seine vorigen Verhältnisse zurück. Als ein erfahrner Krieger von seltner Unerschrockenheit, der sich nicht bereichert hat, und daher der ärmste Marschall von Frankreich ist, steht er in allgemeiner Achtung.

Ovale, ist in der Geometrie eine geschlossene, krummlinige, reguläre Figur, deren zwei Hauptdurchmesser ungleich sind.

Ovation, s. Triumph.

Overbeck (Friedrich), ein höchst talentvoller Maler, geboren zu Lübeck im Jahr 1789. Schon als Knabe zeigte er die entschiedenste Neigung zur Kunst. Im J. 1806 ging er nach Wien, wo er bis 1810 blieb, und den Unterricht Fügers genoß. Er entschied sich hier für das Geschichtsfach, namentlich für Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Im J. 1810 begab er sich nach Rom, wo er schon 1811 eine Madonna vollendet hatte, die ihm daselbst den Beinamen des jungen Raphael von Lübeck erwarb. Dieses Meisterstück ist ausgezeichnet durch Einfalt, Zartheit, Verschmelzung und Harmonie der Farben und mit heiligem Sinne aufgefaßt und dargestellt. Seitdem hat Overbeck seine Arbeiten in Rom fortgesetzt, und damit die Erwartungen der Kenner weit übertroffen. Leider finden wir uns außer Stand, genauere Nachrichten darüber geben zu können.

† Owaihi (216 Q. M.). Ein hoher Berg, Mowna Roah, hat 3 Piks und eine Höhe von 2254 Toisen. Die oberste Spitze berührt die Schneelinie, ist aber nicht mit ewigem Schnee bedeckt. Durch den von dem König Tamaahmaah mit England und Nordamerika eingeleiteten Handelsverkehr ist die Civilisation auf dieser Insel sehr fortgeschritten, und europäischer Kunstfleiß, selbst Schiffbau, besonders durch englische Matrosen, die der König in seine Dienste genommen hat, eingeführt worden.

* Oxford, die Hauptstadt von Oxfordshire in England, auf einer Anhöhe, am Einflusse der Cherwell in die Isis, über welche die 500 Fuß lange steinerne Magdalenenbrücke führt, ist eine mittelmäßige Stadt von 1940 Häusern und 13,000 Einwohnern, aber vorzüglich wegen ihrer Universität berühmt. Die Hauptstraße ist ausnehmend breit und lang, und zu beiden Seiten mit schönen Gebäuden besetzt; im Ganzen ist jedoch die Bauart altmodisch. Die hiesige Universität, die berühmteste in Großbritannien, hat 23 Collegien oder große Gebäude, worin Lehrer und Lernende beisammen wohnen. Diese Collegien sind meistens Paläste von großem Umfange mit vortrefflichen Kunstsammlungen und äußerst reichen Einkünften. Sie sind fast sämmtlich von Privatpersonen zu verschiedenen Zeiten gestiftet und allmälig durch steigende Vermächtnisse zu ihrem Wohlstande gelangt. Gegen fünfzehnhundert Studenten wohnen in diesen Collegien. Das größte dar-

unter ist Christ-Church-Collegium, welches vier Höfe hat und von 200 Studenten bewohnt ist. Der Bibliotheksaal dieses Collegiums gehört zu den freundlichsten, die man sehen kann. All Souls- (aller Seelen) Collegium ist eins der schönsten in Oxford, und nimmt drei Seiten eines Vierecks ein, dessen offene vierte Seite vermittelst eines bedeckten Ganges die beiden Seitenflügel verbindet. Die zu diesem Collegium gehörige Bibliothek ist eine der schönsten zu Oxford. Zu den übrigen akademischen Anstalten gehört besonders die Universitäts- oder Bodlenmische Bibliothek in drei Sälen, welche eine der größten Europa's ist, indem sie 30,000 Manuscripte und 500,000 gedruckte Bände begreift. Sie ist in neuern Zeiten durch die 20,000 Bände starke Bibliothek des englischen Topographen Gough, welcher sie der Universität vermachte, bereichert worden. In demselben Gebäude befindet sich eine Gemäldegallerie, eine Sammlung von antiken Statüen und die Arundelische Sammlung von Inschriften. (S. Marmorchronik). Eine andere Bibliothek ist die Radcliffesche in einem schönen Gebäude, welches eine Rotunda bildet mit einer 60 Fuß hohen Kuppel. Sie enthält fast ausschließlich Bücher aus dem Gebiete der Arzneikunde und Naturwissenschaft, und ist bis jetzt nicht bedeutend zu nennen. Merkwürdig sind ferner das Shledonische Theater, welches sich durch seine halbzirkelförmige Fronte von allen übrigen akademischen Gebäuden auszeichnet, das ashmolesche Museum, welches eine Sammlung von Naturalien und Kunsterzeugnissen enthält, die Universitäts-Druckerei oder das Clarendon-printing-house, ein schönes in Form eines Tempels erbautes Gebäude, die Sternwarte und der botanische Garten, welcher jedoch dem von Cambridge nachsteht. Zum Parlament schicken die Universität und die Stadt zusammen vier Deputirte. Außer der Universität leben die Einwohner auch vom Korn- und Malzhandel.

Oxus, der jetzige Harratfluß (bei den Arabern Gihon), einer der vornehmsten Flüsse des ehemaligen Parthiens.

P.

* **P**, der funfzehnte Buchstabe des deutschen Abc. Er ist ein Lippenbuchstabe, der durch Ausstoßung des Hauches bei Oeffnung der festgeschlossenen Lippen hervorgebracht wird.

Packetboot, ein leichtes Fahrzeug von mittler Größe, das zu Ueberbringung der Briefe, Packete und Reisenden dient, und zu bestimmten Zeiten, wie die Posten auf dem festen Lande, abgeht: ein Postschiff.

Pacuvius, ein römischer Trauerspieldichter. Er war im J. der Stadt 533 zu Brundusium geboren und starb 623. Ennius war sein Oheim. Von seinen Tragödien sind nur noch Bruchstücke vorhanden. Quintilian indeß lobt die Würde seiner Gedanken und Charaktere, und Cicero scheint ihm die erste Stelle unter den Tragikern Roms einzuräumen, wiewohl sein Latein nicht das reinste war.

† **Paderborn**. Die Stadt Paderborn ist altmodisch gebaut, mit engen finstern Straßen und hat 870 Häuser mit 5400 Einwohnern.

Paez, ein ausgezeichneter Heerführer der Republikaner von Venezuela. Er hat seit dem J. 1817 in mehreren Treffen (z. B. bei San Fernando de Apura gegen Morillo, im März 1817, und bei La

Puerta gegen Morales den 15. April 1818) mit solcher Auszeichnung commandirt, daß er, als Bolivar, nach den für die Insurgenten unglücklichen Gefechten im April und Mai 1818, sein System der vereinzelten Angriffe, welchen die Spanier stets ihre gesammten Streitkräfte entgegensetzten, hatte aufgeben müssen, und an die Spitze der bürgerlichen Regierung gestellt worden war (s. Bolivar), den Oberbefehl über das sehr geschmolzene Heer erhielt. Unter ihm commandiren die Generale Marino und Arismendi; letzterer auf der Insel Margarita. Paez hat seitdem durch Bermudez die Mündungen des Orinoco und durch Brion den Fluß selbst glücklich behauptet, auch zu Lande die Verbindung mit den Insurgenten von Neu-Granada wieder hergestellt.

† Pairs, Gleiche, ursprünglich Pares regni, die dem König ebenbürtig waren, und unter den Kronvasallen dem Throne am nächsten standen. In Frankreich und Großbritannien wurde ihre Macht und Zahl nach und nach beschränkt (s. Frankreich), bis die Pairswürde nur gewissen Familien und Personen ertheilt wurde. — Im Jahr 1815 saßen im Oberhause Großbritanniens 7 Prinzen vom Geblüte, 17 Herzöge, 13 Marquis, 93 Earls oder Grafen, 23 Viscounts, 132 Barons. Dann noch 16 schottische Pairs und 28 irländische. In allem 329. Unter den Herzögen sind die von Norfolk (1483) und die von Sommerset (1546) die ältesten, der jüngste ist Wellington (1814). Unter den Marquis sind die von Winchester (1551) die ältesten, sie führen den Titel: Premier Marquis of England. Unter den Viscounts sind die von Herford die ältesten (1549). Von den 132 Baronen-Familien sind die Cliffords, die Precys und die Clintons noch aus dem 13ten Jahrhunderte. Das mittlere Alter aller englischen Familien im Oberhause ist nur 77 Jahre. (S. Benzenberg über Verfassung.) — In Frankreich bildeten seit Philipp August (st. 1223), von den großen unmittelbaren Kronvasallen, 12 Herren, welche Richter in Staatsstreitigkeiten waren, und den Gerichtshof von Frankreich, der auch der königliche hieß, ausmachten, einen eigenen geschlossenen Körper. Sie nannten sich Pairs von Frankreich.

Pamphylien, eine Landschaft in Kleinasien, die einen schmalen Strich des Küstenlandes an dem Innern des großen Busens zwischen Cilicien und Lycien ausmachte.

Panama (Landenge von), verbindet Süd- und Nordamerika mit einander. Sie steht unter spanischer Botmäßigkeit. Obgleich sie nur 12 Meilen breit ist, so scheint es doch weder von der Natur, noch von der Kunst zu erwarten zu seyn, daß sie je durchbrochen wird, da die sich hindurchziehenden Cordilleren unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen.

Panzer (Georg Wolfgang), war am 16. Mai 1729 zu Sulzbach geboren, bekleidete seit 1773 die Stelle eines Schaffers (Hauptpastors) an der Sebaldskirche zu Nürnberg, und starb am 9. Juli 1805. Außer mehreren Werken über alte deutsche Bibeldrucke und einer Aeltesten Buchdruckergeschichte Nürnbergs bis 1500 (ib. 1789, 4.) hat er sich vorzüglich durch seine Annalen der ältern deutschen Literatur (Nürnb. 1788 ff. 4. 2 Bde. nebst Suppl.) und durch die Annales typographicos (Nürnb. 1793 ff. 4. 11 Bde.) unsterbliche Verdienste um die Bibliographie erworben. Wovon Maittaire in seinem ähnlichen Werke nur einen unvollkommenen Versuch geliefert hatte, das führte Panzer hier, auf engere Gränzen sich beschränkend,

(bei dem erstern Werke bis zum J. 1526, bei dem andern bis 1536) und bloße Verzeichnung bezweckend, mit einem Fleiße und einer Genauigkeit aus, die diese beiden Werke zu wahren Ehrendenkmälern unserer Nation erheben. Die alten Drucke aller Länder und Sprachen sind (ein großer Theil nach eigner Ansicht) in alphabetischer Folge der Druckorte chronologisch verzeichnet, kurz, aber genau charakterisirt, und Angaben der Bibliotheken oder der Werke, in denen sie verwahrt oder beschrieben werden, beigefügt. Auch sein Ulrich von Hutten in literarischer Hinsicht (Nürnb. 1798, 8.) gehört zu den schätzbarsten bibliographischen Monographien, die es gibt. — Einer seiner Söhne, Georg Wolfgang Franz (geb. 1755), ist einer der würdigsten Schüler Jacquin's, und hat sich vorzüglich durch seine Fauna insectorum Germaniae (Nürnb. 1792 ff.) als Entomolog rühmlichst bekannt gemacht.

Papagei, ein zahlreiches Vogelgeschlecht, das über 150 verschiedene Gattungen zählt. Im Allgemeinen zeichnen sich die Papageien durch ihr schönes Gefieder und durch das Vermögen, Wörter nachsprechen zu lernen, aus. Sie sind in den Ländern des heißen Erdstrichs einheimisch.

Paphlagonien, eine Landschaft in Kleinasien am schwarzen Meere, die eigentlich zu Persien gehörte, zu Xenophons Zeit aber ziemlich unabhängig war. Hier lag an der Küste die griechische Pflanzstadt Sinope.

Papiermünze, gewöhnlich, wiewohl unrichtig, Papiergeld genannt, sind Papierzettel, versehen mit dem Charakter der Münze, d. h. mit der Eigenschaft von allgemeinen Tausch- und Werth-Ausgleichungsmitteln. Papiergeld ist in Vieler Ohren ein so furchtbarer Ton, daß sie schon bei dem bloßen Namen desselben erschrecken. Wenige haben einen Begriff davon, wie es möglich seyn könne, einem Dinge ohne Tauschwerth auf eine dauerhafte Weise die Kraft wirklicher Genußmittel und namentlich von Gold und Silber zu verschaffen. Insbesondere haben die mannigfaltigen Verluste und Vermögenszerrüttungen, welche die Einführung von Papiermünze in so vielen Staaten verursacht hat, Mißtrauen dagegen erweckt. Allein es war nicht diese Gattung von Münze an sich, welche solche traurige Folgen hatte, sondern nur der Mißbrauch derselben, und überall, wo sie mit Weisheit und Vorsicht eingeführt worden, hat sie die trefflichsten Wirkungen hervorgebracht, sahen wir die schönsten Früchte aus ihr emporkeimen; thöricht wäre es daher, wollte man durch die Nachtheile, welche der Mißbrauch der Papiermünze verursacht, sich abschrecken lassen, nach den Vortheilen zu ringen, welche ein weiser Gebrauch derselben unwidersprechlich gewährt. Die wohlthätigen Wirkungen, welche eine gute Papiermünze auf den Nationalwohlstand äußert, sind vorzüglich folgende: 1) Hat eine Nation, welche sich bisher der Metallmünze bei ihrem Verkehr bedient hat, durch eingetretene Umstände plötzlich einen Theil ihrer Münzvorräthe verloren, und fehlt es ihr an Mitteln die auf solche Weise in diesen Vorräthen entstandenen Lücken so schnell, als es ihr Interesse erheischt, wieder auszufüllen, so kann eine zweckmäßig eingerichtete Papiermünze sehr vortheilhaft als Stellvertreter der Metallmünze gebraucht und durch deren Einführung eine außerdem unvermeidliche Stockung des Verkehrs abgewendet werden. 2) Ist das Land hinlänglich mit Metallmünze versehen, so bewirkt die Einführung der Papiermünze, daß ein Theil der hierdurch überflüssig gewordenen Münze ersterer Art zu neuen ge-

winnbringenden Geschäften benutzt werden kann. Nicht unpassend vergleicht Adam Smith die in einem Lande umlaufende Metallmünze mit einer Heerstraße, die alles Gras und Getraide des Landes in Verkehr und zu Markt bringen hilft, selbst aber nicht einen einzigen Halm von beiden erzeugt. Die Einführung einer Papiermünze veranstaltet eine Art von Fuhrwerk durch die Luft, und macht es dem Lande möglich, einen großen Theil seiner Heerstraßen in gute Kornfelder und Wiesen zu verwandeln, und auf solche Weise das jährliche Erzeugniß seines Bodens und Fleißes beträchtlich zu vergrößern. Freilich ist der Gewerbsfleiß und der Handel eines Landes, wenn er so gleichsam auf den dädalischen Flügeln in den Lüften schwebt, nicht ganz so sicher, als wenn er auf dem festen Boden von wirklichen Genußmitteln, wie z. B. von Gold und Silber, einhergeht, indessen wird er doch immer dadurch beträchtlich vermehrt und erweitert werden können. 3) Die Kosten, welche die Nation zur Anschaffung und Unterhaltung der im Lande erforderlichen Münzmasse verwenden muß, werden durch die Einführung von Papiermünze außerordentlich vermindert, denn Papier und Druckerschwärze sind ungleich wohlfeiler als edles Metall. Das Verfahren, wodurch eine Regierung Papiermünze an die Stelle der Metallmünze setzt, ist daher dem Verfahren eines Fabrikherrn ähnlich, der zufolge einer vortheilhaften Eintheilung im Maschinenwesen seine alten kostbaren Maschinen durch wohlfeilere ersetzt und den Unterschied zwischen dem, was beide kosten, zu seinem umlaufenden Capital, zu dem Fonds schlägt, woraus er rohe Stoffe anschafft und seine Arbeiter lohnt. — Diese heilsamen Wirkungen vermag indessen die Papiermünze der Regel nach nur so lange hervorzubringen, als sie gut bleibt, gut aber ist dieselbe nur dann, wenn sie mit der Metallmünze, der sie von der Regierung gleichgesetzt worden, Kurs zu behaupten im Stande ist; von dem Augenblick an, da sie von letzterer sich loszureißen, d. h. unter deren Pari zu sinken beginnt, wird sie fehlerhaft und droht dem Nationalwohlstande große Gefahr. Die Nachtheile einer solchen fehlerhaften Papiermünze sind vorzüglich folgende: 1) Das Sinken der Papiermünze verursacht die Preiserhöhung sämmtlicher in den Verkehr kommenden Waaren, diese Preiserhöhung tritt aber nicht bei allen Dingen auf einmal ein, sondern verbreitet sich, von den fremden Kaufmannsgütern anfangend, nur nach und nach in ungleichen Verhältnissen auf die verschiedenen verkäuflichen Dinge, und am spätesten auf den Lohn der Arbeiter jeder Art, hieraus entsteht offenbar für diese zahlreichste Volksklasse ein sehr bedeutender Schaden. 2) Nicht minder leidet die Nation durch die Verwirrungen, welche dadurch in dem Verhältnisse zwischen Schuldner und Gläubiger entstehen, was nothwendig eine Stockung, wenigstens eine Erschwerung, des allgemeinen Verkehrs nach sich ziehen muß. Der Grundeigenthümer, welcher sein Grundstück verpachtet, der Landbauer, welcher für seine Erzeugnisse, der Kaufmann, der für seine Waaren einen gewissen Preis in Münze festgesetzt hat, derjenige, welcher einen bestimmten Gehalt in Münze als Lohn für verrichtete Arbeit oder geleistete Dienste zu beziehen hat, Alle haben auf einen beinahe unabänderlichen Tauschwerth der Münze gerechnet, und Alle sehen sich durch das fortdauernde Schwanken derselben auf das schrecklichste getäuscht, sobald zwischen Abschließung und Vollziehung des Geschäfts nur einige Zeit verstrichen ist. 3) Der Handel wird durch das Sinken der Papiermünze oft unmöglich, weil aller Credit, die Seele des Handels, dadurch zu Grunde geht und

die Zeit jede Berechnung zu Schanden macht. Wer auswärtige Waaren ankaufte und beim Verkaufe derselben beträchtlich zu gewinnen hoffte, sieht, wenn er dem auswärtigen Verkäufer die Waaren bezahlen muß, durch das Sinken des Wechselkurses plötzlich seinen Gewinn in Verlust verwandelt; wer mit inländischen Waaren Handel treibt, ist beim Verkaufe derselben nie gewiß, ob er dieselben zu gleichen Preisen wieder werde anschaffen können. Jede Handelsunternehmung kann dann unter dem Scheine des Gewinnstes einen Verlust mit sich führen; wer Waaren unverkauft liegen lassen, und seine Magazine verschlossen hat, ist am Ende des Jahrs oft reicher als derjenige, welcher die Waaren zu wiederholten Malen umgesetzt und bei jedem Umsatz zu gewinnen gemeint hat; der Vortheil des Kaufmanns steht daher alsdann mit seiner Betriebsamkeit im Widerspruche, und dem Handel werden von mehrern Seiten zugleich tiefe Wunden geschlagen. 4) Gesammelte Kapitale, die, verzinslich angelegt, Handel und Gewerbfleiß belebt haben, verschwinden zum Theil für den Kapitalisten, welchem dieselben in einer Papier-Münze abgetragen werden, die sich von der Metallmünze losgerissen hat, der Verschwender entledigt sich so seiner Verpflichtung gegen den Gläubiger mittelst weit geringerer Werthe, als er schuldig ist, und der sonst so wohlthätige Darlehnsvertrag hat nur Unheil zur Folge; von seinem Vermögen kann man dann keinen weisern Gebrauch machen, als wenn man es verzehrt, denn besser ist es, Kapitale selbst zu genießen, als sie auszuleihen und großentheils nicht wieder zu bekommen, oder solche anzuhäufen und nachher den Werth von dem, was man angehäuft hat, nicht wieder finden zu können. Verschwendung und liederlicher Haushalt werden dann Weisheit, und die Gesetze erscheinen mit den Lastern gleichsam im Bunde gegen das öffentliche Wohl. — Zwei Ursachen sind es hauptsächlich, welche dahin wirken, daß die Papiermünze von der Metallmünze, neben der sie in Umlauf gesetzt worden, sich losreißt, also fehlerhaft wird; diese Ursachen sind: 1) die Ausgebung einer unverhältnißmäßig großen, den Münzbedarf der Nation im Binnenverkehre übersteigenden, Masse von Papiermünze, 2) die Verminderung des Staatscredits. Das öffentliche Zutrauen, welches die Regierung besitzen muß, um gute Papiermünze in Umlauf setzen zu können, ist gegründet theils auf die Macht, theils auf den guten Willen derselben, übernommene Verbindlichkeiten gewissenhaft zu erfüllen. Es muß daher das Sinken der Nationalkraft, was auch immer die Ursache davon seyn mag, das Sinken des Werths dieser Münzgattung zur unmittelbaren Folge haben; jedes Unglück aber, das ein Volk trifft, muß in eben dem Grade auch seine Papiermünze herabsetzen, in welchem es die Allmacht seiner Nationalkraft und seines Nationalworts vermindert. Nur in ruhigen, friedlichen Zeiten lassen sich von der Einführung einer Papiermünze die obengedachten günstigen Folgen erwarten, nur dann läßt sich hoffen, daß dieselbe nicht von der Metallmünze sich losreißen werde, denn nur dann erfreut sich gewöhnlich die Regierung des zu einer solchen Maaßregel erfoderlichen öffentlichen Zutrauens; nicht, wenn der Staat hinsichtlich seiner Finanzen in Verlegenheit gerathen, sondern nur bei gefüllten Staatskassen sollte daher diese Maaßregel ergriffen werden, und nie sollte derselben ein anderer Zweck zum Grunde liegen als die Beförderung und Belebung des Nationalverkehrs. Artet die Papiermünze in eine Finanzunternehmung aus, so schadet sie nicht allein dem Verkehre, statt ihm zu nützen, sondern der beabsichtigte Zweck,

den Staatsfinanzen eine neue ergiebige Quelle zu eröffnen, wird auch in der Regel gänzlich verfehlt. Zwar vermag die Anwendung dieses Mittels bisweilen dem öffentlichen Schatze eine augenblickliche Hülfe zu gewähren, aber die Zerrüttung, welche derselbe in der Folge dadurch erleidet, führt gewöhnlich Nachtheile mit sich, welche mit jenen augenblicklichen Vortheilen in gar keinem Verhältniß stehen. — Dessen ungeachtet können Fälle eintreten, wo die Einführung einer selbst fehlerhaften Papiermünze, d. h. einer solchen, welche sich von der Metallmünze losreißt, Entschuldigung verdient. Ein Fall solcher Art ist, wenn es um Seyn und Nichtseyn des Staats gilt, wenn dessen Sicherheit in Gefahr schwebt, ein Krieg plötzlich droht und durch Ergreifung dieser verzweiflungsvollen Maaßregel die Regierung in den Stand gesetzt wird, über die Kräfte der Bürger so zu verfügen, wie es die Noth erheischt. Eine unter dergleichen Umständen eingeführte Papiermünze ist im Grunde nichts weiter als eine gezwungene, leicht zu erhebende, wiewohl höchst ungleich vertheilte, Anleihe. Aber auch in solchen Fällen muß, ist die Gefahr, welche von Außen drohte, vorüber, sogleich Hand ans Werk gelegt werden, um die übergroße Masse von Papiermünze zu vermindern und höchstens eine solche Menge davon in Umlauf zu lassen, als mit der Metallmünze gleichen Kurs zu behaupten vermag. — Als vorzügliches Mittel zur Einführung und Begründung einer Papiermünze wird gewöhnlich die Anstalt der Zettelbanken (s. d. Art.) benutzt. (Man vergl. auch d. Art. Münze — Idealmünze). K. M.

† Papst. Was die Politik oder kirchliche Frömmigkeit einiger katholischen Regenten dem Papste in den letzten Jahren zugestanden hat, ist im Art. Concordat angegeben. Ueber die weltlichen Besitzungen des Papstes s. d. Art. Kirchenstaat. Dieses Land scheint seit der Rückkehr des Papstes weniger glücklich zu seyn, als es unter der französischen Regierung war. Der Druck der Abgaben wurde nicht erleichtert, Handel und Industrie waren gesunken, und die öffentliche Sicherheit war auf die unerhörteste Weise gefährdet. — So einfach das Privatleben des jetzigen Papstes ist, so hat er doch für den Glanz des römischen Stuhles durch wiederholte Ernennungen von Cardinälen gesorgt, so daß das Collegium derselben am Ende des Jahres 1817 beinahe vollzählig war. Auch die beiden päpstlichen Verdienst-Ritter-Orden vom goldnen Sporn und vom heil. Johann von Lateran sind wieder vertheilt worden. Der erste, gestiftet 1559, wird in der Canzleisprache der Orden der Ritter der goldenen Miliz genannt; die Benennung vom goldenen Sporn gibt man ihm nur im gemeinen Leben. Das Ordenszeichen ist ein goldnes, weißemaillirtes, achtspitziges Kreuz, an welchem unten ein goldner Sporn hängt; es wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen. Päpstliche Beamte, Gelehrte, Künstler oder Personen, die sich sonst um den päpstlichen Stuhl verdient gemacht und katholischer Religion sind, erhalten ihn. Er steht jedoch in keinem vorzüglichen Ansehn. Die Decoration des zweiten Ordens ist ein goldenes, achtspitziges rothemaillirtes Kreuz, in dessen Mitte auf der Vorderseite Johannes der Täufer und die Inschrift: Ordinis Institutio 1560, auf der Rückseite die päpstliche Tiare mit kreuzweis aufgestellten Schlüsseln, und der Inschrift: Praemium virtuti et pietati. Er wird wie der erste an einem rothen Bande getragen, und auf gleiche Art vertheilt. E.

* Parabel, in der Mathematik eine krumme Linie (Curve),

welche einen der drei Kegelschnitte (s. d. Art.) begränzt; nämlich denjenigen, wo eine Ebene eine Seitenlinie des Kegels und folglich auch den Kegel selbst dergestalt schneidet, daß die Axe des Schnittes mit der entgegengesetzten Seitenlinie parallel ist. Der Punkt, wo die erstgenannte Seitenlinie von der Ebene geschnitten wird, heißt der Scheitel. Alle Parallellinien, welche innerhalb der Curve senkrecht durch die (aus dem Scheitel mitten durch die Fläche der Curve laufende) Axe gezogen werden, heißen Ordinaten, die Hälften, in welche die Axe sie theilt, Semiordinaten, die Stücke der Axe vom Scheitel an bis zu ihrem Schneidepunkte mit einer gegebenen Ordinate wird die Abscisse der letzten genannt, die beiden Seiten der Curve, vom Scheitel an bis auf die Grundfläche des Kegels, heißen ihre Schenkel. Je näher der Schnitt an der Spitze des Kegels geschieht, desto schmaler und enger wird die Curve, je weiter davon, desto mehr divergiren ihre Schenkel. Der Abstand ihres Scheitels von der Spitze des Kegels bestimmt ihre Krümmung. Es ist nämlich mathematisch erweislich, daß überall in der Parabel das Quadrat der Semiordinate dem Rectangulum aus der zu dieser Semiordinate gehörigen Abscisse und aus einer Linie gleich ist, welche sich zum Abstande des Scheitels von der Kegelspitze verhält, wie das Quadrat vom Durchmesser der Grundfläche zum Quadrat der Seitenlinie des Kegels. Diese Linie heißt der Parameter. (S. d. Art.) Ihre Größe bleibt für den gegebenen Abstand des Scheitels von der Kegelspitze, und folglich für eine gegebene Parabel, immer die nämliche, während die Semiordinaten und ihre Abscissen sich stets verlängern, je weiter die letztgenannten vom Scheitel entfernt sind. Ist der Kegel so beschaffen, daß seine Seitenlinie und der Durchmesser der Grundfläche, mithin auch ihre Quadrate, einander gleich sind, so ist auch der Parameter dem Abstande des Scheitels von der Kegelspitze gleich, mit andern Worten: dieser Abstand ist selbst der Parameter. Die Algebraisten pflegen den Parameter mit a, die Abscisse mit x und die Semiordinaten mit y zu bezeichnen, und drücken nun die Grundeigenschaft dieser Curve durch die Gleichung aus: $y^2 = ax$. Sie heißt von dem Apollonius, welcher über die Kegelschnitte geschrieben, die Apollonische, zum Unterschied von den Parabeln schiefer Kegel und höherer Geschlechter. Der Punkt in der Axe, wo die Abscisse dem Parameter gleich (wo $x = a$) ist, heißt der Brennpunkt. Er führt diesen Namen, weil auf seiner Haupteigenschaft die Theorie des parabolischen Hohlspiegels beruht. Wenn man nemlich in der Parabel, wo man will, eine gerade Linie zieht, welche, der Axe parallel laufend, die Curve trifft; und wenn man aus dem Brennpunkt eine gerade Linie in den nemlichen Punkt der Curve zieht, so machen allezeit beide Linien mit der Curve (strenger gesprochen: mit ihrer Tangente für den gegebenen Punkt) gleiche Winkel. Nun wird in den optischen Wissenschaften erwiesen, daß, wenn ein Lichtstrahl von einer polirten Fläche zurückprallt, jederzeit der Abprallwinkel dem Einfallswinkel gleich ist. Ist daher ein Hohlspiegel parabolisch, d. h. dergestalt geschliffen, daß seine Höhlung ein parabolischer Kegel ist, (ein Kegel, dessen Seitenlinien Parabelschenkel sind, weil er in der Real-Definition als der körperliche Raum gedacht wird, welchen eine sich um ihre Axe drehende Parabelfläche beschreibt): so fällt der Rückprall aller Lichtstrahlen, die mit der Axe parallel auf die krumme Fläche fallen, in Einem und demselben Punkte, nemlich im Brennpunkte, zusammen. Und je größer der Parameter dieser para-

bolischen Höhlung, populär zu reden: je weiter dieselbe, je weniger sie bei der Betastung fühlbar ist, desto weiter fällt der Brennpunkt vor dem Spiegel heraus. Den Vortheil der Vereinigung aller Parallelstrahlen gewährt der sphärische Hohlspiegel nicht (s. Wolfs Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften, Catoptrik §. 43. 44. u. 47.) und daher zeigt der parabolische alle catoptrischen Wirkungen des Hohlspiegels, worunter auch die Vergrößerung der Gegenstände gehört (Wolf a. a. O. §. 61.), vollkommener. Daher seine Wichtigkeit für die Astronomie in Bezug auf die Spiegelteleskope. Nicht minder wesentlich ist die Theorie der Parabel für die Artillerie. Jeder Schuß, wie überhaupt jeder Wurf eines Körpers, wenn er nicht senkrecht niederwärts geht, gibt die Erscheinung eines Kampfes der werfenden Kraft mit der Schwerkraft des geworfenen Körpers, und die Eigenschaften der Parabel dienen, aus dem Verhältniß der Größe beider Kräfte den (krummen) Weg des geworfenen Körpers im freien Raume mathematisch zu berechnen. Denkt man aus dem Raume die Luft hinweg, so ist erweislich, daß dieser Weg stets eine Parabellinie seyn muß, deren Scheitel die größte Höhe (Entfernung von dem Erdschwerpunkte) ist. (S. Karstens Lehrbegriff der gesammten Mathem. Thl. 4. §. 96.) Ist die Richtung des Wurfes horizontal (Kernschuß), so liegt der Scheitel im Anfangspunkte des freien Weges, z. B. in der Mündung des Schießrohres, und der Körper durchläuft einen Parabelschenkel. Das Verhältniß der Schußkraft zur Schwere der Kugel bestimmt den Parameter dieser Parabel, mithin ihre Krümmung, und auf dem Grunde der obigen Gleichung läßt sich berechnen, wie tief in jeder gegebenen Entfernung die Kugel unter der horizontalen Richtungslinie des Geschützes sich befinden wird. Gibt man dem Rohre Elevation, d. h. eine Richtung, welche zwischen die Horizontal- und Vertikallinie fällt (Bogenschuß), so durchläuft die Kugel steigend den einen, und fallend den andern Schenkel der Parabel, und es läßt sich wiederum mathematisch berechnen, in welcher Entfernung sie wieder in die Horizontallinie fallen wird. Umgekehrt, wenn die Entfernung des Gegenstandes gegeben (geschätzt) ist, den sie treffen soll, nemlich seine Entfernung sowohl vom Geschütz, als von der Horizontallinie; so läßt sich aus denselben datis, aus der Schußkraft und der Schwere der Kugel die Richtung (der Elevationswinkel) bestimmen, welche dem Rohre gegeben werden muß. Der Widerstand der Luft, ihre Friction mit der Kugel, ändert zwar einigermaßen diesen parabolischen Lauf; aber die Abweichung ist bei dem kleinen Gewehr, wegen der Kleinheit der Kugel, unbedeutend bis zur Unmerklichkeit, und bei größerem Geschütz, z. B. bei Bomben, unterliegt selbst diese Abweichung einer mathematischen Berechnung, weil der Widerstand der Luft nach Maaßgabe der Größe der Kugel und ihres Triebes bis auf einen gewissen Grad der Genauigkeit durch Experimente mit andern bewegten Körpern ausgemittelt werden kann. Selbst die Dichtigkeit der Luft, welche auf ihren Widerstand Einfluß hat, ist meßbar, obschon die Geschützkunst in der Praxis bis dahin die Genauigkeit der Berechnung nicht treibt. (Vergl. d. Art. Ballistik). Für die Schützen mit dem kleinen Gewehr, besonders mit Büchsen, ergeben sich aus der obigen Theorie noch einige nützliche Wahrheiten, worüber der Art. Visir zu vergleichen. A. Mnr.

Paradiesvogel. Dieser in Neuguinea und den benachbarten ostindischen Inseln einheimische Vogel, von dem man jetzt mehrere Gattungen kennt, zeichnet sich vor allen andern durch die unnachahm-

liche Farbenpracht seines Gefieders aus. Sonst erzählte man sich allerlei Fabeln von ihm, z. B. daß er ohne Beine zur Welt komme und sein ganzes Leben hindurch in der Luft schwebe, daß er bloß vom Thau lebe u. dergl., deren Ungrund man jetzt kennen gelernt hat.

† Paraguay. Dieses Land bildet jetzt größtentheils die Republik Buenos-Ayres (s. d.); das vom Plata östlich liegende Land aber ist theils von den Portugiesen besetzt, wie Monte-Video, theils wird es von dem Insurgenten-Anführer Artigas behauptet. — Die Geschichte der Insurrection im spanischen Amerika s. unter Westindien. I.

Parameter (höhere Geometrie) wird in den algebraischen Gleichungen, welche die Natur der Kegelschnitte (s. d. Art.) erklären, die unveränderliche Linie genannt, welche eben durch ihre Unveränderlichkeit die Figur des Kegelschnitts, z. B. die Dehnung der Elypse, die Schenkelöffnung der Parabel und Hyperbel bestimmt. Man denkt sich nämlich die Entstehung aller krummen Linien der Geometrie unter dem Bilde des Weges, den ein sich bewegender und nach gewissem Gesetz seine Richtung stets verändernder Punkt zurücklegt. Der Cirkel z. B. entsteht, wenn auf einer Ebene ein Punkt sich nach dem Gesetz bewegt, von einem andern Punkte in dieser Ebene stets gleich weit entfernt zu bleiben. In der höhern Geometrie erklärt man sein Wesen durch eine algebraische Gleichung. In jedem Cirkel nämlich, wo man auch immer aus der Peripherie eine Linie senkrecht auf den Durchmesser (die Axe) fallen lasse, ist das Quadrat dieser Perpendikularlinie dem Rechteck aus den beiden Stücken gleich, in welche die Axe durch jene Perpendikulare zerschnitten wird. Und umgekehrt: jede krumme Linie, in welcher dieß statt findet, ist ein Cirkel. Hier drückt die Gleichung das Verhältniß von Linien gegeneinander aus, die sämmtlich in dem Cirkel liegen, und veränderlich sind. Es gibt hier keinen Parameter, keinen Gegenmesser, nur der Durchmesser ist unveränderlich. Die Parabel hingegen wird durch eine Gleichung erklärt, in welcher es eine unwandelbare Größe gibt, welche nicht nothwendig in der Linie sich befindet. Man mag in beliebiger Entfernung vom Scheitelpunkte eine Perpendikulare (Semiordinate) auf die Axe fallen lassen; immer und überall wird ihr Quadrat dem Rechteck gleich seyn, welches aus der Linie vom Scheitel bis zum Einfallspunkte der Semiordinate und einer stets sich gleichbleibenden Linie gezeichnet werden kann, welche zum Quadrat der Seite des Kegels, dem Quadrat des Durchmessers von der Grundfläche, und dem Abstande des Parabelscheitels von der Kegelspitze die vierte Proportionalgröße ist. Jene heißt Abscisse, und diese Parameter. Bezeichnet man den Parameter mit a, die Abscisse mit x, und die Semiordinate mit y, so wird zum Behuf algebraischer Combinationen die Parabel überhaupt durch die Gleichung repräsentirt: $y^2 = ax$. S. Wolfs Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften, Alg. §. 198. 217. A. Mnr.

Paramythien sind kleine erzählende Dichtungen, zur Unterhaltung und Belehrung.

Paraphe, Handzug, ist derjenige Zug, den man bei Unterzeichnung seines Namens anzuhängen pflegt, um die Nachahmung zu erschweren.

Parfum, Parfumerie, ein künstlicher Wohlgeruch. Sie sind theils allerlei wohlriechende Wasser, Oele, Geister, theils Sachen, die mit solchen wohlriechenden Dingen angemacht sind, als Seifenkugeln, Pomaden, Bänder u. s. w. Mit dergleichen parfümirten

Waaren treiben vornemlich Grasse, Cette, Montpellier, Bordeaux, Grenoble, Paris, ferner Neapel, Mailand, Bologna und Genua einen starken Handel.

Parini (Giuseppe), einer der berühmtesten italienischen Dichter der neuern Zeit, war 1729 in dem mailändischen Dorfe Busisio, wo sein Vater ein Gütchen besaß, geboren, studirte auf dem Gymnasium Arcimboldi zu Mailand schöne Wissenschaften und Philosophie und widmete sich wider seine Neigung nach dem Willen des Vaters der Theologie. Mit einer ungünstigen äußern Lage und körperlichen Leiden kämpfend, arbeitete er unablässig an seiner weitern Ausbildung. Schon früh hatte er sich in der Dichtkunst versucht. Seine Umstände zu verbessern, gab er eine Auswahl seiner Jugendversuche unter dem Namen Rivano Eupilino 1752 heraus. Sie fanden Beifall: die römische Arcadia ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; er nahm als solches den Namen Dariolo Elidonio an. Schmeichelhaft dazu aufgefodert, ward er Hofmeister in den erlauchten Familien Borromeo und Serbelloni; dadurch ward er in den Stand gesetzt, seiner Lieblingsneigung freier folgen zu können. Seine nächsten literarischen Arbeiten waren kritischer Art. Er schrieb unter andern gegen den Dialogo della lingua Toscana von Onofrio Branda, und verwickelte sich dadurch in eine hitzige Fehde. Einen begonnenen Fischerroman ließ er unbeendigt, weil er bald empfand, daß ihm Neuheit und Originalität mangle. Die Sitten der Großen und das Leben in den Palästen, die er kennen und verachten gelernt hatte, beschloß er satirisch darzustellen, in der Darstellung aber das Didaktische und Dramatische mit dem Satirischen zu verweben. So ward er in seinem Tage der Schöpfer einer neuen Gattung. Unter dem Scheine, als wolle er die Vornehmen unterrichten, gab er ihre Sitten und ihr Thun der bittersten Satire preis. Im Jahr 1763 erschien der Morgen und zwei Jahre darauf der Mittag. Diese trefflichen Gedichte erwarben ihm die Gunst des österreichischen Ministers Firmian, der ihm zunächst die Redaction einer Zeitung auftrug, im J. 1769 aber, um Parini's Talent dem Vaterlande noch nützlicher zu machen, ihn zum Professor der schönen Wissenschaften an der palatinischen Schule ernannte. Parini las in der Canobiana bis zu ihrer Aufhebung, worauf er Professor der Beredsamkeit am Gymnasium der Breda wurde. Von den ersten Jahren seines Lehramtes an verfaßte er den lobenswerthen Curs der schönen Wissenschaften, der gedruckt ist. Später erhielt er noch die Professur der schönen Künste, über die er auch Vorlesungen hielt. Er entwarf mehrere Lehrpläne und schrieb eine Menge Programme. Die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich und dessen Vermählung mit der Prinzessin Maria Beatrice von Este feierte er mit einem musikalischen Drama, Ascanio in Alba, das sich vortheilhaft auszeichnet, und dem noch andere dramatische Versuche, namentlich verschiedne schöne Cantaten folgten. Nicht geringern Erfolg hatten seine lyrischen Gedichte. Inzwischen beschäftigte ihn die Vollendung seines Tages; er entwarf den Abend und die Nacht. Aber allzugroße Aengstlichkeit und die Unruhen der damaligen Zeit ließen ihn seine Arbeit oft unterbrechen. Die Ankunft der Franzosen erfüllte den freiheitliebenden Parini mit Hoffnungen für das Wohl Italiens; er ward Mitglied der Municipalität von Mailand. Die Rückkehr der Oesterreicher 1799 machte seiner Thätigkeit ein Ende; dazu kam noch, daß er auf beiden Augen erblindete. Zwar gab ihm eine glückliche Operation das Gesicht wieder, aber ein neues Uebel, die Bein-

wassersucht, befiel ihn und führte am 15. August 1799 seinen Tod herbei. Parini's Werke sind 1801 — 1804 in sechs Octavbänden erschienen. Sie zeichnen sich sämmtlich durch tiefes und zartes Gefühl, klaren Verstand und Schönheit der Sprache aus. Im reimlosen Verse ist Parini musterhaft.

† Paris enthielt im J. 1818 715,000 Einwohner. Die Einnahme der Stadt betrug im J. 1818 über 33 Millionen Franken. Seit 1796 sind alle Häuser öffentlicher Ergötzlichkeit verpflichtet, von jedem Franken Eintrittsgeld eine Decime für die allgemeine Armencasse abzugeben. Diese Auflage brachte im J. 1811 455,395 Franken ein, und war 1816 bis auf 497,363 Franken gestiegen. Paris wird in 20 Sectionen eingetheilt. Die Zahl der Wähler bestand 1818 in 10,101 Köpfen. Die Kehrseite der Pariser Fröhlichkeit sind die Spielhäuser. Von jeher herrschte in Paris eine ausschweifende Spielsucht. Alle Verbote reizten nur noch mehr. Endlich bestimmte die Polizei nach Sartines und Lenoir's Plan, daß nur eine gewisse Zahl Spielhäuser privilegirt seyn sollten. In der Revolution erfand das Directorium den Spielpacht, (ferme des jeux), und der Oberpächter konnte mehrere Spielhäuser errichten, die einen Unterpacht bezahlten. Im J. 1803 ward die Zahl der Pariser Spielhäuser auf 10 beschränkt, und der Einsatz durfte im Trente-un nicht unter 1 1/2 Franken und beim Roulette nicht unter 3 Franken betragen. Diese 10 privilegirten Spielhäuser gaben seit dem 1. Januar 1813 jährlich 4,540,000 Franken Pacht. Man hat berechnet, daß in denselben täglich fast eine Million und jährlich 325 Millionen über die Spieltafeln gehn. Der Unternehmer der Spiele unterhielt im J. 1818 20 Spieltafeln, bei welchen 442 Leute angestellt waren. Die Ausgabe belief sich jährlich mit Einschluß des Pachtgeldes, das jetzt auf 6 Millionen gestiegen ist, auf 7,718,146 Franken. Die jährliche Einnahme auf 9,600,000 Fr. Mithin hatte der Unternehmer einen jährlichen Gewinn von 1,881,854 Fr. Also bestätigt sich schon in dieser Hinsicht die Inschrift, welche Mercier der unersättlichen Stadt gab: Quaerens quem devoret! K.

Paris (Einnahme von) im J. 1814. Das Hauptheer der Verbündeten, seit dem 24. März mit der schlesischen Armee vereinigt, rückte, während Buonaparte in seinem Rücken über St. Dizier nach Chaumont eilte, auf der großen Straße über Meaux gegen Paris vor, lieferte auf diesem Marsche die bekannten Gefechte bei la Fere Champenoise (am 25.), Claye und Ville Parisis (am 28sten) und traf am 29sten ungefähr 150,000 Mann stark in der Nähe der Hauptstadt ein, die Dörfer Pantin, Romainville und Auvay besetzend. *) Der Feind, etwa 30 000 Mann unter den Marschällen Marmont und Mortier, hatte eine durch die Kunst verstärkte Stellung auf den Höhen hinter

*) Von der schlesischen Armee waren detachirt: das 3te preußische Corps (Bülow) gegen Soissons, das russische Corps von Sacken bei Trilport; von dem Hauptheere das fünfte Corps (Wrede) bei Meaux und Trilport, und General Winzingerode mit ungefähr 10,000 Mann Cavallerie, um die große Bewegung auf Paris so lange wie möglich gegen Buonaparte zu maskiren. Dieser, der eine Art Seitenstück zu dem Marsche von Triene nach Bassano im J. 1796 zu liefern beabsichtigen mochte, hatte nur übersehen, daß man mit 200,000 Mann ein solches Manöuvre, von 60,000 Mann ausgeführt, nicht zu fürchten braucht.

Belleville, Pantin, Romainville und Aubervilliers inne, den stark verschanzten Montmartre, so wie die Orte St. Maur, Charenton, Charonne, Bignolet, Belleville, Pré St. Gervais und la Chapelle besetzt. Für den auf den folgenden Tag bestimmten Angriff ward festgesetzt, daß die schlesische Armee gegen den Montmartre, links bis an den Ourq=Canal, das Hauptheer dagegen in dem südlich von diesem Canal bis an die Seine reichenden Terrainabschnitte operiren solle. Hier begann das Gefecht am Morgen des 30sten noch vor der bestimmten Zeit, indem die Franzosen Pantin und Romainville angriffen; sie wurden aber gegen Belleville zurückgedrängt, wo sich nun in dem durchschnittenen Terrain ein stehendes sehr mörderisches Gefecht entspann. Im Laufe desselben war zwar das Dorf Pré St. Gervais von der 4ten russischen Infanterie=Division genommen worden, da sich aber der Feind verstärkte und zum lebhaftesten Angriffe auf Pantin überging, so ward die preußische Fußgardebrigade dahin gesendet. Sie drang theils durch das Dorf, theils umging sie es, warf den Feind nach hartnäckigem Widerstande zurück, und rückte, ihn vor sich hertreibend, unter dem heftigsten flankirenden Feuer über die Ebene gegen St. Gervais vor, eroberte die Höhe bei diesem Dorfe, — auf ihr eine Batterie von 10 Geschützen — und gelangte verfolgend bis an die Barriere Pantin, wo sie sich zum Sturm bereit in Colonnen aufstellte. Weiter links schlugen indeß die Russen alle Angriffe auf Romainville und das dabei gelegene Gehölz ab, und als nach 11 Uhr das 4te Armeecorps (Kronprinz von Würtemberg) von Nogent sur Marne her, in zwei Colonnen den Wald von Vincennes besetzt, das Schloß umstellt und die Orte St. Mayr und Charenton genommen hatte, so rückten auch sie vor, eroberten die Dörfer Charonne, Bignolet und Belleville und drangen so ebenfalls bis an die Barriere der Stadt. Die schlesische Armee, welche um 11 Uhr auf dem ihr angewiesenen Schlachtfelde eintraf, ging in zwei Colonnen (die linke Preußen unter York und Kleist, die rechte Russen unter Langeron) über la Villette und Clichy vor; von der linken Colonne blieb die Division des Prinzen Wilhelm von Preußen zwischen la Villette und Pantin stehen, wies einen heftigen Angriff des Feindes ab, eroberte von einigen Bataillonen der Reserve (Russen unter Woronzow bei Aubervilliers aufgestellt) unterstützt das Dorf wieder, und vereinigte sich, dem fliehenden Feinde folgend, an der Barriere von Pantin mit der Garde. Der Rest der Colonne eroberte la Chapelle und stellte sich dort auf; die zweite Colonne eroberte Nachmittags den Montmartre, als bereits auf den übrigen Punkten des Schlachtfeldes Waffenruhe eingetreten war. Denn schon früherhin ließ der Marschall Marmont (Joseph Buonaparte, der den Oberbefehl geführt, war der Kaiserin nach Blois gefolgt) nach dem Verlust von Charonne rc., die Unmöglichkeit längeren Widerstandes einsehend, einen Waffenstillstand antragen, welcher unter der Bedingung sofortiger Räumung des Montmartre und aller übrigen vor der Stadt besetzten Punkte bewilligt ward. Alle Truppen, des Befehls zum Stürmen gewärtig, standen in Colonne im Halbkreise um die Stadt, als gegen Abend die Unterhandlungen wegen der Uebergabe angeknüpft wurden, welche denn Morgens 2 Uhr zu der bekannten Capitulation führten. Unter dem Jubel der bewegten Volksmasse zogen Alexander und Friedrich Wilhelm am 31. März an der Spitze der Truppen in Paris ein, der größte Theil der letztern rückte sogleich weiter, um Maßregeln gegen Buonaparte zu nehmen, welcher, seinen Mißgriff zu spät gewahrend, wieder bis

Fontainebleau herangeeilt war, aber hier nur ankam, um die Capitulation der Hauptstadt und bald darauf seine Absetzung zu erfahren.

Paris (Einnahme von) im Jahr 1815. Durch eine Kette von Mißgriffen der Bourbons, und die große Anhänglichkeit der Truppen an ihren vormaligen Führer ward das staunenswerthe Ereigniß möglich, daß der kaum vor Jahresfrist vertriebene Buonaparte, ohne auf nennenswerthen Widerstand zu stoßen, wie im Triumphzuge von Cannes nach Paris marschirte, und den Thron von Frankreich zum zweitenmale bestieg. Die Schlacht von Belle Alliance nöthigte ihn, denselben eben so schnell wieder aufzugeben, und es ward dem Marschall Davoust der Oberbefehl über das etwa 60,000 Mann *) starke Heer übertragen, welches zur Vertheidigung von Paris vorhanden war. Die Stadt war an der nördlichen und östlichen Seite schwer anzugreifen, da nicht allein der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in der Ebene davor liegenden Dörfer durch Verschanzungen, mit vieler Artillerie besetzt, gesichert waren, und der Erfolg eines Sturms auf diese große verschanzte Stellung sehr zweideutig, ein ungeheurer Menschenverlust aber gewiß blieb. — Die preußische Armee traf am 29. Juni vor diesen Linien ein; am 30. hatten die beiden Feldmarschälle eine Unterredung zu Gonesse, in welcher beschlossen ward, daß die englische Armee vor den Linien stehen bleiben, die preußische unterhalb der Stadt über die Seine gehen und sie von Versailles her angreifen sollte. — Dadurch ward jene ganze Befestigung unnütz, indem entweder Paris an seiner schwächsten Seite angegriffen, oder durch Abschneidung aller Lebensbedürfnisse, die es aus der Normandie zieht, zur Uebergabe gezwungen ward. Diesem Beschluß gemäß marschirte am Abend des 30. das erste und dritte preußische Corps rechts ab nach St. Germain, das vierte blieb bis zur Ankunft der Engländer in der bisherigen Position; am 2. Juli ging die Armee in zwei Colonnen, die erste — das dritte Corps — über Versailles nach Plessis Piquet, die zweite — das erste Corps — über Vaucresson und Sevres nach Meudon; das vierte Corps als Reserve nach Versailles. Der Feind ward bei Sevres und Plessis Piquet bis nach Vaugirard und Montrouge zurückgeworfen und Issy besetzt. In einem zu Paris gehaltenen Kriegsrathe waren fast alle Anführer darin einstimmig, daß die Stadt nicht länger zu halten sey. Um indeß das Letzte zu versuchen, drang am Morgen des 3. Vandamme noch mit 10,000 Mann vor und begann den Angriff auf Issy; er ward nach einem mehrstündigen blutigen Gefecht zurückgeworfen, und die Uebergabe der Stadt nun sogleich beschlossen. In St. Cloud kam noch an diesem Tage die Capitulation zu Stande, nach welcher die französische Armee Paris binnen drei Tagen räumen, binnen acht Tagen hinter der Loire seyn, den 5. Juli der Montmartre, den 6. alle Barrieren übergeben werden sollten. Am 7. Juli zog das erste preußische Corps durch die Barriere der Militärschule, ein Theil der englischen Armee durch die von St. Denis ein; am folgenden Tage langte Ludwig **XVIII.** wieder in seiner Hauptstadt, am 10. der Kaiser von Ruß-

*) Dieses waren lauter Linientruppen, das Corps von Grouchy, der größte Theil der von Belle Alliance Entronnenen, und eine beträchtliche Zahl von den Depots an der Loire herangezogen. Außerdem waren eine große Menge Einwohner — die sogenannten Föderirten — bewaffnet und zur Vertheidigung sehr bereitwillig; ihre Zahl läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben.

land und der König von Preußen dort an; die vom Osten herandringenden Armeen trafen bald nachher ebenfalls ein, und so sah denn das gedemüthigte Frankreich zum zweitenmale ein — man kann wohl sagen — europäisches Heer siegreich in seiner Hauptstadt versammelt. Vieles, was der erste Pariser Frieden unberücksichtigt gelassen hatte, ward nun beachtet, Buonaparte — hoffentlich für immer — ganz beseitigt, die früher geraubten Kunstwerke zu großem Verdruß des eiteln Volks zurückgenommen, und in dem am 20. November geschlossenen Frieden Stipulationen festgestellt, welche die Ruhe von Europa für längere Zeit zu sichern scheinen. M. B.

Parische Marmorchronik, s. Marmorchronik.

Pariser Theater. Die Geschichte der französischen Schauspielkunst ist bereits in dem Artikel Französisches Theater behandelt worden. Ueber den gegenwärtigen Zustand derselben, wie sie sich auf den Pariser Bühnen, die als die tonangebenden für ganz Frankreich zu betrachten sind, ausgebildet hat, haben mehrere deutsche Reisebeschreiber, wie Reichardt in seinen vertrauten Briefen über Frankreich, Kotzebue in seinen Erinnerungen aus Paris, Frau von Hastfer (jetzige Chezy) in ihrer Schrift über Leben und Kunst in Paris, u. A. m. viel Lesenswerthes geschrieben. Auch die deutschen Zeitschriften London und Paris, die französischen Miscellen, das Cotta'sche Morgenblatt u. s. w. enthalten eine Menge schätzbarer Nachrichten darüber. Vor Allen aber ist der geistreiche Aufsatz von Humboldts über die gegenwärtige französische Bühne, in Göthe's Propyläen, Sievers Gallerie der Pariser Schauspieler, in Brockhaus Zeitgenossen 2ter Band 3te Abth. und eine sehr ausführliche Abhandlung über das jetzige Pariser Theaterwesen in Wendts Leipziger Kunstblatt Juli 1818 darüber nachzulesen. Was nun den Charakter der französischen Schauspielkunst in ihrem gegenwärtigen Zustand auf den Pariser Bühnen betrifft, so läßt sich nicht läugnen, daß dieser selbst in Hinsicht auf die Tragödie, ungeachtet der bekannten großen Fehler in dem übertriebenen Pathos und der steifen, abgezirkelten Förmlichkeit des ganzen mimischen und recitirenden Darstellungsstyls der Franzosen, manche sehr wesentliche und nachahmungswerthe Vorzüge (die selbst ein Göthe und Schiller anerkannt haben) vor dem unserer deutschen Bühne voraus hat. Dahin gehört 1) die höhere Würde, die das théâtre français als ein eigentliches Nationaltheater im höchsten Sinne des Wortes, auf dem nur die anerkannt classischen Meisterwerke der Nation dargestellt werden, im Gegensatz zur deutschen Bühne, deren Repertoire man wohl dem Mengelwesen eines Jahrmarkts von Plundersweilern vergleichen mag, behauptet; 2) die würdigere Stellung, welche die Künstler selbst, in ihren äußern Verhältnissen zu Paris, vor denen in Deutschland voraus haben; 3) die strengere Sonderung der Kunstgattungen, die dem Pariser Schauspieler ungleich mehr Studium auf ein Fach und eine einzelne Rolle zu wenden erlaubt, worin er noch durch die auf den Pariser Bühnen so zahlreichen Reprisen der Stücke besonders unterstützt wird; 4) die bis zur höchsten Vollendung ausgebildete Kunst des Memorirens; 5) die eben so kunstwissenschaftliche Sorgfalt für die Correctheit der Aussprache, und 6) die überaus musterhafte Verbindung des mahlerischen Theiles der Schauspielkunst mit dem rednerischen; alles eben so bedeutende als unleugbare Vorzüge, die das französische tragische Theater in seinem gegenwärtigen Zustand vor dem deutschen auszeich-

nen. — In Betreff der Komödie aber, ist das Pariser Theater, von der feinsten Komik bis zur niedrigsten Posse herab, unstreitig jetzt das erste in der Welt, durch die Eigenthümlichkeit des Nationalcharakters, der Sprache, der geselligen Feinheit und Sitten, der in dieser Gattung so unerschöpflich reichen Literatur, und endlich der die höchste Vielseitigkeit der Ausbildung dieses Zweiges der Darstellungskunst verstattenden Hauptstadt der französischen Nation. Der letztere Vorzug geht schon aus der Menge der Bühnen hervor, die in Paris von jeher ungleich zahlreicher als in irgend einer andern Hauptstadt Europens gewesen ist. Vor zehn Jahren bestanden daselbst nicht weniger als 19 namhafte öffentliche Theater (die kaum zählbaren Winkelbühnen in Caffeehäusern, Gärten, Kellern, Restaurationen u. s. w. nicht mit eingerechnet), und obschon diese im Jahre 1807 auf achte eingeschränkt wurden, so sind sie doch jetzt schon wieder bis auf ein Dutzend gestiegen. Diese 12 Pariser Theater geben in allen Gattungen der theatralischen Kunst den Ton für ganz Frankreich an, und es ist also hinreichend, einen Blick auf sie zu werfen, um ein Bild des gegenwärtigen Zustandes des französischen Schauspielwesens überhaupt zu erhalten. Schon das Verhältniß dieser Theater unter einander gewährt aber dem Kunstfreund eine sehr erfreuliche Erscheinung, da jedes einzelne derselben an eine besondere Gattung der Kunst gebunden ist, die denn daher auch natürlich mit um so größerm Fleiß hier cultivirt werden kann. — Das Théâtre français steht oben an, nicht als das größte und prachtvollste, sondern weil es die wahre Schule der französischen dramatischen Kunst bildet, und hier die Meisterwerke eines Corneille, Racine, Voltaire und Moliere nach den festbestehenden Regeln seit Menschenaltern immerwährend gegeben und einer Generation nach der andern in Sinn und Herz geschrieben werden. Dies ist ein ächtes classisches Nationaltheater, von hier gehen alle Regeln der Aussprache und Declamation wie der mimischen Darstellungskunst aus. Die Zeit und die Mode berühren wohl diese Bühne zuweilen auch, aber ihre Erzeugnisse schweben nur vorüber und machen hier selten Glück. Dem Festbestehenden, Unwandelbaren ist diese Bühne gewidmet. Die Kunstleistungen des Théâtre français haben daher etwas Gerundetes, in sich Vollendetes, Ergreifendes und Gediegenes erhalten, das wohl kein anderes Theater auf der Welt übertreffen wird, aber der Reiz fortschreitender Vervollkommnung, freier phantastischer Entfaltung fehlt hier ganz; alles ist Styl, der oft fast in Manier ausartet, jeder Einzelne erfüllt sein streng beschränktes Fach ganz, und so steht das Kunstgebäude immer vollendet da, aber es ist in dem Trauerspiel besonders nie von innerm wahren Leben durchglühet, der beseelende Odem der Natur weht hier nicht, alles ist konventionelle Regel, doch fühlt man zugleich, daß französische Tragödie nur so dargestellt werden kann und muß. Anders ist es mit dem Lustspiel, dies verbindet hier die höchste Wahrheit mit dem feinsten Weltton; hierbei tritt man ohnehin aus dem Gebiet höherer Poesie in das der witzigen und scharfsinnigen Charaktere und Sittenschilderung; hier ist der gebildete Franzose in seinem Element, und gewiß hat auch bei keinem Volke das Lustspiel höhere Vollendung erreicht, als hier auf diesem Theater. Alle Stücke, die einmal Beifall finden, werden hier so oft wiederholt, daß sie nicht allein ganz ohne Souffleur, sondern überhaupt mit unvergleichlicher Raschheit und der geistvollsten Feinheit gegeben werden können. Das Théâtre français ist jetzt in der Straße Riche-

lieu und hängt zusammen mit dem Palais Royal. Es wurde 1548 gestiftet, im Hotel Bourgogne, Rue Mauconseil. Moliere verband sich 1650 damit. Von 1689 an wurde dies Theater in die Rue des Fosses-Saint-Germain l'Auxerrois verlegt, im J. 1770 in die Tuilerien. 1782 ins Odeon, und, als dies 1799 abbrannte, endlich in das jetzige Lokal, dessen Erbauer der Architect Louis ist. Das Haus bildet inwendig eine Art von Circus. Die Gallerie wird von 26 dorischen Säulen getragen, die in einem ununterbrochenen Halbkreise um das Parterre gehen. Zwischen diesen sind die Logen. Hinter der Gallerie stehen 36 kleinere Säulen, die das Gewölbe tragen. Das Haus gewährt einen sehr angenehmen Anblick. Das Theater hat 69 Fuß Länge und eben so viel Breite; es wurde in zwei Jahren erbaut (von 1787 bis 89). Rund um das Gebäude geht eine bedeckte Gallerie, in der Buden von Buchhändlern und Quincailleriekrämern sind. Zwei Seiten dieser Halle, wovon die eine nach der Straße Richelieu geht, werden von 24 dorischen Säulen getragen, die von oben bis unten mit bunten Affichen überklebt sind. Oft, besonders wenn Talma oder die Georges in einer Hauptrolle auftritt, wird dies Theater so gedrängt voll, daß die Zuschauer selbst die Orchesterplätze einnehmen. Es werden stets zwei Stücke aufgeführt, meist erst ein Trauerspiel, nachher ein Lustspiel, und zwar nicht selten jedes von fünf Akten. Das Repertoire dieser Bühne besteht lediglich aus den als classisch anerkannten dramatischen Meisterwerken der französischen Literatur, sowohl in der Tragödie als sogenannten haute Comédie, und eben so theilen sich die Schauspieler derselben genau in diese beiden Hauptgattungen, so daß nur selten ein jugendliches Talent es wagen wird, sich in beiden Fächern zu versuchen. Jetzt steht dieses Theater unter dem Duc de Duras und M. de la Ferté, Intendant des menus Plaisirs. Die Herren Talma, St. Prix, Dumas, Le Fond, Michelot, St. Phal, Baptiste und die Frauen Duchesnoi, Georges (jetzt abwesend), Volnois, Bourgoin, glänzen gegenwärtig in den Darstellungen der Tragödie; Fleury, Armand, Michot, und die Damen Mars, Leverd, Devienne im Lustspiel. Wir widmen den wichtigsten unter diesen Namen besondere Artikel. Die große Oper: Académie Royale de Musique, ist an Glanz und Pracht unvergleichlich; dies schöne Theater, das größte in Paris, ist jetzt in der Rue Richelieu, der königlichen Bibliothek gegenüber. Vormals befand es sich neben dem Palais Royal, wo es zweimal abbrannte. Das jetzige Lokal bildet eines der imposantesten Gebäude von ganz Paris, mit vier Façaden nach den vier Straßen hinaus, die es im Quadrat einschließen. Die Hauptfaçade, welche auf die Straße Richelieu geht, stellt einen großen Porticus von 8 Arkaden dar, über welchem sich der herrliche Foyer dieses Opernhauses befindet. Das imposante Vestibule ist mit dorischen Säulen geziert, die den Plafond tragen. Der ungeheure Saal des Hauses selbst, mit 5 Logenreihen über einander, faßt 3000 Zuschauer. Die herrlichen Decorationen, das zauberische Ballet, das 200 Personen starke Orchester, die glänzenden Costumes, die überraschenden Maschinerien, machen dies Schauspiel wahrhaft bewundernswerth. Die Art des ernsten und großen französischen Gesanges wird dem an italienische und deutsche Musik gewöhnten Ohr nie wohlthun, besonders wo er, so wie hier auf diesen großen Raum berechnet, zur höchsten Uebertreibung wird, und wahrhaft sinnverwirrend und herzzerreißend wirkt. Doch der Styl dieser Opern und der Geschmack des Pariser Publikums fodern es so,

und nie werden Lays und Laimez (die ersten Sänger) rauschender applaudirt, als wenn man bei ihrem Gesang unwillkührlich des homerischen Mars gedenken muß, dessen Stimme der von 10,000 Mann gleicht. Wahren Gesang hört man hier selten, aber die rhythmische Declamation und die Chöre wirken ergreifend. Die Opern von Gluck und Sacchini sind auf dieser Bühne heimisch, und ihre tiefe leidenschaftliche Seelensprache rührt jetzt wie sonst mit unsterblicher Jugendkraft. Es ist sehr Schade, daß auch das Spiel hier so sehr übertrieben wird. Von den Sängerinnen ist die liebliche Madame Branchu noch am freiesten von diesem Fehler, vor welchem ächtes tiefes Gefühl sie bewahrt, so wie auch Madame Armand; die sehr beliebte Mademoiselle Maillard aber, die erst seit kurzem das Theater verließ, war Meisterin in diesem wüthenden Toben. Die in die Opern verwebten Tänze, so wie die großen Ballets, die stets nach der Oper gegeben werden (dies Schauspiel währt gewöhnlich von 7 Uhr bis Mitternacht), übertreffen an Vollendung, Reichthum und Schönheit wohl alles Aehnliche. Die Tänzerchöre sind unübersehlich zahlreich, oft schwebt nur ein Amoretten- und Zephirenvölkchen von mehr als 60 Kindern über die Bühne; diese ist bei den Ballets gewöhnlich in verschiedene Erhöhungen abgetheilt, die alle von den Gruppen dieser reizenden Gestalten bevölkert sind. Die beiden Balletmeister Gardel und Milon theilen sich besonders in das idyllische und das heroische Fach. Unter den ersten Tänzern und Tänzerinnen hat fast jedes ein eignes Charakterfach sich erwählt. In der höchsten und zugleich sittlichsten Grazie wird Madame Gardel wohl stets unerreichbar bleiben; sie hat sich kürzlich erst vom Theater zurückgezogen. Im ernsten hohen Tanz ist Mademoiselle Clotilde einzig, nur leider für diese Kunst jetzt schon zu sehr gealtert. Erste Tänzerinnen neben ihr sind die Damen Bigottini, Delisle, Fanny Bias und Anatole Gosselin; die ersten Tänzer, seit Duport und Vestris hier nicht mehr erscheinen, sind Albrit, Beaupré, Paul und Anatole. Persius dirigirt die Oper und der berühmte Violinist Kreuzer das Orchester. In den Solotänzen pflegen stets die ersten Virtuosen der Kapelle die reizendsten Melodien und Solo's zu spielen, um den wahren Zauber zu vollenden; das einzige, was man dabei wünschen könnte, ist, daß die Bewegungen und Stellungen etwas weniger von den Regeln der eigentlichen Tanzkunst und mehr vom ächt mahlerischen Sinn und Ausdruck beherrscht würden, um so dem pantomimischen Tanz der Griechen näher zu kommen, in dem die Entrechats und Pirouetten gewiß keine Hauptrolle spielten — Das dritte Haupt-Theater ist: Théâtre Feydeau oder l'Opéra-comique in der Rue Feydeau; dies ist eines der angenehmsten und reizendsten Schauspiele. In dieser Gattung von Musik, die leicht, gefällig und doch zugleich originell und wirkungsvoll seyn muß, sind die Franzosen Meister und sie wissen interessante Theaterstücke dabei zu wählen, so daß sich auch jetzt der Geschmack an ihren Operetten über ganz Deutschland verbreitet hat. Sie werden hier trefflich und vor einem gewählten Publikum aufgeführt. Dies freundliche, nicht allzugroße, doch an 2000 Zuschauer fassende Theater wurde 1791 von Legrand und Molinos erbaut. Sowohl die innere als äußere Decoration, jene aus einem Amphitheater mit zwei Säulenreihen über einander, diese aus sechs colossalen Caryatiden, welche das Vestibule verzieren, bestehend, ist überaus gefällig. Elleviou, Martin, Gavaudan und Chénard waren als Sänger die Stützen dieser Operette; ersterer, der die lieblichste Methode mit einem sehr angenehmen Aeußern verband, hat sich leider

früh von der Bühne zurückgezogen. Wer ihn und Martin als Richard Coeur de Lion und Blondel in Gretry's Oper zusammen hörte, wird dies gewiß nie vergessen. Madame Gavaudan, die erste Sängerin, verdient auch als geistvolle treffliche Schauspielerin die allgemeine Vorliebe, die sie genießt. Die Sängerinnen Duret-Aubin, Regnault und Boulanger sind sehr ausgezeichnet. Neuerlich ist Herr Lemonnier an Ellevou's Stelle getreten. — Das vierte Nationaltheater war das Odeon, leider muß man sagen: war, da dies herrliche Theater (in akustischer Hinsicht sowohl als seiner Schönheit nach das vorzüglichste Theatergebäude in Paris) den 20. März 1818 wieder abbrannte, an demselben Tage, wo es 1799 auch abbrannte! Es war ganz nach dem Muster der griechischen Hörsäle gebaut, und hatte die seltene Eigenthümlichkeit, daß man auf jedem Platze alle übrigen Plätze sehen konnte. Die Gesellschaft, die hier spielte, wird nun wohl wieder im Théâtre Favart oder aux Italiens auftreten, wo sie früher schon spielte, denn das Odeon wurde erst 1808 wieder eröffnet. Picard ist Administrateur-general dieses Lustspieltheaters und dessen größte Stütze. Das eigentlich bürgerliche und rührende Lustspiel der Franzosen ist hier heimisch, oder vielmehr diejenige Gattung, welche die Franzosen vorzugsweise mit dem Namen Drame bezeichnen, die viel Aehnliches mit unsern Ifflandischen und Kotzebue'schen Schauspielen hat, und als deren Repräsentanten man Picard selbst durch seine zahlreichen Werke dieser Art betrachten muß. Die Herren Clozel, Chazet, Armand, Boucher und Pelissier, und die Damen Delia, Fleury, Adeline und Delille sind die vorzüglichsten Schauspieler dieser Bühne. — Das fünfte Haupttheater ist das Théâtre Royal Italien, am Boulevard des Italiens gelegen und 1782 nach einem Riß von Heurtier erbaut. Es hat den großen Vorzug ein völlig isolirtes freistehendes Gebäude zu seyn, und zeichnet sich auch sonst durch eine schöne, mit einem Peristyle von 6 ionischen Säulen verzierte Façade, wie durch einen sehr eleganten Saal in sphäroidaler Form, auf das Gefälligste aus. Hier ist das vorzüglichste Orchester von Paris, und Musikfreunde finden an diesen zweimal wöchentlich aufgeführten italienischen Opern den reinsten Kunstgenuß. Die durch ihre Kunstreisen auch in Deutschland so viel bewunderte Sign. Catalani war Unternehmerin dieses Theaters, welches sehr unter ihrer langen Abwesenheit litt. Sie kehrte im Juli 1817 zurück, trat aber den 28. März 1818 zum letztenmale auf, weil sie nach einem allzugroßen Verlust, Frankreich abermals zu verlassen, beschloß. Die kaiserliche Regierung bewilligte außer dem Schauspielhaus und den Decorationen noch eine jährliche Unterstützung von 220,000 Franken, die königliche gab nur 160,000 Franken, und Madame Catalani mußte außerdem nicht allein 120,000 Franken Bürgschaft leisten, sondern auch noch einen Schauspielsaal im Theater Favart einrichten. Nach dem Zurücktritt der Madame Catalani ist dies Theater von der Regierung übernommen worden. Die italienische Oper gibt nur selten ernsthafte Opern und meist Opere buffe. Sonst glänzte hier das liebliche Talent der leider so früh verstorbenen Madame Barilli. Kapellmeister Paer dirigirt das Orchester. Die vorzüglichsten jetzigen Sänger sind: Tramezzani, Garcia, Porto, Barilli, Chiodi, Console und Benelli; von den Sängerinnen nennen wir die Signori Morandi, Feroni, Borroni, Bianchi, Goria und Cinti. Die vorzüglichsten Künstler dieser fünf Haupttheater erhalten gewöhnlich die Erlaubniß, ihre Benefizvorstellung in einem größern Theater, als das ist, worin sie ge-

wöhnlich spielen, zu geben. Meist wird der große Opernsaal dazu gewählt, wo dann die berühmtesten Talente stets mitwirken, um eine solche Vorstellung zu schmücken. Eine der glänzendsten war die, welche Mademoiselle Mars im Februar 1818 im großen Opernhause gab, und welche ihr 40,000 Livres Einnahme abwarf. Nun wenden wir uns zu den sieben kleinen Theatern, die als eigentliche Volksbühnen auch sehr merkwürdig sind. Am nationellsten ist unstreitig das Théâtre du Vaudeville, in der Rue de Chartres St. Honoré, gegründet im J. 1791 und den 12. Jan. 1792 eröffnet, ein kleines enges und sehr unansehnliches Theater, welches im Sommer 1817 nothdürftig restaurirt wurde. Hier zeigt sich indessen die unerschöpfliche Fröhlichkeit der Franzosen, ihr leichter Witz und ihr Talent, der geringsten Kleinigkeit Stoff zum Lachen und zu einem Bon-mot abzugewinnen, in ihrem ganzen Glanze. Die Zeichnung dieser kleinen Stücke ist immer mit wenig kecken Strichen hingeworfen, hier gibt es keine verwickelten Intriguen, keine prachtvollen Decorationen, es wird den Sinnen eben so wenig geschmeichelt, als an Herz, Gemüth und Phantasie gedacht; nur für den Witz sind sie geschrieben, sie scheinen geschaffen um den angebornen Takt der Nation, der jede Lächerlichkeit sogleich fühlt, noch zu schärfen, die Geißel der Persiflage ist hier stets geschwungen, aber mehr aus Lachlust als aus Bosheit. Die kleinen Lieder, die darein gewebt sind, und die als ächte Volkslieder auf allen Straßen ertönen, haben einen ganz eignen piquanten Nationalcharakter; sie beweisen, daß die Tonsprache nicht bloß Gefühle, sondern auch witzige Einfälle anzusprechen vermag. Rasch und kurz begleiten die Klänge hier die Worte; ein solches Vaudevilleliedchen unterbricht das muntere Gespräch gar nicht, es erhöht nur dessen Lebhaftigkeit. Oft belustigt es in diesem höhern Vaudeville, Gegenstände personificirt zu sehen, die sich die Phantasie sonst wohl schwerlich gestatten würde. Es fällt selten etwas Bedeutendes auf den andern, selbst den größten Theatern vor, was hier nicht parodirt würde. Arlequin belustigt oft auf dieser Bühne. Es werden jeden Abend meist drei kleine Stücke hier gespielt. Der Directeur ist Herr Désaugiers, die Schauspieler Henry, Laporte, Chapelle, Gonthier, Thuillier, und die Damen Bodin, Arsene, Hervey, Betzi, Riviere, Clara und Sara Lescot sind hier besonders beliebt. Gewissermaßen ein zweites Vaudevilletheater, welches aber weit weniger auf seinen Witz, als auf derbe Laune und ächt komische Kraft Anspruch macht, ist das Théâtre des Variétés, Frascati gegenüber am Boulevard Montmartre. Sonst spielte die Gesellschaft dieser Bühne im Palais Royal auf dem sogenannten Théâtre Montansier, bis sie 1807, wo sie dieses Local verlor, das jetzige von Celerier gebaute Schauspielhaus erhielt. Dieses Theater ist eines der kleinsten und unansehnlichsten von ganz Paris, macht aber fortdauernd unter allen die besten Geschäfte. Hier herrscht ungebundene Lustigkeit; die ächt französischen Maskencharaktere sind hier heimisch, nämlich besonders Jocrisse und der Niais. Die Calembourgs machen hier die größte Belustigung, ja die ersten Schauspieler Brunet und Potier, sind wahre Genies in dieser Gattung, so unerschöpflich und originell komisch im Erfinden und Improvisiren solcher Wortspiele, daß sogar eine Sammlung ihrer Calembourgs (Brunetiana und Potierana) gedruckt erschienen ist. (S. d. Art. Brunet.) Hier werden meist Scenen aus dem Pariser Volksleben, treu, wahr und ächtkomisch aufgegriffen, dargestellt; alles ist so voll Localbeziehungen, daß es

außer Paris nicht zu verstehen ist, aber an Ort und Stelle auch den Ernstesten zum Lachen zwingt. Diese kleinen Lustspiele haben oft weder eigentlichen Anfang noch Ende, es sind aufgegriffene Scenen, die lebendig uns vorgeführt werden. Man gibt drei bis vier jeden Abend. Brunet, obschon jetzt sehr gealtert, ist einzig in dieser Art; immer frisch und jugendlich, spielt seine Laune in allen Farben, sein bloßes Erscheinen erweckt allgemeine Lust. An jugendlicher Kraft und Vielseitigkeit des komischen Darstellungstalents übertrifft ihn jetzt indeß nicht selten der unnachahmliche Potier, der seit kurzem aber zum Théâtre de Porte St. Martin übergegangen ist. Tiercelin ist besonders stark in kräftigen Karikaturrollen; Dubois, Cazot, Bosquier, Lepeintre, so wie die Damen Leroux-Barroyer, Vautrin, Mengozzi und Pauline sind vorgezogne Lieblinge des Volks. Im letzten Jahre 1817 machte besonders eine Posse: le Combat des Montagnes, hier großes Aufsehen, weil sich die jungen Kaufmannsdiener beleidigt fanden, daß sie in der Person eines Mr. Calicot von Brunet persiflirt wurden, und voraussahen, daß dies ein bleibender Beiname und Theatercharakter werden würde. Sehr oft parodiren die Schauspieler dieses Theaters auch die größern Bühnen, eben so wie ihre Schriftsteller die ernstern Dichter. Das Theater l'Ambigu comique und das Théâtre de la Gaieté gleichen Zwillingsgeschwistern, sie sind dicht nebeneinander auf dem Boulevard du Temple und haben völlig gleiches Streben. Hier sind alle Melodramen (die aber mit dem, was wir unter dieser Gattung verstehen, nichts gemein haben, s. d. Art. Melodrama) und Spectakelstücke heimisch, die mit lebhaftem Spiel, südlichem Feuer, glänzenden Decorationen und trefflichen Maschinerien gegeben werden. Ritter-, Räuber-, Geister- und Zaubermährchen hausen hier, je dunkler, je grausenvoller, desto beliebter; die Musik und die Ballets sind oft sehr hübsch, letztere besonders im Théâtre de la Gaieté, wo Hüllin Balletmeister ist; viele junge Talente bilden sich hier, die dann zu den größern Theatern übergehen. Das elegante Pariser Publicum räumt es nicht ein, diese petits Spectacles zu lieben, aber es geht incognito hin, und ist sicher, sich hier zu unterhalten. Zwischen den großen Melodramen werden zuweilen auch kleine Lust- und Possenspiele hier gegeben. Auf dem geräumigen und sehr schönen Théâtre de la Porte Saint-Martin, welches 1781 in 75 Tagen von Lenoir gebaut ward, um die große Oper, deren Gebäude abgebrannt war, so schnell als möglich wieder herzustellen, werden, seitdem diese 1794 das schöne Local in der Rue Richelieu erhielt, ebenfalls Melodramen mit Ballets und Pantomimen abwechselnd gegeben. Letztere werden hier vortrefflich executirt. Von diesem Theater ging die Freude an dem Spiel der Thiere als Acteurs aus; der bekannte Hund des Aubry begann hier seine dramatische Laufbahn, und die diebische Elster wurde seine Gefährtin. Natürlich müssen wir hier den Uebergang machen zu dem glänzenden Cirque Olimpique der Brüder Franconi, wo die Pferde privilegirt sind, Hauptrollen zu spielen. Dieser neue Circus wurde den 8. Febr. 1817 eröffnet und seine Schönheit erregte Bewunderung. Der Plafond ist mit Trophäen und Lanzen geziert, die Logen sind mit Basreliefs geschmückt, welche Scenen aus der französischen Ritterzeit vorstellen. Die Bereiterkünste, in denen die Familie Franconi vom Großvater bis zum Enkel so ausgezeichnet geschickt ist, gehen stets dem Schauspiel voran; dies besteht dann aus Pantomimen, in denen Aufzüge, Gruppirungen, Tänze und Manövres zu Pferde vor-

kommen, die mit seltenem Kostenaufwand und großer Kunst und Genauigkeit ausgeführt werden. Macbeth, Blaubart, Cain, Atala, und besonders der mit außerordentlicher Pracht aufgeführte rasende Roland, sind die Pantomimen, welche neuerlich ausgezeichnet gefielen. Letztere ist ein wahres Zauberspiel, wo die Pariser sich an dem Astolph, der auf dem Hippogryph in den Mond fliegt, und an dem Palast Karls des Großen gar nicht satt sehen können. Vor der Eröffnung dieses neuen Locals hatten die Franconi zu ihren Darstellungen auch schon einen Circus in der Rue du Montmartre, welchen der Bauchredner Comte, nachdem sie ihn verlassen hatten, zu einer Schauspielunternehmung für Possen und Kunststücke zu benutzen versuchte, die er den 2. Jan. 1818 eröffnete, aber nach 2 Monaten aus Mangel an Beifall schon wieder aufgeben mußte. Zuletzt müssen wir mit dem Théâtre Mécanique de Mr. Pierre in der Rue du Port Mahon schließen, welches wirklich in seiner Art sehr merkwürdig ist. Hier werden Gegenden und Landschaften in täuschender Nachahmung vorgestellt, die Beleuchtung ändert sich und man sieht bald die Sonne aufgehen, bald Stürme toben. Bewegliche Figuren beleben diese Landschaften, man hört das Geräusch derselben nachgeahmt; alles scheint zu leben in reger Bewegung, die kleine täuschende Welt zieht uns an, bis plötzlich der Vorhang herabrollt und uns so im Dunkeln läßt, wie wir es auch im Leben nach jeder Enttäuschung sind! Die Gemälde haben meist eine Breite von 6 und eine Höhe von 5 Fuß. Die Figuren sind 1 bis 11/2 Zoll hoch. Man kann diesem anspruchlosen kleinen Schauspiel seinen Beifall nicht versagen. In Deutschland ist es durch die geschikten Techniker Herrn Gropius in Berlin trefflich nachgeahmt worden. Jedes der größern Theater hat einen eleganten Foyer oder Versammlungssaal, wo man sich zwischen den Akten und nach dem Schluß, bis die Wagen nach ihrer Ordnung vorgefahren sind, aufhält und zugleich die Buffets befindlich sind. Diese Sortie de l'Opéra ist dem Pariser Badaud oft das Unterhaltendste des ganzen Schauspiels. WI.

Parma. Das Herzogthum Parma besteht aus den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guastalla, hat überhaupt 306 Quadratmeilen Flächeninhalt, und eine Bevölkerung von ohngefähr 380,000 Menschen (nach andern 500,000, welche Zahl jedoch zu hoch scheint). Durch den Pariser Frieden (1814) und die Akte des Wiener Congresses (1815) wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla der bisherigen Kaiserin von Frankreich, Erzherzogin Maria Louise von Oesterreich als völlig souveraines Eigenthum überlassen. Dieser Verfügung widersprach der spanische Hof, verlangte jene Herzogthümer für die ehemalige Königin von Hetrurien, Maria Louise, deren verstorbener Gemahl, als er (1801) Hetrurien erhielt, seine Rechte an Parma rc. aufgegeben hatte, und verweigerte deßwegen seinen Beitritt zur Wiener Congreßacte. Durch eine besondere, zu Paris abgeschlossene Convention wurde in der Folge festgesetzt, daß Parma nebst Zubehör, nach dem Tode der jetzigen Regentin, an die verwitwete Königin von Hetrurien und ihre männlichen Nachkommen in gerader Linie, nach deren Erlöschen aber an Oesterreich und Sardinien fallen solle. Der nachmalige Versuch des spanischen Hofes, die Erzherzogin Maria Louise schon jetzt zur Abtretung von Parma an die Königin von Hetrurien gegen eine Entschädigung in Gelde zu bewegen, ist ohne Erfolg geblieben. — Die Herzogin regiert ihre Länder ganz uneingeschränkt. Die Landesangelegenheiten werden durch die

Departements (des Innern, der Finanzen, des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten), deren jedem ein Präsident vorgesetzt ist, verwaltet. Die Einkünfte schätzte man sonst auf 1,500,000 Gulden, jetzt sollen sie weit stärker seyn. Das Militär besteht aus einem Infanterie-Regimente. Oesterreich hat, durch die vorerwähnte Pariser Convention, das permanente Besatzungsrecht der Festung Piacenza erhalten. Die gewöhnliche Residenz der Herzogin ist Parma, im Sommer das Lustschloß Colorno. Der Hofstaat ist wenig glänzend. Parma hat auch einen Ritterorden, den Constantin-Orden. Die griechischen Kaiser aus der Familie der Comnenen haben ihn (1190) gestiftet, und einer der letzten Abkömmlinge derselben überließ das Großmeisterthum des Ordens (1699) an den Herzog von Parma Er besteht aus vier Classen. Der König von Neapel behauptet auch Großmeister dieses Ordens zu seyn, weil Parma 1731 an seine Familie gefallen war.

† Paros führt bei den Türken den Namen Bara. Der beste Ankerplatz auf der Insel ist Naussa, wo Kriegsflotten sich sicher aufhalten können, und welcher daher auch den Galeeren des Capudan Pascha zu einer Station dient.

Passagini; s. Katharer.

Passau. Die Stadt Passau ist die Hauptstadt des Unterdonaukreises und der Sitz des Generalcommissariats. Sie hat eine romantische Lage und besteht aus der Stadt und den zwei Vorstädten, der Innstadt und der Ilzstadt, welche Theile zusammen über 800 Häuser und 6200 Einwohner enthalten. Die eigentliche Stadt liegt auf einer Halbinsel, an deren Ende sich die Donau und der Inn vereinigen, und sie ganz einschließen. An dem rechten Ufer des Inn liegt die Innstadt, welche durch eine hölzerne Brücke mit der eigentlichen Stadt Passau verbunden ist. Jenseits der Donau, am linken Ufer der Ilz, welche hier sich gleichfalls mit der Donau vereinigt, liegt die Ilzstadt. Auf dem in dem Winkel zwischen der Donau und dem rechten Ufer der Ilz liegenden 400 Fuß hohen Berge ragt die Festung Oberhaus mit ihren Basteien und Mauern hervor, deren Werke in neuern Zeiten mit acht Forts vermehrt worden sind, und welche mit dem tiefer liegenden Schlosse Niederhaus verbunden ist. Die eigentliche Stadt ist ziemlich gut, hingegen die Vorstädte sind schlecht gebaut. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus das ehemalige bischöfliche Residenzschloß, die von Quadersteinen aufgeführte prächtige Domkirche auf dem Domplatze, dem schönsten Platze der Stadt, und das ehemalige Jesuitencollegium, jetzt das Gymnasium. Außer einer Tabaksfabrik und den bedeutenden Bierbrauereien findet man hier wenig Industrie. Wichtiger ist der Handel und die Schifffahrt auf der Donau. In der Nähe liegen die Lustschlösser Freudenheim und Löwenhof.

Passiv s. Activ.

Patrouille, s. Patrolle.

† Pau zählt 1600 Häuser und 9000 Einwohner.

Paul Veronese, s. Caliari.

† Paul I. Die Strenge, die er anwenden zu müssen glaubte, um die zu Thronveränderungen so geneigten Großen seines Reichs im Zaum zu halten, nahm in dem Verhältnisse zu, als er auf Schwierigkeiten in der Ausführung seiner Plane stieß, und wiewohl von Natur nicht ohne Muth, kam es dennoch endlich dahin, daß er in einem erbärmlichen Ceremonielle die Stützen seiner Größe suchte. Es bildete sich daher unter den Großen eine Verschwörung. Man reizte

Paul absichtlich gegen seine Söhne, und diese machte man glaubend, daß der Vater sie in eine Festung sperren wolle. Es sey daher ihrer Selbsterhaltung wegen nothwendig, den bis zum Wahnsinn gemüthskranken Kaiser zu verhaften. Nach langem Widerstande und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er alle Rechte und Gewalt an seinen Vater wieder abtreten würde, sobald diesem Gott Gesundheit und Vernunft wieder geschenkt hätte, entschloß sich Alexander an Pauls Stelle die Regierung übernehmen zu wollen. Unter den 21 Verschworenen waren die bedeutendsten Plato Subow, Catharinens letzter Günstling, Valerius Subow, Nicolaus Subow, die Generale Bennigsen, Ouwarof und Pahlen. Von diesen blieb Valerius Subow den 23. Merz 1801 Abends bei dem Kaiser. Die übrigen, Plato Subow an der Spitze, kamen durch eine verborgene Treppe, Nachts 11 Uhr, in das Vorzimmer des Kaisers, im Palast St. Michael. Der wachhabende Husar rief Verrath, ward aber sogleich niedergehauen; Paul, durch das Getümmel erweckt, lief an die Thür, durch welche die Verschwornen eindrangen, und fragte, den Degen in der Hand, den Prinzen Subow, was er wolle? Dieser antwortete ihm: Paul Petrowitsch sey ein Verrückter und unfähig der Regierung. Darauf drang Paul mit dem Degen auf den Prinzen ein, allein Nicolaus Subow lähmte ihm durch einen Schlag den Arm, nun ward Paul heftig ringend zu Boden geworfen und mit einer Schärpe erwürgt. Als die Großfürsten dieß erfuhren, war ihr Schmerz grenzenlos. Alexander verwarf anfangs eine Krone, die man seinem Vater so grausam entrissen hatte. Endlich unterwarf er sich der durch Pauls wahnsinnigen Widerstand selbst herbeigeführten Nothwendigkeit. (Vgl. die Notice sur la mort de Paul I. Europäische Annalen 1817. 7. und Bredow's Chronik des 19ten Jahrh. Band I.) — Nach Georgel war Paul mäßig bei der Tafel und in seinen Vergnügungen, einfach in seiner Kleidung; er besaß, ohne eben Wissenschaften und Künste sehr zu lieben, viele Kenntnisse; er wußte einzelne Menschen richtig zu beurtheilen, und zeichnete sich in vertrauten Gesellschaften durch eine angenehme Unterhaltung und hinreißende Liebenswürdigkeit aus. Auch in seinen Briefen sind Geist, Scharfsinn und ein edler Ausdruck zu bemerken. Eben so urtheilen über Paul Kotzebue und die Frau von Schröder (Hofdame der Prinzessin von Würtemberg). K.

Paula (Franz von), s. Franz von Paula.

Paulus (Heinrich Eberhard Gottlob), geboren zu Leonberg im Würtembergischen 1761, war früher Professor der orientalischen Sprachen und der Theologie zu Jena, dann Consistorialrath zu Würzburg und zu Bamberg, und lebt seit 1811 als Professor und geheimer Kirchenrath zu Heidelberg. Durch die Herausgabe mehrerer arabischer Schriftsteller, durch sein Compendium grammaticae arab. (Jena 1790, 8.) und Repertorium für biblische und morgenländische Literatur (Jena 1790, 8. 3 Bände) hat er sich als einen eben so gründlichen als geschmackvollen Orientalisten gezeigt, aber das höchste Verdienst hat er sich um die Bibelerklärung erworben. Tiefer und scharfer Blick, unbefangener und heller Forschungsgeist, umfassende und vielseitige Gelehrsamkeit, Gewandtheit in der Darstellung und unerschrockner Freimuth haben sich wohl noch in keinem exegetischen Werke in dem glänzenden Verein gezeigt, als es in seinem philosophisch-kritischen und historischen Commentar über das N. T. (Lübeck 1804. 8. 4 Theile) geschehen ist. Er wurde durch dieses Werk zugleich der Schöpfer der psychologisch-historischen Exegese. Auch verdanken wir

ihm eine schöne Ausgabe der Werke Benedict Spinoza's (Jena 1803, 8. 2 Bände).

Pegnitzorden, also benannt von der Pegnitz.

* Pegu, sonst ein eigenes Königreich auf der ostindischen Halbinsel jenseits des Ganges zwischen Ava, Martaban, dem Meere und Arrakan, jetzt aber eine Provinz des birmanischen Reichs, welches aus der Vereinigung der vormaligen Königreiche Ava, Pegu, Arrakan, Cassay und Martaban entstanden ist. Bis 1757 war Pegu ein eigenes Königreich, in welchem Jahre die Hauptstadt Pegu erobert und zerstört wurde. Seit dem steht es unter dem Kaiser der Birmanen. Pegu erstreckt sich längs der Flüsse Irawaddy, Pegu und Thaulayn oder Lou-kiang, von welchen der erstere der größte Strom ist, und sich an seiner Mündung in mehrere Arme theilt, wovon der eine mit dem Pegusluße in Verbindung steht. Das Land ist meistens eine sehr fruchtbare Ebene mit einem sehr warmen Clima. Das Pflanzenreich bringt Reiß, Zuckerrohr, Kardamomen, Indigo, Baumwolle, Betel und fast alle tropischen Gewächse in Menge hervor. Ein großer Reichthum des Landes besteht in dem Tiekholze, welches in unerschöpflichen Waldungen das ganze Tiefland von Pegu bis zu den Gränzgebirgen Arrakans bedeckt. Von diesen wird es in größter Menge bis zum Irawaddy herabgeflößt; viele Städte treiben damit sehr wichtigen Holzhandel. Vor allem ist es wichtig zum Schiffbau. Der Baum ist ziemlich hoch, immer grün und hat ein Holz, das so hart als Eichenholz ist. Auch die Britten in Ostindien erhalten viel von diesem Holze, und ohne dasselbe müßte die brittische Marine im Oriente nur auf eine kleine Zahl von Schiffen beschränkt werden. Bombay, Madras und Calcutta erhalten ihr Schiffszimmerholz aus Pegu, und die peguanischen Schiffszimmerleute gehören zu den geschicktesten dieser Meere. Man hat ferner Pferde, Ochsen, Schafe; die Wälder sind voll Elephanten, Büffel und Tieger. Federvieh und Wildpret, besonders wilde Schweine, gibt es in Ueberfluß. Auch ist Pegu reich an Rubinen, Topasen, Sapphiren und Amethysten. Die Peguaner unterscheiden sich von ihren Oberherren, den Birmanen, durch ihre blässere Gesichtsfarbe und ihren Haarschnitt. Sie schneiden nämlich das Haar vorn rund, und scheeren es hinten von den Ohren bis zum Scheitel in einem halben Kreise weg. Uebrigens sind sie wohlgewachsen. Sie sind Verehrer des Buddha, der hier Gaudma heißt. Die Priester des Gaudma haben in ihrer Kleidung, Lehre, Lebensregel, die größte Uebereinstimmung mit den Lamas der Chinesen und Tibetaner, sind aber sehr verschieden von den Braminenpriestern. Pegu, die Hauptstadt des Königreichs Pegu, wurde von Alompra, dem Stifter des birmanischen Reichs, nach der Eroberung 1747 fast gänzlich zerstört. Das neue an dessen Stelle erbaute Pegu nimmt ohngefähr die Hälfte des Raumes des alten Pegu ein, von dem die Ruinen umherliegen. Die gegenwärtigen Einwohner sind nur Priester und Arme. Die Straßen sind breit und mit Ziegeln von den Ruinen der alten Stadt gepflastert. Nur die kaiserlichen Gebäude und die Klöster sind von Steinen erbaut; das Volk darf kein gemauertes Haus haben, weil man besorgt, es könne solches bei einer Empörung zur Festung machen. Das Merkwürdigste in Pegu ist der Tempel des Gaudma oder des Schomadu, ein Denkmal alter Baukunst, das bei der Zerstörung der Stadt verschont wurde. Dieses bewundernswürdige Gebäude (den ägyptischen Pyramiden vergleichbar) steht auf zwei Terrassen, eine über der andern. Die unterste größte ist zehn Fuß

über der Erde erhaben, und bildet ein genaues Quadrat; die obere kleinere ist zwanzig Fuß hoch, mithin dreißig Fuß über der Erde. Eine Seite der untern war 1391 Fuß lang, und eine der obern 68½ Fuß. Die Mauern, welche die Terrassen umgeben, sind verfallen, und die Ebene der untern mit Schutt bedeckt. Man ersteigt die Terrassen auf steinernen Stufen; auf beiden Seiten stehen Wohnungen der Priester, fünf Fuß über der Erde. Der Schomadu selbst ist eine massive Pyramide von Backsteinen und Mörtel, ohne Höhlung oder Oeffnung irgend einer Art; an der Basis achteckig und nach oben zu gewunden; jede Seite der Basis ist 162 Fuß lang. Diese große Breite nimmt schnell ab. Ein sechs Fuß hoher Rand umgibt die Basis der Pyramide, und auf diesem stehen 57 kleine Thürmchen rund um den Tempel herum; alle sind massiv, 27 Fuß hoch, und 40 Fuß unten im Umkreise. Dicht darüber steht ein zweiter Rand, welcher 53 ähnliche Kegel enthält. Eine Menge Zierrathen umgeben das Gebäude. Das Ganze krönt ein Ti oder durchbrochener eiserner Aufsatz, über welchem ein vergoldeter Wetterhahn befestigt ist. Der Ti hat 56 Fuß im Umfange und ist mit starken Ketten an der Spitze befestigt; unten hängen viele Glöckchen herab, die beim Winde ein beständiges Geklingel verursachen. Der ganze Ti ist vergoldet. Die ganze Höhe des Tempels von der Grundfläche an ist 361 Fuß und von der obern Terrasse 331 Fuß. In jedem Winkel der obern Terrasse steht ein 67 Fuß hoher Tempel, welcher im Kleinen dem großen Schomadutempel ähnlich ist. Das Alter des Schomadu wird auf 2300 Jahre angegeben.

Pehlvi, s. Persische Sprache.

Peitho, s. Pitho.

* **Peking**, die Hauptstadt des ganzen chinesischen Reichs, in der Provinz Pe-tscheli, liegt zwölf Meilen von der großen Mauer in einer großen fruchtbaren Ebene. Der Name bedeutet eigentlich die nördliche Residenz (von Pe der Norden und King Residenz, daher Pe-tscheli Nord-Provinz), wie Nanking die südliche. Die hohen Mauern, welche die Stadt umgeben und mit Basteien und hohen Thürmen versehen sind, ragen so über alle Häuser hinaus, daß man diese von weitem nicht sieht. Die Stadt bildet ein längliches Viereck und besteht aus zwei Haupttheilen, welche die chinesische und die tatarische genannt werden. Die letztere heißt unrichtig die tatarische, indem sie von den Mantschu bewohnt wird, und enthält den kaiserlichen Residenzpalast. Peking ist eine sehr große Stadt, welche um ein Drittel den Umfang von London übertrifft, und gegen zwei Millionen Einwohner haben soll; dagegen andere Reisende die Zahl der Einwohner nur auf 700,000 schätzen. Man findet hier 10,000 Paläste (Miao), 33 Tempel, mehrere öffentliche Altäre, als den Altar des Himmels und der Erde (auf jenem opfert der Regent im Sommer, auf diesem im Winter), den Altar des höchsten Königs, an dem die Chinesen das Neujahr feiern, Altar des ewigen Lebens, der Sonne, des Mondes, des Ackerbaues, vier katholische Kirchen, verschiedene Klöster, zwei russisch-griechische Kirchen, vier Moscheen, ein Findlingshaus, sechs Begräbnißplätze der vorigen Chane und 26 Tribunäle und Gerichtshöfe. Die Straßen sind über hundert Fuß breit, oft eine Stunde lang und nicht durchgehends gepflastert, werden aber statt dessen in der trocknen Jahrszeit täglich mit Wasser besprengt, um den Staub zu löschen. Die Breite der Straßen und das Volksgewühl auf denselben geben der Stadt ein eigenes freundliches An-

sehen, welches aber dadurch gemindert wird, daß man von den ohnehin niedrigen Häusern nichts als die Hinterseite sieht. Die Kramladen der Kaufleute, die nach der Gasse hinausgehen, beleben dafür die Ansicht. Sie stellen ihre Waaren sämmtlich zur Schau aus, so daß man die ganze chinesische Industrie in einer solchen Straße ausgekramt sieht. Statt der Kutschen sieht man auf den Straßen eine große Menge Sänften, worin sich die Damen tragen lassen. Nicht das ganze Innere der Stadt ist mit Häusern bebaut, sondern man findet auch freies, zum Theil mit Erdfrüchten bestelltes Feld, besonders in der chinesischen Stadt. Das merkwürdigste Gebäude von Peking ist der kaiserliche Palast, welcher in der tatarischen Stadt liegt, und dessen Pracht mehr in der Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten als in einer schönen Bauart besteht. Die Ringmauern des Palastes umgeben nicht nur die Wohnung des Monarchen, sondern eine eigene kleine Stadt, welche von den Hofbeamten, Offizieren und einer zahllosen Menge von Künstlern, die sämmtlich im Dienste des Kaisers stehen, bewohnt werden. Der Palast selbst soll eine Stunde im Umfange haben und das Innere reich verziert seyn. Die Gärten gewähren, nach den einstimmigen Aussagen aller Reisenden, einen zauberischen Anblick. Man findet darin künstliche Berge, die durch kleine mit Canälen bewässerte Thäler getrennt sind. Diese Wasser vereinigen sich in Seen und großen Teichen, auf welchen prächtige Barken schwimmen, und deren Ufer mit einer Reihe von Gebäuden besetzt sind. An den Ufern der Canäle erheben sich Felsen in romantisch schönen Gruppen, welche die rohe wilde Natur täuschend nachahmen. Auf den Gipfeln der Berge werfen hohe Bäume ihren Schatten auf liebliche, einsame Lusthäuser und Kiosks. Das Ganze gleicht einem Feenaufenthalte. An wissenschaftlichen Anstalten hat Peking eine astronomische und medicinische Gesellschaft, eine Akademie der Wissenschaften, die Expedition einer Hofzeitung, eine Sternwarte; auch ist jetzt eine Kuhpockenimpfungsanstalt daselbst. Die Polizei dieser großen Stadt ist vortrefflich, und man hört selten von Mord oder andern Verbrechen. Die Polizeisoldaten führen lange Peitschen, wodurch sie das Volk im Zaum halten.

Pelias, Sohn des Neptun, König von Jolkos in Thessalien, das er dem rechtmäßigen Beherrscher, seinem Bruder Aeson, entriß. Er wußte auch den Sohn desselben, **Jason** (s. d. Art.), der darauf Ansprüche machte, zu entfernen; kam aber bei dessen Rückkehr auf eine traurige Weise um, indem nach einer Sage seine eigenen Töchter auf den hinterlistigen Rath der **Medea** (s. d. Art.), die ihn durch ihre Zaubermittel zu verjüngen versprach, tödteten und den zerstückten Leichnam in einem Kessel kochten. Nach Andern tödtete ihn Medea selbst. Sein Sohn und Nachfolger **Akastos** feierte dem Todten zu Ehren prächtige Spiele oder Wettkämpfe, wobei mehrere von den berühmtesten Argonauten den Preis davon trugen.

Pelikan, die Kropfgans, ein großer Wasservogel, von dessen Zärtlichkeit gegen seine Jungen, die er mit seinem eigenen Blute nähren soll, viel Fabelhaftes erzählt wird. Auch heißt Pelikan wegen der Aehnlichkeit mit der Gestalt des Schnabels dieses Vogels ein wundärztliches Werkzeug zum Ausnehmen der Zähne.

Pelion, ein hohes und berühmtes thessalisches Gebirge, das eine Menge Heilkräuter erzeugt. Auf einem von seinen Gipfeln stand ein Tempel des **Zeus**, und nahe dabei zeigte man die Grotte des berühmten Centauren **Chiron**, der hier vor Alters gewohnt haben sollte.

Peloton, ein Knaul, Klumpen, ein Haufen zusammenstehender Soldaten, eine Rotte. **Pelotonfeuer**, das Abfeuern in kleinen Abtheilungen.

Pelz, Pelzwaaren. Man versteht unter Pelzwaaren allerlei Thierfelle, die von den Kürschnern gar gemacht und zugerichtet werden, und so zu Muffen, Mützen, Unterfutter und allerhand Kleidungsstücken, Ausschlägen und Verbrämungen dienen. Nordasien und Nordamerika liefern die wichtigsten Pelzwaaren, daher auch der Haupthandel damit in Rußland und Canada geführt wird. Die wichtigsten Marktplätze des sibirischen Pelzhandels sind Orenburg und Archangel, des amerikanischen aber die Niederlassungen an der Hudsonsbai.

* **Pensylvanien**, einer der wichtigsten nordamerikanischen Freistaaten, welcher gegen Norden an New-York und den Eriesee, gegen Süden an Delaware, Maryland und Virginien, gegen Osten an New-York und New-Jersey und gegen Westen an Ohio und Virginien gränzt. William Penn (s. d. Art.), von welchem es auch den Namen bekommen hat, erhielt es für seine Schuldfoderung an den brittischen Staat, und begab sich 1681 mit 2000 Colonisten dahin. Als er ankam, bewog er die Eingebornen, ihm das Stück Land, welches er wünschte, käuflich zu überlassen. Er führte eine vollkommene Denk- und Religionsfreiheit ein, wodurch die Menschenzahl schnell zunahm, und noch jährlich wächst. Im J. 1810 zählte man schon in diesem Staate, welcher 2140 Quadratmeilen groß ist, 810,000 Einwohner; aber doch ist nur ungefähr der sechste Theil desselben angebaut. Das Land wird von vielen Flüssen bewässert, darunter die bekanntesten der Delaware mit dem Schuylkill, der Susquehannah mit dem Juniata und der Alleghany und Monongahela sind, welche beide letztern nach ihrem Zusammenflusse bei der pensylvanischen Stadt Pittsburgh den Namen Ohio erhalten. In Hinsicht der natürlichen Beschaffenheit des Bodens läßt sich dies Land in drei Theile theilen; in den Gebirgsstrich, indem die blauen, endlosen und alleghanyschen Berge sich in verschiedenen Richtungen hindurchziehen; in den ostwärts von den Gebirgen und in den westwärts von denselben befindlichen Strich, in welchen beiden letztern der Boden fruchtbar und vortrefflich ist. Die Gebirge machen fast den dritten Theil des Landes aus; erreichen aber nirgends die Schneelinie, sondern sind fast durchaus bewaldet. Sie sind noch lange nicht mineralogisch genug untersucht. In diesen Gebirgen ist das Clima heiter und beständig, der Winter kalt. Der ostwärts von den Gebirgen liegende Theil des Landes zeichnet sich durch plötzliche Abwechselungen des Wetters und durch die äußerst hohen, aber nur sehr kurze Zeit anhaltenden Grade der Hitze und Kälte aus. Die Abwechselung von Hitze und Kälte ist in jeder Jahreszeit so schnell, daß nicht selten in einem Tage Gewitter und Schnee auf-einander folgen; daher das gelbe Fieber und andere Krankheiten häufig sind. Ganz anders ist das Clima auf der Westseite der Gebirge; dort ist es weder so heiß noch so kalt, noch die Abwechselung so häufig und so schnell, und das Clima überhaupt milder. Die Producte sind: Viehzucht aller Art, Getraide, Küchengewächse, Flachs, Hanf, Holz, Eisen, Steinkohlen, Marmor, Quadersteine, Kalk und etwas Kupfer und Blei. Das Eisen, woran dieses Land einen großen Ueberfluß hat, ist von besonderer Güte, leicht flüssig und ungemein zähe, und wird weniger vom Roste und Seewasser angegriffen, als das europäische; daher auch beim Schiffbau

dem letztern vorgezogen. Die Erze liegen so leicht und in losem Gestein, daß sie mit wenig Mühe und Kosten gefördert werden können. Ein Drittel der Einwohner machen die ursprünglichen Engländer und unter ihnen die Quäker den zahlreichsten Theil der Angesehenern aus. Ein anderes Drittel ist deutschen Ursprungs aus Schwaben, Elsaß, Franken, Westphalen und den Rheinländern. Das Hauptgeschäft der Deutschen ist der Ackerbau, den sie mit Fleiß und Sparsamkeit treiben; sie behalten ihre deutschen Einrichtungen, Sitten und Lebensweise bei, und pflanzen sie auf ihre Nachkommen fort. Sie halten sich gern zusammen, sonderlich die von einer Confession, sind nicht sehr gesellig, aber dienstfertig und gegen Reisende gastfrei und ehrlich. Die Erziehung und die Cultur des Geistes vernachlässigen sie, nicht alle können deutsch lesen, wenige schreiben und rechnen. Industrie und Handel dieses Landes steigen immer mehr; besonders verfertigt man wollene und leinene Zeuge, Papier, Glas, Porzellan, Fayence und Seife. Auch fehlt es nicht an mancherlei Anstalten zur Beförderung der Künste und Wissenschaften. Von den pensylvanischen Stapelwaaren ist Weizen und Weizenmehl die vornehmste. Der hiesige Weizen wird für den besten in Nordamerika gehalten. Auch sind noch Leinsamen, Stabholz, das sehr geschätzt wird, gepöckeltes Rind- und Schweinefleisch, Eisen in Stangen, doch auch vieles, sonderlich zu Gußwaaren verarbeitetes Eisen und seit kurzem auch Schießpulver Gegenstände der Ausfuhr. Der Handel erstreckt sich schon bis China, Petersburg und bis an das mittelländische Meer; wird aber nicht bloß mit eigenen Producten, sondern auch mit sehr vielen Producten der übrigen Staaten und Westindiens getrieben. Der Handel hat hauptsächlich in Philadelphia (s. d. Art.), der Hauptstadt der Provinz, seinen Sitz, und wird durch die daselbst befindlichen vier Banken und eilf Assecuranzgesellschaften sehr befördert. Unter den übrigen Orten sind noch besonders wegen ihrer Industrie bemerkenswerth: Germantown, Lancaster, Ephrata oder Dunkerstown, der Sitz der Dunkers, einer Separatistengemeine, und Bethlehem, der Hauptort der vereinigten mährischen Brüder in den nordamerikanischen Freistaaten. Was die Staatsverfassung Pensylvaniens betrifft, so beruhet die gesetzgebende Gewalt auf der Generalversammlung, die aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten besteht, die ein Ober- und Unterhaus bilden. Die höchste vollziehende Gewalt hat der auf drei Jahre gewählte Gouverneur, der 30 Jahre alt seyn muß.

Pentheus, Enkel des Kadmos und als König von Theben dessen Nachfolger. Durch seine Widersetzlichkeit gegen die Einführung des Bacchusdienstes zog er sich das traurige Schicksal zu, von den Bacchantinnen, worunter seine eigene Mutter und seine Schwester waren, im tollen Wahnsinne getödtet und zerrissen zu werden.

† **Pera**. Es befinden sich hier ein deutsches und französisches Seminarium für junge Leute aus Deutschland und Frankreich zur Besetzung der Dragomanstellen und eine türkische Schule für junge dem Serail bestimmte Leute. Im J. 1810 verlor diese Vorstadt durch Brand an 2500 Häuser. Hier herrscht europäische Lebensart, und die Kleidung der Einwohner ist ein Gemisch von griechischer und französischer Mode.

Perdiccas. Diesen Namen führten mehrere Könige von Macedonien, auch der erste nach einigen Angaben. Ein späterer Perdiccas, der dritte dieses Namens, war ein Bruder des bekannten Philippus. Berühmter ist der Feldherr Alexanders, ein vornehmer Ma-

cedonier, der ihn auf seinen Zügen nach Asien begleitete und in vorzüglichem Ansehen stand, auch Alexanders Vertrauen vor allen andern hatte. Ihm übergab dieser sterbend seinen Siegelring, das Symbol der königlichen Gewalt, und scheint ihn dadurch zu seinem Nachfolger haben bestimmen zu wollen. Auch besaß er wohl Ehrgeiz genug um diese Würde zu wünschen; dennoch bewirkten die Gegner und Nebenbuhler, daß er bloß zu einem der Vormünder des Thronerben gewählt wurde. Uebrigens wußte er es doch dahin zu bringen, daß er den nächsten Platz nach dem Könige behauptete; als er aber höher strebte, und eben im Begriff war, seine mächtigen Rivalen niederzukämpfen, entstanden Meutereien in seinem eignen Heere, die zum Theil sein Uebermuth erzeugt hatte, und führten seinen gewaltsamen Untergang herbei. Er wurde im dritten Jahre, nachdem er zum Vormund ernannt worden war, in Aegypten von seinen Kriegern ermordet.

Pergamus, eine der schönsten und berühmtesten Städte Asiens im Alterthume. Sie lag in Mysien und war die Hauptstadt eines besondern Königreichs, das im J. 283 vor Chr. von Philetärus, des Lysimachus Statthalter in Pergamus, gestiftet und nach einer Dauer von 133 Jahren von den Römern in Besitz genommen wurde. Pergamus war ein blühender Sitz der Künste und Wissenschaften und besaß eine Bibliothek von 200,000 Bänden. (Vergl. d. Art. Pergament.)

Perier (Jean Constantin), Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften. Er und sein Bruder Auguste Charles sind für Frankreich das, was Boulton und Watt für England waren. Ihnen verdankt Frankreich die Einführung der Dampfmaschinen und viele dabei angebrachte Erfindungen. In ihrem großen Etablissement zu Chaillot bei Paris werden, wie in Soho durch Boulton und Watt, alle Arten von Maschinen im Großen verfertigt und man wendet sich bei neuen großen Fabrik- und Manufacturanlagen und Unternehmungen gewöhnlich zur Ausführung an sie. — Casimir Perier, einer der ersten Pariser Banquiers und Mitglied der Deputirtenkammer, hat sich in neuester Zeit durch seine großen Einsichten im Finanzfach und durch seine kräftige Opposition gegen die Finanzadministration des Ministers Corvetto, besonders bei Gelegenheit der großen Anleihen durch die Gesellschaft Baring-Hope-Labouchère, hervorgethan, und man hielt ihn für eine der kräftigsten Stützen der liberalen Parthei. Er ist 1777 in Grenoble geboren.

Peripetie, unerwartete Veränderung, welche sich in dem glücklichen oder unglücklichen Zustande der Hauptpersonen eines epischen oder dramatischen Gedichts, eines Romans u. s. f. ereignet, und ihn in den entgegengesetzten verwandelt: z. B. im Oberon der Sturm, welcher während der pflichtwidrigen Umarmung der Liebenden hereinbricht, und später ihre Rettung vom Feuertod durch die Macht des Elfenkönigs; in Schillers Jungfrau von Orleans das plötzliche Erwachen des Mitleids mit Lyonel und dessen Folgen. Aristoteles führt Cap. XI. nach Hermann als Beispiel die Scene im Oedip an, wo die Nachricht, welche den König von Furcht befreien und erfreuen soll, durch die Entdeckung seiner Herkunft das Gegentheil bewirkt. Hier geht die Peripetie aus der Agnition hervor (s. d. Art.). Dies gehört aber nicht nothwendig zu ihrem Wesen, sie kann auch ohne Agnition (ohne Verwandlung der Unkenntniß in Kenntniß des Standes, der Herkunft u. s. f.) statt finden. Ihre Hauptwirkung ist Ueberraschung, nämlich Rückwirkung der Ueberraschung des Handelnden auf

den Zuschauer. Die Stärke dieser Wirkung auf die Menge verführt insonderheit die Theaterdichter oft zu einem Gebrauch der Peripetie, welcher höheren, dichterischen Zwecken widerstreitet. Vor allen beruhen die sogenannten Rettungsstücke auf einem undichterischen Gebrauch der Peripetie aus Unglück in Glück. Statt einer anziehenden Verwickelung der Begebenheiten und Angelegenheiten häuft der Poet Gefahr und Unglück auf die Häupter seiner Hauptpersonen ohne irgend einen andern Zweck, als den, uns mit ihrer Errettung davon zu überraschen. (S. Rettungskomödie.) A. Mnr.

Peron (François), Correspondent des französischen Instituts, Mitglied der medicinischen der philomathischen Gesellschaft, und mehrerer andern, wurde geboren zu Cerilly im Departement des Allier am 22. August 1775. Sein Vater starb früh, und da er ihn ohne Vermögen ließ, so wollten ihn seine Verwandten ein Handwerk lernen lassen. Weil er aber davor Abneigung zeigte, so brachte ihn seine Mutter in das Collegium zu Cerilly, wo dessen Präfect Baron sich seiner sehr annahm. Er studirte vorzüglich die Classiker, und als er die Rhetorik beendigt hatte, rieth man ihm, den geistlichen Stand zu wählen. Der Ortspfarrer gab ihm Unterricht in der Philosophie und Theologie. Im J. 1792 aber, begeistert von Vaterlands- und Freiheitsliebe, verließ er seinen Lehrer, ging nach Moulins und trat in die Schaar des Allier, die zur Rheinarmee und zwar nach Landau kam, wo sie belagert wurde. Nach der Belagerung wurde er in der Schlacht bei Kaiserslautern von den Preußen gefangen und über Wesel nach Magdeburg geführt. Diese Gefangenschaft war seiner Bildung nützlich. Sein Geld wurde ihm nicht abgenommen, er kaufte sich Bücher, gewann mehrere Leute, die ihm liehen, und so las er vorzüglich Geschichte und Reisen. Ende 1794 wurde er ausgewechselt, und erhielt zu Dietenhofen den Abschied, weil sein rechtes Auge durch eine Wunde unbrauchbar geworden war. Im August 1795, also 20 Jahre alt, kam er wieder nach Hause. Nun bat er den Minister des Innern um die Verwilligung, als Zögling in die medicinische Schule zu Paris aufgenommen zu werden. Er erhielt sie, studirte 3 Jahre Medicin, Zoologie und vergleichende Anatomie am Museum, und graduirte. Eine unglückliche Liebe bestimmte ihn, eine Anstellung bei der Entdeckungsreise nach dem Südmeere unter Baudin mit den Schiffen Geographe und Naturaliste nebst der Goelette Casuarina zu suchen; was ihm mit Hülfe Jussieu's und Lacepede's, doch schwer gelang, weil alle Gelehrten-Stellen schon vergeben waren. Er wurde als Zoolog mitgeschickt, und erhielt Anweisungen zu seinen Arbeiten von Lacepède, Cuvier und Degerando. Am 19. October 1800 segelte man von Havre de Grace ab. Er war auf dem Geographe, wo er sich freundlich an Louis Freycinet, Henry Freycinet, Ransonnet und Mantbazin, Seeoffiziere, an Boulanger, Geographen, Leschenault, Botaniker, Bernier, Astronomen und Depuch, Mineralogen, vorzüglich aber an Lesueur anschloß, der sein Mitarbeiter und Freund wurde. Jene zwei letzten, Bernier und Depuch, starben auf der Reise. Sogleich fing er meteorologische Beobachtungen an, die er auf der ganzen Reise von 6 zu 6 Stunden anstellte. Bald darauf entdeckte er, daß das Meerwasser je tiefer je kälter sey. Gegen den Aequator sahen sie bei finstrer Nacht Feuerbrände im Meere. Es waren die gallertartigen Thiere, welche Peron nachher als Pyrosoma beschrieb. Von nun an thaten sich Peron und Lesueur zusammen, dieser zu zeichnen, jener zu beschreiben. Nach 5 Monaten kam man nach Isle de

France (Insel Moriz), wo mehrere Naturforscher zurückblieben wegen der unartigen Behandlung Baudin's. Dann segelte man nach der Westspitze von Neu-Holland, und zurück nach der Insel Timor, wo er seine Hauptentdeckungen über die Weichthiere und Pflanzenthiere (eigentlich Medusen) zu machen Gelegenheit hatte, und wobei er sich unsäglichen Strapazen und Gefahren im Meere aussetzte. Fast alle Kameraden wurden krank; er erhielt sich, wie die Einwohner, durch den Gebrauch des Betels. Von Timor gings gerade nach dem Südcap von Diemensland. Man untersuchte die Ostküste, ging in die Baß-Enge, und folgte der Südküste von Neu-Holland. Im Hafen Jackson angekommen, war Alles krank, und nicht mehr als noch 4 Menschen waren im Stande, Dienste zu thun (Alles aus Nachlässigkeit und Rohheit Baudins). Hier suchte er sich mit dem Zustande der Verbrecher-Colonie bekannt zu machen. Das Schiff, der Naturalist, wurde von hier nach Frankreich beladen geschickt. Nun untersuchte man die Insel beim westlichen Eingang der Baß-Enge, man folgte wieder den Küsten von Neu-Holland, um in den Busen Carpentarie zu kommen. Ueberall drohte Gefahr in so unbekannten Meeren. Peron war immer voran, er stieg wiederholt ans Land, suchte die unmenschlichen und meineidigen Wilden auf, sammelte eine zahllose Menge Thiere aus allen Classen, beobachtete ihre Lebensart, suchte auszumitteln, welche auf diesen unfruchtbaren Inseln und Küsten Reisenden zur Nahrung dienen, welche zum Handel, welche Hausthiere werden könnten. (Namentlich das Schnabelthier, die Beutelthiere, worunter das Wombat, und das neue gestreifte Känguruh, der neuholländische Kasuar, viele Fische, besonders aber Weichthiere. Auch schildert er die Wilden meisterhaft.) Da zwei Naturforscher zurückgeblieben, und zwei gestorben waren, so war er der einzige, welcher alles für die Naturgeschichte that, und es ist bekannt, daß noch keine Seereise soviel geliefert hat, als diese. Als Baudin so weit ging, daß er ihnen den Branntwein zum Einsetzen der Thiere verweigerte, sparte er sich seine Trinkportionen ab, und mehrere Kameraden mit ihm. Sollte man sich eine solche Rohheit von einem Schiffsführer denken, der eine Entdeckungsreise zu machen beauftragt ist! Als er auf die Insel King mit Bailly, Lesueur, Leschenault und Guichenault abgestiegen war, trieb ein Windstoß das Schiff auf 14 Tage aus dem Gesicht. Sie arbeiteten aber fort, als wenn ihnen nichts bevorstände, und obgleich ohne Obdach und unter beständigem Regen und in fürchterlichem Winde, sammelte er doch 180 Weich- und Pflanzenthiere, und beobachtete die riesenhaften Robben (Phoca proboscidea). Auf Timor zurückgekommen, jagte er mit Lesueur allein ein Krokodill, von dem jetzt das Skelett zu Paris ist. Dann blieb man auf dem Rückweg auf Isle de France 5 Monate, wo er die Fische und Weichthiere studirte, und noch viel neue entdeckte. Endlich nach einer Abwesenheit von 3 1/2 Jahren landete er mit dem Schiffe Geograph zu l'Orient am 7. April 1804, und kam nach Paris, wo er einige Monate zubrachte, um die Sammlungen zu ordnen, den Katalog zu verfertigen, und Alles ins Museum zu schaffen. Darauf ging er zu seiner Familie, um sich von den Mühseligkeiten der Reise zu erholen, von der er siech zurückgekommen war. Nach Paris zurückgekehrt erhielt er von Champagny, Minister des Innern, den ehrenvollen Auftrag, den Reisebericht und die Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände mit seinem Freund Lesueur zu liefern. L. Freycinet bekam den nautischen Theil zur Bearbeitung. Indessen

hatten die Beauftragten des Instituts (Laplace, Bougainville, Fleurieu, Lacepède, Cuvier) den Bericht über das Zurückgebrachte abgestattet. Es fand sich, daß über 100,000 Thiere darunter waren, unter denen 2500 neue Species und mehrere neue Genera, und daß Peron und Lesueur allein mehr Thiere kennen gelehrt haben, als alle Naturforscher der letztern Zeiten zusammen, und daß Perons Beschreibungen alles leisten, was nur gefodert werden kann, — das Anatomische ausgenommen. — Der erste Theil der Reise erschien 1807 in 4. mit prächtigen Kupfern. Und von nun an war Perons Ruhm entschieden. Der zweite Theil war 1811 zur Hälfte gedruckt, als Peron starb. Er ließ noch einzelne Abhandlungen, vorzüglich in den Annales du Muséum d'Hist. naturelle drucken, oder las sie sonst in gelehrten Gesellschaften vor. So über Pyrosoma, über die Temperatur des Meers, die Geschlechtsschürze der Hottentottinnen, die versteinerten Zoophyten auf Timor, die Ruhr in heißen Ländern und den Gebrauch des Betels, die Erhaltung der Gesundheit zu Schiffe, die Stärke der Wilden verglichen mit der der Europäer, die Wohnörter der Robben, Naturgeschichte der Medusen (leider unvollendet). Auch arbeitete er an einer Vergleichung der verschiedenen Menschenarten, wozu er noch drei Reisen von 15 Jahren vor hatte, nach dem Norden, nach Indien und nach Amerika. Die Naturgeschichte der Völkerstämme auf Timor mit Kupfern ist herrlich; es fehlte aber an Unterstützung. Es liegen eine Menge Beschreibungen von Vögeln, Säugthieren, Amphibien und Fischen, vorzüglich von wirbellosen Thieren da, zu welchen letztern sein Freund über tausend Zeichnungen nach dem Leben gemacht hat. Die Thiere sind in Brannwein. Im Band VII. der Mém. de la Soc. d'émulation médicale ist eine Auseinandersetzung seiner einzelnen Abhandlungen. Seine Brustkrankheit wurde schlimmer. Er ging mit Lesueur nach Nizza, wo sie ihre Zeit wieder mit naturhistorischen Untersuchungen hinbrachten. Aber er kehrte nur kränker zurück. Er wollte, als alle Hoffnung schwand, in seiner Vaterstadt sterben, wo ihm die Mutter kurz vorangegangen war. Seine Schwestern und sein Freund Lesueur pflegten ihn im Viehstall. Am 14. Dec. 1810 verschied er und ließ seinen Freund allein. Der zweite Theil der Reise ist endlich 1816 erschienen. L. Freycinet hat ihn herausgegeben. Peron hat ihn noch bis Seite 231 besorgt. Die Engländer beklagen sich, daß die Franzosen viele Entdeckungen für die ihrigen erklärt haben, die Flinders vor ihnen gemacht hat, daß sie diesen auf Isle de France gefangen gehalten, und dadurch seinen Tod befördert haben, obschon die Franzosen in Neu-Holland von den Engländern alle Unterstützung empfangen hatten, was Peron selbst nicht genug loben konnte.

† **Perpignan** zählt über 12,000 Einwohner.

Perponcher (Baron von), General in königlich niederländischen Diensten und Gesandter seines Königs am Berliner Hofe, stammt aus einer der angesehensten und ältesten holländischen Familien ab, die sich stets durch ihre Anhänglichkeit an das oranische Haus auszeichnete. In dem Feldzuge von 1815 commandirte er eine belgische Division. In dem furchtbaren Kampfe bei Quatrebras (am 16. Juni) eilte er, da er sich überzeugte, daß das Schicksal dieser wichtigen Tage von der Erhaltung dieses Postens abhing, ohne dazu Instruction zu haben, auf seine eigene Verantwortlichkeit, dem dort hartbedrängten braunschweigischen Corps zu Hülfe, wodurch es auch gelang, diesen Schlüssel der ganzen Position der Alliirten gegen Ney zu behaupten.

† Perregaux starb 1813. Das Banquiergeschäft ward von dem Sohne mit Herrn Lafitte unter der alten Firma fortgesetzt und hat unter der Leitung des Letztern einen solchen Schwung genommen, daß man dies Haus für eins der reichsten in Europa ansieht.

* Persien (Geographie von). Persien ist ein großes Land in Asien, welches jetzt durch die neuesten politischen Veränderungen in drei Staaten zerfällt: das eigentliche Persien (Westpersien) oder Iran, Kabulistan oder Afghanistan und Beluchistan oder das Land der Beluchen. Die neuesten Nachrichten über die beiden letztern Staaten verdanken wir den Britten, welche an den Hof von Kabul im Jahre 1808 eine Gesandtschaft und nach Beluchistan im Jahre 1810 zwei Offiziere schickten. Die Reise nach Kabul hat Elphinstone und die nach Beluchistan Pottinger beschrieben, welche beide mit zu diesen Reisenden gehörten. Da Beluchistan in einem eigenen Artikel beschrieben ist, bleibt uns hier nur die Beschreibung der beiden andern Länder. — Westpersien oder der Staat Iran gehört zu Westasien und grenzt an den persischen Meerbusen, das osmanische Reich in Asien, das russische Reich, das kaspische Meer, Kabulistan und Beluchistan. Es liegt vom 61° 30′ bis zum 79° der Länge und vom 26° bis zum 41° der Nordbreite. Den Flächeninhalt schätzt man auf 22,000 Quadratmeilen. Persien ist in der Mitte eine Hochebene mit vielen Sandwüsten. Besonders sind die nördlichen Provinzen, wo der zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Ararat sich erhebt, und die westlichen Gegenden gebirgig. Vom Tigris östlich läuft beinahe parallel mit demselben ein Granitgebirge, bei den Alten Zagros genannt, und mit demselben erstreckt sich gleichfalls parallel das Gebirge Orontes; heut zu Tage Elwind, welches sich in zwei Aeste theilt, wovon der eine sich auf der Westseite des kaspischen Meeres mit dem Alburs oder den kaspischen Bergen verbindet, welche eine Fortsetzung des Taurus sind. Die am kaspischen Meere gelegenen Gegenden sind sehr niedrig, ja noch niedriger als die Küsten am Ocean, werden aber von Gebirgen in Form eines Halbzirkels eingefaßt, welche Fortsetzungen des Taurus und Caucasus sind, und einen viel steilern Abhang gegen das Meer hin, als auf der Landseite haben. Im südlichsten Theile von Persien oder Iran erhebt sich der Boden weniger schnell, als im nördlichen und westlichen Theile. Längs des persischen Meerbusens zieht sich ein schmaler Streif niedrigen Landes hin, der im Sommer wegen der übermäßigen Hitze gar nicht bewohnbar ist. Je weiter man sich von dem Meere entfernt, desto näher kommt man den Gebirgen und desto kühler wird die Luft. Die im südlichsten Theile dieses Reiches gelegenen Landschaften sind viel wärmer als die übrigen, hingegen die am höchsten gelegenen nördlichen und westlichen Gegenden haben ein sehr gemäßigtes Clima und sind selbst im Winter sehr kalt. Es ist auffallend, daß ein so weit ausgedehntes Land wie Iran auch nicht einen einzigen Strom oder wirklichen Hauptfluß, selbst nicht einen bedeutenden Küsten- oder Nebenfluß hat, ob es gleich viele hohe Berge zählt. Man findet nur wenig Bäche und geringe Steppenflüßchen, die entweder sich im Sande verlieren, oder durch die Bewässerungscanäle gänzlich verschlungen werden. Die vornehmsten dieser Flüsse sind, außer dem mit dem Kur vereinten Aras oder Araxes (der nur in den nördlichsten Gränzprovinzen fließt), der Kisil-Osen, der Tedzen, der Kurasu, der Nechenk, Kureak rc. Man findet auch mehrere Seen, wohin der Eriwansee, aus dem der Zanghui kommt, und der Bachtegan

gehören. Alles Wasser führt hier Salz mit sich; alle Seen sind salzig; wo das Wasser im Winter stehen bleibt, da wird der Boden salzig. Weite Ebenen dehnen sich über dieses Land aus, die gewöhnlich im Winter unter Wasser stehen, und deren nackter Salzboden im Sommer glühend wird. Die Gebirge sind gänzlich von Bäumen entblößt, die Hügel sind dürre, trocken, und auch die Ebenen nur da angebaut, wo man sie bewässern kann. Aus Mangel an Bewässerung ist nur ein kleiner Theil angebaut, und der Ueberrest ist entweder ganz kahl, oder bringt im Sommer nur wenig saftige, wenig ausdünstende Pflanzen hervor. Aber obgleich der größte Theil des Landes an Dürre und Trockenheit leidet, so fehlt es doch auch nicht an fruchtbaren Strichen, deren Boden sehr ergiebig ist, wenn er hinreichende Bewässerung hat. Iran hat daher eine Menge der herrlichsten Producte, von denen wir einige aufzählen wollen, als: schöne, sehr geschätzte Pferde, lebhafte Esel, einbuckelige Kameele, Rindvieh, meistens fettschwänzige Schafe, wenig Speisewildpret, weil das Land größtentheils waldlos ist; ferner Seide, Getraide, Reiß, vortreffliche Hülsenfrüchte, allerlei Gartengewächse und Küchenkräuter, Melonen, Sesam, Safran, Krapp, Hanf, Flachs, Tabak, Mohn, Süßholz, Zuckerrohr, köstliche Weinstöcke, Baumwolle, Manna-Eschen, Wurmsamenkraut, Adragant, Sennesstauden, Galbanum, stinkenden Asand, Rhabarber, allerlei europäische Baumfrüchte, edle Südfrüchte, Dattelpalmen, Kassien, Mastixbäume, Galläpfel, Alhennastauden; von Mineralien besonders viel Kupfer, auch Eisen, Stahl und Blei, viel Salpeter, Schwefel, Salz ꝛc. Die Einwohner des Landes, deren Zahl sehr verschieden angegeben wird (ein Beweis, daß die Reisenden sie nach bloßen unsichern Muthmaßungen schätzen), sind theils Tadschiks (ansässige Perser), die aus einer Vermischung von Parsen, Arabern ꝛc. entstanden sind, Parsen und Armenier, theils Nomaden, wohin besonders die Kurden gehören. Diese Tadschiks (Neuperser) sind ein achtungswerthes Volk, welche in Rücksicht der Bildung sich über die Osmanen erheben und eine große Liebe für Künste, Wissenschaften und Kunstgewerbe hegen. Sie gehören schon zu den cultivirten Völkern, ob sie gleich noch nicht den Grad von Cultur der gebildetern europäischen Völker erreicht haben. Sie bekennen sich zur Mohammedanischen Religion und zwar zu der Secte des Ali oder der Schiiten. Auch duldet man Christen, Juden und Parsen oder Feueranbeter. In der Färberei haben sie es weit gebracht; auch zeichnen sie sich in der Verfertigung von Seidenwaaren, und wollenen, Gold- und Silberstoffen aus. Sie verfertigen Schagrin und Saffian, bearbeiten das Gold und Silber mit vieler Geschicklichkeit, und liefern eine große Menge von Kupferwaaren und gute Säbelklingen. Den Ackerbau treiben sie mit vorzüglicher Anwendung der künstlichen Bewässerung. Der nicht unbedeutende Handel ist größtentheils Landhandel durch Karavanen, die nach Indien, der Türkei und Arabien gehen. Ueber das caspische Meer treiben sie Handel mit Rußland. Der Seehandel am persischen Meerbusen ist sehr herabgesunken, und wird durch fremde Schiffe getrieben. Künste und Wissenschaften werden allgemein geachtet. Die Staatsverfassung ist despotisch, und an der Spitze des Reichs steht ein unumschränkt gebietender Shah (jetzt Feth Ali). Die Provinzen werden von Khans verwaltet. Die nomadischen Völkerstämme genießen unter ihren Stammoberhäuptern eine Art von Unabhängigkeit, und bilden die Hauptstärke der nicht unbeträchtlichen Kriegesmacht, welche auf 100,000 Mann geschätzt wird und haupt-

sächlich aus Cavallerie besteht. Die Perser haben auch Artillerie; besonders hat sich um die Bildung der letztern, so wie überhaupt des Militärs der jetzige Thronerbe Abas-Mirza verdient gemacht, der die Truppen durch europäische Offiziere nach europäischer Kriegskunst zu bilden sucht. Dieser Thronerbe ist mit der Geschichte und den Sitten Europa's bekannt, kennt die Taktik, Mathematik und die englische Sprache, und verspricht für Persien einst das zu werden, was Peter der Große für Rußland war. Eine Seemacht fehlt den Persern gänzlich, woran besonders der Mangel an Schiffsbauholz Schuld ist. Die vormalige Hauptstadt Persiens, Ispahan, sonst eine der ansehnlichsten Städte Asiens, ist jetzt fast nur eine ungeheure Masse von Ruinen. Die jetzige Hauptstadt des persischen Reichs ist Teheran, wo der Shah residirt. Tauris ist die Residenz des oben angeführten liebenswürdigen und gebildeten Thronerben Abas Mirza. — Kabulistan, der zweite größtentheils aus Provinzen Persiens und einigen Theilen Hindostans gebildete Staat (der sonst oft in den Geographien unter dem Namen Ostpersien angeführt wurde) gränzt an Hindostan und, wenn man die Provinz Sind dazu rechnet, an den indischen Ocean, Beluchistan, Iran und die Bucharei. Es liegt vom 24° bis 37° der Nordbreite und vom 76° bis 94° der Länge, und enthält an 29,000 Quadratmeilen. Es erstreckt sich demnach von Herat bis zu der östlichen Gränze von Caschemir und von der Mündung des Indus bis zum Oxus. Kabulistan wird so wie Hindostan im Norden von einer Kette von Bergen begränzt, die mit ewigem Schnee bedeckt ist, und von der alle großen Ströme beider Länder kommen. Diese Kette fängt nahe am Burramputer an, und läuft fast nordwestlich bis nach Caschemir; bis dahin heißt sie bei den Eingebornen der benachbarten Länder Himmaleh (woraus wohl Imaus entstanden ist), welches nach den jetzigen Entdeckungen der Engländer das höchste Gebirge der alten und neuen Welt ist, und wozu der Dholagir gehört, welcher den Chimborasso noch um 6 bis 7000 Fuß an Höhe übertrifft. Von Caschemir ist ihre Richtung bis zu der hohen schneebedeckten Spitze von Hindu-Cush fast nördlich von Kabulistan, und heißt auch so wie die höchste Spitze Hindu-Cush. Nördlicher noch als diese Gebirgsketten ist der Mus-Dagh, eine Gebirgskette, die im Norden vom östlichen Ende des Himallehgebirges anzufangen und mit diesem Gebirge bis zum 67° parallel zu laufen scheint. Auf der Westseite verbindet eine Gebirgskette den Mus-Dagh mit dem Hindu-Cush, welche auf den Charten Belut-Dagh genannt wird, und die Gränze zwischen dem unabhängigen und chinesischen Turkestan macht. Der Rücken des Hindu-Cush ist mit beständigem Schnee bedeckt. Die Seiten sind mit Wäldern versehen, und weiter unten wachsen alle Bäume und Früchte Europa's wild. Die Wälder auf den Bergen sind voll wilder Thiere, worunter Tieger, Leoparden, Wölfe, Bären und Hyänen die merkwürdigsten sind. Von der höchsten Spitze des Gebirges Hindu-Cush nimmt die Höhe ab, der ewige Schnee hört auf, und bald verliert sich diese Kette in eine Reihe von Bergen, die sich in der Länge von Kabul bis nach Herat erstrecken und Parapamisus heißen. Von dem Hindu-Cush läuft auch südlich eine Gebirgsreihe, die Bergkette Salomons, mit welcher die Salzkette in Verbindung steht, wo man Salz so klar als Krystall und von solcher Härte erhält, daß man Schüsseln daraus macht. Die höchste Spitze der Salomonskette ist in der Gegend von Pishauer: der Suffaid-Coh, auch weißer Berg, weil er mit ewigem Schnee bedeckt ist. Den größ-

ten Theil von Kabulistan nehmen also Gebirge ein. Doch findet man auch zwischen diesen Gebirgen schöne Thäler, worunter sich vorzüglich das Thal von Caschemir durch seine Naturschönheiten auszeichnet. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar, wiewohl man auch Wüsten und unangebaute Gegenden findet. Das Clima ist nach der Lage einzelner Provinzen sehr verschieden. Die niedrigen Gegenden sind heiß, die mittlern sind gemäßigt, und die hohen kalt. Die Hitze kommt der in Hindostan nicht gleich, noch die Kälte der in England. Kabulistan hat wenig große Ströme. Der Indus gehört dahin, der immer schiffbar ist, und dessen Quelle man noch nicht kennt. Er nimmt hier besonders die beträchtlichen Flüsse Kama und Kabul auf, und nachdem sich die vereinigten Flüsse des Pendshab mit demselben vermischt haben, ergießt er sich in den indischen Ocean. In dem westlichen Theile des Landes fehlt es ganz an großen Strömen; die etwas beträchtlicheren Flüsse, der Hirmend und der Farrahrud, fallen in den See von Sistan, und von dem Herat wird der größere Theil seiner Wassermasse in der Nähe der Stadt Herat zum Anbau verwendet. Die Producte Kabulistans sind mannigfaltig, und bestehen in zahlreichen Pferden, worunter besonders die von Herat schön sind, Eseln, Mauleseln, Kameelen, Dromedaren, Büffeln, Rindvieh, Schafen mit Fettschwänzen, Gazellen, Bienen, Seidenwürmern, Reiß, Mais, Weizen, Melonen, vielerlei Arten von Obst und edlen Südfrüchten, besonders Pistazien und Mandeln, Sesam, Senf, Assa fötida, Zuckerrohr, Ingwer, Färberröthe, Tabak, Baumwolle, Gold in Körnern, Silber, Blei, Eisen, Schwefel, Salz, Salpeter. Die Einwohner, ungefähr 11 bis 12 Millionen, sind Afghanen, das herrschende Volk und in viele Stämme unter eignen Oberhäuptern getheilt, Tadschiks, Kisilbaschen, Tataren und Hindus. Die herrschende Religion ist die Mohammedanische von der Secte der Sunniten, die Tadschiks hingegen sind heftige Schiiten. Von den Hindus sind viele ihrer väterlichen Religion getreu geblieben. Die Afghanen leben meistens als Nomaden; Künste und Wissenschaften finden am meisten bei den Tadschiks Eingang. Man treibt Ackerbau und verfertigt Teppiche, schöne Shwals (in C a s c h e m i r, s. d. Art.), Zitz und Musseline. Der Handel wird durch Caravanen, und vorzüglich mit Hindostan, Iran und Turkestan getrieben. Man führt aus: Pferde, Shwals, Tabak, Mandeln, Pistazien, Obst, Trauben, Granatäpfel, Teppiche, Zitz und Musseline. Die Regierungsform ist monarchisch, aber bei den Afghanen selbst findet eine Art von Lehnsverfassung Statt, da die verschiedenen Häupter der Stämme in ihren Districten eine gewisse Oberherrschaft ausüben. Das Ganze steht unter einem gemeinschaftlichen Beherrscher, Shah oder Khan von Kabul genannt, dessen Einkünfte ungefähr 27 Millionen Gulden betragen. Seine Residenz ist die Stadt Kabul. Andere wichtige Städte sind Herat, Kandahar, Pishauer und Caschemir, letzteres die größte Stadt im ganzen Lande.

P e r s o n i f i c a t i o n (Personificirung), wird in der Poetik und Rhetorik die Darstellung eines leblosen Gegenstandes als Person genannt. Dies geschieht, indem man jenen Gegenständen Eigenschaften der Person beilegt, und mithin sie wirken und sprechen läßt wie Personen, oder sie behandelt und schildert wie Personen. Im ersten Falle ist sie eine ausgeführte poetische Schilderung und kann z. B. dramatisch seyn; im letztern Falle ist sie eine poetische oder rhetorische Figur, und heißt auch P r o s o p o p ö i e. Nun könnte man schon die-

jenigen Figuren Personificationen nennen, in welchen man durch ein einziges Beiwort dem Gegenstand die Eigenschaften lebendiger Wesen beilegt, z. B. die wiedererwachende Natur, der zürnende Sturm, mithin die Metonymie, Metapher ꝛc.; aber im vorzüglichsten Sinne findet Personification statt, wenn der Gegenstand selbst gleich einer selbstständigen Person angeredet, geschildert oder redend vorgestellt wird. Hierher gehört daher auch die Sermonication, die Darstellungsart, vermöge welcher leblose Gegenstände oder höhere Geister redend eingeführt werden; oft auch die Vision und die Allegorie. Der Grund dieser rhetorischen und poetischen Figur liegt in dem Wohlgefallen des Geistes an dem Lebendigen und Anschaulichen; denn dadurch, daß Dinge als Personen dargestellt werden, werden sie unserer Einbildungskraft und unserm Gefühle menschlich nahgebracht.

Perth, die Hauptstadt in der nach ihr benannten Grafschaft in Mittelschottland, in einer höchst reizenden Gegend, wo man in einiger Entfernung die Grampiangebirge majestätisch sich erheben sieht, liegt am schiffbaren Flusse Tay, welcher durch die Stadt fließt, und über welchen eine schöne, 600 Fuß lange, auf zehn Bogen ruhende steinerne Brücke führt. Die Aussicht von derselben ist sehr schön, und der Fluß mit vielen kleinen Fahrzeugen bedeckt. Die Stadt gehört zu den schönsten in Schottland, und hat 1800 Häuser mit 20,000 Einwohnern. Sie besteht aus der ältern und neuern Stadt, wovon die letztere gegen Westen liegt, und worin der Crescent und die Rose-Terrace die vorzüglichsten Theile sind. Die Häuser dieser Terrasse, von der man eine entzückende Aussicht genießt, sind alle von gleicher Höhe und Bauart. Es sind hier eine Akademie für mathematische und philosophische Wissenschaften, eine antiquarische Gesellschaft, zwei Bibliotheken und eine Handlungsschule. Beträchtlich sind die Leinwand- und Baumwollenfabriken und Twistspinnereien. Die jährliche Ausfuhr der Leinwand- und Baumwollenwaaren beträgt 200,000 Pfund Sterling. Ferner unterhält man Bleichen, Lederfabriken, verfertigt viele Schusterarbeiten zur Ausfuhr, und treibt einen ansehnlichen Handel. Einen nicht unwichtigen Nahrungszweig gewährt auch die beträchtliche Lachsfischerei im Flusse Tay. Die Lachse werden vorzüglich nach London verschickt. Man berechnet den Werth der jährlichen Ausfuhr davon auf 7000 Pfund Sterling. Die Umgebungen dieser Stadt sind reizend, und werden durch mehrere angelegte Spaziergänge und durch die niedlichen Landhäuser am entgegengesetzten Ufer des Tay verschönert. Eine Meile von Perth liegt am Tay der alte Sitz der schottischen Könige, Scone. Der alte Palast ist nicht mehr vorhanden, und an seiner Stelle steht eine im gothischen Geschmack erbaute Burg, der Sitz des Grafen von Mansfield, welche jetzt dem Neffen des einst so berühmten Oberrichters Lord Mansfield zugehört.

*Peru. In den neuesten Zeiten, da in den spanischen Besitzungen Südamerika's allenthalben die Insurrection gegen das Mutterland ausgebrochen ist, und noch von beiden Seiten mit der größten Erbitterung gekämpft wird, sind auch in Peru Unruhen entstanden, und der südöstliche Theil desselben, die Provinz Potosi, welche aber nach der neuern Eintheilung von Peru abgenommen und zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata geschlagen worden ist, hat sich gänzlich der spanischen Herrschaft entzogen. Doch in dem eigentlichen Vicekönigreiche Peru haben bis jetzt die Royalisten die Oberhand behalten, der Vicekönig ist auf seinem Posten geblieben, und hat die Ver-

suche der Insurgenten vereitelt. Das Vicekönigreich Peru begreift jetzt, nachdem der nördliche Theil zu dem Vicekönigreiche Neu-Granada, und die südöstlichen Theile zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata gekommen sind, ein langes in mehreren Gegenden schmales Küstenland, welches gegen 44,000 Quadratmeilen groß ist, und gegen Norden an Neu-Granada, gegen Osten an Brasilien, gegen Süden an Rio de la Plata und Chili, und gegen Westen an die Südsee grenzt. Außer mehreren Küstenflüssen, die in die Südsee fließen, sind der Maranhon oder Amazonenfluß, welcher hier seinen Ursprung nimmt, der Ucayali, ein Nebenfluß des Maranhon, und der Bogota zu bemerken. Nach der natürlichen Beschaffenheit kann man das Land in zwei verschiedene Theile theilen, nämlich in das niedrige Küstenland, welches eine Ebene bildet, mit einem heißen Clima, und wo den gänzlichen Mangel an Regen bloß die aus dem Meere aufsteigenden Dünste und der Thau etwas ersetzen — und in den gebirgigen Theil, wo sich Bergreihen (Sierras) in einer Entfernung von 15 Meilen von der Küste hinziehen, und allmählich zu den Andes emporsteigen, deren niedrige Absätze sie sind. Hier sind 8 bis 10,000 Fuß sich erhebende Hochebenen und zwischen den Andes unzählige Thäler. In dem Küstenstriche sind nur die Gegenden fruchtbar, welchen es nicht an Bewässerung fehlt, und welche an Bächen und Flüssen liegen. Fürchterliche Erdbeben richten hier zuweilen große Verwüstungen an. Auf den Sierras ist das Clima zwar rauher, aber auch gesünder. Die Producte sind: europäische Hausthiere, Lamas, Vicugna's, Quanaco's, Fische, Perlenmuscheln, Purpurschnecken, Cochenille, Seidenwürmer, Getreide, Wein, Taback, Zucker, Caffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Chinarinde, peruanischer Balsam, Indigo, Ingwer, Zimmt, Bananas 2c. Vorzüglich reich ist Peru an Gold und Silber. Humboldt berechnet den jährlichen Werth des Gewinnes dieser edeln Metalle auf mehr als sechs Millionen Piaster. Auch hat man Platina, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, Edelsteine, Stein- und Seesalz, Alaun, Salpeter, Steinkohlen, Schwefel 2c. Die Einwohner, an der Zahl 1,400,000, sind theils Spanier und Creolen, theils Mestizen und Mulatten, theils Eingeborne oder Indianer, wovon ein Theil die katholische Religion angenommen hat, und unter dem Joche der Spanier schmachtet, ein anderer Theil in den Gebirgen unabhängig von der spanischen Herrschaft lebt. Die unterwürfigen Indianer werden als Unmündige angesehen, und können zu keiner Art von Staatsbedienungen gelangen. Diese werden blos von Spaniern eingenommen, und zu den einträglichsten gelangt nicht einmal ein Creole, geschweige ein Mestize. Ackerbau und Viehzucht werden äußerst nachlässig betrieben. Die Industrie beschränkt sich auf einige Tuch-, Baumwollen-, Leder- und Goldfabriken in den Städten. Der Handel ist ziemlich lebhaft, theils zur See mit den übrigen spanischen amerikanischen Besitzungen, theils zu Lande mit Rio de la Plata. Ein Vicekönig, der alle drei Jahre abgelöset wird, steht dem Lande vor, und seine Residenz befindet sich in der Hauptstadt Lima (s. d. Art). — Das Generalcapitanat Chili (oder Chile) enthält 10,440 Q. M., und grenzt im Norden an Peru, im Nordosten an la Plata, im Osten und Süden an Patagonien und im Westen an den großen Ocean. Es ist ein schmales Küstenland zwischen den Cordilleras und dem Ocean, zwar von mehrern Zügen der Anden durchschnitten, aber voll reizender und fruchtbarer Thäler und Ebnen. Das Clima ist gemäßigt. Die europäischen Getreidearten gedeihen eben so wohl als die Gewächse der wärmern Zone.

die Gebirge liefern verschiedene Metalle und Mineralien. Man rechnet jährlich 10,000 Mark Gold und 30,000 Mark Silber. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 750,000, unter denen der kriegerische Stamm der Araucaner noch in völliger Unabhängigkeit lebt. An der Spitze der Regierung steht ein Generalcapitän; die Audienz hat abwechselnd zu St. Jago und Conception ihren Sitz. (Vergl. Süd-Amerika.)

Perugino (Pietro Vanucci, mit dem Beinamen il), der erste Stifter der nachmaligen römischen Malerschulen, war 1446 zu Citta della Pieve gebürtig, erhielt zu Perugia das Bürgerrecht (daher sein Beiname) und zeichnete sich früh durch seine Werke aus. Wahrscheinlich waren Bonsigli und Pietro della Francesca seine Lehrer. Seine Gemälde (urtheilt Fiorillo) haben viel Grazie; besonders gelingen ihm weibliche und jugendliche Vorstellungen; seine Wendungen sind edel und sein Colorit lieblich. Eine gewisse Härte und Trockenheit der Formen, und Armuth oder Kargheit in den Gewändern sind Mängel seiner Zeit, wovon er sich noch nicht losmachen konnte. An Erfindung ist er nicht reich. Seine Frescogemälde sind weicher und haben mehr Haltung als seine übrigen Werke, wie seine schönen Arbeiten zu Perugia, Rom, Bologna und Florenz beweisen. Unter seinen zahlreichen Schülern, die ihm zum Theil treu nachahmten, ist der berühmteste der große Rafael.

Pescheräh, s. Feuerland.

† **Pestalozzi.** Seine persönliche Darstellung ist schlicht, wie sein Innres. Bei einer nicht großen, vom Alter schon gedrückten Figur, stets in nachlässiger, schwarzer Kleidung, kündiget sein grades, derbes und rücksichtloses Betragen, sein fast bäurischer, züricher Dialect den freien, einfachen Schweizer an, der über seine Idee alles Andre in der Welt vergessen hat. Aus der leichten Röthe auf den gedrungenen Zügen seines faltenreichen Gesichts, aus der Lebhaftigkeit und Tiefe seiner freundlichen Augen leuchtet sein innres Feuer und seine Gutherzigkeit hervor. Jetzt sieht man in ihm leider nur noch den Schatten von dem, was er war. Die Unternehmung einer neuen Ausgabe seiner Werke, deren Ertrag er zum Fonds einer 1818 von ihm gestifteten Armenschule bestimmt hat, scheint der letzte Aufschwung seiner Kraft gewesen zu seyn, und die Schwäche des Alters ihn der Leitung eines ihm an Gemüth wenig ähnlichen Jüngers preisgegeben zu haben. — E.

Pesth, die wohlhabendste und lebhafteste Stadt Ungarns, in der Pesther Gespannschaft, liegt in einer an Wein reichen Gegend, am linken Ufer der Donau, Ofen gegenüber, mit welcher Stadt sie durch eine lange Schiffbrücke verbunden ist. Sie ist wohlgebaut und wird immer mehr vergrößert und verschönert, so daß sie mit den vier hübschen Vorstädten 2900 Häuser und 42,000 Einwohner zählt. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt zeichnen sich, außer den sieben Kirchen und dreizehn Klöstern, aus: die prächtige Grenadier-Caserne in der Stadt, die noch prächtigere Artillerie-Caserne in der Leopoldstadt, die Universitätsgebäude, das ansehnliche Invalidenhaus und das vortreffliche Theater. Es befindet sich hier seit 1784 eine reich dotirte Universität, worauf 1816 über 800 Studenten gezählt wurden, und zu welcher eine Bibliothek von 50,000 Bänden, eine Naturalien- und Kunstsammlung, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater und ein chemisches Laboratorium gehören; die Sternwarte derselben liegt bei Ofen; ferner ein Generalseminarium zur Bildung ge-

lehrter Theologen, mehrere gelehrte Schulen, eine Thierarzneischule, ein englisches Fräuleinstift zur Bildung von mehr als 400 Mädchen, vier Buchhandlungen, das ungarische Nationalmuseum, welches die vollständige Sammlung alles dessen beabsichtigt, was die Landeskunde von Ungarn erläutern kann, und die Reichsbibliothek, eine Naturalien-, Kunst-, Antiquitäten-, Münz-, Siegel-, Waffen- und technologische Sammlung und Denkmäler und Abbildungen berühmter Ungarn begreift; und die ansehnliche vom Grafen Szecheny der Nation geschenkte Bibliothek von Schriftstellern über Ungarn und die angrenzenden Länder, zu deren Erhaltung und Fortsetzung eigene Fonds angewiesen sind. Pesth ist der Mittelpunkt des ungarischen Handels, und es sind daselbst 8 Großhändler und gegen 90 sehr bedeutende Handlungen, die ebenfalls zum Theil Handel en gros betreiben. Auf den vier äußerst wichtigen jährlichen Märkten werden ungemein große Geschäfte mit ungarischen Naturproducten (vorzüglich Schafwolle, Tabak, Wein, Honig, Vieh), österreichischen Fabrikaten und türkischen Speditionswaaren gemacht. Auf jedem derselben werden gegen fünf Millionen Gulden umgesetzt. Polnische Juden, Griechen, Türken und Wiener Großhändler machen auf diesen Märkten die Hauptgeschäfte. Hier ist eine Oel-, Tabak- und Lederfabrik und eine große Seidenzeug- und Flormanufaktur und mehrere kleinere; auch eine Silberdrahtzieherei und viele ungarische Schuh- oder Zischmenmachermeister, Corduanbereiter und Goldschmiede. Gleich östlich von der Stadt am Bache Rakos ist die Ebene, wo ehedem die ungarischen Reichstage gehalten wurden. Pesth ist auch der Sitz der Septemviraltafel, oder des höchsten Appellationsgerichts, ehemals aus 7, jetzt aus 20 Beisitzern bestehend, unter dem Präsidium des Palatinus, von welchem weiter keine andere Entscheidung Statt findet, und der königlichen Tafel, welche theils ein Appellationsgericht, theils ein Justizgericht erster Instanz ist.

* Petersburg (St.), die kaiserlich russische Residenz- und zweite Hauptstadt des Reichs, liegt in dem Gouvernement gleiches Namens, an dem Einflusse der Newa in den finnischen Meerbusen, der hier der kronstädtische heißt, und an mehreren Canälen, zum Theil auch auf Inseln, die von der Newa und ihren Armen gebildet werden. Keine Stadt hat sich vielleicht schneller zu einer solchen Größe und Pracht erhoben als Petersburg. Der Czar Peter, mit dem Beinamen der Große, legte 1703 den Grund zu dieser Stadt, indem er auf einer Insel in dem Hauptstrome der Newa eine Festung anlegte. Dieser Festung gegenüber, auf der sogenannten petersburgischen Seite, ließ sich der Czar ein kleines ganz einfaches hölzernes Wohnhaus bauen, das noch jetzt vorhanden ist, weil man es, um es zu erhalten, mit einem steinernen Gebäude überbaut hat. Die ersten Privatgebäude wurden 1704 erbaut, und zwar auf der petersburgischen Insel, und bald wurde aus diesen Anlagen eine ansehnliche Stadt, die sich nach und nach so vergrößert hat, daß sie jetzt fast 8000 Häuser, darunter über 2000 steinerne, 75 Kirchen und 285,000 Einwohner enthält. Sie ist 1 1/4 Meile lang und nicht völlig so breit, und hat 3 1/2 Meile im Umfange. Ohne Mauern ist sie nur von einem Graben umgeben. Petersburg gehört unter die prächtigsten Städte von Europa, indem die Straßen lang, gerade, breit und an beiden Seiten mit schönen Trottoirs von Granit oder breitem Kalkstein versehen, die Kaien mit Granitblöcken prachtvoll eingefaßt, die öffentlichen Plätze mit Springbrunnen und Statuen geziert sind, und unter den modern gebauten

Häusern sich viele herrliche Palläste befinden; doch findet man auch noch in manchen Gegenden viele hölzerne Hütten und Gebäude. Durch 6500 Laternen werden die Straßen des Nachts erleuchtet. Die Stadt wird in folgende zehn Haupttheile getheilt: die erste, zweite und dritte Admiralitätsseite, Stickhofs- Moskowische Jamskoi und Weogner Seite, die wasiliostrowsche, St. petersburgische und wiburgische Seite. Der vorzüglichste Theil von Petersburg ist die Admiralitätsseite; eine prächtige Insel, die von der Newa und Fontanka, einem Arme von jener, umgeben wird. Den Namen führt sie von dem daselbst sich befindenden Admiralitätsgebäude, an welchem nur die Vergoldung der Thurmspitze 60 000 Dukaten gekostet. Der größte Platz ist das Marsfeld, ein schöner freier Platz, der unter Paul zum Paradeplatz seiner Garde bestimmt und geebnet wurde. Von zwei Seiten ist er von dem kaiserlichen großen und kleinen Sommergarten, auf der dritten von dem Marmorpalais und auf der vierten von einer Reihe großer massiver Gebäude umgeben. Auf demselben stehen der 82 1/2 Fuß hohe, Romanzow geweihete Obelisk von Granit und die bronzene Statue Suwarows. Der Petersplatz ist merkwürdig wegen der berühmten Statue Peters des Großen, deren Fußgestell, ein ungeheures Felsenstück, drei Millionen Pfund wiegt, und von Cephalim 6 Werste weit zu Lande bis an die Newa und auf derselben 20 Werste weit nach Petersburg gebracht wurde (vergl. d. Art. Falconet). Zu den merkwürdigsten Gebäuden Petersburgs gehören: 1) der Winterpalast oder das kaiserliche Residenzschloß, an der Newa, 450 Fuß lang und 350 Fuß breit, dessen Inneres prächtig und mit vielen Sehenswürdigkeiten angefüllt ist. Durch einen bedeckten Gang ist es mit der Eremitage verbunden, einem Gebäude, worin man eine Gemäldesammlung, eine Sammlung von Kupferstichen, Gemmen, Münzen, Antiken, Kostbarkeiten, ein naturhistorisches Kabinet und Bibliotheken findet. Im Brillantenzimmer des Schlosses bewahrt man bei einem großen Schatze von Diamanten die Reichsinsignien; am Scepter ist der berühmte große Stein von 779 Gran; 2) der Marmorpalast an der Newa, ein in seiner Art einziges Gebäude; 3) der Michaichowsche Palast, ein wahres Prachtgebäude, dessen Baukosten auf sechs Millionen Rubel angeschlagen werden; 4) der Taurische Palast, vormals das Pantheon genannt, an der Newa, welchen Catharina vergrößert und verschönert hat; 5) die prächtige von innen und außen mit polirtem Marmor, Jaspis und Porphyr bekleidete Isaakskirche, welche von 1766 bis 1812 mit einem Aufwande von 26 1/2 Millionen Rubel erbaut wurde, und unstreitig der prächtigste und größte Tempel des russischen Reichs ist; 6) die große und ansehnliche Hauptkirche der kasanischen Mutter Gottes, mit einem schönen 285 Fuß hohen, mit einer Kuppel versehenen Thurme, und mit einem sehr verehrten wunderthätigen Marienbilde. 56 Granitsäulen mit bronzenen Capitälern tragen das Schiff und die Kuppel der Kirche; der Fußboden ist von verschiedenem Marmor; die porphyrnen Stufen zum Chor sind mit einer silbernen Gallerie versehen; 7) das Alexander-Newski-Kloster, die Residenz des Metropoliten oder Erzbischofs von Petersburg, mit dem prachtvollen silbernen Grabmale des Heiligen; 8) die neue Börse, ein prachtvolles mit einer Colonnade von 44 Säulen umgebenes Gebäude, das erst 1816 eingeweiht worden ist; 9) die Festung auf einer kleinen Newa-Insel, fast mitten in der Stadt. In der Festungs- oder St. Peter Paulskirche sind die Begräbnisse der Monarchen seit Peter dem Großen;

auch werden darin, so wie in der kasanischen Mutterkirche, die im Kriege erbeuteten Fahnen, Flaggen und andere Trophäen aufbewahrt; 10) die russischen Buden, ein überaus weitläuftiges Gebäude, eine der schönsten Einrichtungen der Stadt. Sie fassen die beiden Vierecke des großen Markts ein, und sind größtentheils auf Kosten der Krone, die sie vermiethet erbaut; ein Augenzeuge vergleicht sie mit dem Palais Royal in Paris. In dem wassiliostrowschen Theile befinden sich die kaiserliche Akademie der Wissenschaften mit ihrer 300,000 Bände starken Bibliothek, die hohen kaiserlichen Collegia, das Land- und See-Cadettencorps u. s. w. Die kaiserlichen Kunst- und Naturaliensammlungen sind sehr bedeutend, und es ist kraft eines ausdrücklichen Dekrets jedem Aufseher verboten, von den Besuchenden eine Erkenntlichkeit anzunehmen. Die Akademie der Wissenschaften, deren jährliche Einkünfte 70 bis 80,000 Rubel betragen, ist sehr erweitert worden, desgleichen die Akademie der Künste, mit welcher eine Lehranstalt für 300 junge Leute verbunden ist, und die ein sehr schönes Gebäude und 60,000 Rubel jährliches Einkommen hat. Es gibt überhaupt viele gemeinnützige Anstalten in Petersburg, und Catharina II. verdient den Namen einer zweiten Schöpferin dieser Stadt. Ueberhaupt zählt man 32 öffentliche Erziehungsanstalten mit fast 7000 Kronzöglingen, darunter das Landcadetten-Institut in einem Gebäude, das 3/4 Stunden im Umfange hat, und 1260 Zimmer enthält; das Seecadetten-Institut, das Ingenieur-Cadettencorps rc. Unter den milden Stiftungen bemerken wir vorzüglich das Findelhaus für 5000 Kinder, das Landhospital, das Seehospital, das Irrenhaus, das Blindeninstitut, das Taubstummeninstitut. Petersburg hat mancherlei Fabriken, theils kaiserliche, theils Privatfabriken. Zu den erstern gehören die Tapeten von Haute- und Basselisse-, die Gold- und Silberscheidungs-, die Scheidewasser-, die Bronzefabrik, die Stückgießerei. Unter den Privatfabriken sind 8 Zuckersiedereien, 12 Gold- und Silber-, 7 Seiden-, 8 Spielkarten- und Kattun-, Wachstuch-, Tabacks-, Uhren- und Taufabriken, 14 Buchdruckereien, worunter auch eine tatarische, 13 ausländische und 30 russische Buchhandlungen. Weit wichtiger noch als die Industrie ist der Handel dieser Stadt, welche der Mittelpunkt des russischen Handels ist. Im Jahr 1816 betrug die Ausfuhr über 77 Millionen und die Einfuhr 90 Millionen Rubel. Zur Beförderung des Handels dienen der Hafen, in welchen jährlich 1000 bis 1200 Schiffe einlaufen, die Börse, die Reichsbank und die amerikanische Handelsgesellschaft. Auch ist Petersburg der Sitz des hohen dirigirenden Senats, der heiligen Synode und aller hohen Reichscollegien. Die für den Ausländer äußerst empfindliche Winterkälte daselbst dauert gewöhnlich fünf Monate, vom November bis Anfang Aprils. Es werden auf den Straßen, öffentlichen Plätzen und vor dem kaiserlichen Palais auf öffentliche Kosten große Feuer angemacht, woran sich die Vorbeigehenden und Fahrenden wärmen. So kalt indeß der Winter ist, so heiß ist auch der Sommer. Eine Wohlthat für Petersburg ist das Newa-Wasser, welches ganz vortrefflich und rein wie Crystall ist. Von den kaiserlichen Lustschlössern nennen wir blos: Czarskoe-Selo, nach dem Urtheile der Kenner eines der prächtigsten Lustschlösser in der Welt. Es war der vorzüglichste Sommeraufenthalt der verstorbenen Kaiserin, welche den trefflichen Garten nach ihren Ideen auf das reizendste verschönert und in einen wahren Zaubergarten verwandelt hat. Die Vorderseite dieses Schlosses ist fast 800 Fuß lang. Die Kaiserin Elisabeth hat es erbaut, und es

war der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Catharina in der letzten Zeit. Ein Zimmer ist ganz vom Fußboden bis an die Decke mit Bernstein überdeckt. Die Wände und Pfeiler eines andern Zimmers sind mit lapis lazuli ausgelegt. Am Eingange des großen dazu gehörigen Gartens ist kürzlich ein colossaler Triumphbogen in antiker Form von gegossenem Eisen errichtet worden mit der Inschrift: „Meinen theuren Waffenbrüdern geheiligt." Ferner Peterhof, ebenfalls sehenswerth, wohin ein trefflicher Weg führt, wo sich aber die Kaiserin den Sommer nur wenige Wochen aufhielt; Oranienbaum, wo sie ein Haus bauen ließ, das die Eremitage genannt wird.

Petion (Alexander), ein Mulatte, Präsident der Mulatten-Republik auf Hayti (s. d. Art.), war geboren 1770. Er ergriff die Waffen im Anfange der Revolution für die Sache der Freiheit. Ausgezeichnet als Bürger und Krieger, erlangte er bald den Grad eines Generaladjutanten und ward Chef des Generalstabs unter dem Brigadegeneral André Rigaud, Befehlshaber des südlichen Theils von St. Domingo in dem Bürgerkriege, den dieser General mit dem unglücklichen Toussaint Louverture führte. Rigaud wurde geschlagen, und Petion kehrte nach Frankreich zurück. Hier blieb er, bis sein Vaterland feindlich behandelt wurde, wo er wieder nach Hayti sich begab, und unter Dessalines Dienste nahm. Nach der Niederlage der Franzosen reizte bekanntlich die Grausamkeit dieses wilden Tyrannen das Volk von Hayti zu einem allgemeinen Aufstande. Dessalines ward ermordet (13. Oct. 1806), und der General Christoph schlug die ihm angetragene Präsidentenstelle aus, indem er die Absicht hatte, sich, wie Dessalines, zum Kaiser oder König ausrufen zu lassen. Nun ward Petion einmüthig von dem Volke zum Präsidenten ernannt. Er behauptete sich in Port au Prince, und sammelte um sich alle nach der von Dessalines anbefohlenen Niedermetzelung noch übrig gebliebenen weißen und farbigen Leute. In seinen Regierungsgrundsätzen und Einrichtungen näherte er sich der amerikanischen Constitution. Die Unabhängigkeit der Republik behauptete er in einem siebenjährigen Kampfe gegen alle Angriffe des furchtbaren Christoph; er nahm brittische Kaufleute auf, um den Handel zu befördern, und regierte so mild, daß, so lange er lebte, keine Klage oder Beschwerde über ihn gehört ward. Er starb in den ersten Tagen des Aprils 1818, nach einer Krankheit von acht Tagen, in welcher er alle Nahrung verweigerte. Sein schönstes Denkmal ist der blühende Zustand der von ihm wohlgeordneten Republik; die allgemeine Volkstrauer bei seinem Tode war die rührendste Lobrede auf sein Leben. Die Oberoffiziere spannten die Pferde von dem Leichenwagen ab, und zogen denselben bis an den Ort des Begräbnisses, wo sie den Leichnam, nach dem Willen des Verstorbenen, unter dem Baume der Freiheit (einer hohen Palme, dem Nationalpalaste gegenüber) zur Erde bestatteten. Der Senat wählte an seine Stelle den General Boyer zum Präsidenten der Republik. H.

Petrobusianer, s. Secten.

Pezuela (Don Joachim de la), Vicekönig von Peru. Er hatte im spanischen Revolutionskriege gegen die Franzosen große Beweise von Einsicht und Tapferkeit gegeben, weßhalb Ferdinand VII. ihn nach seiner Rückkehr als General en Chef nach Südamerika schickte. Den spanischen offiziellen Nachrichten zufolge, denen jedoch in dieser Hinsicht nicht ganz zu vertrauen, hat er gegen die Republikaner oder

Insurgenten oft große Vortheile errungen, namentlich am 29. Nov. 1815, wo er den General Rondeau aufs Haupt schlug. Die Folge dieses Sieges war die Befreiung Peru's und der Rückzug der Republikaner nach Rio de la Plata. Zur Belohnung für diese Waffenerfolge erhob ihn Ferdinand VII. zum Vicekönig von Peru und Don Pezuela hielt am 17. April 1816 seinen feierlichen Einzug in Lima.

† Pfalzen. Der Lüneviller Friede von 1801 zog eine neue Epoche für die Rheinpfalz herbei. Maximilian Joseph mußte sie zu Gunsten anderer Fürsten abtreten. Bis zu gedachtem Frieden bestand die Pfalz aus 19 Oberämtern und den drei Hauptstädten Mannheim, Heidelberg und Frankenthal. Von diesen wurden die auf der linken Seite des Rheins liegenden an Frankreich abgetreten; die auf der rechten Seite dieses Flusses hingegen fielen an andere deutsche Fürstenhäuser. So erhielt das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg; Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Otzberg und Umstatt; der Fürst von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Borberg und Mosbach, dann Nassau das Amt Kaub. Die Pariser Frieden 1814 und 1815 brachten auch die jenseits des Rheins gelegenen pfälzischen Lande an Deutschland wieder zurück, davon Baiern den größten Theil und das Uebrige Hessen-Darmstadt und Preußen erhielten. Der badische Antheil an der Pfalz, wozu auch die mediatisirten leiningenisch-pfälzischen Oberämter gehören, sind dem Neckar-, Main- und Tauberkreise zugewiesen; der darmstädtische Theil der Pfalz bildet Bestandtheile der Provinz Starkenburg und der neuen Rheinprovinz; der baierische Antheil gehört zum Rheinkreise des Königreichs Baiern und der preußische Antheil ist zu der Provinz Niederrhein geschlagen. Die fernere Geschichte sehe man unter dem Art. Baiern. Wir führen hier nur noch an, daß zu den besondern Gerechtsamen des Churfürsten von der Pfalz das Reichsvicariat, das Recht Grafen, Freiherren und Edelleute zu ernennen, das Pfandschaftsrecht und mehrere andere gehörten.

Pfeffersbad, in der Provinz Sargans in der Schweiz, der Benedictiner-Abtei Pfeffers gehörig, die eine Stunde entfernt ist, liegt tief, zwischen Felsen eingeschlossen. Das Badehaus gleicht einem langen Klostergebäude, aus welchem, nebst einer für die Catholiken bestimmten Capelle, der ganze Curort besteht. Es ist so in den Schlund hineingebaut, daß es mit der tosenden Tamina denselben ganz ausfüllt, und jeder Schritt, den man außer dem Hause thun will, führt bergan. Die Felsen sind 6 — 700 Fuß hoch, nackt bis zum Gipfel, auf dem sich nur einige spärliche Buchen und Fichten wiegen. Das Wasser ward 1240 entdeckt, und ist seitdem stark besucht worden. Die Quellen sind warm, haben 99 Grad Fahrenheit, und sind alkalisch-erdig. Das Wasser ist hell und klar, hat weder Geruch noch Geschmack, und läßt sich viele Jahre aufbewahren. Es enthält nach Morell in 1 Pfund zu 16 U.: Glauberisches Wundersalz 1/2 Gr., Selenit 4/5 Gr., luftsaure Bittererde 1/2 Gr., luftsaure Kalkerde 1/2 Gr., salpetersauren Kalk- und Extractivstoff 7/29 Gr., Harzstoff 3/18 Gr. Luftsäure soll es nicht enthalten. Dies Wasser ist gelind reinigend, besonders auflösend, dringt bis in die feinsten Gefäße ein, führt den Schleim fort, löst gallichte Materien und Infarctus auf, wirkt auf den Urin und Schweiß, ist bei Augen-Krankheiten, z. B. dem schwarzen Staar, sehr dienlich, hilft in Hypochondrie, und geht mit großer Leichtigkeit durch den Körper. Man verschickt es auch in Flaschen. Man fängt beim Baden mit 1 Stunde an, und setzt täglich

1 Stunde hinzu, bis man zuletzt 11 — 12 Stunden im Wasser sitzen bleibt, wodurch ein Ausschlag hervorgetrieben wird, der dann von selbst wieder heilt. Die Spaziergänge sind sehr einförmig, kaum über 20 — 30 Schritt in die Länge, wie z. B. die Canzel, das Weltende ꝛc. und überall von Felsen ummauert.

† Pfingsten. Die schon im 3ten Jahrhunderte aufgekommene Feier dieses Festes wurde 305 auf der Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien festgesetzt.

Pflanzen-Anatomie. Die genauere Kenntniß von dem Bau der Pflanzen verdanken wir dem Fleiße deutscher und einiger französischen Naturforscher. Unter den Deutschen werden Sprengels, Kiesers, Moldenhawers, Links und Treviranus Schriften am meisten gerühmt. Von den Franzosen können wir, ungeachtet mancher durch ihn verbreiteten Irrthümer, Mirbel als den fleißigsten Pflanzen-Anatomen nennen. Richard hat den innern Bau der Saamen mit großer Genauigkeit untersucht. Wir begnügen uns hier mit einer gedrängten Uebersicht des Baues der Gewächse. I. Allgemeiner Bau der Gewächse. Die erste Urform, welche bei der ersten Entstehung auch des niedrigsten Gewächses hervortritt, ist die Kugel- oder Blasenform, welche wir schon in dem Bildungssafte, der aus dem Baste der Bäume ausschwitzt, vorgebildet finden. Treten diese Blasen zusammen, so machen sie ein Gewebe von Zellen, welches allgemein im ganzen Gewächsreich verbreitet ist. Die Wände dieser Zellen sind völlig undurchbohrt, so daß eine Zelle mit der andern keine Gemeinschaft hat; aber die darin enthaltenen Säfte schwitzen eben so organisch durch, wie dies beim thierischen Körper der Fall ist. Wo die auseinander tretenden Bläschen sich nicht überall berühren, da lassen sie Zwischengänge, welche, besonders beim Nadelholze und manchen andern Gewächsen, saftführend sind. Doch fehlen diese Zwischenräume dem Zellgewebe sehr häufig; denn die Bläschen, die das letztere bilden, werden so gleichmäßig wechselsweise angezogen, daß vollkommen vier-, fünf- oder sechseckige Räume entstehen. Das Zellgewebe, die allgemeine Niederlage der Säfte, dient gewiß nicht zum Aufsteigen der Nahrungsflüssigkeit, sondern zur Aufbewahrung und Verarbeitung der Säfte. Daher findet man in ihm auch Behälter der eigenthümlichen öligen und harzigen Säfte. Diese, bisweilen den übrigen Zellen gleich, nur stärker angeschwollen, sind oft eigne Canäle oder vielmehr längliche Zwischenräume der Zellen, wie wir sie in der Rinde des Nadelholzes, im Schöllkraut und in allen milchgebenden Pflanzen finden. Das Zellgewebe steht in vollkommnern Pflanzen mit der Luft in einer merkwürdigen Gemeinschaft. Von den Farrenkräutern aufwärts wird es nach der Oberfläche zu unregelmäßiger und voller Lücken, die, mit Luft erfüllt, durch eigends organisirte Oeffnungen mit der Atmosphäre in Verbindung stehn. Diese Spaltöffnungen trifft man meistentheils da, wo eine grüne Oberfläche die Pflanzen bedeckt, am häufigsten jedoch auf der untern Fläche der Blätter. Sie sind mehr oder weniger oval, gewöhnlich von einem drüsigen Ringe umgeben, und haben unter sich bisweilen Fältchen, die sie offen erhalten. Wir schreiben ihnen die Bestimmung zu, einzusaugen und auszuhauchen, aber bloß Luftstoffe, nicht tropfbare Flüssigkeiten. — Die zweite Urform ist die gradlinige, Faser- oder eigentlich Röhrenform. Starke Vergrößerungen zeigen uns die Fasern als wirkliche Röhren mit Säften erfüllt, aber nicht fortlaufend, sondern hie und da sich zuspitzend und blind endigend, z. B. im Baste der Bäume, auch im

Splint und in den Nerven und Rippen der Blätter. Ihre Uranfänge erscheinen schon im schleimigen Bildungssafte, wo sie, den Nadeln oder Spießchen gleich, sich in Bündeln gleichsam krystallisiren. Diese Röhren haben die zartesten Häute und den kleinsten Durchmesser unter allen Urformen; dennoch sind sie außerordentlich dehnbar und zähe. Sie sind es, die man als Flachs spinnt, die man aus Hanf, Nesseln, aus dem Papiermaulbeerbaum u. s. w. verarbeitet. Ihre Hauptbestimmung scheint die Führung der aufsteigenden Säfte zu seyn. — Die dritte Urform nennen wir die Schraubenform, weil sie ursprünglich aus schraubenförmig gewundenen Fasern besteht, welche die Wände cylindrischer Canäle ausmachen. Diese Form kommt von den Farrenkräutern aufwärts bei vollkommnern Pflanzen, von den Saftröhren umgeben, in Bündeln oder einzeln vor. Im Stamm der gewöhnlichen Bäume macht sie großentheils den Splint und das Holz aus. Bei den Palmen, den Gräsern u. s. w. stehen die Schraubenbündel zerstreut im Zellgewebe. Die Schraubengänge gehen durch alle Theile durch. Durch den Blattstiel dringen sie mit den Saftröhren in die Blattnerven, durch den Blüthenstiel in die Corollenblätter, in die Staubfäden, in den Fruchtknoten, in die Pistille, und durch den Keimgang selbst bis in die Saamen. So lange sie ursprünglich sind, haben sie keine andere Wand, als die von jenen gewundenen Fasern gebildet wird. Aber man findet sie nicht immer in jener ursprünglichen Form. Sie erscheinen oft als Ringgefäße, oft als Treppengänge, oft als punctirte Canäle. Endlich gibt es Uebergänge von dieser zur Zellform, besonders in Nadelhölzern. Hier erscheinen gestreckte Zellen mit regelmäßigen geränderten Löchern durchbohrt, ja im Taxus sogar Zellen mit schraubenförmig gewundenen Fächern, welche wahrscheinlich die Stelle der hier nicht vorhandenen Schraubengänge vertreten. Das Geschäft dieser dritten Urform scheint die Bildung und Fortführung der Luftarten, der Dünste und der Luftstoffe zu seyn, die sich aus den Säften der Pflanzen entwickeln. II. Besonderer Bau der einzelnen Pflanzentheile. Wir fangen mit der Wurzel an. Die Oberfläche der zartesten Würzelchen zeigt sich mit sehr feinen Härchen umgeben, und die Spitzen sind mit einem schwammigen Mützchen bedeckt, wodurch, wie durch jene Härchen, die Einsaugung der Erdfeuchtigkeit erfolgt. Uebrigens durchzieht der Länge nach die Mitte der Wurzel ein Bündel von Saftröhren und Schraubengängen, ohne daß eine Markhöhle da wäre. Der Stamm besteht bei allen Pflanzen, die mit zwei Saamenlappen aufgehen, aus concentrischen Schichten, deren äußerste die Rinde, die zweite der Bast, die dritte der Splint und die vierte das Holz ist, welches in jüngeren Trieben das Mark einschließt. Durch den Stamm setzen außerdem strahlenförmig die Rindengallen sich bis in das Mark fort, und bilden die sogenannten Spiegelfasern oder das Quergefüge des Holzes. Ungeachtet also der Bast hauptsächlich aus Saftröhren, Splint und Holz, aus diesen und Schraubengängen besteht, so gehört doch die Zellform auch zur Zusammensetzung dieser drei Schichten. Das Wachsthum des Holzes erfolgt von innen nach außen, so daß die dem Mittelpunct zunächst stehenden Schichten die ältesten sind. Zwar findet man in diesen, so lange noch Mark da ist, ursprüngliche Schraubengänge; ja sogar eine grüne Schicht der letzteren pflegt das Mark zu umgeben. Allein das ist das Wesen der ursprünglichen Schraubengänge, daß sie sich nicht, oder erst sehr spät verändern. Was den Bau der Blätter betrifft, so ist dieser ganz einfach damit erklärt, wenn wir sagen, daß die Theile des Stammes

hier neben einander in einer ebenen Fläche liegen, die dort in einander eingewickelt waren. Die Saftröhren und Schraubengänge treten in den Nerven und Adern des Blattes immer mehr auseinander. Das zwischen ihnen liegende Zellgewebe drängt sich nach der oberen Fläche zu dichter zusammen, und ist hier gewöhnlich von einem firnißartigen Ueberzug bedeckt. Nach der untern wird es lockerer, und bekommt jene Luftlücken, denen die Spaltöffnungen den Zutritt der Luftstoffe gewähren. Was den Bau der Blumen betrifft, so ist der Kelch meistens von gleichem Bau mit den Blättern, die Corolle hingegen besteht aus dem zartesten Zellgewebe, dessen innere Fläche sich in den feinsten Wärzchen oder Hügelchen erhebt. Die Schraubengänge ziehen sich einzeln und von einem sehr geringen Durchmesser durch den untern Theil der Corollenblätter, und von Spaltöffnungen ist keine Spur zu entdecken. Daß die Staubfäden einen ähnlichen Bau haben, ist schon vorher bemerkt; aber die Antheren weichen in Rücksicht ihrer Einrichtung von allen übrigen Theilen ab. Ganz zellig, enthalten sie vom Anfang an eine Menge eigenthümlich gebildeter Körper, die man Pollen nennt, und die in jeder Familie dieselben Gestalten darstellen. Die Oberfläche der weiblichen Narbe ist mit den zartesten Härchen besetzt, welche, ohne sichtbare Oeffnung, dennoch auf gleiche organische Weise die befruchtende Masse aufnehmen, als die Wurzelhärchen die Erdfeuchtigkeit. Der Fruchtknoten endlich enthält vor der Befruchtung bloße Bläschen mit Bildungssaft angefüllt. Nach geschehener Befruchtung zeigt sich zuerst das künftige Pflänzchen, einem Pünctchen gleich, welches in jenem Safte schwimmt, den man nun Keimflüssigkeit nennt. Von der letzteren ernährt, schwillt das Pflänzchen entweder stärker an, entwickelt sich mit seinen Theilen, und besonders werden die Saamenlappen, oder die Kotyledonen sichtbar; oder, wenn die Keimflüssigkeit nicht verbraucht wird, so gerinnt sie zum Eiweißkörper, und das Pflänzchen bleibt bei den sogenannten Monokotyledonen unentwickelt.

Pflug, das vornehmste Ackerwerkzeug, womit der Erdboden aufgerissen und umgewendet wird. Man unterscheidet den gemeinen und den künstlichen oder verbesserten Pflug, deren Beschreibung wir jedoch hier übergehen. Durch das Pflügen wird der Acker zur Aufnahme der Saat geschickt gemacht. Es geschieht zur Wintersaat, wo möglich, viermal, zur Sommersaat nur zweimal.

Pfortader, der Stamm einer Vene, welcher aus mehreren zurückführenden Adern im Unterleibe gebildet wird, dann in die Leber eingeht, sich in derselben wieder in Aeste und Zweige vertheilt und das Material zur Gallebereitung liefert. — Pfortadersystem, alle Venen, welche sich in den Stamm der Pfortader vereinigen; die vorzüglichsten sind die Gekrösvenen, die Milzvene, Nierenvenen und Magenvenen. Dieses Adersystem hat einen wichtigen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen, indem alles Blut von den Eingeweiden des Unterleibes in den Stamm der Pfortader und aus derselben in die Leber überströmt. Diese bereitet die Galle daraus und das übrigbleibende Blut sammelt sich wieder in Zweige, Aeste und einen Stamm, welcher sich mit der untern Hohlader vereinigt. Der Rückfluß des Blutes aus dem Unterleibe hängt also von der Thätigkeit der Leber ab. Verrichtet diese ihre Function zu langsam und zu schwach, so wird auch das Pfortaderblut langsamer verbraucht, die Entleerung dieser Adern geht weniger vor sich, und das Blut häuft sich in den zum Pfortader-System gehörigen Adern so an, daß sich

diese übermäßig ausdehnen, Knoten bilden, und endlich das Blut austritt, woher die sogenannte Hämorrhoidalkrankheit ihren Ursprung hat.

* Pforzheim, die wichtigste Fabrikstadt im Großherzogthum Baden, liegt im Pfinz- und Enzkreise desselben, am Eingange des Schwarzwaldes, an der Vereinigung der Flüsse Nagold und Würm, mit der schiffbaren Enz, in einem Thale. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt und den drei Vorstädten, die Brötzinger, die Aue und Altstadt; und hat 25 Straßen, ein altes Schloß, 650 Häuser und 5600 Einwohner. Es ist hier ein adeliches Fräuleinstift, ein Hospital, ein Irren- und Siechhaus, ein Waisen- und Zuchthaus und ein Pädagogium. Vorzüglich bemerkenswerth ist diese Stadt wegen ihrer Fabriken und wegen ihres Handels. Zu den erstern gehören besonders 21 Bijouteriefabriken, deren Goldwaaren nicht unter 14 Karat halten dürfen, wozu eine eigene fürstliche Controlle aufgestellt ist. Man kann den Werth der verkauften Waaren jährlich auf 600,000 Gulden anschlagen. Neunhundert bis tausend Menschen finden darin ihren Unterhalt. Ferner sind hier eine Tuchfabrik, welche besonders feine Tücher und Casimir verfertigt; eine bedeutende Leinwandbleiche; ein Eisenhammerwerk, das jährlich 5000 Centner Stab- und Zaineisen liefert; eine Saffiangerberei und eine Türkisch-Garnfärberei. Der wichtigste Zweig des Handels ist der Holzhandel, welchen 1) der Floßverein mit Bauholz und Sägwaaren treibt, und damit den größten Theil der am Neckar und von Mannheim bis Worms am Rhein liegenden Städte und Dörfer versorgt, und welchen 2) die neue Holländer-Holzcompagnie mit großem Tannen- und Eichenholz treibt, welches sie unmittelbar nach Holland liefert. Ihr Fonds beträgt eine Million Gulden. Zur Beförderung dieses Holzhandels dienen die Flüsse Enz, Nagold und Würm, auf welchen außer den aus Holländer- und gemeinem Holz und Sägwaaren bestehenden Flößen, jährlich über 30,000 Klafter Brennholz in Scheiten aus dem Würtembergischen hindurch geflößt werden. Der Oel-, Frucht-, Wein- und Viehhandel sind gleichfalls nicht unbeträchtlich, wozu besonders die Lage der Stadt an der Heerstraße von Frankreich in das südliche Deutschland günstig ist. Pforzheim ist auch der Geburtsort Reuchlins, welcher hier 1455 geboren wurde. Muth und eine besondere Anhänglichkeit an ihren Fürsten zeichnete stets die Bewohner dieser Stadt aus, und sie legten davon einen Beweis ab, wie man ihn in der Geschichte nicht größer findet. 400 Bürger folgten nämlich ihrem tapfern Markgrafen Georg Friedrich als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen, das derselbe 1622 mit 20,000 Mann gegen die große Uebermacht der Kaiserlichen unter Tilly lieferte. Schon hatte der Muth über die Mehrzahl gesiegt, als die Pulverwagen der Tapfern zersprangen, und Zerstörung unter sie brachten. Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Georg Friedrich entschloß sich nur dazu auf dringendes Bitten der Seinigen; aber diese Rettung war nur dadurch möglich, daß diese 400 Treuen sich für die Uebrigen aufopferten, indem sie das feindliche Heer so lange aufhielten, bis die Ihrigen entronnen waren, und sie selbst den Tod fanden.

Pharmaceutik, s. Apothekerkunst.

* Phelloplastik (von dem griechischen φελλος) hat Böttiger die Kunst genannt, aus geschnittenem Kork die Werke der Architektur in verkleinerten Nachbildungen darzustellen. Sie ist die Erfindung eines römischen Künstlers, der sie in den achtziger Jahren ersann und

mit großer Meisterschaft zur Ausführung brachte. Die Arbeiten desselben kamen auch nach Deutschland (Gotha, Cassel, Leipzig, Darmstadt u. s. w.) und gaben Herrn May (s. d. Art.) Veranlassung, sich gleichfalls in dieser ungemein anmuthigen Kunst zu versuchen. Durch diesen geschickten Künstler wurde die Phelloplastik zu noch höherer Vollkommenheit gebracht und auch auf Werke der gothischen Baukunst ausgedehnt. Der große Werth dieser Kunst ist entschieden. Es ist durch sie die Möglichkeit gegeben, alle Baudenkmäler der Welt auf die treueste und schönste Art zur vielseitigsten Anschauung zu bringen. Sie dient mithin für das Studium der Historie, Archäologie und Geschichte der Kunst selbst; an den phelloplastischen Werken läßt sich alles auf diese Wissenschaften Bezügliche nachweisen, was mit Kupferstichen nur sehr unvollkommen erreicht wird. Von sehr großem Nutzen muß ferner die Phelloplastik für Kunstschüler werden, da man mittelst derselben architektonische Werke des classischen Alterthums zum Studium aufstellen kann und zugleich durch sie ein treffliches Mittel erhält, neue Gebäude — als Kirchen, Paläste, Brücken u. s. w. — vor ihrer Ausführung in ungleich schönern Modellen darzustellen, als in Holz, Thon, Stein, Pappe geschehen kann. Diese Kunstcharakteristik der Phelloplastik erwägend, muß jeder Kunstkenner und Liebhaber den lebhaftesten Wunsch fühlen, daß dieselbe von Seiten des Staats die gehörige Würdigung, Aufnahme und Aufmerksamkeit finden und immer mehr zu ihrer schönen Bestimmung befördert werden möchte.

§ Pherecydes, einer der ältern berühmtern Philosophen. Er war auf der cycladischen Insel Syros geboren, und lebte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. Geb. Pythagoras war sein Schüler. So unbestimmt und mangelhaft die vorhandenen Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann sind, so geht doch so viel daraus hervor, daß er ein ungemeines Ansehen behauptete, und für einen Propheten galt; ja wohl auch selbst, durch seine schwärmerische Einbildungskraft verleitet, sich dafür hielt und ausgab. Sein Tod wird auf sehr verschiedene Weise erzählt. Von seiner Schrift über die Natur und die Götter ist nichts mehr vorhanden, außer dem Wenigen, was einige alte Schriftsteller daraus anführen; aber vorzüglich merkwürdig wäre das, was Cicero anführt, wenn es wahr ist, daß Pherecydes zuerst in Griechenland die Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe. Die noch übrigen Bruchstücke der Schriften dieses berühmten Philosophen findet man gesammelt und erläutert nebst einer Abhandlung über den Pherecydes selbst in einer im Jahr 1789 erschienenen Schrift: Pherecydis Fragmenta etc. von Sturz. Auch wird bei den Alten ein Geschichtschreiber desselben Namens erwähnt, der ungefähr um dieselbe Zeit lebte, und über den in der angeführten Schrift ebenfalls Einiges gesagt wird.

† Philadelphia hat 15,000 Häuser und über 120,000 Einwohner, darunter 20,000 Deutsche und eben so viel Franzosen. Die Rhede ist vortrefflich, und daher der Handel sehr wichtig. Jährlich laufen über 1800 Schiffe aus und ein, und die Ausfuhr beträgt an Werth über 13 Millionen Dollars. Nur New-York und Boston übertreffen in der Tonnenzahl Philadelphia; und Baltimore kommt ihm am nächsten. Außer mehrern wichtigen Fabriken, vorzüglich Zukkerraffinerien, Strumpfwirkereien, auch Schiffswerfte, in denen man dauerhafte Schiffe bauet, besitzt Philadelphia viele Schulen; die medicinische wurde im J. 1780 zu einer Universität erhoben; dann

mehrere wohlthätige Gesellschaften, eine öffentliche Bibliothek von 100,000 Bänden, über 150 Buchdruckerpressen, einen bedeutenden Buchhandel, vier Wechselbänke, die 1791 errichtete Staatsbank, die pensylvanische Bank, 11 Assecuranz-Compagnien, ein Handelscollegium, die Münze des Freistaats und andere Anstalten mehr. Auch hat sich daselbst eine deutsche Gesellschaft gebildet.

Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, s. Burgunder.

Philipp V., Philipp VI. von Frankreich, s. Frankreich.

Philipp III., Philipp IV., Philipp V. von Spanien, s. Spanien.

* Philippinen. Die philippinischen oder manilischen Inseln (von den Einwohnern die lussonischen genannt) liegen vom 5ten bis 19ten Grade nördlicher Breite und vom 135sten bis 145sten Grade östlicher Länge, von dem großen Oceane und vom chinesischen Meere umgeben. Der Flächeninhalt der größeren (Mindanao dazu gerechnet) beträgt 6500 Quadratmeilen. Die Oberfläche derselben ist voller Gebirge, zwischen welchen sich reiche und fruchtbare Thäler ausbreiten; unter den Bergen werfen 10 Feuer aus, worunter besonders der Mayon auf Luzon am meisten wüthet. Schrecklich war der Ausbruch eines Vulkans in der Provinz Camarines auf Luzon den 1. Febr. 1814, wodurch 5 volkreiche Städte gänzlich zerstört wurden und 1200 Menschen umkamen. Die Anzahl der zu dieser Gruppe gehörigen Inseln wird bald auf 1200, bald auf 1500 angegeben. Die größte derselben ist Luzon. Von den übrigen bemerken wir Mindanao und Paragoa (von welchen beiden die Spanier nur einen kleinen Theil besitzen); ferner Samar, Leyte, Mindoro, Buglaso, Panay und Zebu. Die größern Inseln sind im Innern noch sehr unbekannt. An Seen und Flüssen fehlt es nicht, welche dem Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit geben. Die große Feuchtigkeit auf den Inseln mäßiget die Hitze und erzeugt eine fast beispiellose Fruchtbarkeit, aber sie wird auch Ursache häufiger Krankheiten. Ohne diesen Nachtheil des Klimas würden diese Inseln der reizendste Aufenthalt der Welt seyn. Reiß, Kakao, Kokos, der beste Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muskatennüsse, treffliche Orangen, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas und eine große Menge anderer wohlschmeckenden Früchte, mit denen die Bäume prangen, geben den Einwohnern eine angenehme und hinlängliche Nahrung. Wild wachsen hier Hanfbäume, die trefflichste Baumwolle, Indigo, Färbehölzer, Sandelholz, Campeschenholzbäume, Cassienbäume, Tamarinden, Aloeholz, der Campherbaum, Areka, Betel, vortrefflicher Tabak, Ebenholz, Eisenholz. Man hat eine Menge eßbarer Vögel, Rindvieh, Büffel, Schweine, Hirsche, Ziegen, Pferde, unzählige Arten von Affen. In den Wäldern erzeugen zahllose Schwärme von Bienen so viel Honig und Wachs, daß letzteres hier gemeiner als Talg ist. Das Meer enthält einen großen Reichthum von Fischen und Schaalthieren; auch erzeugt es Ambra und Perlen. Ohne Zweifel sind die Gebirge reich an Metallen; denn man findet Gold in den Flüssen und Eisen zu Tage liegen, aber die Trägheit der Spanier vernachlässigt den Bergbau. Die Zahl der Einwohner beträgt auf diesen Inseln ungefähr drei Millionen, wovon 1,700,000 den Spaniern gehorchen. Man findet hauptsächlich zwei sehr verschiedene Menschenracen. Die eine besteht aus malayischen, die andere aus negerartigen Stämmen. Die Neger, von den Eingebornen Aetas, von den Spaniern Negritos del Monte genannt, bewohnen die innern unzugänglichen unbekannten Gegenden.

Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küsten von Guinea in Afrika, nur daß sie kleiner an Gestalt sind. Offenbar sind sie ein Volk mit den Papuas auf Neu-Guinea und mehreren Inseln des großen Oceans. Sie leben ohne gesellschaftliche Ordnung einzeln in den Schluchten der Gebirge, und vermeiden den Umgang mit den Malayen. Sie scheinen die Ureinwohner der Philippinen zu seyn. Die malayischen Stämme fanden die Spanier bereits an den Küsten verbreitet, als sie die Inseln entdeckten. Sie hatten eine gewisse Stufe der Cultur erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfassung, die wie bei allen malayischen Stämmen eine Aehnlichkeit mit dem Lehnswesen der Europäer hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Die Spanier bemühten sich auf diesen Inseln das Christenthum einzuführen, und wirklich hat ein Theil der Bewohner die katholische Religion angenommen. Außer den negerartigen und malayischen Stämmen finden sich auch noch hier Spanier, Mestizen, Creolen und Chinesen.

Phillips (Sir Richard), ein berühmter englischer Buchhändler, der als einer der Chefs der sogenannten St.-Helena-Faction, die ganz Europa durch Pamphlets und wahre und erdichtete Berichte von und über Napoleon in Bewegung erhält, betrachtet werden kann. Sein Monthly Magazine, welches er seit etwa 20 Jahren herausgibt und welches zur Unterscheidung des 1814 vom Buchhändler Colburn unternommenen New (neuen) Monthly Magazine das Old (alte) M. M. genannt wird, dient zum Sammelplatz für alle Nachrichten dieser Art. Sein Gesuch, mit Napoleon durch Zusendung von Büchern in Verbindung treten und von ihm Manuscripte in Empfang nehmen zu dürfen, wurde ihm vom englischen Ministerium förmlich abgeschlagen. In seinen Geschäften, die früher sehr bedeutend waren, hat er sich jetzt auf das erwähnte Magazin beschränkt.

Phocis, eine griechische Landschaft, welche gegen Norden an Thessalien, gegen Osten an die Locrer und Böotien, gegen Süden an die Bay von Corinth und gegen Westen an Doris und die ozolischen Locrer grenzte. Die Hauptflüsse waren der Cephissus und Plistos, das Hauptgebirge der Parnaß. Phocis war das Vaterland der Hellenen. Parnassus, des Poseidon Sohn, erbaute noch vor der Deucalionischen Fluth Delphi und gab dem Gebirge seinen Namen. Als die genannte Fluth Delphi verheert hatte, erbauten die geretteten Einwohner auf dem Parnaß die Stadt Lycorea, wo jetzt Deucalion regierte. Die Nachkommen desselben verbreiteten sich gegen Norden und verdrängten die dort wohnenden Pelasger. Jetzt kam der Name Hellenen auf. Mehrere kleine Königreiche entstanden. Unter andern brachte ein Sohn des Aegeus, Phocus, eine äginetische Colonie hieher und von ihm erhielt das ganze Land den Namen Phocis. Später wurde die Verfassung wahrscheinlich demokratisch. Die Phocenser waren ein fleißiges Volk und lebten vornehmlich vom Ackerbau. Sie waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Diese bewiesen sie in den Kriegen gegen die Thessalier, ferner in dem persischen und peloponnesischen Kriege, an welchem letztern sie als Bundesgenossen der Spartaner Theil nahmen. Nach der Schlacht bei Chäronea theilten sie das allgemeine Schicksal der Griechen. (Vgl. Griechenland.) §

* Phosphor (Lichtträger). Man bezeichnet mit diesem Namen Körper, welche im Dunkeln ein sanftes, weißes oder farbiges Licht entwickeln, ohne dadurch eine Temperaturerhöhung zu erregen oder in Flamme auszubrechen. Nur der durch Leuchten Phosphorsäure

bildende Phosphor, der sich schon bei mittlerer Temperatur entflammt, macht hievon eine Ausnahme. Die hieher gehörigen Körper lassen sich unter folgende Classen bringen: 1) Körper, welche in Folge einer Oxydation Phosphore wurden. Diese Gattung macht eigentlich nur der Phosphor aus, welcher sich als Phosphorsäure im ganzen Thier- und Pflanzenreiche und in einigen Mineralien findet, seit 1669 durch Brandt bekannt ist, und bei niedriger Temperatur leuchtet und sich dabei in phosphorige Säure verwandelt. Da sich derselbe aber durch Reibung und selbst in mittlerer Temperatur entflammt, so könnten hieher mit gleichem Rechte alle Verbrennungsacte, besonders die dem Stahle entlockten Funken, der Pyrophor, die Selbstentzündungen, die Oxydation des Schwefels, das siedende Oel und einige Dämpfe u. s. w. gerechnet werden. Wahrscheinlich gehört hieher das Leuchten faulender organischer Körper, z. B. der Meerfische, der Austern, des Kalbfleisches, wobei sich Phosphor und Schwefel entwickeln, welche verbrennen. Auf diese Weise entstehen wahrscheinlich die Irrwische. Vielleicht gehört auch das faulende Holz zum Theil hieher. 2) Körper, welche sowohl das Sonnenlicht, als auch das terrestrische Feuer einsaugen und es im Dunkeln sichtbar wieder ausströmen. Hieher gehören verschiedene Erd- und Steinarten und einige organische Körper, als das frische Tannenholz, auch einige thierische Stoffe. 3) Körper, welche in Folge einer electrischen Entladung oder aus nicht hinlänglich bekannten Ursachen Licht entwickeln. Hieher gehören die zahlreichen phosphorescirenden Insekten, das Johanniswürmchen, der Feuerwurm, der Laternenträger u. s. w.; ferner die Augen der zum Katzengeschlecht gehörigen Thiere, das Fell derselben, wenn es gestrichen wird, u. s. w. Vielleicht gehört auch die Phosphorescenz einiger Blumen hieher.

Phthiotis, s. Thessalien.

Phthisis, s. Schwindsucht.

* Physiokratisches System, Physiokraten, Oekonomistisches System, Oekonomisten. Dieses berühmte staatswirthschaftliche System, welches eine Reihe von Jahren hindurch die Blicke von ganz Europa auf sich gezogen, ward zuerst in Frankreich von einem geistreichen, spekulativen Kopfe, Franz Quesnoy, Leibarzt Ludwigs XV., auf die Bahn gebracht. Dieser hatte auf den Reisen, welche er mit dem Könige im Lande machte, Gelegenheit, von dem großen Verfall sich zu überzeugen, worin sich in Frankreich damals der Landbau befand und entdeckte einen Hauptgrund dieses Verfalls in der Befolgung der unter Colbert's Ministerium eingeführten Grundsätze des Merkantil-Systems (s. d. Art.), welches den städtischen Gewerbfleiß vorzugsweise begünstigte auf Kosten des ländlichen. Kaum hatte Quesnoy seine neuen Ansichten dem Publikum vorgelegt (Tableau économique avec son explication 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou Constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain, Paris 1767; verbessert Yverdun 1768, 6 Bände): so bemühten sich mehrere scharfsinnige Schriftsteller gleichsam um die Wette, die vom Erfinder bloß hingeworfenen Ideen zu entwickeln und ausführlicher darzustellen. Es bildete sich eine eigene Schule von staatswirthschaftlichen Philosophen unter dem Namen der Physiokraten oder Oekonomisten. Unter den Franzosen waren es vorzüglich du Pont, Baudeau, le Trosne, de la Riviere und der ältere Mirabeau, unter den Deutschen Iselin, Schlettwein, Sprin-

ger, Mauvillon, Schmalz und Krug, welche zur Verbreitung dieses Systems beitrugen. In der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XV. war dasselbe in Frankreich ganz ohne Einfluß, erst unter Ludwig XVI. kamen verschiedene seiner Anhänger, unter andern der Minister Turgot, in die Verwaltung. Nachher sank das Ansehen dieser Schule wieder, bis sie zur Zeit der Revolution mehrere Jahre hindurch ein entschiedenes Uebergewicht in der Nationalversammlung behauptete. In Deutschland ist das physiokratische System praktisch einzuführen zuerst versucht worden vom letztverstorbenen Großherzoge von Baden, welcher selbst manche Schriften darüber herausgegeben, aber sein Versuch mußte schon deßhalb mißlingen, weil er bloß mit einigen Dörfern angestellt wurde. Auch die Brüder Leopold II., Großherzog von Toscana, und Joseph II., römischer Kaiser, waren dem Systeme im Ganzen ergeben; nur die von demselben empfohlene Freiheit des Verkehrs mit dem Auslande hat Joseph ganz und Leopold theilweise beschränkt. — Die Hauptgrundsätze dieses Systems sind folgende: 1) die Erde ist die einzige Quelle aller Werthschaffung und alles Reichthums, nur die Arbeit, welche mittelst Benutzung und Verstärkung der im Pflanzen- und Thierreiche schöpferisch wirkenden Naturkräfte verwandt wird, bringt etwas Neues hervor. 2) Alle Staatsbürger sind daher in drei Classen zu vertheilen, nämlich in a. Landeigenthümer, b. productive Staatsbürger, solche, welche den Boden bauen und benutzen, also Pächter, Landwirthe ꝛc., c. unproductive oder sterile Staatsbürger, alle Uebrige, also Gelehrte, Künstler, Handwerker, Kaufleute ꝛc., weil sie sämmtlich mit Producten der Erde ernährt werden müssen, ohne bei deren Hervorbringung unmittelbar mitgewirkt zu haben. 3) Da dem Systeme zufolge aller Reichthum bloß aus dem Boden hervorgeht, so darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom Grund und Boden, Statt finden und diese Abgabe, welche in der Sprache der Schule Impôt unique heißt, muß nach Abzug der Schaffungskosten auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden. Die Unhaltbarkeit dieses staatswirthschaftlichen Systems erhellt aus folgenden Sätzen. 1) Der Reichthum besteht nicht in den rohen Producten allein, sondern in allen Dingen, welche menschliche Bedürfnisse zu befriedigen vermögen und daher einen Werth haben. Die Erde ist zwar die Mutter aller unserer Sachbedürfnisse, aber wir erhalten ihre Producte nur als Grundstoff zur weitern Veredelung; wenige Erzeugnisse des Bodens lassen sich ohne weitere Bereitung gebrauchen, und jede Arbeit, welche auf die Veredelung solcher Erzeugnisse verwandt, ihre Brauchbarkeit vermehrt, ist auf dieselbe Weise productiv als die Arbeit, welche auf den Boden verwandt wird. 2) Die Natur ist nicht bloß wirksam bei der Erzielung von rohen Producten, sondern auch dem Kaufmann und Fabrikanten leistet sie Hülfe. Das Wasser, welches die Mühle treibt, das Feuer in den Dampfmaschinen und selbst das Genie des Künstlers, das Talent des Manufactur-Unternehmers, was ist es anders als Natur, welche mit produciren hilft? So wie sich der Grundeigenthümer ein Stück des Bodens zuzueignen und damit zu wuchern versteht, indem er sich etwas für die Benutzung der Production, welche sein Grundstück enthält, als Rente bezahlen läßt, so weiß auch der Manufacturist sich eine Naturkraft zuzueignen und ihre Anwendung oft lange Zeit als Geheimniß zu verwahren, so daß er davon noch weit höhern Gewinn zu ziehen vermag als der Grundherr von seinem Acker. Daher ist auch 3) der Schluß

falsch, daß keine andere Abgabe als die von der Grundrente Statt finden dürfe. Sollte der ganze Steuerbetrag von dem Grundertrage aufkommen, so würde zwar in einem ganz isolirten, geschlossenen Handelsstaat durch die Preiserhöhung der rohen Producte auch der übrige Theil der Nation seinen Steuerbeitrag dazu entrichten, aber der Landwirth und die Grundbesitzer würden doch immer den Vorschuß zu leisten haben, was für sie ausnehmend drückend wäre. In einem Staate aber, welcher aus seinem Verkehr mit den Nachbarn nicht herausgerissen werden kann, muß der gänzliche Verfall der Landwirthschaft die Folge davon seyn, wenn sämmtliche Staatsabgaben auf den Grundertrag gelegt werden, weil alsdann die übrigen Volksclassen ihren Bedarf an rohen Naturerzeugnissen des hohen Preises wegen nicht im Inlande kaufen, sondern lieber vom Auslande beziehen werden. Eine, alle sonstige Abgaben ausschließende, einzige Grundsteuer ist durchaus chimärisch, und selbst der reichste Segen der Natur würde die Nachtheile einer solchen Steueranlage nicht auszugleichen vermögen. (Vergl. Abgaben, Grundsteuer.) Trotz diesen wesentlichen Mängeln des physiokratischen Systems, welches der ältere Mirabeau nicht mit Unrecht einen prächtigen Palast ohne Treppe genannt hat, läßt sich nicht leugnen, daß die Verbreitung desselben der Wissenschaft der Nationalökonomie wahrhaft beförderlich gewesen, indem dadurch die Fehler des Merkantilsystems in ihr volles Licht gestellt und die heilsamen Wirkungen deutlich gezeigt worden, welche überall aus der Freiheit der Gewerbe für den Nationalwohlstand hervorgehen. K. M.

Piaristen, Väter der frommen Schulen (in Polen Piaren), heißen die Glieder eines geistlichen Ordens, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden noch ein viertes beobachtet, vermöge dessen er sich dem unentgeldlichen Unterrichte der Jugend in Volksschulen und Gymnasien widmet. Dieser Orden wurde im Anfange des 17ten Jahrhunderts von Joseph Calasanza, einem spanischen Edelmanne, zu Rom gestiftet, 1621 unter dem Titel des Ordens der regulirten Kleriker und Armen der Mutter Gottes zu den frommen Schulen (scholarum piarum, daher der Name Piaristen) vom Papst bestätiget, und 1690 für seine gemeinnützigen Bemühungen durch die wichtigsten Privilegien der Bettelorden belohnt. Die Piaristen sind regulirte Weltgeistliche, wie die Jesuiten, mit denen sie nicht nur die Tracht, sondern auch den Zweck zum Vortheil ihrer Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, gemein haben, und daher seit ihrer Entstehung Nebenbuhler derselben. Sie verbreiteten sich bald in den Ländern der katholischen Christenheit, besonders in den österreichischen Staaten, und wurden bei einer der jesuitischen ähnlichen Ordensverfassung zahlreich und kraftvoll, ohne sich den Vorwurf der Herrschsucht und Einmischung in politische Händel zuzuziehn, wie diese. Vielmehr verdanken sie ihren unläugbaren Verdiensten um das Schulwesen die ungestörte Fortdauer und Blüthe ihres Ordens. Noch jetzt stehen die meisten Gymnasien und Trivialschulen in Ungarn und Polen unter der Leitung der Piaristen; auch in Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich haben sie noch ansehnliche Collegien. Nur ihre Ordensverfassung ist, so weit sie in das öffentliche Schulwesen eingreift, nach den Zwecken des Staats modificirt worden. E.

Piazzi (Giuseppe), einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Astronomen, ist im J. 1746 geboren. Er trat 1764 in den Theatiner-Orden, und wurde 1770 in Malta und 1781 in Palermo Profes-

sor der Astronomie. Im J. 1787 besuchte er Paris und London, wo er sich mit den vortrefflichsten Instrumenten versah, und 1789 nach seiner Rückkehr nach Palermo eine Sternwarte anlegte, die für eine der ersten in Europa gehalten wird. Die Beschreibung derselben und seiner Instrumente hat er 1792—94 in 2 Foliobänden herausgegeben. Am 1. Jan. 1801 entdeckte er einen neuen Planeten, die Ceres. Man hat noch mehrere astronomische Werke von ihm.

Pictet (M. A.), geboren 1750 in Genf, gehört zu einer der ältesten und angesehensten Familien dieses Freistaats. Er war von Jugend auf der Zögling und Freund des berühmten Saussure, begleitete denselben oft auf seinen Reisen, und ward 1786 sein Nachfolger als Professor der Philosophie und später auch als Präsident der Akademie der Künste. An den politischen Unruhen in Genf nahm er stets nur als Vermittler Theil. Nach der Vereinigung Genfs mit Frankreich wurde er ins Tribunat gerufen, wo er sich durch seine Vorträge, die eine größere Handelsfreiheit bezweckten, rühmlichst auszeichnete. Später war er einer der 15 Inspectoren der sogenannten kaiserlichen Universität, d. h. der Gesammtheit des Nationalunterrichts. — Schon im J. 1796 vereinigte er sich mit seinem Bruder Charles und M. Maurice, jetzigem Maire von Genf, zur Herausgabe der Bibliothèque britannique, einer der nützlichsten europäischen Zeitschriften, die seit dieser Zeit auch ununterbrochen fortgesetzt worden, im J. 1816 aber den Titel: Bibliothèque universelle angenommen hat. Man hat von ihm auch mehrere eigene Werke und Denkschriften über wissenschaftliche Gegenstände, so wie eine Reisebeschreibung durch Großbritannien, die höchst lehrreich ist (1803). Pictet ist Mitglied der meisten europäischen Akademien.

Piemont, Fürstenthum in Italien und Hauptprovinz der sardinischen Staaten, von welchen es die Franzosen getrennt, und 1802 gänzlich mit Frankreich vereinigt hatten. Durch den Sturz der Napoleonischen Herrschaft (1814) kam der König von Sardinien wieder zum Besitze dieses Landes, mit welchem nach der neusten Eintheilung auch die Grafschaft Nizza und die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) und Montferrat vereinigt, und das Ganze in 26 Provinzen eingetheilt worden ist. Piemont im engern, und vor dieser Eintheilung gewöhnlichen Sinne, gränzt gegen Norden an Wallis und Savoyen, gegen Westen an Frankreich, gegen Süden an Nizza und Genua und gegen Osten an die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) und Montferrat. Nach diesem Umfange kann man die Größe auf 310 Quadratmeilen schätzen. Piemont hat seinen Namen, weil es am Fuße hoher Gebirge liegt; denn gegen Wallis sind die penninischen Alpen (wo die hohen Berge Montrosa und der große Bernhard) und gegen Savoyen und Frankreich sind die grajischen und cottischen Alpen mit dem hohen Montblanc, kleinen Bernhard, Mont-Cenis und Monte-Viso, von welchem der Po, der Hauptfluß des Landes, kommt, in welchen sich zu beiden Seiten alle Flüsse des Landes, als die Doria, Stura und Sesia auf der linken, und die Vraita, Maira und der Tanaro auf der rechten Seite ergießen. Gegen Süden an der Gränze von Nizza und Genua erstrecken sich die Meeralpen. Daher ist Piemont auf der Nord- und Westseite von den höchsten Alpen eingeschlossen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Von diesen Gebirgen an bis in die Mitte des Landes ziehen sich niedrige Berge und endlich Hügel, welche sich in Ebenen verlaufen. Die Mitte des Landes, wo der Po fließt, ist die tiefste und ebenste Gegend. Diese

mittlern Gegenden Piemonts, wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechseln, sind die fruchtbarsten und schönsten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Oel- und Obstbau blühen, und Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Mais, Reiß, Hanf, Kastanien, Obst, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern italienischen Lande so stark betrieben als in Piemont, wo jährlich für 22 Millionen piemontesische Lire Seide gewonnen wird, welche meistens roh aus dem Lande geht. Waldungen hat Piemont hinreichend; die nördlichen, westlichen, südlichen Gränzen haben waldreiche Gebirge und Hügel, welche dem mittlern holzärmern Lande Holz zuführen und auf den Flüssen zuflößen können. Die Einwohner, deren Zahl an 1,400,000 beträgt, sind fleißig und industriös, und bekennen sich zur katholischen Religion bis auf ungefähr 20,000 Waldenser, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen bewohnen, und sich besonders durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. Außer dem Ackerbau, der Viehzucht und ausgebreiteten Seidencultur, beschäftigen sich die Einwohner auch mit Fabriken und Manufacturen, besonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele tausend verlassen auch ihr Vaterland und ziehen im übrigen Italien, Frankreich und Deutschland, besonders als Kupferstich- und Galanteriehändler, herum, und kehren dann mit ihrem Verdienste in ihr Vaterland zurück. Die Hauptstadt Piemonts und des ganzen sardinischen Staates heißt Turin.

Pigmente, s. Färbestoffe.

Piis (Chevalier de), ein geistreicher französischer Dramen- und Liederdichter, und zu Anfang der Revolution Stifter des Vaudeville-Theaters in Paris, für welches er auch fast ausschließlich gearbeitet hat. Er hatte sich dazu insbesondere mit Barré verbunden. Beide waren in den Erfindungen bei ihren Gelegenheitsstücken und in den Parodien (ein Hauptgegenstand des Vaudeville) unerschöpflich und immer neu und witzig. Piis war zugleich General-Secretär bei der Polizeipräfectur in Paris, welche wichtige Stelle er bis zur zweiten Restauration im J. 1815 bekleidet hat.

Pignotti (Lorenzo), einer der vorzüglichsten toscanischen Dichter unserer Zeit, war zu Arezzo geboren, studirte zu Pisa die Theologie, widmete sich aber ganz den schönen Wissenschaften, besonders der Poesie, und starb 1811 als Professor zu Pisa. Seine Gedichte sind voll Anmuth; er erzählt mit ungemeiner Leichtigkeit und Naivetät; sein Vers ist wohlklingend. Am ausgezeichnetsten sind seine Fabeln und Erzählungen, in denen er größtentheils als Nachahmer der Alten und Neuern, seltener als origineller Erfinder erscheint. Unter allen Italienern hat er die Gattung der Aesopischen Fabel mit dem meisten Erfolg angebaut.

Pilpai (richtiger Bidpai), soll 400 Jahre vor Christus gelebt und auf Befehl des Königs Dabschelim in indischer Sprache die unter dem Titel Kalila und Dimnah bekannte Sammlung höchst interessanter und artiger Erzählungen und Apologen geschrieben haben, welche in älterer und neuerer Zeit allgemeinen Beifall gefunden hat, und in alle Sprachen des Morgen- und Abendlands übersetzt worden ist. Daß aber die ganze Existenz dieses Schriftstellers auf einem Mißverständnisse beruhe, daß der Name Bidpai bloß aus dem Sanscrit-Worte Hitopadisa (nützlicher Unterricht) entstanden ist, welchen Titel das Buch in der sanscrit. Ausgabe (Serampoore, 1804, 4.) führt, hat Beigel in Ideler über die Sternnamen

S. 369 scharfsinnig bemerkt. Von der arabischen Uebersetzung hat Silv. de Sacy, Paris 1816, II. 8. eine schöne Ausgabe mit französischer Uebersetzung geliefert; nach einer frühern französischen Uebersetzung ist die deutsche: Abuschalem und sein Hofphilosoph, oder die Weisheit Indiens, Leipzig 1778, 8. gearbeitet, und das Samscritoriginal hat Wilkins zu London, 1787, 8. ins Englische übersetzt.

Pilz, s. Schwamm.

Piment, Jamaica-Pfeffer, Nelken-Pfeffer, englisch Gewürz. Es besteht aus den unreif abgepflückten, an der Sonne getrockneten, gewürzhaften Beeren der Gewürzmyrthe, welche in Ostindien, vornehmlich in Jamaica, wächst. Der Anbau derselben ist erst seit 1668 dort bekannt.

Pindemonte (Ippolito), Malteser-Ritter, einer der besten italienischen Dichter unserer Zeit, stammt aus einer angesehenen Familie Verona's. Er hat Frankreich, England, die Schweiz und Deutschland bereis't und sich unter andern einige Zeit in Berlin und Wien aufgehalten. Nach seiner Rückkehr gab er einen Roman unter dem Titel Abaritte (London 1790) heraus, worin er unter fingirten Namen die Charaktere verschiedener merkwürdiger Männer schildert, die er auf seiner Reise kennen gelernt hatte. Sein Trauerspiel Ulisse, das er in seinem 16ten Jahre schrieb, muß als eine Jugend-Arbeit beurtheilt werden. Günstiger wurden seine Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, die er 1781 gemeinschaftlich mit Girolamo Pompei herausgab, aufgenommen; ihnen folgte 1785 der Homerische Hymnus auf die Ceres. Aber den meisten Ruhm erwarb er sich durch seinen Saggio di poesie campestri, wozu er durch Bertola's Uebersetzung Geßners angeregt wurde. Man findet darin eine rührende und süße Melancholie, angenehme ländliche Bilder und eine fruchtbare Lebensphilosophie. Die Sprache ist rein und der Vers leicht und gefällig.

Pinkeney, in der neuern Zeit einer der berühmtesten Diplomaten der vereinigten Staaten von Nordamerika. Er begann seine diplomatische Laufbahn 1794 auf einer Sendung nach England, um die damaligen Streitigkeiten unter beiden Mächten zu beseitigen. Im Jahr 1795 begab er sich nach Spanien, um mit dieser Macht wegen Florida eine Uebereinkunft zu treffen, und 1797 hatte er mit zwei andern amerikanischen Abgeordneten eine schwierige Sendung ans französische Directorium. Hierauf wurde er zu verschiedenen andern wichtigen Geschäften gebraucht, und im Jahr 1816 zum amerikanischen Gesandten am Petersburger Hofe ernannt, welchen Posten er noch 1819 bekleidet. Ehe er ihn antrat, glich er noch die Streitigkeiten mit dem neapolitanischen Hofe aus, welche noch von der unter Murats Regierung geschehenen Confiskation einer Anzahl amerikanischer Schiffe und Ladungen herrührten. Vergebens versuchte er bei dieser Gelegenheit die Abtretung einiger Handelspositionen, namentlich der Insel Lampedusa zu erhalten.

* Piombino, das Fürstenthum, mit der festen Stadt gleiches Namens (von 4000 Einwohnern), liegt in dem toscanischen Gebiete Siena am Canal Piombino, der es von der Insel Elba (s. d. Art.) trennt, deren größerer Theil zum Fürstenthum Piombino gehört. Auf 9 Quadratmeilen enthält es 18,000 Einwohner, und gibt jetzt 200,000 toscanische Lire Einkünfte. Ursprünglich war dieses Fürstenthum ein kaiserliches Reichslehn und gehörte der Familie Appiani; hierauf kam

es an die Ludovisi. Als Philipp II., König von Spanien, den Herzog Cosmus I. von Florenz mit Siena belehnte, trennte er davon den Stato dei Presidi, zu welchem Piombino als Lehn gehörte, und verband ihn mit Neapel. Im Jahr 1801 trat König Ferdinand IV. von beiden Sicilien den Stato nebst Piombino, über welches er aber nur die Lehnshoheit besaß, an Frankreich ab. Das Fürstenthum gehörte damals dem Hause Buoncompagni. Diese Familie stammt von einem natürlichen Sohne des Papstes Gregor XIII. (Hugo Buoncompagni) ab. Sie hatte Piombino im Jahr 1681 durch die Vermählung Gregor Buoncompagni's, Herzogs von Sora und Alcara, mit der Erbin von Piombino, Hippolyte Ludovisi, erworben. Gregor hinterließ nur Töchter; die älteste war mit seinem Bruder Anton vermählt, von dem die jetzigen Fürsten von Piombino abstammen. Frankreich entzog dem Hause das ganze Besitzthum, und der Kaiser Napoleon ertheilte das Fürstenthum Piombino, als ein französisches Reichslehn, seiner Schwester Elisa Bacciochi (s. d. Art.). Endlich gab die Wiener Congreß-Acte (Art. 100.) dem Hause Buoncompagni-Ludovisi das Fürstenthum Piombino, nebst dem Antheile von Elba, zurück, allein unter der Lehns- und Landeshoheit von Toscana. Doch sollte der Großherzog den Fürsten für den Verlust seiner Hoheitsrechte entschädigen. Der gegenwärtige Besitzer, Ludwig Maria Buoncompagni-Ludovisi, Fürst von Piombino, Herzog von Sora und Alcara, geboren 1767, hat keine Kinder, sondern blos Seitenverwandte.

Pirouette, eigentlich ein kleiner Kreisel; in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf einem Fuße, der Kreisschwung oder Drehschwung; in der Reitkunst die schnelle aber sehr enge Werfung des Pferdes, so daß es mit dem Kopfe auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweife war. **Pirouettiren**, kreiseln, im Kreise drehen.

† **Pisa**, eine der ältesten und schönsten italienischen Städte im Großherzogthum Toscana, liegt in einer freundlichen Ebene ungefähr 24 Miglien vom Einflusse des Arno in die See. Das Clima ist ziemlich gesund und so milde, daß fast das ganze Jahr hindurch dort Frühling herrschet. Statt 150,000 Einwohner in den Zeiten der Blüthe zählt die Stadt jetzt kaum 16,000; Stille und Einsamkeit sind daher hier, wie in andern großen Städten Italiens, die ihre historische Rolle zu Ende gespielt, herrschend geworden. Der Arno, einen Halbkreis bildend, theilt den Ort in zwei fast gleiche Hälften, welche durch drei Brücken mit einander in Verbindung stehen. Die beiden großen Kai's (Lungarno) sind mit Gebäuden im edelsten Style geschmückt, deren wehrhaftes Aussehn an die kriegerischen Zeiten der Republik erinnert. Die Straßen sind großentheils breit, gerade, herrlich gepflastert, aber das häufig zwischen den Steinen wachsende Gras ist ein trauriger Zeuge der Entvölkerung. Unter den kirchlichen Gebäuden nennen wir zuerst den **Dom**, im 11ten Jahrhundert von einem griechischen Architekten erbaut, ein Ehrfurcht einflößendes, alterthümliches Gebäude, reich an Sehenswürdigkeiten mancherlei Art. Hinter diesem steht der berühmte **hängende Glockenthurm**, dessen Abweichung vom Perpendikel beinahe 13 Fuß beträgt. Er ist rund, ganz von Marmor, besteht aus acht Reihen Säulen über einander und ist 190 Fuß hoch. Dem Dom gegenüber liegt das runde, mit schönen Säulen geschmückte, ebenfalls sehr alterthümliche **Battisterio**. Seitwärts zwischen beiden breitet sich das berühmte **Campo santo** aus, das wir zu den größten Merkwürdigkeiten der Kunst in ganz Italien rechnen. Es ist ein alter Kirchhof, dessen Erde die Pisaner

aus Jerusalem geholt, eingefaßt von gothischen Hallen, deren Wände mit Frescogemählden von der Hand der ältesten berühmtesten Meister geschmückt sind. Unter diesen glänzen Memmi, Orcagna u. A., alle aber verdunkelt durch seine unübertrefflichen Schildereien Benozzo Gozzoli. Auch befindet sich hier eine große Sammlung hetrurischer und römischer Alterthümer, namentlich aus Urnen und Sarkophagen bestehend. — Unter den übrigen Kirchen verdienen noch Erwähnung die durch ihre elegante gothische Bauart ausgezeichnete Kirche Madonna della Spina und die im neuern Styl erbaute Kirche S. Stefano, die nebst dem angränzenden Palaste dem einst hier residirenden Ritterorden des heiligen Stephanus zugehörten. Unter den Gebäuden zeichnen sich ferner mehrere Paläste und die Loggia de' Mercanti vortheilhaft aus. Auch zeigt man noch den Hungerthurm, in welchem Ugolino mit seinen Kindern umkam, indessen schwerlich den authentischen, der gewiß lange nicht mehr vorhanden ist. — Es fehlt in Pisa nicht an wissenschaftlichen Anstalten und Kunstsammlungen. Die Universität ist alt und hat zu allen Zeiten berühmte Lehrer besessen, wie auch jetzt Vacca, Ciampi, Tantini ihre Zierden sind; die Sternwarte und der botanische Garten unter Savi sind im besten Zustande. Die Feinheit und Liebenswürdigkeit der Gesellschaft, im Vereine mit anspruchsloser Herzensgüte und Dienstfertigkeit wird dem Fremden seinen Aufenthalt in Pisa sehr angenehm machen. — Vier Miglien von der Stadt entfernt, am Fuße des Berges S. Giuliano, auch nach diesem Berge genannt, liegen die berühmten pisanischen Bäder. Zwölf warme, schwefelhaltige Quellen sind hier von großen, zweckmäßigen Gebäuden eingeschlossen, worin für alle Bedürfnisse der zahlreich sich hier einfindenden Badegäste auf das vollkommenste, minder indeß für ihre Unterhaltung gesorgt ist. Auch die 7 Miglien von Pisa entfernte prächtige Karthause ist eines Besuches nicht unwerth. — Uebrigens sind Handel und Gewerbe zu Pisa höchst unbedeutend. Groß ist der Gewinn vom Oel, welches an Güte dem Oele von Lucca wenig nachsteht; die Felder und Hügel sind gut bebaut, und die Marmorbrüche in der Nachbarschaft gehören zu den schönsten in Italien.

Piso, ein Beiname, den mehrere Römer aus dem Calpurnischen Geschlecht führten. Einer der merkwürdigsten ist L. Calpurnius Piso, der als Consul die aufrührerischen Sclaven auf Sicilien besiegte, und das bekannte Gesetz de repetundis, über die Wiedererstattung erpreßter Gelder, eingeführt haben soll, um der Habsucht der obrigkeitlichen Personen bei der Verwaltung der Provinzen Schranken zu setzen. Er zeichnete sich als Prätor in Sicilien, wo ihm bei einem in Rom entstandenen Getreidemangel der Einkauf bedeutender Vorräthe übertragen worden war, durch eine seltene Uneigennützigkeit so aus, daß man ihm deshalb den schönen und ehrenvollen Beinamen Frugi (der Rechtschaffene, der Brave) gab. Ein anderer, späterer Piso war der, welcher zu Cicero's Zeiten mit Gabinius das Consulat bekleidete, und sich besonders feindselig gegen den großen Mann bewies, der in einer Rede, die wir noch besitzen, äußerst heftig gegen ihn spricht und ihn mit Schmähungen überhäuft. Noch später lebte der Piso, welcher unter Tiberius Regierung Präfect von Syrien war, sich durch seinen Stolz auszeichnete, so wie durch sein gehässiges Betragen gegen den edlen Germanicus, den adoptirten Sohn des Tiberius, dessen frühen Tod durch Gift herbeigeführt zu haben, ihm Schuld gegeben wird.

† Pius VII. Die Handlungen, zu denen er seitdem die wieder erlangte Macht und Unabhängigkeit angewendet hat, beweisen, daß seine früher oftmals gezeigte Bequemung nach den Umständen und Zeitideen nur eine Maßregel der Klugheit und Verstellungskunst war, welche die Moral der Italiener unter die Tugenden rechnet. Den von ihm stets als die sicherste Stütze des Papismus geliebten Jesuitenorden stellte er den 7. August 1814 in einer Bulle her, worin er wahrheitswidrig von einem allgemeinen Verlangen der katholischen Christenheit nach diesen Ordensleuten redet; zugleich setzte er alle andern geistlichen Orden in ihre alten Rechte ein und empfahl dringend ihre Verbreitung. Auch das Tribunal der Inquisition zu Rom wurde von ihm erneuert, und, um der Aufklärung zu wehren, mit Verdammung gegen die Freimaurer, mit Bücherverboten gegen die Literatur verfahren. Ueber seine neuesten Concordate mit Frankreich, Neapel und Baiern s. d. Art. Concordat. Die wenigen Verbesserungen, die er darin zum Vortheile dieser Staaten zugestanden hat, zeigen, daß sein Bestreben, den weltlichen Mächten zu gebieten, nicht ganz mißlungen ist. Wie sehr er aber geneigt ist, Anstalten, die nicht zur Vergrößerung der päpstlichen Gewalt, sondern nur zur religiösen Veredlung und Wohlfahrt der Völker dienen können, da, wo er es wagen zu dürfen glaubt, durch alle Mittel der Macht und List zu hindern, hat nicht nur seine Behandlung der catholischen Schweiz, sondern auch sein neuestes Verfahren gegen den in Deutschland allgemein verehrten Generalvicar des Bisthums Constanz, von Wessenberg, deutlich zu erkennen gegeben (Vergl. d. Art. Wessenberg.) Die deutsche Kirche lernt aus der hierüber vom badischen Hofe bekannt gemachten Denkschrift, daß Pius VII., ohne Rücksicht auf die Foderungen der christlichen Religion und Moral, nur geleitet von den Grundsätzen seiner herrschsüchtigen und anmaßenden Curie, eilen würde, die furchtbare Hierarchie der Gregore und Innocenze wieder aufzurichten, wenn das gegenwärtige Zwischenspiel der Rückkehr zum Alten in der Politik ihm Hoffnung gäbe, auch den Glanz seines Thrones auf den Trümmern der Geistesbildung und des Völkerglücks in Europa zu erneuern. Doch nur in seinen Breven und Bullen redet er die Sprache des Mittelalters; in seinem persönlichen Umgange zeigt er sich als ein weltkluger, fein gebildeter und gewandter Fürst, der die gefällige Humanität seiner Zeit auch gegen Ketzer nicht verläugnet, und allen, die ihn kennen, Achtung abgewinnt. E.

Pixericourt, einer der fruchtbarsten dramatischen Dichter der Franzosen, der Abgott des Pariser Boulevardtheaters und des Theaters de la Porte St. Martin, auf welchem die Melodramen einheimisch sind, kurz der französische Kotzebue, dessen Werke, wie die seines deutschen Nebenbuhlers, zwar nirgends auf dichterische Vollendung und höhern Kunstwerth Anspruch haben, dagegen durch Theatercoups, überraschende Fabel, sentimentale Situationen, pomphaften Dialog u. dergl. Mittel, großen Effekt bei einem halbgebildeten Publikum hervorbringen. Pixericourts Werke sind deßhalb wie die Kotzebue'schen fast in alle europäischen Sprachen übersetzt.

Plagiat. Bei den Römern bestand das Plagium oder der Menschenraub darin, daß man sich des Sclaven eines Andern, um ihn diesem zu entziehen, oder eines Freien, um ihn zum Sclaven zu machen, bemächtigte. Nach deutschem Recht ist es die rechtswidrige Handlung, vermöge welcher man sich in den physischen Besitz eines Menschen setzt, jedoch ohne dabei Befriedigung der Wollust zu beabsichtigen. Dann

wird auch der gelehrte Diebstahl oder der Gedankenraub darunter verstanden.

Planetarium, s. Orrery.

* Planta (Joseph), geboren 1744, aus einer alten und edeln Familie in der Schweiz abstammend, ist Mitglied und Secretär der Londoner königl. Societät, Bibliothekar des brittischen Museums, einer der Conservatoren der Medaillen und Manuscripte dieses großen Instituts, und zugleich Unter-Staatssecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter Lord Castlereagh. Man hat von ihm mehrere geschätzte Werke, von welchen wir hier nur seine Geschichte der Schweiz in 2 Octavbänden anführen.

Plata, Rio de la Plata, auch Buenos-Ayres, ein spanisches Vice-Königreich in Südamerika, welches erst 1776 aus Theilen von Peru und Chili und dem spanischen Paraguay errichtet wurde. Es gränzt gegen Norden an Peru und Brasilien, gegen Osten an das Atlantische Meer, gegen Süden an Patagonien und gegen Westen an Chili und Peru. Die Größe desselben beträgt 52,000 Quadratmeilen. Die großen Flüsse Paraguay (bei seinem Ausflusse la Plata genannt), der Parana, Urucuay, Rio Salado, Mamore, Pilcomayo 2c. bewässern dieses große Land, dessen westlicher und nördlicher Theil viele Berge hat, indem große Ketten der Anden an denselben hinziehen, und mehrere Zweige weit ins Land hineingehen. Der östliche Theil enthält unabsehbare Ebenen oder Flächen (Pampas), Moräste, Wälder, Wüsten, viel trockenes mit Holz bewachsenes Sandland, auch viele Salz- und Salpeterstriche, wo das Erdreich nach jedem Regen ganz weiß von Salpeter anschießt, und auch die Quellen und Bäche salzig werden. Der Boden ist aber auch in vielen Gegenden sehr fruchtbar. Das Clima ist gemäßigt und milde. Regen fällt in ungeheurer Menge und erzeugt eine sehr feuchte Atmosphäre, so daß z. B. in Buenos-Ayres alles Hausgeräthe in kurzer Zeit verdirbt. An Producten herrscht ein großer Reichthum. Es gibt eine ungeheure Menge von Rindvieh, davon man nur die Haut, den Talg und das Fett benutzt, und jährlich gegen eine Million Häute ausführt. Es sind Meiereien, deren Besitzer 50,000, ja 100,000 Stück Rindvieh auf die unermeßlichen Weiden treiben. Eben so ausgebreitet ist die Pferdezucht. Die Pferde stammen alle von den wenigen ab, welche die Spanier zuerst in das Land brachten. Diese haben sich seit 300 Jahren so erstaunlich vermehrt, daß jetzt ganze Ebenen von 200 Quadratmeilen mit herumirrenden Pferden bedeckt sind, von denen Jeder sich so viele zueignen kann, als er will. Auch Maulthiere werden hier in Menge gezogen, wovon jährlich 70 bis 80,000 Stück nach Peru gebracht werden. Eben so beträchtlich ist die Schafzucht. Die Hütung der Schafe und Ziegen ist den dazu erzogenen Hunden überlassen, die daher Oveseros heißen, die Heerden des Morgens austreiben, sie hüten und vertheidigen, und des Abends von selbst in den Stall bringen. Doch wird die Wolle, welche der spanischen an Güte wenig nachgibt, blos für den einheimischen Bedarf und Peru verarbeitet. Dieser überaus großen Viehzucht und dem starken Ueberflusse an wilden Ochsen und Pferden schreibt man es zum Theil zu, daß die Spanier das Land nicht besser anbauen, weil dadurch die jetzt unermeßlichen Weideplätze geschmälert, und folglich die unzähligen Heerden des wilden und zahmen Viehes nothwendig vermindert werden müßten. Von den übrigen Producten führen wir nur noch an: Raub- und Speisewild, eine große Menge von seltenen Vögeln, Fi-

sche, Bienen, Cochenille, Getreide, Mais, Flachs, Hanf, Pataten, Maniok, Paraguay-Thee vom Caabaume, Zucker, Obst, Südfrüchte, Wein, Rhabarber, Ipecacuanha, Indigo, Tabak, Vanille, Baumwolle, Copaiabäume, Arakatsch (deren Wurzel ein schmackhaftes Mehl gibt), große Waldungen von Palmen und Cedern (nur vom Rio de la Plata bis zur Magellansstraße findet man, mit Ausnahme von Pfirsichbäumen, weder Baum noch Strauch), Gold (jährlich 2200 Mark), Silber (jährlich 480,000 Mark), Eisen, Salpeter, Marienglas, Seesalz ꝛc. Die Zahl der Einwohner (Spanier, Creolen und Indianer) beträgt gegen 1,300,000. Die Ureinwohner, die Indianer, haben sich nur zum kleinen Theile unterworfen und das Christenthum angenommen; die meisten leben wild und unabhängig, ihren väterlichen Sitten und ihrer Naturreligion getreu. Von diesen letztern gibt es eine große Menge von Völkerschaften, deren jedoch mehrere kaum 100 Krieger stellen können. Die meisten wohnen jetzt in andern Gegenden, als zur Zeit der Ankunft der Spanier. Sie haben großen Theils abschreckend schwere Sprachen, die sie meistens noch dazu durch die Kehle oder Nase, und überaus leise, folglich um so unverständlicher sprechen. Manche einzelne Worte enthalten 20 und mehr Buchstaben. Kunstfleiß fehlt, bis auf Bergbau und einige Wollenzeugweberei, ganz. Der Handel, sowohl zur See, als auch zu Lande mit Peru und Chili, ist bedeutend. So lange die Spanier im Besitze dieses Landes waren, stand es unter einem Vice-Könige, der seinen Sitz in der Hauptstadt Buenos-Ayres hatte, und war in 14 Provinzen getheilt; allein in neuern Zeiten haben sich diese Verhältnisse geändert. Jetzt nämlich befindet sich dies Vice-Königreich in offenem Aufruhre, und der Congreß, welcher Anfangs seinen Sitz zu Buenos-Ayres hatte, und hernach nach Tucuman verlegt worden war, hat 1816 die vereinigten Provinzen am Platastrome feierlich für unabhängig erklärt; nur die fünf Provinzen: Potosi, La Plata, Cochabamba, La Paz und Pano sind noch in der Gewalt der Spanier. Neun Provinzen haben sich dem Gehorsam entzogen, wovon aber drei die Regierung von Buenos-Ayres nicht anerkennen, nämlich Paraguay mit der Stadt Sante Fe, welche eine besondere Republik bildet, Entre-Rios und Banda-Oriental, die dem General Artigas folgen. Die conföderirte Republik der vereinten Staaten am Platastrome besteht aus den sechs Provinzen Buenos-Ayres, Mendoza, Tucuman, Cordova, Salta und Corientes. Die Conföderation begreift die am meisten bevölkerten Provinzen und wahrscheinlich 2/3 der ganzen Bevölkerung. Zu dem General-Congreß sollte von 15,000 Einwohnern ein Deputirter geschickt werden; er zählt aber bis jetzt nur 26 Mitglieder. Das Staatseinkommen des Freistaates beläuft sich in guten Jahren auf 3 Millionen Piaster, die von den Zöllen eingehen. Das Heer besteht aus 30,000 Mann, nämlich 1296 Mann Artillerie, 13,693 Mann Fußvolk und 14,718 Mann Reiterei. Hierzu kommen noch 10,000 Mann Miliz. Mit Chili steht dieser neue Staat in Verbindung. Die Stadt Monte-Video mit ihrem Gebiete behaupten die Portugiesen, welche sich derselben 1817 bemächtigt haben, und sie nur dann herausgeben wollen, wenn die Spanier die von Portugal 1801 an Spanien abgetretene Festung Olivenza mit ihrem Gebiete von 2 Quadratmeilen, welche jetzt einen Bestandtheil der Provinz Estremadura des Königreichs Spanien ausmacht und nach den Entscheidungen des Wiener Congresses von Spanien an Portugal restituirt werden sollte, wieder herausgeben. — 2) Plata, der Name einer

Intendanz dieses Vice-Königreichs (welche einen Theil von Südperu oder die Provinz Charcas umfaßt) und der Hauptstadt dieser Intendanz, am Cachimayo, mit einer Universität und 15,000 Einwohnern. — 3) Plata, Rio de la Plata, großer Strom in Südamerika, welcher eigentlich Paraguay heißt, hierauf, nachdem er den Parana aufgenommen hat, Parana genannt wird, und nach der Vereinigung mit dem Urucuay den Namen Rio de la Plata erhält, und unter diesem Namen in einer Breite von 20 Meilen in das atlantische Meer fließt. Die Länge des ganzen Laufs dieses Flusses beträgt 500 Meilen. Außer den schon genannten Flüssen nimmt er auch den Pilcomayo, Bermejo und Salado auf. Die Quellen des Paraguay sind 13° 30′ nördlicher Breite, nördlich von Cujaba und nordöstlich von Villa Bella in viele Zweige getheilt und bereits vollkommene Flüsse bildend, welche sich auf ihrem südlichen Laufe nach und nach vereinigen, und das Bette von jenem sehr großen Flusse bilden, der sogleich schiffbar ist. Wegen der Menge der Klippen, der Wasserfälle und der sich durchkreuzenden Ströme ist der Paraguay für die Schiffe äußerst gefährlich. Der Parana ist tiefer als der Plata und Urucuay, und den ihn Befahrenden weder durch so viele Sandbänke wie der Plata, noch durch so viele Felsen wie der Urucuay gefährlich.

† Platner, feierte sein Lehrjubiläum den 12. Mai 1817, und starb den 27. December 1818.

† Platon. Von den Ausgaben des Platon sind außer der Albinischen die vorzüglichsten die von Henricus Stephanus 1578, 3 Bde. Fol., die frankfurter, 1602, Fol., und die zweibrücker, 1781 — 86, 13 Bde. 8. Die neuesten sind von Beck, Bekker und von Ast; noch andre sind angekündigt. Wa.

Platow (Graf), General der Cavallerie und Attamann (Hettmann) der Kosacken. Als Befehlshaber der donischen und später der sämmtlichen Kosacken, machte er alle Kriege Rußlands in den letzten Jahrzehnden mit. Er hatte als ein im Kriege selbst gebildeter Krieger jenen sichern Blick erworben, der ihn nur das unternehmen ließ, was er auch auszuführen vermochte. Besonders in den Jahren 1812 und 13 hatte er sich furchtbar gemacht. Er starb 1818 mit dem Ruhme eines der ausgezeichnetsten Anführer im russischen Heere. Sein Nachfolger war der General Orlow-Denisow.

* Plauen, eine der gewerbsamsten Städte des Königreichs Sachsen, die Hauptstadt des voigtländischen Kreises, liegt in einem schönen Thale, an der weißen Elster, und enthält ein Schloß, zwei Kirchen, 560 Häuser und 6000 Einwohner. Außer dem Amte, das hier seinen Sitz in dem Schlosse hat, findet man hier ein Lyceum, zwei Hospitäler und zwei Waisenhäuser. Diese Stadt ist vorzüglich bemerkenswerth wegen der äußerst wichtigen Baumwollen- und Musselinfabriken, welche die feinsten Musseline liefern. 1802 lieferten die Musselinfabriken an 120,000 Stück, und beschäftigten 112 Schleierherrn (Baumwollenwaaren-Händler), 230 Weber mit mehr als 200 Gesellen und Lehrjungen und über 1800 Wirker. Auch die Kattundruckerei ist bedeutend; ferner ist hier eine Wachsleinwandfabrik und einige Tuchwebereien und Strumpfwirkereien. Früher waren diese Baumwollenfabriken noch blühender, als jetzt; denn 1794 beschäftigte die Malerei und Einnätherei der baumwollenen Waaren an 6000 Personen.

Plymouth, eine wichtige englische Seestadt, in der Shire oder Grafschaft Devon, liegt zwischen den Flüssen Plym und Tamar, da wo beide sich in den brittischen Canal ergießen. Plymouth, Stone-

house und Dock oder Plymouth-Dock sind drei beträchtliche nahe an einander liegende Oerter, die zusammen Eine Stadt bilden, deren Bevölkerung an 60 000 Menschen beträgt. Die eigentliche Stadt Plymouth ist offen und ziemlich regelmäßig gebaut. Dock ist eine ganz neue Stadt; denn noch vor hundert Jahren war daselbst kein Haus vorhanden. Erst seit 1760 sind die meisten Gebäude und Häuser entstanden, und gegenwärtig ist Dock an Bevölkerung, Nahrung und Zierlichkeit der Häuser und Straßen weit über Plymouth erhaben. Dieses schnelle Wachsthum verdankt Dock dem Daseyn des berühmten Dock-Yard (Schiffswerft) und der Arsenale. Dieser Dock-Yard kann nebst dem in Portsmouth mit Recht der schönste und vollkommenste in der Welt genannt werden. Er ist von der übrigen Stadt durch eine hohe Mauer abgesondert, und keinem Unbefugten wird der Zutritt verstattet. Hierin befindet sich alles, was zum Bau, Repariren und Ausrüsten der Kriegsschiffe erforderlich ist. Dock und der Dock-Yard sind durch starke Festungswerke vertheidigt. Plymouth hat zwei Häfen, einen ostwärts gelegenen und Catwater genannt, und einen der sich westlich befindet und Hamoaze heißt. In diesem letztern liegen nicht nur die Kriegsschiffe zum Ausbessern, sondern auch abgetakelte zum Ruhen; auch pflegen die nach Osten bestimmten Schiffe in Hamoaze zu ankern, um den Vortheil des Windes zu erhalten, so wie die nach Westen bestimmten, aus eben dem Grunde, in Catwater ankern. In der Nähe beider Häfen sind gute Magazine zur Bequemlichkeit der Kaufmannschaft. In Kriegszeiten ist Plymouth gemeiniglich ein Sammelplatz sowohl der Canalflotte, als auch der auswärts gehenden Convoyen. Einwärts kommende Schiffe laufen hier gewöhnlich ein, um sich mit Lootsen, den Canal hinauf, zu versorgen. Kriegsschiffe von 100 Kanonen und darüber werden von Portsmouth hieher gebracht, weil das Wasser eine beträchtlichere Tiefe hat. Ein vortheilhafter Umstand ist auch, daß Plymouth so nahe am Eingange des brittischen Canals liegt. Als Handlungsplatz ist Plymouth von keiner Bedeutung, so wie es überhaupt mit den brittischen Kriegshäfen der Fall ist. Der Verkehr mit Newfoundland hat sehr abgenommen. Der Antheil an der Pilchardfischerei ist nicht unbeträchtlich. Nach Westindien führt Plymouth viel Kalk aus. In Kriegszeiten ist es ein Depot für Prisengüter. Fabriken sind in Plymouth eine Nebensache und beschränken sich bloß auf eine große Gerberei, einige Seilerbahnen und eine Segeltuchfabrik, bei welcher Flachs und Hanf eben so, wie Baumwolle und Wolle durch Maschinen gesponnen wird. Bei dem Eingange in die große Bai, an welcher Plymouth liegt, befindet sich die Klippe Eddystone mit einem Leuchtthurme, vor dessen Daseyn viele Schiffe in dieser Gegend verunglücken mußten. Der jetzige steht seit 1759, und ist ein Meisterstück des berühmten Smeaton. Bei hochgehender See brechen die Wellen oft aufs schrecklichste über die Felsen, so daß nichts weiter als der unerschütterliche Leuchtthurm gesehen werden kann.

Po, der größte Fluß in ganz Italien, welcher in dem sardinischen Gebiete an dem in den cottischen Alpen gehörigen Berge Viso, in einer Höhe von 6000 Fuß, bei dem Dorfe Pian del Re, an der französischen Gränze entspringt, von Westen nach Osten fließt, Piemont durchströmt und von Pavia an die südliche Gränze des lombardisch-venezianischen Königreichs gegen die sardinischen Besitzungen, Parma, Modena und den Kirchenstaat bildet. Er nimmt auf seinem siebenzig Meilen langen Laufe auf der linken Seite die Doria, Sessia,

Tessino, Adda, Oglio und Mincio, und auf der rechten den Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebia, Taro, Lenza, Crostolo, Secchia, Panaro und Reno auf, und ergießt sich in einer vierfachen Mündung in den venezianischen Meerbusen. Die vielen Gewässer, welche rechts und links, besonders in Piemont in denselben fließen, machen ihn bald zu einem beträchtlichen Flusse, der für Oberitalien, wegen des Handels, von der größten Wichtigkeit ist. In der weiten Ebene des lombardisch-venezianischen Königreichs hat dieser Fluß ein geringes Gefäll, das nur auf die Meile 4 Fuß 7 1/2 Zoll beträgt; aber zur Zeit häufiger Regengüsse überschreitet er oft seine Ufer, und setzt das nächste Land unter Wasser; man sieht auch hin und wieder Veränderungen seines Bettes an den verlassenen Stellen, welche nur bei Regenwetter Wasser erhalten, und an einigen Orten als Reißfelder benutzt sind. Ueberhaupt richtet er durch Ueberschwemmungen öfters großen Schaden an. An vielen Orten ist er mit Dämmen eingefaßt. Der Canal Gran Naviglio, vormals Tessinello genannt, dient, den Tessinofluß auf eine vortheilhaftere Art mit dem Po zu verbinden, als es durch seinen natürlichen Lauf geschieht. Die vornehmsten an dem Po gelegenen Städte sind: Turin, Chivasso, Casale, Piacenza, Cremona, Casal maggiore, Guastalla und Ferrara.

Pococke (Edward), ein berühmter Orientalist, geb. zu Oxford 1604, wo er auch seine Studien machte. Mit besonderm Eifer trieb er die orientalischen Sprachen und machte so große Fortschritte, daß er schon 1627 nach einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine syrische Uebersetzung von vier Episteln veranstaltete, die zu einer vollständigen Uebersetzung des N. T. in diese Sprache noch fehlten. Der gelehrte Vossius, der 1629 Oxford besuchte, nahm sie mit sich nach Leyden, wo sie unter de Dieu's Aufsicht gedruckt erschienen. Pococke ward in demselben Jahre ordinirt und ging 1630 als Caplan der englischen Factorei nach Aleppo. Seine Lage benutzte er zur gründlichsten Erlernung des Arabischen, aus dem er Mehreres übersetzte, und ging 1636 als Professor dieser Sprache nach Oxford. Auf die Einladung seines Freundes J. Greaves aber, ihn nach dem Orient zu begleiten, nahm er 1637 Urlaub und reis'te nach Constantinopel. Sein dortiger Aufenthalt war ihm für seine weitere Vervollkommnung in den morgenländischen Sprachen ungemein nützlich. Er kam 1640 zurück. Die Zerrüttungen seines Vaterlandes beunruhigten auch ihn auf mancherlei Weise. Im J. 1648 ward ihm die Professur der hebräischen Sprache zu Oxford übertragen. Pococke lebte ganz seinen Pflichten und Studien, und gab 1650 sein Specimen Historiae Arabum mit lateinischer Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen heraus. Bedeutenden Antheil nahm er an der Waltonschen Polyglotte. Von seinen Schriften nennen wir ferner Carmen Abu Ismaelis Tograi, Arab. et Lat.; Gregorii Abul Farajii Historia Dynastarum, Arab. et Lat. 1663, 1674; Porta Mosis u. s. w. Er starb in einem hohen Alter 1691. — Richard Pococke, ein Verwandter des Vorigen, hat sich als Reisender berühmt gemacht. Er war 1704 geboren, studirte zu Oxford, bereis'te mehrere Länder Europa's, und besuchte von 1737 bis 1741 Aegypten, Palästina, Syrien, Mesopotamien, Cypern, Candia, Kleinasien und Constantinopel. Die Ausbeute dieser Reisen theilte er in seiner Description of the East and some other Countries, 2 Bände, Fol. 1743 und 1745 dem Publicum mit. Dieses Werk ist noch jetzt von großem Werthe, besonders in Hinsicht auf Gebäude, Inschriften und andre Ueberreste des Alterthums. Er starb 1765.

* **Poitiers**, (Pictarium) am Clain, welcher hier die Boisre aufnimmt, die Hauptstadt im ehemaligen Poitou, jetzt die Hauptstadt im Departement der Vienne. Sie ist mit Mauern und Thürmen umgeben, altfränkisch gebaut, und hat zwar einen großen Umfang, aber eine geringe Bevölkerung, indem in 4000 Häusern nur 20,000 Menschen wohnen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der ehemals mit einer Bildsäule des Königs Ludwigs XIV. gezierte Königsplatz aus. Die merkwürdigsten Gebäude sind die zahlreichen Kirchen (vor der Revolution eine Kathedralkirche, 22 Pfarrkirchen und eine Menge anderer Kirchen, Capellen und Klöster). Die von Carl VII. 1431 gestiftete Universität ging während der Revolution ein; statt derselben befindet sich hier eine Akademie mit zwei Facultäten und ein Lyceum; auch sind daselbst eine öffentliche Bibliothek, ein botanischer Garten, ein Athenäum, eine Société d'émulation und eine Societät des Ackerbaues. Die Industrie ist nicht sehr bedeutend, und beschränkt sich vorzüglich auf Fabriken in wollenen Mützen und Strümpfen, Gerbereien und Branntweinbrennereien. Man sieht hier verschiedene Ueberreste römischer Alterthümer.

† **Pol.** Pole heißen überhaupt die Endpunkte einer Achse, um welche sich ein Körper dreht.

Polareis, das Eis, welches in ungeheuern Massen um den Nord- und Südpol gelagert ist, nie schmilzt, und alle Versuche, bis zu den Polen vorzubringen, bisher vereitelt hat. Ueber den neuesten Versuch der Art vergl. man den Art. Nordpol-Expedition.

† **Polen.** Vor den Abtretungen zu Andrussow (1667) hatte Polen 16 Millionen Einwohner. Das jetzige russische Königreich Polen zählt auf 2191 Q. Meilen in 481 Städten und 22,694 Dörfern nur 2,732,324 Menschen, worunter 212,944 Juden. Es wurde 1816 in acht Woiwodschaften: Masovien mit Warschau; Kalisch; Cracau mit der Hauptstadt Miechow; Sandomir mit Radom; Lublin; Podlachien mit Siedlce; Ploczk, und Augustow mit Suwalki, getheilt. Der Staat wird nach der vom Kaiser Alexander gegebenen und von ihm in Warschau am 27. November 1815 unterzeichneten Constitution regiert. Der König hat die vollziehende Gewalt, deren Ausübung einem Staatsrathe, dem Statthalter (Namiestnik), welche Würde jetzt der zum Vicekönig und Fürsten erhobene General von Zajonzeck bekleidet, und fünf Ministern übertragen ist. Der Reichstag, den der König alle zwei Jahre beruft, und dessen Sitzung 30 Tage dauert, besteht 1) aus der Kammer des Senats (30 Mitglieder, als: 10 Bischöfe, 10 Woiwoden und 10 Castellane); 2) aus der Landboten-Kammer, in welcher 77 von den Adelsversammlungen der 77 Districte ernannte Landboten und 51 Gemeinde-Deputirte (es gibt 8 Gemeinde-Versammlungen für die Stadt Warschau und 43 für das übrige Gebiet), so wie die Mitglieder des Staatsraths, Sitz und Stimme haben. In dieser dürfen aber bloß die fünf Minister und die Mitglieder der drei Commissionen, welche die Kammer für die Finanz-, Civil- und Criminalgesetze (jede von fünf Mitgliedern) ernennt, sprechen; die andern Landboten entscheiden nur nach geheimer Abstimmung. Der Reichstag prüft die im Staatsrathe abgefaßten Gesetzvorschläge. Alle christliche Gemeinen haben gleiche kirchliche und politische Rechte; die Preßfreiheit ist anerkannt, und alle öffentliche Beamte, die Mitglieder des Staatsraths, die Minister u. s. w. sind verantwortlich. Primas des Königreichs ist der Erzbischof von Warschau; der jetzige, den die römische Curie 1818 als Erzbischof bestätigte, heißt Malc-

zewski. Der polnische Reichstag versammelte sich seit 23 Jahren das erstemal wieder den 26. März 1818. Der Kaiser eröffnete ihn und schloß ihn (den 29. April) mit einer Rede. Es ward der Entwurf einer neuen Strafgesetzgebung für das Königreich Polen von der Kammer angenommen. Die Einkünfte betrugen 1817: 60,692,686 polnische Gulden (4 Groschen) und die Ausgabe über 52 Millionen poln. Gulden, die Staatsschuld 150 Millionen poln. Gulden. Die polnische Nationalarmee, deren Bildung der Großfürst Constantin, ihr jetziger Generalissimus, geleitet hat, ist 50 000 Mann stark, darunter 20,000 Mann Reiterei. Ein eigenes diplomatisches Corps hat Polen nicht erhalten. Noch beschäftigt man sich seit 1818 mit der Verbesserung der Straßen und des öffentlichen Unterrichts, so wie mit der allmähligen Verwandlung der polnischen Juden in Staatsbürger, wozu der poln. General Graf Krasinsky in seinem Aperçu sur les Juifs de Pologne (Paris 1818) einen sehr edeln aber kühnen Weg vorgeschlagen hat. Auf dem nächsten Reichstage, hoffen die Polen, wird über die Wiedervereinigung der jetzt noch zu Rußland gehörigen polnischen Provinzen mit ihrem Königreiche ein Beschluß gefaßt werden. Die Orden Polens sind: 1) Der Orden des weißen Adlers, gestiftet von August II., König von Polen und Churfürst von Sachsen, während des Krieges mit Schweden, am 2. November 1705. Dieser Orden, dessen Statuten nie bekannt geworden sind, hat nur eine Classe. Er stand ehemals in Ansehn, war seit der Theilung Polens im J. 1795 fast ganz erloschen, wurde durch die Constitutionsacte vom 21. Juli 1807 wieder hergestellt, und nachher vom Könige von Sachsen Friedrich August, als Herzog von Warschau, jedoch nur selten, vertheilt. Der Kaiser Alexander stellte mit dem neuen Königreiche Polen auch diesen Orden wieder her, trug ihn selbst bei seinem feierlichen Einzuge in Warschau am 12. November 1815, und vertheilte ihn an mehrere der ersten Staatsbeamten. 2) Der Orden des heiligen Stanislaus (des Schutzpatrons von Polen) als Verdienstorden gestiftet vom König Stanislaus Augustus, aus dem Hause Poniatowsky, bald nach seiner Thronbesteigung am 8. Mai 1765. Dieser Orden stand nie in hohem Ansehn, und hatte seit 1795 gleiche Schicksale mit dem Orden des weißen Adlers. Alexander stellte ihn am 1. December 1815 wieder her, veränderte ihn aber, indem er statt einer Classe, aus welcher der Orden bis dahin bestanden hatte, vier Classen anordnete. 3) Der Militär-Verdienst-Orden, gestiftet vom König Stanislaus August im J. 1791, in der Folge durch die targowiczer Conföderation unterdrückt, durch die Constitution vom Jahr 1807 wieder hergestellt, und von Alexander im J. 1815 erneuert und bestätigt. Er besteht aus drei Classen. — Ein Hauptwerk über Polen, obgleich mit sichtbarem Hasse gegen Katharina und Poniatowski geschrieben, ist Rulhiere's Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette République, 4. Vol. Paris 1807; über die erste Theilung Polens s. a. Dohms Denkwürdigkeiten I. und Lettres du Baron de Vioménil, Paris 1808; auch Malte-Brun's, einseitig und eilfertig entworfenes, aber in Ermangelung eines bessern noch jetzt sehr brauchbares Werk: Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1807. Damit verbinde man Jekels historisch-statistische Werke über Polen und Galizien, Wien 1804 — 1809, Flatts Topographie des Herzogthums Warschau, Leipzig 1810, und von Holsche Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neu-Ostpreußen, Berlin 1807. K.

Policinell, s. Pulcinella.

Pöller, oder Böller, eine Art kleiner Mörser, aus denen man Granaten, auch Wachteln wirft. Es gibt eine ganz kleine Gattung, deren man sich bloß zu leeren Schüssen bedient.

* Pölnitz (Carl Ludwig, Freiherr von), geboren zu Berlin 1691, war der zweite Sohn des Churbrandenburgischen Staatsministers und Generalmajors Gerhard Bernhard, Freiherrn von Pölnitz, und verdient als Schriftsteller unsere Aufmerksamkeit. Früh schon zeichnete er sich durch Talente aus, durchreisete mit den nöthigen Vorkenntnissen den größten Theil Europa's, und fand wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften bei allen Höfen Zutritt. Mit einer reichen Ausbeute an Kenntnissen kehrte er zurück, und theilte seine Bemerkungen in den Lettres et Mémoires de Charles Louis, Baron de Poelnitz, avec nouveaux mémoires de sa vie et la rélation de ses premiers voyages unter dem vorgeblichen Druckorte Amsterdam 1737 mit. Der feine Beobachtungsgeist und der Witz, womit dieses Werk abgefaßt war, erwarben ihm eine große Menge Leser. Es wurde in wenigen Jahren mehrere Male an verschiedenen Orten aufgelegt, und ins Deutsche übersetzt. Im J. 1734 gab er heraus L'Etat abrégé de Saxe sous le Règne d'Auguste III., Roi de Pologne (Francf. 8.). Im J. 1737 erschien sein sehr bekanntes Werk La Saxe galante, welches verschiedene Male ins Deutsche übersetzt ist, und noch immer viel Interesse gewährt. Auch wird Pölnitz mit hoher Wahrscheinlichkeit für den Verfasser einer Histoire secrette de la Duchesse d'Hannovre, épouse de George premier, Roi de la Grande Bretagne, les malheurs de cette infortunée Princesse, sa prison au Chateau d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné à ce sujet (Londres 1732, 8.) gehalten. Aus diesem Werke theilte 1787 der Justizrath Lawätz in Altona einen Auszug im Journale aller Journale mit, wodurch sich ein hannöverscher Beamter, dessen Aeltermutter eben nicht in dem besten Lichte dargestellt worden war, höchlich beleidigt fand, und den längst verstorbenen Baron Pölnitz unter andern, jedoch mit Unrecht, beschuldigte, daß er sich den Freiherrntitel bloß angemaßt habe, und von dem Könige von Preußen einen, in ironischen Ausdrücken geschriebenen Abschied erhalten habe, welchen Abschied auch Herr von Heß abdrucken ließ, a. d. a. O. In seinem 84sten Jahre trat Pölnitz von der reformirten zur catholischen Kirche über, und gab in französischer Sprache sein Glaubensbekenntniß heraus, welches auch ins Deutsche übersetzt wurde. Er starb 1775. Nach seinem Tode gab Brun zu Berlin in 2 Octavbänden die Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers Souverains de la Maison de Brandebourg, royale de Prusse, par Charles Louis de Pölnitz, Chambellan de Frédéric II., Roi de Prusse (1791) heraus, wovon in eben dem Jahre und eben daselbst eine deutsche Uebersetzung erschien. Jedem Freunde der vaterländischen Geschichte und einer belehrenden Unterhaltung sind diese Denkwürdigkeiten, so wie die übrigen Schriften des Baron von Pölnitz sehr zu empfehlen, obgleich man seine Ansichten mit Vorsicht aufnehmen muß. DH.

Polo (Marco), ein Venetianer, den Malte-Brun mit Recht den Schöpfer der neuern Erdbeschreibung Asiens, den Humboldt des 13ten Jahrhunderts nennt, ward geboren um das Jahr 1255. Ihm und seinen Blutsverwandten, Nicolo und Matteo Polo, welche in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts vom Papste mit zwei Mis-

sionären versehen, vom Freistaat Venedig auf Entdeckungsreisen ausgeschickt wurden, verdanken wir die ersten bestimmten Nachrichten über die Gegenden jenseits Persiens, über China, Tibet, die Küsten und Inseln des indischen Meeres u. s. w. Marco Polo hat in lateinischer Sprache die Reise beschrieben, wovon alte Uebersetzungen im Italienischen, Französischen, Deutschen und Portugiesischen vorhanden sind (die neueste deutsche, mit einem Commentar von Fel. Peregrin, erschien zu Leipzig 1802). Er und seine Begleiter waren die umsichtigsten Beobachter. Ihre Nachrichten bereicherten die Erdbeschreibung, die Geschichte der Natur, der Menschen, der Religion, der Sitten, des Handels, der Wissenschaften und Künste. Marco Polo fand in China schon seit langer Zeit die Mahlerei und Buchdruckerkunst vorhanden, chemische Zubereitung von Arzneimitteln und Zuckerraffinerien. Unter andern bemerkt er, daß die Magier aus einer Stadt in Persien nach Bethlehem gezogen seyen. Der italienische Gelehrte Placido Zurla in seiner Schrift: Di Marco Polo e degli altri viaggiatori Veneziani più illustri. Con appendice sulle antiche mappe geografiche lavorate in Venezia (Venedig 1818, 1ster Band) hält dafür, daß Polo die erste Kenntniß der Landcharten, des Astrolabs, der Magnetnadel und des Schießpulvers aus China gebracht haben möge.

† Polozk. Im Feldzuge von 1812 lieferte hier Wittgenstein mehrere blutige Treffen gegen die Franzosen unter Gouvion St. Cyr, in welchen besonders die Baiern viel litten.

Polterabend, der Vorabend einer Hochzeit, der in manchen Gegenden von den Bekannten des Brautpaars festlich begangen wird. Den Namen hat er von dem fröhlichen Lärmen und Gepolter, an dem es bei solchen Gelegenheiten nicht zu fehlen pflegt.

Polycrates, Beherrscher von Samos, zur Zeit des ältern Cyrus. Er machte sich gewaltsam zum Herrn der bis dahin freien Samier, und suchte seine Herrschaft auf jede Art zu befestigen, auch durch ein Freundschaftsbündniß mit dem ägyptischen Könige Amasis. Das außerordentliche Glück, das ihn ununterbrochen bei allen seinen Unternehmungen begünstigte, bewog, erzählt man, den Amasis, ihn zu warnen und ihn aufzufodern, durch irgend eine freiwillige Aufopferung größres Unheil abzuwenden. Polycrates befolgte diesen Rath und warf sein liebstes Kleinod, einen kostbaren Siegelring, ins Meer, der indeß nach wenig Tagen in dem Magen eines Fisches, der ihm wegen seiner seltenen Größe zum Geschenk gemacht worden war, wieder gefunden wurde. Dies soll den Amasis bewogen haben, die Verbindung mit ihm aufzuheben. Und in der That rächte zuletzt, nach der Erzählung der Alten, die Nemesis den Uebermuth des Polycrates auf eine fürchterliche Weise. Als er nämlich eben im Begriff war, sich zum Herrn von ganz Jonien und den benachbarten Inseln zu machen, lockte ihn der persische Satrap Orötes, der sich von ihm beleidigt glaubte, hinterlistig zu sich, und ließ ihn kreuzigen. Obgleich Despot, scheint er doch für die Künste und Wissenschaften viel Sinn gehabt, und dadurch die geistige Bildung der Samier sehr gefördert zu haben. Pythagoras und Anakreon lebten an seinem Hofe, und der letztre war sein Liebling, und der Sänger seines Ruhms.

Polyidos (Polyeidos), des Köramis Sohn, s. Glaucus.

Polynices, s. Eteocles und Theben.

Polytechnische Schule, s. Realinstitute.

† Pommern ist jetzt nach der neuen Eintheilung des preuß.

schen Staats eine Provinz desselben, womit auch einige Theile der vormaligen Neumark und einige Oerter Westpreußens vereinigt worden sind, so daß diese Provinz gegenwärtig 581 Quadratmeilen mit 671,000 Einwohnern enthält. Sie ist eins der niedrigsten und flachsten Länder Deutschlands, indem nur wenige Berge von mittelmäßiger Höhe, z. B. der Gollenberg, der Revekuhl, die Stubbenkammer auf der Insel Rügen, diese ermüdende Oberfläche unterbrechen. Die Küsten der Ostsee in Hinterpommern sind mit Sandhügeln oder Dünen besetzt, die durch Stürme oft sehr verändert werden, und eine aus Westpreußen kommende Hügelreihe läuft zwischen Brandenburg und Pommern gegen die Oder hin. Der größte Fluß ist die Oder, welche unterhalb Stettin den großen dammschen See bildet, und sich dann in das frische Haff ergießt, welches durch die drei Ausflüsse, die Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee in Verbindung steht. Viele kleine Küstenflüsse, darunter auch mehrere schiffbare, bewässern diese Provinz, und ergießen sich dann in die Ostsee. Auch sind viele große und kleine fischreiche Seen vorhanden. Der Boden ist größtentheils sandig und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit, doch sind die Gegenden bei Pyritz und Stargard, einige Striche in Vorpommern und die Gegenden längs der Seeküste sehr gesegnet und fruchtbar; ein nicht geringer Theil Pommerns hingegen ist steinig und sehr dürre. Auch die von der Neumark zu Pommern geschlagenen Theile haben im Ganzen einen sandigen, leichten Boden, und an wenigen Orten fruchtbares Ackerland. Die vorzüglichsten Landesproducte aus dem Pflanzenreiche sind: Getreide und Feldfrüchte aller Art, Flachs, Hanf, Taback, Obst und Holz, wovon Getreide, Flachs, Obst und Holz noch ausgeführt werden können. Die Viehzucht und Fischerei sind zwei Hauptnahrungszweige Pommerns, indem der Viehhandel dieser Provinz und die pommerschen Gänse, Schinken und Würste eben so bekannt sind, als die pommerschen Muränen, Lachse, Neunaugen, Aale und Bücklinge. Die Rindviehzucht übersteigt den eigenen Bedarf des Landes so beträchtlich, daß nicht nur viele Schlachtochsen und gemästete Kühe, sondern auch eine Menge der vorzüglichsten Butter an andere Länder überlassen werden können. Weniger bedeutend ist die Pferdezucht; dagegen aber die Schafzucht so beträchtlich, daß außer dem Bedarf für die Fabriken, auch noch ein großer Theil der Wolle ausgeführt werden kann. Auch ist die pommersche Wolle zum Theil schon sehr veredelt. Von großer Wichtigkeit sind die Schweine- und Bienenzucht, besonders die erstere, welche durch die großen Eichen- und Buchwaldungen sehr befördert wird. An Mineralien ist Pommern sehr arm. Man hat Sumpferz, das auf der Eisenhütte zu Torgelow verschmolzen wird, Alaunerde, Salz, Bernstein, vorzüglich bei Stolpe, Kalk, Mergel und Torf, wovon der letztere das vorzüglichste mineralische Product Pommerns ist. Die Einwohner sind theils Deutsche, theils Kassuben oder Abkömmlinge der alten Wenden, noch mit eigener Sprache. Die Industrie ist von keiner Bedeutung. Auf dem Lande und zum Theil auch in den Städten wird viel gute und dauerhafte Leinwand verfertigt, und damit ein beträchtlicher Handel getrieben. Man hat Tabaks-, Tuch-, Rasch- und andere Wollenfabriken, und unbedeutende Baumwollenfabriken, ferner sind anzuführen eine Zuckersiederei, eine Ankerfabrik und die Bernsteindrehereien zu Stolpe. Wichtiger ist der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils auch zu Lande mit den benachbarten preußischen Provinzen, besonders mit der Provinz Brandenburg

getrieben wird. Der Hauptsitz des pommerschen Handels ist Stettin, welches überhaupt einer der wichtigsten Handelsplätze des ganzen preußischen Staates ist. Pommern ist nach der neuen Organisation des preußischen Staates in drei Bezirke getheilt, nämlich Stettin, Stralsund und Cöslin, welche drei Städte auch die Sitze der Regierungen sind.

† Pondichery liegt an der Mündung des Ariankupan in den bengalischen Meerbusen, in einer Ebene mit sandigem und dürrem Boden. Diese Stadt ist kein alter Ort, sondern in spätern Zeiten von einigen Emigranten aus Wirapatnam erbauet worden, und aus einem Coloniesflecken nach und nach zu einer beträchtlichen Stadt herangewachsen, die im J. 1761 über 70,000 Einwohner zählte; aber jetzt ist sie so herabgesunken, daß sie nicht viel über 20,000 Einwohner zählt, die nach den Nationen (Europäern, Mohammedanern, Indiern rc.) in abgetheilten Stadtvierteln wohnen. Sehr feine baumwollene Zeuge werden daselbst gewebt. Noch in den neuesten Zeiten waren in der Stadt und ihrem Bezirke an 5000 Personen mit Verarbeitung und Färberei der Baumwolle beschäftigt. Die Stadt, sonst eine wichtige Festung, hat ansehnliche, nach europäischer Art erbaute Häuser, mehrere römisch-katholische Kirchen, unter denen sich die Jesuitenkirche besonders auszeichnet, und eine vortreffliche Rhede. Die Lage der Stadt für den Handel ist sehr vortheilhaft, daher sie in Friedenszeiten der Mittelpunkt des indischen Handels der Franzosen ist. Im J. 1761 wurde die Stadt von den Britten erobert und zerstört, nachher zwar von ihnen wieder verlassen, aber bald darauf im J. 1788 wieder erobert. Bis zu dieser Zeit hatte sich dieselbe durch sorgfältige Wiederherstellung von neuem als ein sehr ansehnlicher Ort erholt, und war besonders durch neue vortreffliche Festungswerke geschützt. 1793 nahm der Nabob von Karnatik, in Verbindung mit den Britten, sie wieder in Besitz, und die Festungswerke wurden von den Eroberern geschleift. Im Frieden von Amiens 1802 wurde Stadt und Gebiet von neuem an die Franzosen abgetreten. Da aber dieser Frieden von kurzer Dauer war, so nahmen sie die Britten abermals in Besitz, bis sie durch den Pariser Frieden 1814 wieder den Franzosen zurückgegeben wurde, welche sie auch noch jetzt besitzen.

† Poniatowski. Die Familie Poniatowski, welche 1764 in den Fürstenstand erhoben wurde, gehört noch jetzt zu den 36 römischen herzogl. und fürstl. Familien, hat jedoch nicht die Vorrechte der 35 übrigen.

† Ponsonby (George), englisches Parlamentsglied des Unterhauses und einer der Chefs der Opposition, ist 1755 in Irland geboren. Er erhielt die sorgfältigste Erziehung und studirte in Cambridge die Rechtsgelahrtheit. Seine Verbindungen mit mehrern Mitgliedern der Rockinghamschen Administration machten ihn dem Herzog von Portland, der 1782 zum Vicekönig von Irland ernannt wurde, bekannt, und er erhielt durch diesen einen bedeutenden und einträglichen Posten. Hierauf trat Ponsonby ins irländische Parlament und blieb auf der Seite des Ministeriums, bis der Marquis von Buckingham an die Spitze desselben trat. Ponsonby hatte sich inzwischen den Ruf eines der geschicktesten Rechtsgelehrten und des ersten Redners im irländischen Parlamente erworben. Er widersetzte sich der Vereinigung Irlands mit England und Schottland; als aber dieselbe dennoch durchging, wurde er Mitglied des Reichs-Parlaments, 1805 trat er sogar eine Zeitlang in das Grenvillesche Mini-

sterium. Ponsonby ist gegenwärtig eins der einflußreichsten Parlamentsglieder.

* Pontinische oder pomptinische Sümpfe nennt man den Landstrich Italiens, der sich von Nettuno bis Terracina erstreckt, gegen vierzig Miglien lang und zwischen vier bis zehn Miglien breit ist. Der Ursprung dieser Sümpfe verliert sich in das graueste Alterthum. Homer beschreibt die Wohnung der Circe (das Vorgebirge Monte Circello bei Terracina) als eine Insel, und es läßt sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese ganze sehr niedrige Ebene einst von den Meereswellen bedeckt gewesen sey, wie das Gebiet von Ravenna auf der östlichen Küste. Späterhin, in den ältesten Zeiten der römischen Republik, befanden sich hier, wie Plinius nach dem Zeugniß älterer Geschichtschreiber versichert, drei und dreißig Städte, die sämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den schädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft, schon frühe verschwanden. Die mächtigste unter ihnen, Pometia, hatte den Sümpfen ihren Namen gegeben. Diese werden durch die Menge Wassers gebildet, welches unzählige in den nahen Gebirgen entspringende Ströme in die Ebene führen, wo sie wegen fehlender Senkung des Bodens gegen das Meer hin nur langsam hinschleichen, stehende Wässer erzeugen und sich im Sande verlieren. Die vornehmsten unter ihnen sind in den oberen Sümpfen die Astura, Ninfa, Teppia und Acqua Puzza; in den unteren der Amaseno und Ufente. Der Verlust einer so großen Strecke fruchtbaren Landes und die äußerst ungesunden Ausdünstungen, welche der Südwind öfters bis nach Rom trieb, erregte schon frühe die Aufmerksamkeit und das Verlangen der alten Römer, denen keine Unternehmung zu groß erschien, diesen Uebelständen abzuhelfen. Wahrscheinlich machte Appius Claudius (312 v. Chr.) den ersten Austrocknungsversuch, als er die berühmte, nach ihm benannte Heerstraße durch die Sümpfe leitete. Ihm folgte in diesem Bestreben der Consul Cornelius Cethegus. Jul. Cäsar hatte den riesenmäßigen Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an dessen Ausführung verhindert. Augustus begnügte sich mit dem mäßigeren, aber zweckmäßigen Unternehmen, mehrere Canäle anzulegen, von denen einer, der sich längs der Via Appia vom Forum Appii bis zum Hain der Feronia erstreckte, zum Theil noch unter dem Namen Cavata besteht. Auf diesem Canal schiffte sich Horaz, als er nach Brundusium reiste, des Abends ein, und erzählt uns mit Laune die Abentheuer dieser Nachtfahrt (Sat. I. 5. v. 7.). Unter den folgenden Kaisern wurde die Aufmerksamkeit von den pontinischen Sümpfen abgelenkt, die Sicherungsanstalten geriethen in Verfall und die Wässer traten aus, bis Nero das Werk wieder angriff und sein Nachfolger Trajan dasselbe zehn Jahre hindurch mit so vielem Eifer fortsetzte, daß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die Via Appia vollkommen wieder hergestellt wurde. Mehrere aufgefundene Inschriften bestätigen diese Verdienste Trajans. Während der Stürme, die das römische Reich zu Grunde richteten, traten auch die Sümpfe wieder in den alten traurigen Zustand zurück. Unter dem gothischen König Theodorich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geschritten, und wie es scheint, nicht ohne Glück. Ein gewisser Cäcilius Decius betrieb das Unternehmen, und erhielt dafür vom Könige den ganzen ausgetrockneten Strich Landes frei von allen Abgaben auf seine Lebenszeit. Immer aber be-

standen die getroffenen Vorkehrungen nicht lange und bald setzte sich die feindselige Natur wieder in ihre Rechte. Die Austrocknung der Sümpfe wurde nun Sache der Päpste. Unter diesen war Bonifaz VIII. der erste, der sich damit beschäftigte und einen großen Canal ziehen ließ, wodurch die Ninfa und der Falcone einen Abzug bekamen und die Gegenden um Sezze und Sermonetta noch heutiges Tages trocken sind. Martin V. ließ im J. 1417 ebenfalls einen bedeutenden Canal, den Rio Martino, graben, dem etwa noch eine Meile bis zum Meere fehlte, als der Papst starb, und die treffliche Anstalt, die allen Flüssen einen allgemeinen Abzug gewähren sollte, in Stocken gerieth. Leo X. schenkte die ganze Gegend dem Julian von Medicis, mit der Bedingung, sie austrocknen zu lassen. Doch geschah während ganzer 69 Jahre, da das mediceische Haus sie besaß, wenig oder gar nichts für ihre Verbesserung. Erst Sixtus V. machte sich wieder mit vielem Eifer an die Sache, und begab sich selbst in die Gegend, wo er einen nach ihm benannten Pavillon bewohnte. Auch er ließ einen großen Canal, den Fiume Sisto, graben und mit Dämmen einfassen, die indessen, allzuschwach angelegt, bald nach des Papstes Tode wieder einrissen, so daß die ganze Gegend, trotz aller angewendeten Mühe, bald wieder so sumpfig war wie vorher. Seit dieser Zeit haben die Päpste zwar oft wieder an die Austrocknung der pontinischen Sümpfe gedacht, doch hatte keiner den Muth, sich darauf einzulassen. Erst Clemens XIII. ließ durch den geschickten Bolognini die Gegend wieder untersuchen und einen Plan anfertigen, dessen Ausführung jedoch, so viele Vortheile sie versprach, unterblieb. Der Ruhm, ein so oft begonnenes und eben so oft aufgegebenes oder vereiteltes Unternehmen endlich zu Stande gebracht zu haben, gebührt Pius VI., der unmittelbar nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl seine Aufmerksamkeit auf die pontinischen Sümpfe richtete. Mit höchster Genauigkeit wurde das Nivelliren angestellt, die Tiefe der verschiedenen Canäle und Abzüge gemessen, der Grad der Abschüssigkeit in den Flußbetten ausgemittelt, und endlich im J. 1778 das Werk begonnen. Zehn Jahre hindurch wurde es mit beispiellosem Eifer und großem Kostenaufwande fortgesetzt, bis es im Jahre 1788 völlig zu Stande kam. Das Gelingen war indeß nur ein bedingtes; denn bei aller Anstrengung konnte man es doch nicht dahin bringen, den niedrigen Landstrich zu erhöhen und ihm eine für seine zahlreichen Flüsse angemessene Abdachung zu geben. Die zweckmäßig geleiteten Canäle, die Reinigung der Flußbetten, deren Schlamm die Luft mit ungesunden Dünsten erfüllte, die Anlegung einer trefflichen Heerstraße (Linea Pia) bilden indeß das unsterbliche Verdienst Pius VI. um diese Gegend. Bald nach seinem Tode geriethen wieder manche der zweckmäßigen Anstalten, zum Theil durch die Schuld der Franzosen, in Verfall, und es scheint beinahe, daß die klassischen Sümpfe den Zwang der Kultur und Nutzbarmachung nicht ertragen wollen. Bei einer Durchreise im Jahr 1816 fanden wir sie übrigens nicht so fürchterlich, wie sie gewöhnlich geschildert werden, allerdings aber ziemlich einförmig und langweilig. Wir sahen viel bebautes Land, unermeßliche Weiden, wo Pferde, Rinder und Büffelheerden graseten und Wasserhühner (folaghe) rauschend emporfuhren; links die volscischen Berge mit Städten geschmückt, rechts, gegen das Meer hin, große Waldungen, vor uns den Monte Circello und endlich die Felsen, auf welchen Terracina, das alte Anxur, eine herrliche Lage hat. Die Luft ist frei-

lich nicht die gesündeste, besonders zu manchen Zeiten des Jahres; daher auch das blasse, erdfahle Aussehen der wenigen Bewohner, die meistens Jagd und Fischfang treiben, wenn es das Fieber ihnen gestattet. Der Anblick dieser siechen Menschen und das Einödenartige der ganzen Umgebung erinnert den Reisenden, daß er sich eigentlich noch in der Campagna di Roma befindet (s. d. Art.), die erst bei Terracina dem Zauber neapolitanischer Fluren weicht. XX.

† Pontons. Auch heißen die alten, zum Seedienst nicht mehr brauchbaren Kriegsschiffe, auf welchen die Engländer ihre Kriegsgefangenen bewahren, Pontons.

Popham (Sir Home), englischer Contre-Admiral, Mitglied des Bathordens und der Londner Societät der Wissenschaften, einer der ausgezeichnetsten brittischen Seeoffiziere, ist 1762 in Irland geboren. Er trat in die Marine, und brachte es während des amerikanischen Kriegs bis zum Lieutenant. Nach dem Frieden begab er sich nach Ostindien, wo er sich durch seine nautischen Kenntnisse so bemerkbar machte, daß er mehrere wichtige Aufträge erhielt. Während der ganzen Dauer des Kriegs mit Frankreich wurde Popham zu den wichtigsten und gefahrvollsten Expeditionen gebraucht, von denen wir hier nur einige anführen können. 1794 diente er gegen Pichegrü als Freiwilliger. 1795 deckte er die Einschiffung der englischen Truppen. 1798 wurde er gewählt, um die russischen Truppen, die in Verein mit den englischen in Nordholland landen sollten, dorthin zu führen. Er begab sich zu dem Ende nach Reval und Cronstadt und wurde von Paul I., der ihn mit der Kaiserin auf seiner Escadre besuchte, mit Geschenken überhäuft. Unter andern erhielt er von Paul, als damaligem Großmeister des Maltheserordens, das Commandeurkreuz, und er war der erste Engländer, der die Erlaubniß erhielt, es in England selbst tragen zu dürfen. 1800 wurde er nach Calcutta geschickt, um mit dem damaligen Generalgouverneur Wellesley verschiedene Maßregeln zur Ausführung zu bringen. Er übernahm hier unter andern diplomatischen Sendungen auch eine an den Scheik von Mekka und an andere Oberhäupter arabischer Volksstämme. Nach seiner Rückkehr wurde er 1802 Parlamentsmitglied. 1806 eroberte Popham mit Sir David Baird das Cap der guten Hoffnung, begab sich von da nach Buenos Ayres und befand sich nicht minder auch bei der Expedition gegen Copenhagen. Während des spanischen Krieges war er einer der thätigsten brittischen Seeoffiziere, um dem allgemeinen Feinde Abbruch zu thun, und als Lord Moira als Generalgouverneur nach Ostindien ging, wurde Popham gewählt, ihn dorthin zu führen. 1816 erfand er eine neue Art von Telegraph, die er Semaphore nannte.

Porson (Richard), Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge und erster Bibliothekar der London institution, starb zu London am 25. September 1808 im 49sten Jahre. Er war nach Bentley der größte Kritiker, den England erzeugt hat, und wird von seinen Landsleuten mit einer an Enthusiasmus grenzenden Liebe verehrt. Allerdings zeichnete er sich auch durch die Mannigfaltigkeit, Tiefe und Gründlichkeit seiner Gelehrsamkeit, durch seinen seltnen kritischen Scharfsinn, und durch die wahrhaft staunenswürdige Kraft seines Gedächtnisses in einem solchen Grade aus, daß es zu bedauern ist, daß er nicht eine größere Anzahl von Schriften hinterlassen hat. Aber eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunk hinderte ihn an anhaltender Thätigkeit, machte

ihn gleichgültig gegen alle äußern Verhältnisse und zerstörte mit seinen geistigen seine körperlichen Kräfte. Außer den Ausgaben von Euripides Hecuba, Orestes, Phönissen und Medea (London 1797 — 1801, 8.) und des Aeschylus (Glasgow 1795, f.) hat man von ihm blos einige kleinere Schriften und Aufsätze, welche in Tracts and miscellaneous criticisms of Rich. Porson (London 1815, 8.) zusammengedruckt sind. Aus seinen Papieren wurde nach seinem Tode von Monk und Blomfield noch Rich. Porsoni Adversaria (Cambr. et London 1812, 8.) herausgegeben.

+ Portalis. Er befindet sich seit 1818 in Rom, beauftragt mit den Unterhandlungen über das Concordat. Bei seinem Aufenthalt in Deutschland während der Proscription seines Vaters, der damals im Hause des Grafen von Reventlow zu Emkendorf in Holstein einen Zufluchtsort fand, lernte er eine Verwandte des Grafen, die Gräfin Holk, kennen, mit welcher er sich vermählte.

Portia, oder Porzia, ein altes Geschlecht im österreichischen Friaul, das nach den vorhandenen Urkunden schon im 10ten Jahrhunderte die Grafenwürde besaß, und 1662 die reichsfürstliche Würde erhielt, welche der jedesmalige Majoratsherr führt. Das jetzige fürstliche Haus Porzia stammt von dem Grafen Hieronymus Porzia ab. Außerdem gibt es noch eine gräfliche Linie. Das Haus ist katholisch. Es besitzt die gefürstete Grafschaft Dettensee, die Grafschaft Ortenburg, und die Herrschaften Seneschetz und Prem, die sämmtlich in Oesterreich liegen. Der jetzige Fürst Franz, geboren 1753, hat nur Töchter. Von dem Grafen Alfons von Porzia leben sechs Söhne; der älteste von ihnen, Graf Alfons, geboren 1761, ist Gubernial-Vicepräsident zu Venedig.

Portiuncula, s. Franz von Assisi und Franciscaner.

* Portsmouth, berühmte feste Seestadt und Kriegshafen in der englischen Shire Hamt oder Hamp, auf der durch einen Canal vom festen Lande getrennten Insel Portsea, liegt im brittischen Canale und besteht eigentlich aus zwei Städten, Portsea und Portsmouth, welche zusammen 5500 Häuser und 40,600 Einwohner enthalten. Portsea, welches erst seit 1792 seinen Namen erhalten hat, ist gegenwärtig ungleich größer und volkreicher als Portsmouth. Daselbst ist auch der bewundernswürdige große Dock-Yard (Schiffswerft) und das Geschützmagazin. Ersterer enthält alles im ausgedehntesten Umfange, was zum Bau von Kriegsschiffen, zur Ausrüstung von Flotten erforderlich ist; unter andern viele ungeheure Magazine, ein Ankerwerft, eine Reepschlägerei, eine große Ankerschmiede, Docken, Becken rc. In Portsmouth ist die High-Street die längste und schönste. Die Festungswerke ziehen sich um die ganze Stadt, vorzüglich aber um den äußern Theil der Insel, auf welchem das eigentliche Portsmouth liegt. Auf den Wällen sind sehr angenehme Spaziergänge angelegt. Den großen und sichern Hafen, welcher die ganze brittische Kriegsflotte fassen kann, umgeben drei starke Forts, so daß derselbe von der Seeseite als uneinnehmbar zu betrachten ist. In dem Hafen liegen immer viele Kriegsschiffe, und in Kriegszeiten wird er fast allein von Kriegsschiffen, Kapern und deren Prisen besucht. In neuesten Zeiten suchen die Kaufleute in Portsmouth die vortheilhafte Lage ihres Hafens und andere Vorzüge zum Großhandel anzuwenden, und haben daher seit einiger Zeit eine Handlungsgesellschaft gestiftet. Zu bemerken ist auch noch die königliche Seeakademie (in Portsea) und das große Hospital für verwundete und kranke Seeleute. Es ist ein

drei Stock hohes Viereck, wovon drei Seiten doppelte Flügel haben, die vierte aber, dem Eingange gegenüber, von der Kirche und dem Hause des Gouverneurs gebildet wird. Die größte Reinlichkeit herrscht in diesem Hospitale, welches 1725 Betten faßt. An der gegenüberliegenden Spitze des Hafens von Portsmouth liegt Gosport, ein großer besonders von Seilern und Handwerkern bewohnter Ort, mit einer Eisengießerei, einem befestigten Hafen und ansehnlichen Kasernen. Gerade gegen Portsmouth über, am östlichen Ende der Insel Wight, liegt Spithead, eine schöne, sichere Rhede, wo sich gewöhnlich die königliche Canalflotte versammelt.

† Portugal. Die Portugiesen nahmen thätigen Antheil an dem spanischen Freiheitskriege. Sie drangen unter Wellington, Beresford und Ghomez Freyre, als tapfere Hülfstruppen, bis nach Toulouse in Frankreich vor. Unterdessen blieb die königliche Familie in Brasilien. Hier bestieg der Regent, nach dem Tode Maria I., den 20. März 1816, als König Johann IV., den Thron von Portugal und Brasilien. Er scheint in Rio Janeiro bleiben zu wollen. Diese Verpflanzung des Lissaboner Hofes in eine amerikanische Colonie kann, wie ein englisches Blatt bemerkt, für die europäische Politik und für England von Folgen seyn, welche man gewiß nicht berechnete, als man dem Hause Braganza den Rath ertheilte, nach Brasilien auszuwandern. Die erste dieser Folgen war die Erkaltung der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den Höfen von England und Portugal. Letzterer hat sich auf immer der englischen Abhängigkeit entzogen. Die ersten Spuren dieser Veränderung zeigten sich, als eine englische Escadre in Rio Janeiro erschien, um die königliche Familie nach Portugal zurückzuführen. Der Prinz von Brasilien erklärte, daß er keiner englischen Bedeckung bedürfe, wenn er nach Portugal zurückkehren wolle, und daß er überhaupt nicht die Absicht habe, dahin zurückzukehren. Zu diesem Entschlusse mochten ihn aber auch das gesammte Verhältniß, in welchem er sich zu Spanien befand, und die Lage des spanischen Südamerika bestimmen. Denn obgleich Portugal so viel für die allgemeine Sache gethan hatte, so entsprach dennoch der Pariser Friede vom 30. Mai 1814 seiner Erwartung keinesweges, und als hierauf die Wiener, auch von den portugiesischen Gesandten unterzeichnete, Congreßacte die Rückgabe von Olivenza an Portugal anerkannt, und Portugal nach derselben Acte das ehemalige französische Guiana bis an den Oyapock an Frankreich zurückgegeben hatte, so weigerte sich dennoch Spanien, jene Rückgabe zu leisten. Der Hof von Rio Janeiro ließ daher das den Spaniern von den Insurgenten unter Artigas entrissene Monte Video am linken Plataufer besetzen, wodurch Portugal mit Spanien in neuen Zwist gerieth, den die europäischen Mächte beizulegen vergebens sich bemühten. Denn Portugal erklärte, daß es nicht eher Monte Video räumen werde, bis Spanien dort mit hinlänglicher Macht sich selbst behaupte, und hier Olivenza zurückgäbe. Ueberdieß ward auch Brasilien von unruhigen Bewegungen ergriffen; doch gelang es der Regierung, die Empörung in Fernambuk unter Martinez (im März 1817) mit Gewalt zu unterdrücken; eben so die Verschwörung des Generals Gomez Freyre (s. d. Art.) in Lissabon, wo der Einfluß und die Macht des Marschalls Beresford das Militär, und die Entfernung des Hofes, welcher alles baare Geld aus Portugal nach Rio Janeiro zieht, das Volk erbittert hatte. Zuletzt trat noch im J. 1818 eine merkliche Spannung mit den vereinigten Staaten von Nordamerika ein. Indeß geschah

während dieser Zeit, und geschieht noch gegenwärtig viel Zweckmäßiges für die Cultur Brasiliens. Die Inquisition wurde im ganzen Reiche aufgehoben. In Goa war sie bereits 1774 abgeschafft, dann aber wieder hergestellt worden. Als man sie endlich im Jahre 1815 gänzlich aufhob, wurden ihre Acten in Goa auf Befehl des Vicekönigs Grafen von Salzedas (den 25. Mai) feierlich verbrannt. Dieses Auto da Fe dauerte drei Tage. Der brasilianische Handel war bereits 1818 allen befreundeten Nationen frei gegeben worden; zur Abschaffung des Sclavenhandels entschloß sich endlich der Hof von Rio Janeiro in dem Vertrage mit England vom J. 1818; doch sollte er erst nach fünf Jahren gänzlich aufhören. Auch die Jesuiten sind nicht wieder aufgenommen worden, und die portugiesische Regierung ließ sogar dem heiligen Vater wegen ihrer Wiederherstellung eine mißbilligende Note übergeben. Dagegen erließ sie den 30. März 1818 ein hartes Verbot wider die Freimaurer. Ohne Unterschied sollen Eingeborne und Ausländer, wenn sie Freimaurer sind, eine mit Grausamkeit zu vollziehende Todesstrafe erleiden, und mit Einziehung aller Güter, ohne Rücksicht auf die rechtmäßigen Erben, bestraft werden. Die Juden aber haben, auf Verwendung des Papstes (1817) in Portugal und Brasilien dieselben Begünstigungen erhalten, wie im römischen Staate. Die Cultur Brasiliens wird durch mehrere Anstalten befördert. So hat der Minister Araujo die chinesische Theestaude mit Erfolg in Brasilien anpflanzen lassen. Allen Christen wurde daselbst freie Religionsübung gestattet, und eine Schweizer-Colonie wird gegenwärtig in Brasilien nach einem großen, viel umfassenden Plane gegründet. Auch aus Oesterreich, Baiern und andern deutschen Staaten halten sich mehrere wissenschaftliche Reisende daselbst auf (vergl. Brasilien), die zur Verbesserung des innern Zustandes viel beitragen. Nur Portugal selbst scheint bei seiner Abhängigkeit von England mit geringerer Sorgfalt regiert zu werden. Als erster Minister in Brasilien hat sich Graf Arcos verdient gemacht. Um ihn zu belohnen, gab ihm 1818 der König ein leeres vom Monarchen unterzeichnetes Blatt, worauf er alles, was er wünsche, schreiben und dessen Gewährung unbedingt erhalten sollte. Der Minister schrieb darauf den Befehl, alle Gefangene in Fernambuk, deren Hinrichtung schon beschlossen war, in Freiheit zu setzen, und der König ließ sogleich diesen Befehl vollziehen. — Portugal begreift einen Flächenraum von 1933 Quadratmeilen (Flußmündungen und Meerbusen umfassen davon 14 Quadratmeilen) und hat 3,680,000 Bewohner. — In Asien besitzen die Portugiesen zusammen 50 Quadratmeilen mit 108,800 Einwohnern. — Seit 1816 steht das Heer ganz unter dem Marschall Beresford (Herzog von Elvas und Marquis de Campo Mayor) und außerdem sind dabei mehrere englische Generale und Obersten angestellt. In Portugal stehn 25,000 M. Linientruppen und 33,600 Mann Landmiliz. In Brasilien 24,000 Mann Linientruppen und 50,000 Mann Milizen, ohne das Neger- und Mulattencorps. — Die gesammte Monarchie, oder das den 20. März 1816 zu einem Königreiche vereinigte Portugal, Brasilien und die beiden Algarvien, enthält, nebst den Colonien, auf 101,958 Q. M 16,646,000 Einwohner. Der König hat den Titel: Rex fidelissimus (s. Allergetreueste Majestät). Der Kronprinz heißt: Kronprinz der vereinigten Königreiche Portugal, Brasilien und Algarvien, Herzog von Braganza. Der jetzige, Peter von Alcantara, vermählte sich den 13. Mai 1817 mit der zweiten Tochter des Kaisers Franz von

Oesterreich. Die übrigen Glieder des königl. Hauses heißen Infanten. Der König ertheilt sieben Ritterorden: den militärischen Christorden; den Civil-Verdienstorden de Sant Jago; den Militär-Verdienstorden von Avis; den weiblichen Orden der heil. Isabella; den militärischen Thurm- und Schwertorden; den Orden der Treue, und den bei Gelegenheit der Huldigung am 6. Febr. 1818 zu Rio Janeiro gestifteten militärischen Orden der heil. Jungfrau von Villa Vizosa (auch der Orden unserer lieben Frau von der Empfängniß genannt). Die königl. Gewalt ist uneingeschränkt. Die Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit sind Schuld gewesen, daß die alten Grundverträge zwischen der Nation (durch die Cortes) und dem König nicht mehr gelten. Der König ist Mitglied des heiligen Bundes.

* Portwein, ein portugiesischer rother Wein, der seinen Namen von der Stadt Porto oder Oporto hat, wo er verschifft wird. Er wächst in der sogenannten Cima de Duero, einer gebirgigen Gegend, 13 bis 14 Meilen aufwärts von Porto. Zwischen dem 5ten und 8ten Jahre erreicht er seine rechte Reife. Er geht am meisten nach England.

Pöschelianer. Unter diesem Namen hat eine schwärmerische Secte in den letzten Jahren einiges Aufsehen gemacht. Thomas Pöschel, geb. den 2. März 1769 zu Horiz in Böhmen, in Linz zum katholischen Weltpriester gebildet, war Beneficiat-Cooperator und Vorsteher der Stadtschule zu Braunau, wo er 1806 den Buchhändler Palm zum Tode bereitete. Schon früher dem seit 30 Jahren von einigen katholischen Geistlichen in Baiern genährten Mysticismus ergeben, verfiel er nach den erschütternden Scenen dieser Hinrichtung in anhaltendere Ueberspannung. Er wurde deshalb von seinem sonst rühmlich verwalteten Amte entfernt und als Landcapellan nach Ampfelwang im Dekanat Vöklabrück (Innkreis in Oberösterreich) versetzt. Diese Demüthigung bestärkte seine Schwärmerei und brachte ihn auf den Wahn, zur Stiftung einer neuen Kirche berufen zu seyn. Er hielt sich für einen Märtyrer des Glaubens an den Christus in uns, hatte Visionen und predigte nun zu Ampfelwang die neue Offenbarung, wie er seine Lehre nannte. Sie beruhete auf folgenden Sätzen: 1. Christus wohnt im Herzen und thut alles, was der von ihm regierte Mensch unternimmt. 2. Den Reinen werden Offenbarungen zu Theil, Erscheinungen Gottes und der Mutter Gottes; wer sich nicht reinigen läßt, verwirkt die Verdammniß und den Tod, der ihn allein wieder reinigen und des Himmels würdig machen kann. 3 Die genaue, bis zur Aufopferung des Lebens hingebende Beobachtung dieser beiden Grundsätze ist die unerläßliche Bedingung des Bestehens der neuen Offenbarung, wenn dieselbe nicht verloren und von den Juden gewonnen werden soll, da Gott die Bekehrung dieses Volkes und die Aufrichtung einer jüdisch-katholischen Kirche beschlossen hat. Pöschels Lehre fand Beifall, besonders bei den Weibern. Nächst seinen Predigten mußten fliegende Blätter, Traktätchen, Weissagungen, selbst mißverstandenes Bibellesen zur Verbreitung seiner Schwärmerei in mehreren Parochieen des Decanats beitragen. Das Landescommissariat des Salzachkreises ließ daher 1815 Pöscheln in Verhaft nach Salzburg bringen. Seine Anhänger wurden dadurch noch mehr erhitzt und unterhielten eine geheime Verbindung mit ihrem gefangenen Meister, auch suchten sie, bisweilen gewaltsam, Proselyten anzuwerben und kamen auf die Meinung, der Herr könne wohl die Ermordung der Unreinen gebieten. Im März

1817 wurden drei Personen von ihnen tödtlich gemißhandelt und eine Magd, die sich freiwillig zum Sühnopfer hingab, umgebracht. Daher ließ die österreichische Behörde im April d. J. den Schauplatz dieser Scenen militärisch besetzen und 6 Strafbare festnehmen. Man zählte überhaupt nur 126 Pöschelianer. Durch geistliche Belehrung und obrigkeitliche Gewalt wurde die ganze Secte bald unterdrückt. Pöscheln brachte man nach Wien, wo er im Verhör Geisteszerrüttung verrieth, doch die Gewaltthaten seiner Anhänger mißbilligte. Er ist der geistlichen Aufsicht übergeben und seitdem von Regungen der Pöschelianer nichts mehr gehört worden. Die Andachtsstunden des Häckerlingsschneiders Kloos in Sachsen und der im Juli 1818 von den Fischerschen Eheleuten zu Beyersdorf bei Leisnig aus religiösem Fanatismus an dem alten Bergmann Flor verübte Mord stehen mit Pöschels Lehre in keinem erweislichen Zusammenhange. Uebrigens erklärt der seit den Kriegsjahren auf den niedern Volksklassen lastende Druck die Entstehung religiöser Schwärmereien, in denen der Ungebildete Trost bei dem Elende der Gegenwart sucht. E.

* Posen, eine von den zehn Provinzen, in welche nach der neuen Organisation der preußische Staat getheilt ist, führt den Titel eines Großherzogthums, und ist, nach Auflösung des Herzogthums Warschau, aus den durch den Tilsiter Frieden abgetretenen und durch die Wiener Congreßacte im Jahre 1815 wieder zurückbekommenen Theilen des vormaligen Südpreußens und des Netzdistrikts gebildet worden. Sie gränzt an das Königreich Polen und die preußischen Provinzen Schlesien, Brandenburg, Pommern und Westpreußen, enthält 530 Quadratmeilen und 814,000 Einwohner, darunter über 48,000 Juden, und zerfällt in die zwei Regierungsbezirke Posen und Bromberg. Der Boden ist größtentheils eben, nur mit wenigen Hügeln, und im Ganzen fruchtbar, obgleich in vielen Gegenden sandig. Am fruchtbarsten ist er an beiden Seiten der Wartha und im Netzbruche, einem 20 Meilen langen und eine halbe Meile breiten Striche längs der Netze. Wo unter der polnischen Regierung unwirthbares Bruch- und Buschwerk war, sind jetzt, seitdem es Friedrich II. urbar machen ließ, die herrlichsten Wiesen, Aecker, Höfe und Dörfer. Der Hauptfluß ist die das Land der ganzen Länge nach durchströmende Wartha, welche so wie die Netze schiffbar ist. Ein Canal verbindet die letztere mit der schiffbaren in die Weichsel gehenden Brahe. An Seen, Sümpfen und Brüchen fehlt es nicht, durch deren Urbarmachung noch viel fruchtbarer Boden gewonnen werden könnte, besonders viele Wiesen und Weiden, woran das Land Mangel hat. Der Ackerbau liefert vieles Getraide, Hülsenfrüchte und Flachs, und die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Wichtig sind die beträchtlichen Waldungen, aber an Mineralien ist das Land sehr arm. Man verfertigt viel grobe und Mitteltücher, Leinwand, Spitzen, Taback, Cichorien, Papier und Glas. Die Einwohner sind größtentheils Polen, dann Deutsche und Juden. Die ersteren bekennen sich fast alle zur römisch-katholischen Kirche. Der Adel ist sehr zahlreich, und zum Theil sehr reich, zum Theil sehr arm. Der größte Theil des niedern Adels ist im Besitze von Bauergütern, und oft wohnen fünfzig solche Edelleute in einem Dörfchen, während diejenigen, welche keine Wirthschaften besitzen, bei dem höheren Adel als Verwalter, Commissäre 2c. dienen. — Die Hauptstadt dieser Provinz, welche gleichfalls Posen heißt, ist der Sitz des Oberpräsidenten, des Appellationsgerichts, eines Bischofs und des Domkapitels. Sie liegt 31 Meilen von Berlin, 40 Meilen

von Warschau, in einer sandigen Gegend, an der Wartha, und hat 2175 Feuerstellen, 24 Kirchen, 9 Klöster und, ohne Garnison, 18,000 Einwohner. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, besonders nach dem Brande von 1803. Nach dem großen Marktplatze führen, außer einigen Nebengassen, vier Hauptstraßen, welche ziemlich gut angelegt, jedoch mit Giebelhäusern besetzt sind. Auch die neuen Straßen, welche auf dem alten Stadtgraben und den geschleiften Festungswerken erbaut worden sind, haben hübsche Häuser, besonders die Wilhelmsstraße, welche mit einer schönen Pappel- und Kastanienallee besetzt ist. Unter den Vorstädten ist Kuhndorf die schönste, mit hübschen Gebäuden und Gärten. Die größte Vorstadt ist die Wallischey, welche mit der Stadt durch die große Warthabrücke in Verbindung steht. Unter den Kirchen zeichnet sich besonders die katholische St. Stanislauskirche, ein Meisterstück italienischer Baukunst, und die lutherische Pfarrkirche (die ehemalige Jesuiterkirche) aus. Die Domkirche ist von edler Simplicität und neben derselben steht der Palast des Bischofs. Ein Gymnasium, Schullehrerseminarium und eine Hebammenschule befinden sich hier. Ihre Nahrung ziehen die Einwohner Posens, außer den gewöhnlichen bürgerlichen Gewerben und Handwerken, besonders von den königlichen Collegien, dem Militär und dem benachbarten begüterten Adel, der sich häufig in der Stadt aufhält. Auch hat Posen einige Tuch-, Leder- und Tabaksfabriken. Der Handel wird vorzüglich mit Holz, Getraide, Tüchern und Leinwand geführt.

Posilippo, s. d. Art. Neapel, Stadt und Umgebung.

† Positiv. Positive Electricität, s. Electricität; positive Polarität, s. Magnet; positive Größen, s. den Schluß des Art. Negativ.

Positiv, s. Nomen Adjectivum.

* Potosi, Hauptstadt der gleichnamigen Intendantschaft, welche zu dem spanischen Vicekönigreich de la Plata in Südamerika gehört. Sie liegt auf der Südseite des Gebirges Potosi, hat zwei Stunden im Umkreise und gegen 70,000 Einwohner, Spanier, Creolen, Mulatten und Indianer, ist ansehnlich und gut gebaut, mit breiten, geraden Straßen, prächtigen Kirchen und Klöstern. Die Umgegend ist durchaus unfruchtbar, so daß weder Getraide, noch Gemüse, noch Obst, noch Gras wächst. Silber und Gold sind die einzigen Erzeugnisse, für welche alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß aus den benachbarten Provinzen herbeigeschafft werden. Die Menge der Indianer und Fremden, welche der Bergbau hieher zieht, ist sehr groß, so wie der Reichthum der Privatpersonen und die Schätze der Kirchen unermeßlich sind. Es herrscht daher hier viel Ueppigkeit und Luxus. Die berühmten Gold- und Silberminen Potosi's befinden sich in einem Bezirke, der 6 Meilen im Umkreise hat, und lieferten seit 1544 bis 1800 die ungeheure Summe von 1437 Millionen Thaler. Ungeachtet diese Bergwerke so lange bearbeitet worden sind, so sind sie doch bis jetzt nicht erschöpft, sondern enthalten noch immer einen großen Schatz, besonders an Silber. Noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts gaben sie jährlich eine Ausbeute von 2000 Mark Gold und 600,000 Mark Silber. Nicht weit von der Stadt sind einige warme Bäder, die fleißig besucht werden. Die Spanier sind bis jetzt noch im Besitze von Potosi, wiewohl sich der größte Theil des Vicekönigreichs de la Plata ihrem Gehorsame entzogen, und sich zu einem eigenen unabhängigen Staate constituirt hat.

* Potsdam, die zweite königlich preußische Residenzstadt und

Hauptstadt eines zur Provinz Brandenburg gehörigen Regierungsbezirkes, vier kleine Meilen von Berlin, liegt an dem Einflusse der Nuthe in die Havel, auf einer vier Meilen im Umfange habenden Insel, welche von der Havel, einigen Seen und einem Canale gebildet wird. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das holländische Revier gehören, und vier außerhalb der Mauer liegenden unbeträchtlichen Vorstädten, und hat sieben Brücken über den aus der Havel kommenden und wieder in dieselbe führenden Canal, fünf Kirchen, 1700 Häuser und 17,400 Einwohner. Die Könige Friedrich Wilhelm I. und II. und besonders Friedrich II. haben an den Anbau dieser Stadt große Summen gewendet, so daß sie jetzt, nächst Berlin, die schönste Stadt der preußischen Monarchie, aber dennoch menschenleer und nahrungslos ist. Potsdam ist schön gebaut; die prächtigsten Straßen sind die breite Straße, die Waisenstraße, die Lindenstraße, die Pflugstraße, die Brandenburgerstraße, die Burgstraße. Vor den meisten Thoren sind schöne Alleen angepflanzt, und weiter hin, größtentheils an der Havel, sind Wälder, buschigte Hügel und Weinberge. Von einigen benachbarten Bergen hat man schöne und abwechselnde Aussichten nach der Stadt über die sehr breite Havel nebst einigen Seen, nach verschiedenen Dörfern und nach den königlichen Gärten, Wäldern, Lustschlössern und Häusern, welche zum Theil wieder auf kleinen Anhöhen liegen. Auch an schönen öffentlichen Plätzen fehlt es der Stadt nicht; die vorzüglichsten sind der Wilhelmsplatz, mit Pappeln, Linden und andern Bäumen bepflanzt, in verschiedene Gänge eingetheilt und mit einer Hecke eingefaßt; die Plantage am Bassin, gleichfalls mit Linden bepflanzt und mitten im Bassin mit einem Gebäude nach holländischer Art auf einer mit Werkstücken eingefaßten Insel, wo Friedrich Wilhelm I. seine Tabacksgesellschaften hielt; die Garnisonsplantage, ein gleichfalls mit Bäumen besetzter Platz, und der alte Markt, am Schlosse, mit schönen Gebäuden umgeben. In der Mitte steht ein Obelisk von weißem und rothem Marmor, 74 Fuß hoch; an den vier Seiten sind die Brustbilder Kurfürst Friedrich Wilhelms, der Könige Friedrichs I., Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Unter den öffentlichen Gebäuden ist vorzüglich das königliche Schloß in der Altstadt bemerkenswerth, welches Kurfürst Friedrich Wilhelm zu bauen anfing und Friedrich II. vollendete. Es ist ein längliches Viereck, das aus 3 Geschossen besteht. Das Hauptportal ist auf dem alten Markte und die Hauptfaçade auf der Garten- und Havelseite. Bemerkenswerth sind die Säulencolonnaden auf der Seite gegen die lange über die Havel führende Brücke und zwischen der Mitte des Flügels und dem königlichen Reitpferdestalle; die erstere besteht aus 20 und die andere aus 32 freistehenden korinthischen Säulen mit dazwischen stehenden Gruppen und Statuen. Das Rathhaus hat Friedrich II. nach dem Muster des Amsterdamer 1754 erbauen lassen. Auf der Mitte des Gebäudes steht der Thurm mit einer Kuppel, worauf ein kupferner Atlas in Riesengröße steht, der die Weltkugel trägt, und beides ist von getriebenem Kupfer und vergoldet. Auf der Waisenstraße, einer der längsten Straßen Potsdams, steht das große königliche Militärwaisenhaus, in welchem über 600 Kinder und außerhalb noch von demselben über 2000 Kinder von Militärpersonen verpflegt werden. Dieses vier Geschoß hohe Gebäude macht mit dem landschaftlichen Hause ein großes Viereck aus. Von den Kirchen sind besonders merkwürdig: die Hof- und Garnisonkirche, auf deren Thur-

me, wohin 365 Stufen führen, ein schönes Glockenspiel angebracht ist, welches 12,000 Thaler gekostet hat. Unter der marmornen Canzel ruhen Friedrich Wilhelm I. in einem marmornen und Friedrich II. in einem zinnernen Sarge; die heilige Geistkirche mit einem hohen prachtvollen Thurme, die lutherische Stadtkirche zu St. Nicolai, und die französische reformirte Kirche, nach dem Muster des Pantheons zu Rom erbauet. Auch das Schauspielhaus und das neue große Armen- und Krankenhaus müssen hier noch angeführt werden. Die wichtigste Industrieanstalt ist die Gewehrfabrik, welche bis jetzt die einzige in der preußischen Monarchie war. Die in Spandau geschmiedeten Flintenläufe werden hier geschäftet und equipiret, die Gewehre mit Schlössern und allem Uebrigen versehen, und völlig in fertigen Stand gesetzt. Gegenwärtig beschäftigt diese Fabrik gegen 150 Arbeiter. Das lange vier Geschoß hohe Gebäude nimmt mit den zu dieser Fabrik gehörigen Häusern eine ganze Straße ein. Die übrigen Fabriken, deren verschiedene, als in Tabak, Baumwolle, Seidenzeugen, Bleistiften, Leder, Tuch, Wachsleinwand rc., sich hier befinden, sind von weit geringerer Bedeutung. Durch das Brandenburger Thor, welches aus einem schönen mit freistehenden corinthischen Säulen gezierten Triumphbogen nach dem Muster des Trajanischen in Rom besteht, gelangt man nach dem berühmten königlichen Lustschlosse Sanssouci (s. d. Art.).

Pott (Johann Heinrich), ein ausgezeichneter Chemiker, geb. zu Halberstadt im J. 1692. Er bezog 1709 die Universität Halle, um Theologie zu studiren, aber die entschiedenste Neigung zog ihn zur Chemie, in der er des berühmten Stahls Unterricht genoß. Seine Inauguraldissertation De sulphuribus metallorum, in welcher er den Weg zu einer verbesserten Theorie der Chemie bahnte und eine Menge lehrreicher Versuche und neuer Ideen mittheilte, verschaffte ihm bereits eine Stelle unter den geschicktesten Chemikern seiner Zeit. Die königliche Akademie zu Berlin ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und 1737 ward er Professor der Chemie am königlichen Collegio medico und chirurgico daselbst. Seitdem war er in seiner Wissenschaft, um die er sich durch viele wichtige und merkwürdige Versuche, Entdeckungen und Verbesserungen bleibende Verdienste erwarb, ununterbrochen thätig. Besonders beschäftigte ihn die Untersuchung und Kenntniß der Mineralkörper, worin er und sein Zeitgenosse Henkel die glücklichsten Fortschritte machten. Insbesondere ist Pott als der erste Urheber der Berliner Porzellanfabrik anzusehen. Von seinen Schriften ist die wichtigste seine Lithogeognosia in 3 Bänden 8., 1754. Mehrere Abhandlungen enthalten die Schriften der Akademie; andre sind in einzelnen Sammlungen erschienen.

Potter (Paul), ein berühmter Mahler, geb. zu Enkhuisen im J. 1625. Er machte in der Mahlerkunst, in der sein Vater ihn unterrichtete so schnelle und tüchtige Fortschritte, daß er schon in seinem fünfzehnten Jahre gekannt war. Seine Gegenstände waren Landschaften, ausgestattet mit Hausthieren, die er mit kaum von einem Andern erreichter Wahrheit mahlte. Allenthalben erblickt man in der Behandlung Geist und Freiheit; die Nachlässigkeit im Laubwerk ist seiner Manier eigen. Erschöpft durch übermäßiges Arbeiten starb er schon 1654 zu Amsterdam. Seine Werke sind selten und stehen in sehr hohen Preisen.

* Pozzo di Borgo, gegenwärtig russischer Gesandter in Paris, ist 1760 in Alala, einem kleinen Orte auf der Insel Corsika,

von armen aber adeligen Eltern geboren. Nach Vollendung seiner Studien widmete er sich der juristischen Laufbahn und ward zugleich Procurator und Advocat. Beim Ausbruch der Revolution verband er sich mit der Familie Bonaparte, die er seither schon gekannt hatte, noch genauer, insbesondere aber mit Joseph und Napoleon. Im September 1790 wurde Pozzo durch Paoli, den er in Gemeinschaft mit Joseph und Napoleon Bonaparte im Juli zu Marseille abgeholt hatte, im Directorio der Departementsverwaltung angestellt, und im Jahr 1791 in die zweite sogenannte gesetzgebende Nationalversammlung gewählt. Er machte sich hier insbesondere durch einen Bericht im Namen des diplomatischen Ausschusses am 16. Juli 1792 bekannt, in welchem er auf die Kriegserklärung gegen das deutsche Reich antrug. Nach dem 10. August 1792 fand Pozzo es gerathen, sich nach Corsika zurückzuziehen, weil er in Papieren, die man in den Tuilerien gefunden hatte, compromittirt war. Hier schloß er sich noch enger an Paoli an, der nach der Besetzung der Insel durch die Engländer, zum Präsidenten des Staatsraths war ernannt worden. Pozzo wurde hierauf Staatssekretair des Generalgouverneurs Lord Minto's, den er später nach England begleitete. Hier wurde er mit einigen französischen Emigranten vom ersten Range bekannt, die ihn und seine Talente für die Sache des Königs zu gewinnen suchten. — Später trat Pozzo in russische Dienste, verließ selbige aber wieder nach dem Tilsiter Frieden. Zu Anfang der Spannungen zwischen Rußland und Frankreich im J. 1812 begab er sich aufs neue nach Petersburg, wurde sehr günstig aufgenommen und von dieser Zeit an zu den wichtigsten diplomatischen und militärischen Geschäften gebraucht, da er sich das Vertrauen des Kaisers im höchsten Grade zu erwerben gewußt hatte. Namentlich war er in dem Feldzug von 1813 als russischer General-Commissair beim Kronprinzen von Schweden angestellt. Bei dem Feldzuge in Frankreich selbst leistete er bis zur Einnahme von Paris die größten Dienste, und ihm wurde die wichtige Stelle zu Theil, die russische Regierung bei Ludwig XVIII. zu vertreten. Noch jetzt (1819) bekleidet er diesen ausgezeichneten und einflußreichen Posten in Paris, und er genießt hier eben so sehr der allgemeinen Achtung als des Vertrauens seines Souverains und Ludwigs XVIII.

Pozzuoli, s. Neapel (Stadt und Umgebung von).

* Pradt (Dominique de), vormaliger Erzbischof von Mecheln, ist 1759 in Auvergne geboren. Er war ein naher Verwandter des Marschalls Duroc und wurde hauptsächlich durch diesen bei Napoleon eingeführt und accreditirt. Vor der Revolution war er Großvicar des Cardinalerzbischofs von Rouen. Er wurde in die constituirende Versammlung als Deputirter der Geistlichkeit der Normandie gewählt, und zeigte sich hier stets als den entschiedensten Royalisten, der sogar den Abbé Maury noch zu überbieten wußte. Nach Beendigung dieser Versammlung unterzeichnete Pradt die bekannten Protestationen der rechten Seite, verließ Frankreich und ging nach Hamburg, wo er mehrere Jahre verweilte. Im J. 1798 schrieb er hier, jedoch ohne sich zu nennen, L'Antidote au Congrès de Rastadt und einige Zeit nachher La Prusse et sa Neutralité, zwei Flugschriften, welche damals Aufsehen machten. Nach dem 18. Brümaire kehrte Pradt nach Frankreich zurück. Seine erste Schrift, welche er hier herausgab: Les trois Ages des Colonies, in welcher er die völlige Emancipation derselben predigt, fand wenig Beifall. Fast ohne alle Hülfsmittel zurückgekehrt, mußte er dieselben in sich selbst suchen. Er wandte sich an seinen Verwandten, Duroc. Dieser nahm sich seiner an und stellte

ihn dem Kaiser vor, dem er so glücklich war zu gefallen. Pradt erhielt sogleich die Stelle des ersten Almoseniers des Kaisers, wohnte in dieser Eigenschaft 1804 der Krönung und Salbung Napoleons bei und ward zum Baron und zum Bischof von Poitiers ernannt. Der Papst selbst segnete ihn ein. Der neue Bischof behielt übrigens auch seinen Posten als Almosenier des Kaisers, dem er sich immer angenehmer machte. Er begleitete ihn zur Krönung nach Mailand und in der Folge nach Bayonne, wo er besonders zu Conferenzen mit dem Canonicus Escoiquiz gebraucht wurde. Im J. 1809 erhielt Pradt das Erzbisthum Mecheln; 1811 wurde er zu den Unterhandlungen mit dem Papste zu Savona gebraucht; 1812 wurde ihm die in dem damaligen Zeitpunkte höchst wichtige Gesandtschaft in Warschau zugetheilt. Hier blieb er, bis, nach Beendigung des unglücklichen russischen Feldzugs, die Annäherung des Feindes ihn vertrieb. Pradt hat die höchst interessante Geschichte dieser Gesandtschaft und Napoleons Rückkehr in einem eigenen Werke beschrieben, das in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden. Nach seiner Rückkehr begab er sich eine Zeitlang in seine Diöces; fand sich aber zur rechten Zeit wieder in Paris ein, um bei der ersten Einnahme und den dabei gespielten Intriguen und gepflogenen Unterhandlungen eine Rolle übernehmen zu können. Die provisorische Regierung gab ihm den ehrenvollen und wichtigen Posten des Canzlers der Ehrenlegion, welchen er jedoch nach den hundert Tagen an den Marschall Macdonald abgeben mußte. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba zog er sich zurück. Seit der zweiten Restauration lebte Pradt ohne höhere Anstellung, und ist einer der fruchtbarsten politischen Schriftsteller Frankreichs geworden. Die wichtigeren Schriften, welche er seit der ersten Restauration bis jetzt (1819) herausgegeben, sind die schon oben gedachte Histoire de l'Ambassade dans le Grand-duché de Varsovie; — Du Congrès de Vienne; — Précis historique sur la Restauration etc.; — Des Colonies et de la Revolution actuelle de l'Amérique; — Des quatre Concordats; — L'Europe après le Congrès d'Aix la Chapelle. Letzteres ist (April 1819) sein neustes Werk. Dem Abbé de Pradt ist als Schriftsteller ein großer Ideenreichthum, eine geübte und gewandte Feder, Scharfsinn, Kenntniß der europäischen Diplomatie, und ein meistens gesunder Blick in die politischen und staatswirthschaftlichen Verhältnisse der Völker nicht abzusprechen und seine Werke gewähren eine eben so anziehende als belehrende Unterhaltung.

Präexistenz nennt man das Daseyn der menschlichen Seele vor Erzeugung des Körpers, zufolge der Meinung, Gott habe vor der Welt alle Seelen zugleich erschaffen, welche bei der Erzeugung oder Geburt mit den menschlichen Leibern verbunden würden. Die Aegypter, Chaldäer, Cabbalisten, unter den Griechen Pythagoras und Platon, behaupteten diese Präexistenz.

* Prag, die Hauptstadt des Königreichs Böhmen und eine der größten Städte des österreichischen Staates, liegt am Fuße des Petriner- und Schweinberges, auf sieben Hügeln, zu beiden Seiten der Moldau, in einem ziemlich eingeengten Thale derselben. Zur Verbindung der durch diesen Fluß getrennten Stadttheile dient eine 1790 Fuß lange, 35 Fuß breite, auf 16 Bogen ruhende und mit 28 Statuen von Heiligen geschmückte steinerne Brücke, welche 1358 zu bauen angefangen, und erst nach 145 Jahren vollendet worden ist. Man zeigt noch die Stelle, von welcher der heilige Nepomuk ins Wasser

gestürzt worden seyn soll. Sie ist von den Küssen der Andacht so ausgehöhlt worden, daß der obere Sandstein einer Rinne gleicht. Diese Stadt, welche mit Festungswerken umgeben ist, hat eine Stunde im Durchmesser, vier Stunden im Umfange, 42 Kirchen, 68 Paläste, 41 öffentliche Plätze, 218 Straßen, 3180 meistens massive, drei Stock hohe Häuser und (ohne Fremde und Militär) 79,600 Einwohner, darunter sich 7000 Juden befinden. Prag besteht aus vier Städten, deren jede sonst ihren eigenen Magistrat hatte, die aber jetzt Hauptviertel heißen, nämlich der Altstadt, wozu die Judenstadt gehört, der Neustadt, dem Hradschin auf dem Berge und der Kleinseite. Die beiden erstern liegen auf dem rechten, die beiden letztern auf dem linken Ufer der Moldau. An die Südseite der Neustadt schließt sich der abgesonderte befestigte hohe Wischehrad mit 71 Häusern und einem Zeughause an. Außerhalb der Festungswerke sind noch die Vorstädte Smihof und Rosenthal. Die schönsten Theile dieser großen Stadt sind in Rücksicht der zahlreichen Paläste und vorzüglichen Wohngebäude und Alleen die Kleinseite, und in Betracht der Lage und der breiten Straßen die nicht minder wohlgebaute Neustadt. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören: 1) in dem Hradschin: das prächtige königliche Schloß, an welchem seit Jahrhunderten gebaut und das erst durch Maria Theresia vollendet worden ist. Die Schloßplätze zieren Springbrunnen, wovon einen die meisterhafte Statue des h. Georgs auszeichnet. Im Innern sind besonders zwei Säle und die Schloßcapelle sehenswerth; die letztere wegen der prächtigen Frescogemählde und Bildhauerarbeiten, womit sie geziert ist. Den großen Wladislaw'schen Saal zeichnet seine Bauart als eins der schönsten Denkmäler der gothischen Baukunst, und den spanischen Saal seine Verzierungen aus, in mehreren der übrigen reich decorirten Burgzimmer befinden sich vorzügliche Gemählde; ferner das königliche Damenstift, ein großes und schönes Gebäude; der erzbischöfliche Palast; die alte im gothischen Geschmack erbaute Cathedralkirche zu St. Veit, mit zwölf Seitencapellen, dem bekannten Salomonischen Leuchter, den Grabmälern mehrerer Kaiser und Könige und dem kostbaren Grabmale des heil. Nepomuk nebst dem silbernen, 5000 Mark schweren Sarge; das Stift Strahof mit den Gebeinen Norberts, des Stifters der Prämonstratenser, mit einer ansehnlichen Bibliothek von 50,000 Bänden und 1000 Handschriften, einem Naturaliencabinet und einer Kirche, die sich durch eine herrliche Orgel und schöne Gemählde auszeichnet; die Rotunde der Kreuzherren mit dem rothen Sterne; das zweite adliche Damenstift zu den heil. Engeln genannt, und der gräflich Czerninsche Palast mit einer böhmischen Nationalbildergallerie. 2) In der Kleinseite: die schönen Kirchen zu St. Salvator und des h. Nicolaus und die Paläste des Fürsten Anton Lobkowitz und des Grafen Waldstein. 3) In der Altstadt: die Pfarrkirche mit dem Grabmahle des 1608 hier verstorbenen Tycho de Brahe; die Kreuzkirche mit marmornen Säulen; die prächtige St. Salvator- und Clementkirche; das Theatergebäude; das Rathhaus mit der astronomischen Uhr von Tycho de Brahe; das Gebäude der von Kaiser Carl IV. 1348 gestifteten Universität mit wissenschaftlichen Sammlungen; und das erzbischöfliche Alumnat oder das ehemalige Jesuitencollegium, worin das Priesterseminarium, die Lehrsäle der Theologie, Philosophie und eines Gymnasiums, die große kaiserliche Bibliothek, die Sternwarte, ein Naturalien- und physikalisches Cabinet, die Akademie der bildenden Künste und ein Gemählde-Saal sind. 4) In der Neustadt: das Rathhaus, aus dessen Fenstern

dreizehn katholische Rathsherren von den Hussiten gestürzt wurden; die schöne Ignazkirche; die prächtige Kirche am Karlhof; und die schöne Kirche der Ursulinerinnen. Prag ist der Sitz des kaiserlichen Guberniums mit seinen Zweigen, des Generalcommando's und eines Erzbischofs mit seinem Domcapitel. Zahlreich sind die Unterrichts- und wissenschaftlichen Anstalten, als die Universität mit 44 Professoren und 900 Studenten, wozu eine Bibliothek, ein Naturalien-, ein mathematisches und Maschinencabinet, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater und ein botanischer Garten gehören; drei Gymnasien, viele andere Schulen, das Alumnat zur Priesterbildung, die Zeichen- und Mahlerakademie, die Schwimmschulen, die technische Lehranstalt, die Thierarzneischulen, das musikalische Conservatorium, die Institute für Blinde und für Taube, die königliche Akademie der Wissenschaften, die Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde, das Nationalmuseum. Eben so dienen öffentliche und Privatsammlungen von Büchern, Naturalien und Kunstsachen der Wissenschaft, und vorzüglich der Kunst zu nützlichen Beförderungsmitteln. An Künstlern zählt man 81, an Buchhandlungen 12, an Kunsthandlungen 3, und an Buchdruckereien 9. Von Wohlthätigkeits- und Gesundheitsanstalten sind merkwürdig: die Rettungsanstalt für Scheintodte, die Vereinigung zur Unterstützung der Armen, das neue Armenhaus, das wälsche Spital, das Lombard, das Arbeitshaus, das bürgerliche Krankenhaus, das Irrenhaus, mehrere Spitäler ꝛc. Bedeutend ist auch die Industrie; denn es gibt hier einige beträchtliche Leinwandbleichen, viele Färbereien von Tuch-, Seide- und Baumwollenwaaren, mehrere Kattun- und Leinwanddruckereien, eine Fabrik von Gold- und Silbergalanteriewaaren, einige Handschuh- und andere Lederwaarenfabriken, eine Krappfabrik, Seidenzeug- und Seidenbandfabriken, eine Silber-, Plattir- und Kastenbeschläg-, Knopf- und Messingwaarenfabrik, Steingut-, Seifen-, Wollen-, Hutfabriken, eine Tapetenfabrik, eine Fischbeinreißerei ꝛc. Prag ist der Mittelpunkt des böhmischen Handels, und hat 32 Großhändler, die auch einen lebhaften Speditions- und Wechselhandel treiben. Unter den Umgebungen von Prag zeichnen sich aus: die Wimmerschen Anlagen, der Kanalische Garten, die Zinkanka, das Belvedere, das Kuchelbad, der Kajetaner- und Kaunitzer Garten. Eine Stunde von Prag, auf der westlichen Seite der Moldau, liegt der weiße Berg, berühmt durch die Schlacht, welche die Böhmen, die Friedrich V. Churfürsten von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt hatten, 1620 gegen die österreichischen Heere verloren. Auf der gerade entgegengesetzten östlichen Seite der Moldau wurde im siebenjährigen Kriege 1757 die Schlacht von Prag geliefert, worin Friedrich II., König von Preußen, die Oesterreicher schlug.

Prägschatz, s. Schlagschatz.

Prämonstratenser. Dieser geistliche Orden wurde von Norbert, einem Chorherrn aus Xanten im Clevischen, der durch Sittenstrenge und Eifer für die Hierarchie als Erzbischof von Magdeburg (seit 1127) die Ehre der Canonisation verdiente, im Sprengel des französischen Bisthums Laon gestiftet. Im Walde von Coucy sammelte er auf einer ihm nach seinem Vorgeben, vom Himmel gezeigten Wiese (pré montré, pratum monstratum, daher der Name des Ordens) im J. 1120 seine ersten Schüler, und gab ihnen Augustins Regel mit eigenen Verschärfungen. Die Prämonstratenser rechnen sich deßhalb unter die regulirten Chorherren, obwohl sie ihrer

Verfassung nach wirkliche Mönche sind. Der Orden wuchs schnell; es entstanden mehrere Nonnenklöster derselben strengen Regel, anfangs, wie im Orden von Fontevraud, in der Nähe der Mönchsklöster, aus deren Einkünften sie erhalten werden mußten, später in größerer Entfernung, um den Gefahren des Umgangs vorzubeugen. Der Abt des Stammklosters Prémontré bei Coucy war General, und bildete mit drei andern französischen Prämonstratenser-Aebten einen hohen Rath der Väter des Ordens. Dieser hatte vor der Reformation an 2000 Klöster, darunter 500 weibliche, die meisten in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich England und den nordischen Reichen, verlor aber eben darum im 16ten Jahrhunderte mehr als die Hälfte derselben. Um die verfallene Klosterzucht herzustellen, vereinigten die Klöster in Spanien sich 1573 zu einer strengen Observanz, blieben jedoch mit den Alten von der gemeinen Observanz in Ordensgemeinschaft, welche 1630 durch neue Statuten für alle Klöster beider Gattungen befestigt wurde. Im 18ten Jahrhundert hatte der Orden in Italien keine, in Frankreich nur 42 männliche Klöster; die weiblichen waren eingegangen. Jetzt besteht er aus einer geringen Zahl von Klöstern in Spanien, Polen und den österreichischen Staaten, besonders in Böhmen, wo ihm zu Prag eines seiner schönsten und reichsten Klöster geblieben ist, und seine Pfründen zu gemeinnützigen Zwecken leiht. Die Prämonstratenser tragen ihre weiße Kleidung nicht ohne eine gewisse Eleganz. E.

Präposition, Verhältnißwort, ist derjenige Redetheil (s. d.) durch welchen das äußere Verhältniß eines Gegenstandes zu einem andern besonders ausgedrückt wird. Um nämlich die Verhältnisse der Dinge zu einander auszudrücken, kann sich die Sprache des zweifachen Mittels bedienen, daß sie dem Worte selbst, welches den Gegenstand bezeichnet, eine eigenthümliche Wendung oder Beugung gibt, die wir den Casus (Verhältnißfall) nennen, oder ein eigenthümliches Wort zur Bezeichnung gewisser Verhältnisse anwendet, und dieses Wort ist die Präposition. Es ist daher auch natürlich, daß die Präposition stets zu dem Worte (mithin unmittelbar zu dem Substantivum) gehört, welches die in Verhältniß gestellte und von einem Gegenstand abhängig gemachte Sache bezeichnet; und da sie in der natürlichen Redefolge gewöhnlich vor dieses Wort gestellt wird, so heißt sie auch mit Recht Präposition (Vorsetzwort), und fodert ihren bestimmten Casus. Der einfache Satz: Petrarca ward gekrönt, wird näher bestimmt in folgendem: Petrarca ward wegen seiner dichterischen Verdienste zu Rom auf dem Capitol am ersten Osterfeiertage 1341 gekrönt. In diesem Beispiele sind alle Verhältnißbestimmungen durch Präpositionen ausgedrückt. Am meisten verwandt sind die Präpositionen mit den Adverbien, welche jedoch mehr als Beschaffenheit auf den Gegenstand übergetragen werden. Sie beziehen sich, wie die in dem angeführten Beispiele gebrauchten, hauptsächlich auf Zeit- und Raumverhältnisse, und auf die Verhältnisse von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Verbindung und Entgegensetzung rc. Die Sprachen sind in Hinsicht des Gebrauchs der Präpositionen verschieden. Einige bedienen sich statt ihrer häufig gewisser an das Hauptwort angehängter Zeichen; diejenigen aber, welche besondere Verhältnißwörter der Art besitzen, gebrauchen dieselben bald mehr bald weniger; das erstere, je weniger sie die Verhältnisse durch Casus ausdrücken, und je weniger ausgebildet die Declination ist (so z. B. in der englischen, italienischen und französischen Sprache); das letztere,

wo die ausgebildete Declination den häufigen Gebrauch der Präpositionen entbehrlich macht.

Präservativ, ein Verwahrungs- oder Vorbauungsmittel, besonders in der Medicin eine Arznei oder ärztliche Vorschrift, um eine zu befürchtende Ansteckung oder Krankheit zu hindern.

Prätorianer, prätorianische Cohorten, die Leibwache der römischen Kaiser, von August, der sie errichtete, bis auf Constantin den Großen, der sie abschaffte. Der Name kommt von der Cohors praetoria, deren Bestimmung zur Zeit der Republik die Beschützung des Feldherrn in der Schlacht war.

Prävarication, hieß bei den Römern das Verbrechen, wenn der Ankläger den wegen eines öffentlichen Verbrechens Angeklagten pflichtwidrig begünstigt, oder wenn der Anwalt einer Person zum Nachtheil derselben die Gegenpartei schont.

Precarium, Vergünstigung, ist ein Geschäft, wodurch Einer dem Andern den Gebrauch einer Sache oder eines Rechts auf dessen Ansuchen so lange bewilligt, als ihm belieben wird.

* Precy (Graf Louis François), der sich insbesondere durch seine heldenmüthige Vertheidigung Lyons gegen den Nationalconvent während der Schreckensregierung in Frankreich, berühmt gemacht hat, ist 1742 geboren. Im Jahr 1791 kam er als Obristlieutenant in die Fußgarde Ludwigs XVI., die noch allein dem unglücklichen Könige zugethan war. Als das Corps den 24. Mai 1792 vom Convent, dieser Gesinnungen wegen, verabschiedet wurde, blieb der größte Theil der Offiziere und der Gardisten deßungeachtet in Paris, um dem Könige nöthigen Falls beizustehen. Die Gelegenheit dazu fand sich am 10. August. Neun Officiere und mehr als 150 dieser Gardisten, von Precy angeführt, fanden an diesem Tage in der Vertheidigung der königlichen Familie einen ruhmvollen Tod. Precy entkam wie durch ein Wunder. Im Juli 1793 ersuchten die Lyoner Precy, sich an ihre Spitze zu stellen, um sie gegen die Maßregeln der furchtbaren Comité de Salut public des Nationalconvents in Schutz zu nehmen. Precy folgte dem ehrenvollen Rufe, so wenig auch die Vertheidungsmittel der von den Terroristen aufs äußerste bedrängten Stadt dem Angriffe und den unermeßlichen Hülfsquellen der von Dübois Cranze befehligten Belagerer angemessen waren. Precy lösete die Aufgabe, eine von allen regelmäßigen Befestigungswerken entblößte, und blos von Bürgern vertheidigte Stadt gegen den wilden Andrang der fanatisirten und nach Blut und Beute lechzenden Convents-Armee möglichst lange zu schützen, auf eine römischer Helden würdige Art. Die ganze neuere Geschichte bietet, wenn wir die Vertheidigungen von Saragossa und Tarragona ausnehmen, nichts Gleiches dar. Nach einer 63tägigen Belagerung blieben Precy keine Hülfs- und Widerstandsmittel mehr übrig. Er faßte jetzt den kühnen Entschluß, sich mit einem kleinen Haufen mitten durch die Convents-Armee einen Weg zu bahnen. Siebenhundert Tapfere verbanden sich mit ihm zu diesem Zuge, um auf ihm zu sterben, oder der Knechtschaft und dem schmachvollen Tode, der ihrer harrte, zu entgehen. Nur wenigen gelang das Letztere; unter ihnen fand sich Precy selbst, der 15 Monate lang auf eine höchst edelmüthige Weise von armen Bauern, nachdem sein Corps ganz aufgerieben worden, verborgen gehalten und verpflegt wurde, bis ihm nach Robespierre's Sturz endlich gelang, zu entfliehen und das Ausland zu gewinnen. Er kam glücklich in Bern an. Von diesem Zeitpuncte an widmete er sich gänzlich Ludwig XVIII. und begab sich immer

dahin, wohin ihn Pflicht und Ehre riefen. Auf diesen Irrfahrten geschah es auch, daß er in Baireuth verhaftet und zwei Jahr lang gefangen gehalten wurde. Er erhielt endlich Erlaubniß nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Nach seiner Zurückkunft hielt er sich bis zur Restauration der Bourbons, von allen Geschäften entfernt. Er wurde von Ludwig XVIII. auf das ausgezeichnetste empfangen, und zum Commandanten der Nationalgarde in Lyon ernannt. In einem hohen Alter lebt er gegenwärtig (1819) im Schooße seiner Familie von allen Geschäften zurückgezogen.

Preis. Man versteht darunter das Gut oder die Masse von Gütern, welche der Besitzer eines bestimmten Gutes beim wirklichen Umtausche desselben gegen ein anderes Gut oder mehrere andere dafür von demjenigen erhält, dem er sein Gut überläßt, oder welche der Begehrer eines Guts dem gibt, dessen Gut er eintauscht. Die Uebereinkunft unter den tauschenden Parteien, welche den wirklichen Preis eines in den Tausch gekommenen Guts bestimmt, ist nichts weiter als das Resultat eines Kampfs zwischen dem Besitzer und Begehrer des Guts. Stellt man eine Vergleichung an zwischen dem Werthe der in den Tausch gekommenen Güter und dem Preise derselben, so bedient man sich als eines Maßstabs der Vergleichung entweder der Münze als solcher, d. h. abgesehen von der ihr etwa beiwohnenden Eigenschaft einer Waare, oder man bedient sich dazu eines wirklichen Genußmittels, eines Guts von unmittelbarer Fähigkeit zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse. Im ersten Falle erhält man den Nenn- (Nominal-) Preis, im andern den Sach- (Real-) Preis des Guts; jener besteht also aus der Anzahl von Münz-Einheiten, welche der Begehrer eines in den Tausch gekommenen Guts seinem Besitzer für dessen Ueberlassung zahlt, dieser hingegen aus der Masse von Gütern, welche der Begehrer eines Guts seinem Besitzer für dessen Abtretung an ihn überläßt. — Auf die Bestimmung des Preises eines Guts hat gewöhnlich der Schaffungs-Kostenbetrag desselben einen bedeutenden Einfluß; es ist darunter der Werth der Güter zu verstehen, welche aufgewendet werden müssen, um ein Erzeugniß der Natur oder des menschlichen Geistes hervorzubringen. Je nachdem der Preis eines Guts die Schaffungskosten desselben ausgleicht oder übersteigt, oder unter ihnen steht, ist der Preis angemessen oder theuer oder wohlfeil. Der angemessene Preis ist der Ruhepunkt, welcher zwischen theuer und wohlfeil in der Mitte liegt, über ihm beginnt die Theurung und unter ihm die Wohlfeilheit. Die Begriffe von Theurung und Wohlfeilheit werden häufig mit denen von Kostbarkeit und Geringschätzigkeit (Unköstlichkeit) verwechselt, diese Begriffe sind aber wesentlich von einander verschieden. Der hohe Preis eines Guts, welcher von dessen Kostbarkeit herrührt, ist nicht immer ein theurer Preis, und eben so wenig ist der niedrige Preis eines Guts, welcher in dessen Geringschätzigkeit seinen Grund hat, immer ein wohlfeiler. Der Preis eines Edelsteins kann z. B. mit Recht sehr hoch und der einer Stecknadel sehr niedrig genannt werden, so lange aber kein Mißverhältniß Statt findet zwischen diesem Preise und den Schaffungskosten, läßt sich der Edelstein eben so wenig theuer als die Stecknadel wohlfeil nennen, denn beide stehen alsdann im angemessenen Preise. KM.

Prenzlau wurde im J. 1806 durch die Capitulation des Corps von Hohenlohe (am 28. October) merkwürdig.

* **Preßburg**, ungarisch Posony und slavisch Presspurek, Hauptstadt der Preßburger Gespannschaft, eine königliche Freistadt,

die vormalige Hauptstadt in Ungarn, und nach Pesth die schönste Stadt des Königreichs, liegt am linken Ufer der hier 780 Fuß breiten Donau, über welche eine fliegende Brücke geht, in einer reizenden Gegend, zwischen hohen Bergen und einer weiten Ebene. Seit 1784, in welchem Jahre der Sitz der Statthalterschaft und der höchsten Reichsämter nach Ofen und Pesth verlegt wurde, hat Preßburg viel verloren; doch zählt es noch 1400 Häuser und 22,000 Einwohner. Hier werden die Reichstage gehalten, und in der Cathedralkirche werden die ungarischen Könige gekrönt. Man findet in Preßburg ein Collegiatstift, eine königliche Akademie oder Lyceum, an welchem, wie an allen übrigen öffentlichen Lehranstalten in Ungarn, die allgemeinen und Rechtswissenschaften gelehrt werden, ein evangelisch-lutherisches und ein katholisches Gymnasium, ein Stift der sogenannten Notre Dame, ein evangelisch adeliches Convict und ein Kloster der Barmherzigen; auch ist diese Stadt der Sitz des Erzbischofs von Gran. Die Industrie besteht in zwei Rosogliofabriken, in einer Tuch-, einer Oel- und einer Tabacksfabrik, in einer Silberdrahtzieherei, vielen Gerbereien und einiger Seidenweberei. Preßburg ist ein guter Handelsplatz, wo sieben Großhändler sind, und ein wichtiger Speditionshandel mit ungarischen Producten, besonders mit Korn und Wein, auf der Donau und zu Lande getrieben wird. Merkwürdig ist auch diese Stadt durch den Frieden, welcher hier zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen wurde. Auf einem 420 Fuß hohen Hügel nächst der Stadt steht das königliche vormals befestigte Schloß, welches gegenwärtig zu einer Kaserne dient.

Preßfreiheit. Wenn keine Censur in einem Staate vorhanden ist, so herrscht in ihm Preßfreiheit. Die verschiedenen Grade der Censur sind in dem Artikel Censur aufgeführt worden. Eine völlige Preßfreiheit herrscht nur in wenigen Staaten, in England, in Belgien, in Weimar, in Bremen und in den nordamerikanischen Freistaaten. In andern ist blos für die Bücher Preßfreiheit, die Zeitungen stehen unter Censur, wie z. B. in Frankreich, in den preußischen Rheinprovinzen und in den meisten kleinern Staaten Deutschlands. — Mit der Preßfreiheit ist es nicht so leicht abgethan, wie die Meisten glauben, welche sie verlangen, und der Staat muß in seinen Institutionen schon eine große Vollkommenheit erreicht haben, wenn er Preßfreiheit ohne Störung ertragen will. In der neueuropäischen Welt hat sich seit der Erfindung des Papiers (um das 11te Jahrhundert) und seit der Erfindung der Druckerei (im 15ten Jahrhundert) eine öffentliche Meinung gebildet, welche die alten Staaten gar nicht gekannt haben. Bei diesen war der Staat immer in der Stadt, und indem die Bürger auf dem Markte und unter den Thoren von Staatsangelegenheiten redeten, hatte sich eine große Verständigkeit über das Oeffentliche verbreitet. Allein dieses war immer nur auf den kleinen Fleck der Stadt eingeschränkt, und die entferntern Städte und Provinzen konnten an diesem Gespräche keinen Theil nehmen. Hingegen in der neueuropäischen Welt, wo mit Hülfe der Posten und der Zeitungen alle Männer eines Reiches wöchentlich mit einander reden, ist dieses anders. Das was in der Hauptstadt vorfällt, das was in der Zeitung gedruckt wird, weiß in acht Tagen jedermann, bis zur Gränze des Reiches. Hiedurch hat sich nun eine öffentliche Meinung gebildet, die aus bessern Elementen besteht, als die in den Staaten der Alten, welche durch Eigennutz, Privatinteresse und Familienverbindungen häufig kleinstädtisch war, da sie zwischen Menschen Statt fand,

die alle an einem Orte beisammen wohnten; wohingegen bei uns dieses Kleinstädtische nicht Statt finden kann, weil die Menschen nicht in einer Stadt wohnen, sondern in Trier, Coblenz, Cölln, Münster, Berlin, Königsberg, Breslau ꝛc., und also keine einseitigen Ansichten und Vorurtheile bei der Bildung dieser Meinung einwirken können. So entfernte Menschen können sich füglicher Weise nicht anders einigen, als über das, das Recht und was Wahr ist, weil kein Unrecht und keine Unwahrheit denkbar ist, wobei Alle gleiche Vortheile haben könnten. Gerade weil bei uns die öffentliche Meinung besser ist, ist sie stärker, und weil sie stärker ist, übt sie einen größern Einfluß auf die Verwaltung des Staates und auf das ganze Leben desselben, sobald sie ihre Organe gefunden hat. Diese Organe sind aber die Zeitungen und die Kammern, in welchen die Deputirten des Volks über die Gesetzgebung öffentlich berathschlagen. Beides gehört zusammen, und in keinem Staate können die Zeitungen frei seyn, in welchem keine öffentliche Gesetzgebung ist. Ist die Gesetzgebung öffentlich, so sind auch die Zeitungen frei, wie in England, den Niederlanden und Frankreich, wo sie jetzt blos ein Jahr unter die Aufsicht der Regierung gestellt sind, wegen der Lage, in welcher sich das Reich durch die Besetzung fremder Truppen befindet. Daß die Gesetzgebung öffentlich werde, hat aber große Schwierigkeiten, weil dieses zu einer besondern Art von Regierung führt, auf welche die meisten Staaten und die meisten Ministerien noch nicht eingerichtet sind. Indem nämlich die Gesetzgebung öffentlich wird, äußert sich die ganze Stärke der öffentlichen Meinung in dieser Gesetzgebung, weil sie hier nun ein Organ gefunden, in welchem sie sich auf gesetzmäßigem Wege aussprechen kann. Es gibt dann nur Eine Möglichkeit zu regieren, nämlich die im Sinne der öffentlichen Meinung, und hiezu muß sich ein Ministerium loyal entschließen, wenn es nicht untergehen will. Denn wenn die Minister die Gesetzentwürfe in die Kammer bringen, so finden diese von Seiten der Opposition immer Widerspruch — und indem die Gründe dafür und dagegen angeführt werden, müssen die Minister über alles Rede und Antwort geben, besonders aber darüber, wie sie das Geld verwenden, das die Kammern als Steuern bewilligen. Wenn sie nun hierüber keine klare Auskunft geben können — wenn sie die öffentliche Meinung nicht auf ihrer Seite haben — wenn ihnen in der Kammer größere Talente gegenüberstehen, die den Staatshaushalt mit größerer Klarheit übersehen, und mit einer größern Wohlredenheit begabt sind, als die Minister, so hilft ihnen die Gunst des Hofes und des Fürsten nichts, und sie können ihre Stelle nicht behalten. — In den Kammern und in den Zeitungen bildet sich die öffentliche Meinung über den Staatshaushalt, weil von den Ministern alles öffentlich mitgetheilt wird — aber die Kammern müssen auch wieder mit der öffentlichen Meinung geregelt werden, wenn man auf diese Weise regieren will. Denn bei dieser Art zu regieren ist der Staat eine Republik in monarchischen Formen — und die Regierungsart ist eine glückliche Mischung aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie, so wie sie in England und Frankreich Statt findet. Tacitus hält diese Regierungsart für die vollkommenste, meint aber, wenn sie irgendwo durch ein glückliches Zusammentreffen entstände, so könnte sie doch nicht lange bestehen, weil eine von den drei Grundkräften das Gleichgewicht wieder stören würde, das sie unter sich haben, und das zur Erhaltung dieser Regierungsform nothwendig ist. Allein zu den Zeiten des Tacitus kannte man die Art

von öffentlicher Meinung nicht, welche sich in der neueuropäischen Welt seit der Erfindung des Papiers, der Buchdruckerei, der Posten und der Zeitungen gebildet hat; — und ohne diese öffentliche Meinung, die selbst in einem verdorbenen Zeitalter das Unverdorbenste ist was unter einem Volke zu finden, mag es auch wohl nicht möglich seyn, eine Regierungsform, wie die in Frankreich und England, hervorzurufen — noch wenn sie hervorgerufen, Jahrhunderte hindurch zu erhalten. Die erste Bedingung zu dieser Oeffentlichkeit der Gesetzgebung ist Einigkeit unter den drei Grundkräften des Staates. Sie müssen alle drei denselben Zweck haben, ohne dieses entsteht Gegenstreben Hader, Zwietracht und endlich Aufruhr, indem Eine dieser drei Kräfte alle Gewalt an sich reissen will, wie hievon in dem Artikel Staatsverfassung ausführlicher geredet worden. Ist diese Einigkeit vorhanden, sind alle drei über die Hauptpunkte übereingekommen, nach denen die Regierung soll geführt werden, und die die Grundlage der magna charta oder des Grundgesetzes des Staates bilden, so kann die öffentliche Meinung mit als Hauptelement in die Regierungsweise eingehen, und indem sie nun befreundet ist, und die ganze Staatseinrichtung sich nach ihr gebildet und eingerichtet, so liegt kein Widerstreben und kein Aufruhr in ihr verborgen, und alles geht friedlich her, trotz aller heftigen Reden, die im Parlamente und in den Zeitungen geführt werden. Hat die Gesellschaft diese Stufe der Entwickelung erreicht, so kann sie ohne Gefahr die Presse frei geben; denn da sie nun mit der Preßfreiheit in einer gesetzmäßigen Ehe lebt, so ist diese vor allen Ausschweifungen gesichert; und diejenigen, die sie etwa begeht, werden durch die Gesetze bestraft, nachdem sie begangen. S. d. Art. Preßgesetze. — Allein ohne eine Verfassung, die auf die Einwirkung der öffentlichen Meinung berechnet und eingerichtet ist, ist keine Preßfreiheit möglich, weil die Zeitungen jede andere Regierungsart, die nicht hiernach eingerichtet ist, in Verwirrung bringen, und um so schneller, je besser die Zeitungen über den ganzen Staatshaushalt unterrichtet sind, je besonnener sie reden und je genauer sie in der Angabe aller Zahlen und aller Umstände sind *). Bg.

*) Allerdings wird eine furchtsame Regierung, welche weiß, daß die Staatsform, die sie aufrecht erhalten will, mit der öffentlichen Meinung, welche eine Volksvertretung durch Wahl, ein Finanzgesetz, eine Civilliste, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, persönliche Sicherheit, eine gleiche Vertheilung der Abgaben, die Berufung des Würdigen zu jedem Staatsamte, ohne das ausschließende Vorrecht der Geburt, und die Verantwortlichkeit der Minister gesetzlich ausgesprochen, so wie alle Fesseln eines freien Bürgerthums (Feudalaristokratie, privilegirte und bevorrechtete Stände, Leibeigenschaft und Censurzwang) abgeschafft zu sehen verlangt — im Widerspruche steht, Censuranstalten errichten, um den Strom jener Ideen des Zeitgeistes abzudämmen. Wird es ihr aber damit gelingen? Ist sie dagegen weise genug, die Staatsform auf eine nationelle Weise umbilden zu wollen, so wird sie eben darum Preßfreiheit gestatten, damit das Wahre siege, und die öffentliche Ueberzeugung von dem, was noth thut, endlich selbst diejenigen für das allgemeine Wohl gewinne, welche verbesserten Einrichtungen im Wege stehen, wie z. B. einzelne Glieder bevorrechteter Kasten. Denn nichts kann die Regierung über die öffentlichen Gebrechen besser aufklären, und erbliche Vorurtheile tiefer entwurzeln, als die Preßfreiheit. Die französische Revolution hätte nie Statt gefunden, wenn die Presse frei gewesen wäre; denn alsdann würden red-

Preßgesetze. Wenn in einem Staate Preßfreiheit möglich und vorhanden ist, so kann diese nur durch Preßgesetze aufrecht erhalten werden. So wie die Censur die Preßvergehen vorsehend verhindert, so bestrafen die Preßgesetze die Preßvergehen, nachdem sie begangen worden. Von den **Preßvergehen** handelt ein besonderer Artikel, in welchem die englische Gesetzgebung über dieselben angeführt worden. Die Preßgesetze unterscheiden sich in Nichts von den Censurgesetzen als in Hinsicht der Anwendung. Dem Schriftsteller so wie dem Censor sind die Censurgesetze bekannt, und der Censor, der die Schrift vor dem Drucke durchsieht, hat nun nachzusehen, ob die Censurgesetze nicht in solcher übertreten sind. In diesem Falle streicht er entweder die Stellen, in denen nach seiner Meinung solches Statt findet, oder aber er versagt dem ganzen Buche, oder der ganzen Zeitung die Erlaubniß gedruckt zu werden. Bei den Preßgesetzen hingegen sieht der öffentliche Ankläger nach, wann die Schrift gedruckt ist, ob sie ver-

sicht Minister, wie Türgot, Malesherbes, Necker u. A. die Mißbräuche in der Verwaltung und die Gebrechen in der Verfassung früher und sicherer abgestellt oder geheilt haben. Eben so wahr ist es aber auch, daß jede Verfassung, die auf sittlich rechtlichen Grundsätzen beruht, und die zweckmäßig mit Rechtlichkeit und Weisheit verwaltet wird, so fest steht, daß ihr jeder Angriff auf dem Papier gleichgültig seyn kann; denn einen solchen Staat hält die Kraft der öffentlichen Meinung. Daher ist der größere oder geringere Widerwille, mit welchem die Staatsgewalt der Preßfreiheit Widerstand leistet, der größere oder geringere Unmuth, mit dem sie ein ihr nachtheiliges Urtheil erträgt, oder umgekehrt, die größere oder geringere Freiheit, die sie jener gestattet, die größere oder geringere Unbefangenheit, mit der sie dieses entgegennimmt, — der Maßstab, der Probirstein für die Güte, Weisheit und Rechtlichkeit des Staatszustandes. Aber auch nicht einmal in Zeiten der Gefahr ist eine Suspension der Preßfreiheit nothwendig; denn eben in kritischen Zeiten bewährt sich die Gesundheit und Kraft eines Staats. — Daß überhaupt die Preßfreiheit nicht blos das Lebensprincip aller höheren Geistesbildung, und daher dem Gelehrten im Freistaate der Wissenschaften unentbehrlich, sondern daß sie auch als das köstlichste Kleinod des Menschen in seinen bürgerlichen Verhältnissen anzusehen sey, weil sie alle andern Nationalgüter bedingt, und fast noch mehr, als die Staatsverfassung und Constitution, die Nation gegen Unterdrückung und den Thron gegen innere Gefahr sicher stellt, indem sie die öffentliche Freiheit bewacht: das hat Englands und Nordamerika's Beispiel gezeigt. Mit Recht hat daher kürzlich ein Richterspruch der Juristen-Facultät in Würzburg in den Entscheidungsgründen den Grundsatz aufgestellt, daß das Recht, seine Meinung öffentlich auszusprechen, zu den unveräußerlichen Rechten der Menschheit gehöre. Auch der Bundestagsgesandte Herr von Berg, hat in dem gutachtlichen Berichte über die Preßfreiheit im Allgemeinen gleiche Grundsätze bekannt, und selbst mehrere Regierungen haben jedem Bürger das unveräußerliche Recht zugestanden, über den Staat, seine Verwaltung und die darin herrschenden Mißbräuche öffentlich seine Meinung zu sagen. (Man denke an Schlözer's Staatsanzeigen!) Nach der preußischen Criminaljustiz handelt Niemand strafbar, der im Staate bestehende Mißbräuche rügt; darum wurde Mallinkrodt neuerlich freigesprochen. In den vereinigten Staaten ist es gesetzlich, daß kein Mensch wegen irgend eines in einer Druckschrift ausgesprochenen Urtheils über die Regierung vor Gericht gezogen oder gestraft werden kann.

legt worden — und stellt dann den Verfasser vor Gericht. Dasselbe Recht hat jeder Privatmann, wenn er glaubt, daß seine Privatrechte gekränkt worden. Der Unterschied ist der: daß im ersten Falle (nämlich bei der Censur) der Schriftsteller nicht gestraft werden kann, weil er das Vergehen nicht begangen, indem ihn der Censor hieran gehindert. Aber er kann sich auch gegen den Censor nicht vertheidigen, wenn dieser behauptet, daß etwas gegen das Censurgesetz sey, was es nach seiner Meinung nicht ist. Im zweiten Fall (wenn keine Censur) kann der Schriftsteller bestraft werden, weil er das Vergehen begehen kann — allein er kann sich auch vor Gericht vertheidigen, und ob er es begangen, das hängt nicht von dem Urtheile eines einzelnen Mannes ab (wie das eines Censors, der gewöhnlich sehr ängstlich ist), sondern von einem Geschwornen-Gerichte, welches öffentlich spricht und das ohne alle Aengstlichkeit und Menschenfurcht spricht, gerade weil es sich als das Organ der öffentlichen Meinung, des versammelten Volks fühlt, und weil es weiß, daß sein Ausspruch Populiscita sind. So wie man mündliche Libellen nicht eher bestraft, als bis sie begangen (denn verhindern lassen sie sich nicht wohl, ohne das Reden zu verbieten), eben so kann man es mit den gedruckten halten, und sie erst gemäß den Preßgesetzen bestrafen, wenn sie begangen worden. Hierin liegt keine Schwierigkeit, wenn übrigens die Staatseinrichtung so geordnet ist, daß sie die Preßfreiheit ertragen kann. (S. diesen Artikel.) Allein man will es gewöhnlich nicht gern gestehen, daß in der Staatseinrichtung selber das größte Hinderniß gegen die Preßfreiheit liegt, und man sagt, indem man sich und andere täuscht, man wolle eine Censur, um die Preßvergehen vorsehend zu verhindern. Die Sache aber ist die: man will Censurgesetze, weil man sich entweder nicht getraut, Preßgesetze zu machen, die so vollkommen sind, daß sich die Gesellschaft nach diesen Gesetzen bewegen kann, oder aber, weil man gesonnen, außer den öffentlich bekannten Censurgesetzen den Censoren noch geheime Instruktionen zu geben, nach denen sie sich zu verhalten haben, und die man sich nicht getraut am großen Lichte des Tages bekannt zu machen. Solche Instruktionen enthalten gewöhnlich ein Verzeichniß derjenigen Gegenstände, über welche entweder gar nicht solle gesprochen werden, oder aber nur auf gewisse Weise, z. B. von den Finanzen. In einer Instruktion an die Censoren kann man zwar bestimmen, daß in den Zeitungen nur von dem blühenden Zustande der Finanzen soll gesprochen werden; allein in einem Gesetze läßt sich füglicherweise die Bestimmung nicht machen, daß jede Darstellung vom nachtheiligen Zustande der Finanzen ein Libell sey. — Es ist sehr schwierig, vollkommene Preßgesetze zu entwerfen, weil sie einen sehr großen Ueberblick über die Bewegung der Gesellschaft voraussetzen, wenn sie diese Bewegung nicht hindern sollen. Es ist daher fast nicht möglich, zu guten Preßgesetzen zu gelangen, wenn die Gesetzgebung nicht öffentlich ist, und so geordnet wie in England und Frankreich, wo die Gesetze allen Widerspruch erfahren, ehe sie gegeben werden, und wo sie das Produkt der Gesellschaft sind, weil sie in gesellschaftlicher Weise gefunden werden. Die besten Preßgesetze würden indeß wenig helfen, wenn die Preßgerichte nicht eben so vollkommen geordnet sind, wie die Preßgesetze entworfen. Wir geben diesen einen besondern Artikel. Bg.

Preßgerichte sind diejenigen Gerichte, welche über die Vergehen der Presse sprechen. Diese können nun zweierlei Einrichtung haben. Entweder bestehen sie blos aus Richtern, die vom Staate

angestellt und besoldet werden, wie z. B. in Frankreich; oder sie bestehen aus Richtern und aus Geschwornen, wie in England. In diesem Falle sprechen die Geschwornen 1) über die Thatsache und 2) über die Beziehung; ob nämlich die in Klage stehende Thatsache auch wirklich ein Libell sey. Dieser Theil des Spruches ist der wichtigste, weil bei Gedrucktem sich gewöhnlich ziemlich leicht über die Thatsache entscheiden läßt, besonders wenn von Zeitungen die Rede ist, deren Herausgeber immer bekannt sind, und die also das nicht leugnen können, was sie in ihren Zeitungen gesagt haben. Hiedurch unterscheiden sich die Preßgerichte von andern Geschwornen-Gerichten, bei denen die Geschwornen blos über die Thatsache sprechen, weil es nicht zweifelhaft seyn kann, was die Thatsache ist, da die Kennzeichen eines Mordes oder eines Diebstahls nie zweifelhaft sind. In den Verhandlungen über die Preßgerichte, die in der Kammer von Frankreich im Jahr 1817 Statt fanden, kam es auch zur Sprache: ob die Preßvergehen durch gewöhnliche Gerichte zu beurtheilen wären, oder aber durch Geschwornen-Gerichte. Der Polizeiminister Graf de Cazes sprach mit großem Talente, und erklärte sich gegen letztere. Er sagte: es sey blos Rednerei, wenn man sage, die Geschwornen-Gerichte seyen unbestechlicher als die gewöhnlichen Gerichte. Es sey eine flache Verläumdung, wenn man bei den Männern Verbrechen voraussetzte, die von der Gesellschaft berufen wären, Verbrechen zu strafen. Hierin hatte der Minister Recht. Ebenfalls in folgendem. Bei den Geschwornen, fuhr er fort, wird sich keine Gerichtspraxis bilden, weil sie bei jeder Sitzung wechseln, und doch ist diese Praxis nothwendig, damit der Schriftsteller zum Voraus beurtheilen könne, wie das Gericht über den Fall sprechen werde. Allein darin hatte er Unrecht, wenn er sagte: das Gesetz von 1790 bestimme blos für die Anerkennung der Verbrechen (Crimes) Geschwornen-Gerichte, nicht für bloß correktionelle Gegenstände, wie die Preßvergehen gewöhnlich sind, und warum man hiermit eine Ausnahme bei den Schriftstellern machen sollte. — Die Sache ist aber offenbar die, daß bei der Beurtheilung der Preßvergehen die Gesinnung und die Absicht sehr in Betracht kommt, und daß ein freier Mann nur ein Genossen-Gericht in dieser Sache als competent anerkennen kann, weil er in demselben Gerichte sitzen kann, was jetzt über ihn spricht — und weil jeder Geschworne, der heute spricht, morgen vor dieselben Geschwornen kann gestellt werden. Die beste Einrichtung ist unstreitig die, welche die Engländer haben, wo nach der Parlamentsacte 32 Georg III. c. 60, die Jury über die ganze Frage spricht, und wo es dem Richter verboten ist, die Jury, wenn sie Nein gesagt, zu fragen: ob ihr Nein sich auf die Thatsache beziehe, oder aber auf die Beziehung? Früher waren hierüber immer Streitigkeiten und Zweifel, bis die eben angeführte Parlamentsakte erschien, welche den Titel hat: Akte zur Beseitigung der Zweifel über die Verrichtungen der Jury im Fall eines Libells. Man kann bei der Preßfreiheit nichts bessers thun, als diese unter die Oberaufsicht der besten und aufgeklärtesten Bürger stellen, und dieses kann man nur vermittelst eines Geschwornen-Gerichts, welches zu gleicher Zeit gerecht und strenge seyn kann, da es den Fall nach allen ihn begleitenden Umständen beurtheilt, und welches nicht allein das Interesse des Mannes berücksichtigt, der vor dasselbe gestellt worden, sondern auch das Interesse der Gesellschaft, der man die Preßfreiheit nur erhalten kann, wenn man recht strenge gegen die Preßvergehen ist. Allein das wird eine sehr nützliche Einrichtung seyn,

wenn die 12 Geschwornen, welche zuerst aus den 36 durchs Loos gezogen werden, das ganze Jahr hindurch ohne allen Wechsel sitzen und urtheilen, damit sich eine Gerichtspraxis bilde, und der Schriftsteller im voraus beurtheilen kann, wie das Gericht den Fall ansehen und beurtheilen werde. Uebrigens haben auch die Preßgerichte in England noch manche Unvollkommenheit. So kann der öffentliche Anwalt die Klage anhängig machen, ist aber nicht genöthigt, sie fortzusetzen, sondern kann sie, wenn er will, Monate und selbst Jahre lang über dem Haupte des Beklagten schweben lassen, ohne daß er zur Fortsetzung derselben genöthigt ist.

Bg.

Preßvergehen. Die Preßvergehen können dreierlei Art seyn. Zuerst gegen Privatpersonen, dann gegen die Gesellschaft, dann gegen Religion und Sitte. Wir wollen von jeder Art besonders handeln. Wenn die Menschen sich in Gesellschaften bilden, so können sie dies nur auf die Weise, daß jeder seine angeborne Freiheit behält und benutzt, so lange sie mit der Freiheit und den Rechten eines andern nicht in Widerstreit geräth. Die Gesetze sehen diese Fälle vor, und bestimmen jedem das Seine und die Gränze, wie weit das Seine geht. Eigenthumsrechte sind in jeder Gesellschaft das erste, womit sie beginnt, und die Bestimmungen über Eigenthum sind die ersten Capitel ihrer Gesetzgebung, sobald sie festgesetzt: **Wer zur Gesellschaft gehört** (z. B. im französischen bürgerlichen Gesetzbuch wird zuerst bestimmt, wer französischer Bürger sey — auf welche Weise ein Mensch es werde, und auf welche er es wieder aufhöre zu seyn). Zu dem mancherlei Besitzthum, das mit der Gesellschaft und in der Gesellschaft entsteht, gehört auch der Besitz des guten Namens, eines Gutes, welches für den einzelnen außer der Gesellschaft lebenden Menschen gar nicht vorhanden ist, und das, sobald es vorhanden, so wenig gekränkt werden darf, wie irgend ein anderes Gut, das irgend ein Mitglied der Gesellschaft besitzt. Wird es gekränkt, so wird die Verletzung bestraft — und um es bestrafen zu können, müssen die Gesetze den Fall vorgesehen und festgesetzt haben, was für eine Strafe auf diese Kränkung folge. Die Gesetze zählen daher zuerst alle Arten von Verletzungen des guten Namens auf, bestimmen die Kennzeichen, an welchen solche zu erkennen, und endlich die Strafen, die auf jede Verletzung desselben folgen. Diese Bestimmungen füllen im Gesetzbuch das Capitel über **Verläumdungen** und **Injurien** aus. Es ist aber ungemein schwer, die Gesetze über Verläumdungen und Injurien vollständig und dem Zwecke angemessen zu entwerfen, nämlich so, daß sie von der einen Seite nicht können umgangen werden, und daß von der anderen nicht alles für Injurie gehalten wird, was leicht empfindliche Menschen verletzt, wodurch man die Gesellschaft zu einem völligen Stillschweigen verdammen würde. Ob einer dem anderen von seinem Acker abgepflügt, oder ihm Frucht weggenommen — oder in seinem Walde Holz gehauen, dieses sind lauter Verletzungen des Eigenthums, welche sich leicht bestimmen lassen, und bei denen keine Verschiedenheit der Meinungen möglich ist. Nicht so mit den Verletzungen des guten Namens, die sich oft sehr schwer bestimmen lassen, und die doch jemanden nachtheiliger in Hinsicht seines Besitzthums seyn können, als wenn ihm ein paar Furchen Land abgepflügt werden. Wie schwierig solches ist, mag an einem gegebenen Falle gezeigt werden. Vor einigen Jahren erzählte ein Reisender, der durch Düsseldorf gekommen, im Westphäl. Anzeiger, daß er unter anderen Merkwürdigkeiten in Düsseldorf auch auf dem Caffeehause einen

Schneider gesehen, der die Partie Billard zu 4 Laubthaler gespielt und den man Milord H. genannt. Diese Anzeige wurde von einigen für eine Injurie gehalten, von andern wieder nicht. Jene, welche sie für eine Ehrenkränkung hielten, sagten: der Credit des Mannes leide durch die Bekanntmachung, da er mit Tüchern handle — auch Niemanden etwas dran gelegen sey, wie hoch er Billard spiele. Andere sagten: da er auf einem öffentlichen Caffeehause öffentlich gespielt habe, so habe er hiedurch gezeigt, daß sein Credit hiedurch nicht leide, und er könne daher auch nichts dagegen einwenden, daß die Sache in einer Zeitung öffentlich erzählt worden, so wie sie sich zugetragen. — Solche und ähnliche Fälle sind ungemein häufig, und man kann hierin nur zu etwas Bestimmtem und Gewissem gelangen, wenn man Geschwornen-Gerichte hat, welche solche beurtheilen. Denn offenbar kommt bei allen diesen Vergehen der Vorsatz sehr in Betracht, — die Absicht, wegen welcher so etwas gesagt oder geschrieben worden — und dieses läßt sich nur aus den begleitenden Umständen beurtheilen, welche Beurtheilung man aber nicht dem geheimen Richter anheim geben kann, sondern nur einem Genossen = oder Geschwornen-Gerichte. So ist es auch in England, wo die Geschwornen in solchen Fällen nicht allein über die Sache sprechen — über den Thatbestand, sondern auch über die Beziehung; ob das, was in Klage steht, auch wirklich eine Injurie gewesen — nämlich eine bösliche und vorsetzliche Verletzung der Ehre eines Anderen. Eine Sache kann wahr seyn, ohne daß ein Anderer das Recht hat, sie bekannt zu machen; und er kann bei dieser Bekanntmachung die Absicht haben, die Ehre des Andern zu verletzen, und deswegen straffällig seyn. Deswegen wird in den englischen Gesetzen auch der Angeklagte nicht zum Beweise zugelassen, daß die Sache wahr sey. Doch nehmen die Gerichte die Klage nicht eher an, bis der Kläger eidlich versichert, daß es nicht wahr sey. Die Injurien nehmen nämlich nach englischen Gesetzen da ihren Anfang, wo einer etwas beschuldigt wird, was durch die Gesetze verboten ist, z. B. wenn einer ein Dieb, ein Ehebrecher, ein Päderast gescholten wird. Daß ein Schneider die Partie Billard zu 4 Laubthlr. spielt, ist nicht verboten, und kann also in England auch als keine Injurie angesehen werden. Nur dann erst findet in England Klage Statt, wenn der Königsfriede gebrochen wird — auf den jeder Engländer Anspruch hat. — Sagen die Geschwornen Ja, so heißt dieses, 1) der Beklagte hat die That begangen, und 2) diese That ist eine Injurie. Die Geschwornen und nicht die Richter sprechen über das Zweite — welches sie die Beziehung nennen. Sagen die Geschwornen Nein, so heißt es entweder: die Thatsache hat nicht Statt gefunden, oder sie hat Statt gefunden, es ist aber keine Injurie. In beiden Fällen wird der Beklagte freigesprochen, und die Geschwornen erklären sich nicht weiter, ob sich ihr Nein auf die Thatsache beziehe, oder aber auf die Beziehung (Subsumirung). Die zweite Art von Preßvergehen findet gegen den Staat, gegen die Gesellschaft, Statt, indem jemand die Absicht hat, die bestehende Ordnung der Dinge zu verläumden und gewaltsam umzuändern. In England werden diese Vergehen auf dieselbe Weise beurtheilt und entschieden, wie die gegen Privatpersonen. Wenn der öffentliche Anwalt als Kläger auftritt, so kann der Beklagte entweder die Thatsache leugnen, oder wenn er dieses nicht kann, darthun, daß er es nicht in der Absicht gethan, um den Königsfrieden zu stören. Das Ja oder Nein der Geschwornen bezieht

sich wieder 1) auf die Thatsache und 2) auf die Beziehung. Gerade weil die englischen Gesetze so einfach sind, begreifen sie so viele Klassen von Fällen unter sich, und die Klagen über Libelle, sie seyen mündlich oder schriftlich oder durch den Druck verbreitet, gehören immer auf dieselbe Weise vor die Geschwornen Gerichte. Der Begriff eines Libells ist aber immer der: daß die Schrift in der Absicht geschrieben, gedruckt und verbreitet worden, um den Königsfrieden zu stören, und hierüber sprechen die Geschwornen mit Ja oder Nein. Man sieht, daß die Gesetze in England als ein Produkt der Gesellschaft angesehen werden, — und daß die Gesellschaft nur dasjenige straft, was ihr in ihrer Ordnung nachtheilig ist. Was dieser aber nicht nachtheilig ist, davon nimmt sie in ihrer Gesetzgebung keine Kunde. Bei der Bestimmung der Preßvergehen gegen den Staat ist es wohl am besten, daß man das Beispiel der Engländer befolgt, die hierin die längste Erfahrung haben. Die dritte Art von Preßvergehen sind die unsittlichen Schriften, deren Zweck ist, die Religion und die Sitten zu untergraben. In der englischen Gesetzgebung gehören diese zu den Libellen, weil die ganze Ordnung der Gesellschaft (die des Staates) auf die Religiosität und Sittlichkeit ihrer Mitglieder gebaut ist. Die Jury spricht daher auch über religiöse Schriften und Bücher, wenn der öffentliche Anwalt den Verfasser, die Drucker und Verleger, als Verfertiger und Verbreiter derselben, vor Gericht stellt. — Wie die Preßvergehen zu bestrafen sind, siehe den Artikel **Preßgesetze** und **Preßgerichte** *). Bg.

*) Eine Darstellung der englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit findet man in des Prof. **Krug** (von der deutschen Bundesversammlung, der die Schrift gewidmet ist, mit Beifall aufgenommenem) **Entwurf zur deutschen Gesetzgebung über die Preßfreiheit**. (Leipz. 1818.) **Krug** unterscheidet, was viele nicht beachtet haben, Preßfreiheit und Censurfreiheit. Letztere kann vorhanden und dennoch die erste durch strenge Gesetze, durch fiskalische Gerichte (die nicht wie die Schwurgerichte, Jürys, ex aequo et bono, nach Grundsätzen der Billigkeit urtheilen) und durch den argwöhnischen Geist der Regierung gefesselt seyn. Darum ist eine gute Gesetzgebung über Preßvergehen die Hauptsache! Ueberhaupt können Preßvergehen nicht nach dem strengen Rechte beurtheilet werden. Krug hat daher, bis wirkliche Preßfreiheit eintritt, die Censur in einigen Fällen mit sehr beschränkenden Modificationen und nur provisorisch noch beizubehalten vorgeschlagen, indem er mit Recht die Aufhebung der Censur ohne gleichzeitige Einführung der Schwurgerichte (die Hauptstütze einer freien Presse) der Freiheit der Presse eher für hinderlich als günstig ansieht. Die Verhandlungen in der französischen Deputirten-Kammer im März und April 1819, bei Gelegenheit des **Gesetzes in Ansehung der Presse**, sind von einem großen Interesse. Die französischen Gesetzgeber haben anerkannt, daß die Publicität die Seele einer repräsentativen Regierung sey, daß aber diese Oeffentlichkeit nicht vollständig bestehen, daß die Preßfreiheit selbst offenbar unvollkommen seyn würde, wenn die Journale (Zeitungen) nicht frei wären. Auch das neue französische Gesetz über die Presse vom J. 1819 hat die Verbrechen und Vergehungen durch die Presse den Assisen-Gerichten zugewiesen, wo das Urtheil durch **Geschworne** Statt findet. Nur Klagen wegen Injurien werden vor dem Zuchtpolizeigericht anhängig gemacht. In Contumazfällen entscheiden die Assisen-Gerichte ohne Geschworne. Uebrigens sollte man in der Theorie gar nicht be-

†Preußen. Fassen wir nun die Geschichte der Bildung des preußischen Staats in wenig Hauptpunkten zusammen: wie die Wiege dieser Macht der jüngern Linie des Hauses Hohenzollern (s. d. A.) das Burggrafthum Nürnberg, nebst den Fürstenth. Anspach und Baireuth war; wie Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, durch den Erwerb der Kur Brandenburg (s. d. A.) im J. 1415 den ersten Grund zu der künftigen Größe seines Hauses legte; wie nach dem Anfall von Preußen, des jülich'schen Erbes, des Rechts auf Magdeburg, des Besitzes von Halberstadt und Hinterpommern, der große Churfürst 1657 die souveräne Macht seines Hauses und den Staat selbst gründete; wie endlich Friedrich II. durch den Erwerb von Schlesien seit 1740 das kleine Königreich zu einer Monarchie und in die Reihe der ersten Mächte erhob; so gibt es, die sardinische ausgenommen, keine Monarchie in Europa, die ein auch nur ähnliches Schicksal gehabt hätte. Conrad, jüngerer Sohn Rudolphs II., Grafen von Zollern, wurde um d. J. 1180 erbl. Burggraf von Nürnberg, ein richterliches Lehnamt, mit welchem der Besitz von Reichslehngütern und Regierungsrechten verbunden war. Sein Urenkel, Burggraf Friedrich III., erbte nach dem Tode seines Schwagers, des letzten Herzogs von Meran, Baireuth. Burggraf Friedrich V. erhielt 1365 vom Kaiser Karl IV. die reichsfürstliche Würde. Durch Kauf erwarben seine Nachkommen noch andere Ländereien in Franken, die zusammen das seit 1415 sogenannte Markgrafthum Anspach-Baireuth bildeten, welches zuletzt der Kurf. von Brandenburg Joachim Friedrich 1603 unter seine beiden Brüder theilte. Die Nachkommen des Markgrafen von Baireuth (Culmbach) starben 1763 aus, und der letzte Markgraf von Anspach-Baireuth entsagte diesen Ländern zu Gunsten des Königs von Preußen 1791, und starb 1806. In diesem Jahre überließ Preußen Anspach, und im tilsiter Frieden 1807, Baireuth an Frankreich, das beide Länder dem König von Baiern zutheilte, der sie nach dem Wiener Congresse behalten hat. — Der jetzige König von Preußen, geb. den 3. Aug. 1770, regiert seit 1797, und hat von seiner 1810 gest. Gemahlin 4 Söhne und 3 Töchter. Er ist verschwägert mit den Häusern Hannover, Oranien, Hessen-Cassel, Hessen-Homburg, Mecklenburg-Strelitz, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Dessau, und Oldenburg-Rußland. Nach dem Handb. für d. kön. preuß. Hof und Staat für 1818, gibt es 3 preuß. Civil-Ritterorden. Den schwarzen Adler tragen 131 Ritter, worunter auch Napoleon und Jerome; den rothen Adler 1. Classe, 196, 2. Cl. 291, und 3. Cl. 397 Ritter. Den weiblichen Luisen-Orden (gestiftet 1814), dem jetzt die Prinzessin Wilhelm vorsteht, haben 171 Frauen. Noch gibt es einen Orden Pour le Mérite für das Militär; das eiserne Kreuz; den von Fried. Wilh. III. 1812, zum Andenken der aufgelösten Ballei Brandenburg, gestifteten preuß. St. Johanniterorden; überdieß mehrere Ehrenzeichen. Der König ist auch einer der drei Beschützer des Freistaats Krakau, und Mitstifter des am 26. Sept. 1815 zu Paris geschlossenen heiligen Bundes. Zu dem deutschen Bunde, den er in Wien mit bilden half, gehören 7 Provinzen des preuß. Staats: Brandenburg, Schlesien, Sachsen,

sondre sogenannte Preßvergehen annehmen; denn die Presse, deren man sich als Instrument zur Begehung eines Verbrechens bedient, gibt so wenig Anlaß zur Bestimmung eines neuen Verbrechens, als das Pulver Verbrechen hervorgebracht hat. Das, was ein Verbrechen als solches constituirt, ist die Absicht des Thäters.

Westphalen, Pommern, Cleve, Berg und Niederrhein, zusammen 3,204 Q. M. mit 7 923,439 Einw. Das preuß. Contingent zum deutschen Bundesheere bildet das 4. 5. und 6. Armeecorps, zusammen 79 234 M. Auf dem Bundestage hat Preußen die zweite Stelle und im Plenum 4 Stimmen. Die drei Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen, so wie Neufchatel gehören nicht zu dem deutschen Bunde.— *Die preußische Monarchie* bildet kein geschlossenes Ganzes, sondern besteht (ohne Neufchatel) aus einem größern *östlichen* (27° 40' bis 40° 30' L. und 49° 45' bis 55° 40' Br.) und einem kleinern *westlichen* Haupttheile. Der *östliche* Theil (4100 Q. M. mit üb. 7 Mill. Einw.) hat eine Landgränze von 400, und eine Seegränze von 100 Meilen. Der *westliche* (830 Q. M. mit 2,850,000 Einw.) hat 150 M Gränze. *Jener* gränzt an Rußland, Oesterreich, Königr. Sachsen, an die kleinen Staaten in Thüringen, an Kurhessen, Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, und stößt in Norden an die Ostsee; *dieser* ist von jenem durch Kurhessen, Hannover und Braunschweig getrennt, und gränzt an Belgien, Frankreich, Baiern, Lippe Detmold, Nassau, Waldeck u. a. kleine Staaten. Der *Boden* ist meistens eben und hügelig. Die Insel Rügen mit dem Vorgebirge Stubbenkammer ist die höchste Gegend der Ostseeländer. Zu den fruchtbaren *Niederungen* gehören die Tilsiter, Havelländischen, Magdeburgischen, Halberstädtischen Ebenen, die Soester Boerde, die güldne Aue u. s. w. Als *Gebirge* sind die Sudeten mit dem Riesengebirge (Riesen- oder Schneekoppe 4950 Fuß hoch), der Harz mit dem Brocken, der Thüringerwald, der Westerwald mit dem Siebengebirge, der Hundsrück mit dem Hochwalde, und die Eifel, eine Fortsetzung der Ardennen, zu bemerken. Die Gewässer s. weiter unten. Das *Klima* ist im Ganzen mehr kalt, rauh, veränderlich, als warm und mild. Das schönste Klima findet man in den Thälern der Nahe, Mosel, Saar und des Rheins. Seit dem 30. April 1815 besteht der preußische Staat aus *zehn Provinzen*, die in 7 *Militärabtheilungen* und 28 *Regierungsbezirke* getheilt werden. Die *erste* Militärabtheilung begreift ad 1. 704 Q. Meilen mit 919,580 Einw. (1309 auf 1 Q. M.); ad 2. durch die zurückeroberten Landstriche 466 Q. M. mit 581,971 Einw. (1249 a. 1.). Die *zweite* Militärabtheilung begreift ad 1. mit mehrern ehemals königl. sächs. Ländern, zusammen 749 Q. M. mit 1,297,795 Einw. (1732 a. 1.); ad 2. 566 1/2 Q. M. mit 700,755 Einw. (1237 auf 1.). Die *dritte* Militärabtheilung, *Schlesien und Posen*, begreift ad 1. zus. 720 Q. M. mit 1,992,598 Einw. (2767 auf 1); das Großherzogth. Posen enthält 538 1/2 Q. M. mit 847,800 Einw. (1574 auf 1.). Der Reg. Bez. Posen selbst hat 327 1/2 Q. M. mit 584,890 E. (1786 a. 1.) und 95 Städte mit 173 867 Einw. Durch den Grenzvertrag mit Rußland vom 11 Nov. 1817 wurden mehrere Orte und die Kreisstadt Peysern an Polen abgetreten. Zum königl. Statthalter ist Fürst Anton Radziwill ernannt. Die Wiener Congreßacte sichert den Polen Ständeversammlungen und nationale Einrichtungen zu. Insbesondere hofft man von der humanen preußischen Regierung, daß die Bauern des Großherzogth. Posen ein erträglicheres Loos bekommen werden; denn schon 1793 hatte die preußische Regierung sie als einen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft angesehen und aus alten polnischen Gesetzen ein Bauernrecht abfassen lassen. (S. von *Gräbenitz*: der Bauer in Polen. Berl. 1818.) Auch soll im Großherzogthum Posen die polnische Sprache neben der deut-

schen bei den öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden. — Die 5. Militärabtheilung begreift die 7te Provinz Sachsen. Die ganze Provinz Sachsen enthält gegenwärtig 458 Q. M. mit 1,214,219 Einw. (2651 auf 1 Q. M.). Die 6. und 7. Militärabtheilung, Niederrhein und Westphalen ad 1 367 Q. M. mit 1,074,079 Einw. (2927 a. 1.); ad 2. 158 1/2 Q. M. mit 935,049 Einw. (5899 auf 1.); ad 3. die Provinz, oder das Großherzogthum Niederrhein, mit den Regierungen zu Aachen, Trier und Coblenz, zusammen 288 Quadratmeilen mit 972,724 Einw. (3377 auf 1 Quadratmeile). — Der gegenwärtige Bestand der preußischen Monarchie mit Einschluß der mediatisirten Länder wurde im Jahr 1817 ohne Neufchatel auf 5015 Q. M. mit 10 536,571 Einw., und mit Neufchatel auf 5028 Q. M. mit 10,588,157 Einw. geschätzt. Auf jenem Flächenraume leben 2101 Menschen auf 1 Q. M. Er enthält 1024 Städte mit 2,895,818 Einw., darunter 26 große von mehr als 10,000 Einw., 136 mittlere und 858 kleinere Städte. Die meisten Städte hat der Reg. Bez. Posen. Der volkreichste Reg. Bez. ist Düsseldorf, (46 Q. M. mit 379,902 Einw.; 8109 auf 1 Q. M.). Der volkärmste ist Köslin (258 Q. M. mit 244 515 Einw.; 946 auf 1 Q. M.). Die neuen Provinzen, Posen, Sachsen und Niederrhein sollen Ersatz seyn für die nicht zurückerhaltenen Provinzen Anspach (55 Quadr. M. mit 245,000 Einw.), Bayreuth (72 Q. M. mit 223,000 Einw.), Neu-Ostpreußen (778 Q. M. mit 877,000 Einw.), einen Theil von Südpreußen (der etwa 240 Q. M. mit ungefähr 430,000 Einw. beträgt), und für die an Hannover abgetretnen oben genannten Ländertheile (115 Q. M. mit 230,000 Einw.). Zu den mediatisirten enclavirten Ländern gehören unter andern Gimborn und Neustadt, das wittgensteinische Homburg, Rheda und Hohenlimpurg, Rittberg, Neuwied, Horstmar, dem Rheingrafen von Salm gehörig, die rheingräflichen Herrschaften Aahausen, Bocholt, Gehmen, Bentheim, Schauen, Looz, Croy, Wittgenstein und Berleburg. Der König hat durch das Gesetz vom 21. Juni 1815 den mediatisirten Fürsten die Rechte des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit bestätigt. Sie sind Häupter ihrer Familien und Standesherren. Sie behalten ihre Domainen, und ihre Familienverträge bestehen. Sie erhalten einen privilegirten Gerichtsstand, und sind frei von der Militärpflicht, so wie von der Personal- und Grundsteuer. Sie haben endlich niedere und obere Gerichts-, Orts- Polizei- und Consistorialrechte, jedoch unter Aufsicht des Staats. Es gibt überhaupt 50 Standesherren, als 5 in der Prov. Preußen; 7 in der Prov. Brandenburg; 18 in der Prov. Schlesien; 5 in der Prov. Sachsen; 15 in der Prov. Westphalen, Niederrhein, Cleve und Berg. — Lutheraner und Reformirte haben seit 1817 angefangen sich zu einer evangelisch-christlichen Kirche zu vereinigen. Im J. 1817 zählte man 6,370,380 Evangelische, 4,023,513 Katholiken (die meisten im Reg. Bez. Oppeln), 15,333 Mennoniten (die meisten in den Reg. Bez. Danzig und Marienwerder) und 127,345 Israeliten (die meisten in Posen, nämlich 37,547). — An der Spitze der gesammten Verwaltung führt seit 1810 das alle Geschäfte centralisirende Staatskanzleramt der Fürst von Hardenberg. Unter ihm steht auch das statistische Büreau *). Die übrigen Centralbehörden

*) Unter vielen interessanten statist. Angaben, die dieses Büreau ordnet heben wir folgende aus: Im J. 1817 sind in der preuß. Monarchie 9646 Verbrechen begangen worden; das gewöhnlichste war wie überall

sind: a) der Staatsrath, seit 1817, jetzt 50 Mitglieder in 7 Abtheilungen; b) das Staats-Ministerium mit 9 verschiedenen Ministerien (die geheime oder höhere Polizei wurde den 3. Nov. 1817 als ein Uebel aufgehoben, das nur durch die Noth geboten war, und das Polizei-Ministerium des Prinzen Witgenstein den 11. Jan. 1819 mit dem Ministerium des Innern vereinigt, wozu jetzt auch Neufchatel gehört. Wilh. von Humboldt erhielt einen Theil des Innern, insbesondere die ständische Sache. Der Prinz von Witgenstein wurde Minister des königlichen Hauses und der königlichen Familie); — c) das General-Postamt; d) die Hauptbank zu Berlin; e) das Haupt- und Landgestüte. —

Prisen-Gericht, Prisen-Conseil. Durch einen Consularbeschluß vom 27. März 1800 ward zu Paris das erste Prisen-Conseil errichtet, dessen Personale aus acht Räthen unter dem Vorsitze eines Staatsraths bestehen sollte, nebst einem General-Procurator, einem Substituten, einem General-Secretär und zwei Huissiers; späterhin ist die Zahl der Räthe auf zehn vermehrt worden. Gleich Anfangs ward die Competenz des Gerichts auf die Streitigkeiten beschränkt, welche über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der zur See gemachten Prisen und über die Qualität der gestrandeten oder verunglückten Schiffe entstehen möchten. Dem zufolge war der Verwaltungsbeamte der Marine desjenigen Hafens, in den die Prise aufgebracht worden, oder der des nächsten Hafens der Küste, wo ein feindliches oder neutrales Schiff verunglückt oder gestrandet war, beauftragt: 1) mit Anlegung und Verification der Siegel am Bord der Fahrzeuge, welche sowohl durch die Schiffe des Staats als durch Kaper genommen worden; 2) mit dem Empfange und der Bestätigung der Berichte und Declarationen, dem Abhören der Zeugen, der Inventarisirung der an Bord gefundenen Stücke, so wie deren Schätzung und endlich 3) mit allem, was auf den Schiffbruch und das Stranden feindlicher oder neutraler Schiffe Bezug hat. Bei allen diesen Geschäften wurde der Verwaltungsbeamte der Marine von dem vornehmsten Douanenbeamten unterstützt, und nahm dazu noch einen Bevollmächtigten des Kapers. Wenn aus dieser vorläufigen Instruction klar hervorging, daß das Schiff unter feindlicher Flagge genommen und wirklich ein feindliches war, und wenn binnen zehn Tagen nach beendigter Instruction dem Verwaltungsbeamten keine Reklamation in gehöriger Form notificirt worden, so ward über die Gültigkeit der Prise verfügt. Dem zufolge nahm der Verwaltungsbeamte der Marine den Inspector des Dienstes in demselben Hafen und den Commissär der Marine-Inspection zu Hülfe, die nach Stimmenmehrheit eine Entscheidung fällten; wovon eine Expedition an das Secretariat des Prisen-Conseils eingeschickt wurde. War die Prise in einen Hafen geführt worden, wo der Verwaltungsbeamte der Marine die beiden andern genannten Beamten nicht zu Hülfe nehmen konnte, so

der Diebstahl. Nach Verhältniß der Einwohnerzahl sind die meisten Verbrechen in der Hauptstadt verübt worden, wo schon der 297ste Mensch ein Verbrecher ist. In den rheinischen Provinzen ist der 400ste Mensch ein Verbrecher. Die wenigsten haben sich in Schlesien und Preußen gefunden, wo nur der 2000ste Mensch ein Verbrecher ist. Die meisten Diebstähle sind begangen worden in Berlin und am Rhein; die wenigsten dagegen in Schlesien, Pommern und Preußen. Hier ist der 6000ste Mensch erst ein Dieb, in den ersten Gegenden aber schon der 300ste.

sandte er seine Instruction und die am Bord gefundenen Stücke nach dem nächsten Hafen, wo sich die drei genannten Beamten befanden, um über die Prise zu entscheiden. War eine Entscheidung erfolgt, wodurch das Schiff für eine gute Prise erklärt worden, und binnen 10 Tagen keine Reclamation eingereicht, so ward zum Verkauf der Prise geschritten; hatte hingegen eine Reclamation Statt, oder war die Prise nicht unter feindlicher Flagge genommen und nicht erweislich feindliches Eigenthum, oder sprach die Entscheidung die Gültigkeit der Prise nicht aus, so wurden alle Acten und am Bord gefundenen Papiere an das Secretariat des Prisen-Conseils eingeschickt. Die Instruction mußte alsdann vor dem Prisen-Conseil geschehen, und zwar binnen drei Monaten für die Prisen, welche in die Häfen des Mittelmeers geführt worden, und binnen zwei Monaten für die Prisen in allen übrigen französischen Häfen, angerechnet von dem Tage, wo die Schriften dem Secretariate des Prisen-Conseils zugestellt worden. Die Entscheidungen des Conseils wurden auf Betrieb der interessirten Parteien, aber mit Zuziehung und in Gegenwart: 1) des Verwaltungsbeamten der Marine, 2) des vornehmsten Douanenbeamten und 3) eines Bevollmächtigten der Equipage des Kapers vollzogen. Mußte nach den Gesetzen die Ladung ganz oder auch zum Theil oder auch das Fahrzeug verkauft werden, so ward der Verkauf von dem Verwaltungsbeamten der Marine mit Zuziehung der beiden andern genannten Individuen angeordnet, und der Ertrag desselben vorläufig in die Kasse der Marine-Invaliden deponirt. Falls die Prisen in Häfen der französischen Kolonien geführt worden, oder wenn Schiffe auf den Küsten derselben verunglückten, ward ein ähnliches Verfahren beobachtet; wurden endlich die Prisen in fremde Häfen geführt, so mußten sich die französischen Consuls genau nach den zwischen Frankreich und der fremden Macht, bei der sie sich aufhielten, bestehenden Verträgen richten; in der Regel versahen sie alsdann alle dem Verwaltungsbeamten der Marine aufgetragenen Geschäfte. — Außer diesen dem Prisen-Conseil ursprünglich beigelegten Functionen waren demselben durch nachfolgende Verfügungen noch andere Geschäfte zugetheilt. Durch ein kaiserl. Decret vom 21. Nov. 1804 ward dem Prisen-Conseil die definitive Entscheidung über alle Reclamationen wegen Confiscationen von englischen Gütern und Waaren im ganzen Umfange des Reichs und in den von den französischen Armeen besetzten Ländern überlassen, so wie durch ein zweites Decret vom 16. Nov. 1809 die Entscheidung über alle in Beschlag genommene Waaren auf der ganzen Douanenlinie, deren Hauptort Hamburg war, und endlich entschied das Prisen-Gericht vermöge eines Beschlusses vom 27. Sept. 1810 über alle in Holland vorgenommenen Beschlagnehmungen von nicht declarirten Kolonialwaaren und über alle Uebertretungen der gegen den englischen Handel erlassenen Decrete. Die Appellation von den Sprüchen des Prisen-Conseils ging an den Staatsrath, hatte aber keine suspensive Wirkung; das Prisen-Conseil selbst gehörte übrigens zu den Attributionen des Ministers des Handels und der Manufacturen. — Ein dem französischen ähnliches Prisen-Gericht war auch im Königreiche Westphalen errichtet. — H. M.

Privatbanken sind Bankanstalten, welche von Staatsbürgern aus ihren eigenen Mitteln errichtet worden, gewöhnlich Disconto-, Leih-, bisweilen auch Zettelbanken. Ob übrigens die Anstalt durch das Kapital eines einzigen Staatsbürgers gebildet, oder aus den Fonds Mehrerer zu Einem Zweck zusammengesetzt ist,

ob dieselbe von der Staatsregierung privilegirt (octroyirt) ist, ob sie ein Monopol besitzt oder nicht, ändert ihren Charakter als Privatbank durchaus nicht.

K. M.

Privatbühnen. Die Neigung zu theatralischer Unterhaltung ist, wie die Geschichte lehrt, von jeher unter allen gebildeten Völkern so verbreitet und wirksam gewesen, daß sie eher jedem andern Genusse als diesem entsagen mochten. Noch jetzt finden wir sie in dem Grade unter allen Nationen herrschend, in welchem dieselben an ächt menschlicher Bildung vorgeschritten sind, und sich von den rohen Sinnengenüssen zu den feinern geistigen erhoben haben. Der Grund davon liegt klar am Tage. Der Mensch ist für den Menschen sowohl der höchste Gegenstand der Forschung und des Studiums, als des Genusses. Mit Andern, oder sich in Andern zu empfinden, das eigene Leben sich in dem fremden spiegeln zu sehen, und sein eigenes Schicksal in den Schicksalen der Menschheit wieder zu finden, ist ein Reiz, dem sich deshalb kaum widerstehen läßt, weil er sich auf das Gefühl gründet, daß wir eben so ein Theil der Menschheit überhaupt, als individuelle Erscheinungen derselben sind. Man sieht, daß hier unter theatralischen Genüssen nur diejenigen verstanden werden, wo sich die Menschheit uns darstellt, wo wir, sey es im Scherz oder Ernst, Theilnehmer fremder Leiden und Freuden, fremder Handlungen und Gesinnungen werden, daß wir daher diejenigen Vergnügungen ausschließen, welche, wenn auch auf der Bühne, doch nicht durch ihre eigenthümlichen Mittel geboten werden, und mehr Genüsse der Schaulust heißen sollten, als theatralische Unterhaltungen. Die Privatbühne kann ihrer Natur und Bestimmung nach nur die wahre theatralische Unterhaltung bezwecken; alles was man Spektakel (Schaugenuß) nennen muß, bleibt von ihr ausgeschlossen; denn es ist den Mitgliedern, die sich zu einer solchen Bühne vereinigen, nicht darum zu thun, den Beifall der Menge zu gewinnen, oder gar pecuniäre Vortheile zu erreichen, sondern *ihr Zweck ist Genuß durch die Aufführung dramatischer Werke, Genuß an dieser Aufführung selbst durch den Beifall eines verhältnißmäßig kleinen geselligen Kreises.* Dieser Genuß ist an sich ein sehr edler, daher Privatbühnen auch an sich sehr lobenswerthe Einrichtungen zur Beförderung des geselligen Vergnügens genannt werden müssen. Er gründet sich auf das Selbstbewußtseyn schöpferischer Fähigkeiten, wodurch es möglich wird, Bildungen außer sich aufzustellen, die des Beifalls Gebildeter würdig sind. Er ist also nicht eigennützig, sondern mittheilend, nicht das Herz beengend, sondern erweiternd. Jene Fähigkeiten aber sind *Phantasie*, *Verstand* und *Gemüth*, welche in harmonischem Bunde wirkend das erzeugen, was man *Kunstwerke* im Allgemeinen zu nennen befugt ist, d. h. nicht Meisterwerke des bildenden Genius, sondern Werke, die durch ihre Gestaltung, durch Inhalt und Form die Menschheit in ihrer Gesammtheit ansprechen sollen. Der Genuß, den die Mitglieder einer Privatbühne suchen, ist daher nicht möglich ohne vielseitige Bildung, oder doch ohne ein reges Streben darnach, denn sie müssen nicht nur die Dichtung, die sie versinnlichen wollen, verstehen und in sich aufnehmen, sondern dem Dichter gleichsam in seine geheime Werkstatt folgen, um seine Schöpfung zum zweitenmale schaffen zu können. Da man auf Privatbühnen, des Raumes und anderer Verhältnisse wegen, größten Theils nur auf solche Stücke beschränkt ist, in denen sich wenig oder nichts befindet, was auf bloße Schaulust berechnet ist, so

wird es um so mehr Pflicht der Darsteller, den Geist der Dichtungen hervortreten zu lassen, das eigentlich dichterische Leben zu versinnlichen, und ihren Triumph in der Entfaltung des innern Menschen zu suchen. Dadurch werden ihre Leistungen aber auch schwieriger als die auf öffentlichen Bühnen, wo der Schauspieler durch den Reiz scenischen Reichthums und Glanzes unterstützt wird, und die Täuschung des Zuschauers selbst bei unvollkommenem Spiel einigermaßen gerettet werden kann. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann man gut eingerichtete Privatbühnen als die besten Schulen für den empfehlen, der sich Beruf zum Darsteller auf den öffentlichen zutraut. Auf diesen wird er lange nicht so kräftige Anregungen finden, in den Geist seiner Rolle einzudringen, als auf jenen, indem die Menge, welche das Schauspielhaus füllt, sich weit leichter durch den Schein blenden läßt, als der kleine Kreis gebildeter und ausgewählter Zuschauer, die sich in einem Privathause versammeln. Da es uns bei unsern Staatsverfassungen, ja bei der Einrichtung unsers ganzen bürgerlichen Lebens zu sehr an Gelegenheiten und Veranlassungen fehlt, den mündlichen und persönlichen Vortrag von Gedanken und Gemüthsstimmungen zu üben und zu vervollkommnen, so können Privatbühnen auch in dieser Hinsicht viel leisten. Der Darsteller muß hier nicht nur sinngemäß, sondern auch ausdrucksvoll und nachdrücklich sprechen, und seine Rede mit den passendsten, ja mit schönen Gebehrden begleiten lernen. Er erhält ein großes Vertrauen zu sich selbst, eine gewisse Furchtlosigkeit, welche dem unerlaßlich ist, der in gewissen Momenten durch seine Geistesäußerung in Worten auf eine Mehrheit von Menschen wirken soll oder will. Daß die Privatbühnen übrigens nicht ein für alle Stände und Menschenklassen gleich zweckmäßiges und empfehlenswerthes Unterhaltungsmittel seyn können, ergibt sich schon aus dem Wesen derselben; denn die Theilnahme daran setzt eine frühere Richtung des Geistes zu höherer Kultur, eine gewisse Verfeinerung des Gefühls voraus, die sich nur durch eine Erziehung erwerben läßt, die in der Regel den niedern Ständen nicht eigen ist und seyn kann. Die Privatbühnen arten daher unter diesen nur zu leicht in Lustorte aus, wo besonders eine nicht eben erlaubte und feine Annäherung beider Geschlechter bezweckt wird, und durch die meistens allein hier darstellbaren Possen der menschlichen Bildung mehr Eintrag als Vortheil erwächst. Wir können es daher nicht tadeln, wenn an manchen Orten selbst die Polizei solche Privatbühnen nicht dulden zu dürfen glaubt, und sie geradezu aufhebt. Indem wir dieses bemerken, müssen wir auch auf den Vorwurf Rücksicht nehmen, der von manchen nicht zu verachtenden Moralisten den Privatbühnen auch unter den höhern Ständen gemacht wird, daß sie nämlich der Moralität so leicht gefährlich werden könnten, weil sie so Manches gestatten müssen, was die feinere Sitte außerdem nicht gestatten kann. Dieser Vorwurf läßt sich indessen leicht dadurch entkräften, daß man einer Privatbühne nur dann seinen Beifall geben kann, wenn sie aus lauter Personen besteht, die die tiefste Achtung gegen Sittlichkeit, Anstand und Tugend hegen, die sich's zum Gesetze machen, den Scherz mit Ernst, und den Ernst als freies Spiel der Phantasie zu behandeln, die bei der Wahl der Stücke mit zartem, die mögliche Wirkung auf empfängliche Gemüther wohl berechnenden, Sinne verfährt, und keinem ihrer Mitglieder verstattet, über den ihm von der Dichtung angewiesenen Kreis hinaus zu gehen. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß jeder Vater, jeder Gatte prüfen muß, ob die Natur des Kindes,

der Gattin, die Richtung ihres Geistes und Gemüthes so beschaffen ist, daß ein solches auch unschuldiges Spiel keinen gefährlichen Eindruck auf sie hervorzubringen vermag. Der mögliche Mißbrauch einer Sache hebt ja bekanntermaßen den wohlthätigen Gebrauch derselben nicht auf. Daß dergleichen immer viel Zeit und Mühe hinnehmende Vergnügungen auch nur selten vorkommen dürfen, braucht wohl nicht erinnert zu werden. Wir verweisen übrigens diejenigen, welche die möglichen Vollkommenheiten einer Privatbühne genauer kennen lernen, und etwas Gründliches über das Spiel auf solchen Bühnen lesen wollen, auf A. Müllners geistreiche Abhandlung: Ueber das Spiel auf der Privatbühne, in dessen Almanach für Privatbühnen, Jahrg. 1817. So wie diejenigen, welche Lust haben möchten, kleine Bühnen in Ansehung des räumlichen Verhältnisses zweckmäßig einzurichten, durch die Anleitung zur Errichtung kleiner Theater ohne große Kosten, mit Kupfern, in dem Müllnerschen Almanach für Privatb. auf 1818 Belehrung finden werden.

Privatmünze. Wenn mehrere Privatleute, es sey stillschweigend oder ausdrücklich, mit einander dahin übereinkommen, daß bei allen ihren gegenseitigen Tauschgeschäften ein von ihnen gewählter sinnlicher Gegenstand als Münze gebraucht werden solle, ohne Rücksicht, ob dieser Gegenstand zugleich im Nationalverkehre oder im Weltverkehre den Dienst der Werthausgleichung verrichte, so bildet sich eine Privatmünze. Privatmünzen können eben sowohl zur Classe der Idealmünzen (s. d. Art.), als zu der der Realmünzen (s. d. Art.) und derjenigen der Ideal-Realmünzen (s. d. Art.) gehören. Es können nämlich die einzelnen Bürger unter sich übereinkommen, irgend einen Körper ohne allen Tauschwerth, oder einen Körper, dessen Tauschwerth dem der Güter, worauf derselbe eine Anweisung enthält, gleichkommt, wo nicht ihn übertrifft, oder endlich einen solchen, dessen Tauschwerth den dieser Güter nur zum Theil ausgleicht, als Münze bei ihrem gegenseitigen Verkehr gelten zu lassen. Die Einführung von Privatmünzen hat gewöhnlich ihren Grund in dem Mangel an Nationalmünze. Da, wo es an der zu jeder Gattung des Verkehrs erfoderlichen Menge von Nationalmünze nicht fehlt, werden die einzelnen Bürger selten versucht werden, sich neben jener noch besonderer Privatmünzen zu bedienen. Als die brittische Regierung es versäumt hatte, die Nation mit einer hinlänglichen Menge von der zum Verkehr im Kleinen erfoderlichen Gattung von allgemeinen Werth-Ausgleichungsmitteln, nämlich der Scheidemünze, zu versehen, erbarmten sich in Irland im Jahre 1727 einzelne Bürger der öffentlichen Noth und schufen Privatmünzen; sie ließen kupferne und silberne Zeichen verfertigen, welche sie Traders nannten, bestimmten den Tauschwerth derselben, fügten ihren Namen hinzu und reichten sie als Anweisungen ihren Arbeitern, Bekannten und Kunden. Man schlug diese Zeichen zu Armagh, Belfast, Dromore, Lurgan, Portadown und selbst in Dublin. Nägel mußten vor einigen Jahren als Scheidemünze in einem Dorfe Schottlands gebraucht werden, wo der Tagelöhner sie zum Bäcker und Brauer trug. Und in Kurdistan, wo es an Scheidemünze, von der Regierung des Landes geschlagen, fehlt, sieht man auf den Märkten mehrerer Städte alte römische, griechische und persische Münzen, die dort häufig gefunden werden, als Stellvertreter der Nationalmünze im Umlaufe. (S. Münze.) K. M.

Privattheater, s. Privatbühnen.

Proceleusmaticus, s. Rhythmus.

Pro Cent, s. Zins.

Procida, s. d. Art. Neapel, Stadt und Umgebung.

Production, Productive Kraft, Produciren, Producenten (Nationalökonomie). Die Frage, welche Arbeit des Menschen productiv (schaffend) sey und welche nicht, hat lange Zeit hindurch die Staatsgelehrten beschäftigt, und ist von ihnen, je nachdem sie dem einen oder andern staatswirthschaftlichen Systeme ergeben wären, höchst verschieden beantwortet worden. Die Anhänger des Merkantilsystems (s. d. Art.) halten nur diejenige Arbeit für schaffend, welche Metallmünze dem Lande zuführt; die Physiokraten (s. d. Art.) nur solche, welche auf Erzeugnisse des Bodens gerichtet wird; die Jünger Adam Smith's nur solche, welche Dinge von Tauschwerth ins Daseyn ruft. Näher beleuchtet erscheinen alle diese Erklärungen unbefriedigend. Produciren im weitern Sinne heißt etwas Neues zur Erscheinung bringen; im engern Sinn aber, eine Sache von Werth, ein Gut, gleichviel ob geistiges oder sinnliches, ob von Tausch- oder Gebrauchswerth, hervorbringen. Die Urstoffe zu allen Dingen, welche Güter seyn können, beut zwar ausschließlich die Natur dar; aber diese Urstoffe in wirkliche Güter zu verwandeln, kommt derselben nicht ausschließlich zu, sondern neben ihr zugleich der Willkühr des Menschen. Ist von geistiger Production des Letztern die Rede, so wird darunter die Benutzung der von der Natur geschaffenen geistigen Stoffe zu Hervorbringung geistiger Dinge verstanden. So ist jede Entdeckung, welche der Mensch im Reiche der Wissenschaften macht, eine geistige Production seiner schaffenden Kraft; aber den Stoff dieses Erzeugnisses bilden die Geistes-Talente, wodurch erst die Entdeckung möglich geworden, und diese Talente sind nichts Anders als Gaben der Natur. Was hingegen die sinnliche Production des Menschen betrifft, so kann dieselbe auf dreifache Weise sich äußern, nämlich 1) indem sie auf Gewinnung der von der Natur hervorgebrachten sinnlichen Stoffe und Dinge verwandt wird, dann heißt sie Urproduction (s. d. Art.); 2) indem sie auf Veränderung der äußern Form der von der Natur geschaffenen und durch die Urproduction gewonnenen Dinge verwendet wird, alsdann heißt sie industrielle Production (s. d. Art.); 3) indem sie eine Ortsveränderung der von der Natur geschaffenen Dinge sowohl in ihrem rohen, als durch menschliche Arbeit veränderten Zustande zum Behuf des Verkehrs beabsichtigt, in letzterm Falle heißt sie kommerzielle Production (s. d. Art.). — Es kann aber in dieser Hinsicht durchaus keinen Unterschied machen, ob das geistige oder sinnliche Gut, das man der Production verdankt, mittelbar oder unmittelbar aus derselben hervorgegangen; daher wäre es fehlerhaft, wenn man den Grundsätzen mancher staatswirthschaftlichen Systeme zufolge ganze Klassen höchstnützlicher Staatsbürger, wie z. B. die der Gelehrten, Militärpersonen, Dienstboten 2c., blos weil sie nicht unmittelbar Werthe produciren, unbedingt aus der Reihe der Producenten wegstreichen wollte. K. M.

Promotion, die Beförderung, Erhebung, Standeserhöhung, besonders auf Universitäten die Erhebung zur Doctorwürde (s. d. Art.).

Prony, Mitglied des französischen National-Instituts und der mehrsten europäischen Gelehrten-Gesellschaften, ist einer der ersten französischen Mathematiker unserer Zeit. Mit Monge (s. d. Art.) freund-

schaftlich verbunden, hat er als Lehrer und Mitbegründer der polytechnischen Schule zur Ausbildung und zum Ruhm dieses in seiner Art einzigen Instituts thätig beigetragen. Von seinen zahlreichen und ohne Ausnahme ausgezeichneten Schriften in der höhern Mathematik, nennen wir hier nur: I. Nouvelle Architecture hydraulique; II. Mécanique philosophique; III. Analyse du Système de l'exposition du Système du monde de Laplace. — Sein Bruder war der Naturforscher Riche, der zu la Perouse's Aufsuchung war ausgesandt worden, und 1797 starb.

Propontis hieß bei den Alten das zwischen dem Aegeischen und schwarzen befindliche Meer; jetzt Mare di Marmora.

Prosector, s. Anatomie.

Prosopopöie, s. Personification.

Protagoras, einer der berühmtern ältern griechischen Philosophen, geb. zu Abdera, um die Mitte des 5ten Jahrhund. v. Chr. Er lehrte vorzüglich in Athen; man kann ihn aber als einen der ersten Sophisten betrachten, die in Griechenland umherzogen, ihre Schriften vorlasen, öffentliche Disputationen anstellten und für Geld Unterricht ertheilten. Er wurde des Atheismus beschuldigt, deshalb aus Athen verwiesen, und seine Schriften öffentlich verbrannt. Er soll überhaupt die absolute Wahrheit geleugnet und das Zweifelhafte der menschlichen Erkenntniß selbst auf die erhabensten und wichtigsten Gegenstände angewendet haben, die Tugend und die Gottheit; so daß er behauptete, sie könnten eben so wohl seyn, als nicht seyn. In wie fern dieß gegründet ist läßt sich mit Gewißheit nicht ausmachen, da seine Schriften verloren sind, und nur manches daraus von Spätern angeführt wird.

Protocoll, ein schriftlicher Aufsatz, welcher zur näheren Angabe und Bescheinigung einer Verhandlung dient. So werden Protocolle aufgenommen über die Aussagen einer zur Untersuchung gezognen Person, über eine gemachte Anzeige, über die Berathschlagungen einer Versammlung wegen amtlicher Angelegenheiten u. s. w.

Protze, s. Kanonen.

*Provence, eine ohngefähr 400 Quadratmeilen große und von 800,000 Menschen bewohnte Provinz Frankreichs, welche bis zu der neuen Eintheilung in Departements eins von den Generalgouvernements dieses Reichs war, jetzt aber die drei Departements der Rhonemündungen, des Var und der niedern Alpen bildet; ein kleiner Theil ist zum Departement der Vaucluse geschlagen. Die Gränzen der Provence sind gegen Osten Piemont und Nizza, gegen Süden das mittelländische Meer, gegen Westen der Rhonefluß, welcher sie von Languedoc (den Departements des Herault und des Gard) trennt, und gegen Norden die Grafschaft Venaissin und Dauphiné (die Departements Vaucluse, Drome und der obern Alpen). Diese Landschaft, welche die erste des alten Galliens war, in der sich die Römer vor Christi Geburt festsetzten, erhielt von ihnen den Namen provincia, woraus der jetzige Name Provence entstanden ist. Bei dem Untergange des abendländischen römischen Reichs bemächtigten sich nach und nach die Westgothen, die Burgunder, die Ostgothen, und die Franken dieser Landschaft. Auch die Sarazenen waren eine kurze Zeit im Besitze derselben. Karl Martell vertrieb sie wieder daraus. Als das fränkische Reich im Jahre 841 unter die Kinder Ludwig des Frommen getheilt wurde, kam die Provence zu dem Antheile Lothars II. Unter den Nachfolgern desselben machten sich die Grafen von Pro-

vence allmählig unabhängig, und ihre Nachkommen von vier verschiedenen Zweigen blieben Herren derselben bis auf das Jahr 1480, wo der letzte Stamm erlosch und die Provence an die Krone fiel. In Rücksicht der Naturbeschaffenheit ist diese Landschaft in zwei Haupttheile eingetheilt, in den nördlichen und den südlichen, wovon jener die Oberprovence, der letztere die Niederprovence heißt. Die Oberprovence ist ein völliges Gebirgsland, durchaus mit Zweigen der Alpen bedeckt, zwischen welchen sich weitere und engere Thäler öffnen. Eins der weitesten, aber zugleich das wildeste ist das von Barcelonette. Man nennt diese Alpenzweige Alpinen, die sich auf der Gränze Piemonts von den cottischen Alpen trennen, und ihre verschiedenen Zweige über die ganze Oberprovence ausbreiten. Hauptfluß ist die Durance. Außerdem gibt es eine Menge Waldbäche, die im Sommer austrocknen, im Frühjahre aber, wenn der Schnee auf dem Gebirge schmilzt, furchtbar anwachsen, aus ihren Ufern treten und große Verwüstungen anrichten. Das Klima ist feucht und veränderlich; ein eintretender Nordwind verwandelt schnell die größte Hitze in schneidende Kälte und im Sommer folgt ein Regen dem andern. Der steinige, trockene und dürftige Boden erlaubt nur einen geringen Ackerbau, welcher, ungeachtet des Fleißes des Landmannes, kaum die Hälfte des Getreidebedarfs gewährt. Kartoffeln, die in Menge gebaut werden, müssen das Fehlende ersetzen. Pferde- und Rindviehzucht sind weniger bedeutend als die Schaf- und Ziegenzucht; auch die Bienenzucht ist ansehnlich. Wein, Mandeln, Feigen und andere edle Früchte, Kapern, Oliven kommen in mehreren Gegenden fort. Von den zahlreichen Mineralien wird fast nichts, selbst die Salzquellen nicht genutzt. Die Industrie ist unbedeutend, die Fabriken, die man hat, sind auf wenige Städte beschränkt. Ein Erwerbszweig der armen Bewohner besteht hauptsächlich in der Auswanderung in andere Provinzen, wo sie den Sommer durch ihrer Hände Arbeit etwas verdienen; ein anderer Theil nährt sich vom Hausiren. Was die Niederprovence betrifft, so ist auch der nördliche und östliche Theil bergig, und wird gleichfalls von den Alpinen durchzogen, die sich auf der Gränze von Nizza von den Alpen trennen, und unter dem Namen Maures die Provinz durchziehen. Ihr Anblick hat nichts Erfreuliches, indem sie größtentheils nackte unbewaldete Felsen, doch mit den aromatischsten Pflanzen, als Rosmarin, Lavendel, Thymian, Salbei rc. bewachsen sind. Der westliche Theil und der Küstenstrich ist eben und flach und zum Theil morastig. Einen Raum von achtzehn Quadratmeilen nimmt die Crau ein, eine Fläche worauf man nichts als Steingeschiebe sieht, die spärlich mit Lehm vermischt sind, und wenig mehr als Wermuth und Lavendel hervorbringen. Die vornehmsten Flüsse sind die Rhone, welche hier ins Meer sich ergießt, die reißende Durance, deren Ueberschwemmungen vielen Schaden anrichten, und der Var als Gränzfluß gegen Nizza. Das Klima ist ganz italienisch; man kennt kaum Frost und Schnee, wohl aber starke Reife, welche häufig der Olive und den zärtlichen Südfrüchten schädlich werden. Die Hitze im Sommer ist oft unmäßig, und es regnet selten. Im Januar bekleidet sich die Erde schon mit frischem Grün, und im Februar steht alles in Blüthe; doch führt der kalte Nordwestwind, hier Mistral genannt, häufig Frost und Reif zurück, hält aber nicht lange an. Die Rindvieh- und Pferdezucht ist nicht bedeutend, wichtig ist die Schafzucht, auch hält man eine Menge Ziegen. Die Bienenzucht liefert trefflichen Honig und Wachs. Die Seidencultur ist beträchtlich, so wie auch die Fischerei. Der Acker-

bau ist bei dem steinigen, kalkigen und trocknen Boden eingeschränkt, und liefert kaum den Bedarf für die Hälfte des Jahres. Man kauft das Fehlende zu, oder behilft sich mit Kastanien und Kartoffeln. Dagegen ist der Wein- und Olivenbau sehr ausgebreitet. Ein Theil des Oels wird unter dem Namen Provenceröl ausgeführt. Aus den geringen Weinsorten macht man Branntwein, und es wird auch eine große Menge Rosinen getrocknet. Keine Provinz Frankreichs ist so reich an edlen Südfrüchten; man zieht köstliche Feigen, Mandeln, Kastanien, Maronen, selbst Orangen, Citronen, Granaten, Datteln und süße Pataten im Freien. Vom Obste hat man das meiste Kern- und Steinobst, besonders aber machen die Prunellen und Perdrigonen, die Mispeln, wälsche und Haselnüsse einträgliche Handelsartikel aus. Auch kommen Kapern, Süßholz, Rosinen, Trüffeln in den Handel. An Holz ist drückender Mangel, und daher ist kein großer Bergbau möglich, ob es gleich nicht an Metallen, als Kupfer, Blei, Eisen, fehlt. Man gewinnt fast bloß Steinkohlen, die einigermaßen den Holzmangel ersetzen, und Seesalz. Die Bewohner der Provence, die Provenzalen (s. d. Art.) genannt, zeichnen sich in mancher Hinsicht sehr von den übrigen Franzosen aus. Sie sprechen einen eigenen altromanischen Dialekt, welcher näher mit dem Italienischen als mit dem Französischen verwandt, und nicht übelklingend ist. Sie sind heftig, leidenschaftlich und unbeständig, dafür aber auch ohne Falsch, gutmüthig, und trotz ihres Leichtsinns, brav, emsig und arbeitsam. Die niedern Classen zeichnen sich durch eine derbe untersetzte Statur, ein rauhes struppiges Haar, äußerst kräftige, leidenschaftliche Gesichtszüge, besonders aber durch wilde, blitzende Augen aus. Sie lieben das Vergnügen über alles, und man findet mancherlei bemerkenswerthe Volkslustbarkeiten bei ihnen. Sie sind übrigens fleißige Landleute, unerschrockene Fischer und Schiffer, thätige Kaufleute und geschickte Manufakturisten, welche besonders Seidenwaaren, Seife und Leder verfertigen. Die wichtigsten Städte der Provence heißen Marseille, Toulon, Aix, Arles, Grasse und Tarascon.

Provinzialismen sind Spracheigenheiten gewisser Landschaften und Landstriche.

Provocation ist ein gerichtliches Zwangsmittel, wodurch jemand einen Andern zum Processe so auffordert, daß derselbe im Unterlassungsfall einen gewissen Nachtheil leidet. Der dadurch veranlaßte Proceß heißt **Provocations-Proceß**. Die **Provocatio ex lege „diffamari"** ist die gerichtliche Auffoderung an Jemand, der etwas für unsere Person, unsre Ehre oder unser Vermögen Nachtheiliges verbreitet hat, solches, bei Strafe eines ewigen Stillschweigens, gerichtlich zu beweisen und auszuführen. Sie heißt auch Diffamationsklage (s. d. Art.) Die **Provocatio ex lege „si contendat"** ist die Provocation, durch welche man den Provocaten nöthigt, entweder gegen den Provocanten zu klagen oder zu dulden, daß dessen Einreden für fortdauernd erklärt werden.

† **Pruth.** In dem letzten Friedensschlusse zu Buchareſt (d. 16. Mai 1812) zwischen Rußland und der Pforte, wurde der Pruth, von seinem Eintritt in die Moldau an, bis zu seinem Einflusse in die Donau, als die Gränze beider Reiche in dieser Gegend bestimmt; der ganze auf dem linken Ufer des Pruth gelegene Theil der Moldau wurde dadurch an Rußland abgetreten.

Pubertät, Mannbarkeit, bezeichnet die Lebensepoche, in welcher die Geschlechtsverschiedenheit sich in ihrem Gegensatze ausbildet,

die Kindheit zu Ende und in das Jugendalter übergeht. — Diese Epoche tritt in den südlichen Ländern viel früher, in den nördlichen aber später ein. In unsern Gegenden kann man für das weibliche Geschlecht das Alter von 13 — 15 Jahren, für das männliche das von 14 — 16 Jahren als die gewöhnlichste Zeit ansehen, in welcher sie erfolgt. Nämlich nicht bloß das Clima, sondern auch manche individuelle, ja selbst äußere Umstände tragen dazu bei, daß dies nicht in einem und demselben Lebensalter, sondern bald früher bald später geschieht. Das römische Recht, nach welchem sich aber eben so wenig als nach andern positiven Gesetzen die Natur in ihren Erscheinungen richtet, bestimmt für das weibliche Geschlecht das 12te, für das männliche das 14te Jahr als die Zeit der Geschlechtsreife und Mannbarkeit. — Höchst merkwürdig sind die Erscheinungen körperlicher und physischer Art, welche gleichzeitig mit dieser Periode beobachtet werden, und theils von dem Mannbarwerden selbst, theils aber und wahrscheinlich in der größern Zahl von der Lebensthätigkeit abhängen, wodurch auch die Mannbarkeit ausgebildet wird. Wenn nämlich das Kindesalter ausgezeichnet ist durch ein Leben in der heitern Gegenwart und durch leichte Befriedigung in derselben, wenn in demselben stets alle Funktionen nur auf die Erhaltung des eignen Individuums hinwirken, wenn insbesondre die Geschlechtstheile, welche der Erhaltung der Gattung, also der Einwirkung in die Zukunft bestimmt sind, gleichsam nur vorgebildet und zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen noch nicht ausgebildet erscheinen; so ändert sich alles dies in der erwähnten Periode oft auffallend schnell und plötzlich, bisweilen unter lebhaften Stürmen. Da sieht man den vorher lebhaften und leicht befriedigten Knaben, das bisher unbefangene und heitere Mädchen zuerst sinnig und in sich gekehrt, die Einsamkeit suchend, und sich trennend von den Gespielen der Jugend, welche vom andern Geschlecht sind. — Während dessen wird die Plastik des Lebens bedeutend erhöht, der Körper wächst gewöhnlich in kurzer Zeit schneller als vorher. Die Hoden vergrößern sich, oft unter Schmerzen, und fangen an, wirklichen Saamen abzusondern; der Uterus bildet sich aus und sondert das im Ueberfluß ihm zuströmende Blut in monatlichen Perioden, oft unter mancherlei krankhaften Gefühlen, aus; die Brüste wölben sich; in beiden Geschlechtern wird die Stimme zuerst rauh und unangenehm, und erhält dann den metallischen reinen Ton, der im männlichen Geschlechte tief, im weiblichen zwar hoch, aber vom Kinderton sehr verschieden ist. Als Zeugen des Ueberschusses der bildenden Kraft brechen bei beiden Geschlechtern an den Geschlechtstheilen vorzüglich, jedoch auch bei andern Orten, und beim werdenden Manne namentlich auch im Gesicht, Haare hervor. — Nachdem diese Krisis überstanden ist, so steht der Jüngling und die Jungfrau in aller Blüthe und auf der Höhe des Menschenlebens wie verwandelt da. Gleichsam mit andern Sinnen betrachten sie die Welt und ihre Erscheinungen, im rosigen Glanze der Hoffnung erscheint ihnen die Zukunft, in der sie mehr als in der Gegenwart leben, das Reich der Ideen und Ideale geht ihnen auf und sie werden zu den größten Anstrengungen aufgelegt, sie zu realisiren; ein mächtiger Trieb, in die Außenwelt einzugreifen, regt sich im Jüngling, während die Jungfrau schamhaft sich selbst es verbirgt, wozu sie berufen und welches ihr Wirkungskreis sey; und beiden leuchtet das goldne Bild der Liebe, von Himmelsglorie umstrahlt, aus lichten Fernen als Lohn der Mühen, als die höchste der irdischen Seligkeiten, die auch über das Grab

hinüberreicht, entgegen. Das ist die goldene Zeit, welche von Dichtern nie genug gepriesen werden kann, deren Seligkeit nie wiederkehrt und an die jedes fühlende Herz mit Entzücken zurückdenkt; das ist aber auch die Zeit, die über das ganze künftige Leben entscheidet. — Aber eben diese Epoche ist oft auch durch Krankheit getrübt und entstellt. Da tritt sie bei einigen in Folge früherer Krankheiten, welche die bildende Kraft schwächen, zu spät und unvollkommen ein, bei andern hingegen zu früh, und ist in dem erstern Falle gewöhnlich mit Kleinheit und Schwäche des Körpers, so wie mit einem verkrüppelten Geiste, im zweiten aber gewöhnlich mit heftigen Stürmen verbunden, welche jedoch auch von zufälligen Ursachen abhängen können, die während dieser Epoche einwirkten und die Natur in ihrem Wirken störten. In dieser Zeit namentlich wird so leicht das Gefäßsystem überreizt, und Wallungen, Congestionen, Entzündungen, Blutungen oder allgemeine Plethora sind die Folgen davon, die beim weiblichen häufiger, als beim männlichen Geschlechte vorkommen; oder das Nerven- und Geistesleben wird übermäßig erregt und aus seinen Schranken gerückt, und es entstehen daraus die mannichfaltigsten Formen krampfhafter Krankheiten, Convulsionen, Fallsucht und Veitstanz, so wie sehr bemerkenswerthe Abweichungen der Geistesthätigkeiten, die sich bald als krankhafte Mitleidenschaft und Nachahmungssucht, Romanensucht und unersättliche Lust nach Leiden und Ungemach, mysteriöse Melancholie, oder als Schlafrednerei, Ecstase, Geisteserhöhung mit der Gabe der Weissagung und unter den interessanten Erscheinungen des spontanen Somnambulismus wahrnehmen lassen. Ueberdies verschlimmern sich die Zufälle von Bildungsfehlern, die aus einer frühern Epoche herrühren (z. B. der Blausucht), gewöhnlich, so wie sich andre Krankheiten (z. B. des lymphatischen Gefäßsystems) von selbst heilen. — Endlich beobachtet man nicht selten örtliche Leiden der Geschlechtstheile, Schmerzen, Röthe und Schleimausflüsse, die aber gewöhnlich nicht viel zu bedeuten haben, so wie auch in dieser ganzen Epoche und in der nächsten darauf folgenden Zeit die Brust in einem so erregten Zustande sich befindet, daß hier sich leicht Entzündungen etabliren, die nicht nur selbst das Leben unmittelbar in Gefahr bringen, sondern oft auch den Grund zu Auszehrungen legen. — Es sind das Zufälle, welche nur durch eine sehr weise und umsichtige Ausübung der Kunst gehoben und unschädlich gemacht werden können, und in denen (namentlich in den nervösen) der thierische Magnetismus Wunder thut, indem er zum Somnambulismus führt, zu dem in dieser Zeit eine große Disposition vorhanden ist. — B. P.

Publicität, s. Oeffentlichkeit.

Publikum. Dieses Wort wird in ganz verschiedenen Bedeutungen genommen, seit jedermann lesen und schreiben und um einen geringen Preis sich ein Buch kaufen, und um einen noch geringeren sich eins borgen kann. Die Kenntnisse sind so wohlfeil und so verbreitet — und ein ordentlicher Rock und ein cattunen Kleid sind so leicht zu haben, daß in den Städten eine allgemeine Gleichheit unter den Menschen eingeführt ist. Aus dieser Organisation der Gesellschaft ist nun dasjenige entstanden, was man das Publikum nennt. Das Wort Volk ist anders und edeler. Es bezeichnet etwas Gegliedertes und Geordnetes, etwas worin Verhältnisse und Stufen sind, und kein bloßes Nebeneinander und Durcheinander. Noch edler ist das Wort Volk, wenn es von den Staatsbürgern genommen wird, von den wirklichen Aktionärs der Gesellschaft, und nicht blos

von denen, so als Schutzverwandte zwischen den eigentlichen Staatsbürgern wohnen. Das Nähere über diese Abstufungen findet sich in dem Art. **Staatsverfassung** angegeben.

* **Pulcinella** (Policinell), eine italienische Maske, deren Ursprung Einige von den mimischen Spielen, Andere von den oscischen Atellanen, die älter als die scenischen Spiele der Römer sind, haben herleiten wollen. Den Namen Pulcinella leitet der Abt Galiani von einem mißgestalteten, aber lustigen Bauer aus der Gegend von Sorrento (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) ab, der ihn, weil er häufig junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel gebracht, erhalten habe, und der nach seinem Tode zur Belustigung des Volks, dem er wohl bekannt gewesen, auf das Marionettentheater von San Carlino sey gebracht worden. Wahrscheinlicher noch ist die Erzählung von dem Ursprung dieses Namens, welche Rehfues in seinem Gemälde von Neapel mittheilt. Eine Schauspielergesellschaft kam zur Zeit der Weinlese zu Acerra an, und ward von den Weinbauern, die sich zu dieser Zeit der ausgelassensten Fröhlichkeit überlassen, mit Scherz und Witz auf alle Weise geneckt, woraus sich ein Wortkrieg entspann, in welchem sich auf der Seite der Bauern ein gewisser Puccio d'Aniello vor allen durch seinen satirischen Geist, wie durch seine burleske Gestalt auszeichnete. Die Schauspieler mußten ihm weichen. Sie beschlossen, als ihr Aerger vorüber war, von dem Talent des Puccio d'Aniello Vortheil zu ziehen und überredeten ihn, in ihre Gesellschaft zu treten. Er erschien auf der Bühne in weitem Hemde und mit langem Haare, und ward bald der Liebling der Neapolitaner in dem Grade, daß man seine Maske auch nach seinem Tode beibehielt. Sein Nachfolger wählte, um ihm besser zu gleichen, eine Maske mit langer schwarzer Nase; aus Puccio d'Aniello ward nach neapolitanischer Sitte **Pulcinella**. Noch jetzt ist diese Maske das Entzücken der Neapolitaner. Ihre Kleidung sind gegenwärtig weite weißwollene Unterhosen, ein großes Oberkleid von demselben Stoff mit weiten Ermeln, festgemacht mit einem schwarzen Ledergürtel oder Haarseil; auf dieses Oberkleid sind Herzen von rothem Tuche genäht, unten ist es mit einer Franze eingefaßt. Um den Hals trägt Pulcinella eine Leinwandkrause, auf dem Kopfe eine weiße wollne Mütze, deren lange Spitze in einen rothen Büschel endigt; drei Viertel des Gesichts sind mit einer schwarzen Maske bedeckt; die Nase ist krumm und spitz, wie ein Vogelschnabel. Aber diese Maske figurirt nicht bloß auf dem Theater; man sieht sie in Neapel bei allen Volksfesten, vornemlich beim Carneval.

Putbus. Die Fürsten, Grafen und Majoratsherren zu Putbus stammen von des rügischen Fürsten Stoislaf's I. Enkel, Borante, ab, welcher 1249 als Apanage das Schloß Putbus nebst 15 Dörfern, die Halbinsel Jasmund und andere ansehnliche Ländereien erhielt. Gustav IV. Adolf, König von Schweden, erhob d. 25. Mai 1807 den Grafen **Malte** von Putbus und dessen männliche Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgeburt, in den schwedischen Fürstenstand, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, bestätigte 1817 nicht nur, da Schwedisch-Pommern 1815 an Preußen gekommen war, diese Würde, sondern ertheilte auch dem Fürsten von Putbus den Titel Durchlaucht. Der Fürst Malte (geb. 1783) ist Mitglied des k. preuß. Staatsraths, k. preuß. Generalmajor, General-Gouverneur in Neu-Vorpommern und Rügen, und Canzler der Universität Greifswalde.

Puysegur (Marquis von), in Frankreich der Apostel des thie-

rischen Magnetismus, ist 1752 geb. Dem Kriegsdienste gewidmet, wohnte er im Artillerie-Corps der Belagerung von Gibraltar bei, garnisonirte dann in Strasburg und nahm beim Ausbruche der Revolution nur geringen Theil an den politischen Händeln, indem er sich ganz dem Studium der Wissenschaften widmete und insbesondere den Mesmerismus zu verbreiten und zu erhalten suchte. Er hat in Beziehung hierauf viele Schriften herausgegeben, von welchen wir hier nur die wichtigste: du magnétisme animal considéré dans ses rapports avec la Physique, 1807 — 1809, anführen wollen.

* Pyrenäen, berühmtes 56 Meilen langes und 5 Meilen breites Gebirge zwischen Frankreich und Spanien, das sich von Osten nach Westen, vom mittelländischen bis zum biscajischen Meere zieht, wo es sich an beiden Meeren allmählig senkt, und sich am mittelländischen Meere im Vorgebirge Cervera, und am biscajischen Meere im Vorgebirge Higuer endigt. Am erhabensten zeigt es sich von der französischen Seite, wohin auch seine höchsten Spitzen gehören. Es ist ein rauhes Granitgebirge, bis zu einer gewissen Höhe mit Waldung bedeckt, aber auch mit vielen nackten Gipfeln versehen, auf welchen selbst im Sommer der Schnee liegen bleibt, und wo es Gletscher, Eisthäler und Schneeberge gibt, von welchen sich Schneelawinen herabstürzen. Die höchste Spitze bildet in der Mitte der Pyrenäen, auf der nördlichen Gränze von Aragonien, aber zu Frankreich gehörig, der 10,578 Fuß hohe Montperdu, den man deutlich in Saragossa sieht. Die übrigen höchsten Spitzen auf der französischen Seite sind: der 10,332 F. hohe Vigne male, der 10,020 F. hohe Maladetta, der 9978 F. hohe Marboré, der 9036 F. hohe Pic du midi und der 8640 Fuß hohe Canigou. Auf der spanischen Seite ist der Mousset die höchste Spitze, nach Einigen 6646, nach Andern 7518, auch 8461 F. hoch. Mehr als hundert gangbare Wege verbinden über dasselbe beide Reiche, doch sind nur fünf für Wagen und Kanonen fahrbar: 1) von St. Jean de Luz über den Bidasoa nach Vittoria; 2) von St. Palais nach Navarra, nur für Maulthiere gangbar und höchst beschwerlich; 3) von St. Jean Pied de Port nach Pamplona; 4) die Rolandspforte von Bielsa nach Bareges, beschwerlich und meistens von Schleichhändlern benutzt; 5) von Gerona über Junqueira nach Perpignan, der gebahnteste von allen. Nach Spanien und Portugal verbreiten die Pyrenäen ihre Zweige weit hin, und durchziehen beide Länder; nach der Seite von Frankreich hingegen senden sie keine Ketten ab, sondern haben nur niedrige Vorberge, meistens Berge dritter Bildung, die aus Kalkstein bestehen, und auf ihren Gipfeln Wald und an ihren Seiten Reben tragen.

* Pyrmont, fürstlich waldeckische Grafschaft, zwischen dem Fürstenthume Lippe-Detmold, dem preußischen Regierungsbezirke Minden und der hannöverschen Provinz Calenberg, drei Stunden von der Weser gelegen, ist ein gebirgiges, von der Emmer durchflossenes Ländchen, welches 1 2/3 Quadratmeilen, eine Stadt, ein Schloß, 10 Dörfer und 4,500 größtentheils evangelisch-lutherische Einwohner enthält, die sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Ungeachtet ihrer Kleinheit bringt diese Grafschaft doch dem Landesherrn jährlich 55,000 Thlr. ein, wozu der berühmte Mineralbrunnen allein 30 bis 40,000 Thlr. beiträgt. Auch ein Salzwerk ist vorhanden. Der Hauptort Neustadt Pyrmont ist eine wohlgebaute offene Stadt von 300 Häusern und 2000 Einwohnern, und liegt am nördlichen Ende eines romantischen Thales, an der Emmer. Die Hauptstraße wird auf bei-

den Seiten von hohen Linden beschattet, und führt zur großen Allee und den Mineralquellen, wegen welcher der Ort berühmt ist, und jährlich von mehr als 1500 Badegästen besucht wird. Die Hauptquelle, in der Vorzeit der heilige Brunnen genannt, befindet sich an dem obern Ende der großen Allee, quillt klar und krystallhell in einer steinernen Einfassung, und hat zur Zierde und Bedeckung ein achteckiges Haus. Dies Wasser hat eine berauschende Kraft und einen geistigen, weinsäuerlichen, erquickenden Geschmack. In Hinsicht auf seine Stärke und Wohlthätigkeit für den menschlichen Körper behauptet es schon viele Jahrhunderte hindurch vor allen bekannten Stahlwassern den Vorzug. Es friert niemals zu, und wird jährlich in einer erstaunlichen Menge Flaschen nach allen Welttheilen verschickt. Durch die Versendung verliert das Wasser sehr wenig von seinen flüchtigen Bestandtheilen. Unweit davon entspringt der Brodelbrunnen, welcher diesen Namen von dem starken Geräusche hat, mit welchem er hervorquillt. Sein Wasser ist nicht ganz klar, und wird bloß zum Baden gebraucht. Die übrigen Quellen sind der Augenbrunnen, der kleine Badebrunnen, der Säuerling, die Salzquelle, welche zu einem Salzwerke benutzt wird, und der mineralische Salzbrunnen. Zu den vortrefflichen Anlagen zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Badegäste gehört vorzüglich die große Allee, welche 500 Schritte lang, 40 breit und mit vier Reihen hoher Lindenbäume besetzt ist. An dem einen Ende ist ein Springbrunnen, an dem andern Ende das Brunnenhaus; zu beiden Seiten das Schauspielhaus, das Kaffeehaus, der große und kleine Ballsaal, verschiedene andere Gebäude, und eine große Zahl von Boutiken, die mit den kostbarsten Galanteriewaaren versehen sind. In dieser Allee ist der Versammlungsplatz und Mittelpunkt der Kurgäste, die hier den Brunnen trinken. Nahe an der Allee ist das große Badehaus, welches 140 geschmackvoll eingerichtete Gemächer enthält. In der untersten Etage desselben sind schöne geräumige Bäder, wo man nach Belieben in Marmor, Zinn, Fayence oder Holz badet. Seit 1809 ist bei der Saline noch ein Badehaus erbaut worden, zur Benutzung der mineralischen Salzquellen. Die Umgebungen Pyrmonts bieten mehrere Merkwürdigkeiten dar, wovon wir folgende anführen: 1) das ein paar hundert Schritte von der großen Allee entfernte Schloß Pyrmont, welches seit 1806 die Residenz des regierenden Fürsten ist, und aus dem Hauptgebäude, zwei Pavillons, einem Commandantenhause und mehrern Nebengebäuden besteht. Es ist mit einem mit Linden bepflanzten Walle und einem tiefen, breiten Graben umgeben. Der bisher auf dem Walle befindliche sogenannte Pulverthurm ist in einem schönen Salon, welcher mittelst einer fliegenden Brücke über den Schloßgraben mit dem neu angelegten englischen Bosket zusammenhängt, verwandelt worden; 2) der Königsberg, der seinen Namen nach Friedrich II., König von Preußen, hat, welcher sich, während seines Aufenthalts in Pyrmont, auf demselben täglich befand, und hier den Brunnen zu trinken pflegte. Im Dunkel ehrwürdiger Eichen hat man ihm ein marmornes Denkmal mit folgender Inschrift errichtet: Fridericus Maximus fonte salutifero vires restauraturus hoc secessu gaudebat; 3) die Dunsthöhle in einem Steinbruche, wo aus den Ritzen der Steine ein erstickender Dunst dringt. Sie besteht aus einer im Quadrat sechs Fuß großen, zehn Fuß hohen gewölbten Grotte. Der aus dem untersten Boden hervorkommende Dunst steht gewöhnlich zwei bis drei Fuß hoch darin. Bei großer Wärme aber, bei östlicher Luft, bei schönem hel-

len Wetter füllt er bisweilen die ganze Grube an. Alsdann empfindet man in derselben Angst, Beklemmung, Schwindel, und muß sich schnell zurückziehen, wenn man nicht augenblicklich leblos zur Erde sinken will. Bisweilen findet man in der Vorhalle der Dunsthöhle todte Frösche, Vögel, Hasen und andere Thiere. Das brennende Licht erlischt, sobald man sich diesem Dunste nähert. Dieser erstickende Dunst ist nichts anders als Luftsäure oder kohlensaures Gas; 4) die kleine Quäkerkolonie Friedensthal in einem Thale, mit einer Messerfabrik.

Pyrotechnie, s. Feuerwerkerkunst.

Q.

Q, der siebzehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher den zusammengesetzten Laut kw ausdrückt und immer ein u, das eigentlich überflüssig ist, hinter sich hat.

Quaden, ein deutsches Volk, dessen älteste Sitze an der Donau östlich bis gegen die Jhris reichten, und nördlich von den Carpathen begränzt wurden. Sie führten mit den Römern, namentlich mit Marc Aurel, lange und blutige Kriege, bis sie im 5ten Jahrhundert, wenigstens dem Namen nach, verschwinden.

Quadratische Gleichung, in der Algebra eine Gleichung, deren eines Glied das vollkommene Quadrat einer mehrtheiligen Wurzel ist. Z. B. $x^2 = a^2 + 2ab + b^2$. Die Quadratwurzel vom zweiten Gliede ist $a + b$, mithin $x = a + b$. Die strengere Erklärung des Begriffs würde hier unverständlich seyn. Die Operationen der Buchstabenrechenkunst, wobei ein unbekannter Werth x durch Vergleichung mit bekannten (gegebenen) Größen gefunden werden soll, suchen durch mancherlei Veränderungen, die mit beiden Gliedern unbeschadet ihrer Werthsgleichheit vorgenommen werden, auf eine solche Formel zu kommen, wo denn das Ausziehen der Wurzel an das Ziel der Aufgabe führt. So gibt es auch cubische Gleichungen, u. s. f., durch alle Potenzen; und die Auflösung der unreinen bildet ein eignes Kapitel der mathematischen Analysis. A. Mar.

Quadratrix des Dinostrates, heißt in der höhern Geometrie eine transscendente Curve, welche Dinostrates brauchte, um annäherungsweise (approximando) den Kreis zu quadriren (siehe Kreis). Wenn man nämlich einen Viertel-Kreisbogen (Quadranten) in eine beliebige Anzahl gleicher Theile theilt, und aus dem Kreiscentrum in die Theilungspunkte Radien ziehet; nun aber einen der zwei Gränzradien des Quadranten in eben so viele gleiche Theile theilt, und in den Theilungspunkten Perpendikularlinien aufrichtet; so bestimmen die Punkte, wo jene Radien von diesen Perpendikularen geschnitten werden, den Lauf der Dinostratischen Quadratrix. Die Verhältnisse der dadurch entstehenden geraden Linien zu den Bogenstücken geben die Mittel, die Kreisperipherie durch Rechnung zu rectificiren, und so ihr Verhältniß zum Durchmesser approximando zu bestimmen. Eine Nachahmung dieser Dinostratischen Curve ist die Quadratrix Tschirnhausens. Anstatt in die Theilungspunkte des Quadrantenbogen Radien zu ziehen, werden durch dieselbe Parallelen des getheilten Gränzradius gezogen, welche nothwendig die auf letztgenannten errichteten Perpendikel schneiden müssen. Diese Schneidungs-

punkte bestimmen den Lauf der Tschirnhausen'schen quadrirenden Curve. A. Mnr.

Quadrivium, s. Schulen.

Quadruple- und Quintuple-Allianz: bedeutungsvolle Namen in der Geschichte des politischen Systems von Europa! Da es in jedem Zeitpunkte der neueren Geschichte vorherrschende (präponderirende) Mächte gegeben hat, so lag den meisten zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts (s. d. Art.) geschlossenen Bündnissen die Absicht zum Grunde, die Präponderanz einzelner Mächte zu verhindern, oder dem Fortschritte einer bereits erworbenen Einhalt zu thun. Deßhalb vereinigten sich größere und kleinere Staaten bald gegen das Uebergewicht der österreichischen, bald gegen das der spanischen, bald gegen das der französischen Macht. Doch waren diese Bündnisse gewöhnlich nur auf einen besondern Zweck, oder bloß mittelbar auf einen allgemeinen europäischen Zweck berechnet. (Vgl. d. Art. Allianz.) Auch wurden sie nicht immer nach der Zahl der Verbündeten historisch benannt. Der erste Bund, den man nach der Zahl seiner Glieder bezeichnete, war die von den Generalstaaten, dem Könige von Dänemark, dem großen Kurfürsten (Friedrich Wilhelm von Brandenburg), und dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg geschlossene Quadruple-Allianz, Haag d. 28. Oct. 1666. Sie entstand aus früheren Bündnissen dieser Staaten unter sich, und hatte die gemeinschaftliche Vertheidigung gegen jeden Angriff zur Absicht, ob sie gleich die Behauptung der Unabhängigkeit der freien Reichsstadt Bremen gegen Schweden als ihren Zweck angab. Der Plan, daraus einen allgemeinen Bund zu bilden, ward nicht ausgeführt. Wichtiger war der zweite Bund dieses Namens, die Quadruple-Allianz vom J. 1718 (London d. 2. August). Sie entstand aus der im Haag d. 4. Jan. 1717 zwischen Großbritannien, Frankreich und der Republik der Niederlande gegen Spanien geschlossenen Triple-Allianz. Der spanische Minister Alberoni (s. d. Art.) wollte nämlich die Verfügungen des Utrechter Friedens (s. d. Art.) umstoßen, das Haus Stuart wieder auf den Thron von England erheben und dem Herzog von Orleans die Regentschaft in Frankreich entreißen. Letzterer suchte daher die Freundschaft der Seemächte, und es gelang seinem Minister, dem Abbé Dübois (s. d. Art.), jenen Bund der genannten drei Mächte zur Aufrechthaltung des Utrechter Friedens zu Stande zu bringen. Allein der kühne Alberoni ließ sich dadurch in seinen Entwürfen nicht stören. Spanien griff vielmehr das Haus Oesterreich in Italien an, und eroberte Sardinien. Nun schlossen Großbritannien und Frankreich, jenes durch den Staatssecretär Will. Stanhope, dieses durch den Abbé Dübois, mit Oesterreich die Quadruple-Allianz von 1718, welche darum so heißt, weil die Republik der Niederlande (d. 16. Febr. 1719) dazu trat. Sie hatte den Zweck, Spanien zur Anerkennung des Utrechter Friedens zu zwingen, und Savoyen zu bewegen, für Sicilien, welches an Oesterreich fallen sollte, Sardinien anzunehmen. Der Herzog von Savoyen mußte dieser Verfügung nachgeben (s. d. Art. Sardinische Monarchie); er trat zur Quadruple-Allianz schon den 10. Nov. 1718. Spanien hatte sie verworfen; daher erklärten Großbritannien und Frankreich an Philipp V. den Krieg. Als aber der engl. Admiral Byng (s. d. Art.) die spanische Flotte den 11. Aug. 1718 an der Küste von Sicilien gänzlich geschlagen hatte, und ein französisches Heer unter Berwick siegreich in Spanien eingedrungen war, gab Phi-

lipp V. nach. Alberoni wurde abgesetzt, und Spanien trat zu der Quadruple-Allianz im Haag den 17. Febr. 1720. Allein die Ruhe von Europa wurde dadurch nicht dauerhaft befestigt, und das ränkevolle Spiel politischer Combinationen und diplomatischer Umtriebe, um politischen Einfluß auf die fremden Cabinete zu erlangen, beschäftigte die vorherrschenden Mächte, nach wie vor, in Paris, in Petersburg, in Wien und London. — Einen ganz entgegengesetzten Charakter hatte *die* Politik, welche hundert Jahre später das neue Friedenssystem von Europa auf die *Quadruple-Allianz* von *Chaumont*, auf die *heilige Allianz* und auf die *Quintuple-Allianz von Aachen* gründete; doch wird die letztere in der Diplomatie nicht ausdrücklich so genannt. Die Quadruple-Allianz der vier Mächte, Oesterreich, Rußland, Preußen und England, zu *Chaumont* (s. d. Art.) vom 1. März 1814, ging aus der großen Verbindung hervor, welche 1813 zur Auflösung des Napoleonischen Reichs gebildet worden war. Sie hatte nicht die Bedeutung einer eigentlichen Allianz im alten diplomatischen Sinne, sondern die einer *bewaffneten Coalition* zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit. Nachdem sie ihren Zweck erreicht und Frankreichs Macht in die alten Gränzen zurückgeführt hatte, ward sie die Grundlage des gegenwärtig bestehenden politischen Systems, welches sowohl auf dem Congresse zu Wien, als auch in der heiligen Allianz, und zuletzt noch bestimmter und feierlicher auf dem *Congresse zu Aachen* im Oct. u. Nov. 1818, in dem Vereine der *fünf Mächte*, Oesterreich, Rußland, England, Preußen und Frankreich, die Erhaltung der Ruhe von Europa als seinen einzigen Zweck ausgesprochen hat, so daß dieser Verein mit dem Herrn von Gentz eine *Coalition des Friedens* genannt werden kann. In diesem System hat, wie Hr. von Gentz (s. Wiener Jahrb. d. Literat. 5. B. 1819. S. 279 — 318.) dasselbe charakterisirt, jeder europäische Staat seinen bestimmten und festen Platz; die Staaten sind sammt und sonders durch gemeinschaftlich anerkannte Grundsätze und durch gemeinschaftliche positive Verträge zu Einem Zwecke verbunden; sie genießen alle gleiche Rechte; und wenn auch in dem stürmischen Zeitpunkte, wo diese neue Ordnung der Dinge — von welcher die Geschichte nichts Aehnliches aufzuweisen hat — zu Stande kam, die Hauptmächte eine *einstweilige* Oberleitung der Geschäfte, eine Art von *föderativer Dictatur* ausübten, so haben sie diese doch nie als ein Vorrecht in Anspruch genommen, sie stets nur im Sinne des gemeinsamen Interesses und unter Beistimmung aller Interessenten geführt, und sie endlich zu *Aachen*, nachdem die letzte provisorische Maßregel (durch die Räumung Frankreichs) erfüllt war, *feierlich niedergelegt*. — Frankreich aber hat durch seine Theilnahme an den Aachner Verhandlungen in der großen europäischen Friedens-Coalition den ihm gebührenden Platz erhalten; und die Ansicht des Hrn. v. *Pradt* (in s. Schrift: L'Europe après le Congrès d'Aix-la-Chapelle. Par. 1819), als ob Frankreich in *eben* die Allianz aufgenommen worden sey, die bis dahin *gegen* Frankreich gerichtet gewesen war, ist eben so wenig historisch und diplomatisch richtig, als in der Natur der Sache begründet. Wenn jene letzte Quadruple-Allianz, die durch besondre Verträge in d. J. 1814 und 1815 gestiftet wurde, und aus welcher sich allerdings die neueste Aachner Verbindung der fünf Hauptmächte entwickelt hat, auch nach der Räumung Frankreichs aufrecht erhalten wurde, wie sich wohl nicht mehr bezweifeln läßt, so ist sie doch nur auf bloße Möglichkeiten

der Zukunft und vielleicht nie (von Frankreichs Seite her) eintretende Gefahren gerichtet. Uebrigens sind jene Hauptmächte, seit Frankreich ihren in der Declaration vom 15. Nov. ausgesprochenen Grundsätzen förmlich beigetreten ist, forthin nichts mehr als die „ersten und natürlichsten Beschützer der allgemeinen, durch wiederholte Verträge bekräftigten Ordnung, und des von der ganzen Christenheit beschworenen, auf politischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Grundlagen mehr als je zuvor befestigten Friedens. Der kleinste souveräne Staat ist auf seinem Gebiete und in dem Wirkungskreise seiner Rechte so unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten werden durchaus nach alt völkerrechtlichen Grundsätzen und in rein-diplomatischen Formen verhandelt." (S. Gentz a. a. O.) Daher heißt es in der Aachner Declaration des Völkerrechts, welche die fünf Mächte, als die Basis der europäischen Staatskunst, den 15. Nov. erlassen haben, und die von ihren Ministern (Metternich, Castlereagh und Wellington, Nesselrode und Capo d'Istria, Hardenberg und Bernstorff, und von Richelieu) unterzeichnet worden ist, von diesen Mächten selbst: Ils reconnaissent solennellement, que leurs devoirs envers Dieu et envers les peuples qu'ils gouvernent, leur prescrivent de donner au monde, autant qu'il est en eux, l'exemple de la Justice, de la concorde et de la modération. Aus diesen Grundsätzen folgt, daß die genannten Hauptmächte und deren Staatsmänner von dem wahren Werthe des sonst so eifrig (von Frankreich und Rußland) gesuchten politischen Einflusses oder von dem eiteln Vortheile, fremde Cabinette für den jedesmaligen Privatzweck nach Willkür zu stimmen, zu bearbeiten und zu lenken, — endlich eine richtige Ansicht gefaßt haben. „Der einfache Charakter des europäischen Friedensbundes (sagt Hr. v. Gentz a. a. O.) schließt alle alten Cabinetskunststücke aus; kein herrschender Einfluß, ein diplomatischer so wenig als ein bewaffneter, findet darin Statt; gemeinschaftliches Recht, gemeinschaftliche Ordnung und wechselseitige Unterstützung jeder Art sind seine einzigen Zwecke." Freilich vermißt man in obiger Erklärung vom 15. Nov. alle nähere Bezeichnung der Umstände, unter welchen die wechselseitige Unterstützung jeder Art, und wie sie Statt finden soll. Der möglichen Dazwischenkunft der Mächte bei den innern Unruhen eines Landes wird darin nicht gedacht, und doch folgt sie daraus. Mithin hängt die Anwendung der ausgesprochenen Grundsätze einzig von dem Gewissen der Cabinette ab, und es bleibt unentschieden, bis zu welchem Punkte jene Unruhen diesen das Recht geben, sich darein zu mischen. Oder hat, könnte man fragen, die eine Partei das Recht, jene Dazwischenkunft gegen die andre Partei aufzurufen, wie einst die Targowitzer Conföderation Rußland gegen die polnische Constitution vom 3. Mai 1791 aufrief? Wenn aber die neubefestigte Unabhängigkeit der Völker auch mit darin besteht, daß jedes das Recht hat, seine Angelegenheiten im Innern unabhängig von dem andern zu ordnen, so darf jene Dazwischenkunft in solche Angelegenheiten nur dann Statt finden, wenn Unruhen damit verbunden sind, welche die Unabhängigkeit andrer Staaten in Gefahr bringen. Wäre es anders, so würde nur der Stärkere wahrhaft unabhängig seyn; denn er allein könnte das Einmischen in seine Angelegenheiten abwehren. Endlich darf man fragen, welche Garantie hat das gegenwärtige politische System der fünf Hauptmächte? Nach Hrn. von Pradt ist die einzige Ga-

rantie desselben die heilige Allianz (s. d. Art.), welche aber schon bei ihrer Bekanntmachung, ihrer vieldeutigen Unbestimmtheit oder Allgemeinheit wegen, von einem Spötter l'Apocalypse de la Diplomatie genannt wurde. Dagegen erklärt sich Hr. v. Gentz a. a. O. so: „Die Bürgschaften, auf welchen dieses System zunächst ruht, sind die von sämmtlichen größeren und kleineren Mächten abgeschlossenen Verträge, und die in diesen Verträgen, oder in andern feierlichen Acten von gleicher Kraft aufgestellten, von allen Theilnehmern anerkannten bestimmten völkerrechtlichen Grundsätze. Dieß sind die positiven Garantien. Die Urkunde, der man den Namen der heiligen Allianz beigelegt hat, ist eine wechselseitige persönliche Verpflichtung der Souverains, diese Grundsätze und jene Verträge heilig zu halten; sie hat den für sich bestehenden positiven Garantien nur eine neue moralische und religiöse Sanction verliehen, und ist in so fern allerdings die höchste Garantie. Daß der Aachner Friedensbund der fünf Hauptmächte aber zugleich eine Art von Tribunal für die politischen Angelegenheiten von Europa seyn wolle, wie Hr. von Pradt behauptet, ergibt sich keineswegs aus dem Inhalte der Aachner Documente. Die Souverains oder ihre Minister sprechen darin nie anders als in ihrem eigenen Namen, von ihren eigenen Verhandlungen, Grundsätzen und Wünschen; sie schreiben keinem andern Staate Regeln vor; sie maßen sich über Niemanden den Schein von Suprematie oder Gerichtsbarkeit an; sie erklären, daß sie, selbst bei künftigen persönlichen Vereinigungen, sich nie mit den Angelegenheiten fremder Staaten, es sey denn, daß sie ausdrücklich dazu aufgefodert würden, beschäftigen wollen. Und daß dieß wirklich ihr Entschluß sey, beweist die Art, wie der Territorialstreit zwischen Baiern und Baden von ihnen angesehen und ausgeglichen worden ist. Ein Normalbeispiel für alle ähnliche Fälle! Wenn also dieser Bund durchaus nichts weiter aufstellt, als die Pflichtgebote einer christlichen Friedenslehre, was gibt er der von so vielfachen Kämpfen ermüdeten Welt für eine Bürgschaft der längeren Dauer des durch die neu geordneten äußern Verhältnisse der Staaten wiederhergestellten politischen Friedens? — Er gibt ihr das Fürstenwort des Völkerrechts. Möge die Zukunft dieses große Wort erfüllen! K.

* Quebeck, Hauptstadt von Niedercanada, und die wichtigste Stadt aller brittischen Besitzungen in Nordamerika, liegt am zwei Stunden breiten Lorenzstrom, wo er den St. Charlesfluß aufnimmt, und an dem 350 Fuß hohen Diamantenvorgebirge. Sie ist von romantischen Gegenden umgeben, und hat eine höchst reizende Lage. Man erblickt hier den wogenden großen Lorenzstrom, in dem hier Ebbe und Fluth eben so merkbar sind, wie an der Küste, ungeheure Felsen, unabsehbare Wälder, angebaute Ebenen, Städte, Dörfer und Gärten. Dem südlichen noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Baien und Vorgebirge ein romantisches Ansehen, und auf dem nördlichen stehen die Häuser, so weit das Auge nur reicht, so dicht, daß die ganze Strecke nur ein Dorf zu seyn scheint. Die Stadt selbst ist stark befestigt, wird auch durch eine Citadelle beschützt, und hat fünf Kirchen, vier Klöster, ein Zeughaus, 2000 Häuser und 15,000 Einwohner, worunter noch immer zwei Drittel Abkömmlinge der Franzosen sind. Sie wird in die Unter- und Oberstadt abgetheilt. In der erstern wohnen die meisten Kaufleute, sie ist aber enge gebaut. Auf einer steilen Anhöhe liegt die Oberstadt, dahin man auf Stufen kommt, welche für die Fußgänger in den Felsen

gehauen sind. Diese hat prächtige Häuser von Steinen und ein ins Viereck gebautes Schloß, worin der Gouverneur der Provinz Niedercanada wohnt. Quebeck ist der Stapelplatz für alle canadische Waaren, treibt wichtige Handlung und Schifffahrt, und hat einen großen, sichern Hafen, worin hundert Schiffe sicher liegen können. In der Nähe der Stadt liegen eine Menge Land-, Garten- und Lusthäuser. Auch sind in der Gegend zwei herrliche Wasserfälle, der des Montmorencieflusses, der in einer Breite von 50 Fuß 220 Fuß hoch herabstürzt, und in einen weißen Dunst, dem Schneegestöber ähnlich, zerstiebet, und der des la Chaudière, der in einer Breite von 230 Fuß 100 Fuß hoch herabstürzt. Unweit Quebeck ist die berühmte Ebene Abrahams, wo der brittische General Wolf am 13. Sept. 1759 siegend starb.

† Quedlinburg. Die Hauptstadt Quedlinburg gehört jetzt zum Regierungsbezirk Magdeburg der preußischen Provinz Sachsen, und liegt an der Bode, welche sich vor der Stadt in zwei Arme theilt, wovon der größere, die wilde Bode genannt, die Stadt auf der südlichen und östlichen Seite umfließet, der kleinere oder der Mühlgraben die Altstadt von der Neustadt scheidet. Sie besteht, außer der Alt- und Neustadt, noch aus drei Vorstädten, und hat 8 Kirchen, 6 Hospitäler, ein Gymnasium, 1680 Häuser und 11,000 Einwohner, welche theils Fabriken in Wollenzeugen und Leinwand, wichtige Branntweinbrennereien mit Schweinmastung und Bierbrauereien, theils Handel mit Vieh, Korn und Gartenfrüchten unterhalten. In der Vorstadt Westendorf, auf einem hohen Felsen, liegen die Gebäude der vormaligen Frauenabtei, mit einer schönen Stiftskirche, einer Bibliothek und den Grabmälern des Kaisers Heinrich I. und seiner Gemahlin Mathilde. Außerhalb der Stadt ist der Brühl, ein angenehmes Wäldchen und Spaziergang der Einwohner mit 8 Haupt- und mehreren Nebenalleen und Gängen. Eine halbe Stunde von der Stadt gegen Südwesten ist ein eisenhaltiger Gesundbrunnen.

Quintus Calaber oder Smyrnäus, ein griechischer Dichter, dessen Zeitalter eben so wenig genau bekannt ist, als sein Geburtsort. Seine Beinamen beziehen sich darauf, daß sein Gedicht in Calabrien aufgefunden wurde, und daß er in demselben Smyrna als seinen Aufenthaltsort erwähnt. Nach mehrern Gelehrten lebte er wahrscheinlich im 4ten Jahrhundert n. Chr. Sein Gedicht unter dem Titel: Παραλειπόμενα Ὁμήρου oder Posthomerica, enthält eine Fortsetzung der Ilias in 14 Büchern, wo Homer zwar nachgeahmt, aber freilich in seiner anmuthigen und gemüthlichen Einfachheit und Alterthümlichkeit nicht erreicht worden ist. Der berühmte Philolog Rhodomann machte sich um dieß Gedicht sehr verdient; die neueste kritische Ausgabe von Tychsen mit Anmerkungen von Heyne erschien im Verlage der Zweibrücker-Gesellschaft, Straßburg, 1807, 2 B. 8.

* Quito, sonst eine Provinz von Peru, jetzt vom Vice-Königreich Neu-Granada in Süd-Amerika, auf den hohen Andesgebirgen, wohl angebauet, und in den nördlichen Gegenden reich an Gold. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem anmuthigen Thale, 8772 Fuß hoch, hat 60,000 Einwohner, eine Universität, Fabriken und Handel, und ist der Sitz eines Bischofs. In dem Thale von Quito, das häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, liegen noch 29 Flecken und Dörfer mitten unter Pflanzungen von Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Hainen von Citronen, Pisang und Pampelmus, die mit Gärten

von Obstbäumen, mit herrlichen von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern, und schönen, mit Heerden bedeckten Weiden abwechseln.

Quotient, wird im Allgemeinen die Zahl genannt, welche entstehet, wenn man mit einer andern Zahl in eine dritte dividirt. Daher ist der Quotient gleich dem Producte des Divisors und Dividendus.

R.

* R, der achtzehnte Buchstabe des deutschen Abc, und der vierte der s. g. Halblauter oder fließenden Buchstaben. Er gehört zu den Zungenbuchstaben und wird mit einer zitternden Bewegung der Zungenspitze gegen den Gaumen ausgesprochen.

† Raab liegt angenehm, ist wohlgebaut, und hat 1600 Häuser, ein Schloß, 6 Kirchen, mehrere Vorstädte und 10,500 Einwohner, welche Weinbau, Seiden- und noch beträchtlichere Tuchweberei treiben. Raab ist der Sitz eines Bischofes und einer königl. Akademie; auch ist hier ein katholisches Archigymnasium und ein evangelisch-lutherisches Gymnasium. Jährlich werden hier stark besuchte Jahrmärkte gehalten.

Rabbi (Hebr., wörtlich Lehrer, Meister), bezeichnet einen Lehrer des jüdischen Gesetzes, insbesondere auch den Obersten oder Vorsteher einer jüdischen Schule (Synagoge). Man nennt die Rabbinen auch Rabbiner, und ihre Lehren Rabbinismus.

Radical-Reformers. In England droht ein doppelter Haß die Fugen des Staatsgebäudes aus einander zu sprengen: der Haß der Armen gegen die Reichen, und der Haß des Sectengeistes (Methodisten, unter Andern auch der Catholiken) gegen die bevorrechtete bischöfliche Kirche. Die große Volksmenge der Fabrik- und anderer Arbeiter in den Manufacturstädten ist von beiden Arten jenes Hasses schon längst erfüllt gewesen; allein nie waren frühere Ausbrüche desselben, z. B. der der Ludditen oder der Maschinen-Zerstörer, so furchtbar durch die Masse, Rohheit und dennoch vorsichtig abgemessene Kühnheit der Theilnehmer, als im Jahr 1819, wo die Partei der Radical-Reformers den blinden Haufen zu lenken begann. Der Druck der öffentlichen Lasten, die Stockung des Handels, und der fortdauernde Anwachs der Nationalschuld, (am 6. Januar 1819 betrug sie über 1181 Mill. Pf. St. und die allgemeine Ausgabe, mit Einschluß des Tilgungsfonds 45,749,246 Pf. Sterl. Dagegen hatten sich die Staatseinkünfte im letzten Quartale um 1/2 Mill. Pf. St. vermindert), haben die ärmere Classe, die Größe der Armentaxe aber, welche jetzt bis ins Ungeheure gestiegen ist, (in London und Westminster leben jetzt 13,430 Armenkinder von öffentlicher Milde) hat die wohlhabende Classe fast zur Verzweiflung gebracht. Nun gibt es in England nach den Listen der den Reichen seit dem Frieden abgenommenen Einkommentaxe unter 2,600,000 Familien, nur 656,000, die jener Taxe unterworfen gewesen waren, weil sie 50 Pf. St. jährliche Einnahme und darüber hatten. Der ganze Grund und Boden aber ist in den Händen von nur 53,000 Familien. Man schließe hieraus auf die Zahl der Aermern, denen seit Abschaffung der Einkommentaxe, die sie nicht traf, keine allgemein drückende Taxe abgenommen worden ist. Ihre Erbitterung deßhalb hat sich nicht blos gegen die Minister, sondern auch gegen das Unterhaus gewandt, wo die Whigpartei (s.

d. Art.) in sich selbst uneins, und im Kampfe mit den Ministern bisher stets unterlag. Es konnte daher nicht fehlen, zumal da die Polizei in ihrem Auffspürungssystem selbst Unzufriedene aufreizte, um sie bestrafen zu können, und da die Minister unter dem Vorwande der öffentlichen Unzufriedenheit ihre Gewalt immer mehr ausdehnten, daß mehrere Whigs auf die Seite der Radical-Reformers traten. Das Volk verlangt, von Sir Rob. Wilson (s. d. Art.), Hobhouse und Sir Francis Burdett (s. d. Art.), im Unterhause hierin unterstützt, und von Cobbet durch Schriften aufgemuntert, eine freie und gleiche jährliche allgemeine Parlamentswahl; nur dann, glaubt es, werde Verminderung der Taxen u. s. w. von selbst folgen. Um diesen Zweck zu erreichen, hat es — wozu ihm die brittische Verfassung das Recht gibt, — in häufigen und zahlreichen Versammlungen öffentlich berathschlagt, Verbindungen und Ausschüsse errichtet, Beschlüsse gefaßt, Bittschriften übergeben u. s. w. Da alle Schritte fruchtlos waren, so stieg mit der Erbitterung die Kühnheit. Man versagte sich den Genuß des Thees, Caffees u. a. Artikel, damit die dadurch verursachte Verminderung der Zollgefälle die Regierung in Verlegenheit setzte. Auch unter den Frauen bildeten sich eifrige Reformer-Clubbs. Zuletzt sprach man von Bewaffnung; das Volk, von einigen Parteimännern, Hunt (s. d. Art.), Watson, Thistlewood, Preston, u. A. geleitet, übte sich in militärischen Bewegungen, trug Piken und Fahnen. Nun hielt Hunt in Manchester den 16. August 1819 eine große Versammlung von beinahe hunderttausend Menschen; die Obrigkeit aber ließ, um ihn zu verhaften, nach Verlesung der Aufruhracte (was jedoch nicht in der gehörigen Form geschah), da sich die große Volksmenge nicht sogleich zerstreuen konnte, die Yeomanry (berittene Miliz), von Husaren und Infanterie unterstützt, einhauen, wodurch an 500 Menschen aus dem Volke, und darunter viele ohne ihre Schuld, getödtet und verwundet wurden. Die Verhaftung Hunts und 14 anderer, darunter auch einige Frauen, erfolgte ohne Widerstand. Dieses wilde Blutvergießen erweckte ein allgemeines Geschrei des Volks in London und in der Provinz: Zu den Waffen! Rache für den Mord in Manchester! In diesem Sinne hielten Wooler in London, der Wundarzt Watson in Smithfields, und Burdett in Westminster Volksversammlungen, um den Prinz-Regenten zu bitten, das Betragen der Obrigkeit zu Manchester gerichtlich zu untersuchen und dem Volke die Reform des Hauses der Gemeinen zu bewilligen. Auch die Versammlung des Gemeinderaths von London übergab dem Regenten eine Bittschrift, die Verletzung der Constitution in Manchester untersuchen und bestrafen zu lassen. In mehrern Städten Schottlands hielt das Volk ähnliche Versammlungen. Dagegen wurden Hunt und seine Mitschuldigen von den Ministern als Verschwörer, welche die Gesetze des Landes mit Gewalt ändern wollten, gerichtlich angeklagt, doch gegen Bürgschaft wieder in Freiheit gesetzt. Indessen erklärten auch viele Bürger, die mit der Constitution zugleich das Vermögen und den Besitz des Reichthums bedroht sahen, öffentlich ihren Abscheu vor jenen tumultuarischen Volksbewegungen. Desto mehr wurde Hunt der gefeierte Held des Tages. Er hielt den 13. Sept. einen Triumpheinzug in London, der einen Begriff von dem Geiste und von der Macht des brittischen Volks geben konnte. Dreimalhunderttausend Menschen waren Zeugen dieses Festes. Der weiße Hut war das Zeichen eines Reformers; der Zug selbst trug mehrere Fahnen, darunter eine rothe mit der Frei-

heitsmütze und der Inschrift: Freiheit oder Tod. Doch endigten sich diese und andere Versammlungen ohne alle Unordnung. Das Volk und seine Redner enthielten sich jeder gesetzwidrigen Handlung. Die Mahlzeit, bei der Hunt und seine Freunde nur Wasser tranken, beschloß ein Toast auf Brutus. Zwei Tage darauf, den 15., ertheilte der Regent auf die Adresse des Gemeinderaths eine mißbilligende Antwort. Die Untersuchung der Ereignisse zu Manchester ward auf die Frühjahrs Assisen 1820 verschoben, das Parlament aber zum 28. Nov. versammelt. Unterdessen waren die an sich zu dieser Rolle ganz untauglichen und vom Volke selbst mehrmals verspotteten Häupter der Reformers, Hunt, Watson und Thistlewood, unter sich zerfallen. Hunt tadelte scharf die Heftigkeit seiner Genossen; deßhalb ward seine Büste von den Radical-Reformers in London zerschlagen, und er zog sich aus der Oeffentlichkeit zurück, um eine Fabrik von Surrogat-(Radical-) Caffee und Thee anzulegen. Auf der andern Seite erklärten sich mehrere Große und Whigs von anerkannt edlem Charakter für die Sache des Volks, z. B. der Herzog von Norfolk, der Graf Fitzwilliam, die Lords Egremont, Dundas, Milton, Graf Albemarle. Sie nahmen an mehreren Volksversammlungen Theil und stimmten den Beschlüssen gegen die zu Manchester geschehenen Kränkungen der Rechte des Volks bei. Dagegen zeigte das Ministerium Entschlossenheit und Kraft. Die Truppen wurden mit 10,000 Mann vermehrt, und überall die berittene Yeomanry aufgeboten. Auch schienen sich in dieser Sache die ausgezeichnetsten Männer der Opposition, wie die Lords Grenville und Gray, und Mr. Tierney, auf die Seite der Minister zu neigen. Der Graf Fitzwilliam, Englands erster Pair, wurde wegen seiner Theilnahme an der Volksversammlung zu York am 14. Oct. vom Ministerium seiner Stelle als Lordlieutenant entsetzt. Allein die Reformers fuhren nur um so kühner fort, fast in allen Städten Englands und Schottlands zahlreiche Versammlungen zu halten. Auch in Irland droht die Eidgenossenschaft der Bandmänner (von einem weißen Bande als Bundeszeichen am Hute so genannt), das unglückliche Land aufs neue in Blut und Elend zu stürzen. Ihre Grundsätze sollen ein Gemisch von englischem Radicalismus und religiösem Fanatismus seyn. Sie wollen weder Zehnten entrichten, noch Protestanten um sich dulden. Doch erklärten sich auch viele Bürger in Adressen an den Prinz-Regenten gegen die Partei der Radicalen, und vereinigten sich unter einander zur nachdrücklichen Aufrechthaltung der Ordnung. Um diese Zeit kam Cobbet aus den vereinigten Staaten wieder zurück. Er schloß sich sogleich an die Reformers an, und hielt nebst Hunt in London Vorlesungen über Mäßigkeit und Moralität. Das Volk in der Provinz beging nur selten Unordnungen, wo das Gesetz und die bewaffnete Macht ihnen Einhalt thun mußten. Desto kühner war die Sprache der Flugschriften. Hobhouse, Sohn eines Parlamentsgliedes, ward deshalb in Newgate eingesperrt. Nun brachten die Minister fünf Bills in das Parlament, wegen Stempelung der Flugblätter, gegen politische und religiöse Schandschriften, wegen Beschränkung der Volksversammlungen, wegen Verbots der militärischen Uebungen und die Wegnahme der Waffen in den Häusern betreffend. Diese Bills gingen sämmtlich durch und erhielten den 30. Dec. die königliche Zustimmung. Dadurch erlangten zwar die Minister eine größere Gewalt; aber die Unzufriedenheit im Volke nahm zu. Man feierte den 1. Januar als einen Fasttag, um über die verlorne Freiheit zu trauern. Zwar be-

willigte das Parlament, um arme Auswanderer zu versorgen, zur Anlegung einer Colonie auf dem Cap große Summen, und der Prinz-Regent, seit dem Tode seines Vaters am 29. Januar 1820 König Georg IV., bestimmte seinen Wald von Dartmoore zum Anbau für die Armen der Hauptstadt; allein dies sind nur schwache Palliativmittel für die Größe und den Trotz der Armuth. Als nun der König, noch vor der Beendigung mehrerer legislatorischen Gegenstände, gleich nach den nöthigen Geldbewilligungen, das bisherige Unterhaus im Februar auflös'te, die Minister aber beibehielt, so wandte sich der Haß der Radical-Reformers mit verdoppelter Wuth gegen die Minister. In dieser Zeit bildete sich ein Complott, alle Minister, wie der Courier behauptet, am 23. Febr., wo sie beim Lord Harrowby (Bathurst) speisen sollten, daselbst umzubringen. Wenigstens wurde Lord Harrowby am Morgen dieses Tages von einem Unbekannten, der ihm einen Brief brachte, gewarnt und mit der Gefahr bekannt gemacht. Der Lord zeigte dies sogleich den Ministern an, die ihre Maaßregeln so nahmen, daß noch denselben Tag, Abends gegen 8 Uhr, Magistratspersonen mit Warrants, von Polizeibeamten und Gardesoldaten unter Capit. Fitz Clarence unterstützt, die Verschwornen in ihrem kürzlich erst gemietheten Versammlungshause, in einer Seitenstraße unweit der Wohnung des Lords Harrowby, überfielen, wo sie mit Füllung von Granaten, Patronen und andern Zubereitungen, unter dem Dache in einer Art Scheuer, 20 bis 30 an der Zahl, beschäftigt waren. Die Verschwornen löschten die Lichter aus, und vertheidigten sich mit Pistolen und Degen, wobei ein Polizeibeamter Smithers getödtet, und mehrere Constables, auch einige Soldaten, verwundet wurden. Thistlewood soll sich an der Spitze der Verschwornen befunden haben. Endlich wurden neun derselben ergriffen, die übrigen entsprangen durch ein Fenster, unter ihnen angeblich auch der aus dem Watsonschen Prozeß bekannte Arthur Thistlewood. Dieser ward schon am folgenden Morgen, den 24sten, in seiner Wohnung im Bette ergriffen, und als Hochverräther und des absichtlichen Mords der Minister angeklagt, vor Gericht gestellt, nachdem er gleich nach seiner Verhaftung vor dem im Hotel des Staatssekretärs des Innern versammelten geheimen Rathe verhört worden war. Noch ward Brunet, das zweite Haupt dieser Verschwörung, so wie mehrere Andre — Fleischer, Zimmerleute, Schuhmacher u. s. w., sämmtlich ohne einen Schilling baar bei ihnen zu finden, — an den folgenden Tagen ergriffen. Die bei den Verhafteten gefundenen Papiere sollen den ganzen Plan zu der Revolution, welche die Radicalen in England hätten anstiften wollen, enthüllt haben. Der Morning-Chronicle nennt aber das Ganze nur Unordnung, Widersetzlichkeit und Mord, nicht Hochverrath. Wenn das Complott, das sich so furchtbar angekündigt, wirklich jenen Zweck gehabt hat, so sieht sich die brittische Regierung von einer großen Gefahr befreit. Die Suspension der Habeas-Corpus-Acte wird die nächste Folge davon seyn. Allein die Ursachen des immer wachsenden Uebels der Volksunzufriedenheit bestehen fort, und man kann wohl fragen: Wo ist Pitt, der Pilot, der das Staatsschiff Großbritanniens leitet (the Pilote, who wearthord te storm)? K.

† Ragusa. Die Stadt Ragusa, jetzt die Hauptstadt dieses Kreises und die vormalige Hauptstadt der Republik, ist befestigt, und liegt am Fuße eines hohen kahlen steilen Berges, auf einer Halbinsel des adriatischen Meeres. Sie hat breite, regelmäßige Straßen, einen

prächtigen Pallast, vormals die Residenz des Rektors, 1200 Häuser und 8000 Einwohner, welche, außer einigen Fabriken in Seide und Tuch, Schiffbau und Handel betreiben. Der Hafen, welcher der Stadt unmittelbar zugehört, ist klein, aber desto schöner und geräumiger ist der nördlich gelegene Hafen von Gravosa. Die Stadt erhält ihr Wasser durch eine Wasserleitung.

Rakanischer Katechismus, s. Socinianer.

Rakete ist in der Feuerwerkskunst eine Gattung von Lustfeuer, welches bombenmäßig mit einem langen feurigen Schweif in die Höhe steigt und dann mit einem Knall verlischt, ein Strahlfeuer. Die nach ihrem Erfinder s. g. Congreveschen Raketen (s. d. Art. Congreve) bestehen aus einer eisernen hohlen Kugel, an welcher eine blecherne Büchse mit vielen Löchern befestigt ist, ein langer Stock dient zur Erhaltung der Richtung. Das Gestell zum Werfen ist eine große von Pferden gezogene Maschine mit zwei nach allen Richtungen beweglichen Rinnen. Sobald die Kugel in die Rinne gelegt und entzündet worden, geht sie mit furchtbarem Getöse etwa 1000 Schritte fort, während aus den Löchern der Büchse ein beständiger Feuerstrom ausströmt. Diese ausströmende Masse ist pechartig, hängt sich an jedem Gegenstande fest, ist fast nicht zu löschen und brennt bis auf den Knochen durch. Nach etwa zehn Minuten zerspringt die Kugel selbst, wie eine Granate.

Rallentando, auch retardando oder lentando. Mit diesen Wörtern wird in der Tonkunst angezeigt, daß bei der damit bemerkten Stelle eines Tonstückes das Zeitmaaß wegen des Ausdrucks etwas verzögert werden oder ins Langsamere fallen soll. Der Eintritt des frühern Tempo's erfolgt entweder ohne weiteres nach einigen Tacten von selbst, oder wird durch a tempo ausdrücklich angezeigt.

* Rammelsberg, ein 1820 Fuß hoher Berg des Harzgebirges, südlich von der Stadt Goslar, welche an seinem Fuße liegt, gehört, was seine Oberfläche betrifft, zu dem herzoglich-braunschweigischen Kreisgerichte Harzburg, aber die aus seinem Innern gewonnenen Erze gehören Hannover und Braunschweig; daher wird der Rammelsberg zum Communion-Harze gerechnet. Dieser Berg ist vorzüglich wegen seiner vielen Bergwerke merkwürdig, und wird von vielen Reisenden besucht. Man wird nicht leicht auf einem so kleinen Distrikte, als dieser einzige Berg ausmacht, eine solche vielfache Ergiebigkeit finden; denn der Rammelsberg liefert Gold, Silber, Kupfer, Blei, Glötte, Schwefel, Oker, grünen und weißen Vitriol und Arsenik. Der reine Ueberschuß von allen Producten beträgt auf 30 bis 40,000 Thaler. Man berechnet die jährliche Ausbeute auf 10 Mark Gold, 3600 Mark Silber, 3200 Ct. Glötte, 5600 Ct. Blei, 2500 Ct. Kupfer, 5200 Ct. Zink, 650 Ct. weißen, 20 Ct. blauen und 1600 Ct. grünen Vitriol und 2200 Ct. Schwefel. Die Masse des Erzlagers besteht vorzüglich aus derbem blumigblättrigen Bleiglanz, gelben Kupferkiesen, bunten kupfrigen Schwefel- und Arsenikkiesen, schwarzer und brauner Blende und Eisenerzen. Selten findet man, außer Gold und Silber, Metalle einzeln, wohl aber häufig taubes Gestein als Einsprengung in den Erzen. Der viele natürliche Kupfer-, Eisen-, und Zink-Vitriol gewährt an einigen Orten die prächtigsten Anblicke. Sehr sehenswerth sind die großen Weitungen und Grotten, wo die Erze durch Feuerbrände losgearbeitet werden. Ein solcher Brand gewährt einen überaus fürchterlich-schönen Anblick. Jährlich werden auf diese Art über 6000 Malter Holz verbraucht.

Von den 12 Gruben gehören der Stadt Goslar vier, doch muß diese die Erze für einen bestimmten Preis dem Communion-Bergwerke abliefern. Die übrigen Gruben gehören der Communion gemeinschaftlich, und zwar so, daß Hannover von der Ausbeute 4/7 und Braunschweig 3/7 bekommt. Alle Erze werden auf ihre Kosten in den an der Oker und Grane gelegenen Hüttenwerken verschmolzen. Auf dem Berge selbst ist eine vortreffliche Aussicht auf die Ebene Niedersachsens. — Die Entdeckung der Bergwerke des Rammelsberges fällt in das Jahr 968 oder in die Regierungs-Zeit Otto des Großen, welcher 974 starb. Lange Zeit waren sie zwischen Goslar und den Herzögen von Braunschweig streitig. Die letzteren, denen Kaiser Friedrich II. 1235 den rammelsbergischen Zehenten als Reichslehn erb- und eigenthümlich ertheilte, hatten ihn 1373 für 800 Mark Silber an Goslar wieder käuflich überlassen. Dieses weigerte sich hernach wegen der großen, auf das Bergwerk verwendeten Kosten, den Zehnten zurückzugeben, bis nach langem Streit und Kriegen, Herzog Heinrich der jüngere die Stadt im Jahre 1552 zu dem Vergleiche zwang, wonach die jetzige Communionherrschaft nicht nur den Besitz von den ehemals gewerkschaftlichen Gruben, sondern auch die Jurisdiction über die vier Gruben der Stadt, das Vorkaufsrecht aller Metalle, den Zehnten und den Stollenneunten erhielt.

Ramsey (Doctor), als Mensch und Republikaner einer der geachtetsten Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein glücklicher und allgemein geschätzter Arzt. Als Schriftsteller ist er auch in Europa berühmt durch seine Geschichte der amerikanischen Revolution und durch seine Biographie Washingtons. Noch hat er eine Uebersicht der Fortschritte der Arzneiwissenschaft und eine Geschichte von Carolina geschrieben. Er ward in seinem 66sten Jahre zu Charlestown d. 8. Mai 1815 von einem Wahnsinnigen, Namens William Linne, ermordet, dem er vor einiger Zeit das Leben dadurch gerettet hatte, daß er mit einem andern Arzte bezeugte, William Linne sey von Sinnen. Dieser Mensch hatte nämlich in einem Anfalle von Wuth seinen Advocaten, den er für bestochen hielt, erschießen wollen, aber nur schwer verwundet. Der Mörder gestand, daß er den D. Ramsey aus Rache wegen dieses Zeugnisses getödtet habe. K.

Raphael, der Name eines Engels, der unter andern in der Geschichte des Tobias vorkommt.

Rapport, vornemlich in der Militärsprache, der Bericht, die Anzeige, Meldung; daher Rapportiren, berichten. Ferner die Beziehung, in welcher Dinge oder Personen zu einander stehen; in diesem Sinne wird es unter andern beim Magnetismus gebraucht. (S. d. Art.)

Raserei, s. Wahnsinn.

Raskolniken, s. Roskolniken.

Ratafia, ein aus Branntwein, allerlei Früchten, Kräutern und Gewürzen bereitetes starkes Getränk, wovon es über hundert verschiedne Arten mit besondern Zunamen gibt.

Rational, der Gegensatz von Irrational. (S. d. Art.)

* Rauch ist der sichtbare Dampf, der von einem stark erhitzten oder brennenden Körper in die Atmosphäre aufsteigt. Er ist ein Product der Verbrennung, d. i. eine durchs Verbrennen gebildete Zusammensetzung des atmosphärischen Sauerstoffs mit den Grundstoffen des brennlichen Körpers, die aber noch nicht vollständig mit Sauerstoff gesättigt sind, weßhalb sie nicht nur sichtbar aufsteigen, sondern auch

noch weiter verbrennlich sind (s. Verbrennen und Thermolampe). Da in den meisten Fällen die Luft nicht stark genug in die innern Theile des brennenden Körpers eindringt, um alle daselbst aufsteigenden Dämpfe in Flamme zu verwandeln, so bemerken wir bei den mehrsten Flammen einen Rauch über ihrer Spitze, der, je weiter er sich von der Flamme entfernt, sich desto mehr abkühlt und ausbreitet. Die öhlichten und harzichten Theile verdicken sich bald in der Kälte und setzen sich an den nächsten kalten Körper als schwärzender Ruß an. Die sichtbaren Theile des Rauchs bestehen in Kohle, die meist mechanisch mit fortgerissen wird, auch wohl in den gebildeten Luftarten aufgelöst seyn kann; in gebildeter Essigsäure; in brandigem Oel (Theer), dem zugleich mehr oder weniger brandiges Harz beigemengt seyn kann. Uebrigens muß der Rauch, da er aus gewissen Bestandtheilen des Brennmaterials gebildet wird, nach Beschaffenheit des brennenden Körpers verschieden seyn, wovon uns nicht nur die verschiedene Farbe des Rauches, sondern auch sein Geruch so wie die Schärfe, mit welcher er auf Augen und Respirationswerkzeuge wirkt, und endlich auch die chemische Untersuchung der aus dem Rauche abgesetzten Producte deutlich überzeugt. Letztere zeigt unter andern, daß der Rauch von thierischen Stoffen flüchtiges Laugensalz enthält, während das Holz nebst öhlichten und harzigten Theilen Wasserstoffgas und gebildete Essigsäure liefert, die man beim Kohlenbrennen im Großen als Sauerwasser auffängt und benutzt. Da um so mehr von dem Brennmaterial ungenutzt verloren geht, je mehr davon in Rauchgestalt aufsteigt, so hat man in den neuern Zeiten allerlei Verbesserungen angegeben, um vornemlich durch Vermehrung des Luftzugs die vollständigere Zersetzung des Brennmaterials zu befördern. — Daß übrigens da, wo die Luft so verdünnt ist, daß sie leichter ist, als der Rauch, dieser nicht aufsteigt, sondern sich abwärts senkt, wie wir dieß auf hohen Bergen wahrnehmen, folgt aus den Gesetzen der Schwere.

Rauchtopas nennt man den rauchgrauen Bergkrystall, der dem Topas ähnlich sieht. Man findet ihn unter andern in Böhmen.

Raute, s. Rhombus.

* Ravelin (franz. demi-lune), ein Außenwerk, welches in der Regel vor der Courtine zwischen zwei Bastionen liegt, und aus zwei Facen besteht. Vordem nur zur Deckung der gewöhnlich in der Courtine befindlichen Thore bestimmt, war es klein und zuerst in halbrunder Form erbaut; jetzt werden sie größer und mit erweiterten Kehlen gebaut, so daß ihre verlängerten Facen noch vor den Schulterpunkt der Bollwerke fallen. Der Zweck ist, diesen und einen Theil der Facen gegen das feindliche Feuer zu decken, so daß darauf so lange als möglich einige Geschütze zur Bestreichung des Grabens thätig erhalten werden.

Rayon, der Halbmesser, der halbe Durchmesser einer Festung, von dem Mittelpunkt bis an die Bollwerksspitze.

Real, eine spanische Silbermünze; der real de plata beträgt etwas über 3 gr.; der real de vellon ist eine Kupfermünze und beträgt ohngefähr 1 gr. 8 pf.

Real. Das Reale wird dem Verbalen oder Nominalen (z. B. Realdefinition, Realinjurie), dann dem Personalen, endlich auch dem Idealen entgegengesetzt. Im letztern Sinne heißt es, das von der Vorstellung unabhängige Seyende; oft auch das Wirkliche.

Realdefinition, eine Definition, durch welche nicht bloß das Wort, sondern der Begriff eines Gegenstandes nach seinem Ursprung und Wesen erklärt wird.

Realwerth, s. Nominalwerth.

Rebellion, s. Aufruhr.

Recensionswesen. Das Recensionswesen ist ein literarischer Dingstuhl der neuern Zeit, bei welchem jeder Beisitzer (Recensent) einzeln sein Urtheil über ein im Druck erschienenes Buch öffentlich ausspricht, ohne dadurch dem entscheidenden Urtheile der öffentlichen Meinung noch der Zeit vorzugreifen. Außer der klugen Umsicht und Aufsicht des Vorsitzers eines solchen Dingstuhls, der die literarischen Schöffen ernennt, (der Redaction, s. d. Art.) und außer dem eigenen literarischen Gewissen der Urtheiler selbst, gibt es für die Recensiranstalten keine Vorschrift, noch Regel. Ihr Zweck ist doppelt: sie beurtheilen und sie melden; doch lernt der Gelehrte manchmal mehr aus dem Melde-Zettel, oder dem Intelligenz-Blatte, als aus der gelehrten Anzeige des Recensenten. Denn jenes ist der stumme Richter der literarischen Thätigkeit seiner Zeit überhaupt; diese hingegen nicht selten — Vexirspiegel. Gleichwohl halten wir kritische Zeitschriften für unentbehrlich. Sie sind die wahren Prallleuchten — Reverberen — in den finstern Straßen der Literärgeschichte, und für die Kritik, bei Ermangelung andrer Glocken, eine Art Minarets, in welchen die Muessins oder die Recensenten, als öffentliche Ausrufer, das Volk der Leser und Wissenschaftler täglich fünfmal (Halle, Leipzig, Göttingen, Jena, Heidelberg) zum Gebet rufen. Allemal bleiben Literaturzeitungen und kritische Blätter für die Verbreitung des wissenschaftlichen Gemeinguts und für die Erweckung des öffentlichen Sinns in der Gedankenwelt ein treffliches Hülfsmittel, und wenn das geistige Leben in Europa jetzt reger erwacht, vielseitiger ausgebildet und tiefer begründet ist, als je, so ist dieß größtentheils mit eine Folge des öffentlichen Urtheils in der gelehrten Republik. Mit diesen Worten ist der Charakter, die Bedeutung und der Werth des Recensionswesens ausgesprochen. Hierzu kommt, daß zu jeder Zeit die größten Köpfe gern ihr Urtheil in solchen Blättern niedergelegt und manches goldne Wort, das sonst in keinem Buche Platz gefunden, oder mit dem Buche selbst im Staube sich vergraben hätte, darin zu Tage gefördert haben. So der unsterbliche Haller, so Johannes von Müller, und viele Andre; so selbst Schiller und Göthe, einst die erklärtesten Feinde alles Recensionswesens! Immerhin sey die Recensionsanstalt der Kampfplatz einer Schule, wenn nur tüchtige Kämpfer ihr System verfechten! Der Leser will ja nicht das untrügliche Urtheil der Recensionsanstalt abkaufen; sondern er will ein gedachtes Urtheil, das ihn zum Selbstdenken reizt, klar und bündig, gleichviel ob scharf oder bescheiden ausgedrückt, über ein Buch lesen, das überhaupt eines solchen Urtheils werth ist, von dem Inhalte aber will er nur so viel erfahren, als er selbst zur allgemeinen Würdigung des Buchs und der Beurtheilung braucht. Es versteht sich, daß Redaction und Recensent überhaupt ihrem Geschäfte gewachsen seyn, und daß beide, frei von persönlicher Rücksicht, den Zweck der Wissenschaft rein ins Auge fassen müssen. Ist dieß der Fall, so werden allemal die kritischen Zeitschriften einer Nation als die reifsten Blüthen ihres literarischen Geistes, nicht nur die Achtung der Zeitgenossen, sondern auch die Aufmerksamkeit des Auslandes und der Nachwelt verdienen.

Möge auch der Recensent sich irren, wenn er nur seinen Irrthum klug und klar, geistvoll und ernst, mit strengem Wahrheitssinn und fest wie ein Republikaner, ausspricht. Denn schon der große Bacon hat gesagt: Rascher tritt das Wahre aus dem Irrthum hervor, als aus der Verworrenheit. (Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.) — Wie sehr kritische Blätter die Wissenschaft fördern, beweist die Literärgeschichte aller Völker, die sich der Gedankenfreiheit und mit ihr eines geistigen Lebens erfreuen dürfen. Man vergl. was im Art. Nicolai (Christ. Friedr.) über dessen deutsche Bibliothek gesagt ist. Die Franzosen, denen überhaupt das Verdienst gebührt, die Gelehrsamkeit in die Welt, sey es auch nur in den Salon, eingeführt zu haben, sind die ersten gewesen, welche über Druckschriften öffentlich und rücksichtlos urtheilten. Louis Jacob (st. 1670) soll durch seine Bibliographie Parisienne, die jährlich alle zu Paris erschienenen Bücher recensirte, den ersten Gedanken zu dem noch blühenden Journal des Savans, dessen Stifter Denis de Sallo (st. 1667) war, gegeben haben. Bald darauf begannen die literarischen Journale der Deutschen: Thomasius freimüthige Gedanken über allerhand Bücher, Halle und Leipzig 1688; Tenzel's monatl. Unterredungen, Leipzig 1689; und Otto Menken's Acta eruditorum, seit 1682. (S. die Uebersicht der wichtigsten kritischen Blätter des In- und Auslandes in dem Art. Literatur-Zeitungen.) Das neueste gelehrte kritische Institut ist der vom Prof. Krug redigirte Hermes, Leipzig 1819. Im Allgemeinen zeichnen sich die gelehrten Blätter der Britten (Schottländer) durch ein bestimmtes, unabhängiges, tief eindringendes Urtheil, die der Franzosen durch treffende und klare Würdigung des Zweckmäßigen, und die der Italiener durch scharfsinnige Zergliederung aus; doch klebt allen eine gewisse Einseitigkeit an, von der fast nur der Deutsche bei seiner Universalität und Gründlichkeit frei ist, wenn ihn nicht etwa ein herrschendes System einnimmt. Hier stehe nur noch eine Frage: Soll der Recensent sich nennen? Wir glauben: Nein; denn nur die Sache soll ihm gelten, wie dem Leser. Das Urtheil muß sich selbst rechtfertigen. Nennt er sich, so ist sein Urtheil, auch wenn er es nicht will, noch glaubt, befangen; dem Leser aber ist manchmal mit dem gelehrten Unmuth des anonymen Recensenten mehr gedient, als mit dem höflichen Berichte eines sich nennenden Enkomiasten. K.

Recht ist das Prädikat, das einem Subjecte in so fern zukommt, als eine Zwangsverbindlichkeit gegen dasselbe vorhanden ist, oder das einem Subjecte in so fern zukommende Merkmal, als etwas äußerlich als von seiner Willkühr abhängig betrachtet werden muß. Man unterscheidet persönliches und dingliches Recht. Jenes ist ein Recht auf eine Leistung; des letztern Gegenstand ist eine Sache.

Rechtgläubigkeit, s. Orthodoxie.

Rechtsphilosophie, s. Naturrecht.

Rechtswissenschaft, Jurisprudenz, begreift die Kenntniß der in einem Staate gültigen Rechte. Unter allen positiven Rechten in Europa ist, nächst dem englischen, das in den Staaten Deutschlands gültige das weitläuftigste, verwickeltste und aus den verschiedensten Quellen zusammengesetzte. Da nun derjenige, der das in Deutschland geltende Recht in einem allgemeinen Abriß übersieht, leicht die Rechte andrer Völker danach verzeichnen kann, so muß hier eine Uebersicht desselben statt aller übrigen stehn. Die Rechtswissenschaft in Deutschland umfaßt, nach Maßgabe ihrer Erkenntnißquelle, der

Lehrart, des Materials und des historischen Ursprungs, nicht nur: a) dasjenige Recht, welches blos durch die philosophirende Vernunft erkannt wird (Naturrecht), sondern auch b) dasjenige Recht, welches durch die Gesetzgebungen der deutschen Staaten und der Corporationen in ihnen aufgestellt worden (positives deutsches Recht). Aus beiden Quellen gehen folgende theoretische Rechtswissenschaften hervor: A. das Recht der Privaten unter sich (Privatrecht, Civilrecht im weitern Sinne). I. Recht der Privaten in Beziehung auf ihre rechtlichen Verhältnisse überhaupt, und ohne Berücksichtigung der besondern eine eigne Untersuchung erfodernden Rechtsbestimmungen, und zwar entweder nach den Grundsätzen des in Deutschland aufgenommenen römischen Rechts, wie es vom Kaiser Justinian aufgestellt worden (Justinianisch-römisches Recht, Civilrecht im engern Sinn), oder nach den ursprünglich deutschen Rechtsgewohnheiten, Reichsgesetzen und dem deutschen Herkommen (deutsches Privatrecht), oder nach der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten (preußisches, sächsisches, bairisches Privatrecht); II. das Recht der Privaten in Beziehung auf mehrere zu besondern Rechtsbestimmungen Anlaß gebende Verhältnisse, namentlich 1. auf das Lehnsverhältniß (Lehnrecht, jus feudale) und zwar a. nach den noch übrigen longobardischen Lehnrechtsgebräuchen (Longobardisches Lehnrecht); b. nach den ursprünglich deutschen Lehnrechtsgewohnheiten (gemeines deutsches Lehnrecht); c. nach der einheimischen Gesetzgebung einzelner deutschen Staaten in Lehnsachen; 2. auf das Religions- und Kirchenverhältniß (Kirchenrecht, jus canonicum), und zwar a. nach den Grundsätzen des Corporis juris canonici (jus canonicum im engern Sinne); b. nach den Grundsätzen der deutschen katholischen Kirche und den darauf sich beziehenden Reichs- und Landesgesetzen, Concordaten u. s. w. (katholisches Kirchenrecht); c. nach den Grundsätzen der Protestanten und den deßfallsigen Landesgesetzen (protestantisches Kirchenrecht); 3. auf mehrere, wegen ihrer Wichtigkeit für den Staat und die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Objects, den Gegenstand besonderer Gesetzgebungen ausmachende Rechtsverhältnisse der Staatsbürger. Die wichtigsten hieher gehörigen Doctrinen sind: das Polizeirecht, Finanz- und Cameralrecht, Kriegs- und Soldatenrecht, Handlungs-, See- und Wechselrecht, Privatrecht der Fürsten, Adels-, Bürger-, Handwerks- und Bauernrecht, Judenrecht, Jagd- und Forstrecht, das Bergrecht; 4. auf die vom Staate angedrohte gänzliche oder partielle Beraubung der staatsbürgerlichen Rechte, als Strafe solcher Handlungen, welche durch ein Strafgesetz verboten sind (Verbrechen), und auf das vom Staate vorgeschriebene Verfahren, wie das Verbrechen und der Verbrecher erforscht und letzterer bestraft werden solle (Criminal- oder peinliches Recht) und zwar a. nach den in ganz Deutschland angenommenen, besonders durch die Carolina, bestimmten Grundsätzen (gemeines Criminalrecht); b. nach den Gesetzgebungen der einzelnen deutschen Staaten; 5. auf die vom Staat vorgeschriebene Form, wie die Staatsbürger die unter ihnen wegen streitiger Rechte entstandenen Händel vor Gericht führen und die nöthige Entscheidung veranlassen sollen (Proceßrecht, auch schlechthin Proceß). B. Rechte des Staates in Beziehung auf seine Verfassung und Verwaltung als Staat betrachtet (Staatsrecht, jus publicum), und zwar 1. für ganz Deutschland nach seiner 1806 aufgelös'ten Verfassung (deutsches Staatsrecht, jus publicum germanicum), 2. nach den seit Errichtung des deutschen Bundes eingetretnen Grundsätzen (Staatsrecht der deutschen Bun-

desstaaten); 3. für die einzelnen deutschen Staaten. C. Rechte der Völker gegen andre Völker, sofern deßhalb durch Verträge und Herkommen positive Bestimmungen vorhanden sind (Europäisches Völkerrecht, von welchem das Gesandtschaftsrecht, das Seerecht, das Ceremonialrecht u. s. w. einzelne Theile sind). Betrachtet man das Recht aus dem Gesichtspunkt der Geschicklichkeit und Fertigkeit in der Anwendung, wobei, nach der Natur der Sache, viel Sätze und Regeln aus andern Wissenschaften zu entlehnen sind, so entstehen dadurch die practischen Rechtswissenschaften. Diese enthalten A. die Anleitung zur Ausarbeitung von Acten oder — bei juristischen Privatgeschäften — zur gerichtlichen sowohl als zur außergerichtlichen Praxis (letztere gewöhnlich Notariatskunst genannt); B. die Anleitung zur gehörigen Behandlung der schon ausgearbeiteten Acten. Dahin gehören: die Referir- und Decretirkunst, und die Archiv- und Registraturwissenschaft. Die Hülfskenntnisse der Rechtswissenschaft zerfallen in mittelbare und unmittelbare. Zu ersteren gehören Sprachen, Geschichte, Geographie, Statistik, Alterthümer, Philosophie, besonders Logik, Politik, Moral und Staatswissenschaft, Mathematik und gerichtliche Arzneikunde, zu letzteren die juristische Encyklopädie oder Methodologie, die Rechtsgeschichte der Rechtskunde und die juristische Auslegungskunst.

Rechtswohlthaten (beneficia juris), sind gewisse Rechtsbehelfe, die Jemand zu seinem Vortheile anwenden oder in Anspruch nehmen kann. Dahin gehören das beneficium oder jus deliberandi, die Rechtswohlthat der Bedenkzeit, vermöge deren ein Erbe eine Zeitlang den Bestand der Erbschaft untersuchen und überlegen kann, ob er sie antreten will oder nicht; diese Zeit beträgt, wenn eine Erklärung deßfalls verlangt wird, ein Jahr, wenn aber keine verlangt wird, dreißig Jahre; das beneficium inventarii oder die Rechtswohlthat des Nachlaßverzeichnisses, welche den Erben berechtigt über die ihm zugefallne Verlassenschaft ein gerichtliches Verzeichniß verfertigen zu lassen, und, wenn er die Erbschaft nach demselben angetreten hat, nicht mehr Schulden bezahlen zu dürfen, als so weit die Erbmasse hinreicht; das beneficium legis Falcidiae, das Recht eines Testaments- oder Intestaterben, in gewissen Fällen und unter gewissen Bedingungen, von jedem Vermächtniß, Singular-Fideicommiß, und von der Schenkung einzelner Sachen oder des ganzen Vermögens auf den Todesfall so viel abzuziehen, daß ihm der vierte Theil der Verlassenschaft (Quarta Falcidia) übrig bleibt; das beneficium restitutionis in integrum (s. d. Art. Restitutio etc.); das beneficium cedendarum actionum, das Recht des Bürgen, von dem Gläubiger zu fordern, daß er ihm erst seine sämmtlichen Rechte gegen den Schuldner abtrete, bevor er denselben bezahlt; das beneficium divisionis, das Recht eines solidarischen Bürgen, der für die ganze verbürgte Schuld in Anspruch genommen wird, zu verlangen, daß seine Mitbürgen für ihre Rata herbeigezogen werden; das beneficium ejurationis, die einem Schuldner dem seine Gläubiger die Abtretung seiner Habe nicht verstatten wollen, zustehende Rechtswohlthat, eidlich zu versichern, daß er nichts von seinem Vermögen bei Seite geschafft habe oder daß er überhaupt nichts besitze; das beneficium excussionis, das dem Bürgen verliehene Recht, den gegen ihn klagenden Gläubiger zuvörderst an den Hauptschuldner zu verweisen, um von diesem die Bezahlung beizutreiben; das beneficium S. C. Trebelliani, das Recht des Fiduciarerben, bei der Restitution der Erbschaft den vierten Theil zurück zu behalten, wenn ihm dieser nicht schon

ungekürzt von dem Erblasser hinterlassen worden ist; das beneficium S. C. Vellejani, das Recht eines Frauenzimmers, welche Bürgschaft geleistet hat, nicht nur eine beständige Exception, wenn sie deßhalb belangt wird, entgegenzusetzen, sondern auch das als Bürgin schon Bezahlte mit der conditio indebiti zurückzufodern; das beneficium separationis, die Rechtswohlthat, welche die Gesetze solchen Concursgläubigern, die bereits Gläubiger des Erblassers des gegenwärtigen Gemeinschuldners waren, und durch dessen Erwerbung der Erbschaft auch seine Gläubiger geworden sind, verliehen haben, vermöge deren solche Gläubiger die Absonderung der Erbschaft, sammt dem nach dem Tode des Erblassers noch dazu Gekommnen, von dem Vermögen des Erben und Gemeinschuldners fodern können, um daraus mit Ausschließung der andern Gläubiger ihre Befriedigung zu erhalten; das beneficium competentiae (s. Competenz-Recht); das beneficium cessionis bonorum (s. Cessio bonorum); das beneficium particularis solutionis, das Recht eines unglücklichen Schuldners, terminweise, widrigenfalls nach des Richters Bestimmung, zu bezahlen; das beneficium dationis in solutum, das Recht eines zur Execution gebrachten Schuldners, die besten seiner Sachen zur Befriedigung des Gläubigers in Vorschlag zu bringen; u. s. w.

Recognition, s. Recognosciren.

Recollecten, s. Franciscaner und Cisterzienser.

Reconvention, Widerklage, ist die Klage, welche der Beklagte gegen den Kläger in demselben Actenstücke und Processe anstellt, in welchem die Klage gegen ihn selbst verhandelt wird. Sie wirkt eine nothwendige Prorogation des Forums.

Recurs, s. Regreß.

† **Rede.** Als Kanzelredner haben sich berühmt gemacht: Bourdaloue, Massillon, Tillotson, Sterne, Sack, Cramer, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard u. a. m. Unter den Rednern des Alterthums glänzen die Namen Demosthenes, Isokrates, Lysias, Cicero und der jüngere Plinius.

* **Redoute**, heißt jede viereckigte geschlossene Feldschanze. Sie hat keine Seitenvertheidigung, und auf jeder Ecke einen unbestrichenen Winkel von 90°. Stärke und Höhe der Brustwehr richtet sich nach den jedesmaligen Zwecken. Da man auf jeden Vertheidiger 2 Fuß Breite rechnet, und jene gern 2 Mann hoch stellt, so ergibt sich, wenn man die Länge der Feuerlinie kennt, der Bedarf an Besatzung; jeder Mann braucht zu seinem Lager 2c. 23 Quadratfuß Raum; daraus ergibt sich bei Redouten, deren Besatzung auch darin lagern soll, der Bedarf an innerm Raum, und zugleich, daß es unmöglich ist, in kleinen Redouten die zur Vertheidigung nöthige Besatzung auch unterzubringen. — Im Allgemeinen nennt man auch jedes geschlossene Feldwerk ohne Seitenvertheidigung eine Redoute.

† **Reduction.** Bei Münzen heißt Reduction die Bestimmung des Werths einer Münze durch eine andere, Angabe einer Münzsumme in einer andern Münzsorte; aber auch die Herabsetzung des Werths einer Münze. Es.

Reesischer Satz, Reesische Rechnung, s. Kettenrechnung.

Referiren, eigentlich zurückgeben, zurückschieben (z. B. einen Eid); dann auch berichten, einen Bericht abstatten, eine Nachricht geben; vortragen, einen Vortrag (Relation) aus den Acten machen; wozu die Referirkunst Anleitung gibt.

Referendarius war bei den römischen Kaisern derjenige, welcher die Bittschriften annahm, sie dem Kaiser übergab, und die Antworten darauf mittheilte; gegenwärtig ist es bei einem Collegium derjenige, welcher über die eingehenden Acten den Vortrag macht, und die Puncte der Berathschlagung angibt.

* Reflexion oder Zurückwerfung der Lichtstrahlen findet Statt, wenn das Licht auf einen ganz oder doch in hohem Grade undurchsichtigen Körper fällt. In diesem Fall beugt sich der Strahl in dem Augenblicke, in welchem er die Oberfläche des Körpers erreicht, in dem Mittel, durch welches er seinen Weg nahm, zurück. Der Winkel, in welchem der Strahl auffällt, heißt der Einfallswinkel, der, in welchem er zurückgeht, der Zurückwerfungs- oder Reflexionswinkel. Beide sind allemal einander gleich.

Regel-de-Tri ist die Anwendung der Lehre von den geometrischen Proportionen, und zeigt, wie zu drei gegebenen Sätzen der vierte gefunden wird. Die Anwendung dieser Regel ist sehr ausgebreitet, indem so viele Dinge im bürgerlichen Leben in Verhältniß zu einander stehen, so: Preise der Waaren mit ihrer Menge, Arbeitslohn mit Zeitaufwand, Längen mit Breiten und Höhen ꝛc. Manche Rechenmeister theilen die Regel-de-Tri in die einfache und zusammengesetzte, gerade und umgewandte ab. Die Gesellschaftsrechnung, Kettenrechnung und Reductionsrechnung werden auch noch hiezu gezählet.

Regengalle, s. Regenbogen.

* Regensburg, ehemals eine Reichsstadt und ein Bisthum, welche zu dem baierschen Kreise gehörten, und 1803 durch den Reichsdeputationsreceß dem Kurfürsten von Mainz zugetheilt wurden, der von da Kurfürst Erzcanzler hieß. Die Reichsstadt wurde mit dem Bisthum vereinigt, und zu einem Fürstenthum erhoben; die Stadt erhielt die Neutralität in den Reichskriegen, und der vormals erzbischöfliche Stuhl zu Mainz wurde auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Als 1810 der bisherige Kurfürst Erzkanzler und (1806, nach Abschaffung der deutschen Reichsverfassung) Fürst Primas von Napoleon zum Großherzog von Frankfurt erhoben wurde, kam das Fürstenthum und die Stadt Regensburg an Baiern, womit es noch vereinigt ist. Jetzt ist Regensburg die Hauptstadt des Regenkreises des Königreichs Baiern und der Sitz des Generalcommissariats. Die Stadt, mit Mauern und Graben umgeben, liegt in einer fruchtbaren Gegend, in einem weiten Thale an der Donau, wo diese den Regen aufnimmt. Ueber die Donau führt nach dem am linken Ufer liegenden Stadt am Hof eine berühmte steinerne von 1135 bis 1146 erbaute Brücke, welche 15 große Bogen hat, 1091 Fuß lang und 23 breit ist. Der Strom macht hier zwei kleine mit angenehmen Spaziergängen versehene Inseln, Ober- und Niederwörth, welche durch diese Brücke verbunden werden. Die Stadt enthält 1800 Häuser und 21,400 Einwohner, worunter der größere Theil Katholiken sind. Sie ist nicht schön; die Straßen sind krumm, enge und dunkel, doch reinlich; die Häuser hoch, von Stein und nach alter Bauart. Die merkwürdigsten Gebäude sind: das alte große Rathhaus mit seiner Bibliothek, in welchem sich von 1662 bis 1806 der Reichstag versammelte, die Domkirche, die St. Peters- und die Dreifaltigkeitskirche, das Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis, der Ditmarische Palast, das neue Theatergebäude und die vormaligen Reichsabteien St. Emmeran, Nieder- und Obermünster. Die erstere Abtei besteht aus einem weitläuftigen Bezirke von Gebäuden, die eine Stadt für sich ausmachen, und hat

eine Bibliothek, eine Gemäldesammlung und ein vortreffliches Museum von mathematisch-physikalischen Instrumenten. Ueberhaupt sind hier ansehnliche Bibliotheken und Kunstsammlungen, ein Gymnasium und ein Lyceum für alle christliche Religionen. Die Industrie besteht hauptsächlich in einer Fayencefabrik, Wachsbleiche, Türkischgarn-Färberei, einer Lichter- und Seifefabrik, erheblichen Bierbrauereien und Branntweinbrennereien. Die Einwohner treiben viel Speditions-, Salz-, Holz- und Getreidehandel und starken Schiffbau. Bei der Stadt ist das Denkmal des berühmten Astronomen Keppler, der im Würtembergischen geboren war und hier 1630 starb. Dies Denkmal hat der erst 1817 auch in Regensburg verstorbene Erzbischof und Fürst-Primas Carl von Dalberg errichten lassen. Durch die fünftägige Schlacht vom 19. bis 24. April in dem kurzen Kriege 1809 zwischen Frankreich und Oesterreich, die in der Nähe von Regensburg vorfiel, und wobei auch innerhalb der Stadt selbst gekämpft wurde, litt Regensburg durch Brand und Plünderung. Am 23. April verlohr die Stadt durch Brand 134 Häuser, und der Verlust durch Plünderung wurde auf fast 1,500,000 Gulden geschätzt.

* Reggio, ein in Oberitalien gelegenes Herzogthum, das früher dem Herzog von Modena gehörig war, durch die Franzosen zur cisalpinischen Republik, dann zum Königreich Italien geschlagen wurde, und jetzt wieder dem Herzoge von Modena gehört. Die Hauptstadt des Landes, gleichfalls Reggio genannt, liegt am Tessone, in einer schönen fruchtbaren Gegend, und hat viele Kirchen, ein festes Schloß und 14,000 Einwohner, welche einige Seiden-Zeugwebereien unterhalten. Die Straßen der ziemlich hübsch gebauten Stadt sind mit Arkaden versehen. Unter den Gebäuden sind die schöne Kirche Maria della Ghiara und das Theater besonders bemerkenswerth. Jährlich wird hier im Mai eine berühmte Messe gehalten. Auch ist diese Stadt der Geburtsort des großen Dichters Ariosto. Ein zweites Reggio, das die Hauptstadt der zum Königreich Neapel gehörigen Provinz Calabria ulteriore I. ist, wurde 1783 durch ein Erdbeben fast ganz zerstört, ist aber nach dieser Zeit schöner wieder aufgebaut. Sie liegt in einer Ebene, an der sicilianischen Meerenge, Messina gegenüber, und hat gerade, breite Straßen, einen Seehafen und 16,500 Einwohner, welche Seidenfabriken und Oel-, Getreide- und Seidenhandel unterhalten. Vor Zeiten hieß diese Stadt Rhegium, und war eine der ansehnlichsten Städte Großgriechenlands; jedoch findet man, außer eingemauerten Inschriften, den Ruinen eines runden Tempels und einigen Säulenstücken, fast gar keine Ueberbleibsel des Alterthums.

Reggio (Herzog von), s. Oudinot.

* Regie. Régir heißt in der französischen Rechtswissenschaft (au Palais) verwalten, administrer, und régie eine mit Verantwortlichkeit und Rechnungsablegung verbundene Verwaltung. Das Wort wird auch von der Verwaltung gewisser Staatseinkünfte gebraucht, und in diesem Sinne kam es nach Deutschland, als Friedrich II. die Accise in den preußischen Staaten auf französischen Fuß organisirte. (S. Friedrich II.) Bei dem Theater heißt es die Verwaltung der artistischen Angelegenheiten der Bühne, in sofern sie vom Director einem seiner Künstler aufgetragen ist. Dieser heißt Regisseur. Sein Amt ist in der Regel die Sorge, daß die zur Aufführung bestimmten Stücke so gut wie möglich besetzt, eingeübt und aufgeführt werden. Wo der Director nicht selbst ausübender Künstler ist, hängt das Heil der Kunstpraxis hauptsächlich von der glücklichen Wahl des

Regisseurs ab, welcher die einzelnen Kunstkräfte und Kunstmittel der Gesellschaft zu einem Ganzen zusammen bringen soll. Sein Amt ist wegen der Rollenvertheilung, die häufig Neid und Kabalen unter den Mitgliedern der Gesellschaft erregt, und wegen der Anordnungen, die er für die Proben und Darstellungen zu treffen hat, unangenehm und beschwerlich. Vermöge des natürlichen Egoismus pflegen diese Leute gewöhnlich diejenigen Rollen, welche den meisten Beifall einzubringen versprechen, sich selbst zuzutheilen, auch wenn sie wenig dazu geeignet, und fähigere Subjecte dafür vorhanden sind. Bei größern Theatern gibt es deren gewöhnlich mehrere, und sie verwalten entweder das Amt der Rollenvertheilung collegialisch, und die Anordnung und Leitung der Proben und Vorstellungen wöchentlich alternirend (Wöchner); oder jeder hat für eine einzelne Gattung von theatralischen Darstellungen zu sorgen (Regisseur der Tragödie, des Lustspiels, der Oper). Regie beim Theater ist immer ein Uebel, wie im Staate, wenn schon aus anderem Grunde. Am besten gedeiht die Kunst, wo der Theaterdirector die Fähigkeit und Thätigkeit besitzt, die artistischen Angelegenheiten selbst zu lenken. A. Mnr.

* **Regnier**, französischer Divisions-General und Corps-Commandant, ward 1770 zu **Lausanne** geboren, schwang sich im Revolutionskriege rasch zum Brigadegeneral empor, und diente zu verschiedenen Zeiten als Chef des Generalstaabes. Bei der Expedition nach Aegypten nahm er wesentlich Antheil an der Schlacht bei den Pyramiden, belagerte **El Arisch**, eroberte **Boulack**, und blieb auch als Mitglied des ägyptischen Instituts wissenschaftlichen Forschungen nicht fremd. Seine nach der Rückkehr herausgegebne Schrift de l'Egypte après la bataille de Heliopolis zog ihm Buonaparte's Ungnade zu, kraft welcher er denn auch in dem indeß erlangten Grade eines Divisions-Generals blieb. Im Jahr 1809 ward ihm bei **Bernadotte's** Abgange nach der Schlacht bei Wagram der Oberbefehl über das sächsische Truppencorps übertragen. Nach dem Frieden mit Oesterreich commandirte er in Spanien, bis er im Jahr 1812 wieder den Oberbefehl über die Sachsen erhielt, die das siebente Corps der großen Armee bildeten, und bekanntlich nebst dem österreichischen Hülfscorps deren rechte Flanke zu decken bestimmt waren. — Nach der Schlacht bei Lützen im Jahr 1813 übernahm er in Torgau abermals den Befehl über jene Truppen, und focht mit ihnen bei Bautzen, Gr. Beeren, Dennewitz und Leipzig, wo er, nachdem die Sachsen übergegangen, gefangen ward; nach Beendigung des Kriegs nach Paris zurückgekehrt, starb er bald darauf dort. Es charakterisirte ihn eine besondre ruhige fast unerschütterliche Gelassenheit, und er hat überall den Ruf großer Rechtlichkeit hinterlassen.

Regulirte Kleriker, **Chorherrn**, s. **Stift**.

Regulinisch, s. **Metall**.

Regulus, s. **König**.

Reichsämter, s. im Art. **Erz**.

† **Reichsarmee**. Das deutsche **Bundesheer** soll nach dem Entwurfe vom J. 1818, 300,000 Mann stark seyn, und in 10 Armeecorps getheilt werden. Das 1., 2. und 3. Corps, 94822 M., stellt Oesterreich; das 4., 5. und 6. 79234 M., Preußen; das 7., 35600 Mann, Baiern; zu dem 8. stellen das Königreich Sachsen 12000 M.; Würtemberg 13955 M.; Baden 10000 M.; Hohenzollern-Hechingen 145 M.; Hohenzollern-Sigmaringen 356 M.; und Lichtenstein 55 M. Zu dem 9. Corps stellen Hessendarmstadt 6195 M.; Churhessen 5400

Mann; Nassau 3028 M.; Luxemburg 2141 M.; Reuß ältere Linie 223 M.; Reuß jüngere L. 522 M.; S. Weimar 2010 M.; S. Gotha 1857 M.; S. Koburg 800 M.; S. Meinungen 544 M.; S. Hildburghausen 297 M.; Schwarzb. Rudolstadt 539 M.; Schwarzburg-Sondersh. 451 M.; Frankfurt 479 M.; Hessen-Homb. 200 M.; Anhalt-Dessau 529 M.; A. Bernburg 370 M.; Anhalt-Cöthen 325 M. Zum 10. Corps stellen Hannover 13054 M.; Braunschweig 2096 M.; Holstein und Lauenburg 3600 M.; Oldenburg 2178 Mann; Waldeck 519 M.; Hamburg 1298 M.; Lübeck 497 M.; Bremen 485 Mann; Lippe-Detmold 691 M.; Schaumburg-Lippe 240 M.; Mecklenburg-Schwerin 3580 M. und Mecklenb. Strelitz 718 Mann. Bei diesem Bundesheere ist als Maaßstaab jedes Contingents 1 vom 100 der Volksmenge angenommen. Uebrigens halten die Bundesstaaten eine Landwehr oder Reserve. Bundesfestungen sind: Mainz, Luxemburg und Landau, wozu noch Ulm und zwei andere kommen sollen.

Reichskammergericht, s. Cammer.

Reichsmatrikel, s. Matrikel und Reich (deutsches).

Reichsposten, s. Post und Reich (deutsches).

Reichsstände,) s. Reich (deutsches).
Reichssteuern,)

Reichstadt, eine Herrschaft in Böhmen, deren Hauptstadt, ein Marktflecken gleiches Namens, mit einem schönen Schlosse und 230 Häusern, 12 Meilen von Prag gegen die Gränze der Oberlausitz zu liegt. Diese Herrschaft hat immer fürstliche Personen zu Besitzern gehabt. Kaiser Franz I. ertheilte von dieser Herrschaft, durch Patent vom 22. Juli 1818, seinem Enkel, dem Prinzen Franz Joseph Carl, Sohn der Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, den Titel eines Herzogs von Reichstadt, mit der Benennung Durchlaucht und dem Range unmittelbar nach den Prinzen des österreichischen Hauses, verlieh ihm auch deswegen ein besonderes Wappen.

Reihe, s. Progression.

† Reil (Johann Christian), war den 20. Febr. 1758 geboren.

† Reim. Die Reimwörterbücher, obwohl ihnen nicht aller Nutzen abzusprechen ist, sind außer Gebrauch gekommen. Sonst bediente man sich freilich solcher Bücher (wie z. B. Hübners Reimwörterbuch), um den Gedanken durch den Reim zu erhalten. Ein neueres ist Schäfers hochdeutsches Wörterbuch nach den Endsylben geordnet (nebst einer Abhandlung über den Reim. Weißenfels und Leipzig 1800). M.

Reisebeschreibungen, s. Reisen.

Reiter, spanischer, s. Spanischer Reiter.

Religionsgeschichte, s. Geschichte und Religion.

Religiosen werden alle genannt, die sich durch feierliche Gelübde Gott widmen, besonders die Glieder der geistlichen Orden von beiden Geschlechtern. E.

Remittent, Remittiren, s. Wechsel.

Remusat (Jean Pierre Abel), Mitglied der Akademie und Professor der chinesischen und tartarischen Sprache am College de France, ist 1788 zu Paris geboren. Er studirte zwar Medicin, in welcher er auch 1814 die Doctorwürde annahm, folgte aber zugleich seiner Neigung, die orientalischen Sprachen, namentlich die chinesische, tartarische, tibetanische u. s. w., gründlich kennen zu lernen. Sein hartnäckiger Fleiß wußte alle Hindernisse bei diesen Studien zu besiegen, und schon 1811 erschien sein Essai sur la langue et la

littérature chinoise, wodurch er die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog und die Academie zu Grenoble und Besançon bewog, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen. Einige andre Schriften über das Chinesische folgten. Im Jahr 1814 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Professor, und 1816 trat er in die Academie der Inschriften. Nach Visconti's Tode 1818 ersetzte er diesen in der Redaction des Journal des Savants. Die vielen einzelnen Aufsätze, die hin und wieder (im Moniteur, im Journal des Savants, in den Fundgruben, in der Biographie universelle u. s. w.) von ihm erschienen, und zum Theil auch besonders gedruckt worden sind, müssen wir, so wichtig und lehrreich sie auch meist sind, hier übergehen, und uns nur auf die Anzeige seiner Hauptwerke beschränken. Diese sind außer dem genannten Essai sein Plan d'un dictionnaire chinois (1814), Le Livre des récompenses et des peines, übersetzt aus dem Chinesischen (1817) u. s. w. Auch hat er an dem 1814 erschienenen 16ten Bande der Mémoires concernant les Chinois Antheil genommen.

† Rennes. Die obere Stadt liegt an einer Anhöhe auf dem rechten Ufer der Vilaine, und ist der vorzüglichste Theil, mit schönen, gut gepflasterten, breiten und geraden Straßen, großen öffentlichen Plätzen und vielen trefflichen Gebäuden. Die untere Stadt, auf dem linken Ufer der Vilaine, ist öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt. An der Ille liegen die zwei Vorstädte St. Martin und l'Eveque. Sie hat 4000 Häuser, eine Domkirche, acht andre Kirchen, worunter die schöne Peterskirche, mit der sehenswerthen Façade, und viele ansehnliche Gebäude, als das schöne vormalige Parlamentshaus auf einem großen viereckigen Platze, das Rathhaus, das Arsenal. Die Zahl der Einwohner beträgt 26,000, welche theils beträchtlichen Speditions- und Produktenhandel betreiben, theils nicht unwichtige Fabriken, als in Segeltuch, Kattun, Baumwolle, Leder rc. und Wachsbleichen unterhalten. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und des Generals der 13ten Militärdivision. Von wissenschaftlichen Anstalten und Kunstsammlungen findet man hier eine Akademie mit zwei Fakultäten des Rechts und der schönen Wissenschaften, ein königl. Collegium, eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Naturalienkabinet und einen botanischen Garten. Die Gegend umher ist sehr fruchtbar.

Renouard (Antoine Augustin), einer der ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Buchhändler von Paris, der von mehreren Werken schätzbare Ausgaben besorgt, und selbst verschiedne interessante Schriften geliefert hat. Zu letztern gehören vornemlich seine Annales de l'imprimerie des Alde, ou Histoire des trois Manuces et de leurs éditiones, 1803, 2 Vol. 8vo, wozu 1812 noch ein Supplement gekommen, das Hauptwerk über diesen Gegenstand. Renouard ist Besitzer einer kostbaren Büchersammlung, deren Catalog unter dem Titel Catalogue de la bibliothèque d'un amateur, 4 Bände, 8vo, im Jahr 1819 erschienen ist, und einen Schatz bibliographischer Notizen enthält.

Repertoire heißt das Verzeichniß der sämmtlichen gangbaren Stücke eines Theaters. Die Vorausbestimmung der Stücke, welche in einer Woche gegeben werden sollen, heißt die Austheilung, wird nach Anleitung des Repertoire entworfen, und unter den Schauspielern ausgetheilt. Daher der Name. Bei vielen Theatern wird dieselbe auch wohl öffentlich bekannt gemacht. Das Repertoire einer Bühne bestimmt ihren eigentlichen Rang in Bezug auf die dramatische

Literatur. Je mehr ächte dramatische Dichterwerke auf ihr gangbar sind, desto höher wird sie von den wahrhaft Gebildeten geachtet, vorausgesetzt, daß sie gut aufgeführt werden. Daher ist das Repertoire ein Gegenstand der Theaterkritik, und es ist verdienstlich, daß der unter dem Namen Theodor Hell bekannte Schriftsteller Herr Winkler in Dresden, seit 1815 ein Tagebuch der deutschen Bühnen herausgibt, welches die monatlichen Verzeichnisse der Stücke enthält, die auf den Theatern von Bedeutung zur Aufführung gekommen sind. Man erhält dadurch Kenntniß von der Beschaffenheit des Repertoire der deutschen Bühne überhaupt. Der Zustand desselben erscheint darinne nicht erbaulich für die Freunde der klassisch-dramatischen Literatur, welche auf den meisten Bühnen vor geschmacklosen Producten und schalen Neuigkeiten wenig zum Wort kommt, mithin auch für die Bildung des Geschmacks wenig oder gar nichts wirken kann, weil selbst die mögliche Wirkung der seltenen guten Erscheinungen durch den häufigeren Anblick des Abgeschmackten und Gemeinen gehindert wird. Es wäre zu wünschen, daß die Theaterkritik Vergleichungen nach Anleitung des gedachten Tagebuches anstellte, und, um das Ehrgefühl der Directoren und Intendanten anzuregen, alljährlich die beiden Theater öffentlich nennte, welche resp. die meisten und die wenigsten Darstellungen classischer Werke gegeben haben. A. Mnr.

Replik, s. Duplik.

† Repnin. Im Jahr 1816 ward er zum General-Gouverneur von Pultawa ernannt.

† Repressalien. Im weitern Sinn ist Retorsion mit Repressalien gleichbedeutend; im engern Sinne sind beide verschieden, und zwar so. Retorsion ist überhaupt Erwiederung einer nachtheiligen Maxime oder Handlungsweise gegen denjenigen, der sie zuerst anwendet, insbesondere bezieht sie sich auf Privatsachen, welche das Wohl des ganzen Volks nicht betreffen, mit einem Worte sie ist civilistisch, und es braucht nicht bei ihr von einer eigentlichen Rechtsverletzung die Rede zu seyn, wie z. B. bei Abzugsgeldern. Die Repressalien im engern Sinn aber bestehen in der Ausübung des Zwangsrechts durch Detention der einem andern Volke angehörigen Sachen oder Person, und setzen als eine Art Selbstpfändung zum Behufe des Schadenersatzes oder der Genugthuung Verletzung vollkommner Verbindlichkeiten voraus. Sie sind folglich mehr publicistisch. Jene scheint ferner nur durch Erwiederung derselben Handlungsweise, diese auch durch eine stellvertretende vollzogen zu werden.

Reproductive Einbildungskraft, s. Einbildungskraft.

Reptilien (reptilia), heißen in der Naturlehre alle diejenigen Thiere, welche sich kriechend oder sich schlängelnd (ohne Füße und Floßfedern) fortbewegen.

Repton (Humphrey), gegenwärtig der berühmteste Gartenkünstler im Großen (jardinier paysagiste), den die brittischen Inseln aufzuweisen haben. Er ist das für England, was zu seiner Zeit Le Notre, der Schöpfer des französischen Gartengeschmacks unter Ludwig XIV., in Frankreich war. Repton ist 1752 geboren, und man hat eine bedeutende Anzahl Schriften über die höhere Gartenkunst von ihm.

* Republik wird gewöhnlich durch Freistaat übersetzt, ob es gleich Republiken gegeben hat, die nichts weniger als Freistaaten

waren, indem sie keine die Freiheit des Volks sicherstellende Verfassungs- und Verwaltungsform hatten, wie die ehemaligen Republiken Polen, Venedig und einige Aristokratien der Eidgenossenschaft. Ueberhaupt wird die Republik der Monarchie (s. d.) entgegengesetzt, inwiefern in jener Mehrere die höchste Gewalt besitzen und darstellen, in dieser nur Einer. Sind jene Mehreren die Volksgemeinde, die Volksversammlung, wie in den alten griechischen Freistaaten und in einigen Schweizer-Cantonen, oder die Volksvertreter, wie in Frankreich zur Zeit der Conventsregierung, und in allen durch ein Wahlgesetz geordneten Repräsentativ-Freistaaten, so heißt die Republik eine Demokratie (s. d.); sind aber nur gewisse Geschlechter, die Optimaten, in dem erblichen Besitze der höchsten Gewalt, so heißt sie eine Aristokratie (s. d.). Jene kann ausarten in eine Ochlokratie (s. d.); beide in eine Oligarchie (s. d.). Repräsentativ- und Föderativ-Staaten (s. d.) stellen gewöhnlich republikanische und monarchische Formen vereinigt dar. Reine Republiken aber, ohne monarchische Einheit der Vollziehungsgewalt, fallen nur zu oft in anarchische Zerrüttung, als daß ihr Daseyn wünschenswerth wäre. Nehmen wir daher lieber das Wort Republik im Sinne der Alten, als die res publica, als das Gemeinwesen des Bürgerthums. Hiernach bedeutet es einen Staat, dessen Verfassungs- und Verwaltungsformen jeden Einzelnen im Staate zu der Ueberzeugung führen können, daß er ein Vaterland habe, d. h. eine unter dem Schutze des Rechts stehende Heimath, in welcher und für welche er als Mensch und Bürger zu leben und zu sterben wünschen muß. In diesem Sinne kann und soll auch selbst die uneingeschränkte Monarchie wenigstens eine republikanische Verwaltung haben, d. i. eine solche, die in jedem Unterthan den rechtlich freien Bürger anerkennt und das Ganze unter das Gesetz stellt, jeden Einzelnen aber gleich gesetzmäßig behandelt. Von jeher haben die Völker das Bedürfniß einer solchen Regierung gefühlt und durch Verfassungsgesetze, unter dem Schutze der monarchischen Gewalt, eine republikanische Verwaltungsform zu erlangen gesucht; auch haben wahrhaft große Herrscher in einer volksrechtlichen Staatsverwaltung den Grund ihrer Macht und ihres Ruhms erkannt. Dagegen aber hat in keiner Monarchie die Verwaltung jenen rechtlich freien, gesetzmäßigen Charakter annehmen können, wo zwischen dem Throne und dem Volke eine Aristokratie, d. h. eine mit der oberen Verwaltung ausschließend bevorrechtete Familien-Kaste bestand, die eben so eifersüchtig gegen das Volk als gegen den Thron nur in der Fortdauer ihrer Privilegien das Heil des Ganzen sah, wie die Häupter der Fronde unter Ludwig XIV. und wie die Ultra's der neuesten Zeit. Diese durch die Geschichte sowohl der römischen Republik als auch der italienischen Republiken des Mittelalters und der germanischen Feudalstaaten bestätigte Wahrheit rechtfertigt das Verlangen der Völker nach freisinnigen Verfassungsgesetzen, welche allein der Verwaltung des Staats den Charakter eines Gemeinwesens — einer Republik — geben, und die aristokratische Gewalt, da wo sie (wie in der Adels- oder Pairs-Kammer) vorhanden ist, durch ein demokratisches Gegengewicht (durch freigewählte Abgeordnete aus dem Volke) mäßigen können. Denn in den uneingeschränkten Monarchien und in den Feudalstaaten gibt es kein anderes Mittel jenes Gemeinwesen im Staate herzustellen, als die Persönlichkeit des Monarchen und die dadurch zum Theil mit bedingte Persönlichkeit der höheren Staatsbeamten. Da nun diese Per-

sönlichkeit größtentheils das Ergebniß ihrer Erziehung und Jugendbildung ist, so folgt, daß diese in keinem Falle ultraroyalistisch, nicht einmal royalistisch, noch weniger aristokratisch, sondern daß sie republikanisch seyn muß. So gab die kluge Catharina ihrem Enkel Alexander den Republikaner La Harpe zum Erzieher, ohne zu fürchten, daß der künftige Selbstherrscher aller Reußen dadurch falsche Ansichten von der Regierungskunst erhalten möchte. Man erinnere sich dagegen an die Folgen der reinroyalistischen Erziehung Karls I. von England, und der Könige von Spanien seit Philipps II. Zeit, so wie im Gegensatze an die Erziehung eines Chatam, Bernstorf u. A. Möchten daher doch alle Monarchen und Minister Republikaner seyn, dann würde man weder demokratische Ausschweifungen, noch aristokratische Mißbräuche zu fürchten haben, und das unruhige Verlangen der Völker nach republikanischer Freiheit würde von selbst erlöschen. Was wir hier republikanische Erziehung der Prinzen und des Adels, aus welchem gewöhnlich die höheren Stellen im Staate besetzt werden, genannt haben, ist in einem freigeordneten Staate, wie in England, Frankreich, den Niederlanden und Schweden, sogar unerlaßliche Bedingung, wenn man den Thron und die Verfassung, d. i. den Staat, nicht muthwillig in revolutionäre Gefahr bringen will. In Deutschland haben bisher noch die Universitäten durch eine mit voller Lehrfreiheit allen künftigen Staatsbeamten gleichmäßig ertheilte Unterweisung in Philosophie, Geschichte, Politik, Rechtskunde und Nationalökonomie, jenen republikanischen, auf das Gemeinwesen des Bürgerthums hingerichteten Sinn in unsern Fürstensöhnen und Edelleuten zu erwecken gewußt. Möge kein Stourdza dieser akademischen, zu der bürgerlichen Bildung aller Stände so unentbehrlichen Lehrfreiheit hyperboräische Handschellen anlegen! Aa.

† Requetenmeister. Seit dem kaiserlichen Decret vom 11. Jun. 1806 sind Requetenmeister in unbestimmter Anzahl dem französischen Staatsrathe sowohl im ordentlichen als außerordentlichen Dienste beigeordnet; dieselben nehmen im Staatsrathe nach den Staatsräthen Sitz und haben die Berichtserstattung in allen den streitigen Angelegenheiten, worüber der Staatsrath spricht, ausgenommen diejenigen, welche die Liquidation der öffentlichen Schuld und die Nationaldomainen betreffen. Die Requetenmeister können an der Discussion aller vor den Staatsrath gebrachten Sachen Antheil nehmen, und in streitigen Angelegenheiten wird die Stimme des Berichterstatters mitgezählt; übrigens sind die Functionen derselben mit allen andern, die ihnen vom Staatsoberhaupte übertragen werden, verträglich. — Nach dem Muster des französischen Staatsraths war auch dem vormaligen königl. westphälischen eine Anzahl von Requetenmeistern beigeordnet, welchen dieselben Functionen oblagen wie den französischen. — K. M.

Requisitorialen, requisitoriales sc. literae, heißen Requisitionsschreiben, wodurch eine Obrigkeit eine andere um Vornehmung gerichtlicher Handlungen ersucht. (S. Requisition.)

Reservatio mentalis, Gedankenvorbehalt, besteht darin, daß man den Worten, womit man etwas versichert, verspricht oder sich zu etwas verpflichtet, in seinen Gedanken und ohne davon etwas merken zu lassen, eine andere Bedeutung oder Auslegung gibt, als ihnen derjenige, gegen den diese Versicherung, dies Versprechen oder diese Verpflichtung geschieht, ihrem natürlichen Sinn nach geben kann, in der Absicht, diesen zu täuschen. Dieser Gedankenvorbehalt, der mithin jedesmal eine absichtliche Verletzung der Wahrheit

ist, streitet wider alle Moral. Dennoch war er und ist wahrscheinlich noch jetzt bei den Jesuiten im weitesten Umfange erlaubt. In den Werken des hochwürdigen P. Sanchez findet sich darüber folgende Erklärung: „Es ist erlaubt, zweideutige Ausdrücke zu gebrauchen, und sie anders verstehen zu lassen, als man sie selbst versteht. Man kann schwören, etwas nicht gethan zu haben, was man doch wirklich gethan hat, wenn man nur dabei denkt, daß man es nicht an diesem oder jenem Tage, oder vor seiner Geburt gethan habe. Das ist bei vielen Gelegenheiten überaus bequem und allemal gerecht, wenn es zur Erhaltung der Gesundheit, der Ehre oder des Vermögens nöthig ist." —

Reserve heißt derjenige Theil eines Heeres, welcher bestimmt ist, das übrige Heer im Nothfall zu unterstützen.

Respiration, s. Athmen.

Respecttage, Respittage, s. Discretionstage.

Restauration (von restaurare, herstellen) ist die Herstellung einer Sache in den Zustand, den sie ursprünglich hatte oder ihrer Bestimmung nach haben soll. So restaurirt sich täglich der Mensch, indem er durch Speise und Trank die verlornen Kräfte ersetzt. So restaurirt man zwar ein Gemälde oder eine Bildsäule, indem man das Verblichene auffrischt oder das Fehlende ergänzt, wobei aber dergleichen Kunstwerke oft mehr entstellt als hergestellt werden. Künstler, welche sich mit solcher Arbeit vorzüglich abgeben, heißen daher Restauratoren. Es wird aber jenes Wort auch von der Wiedereinsetzung einer Person, besonders eines entthronten Regenten oder einer vertriebenen regierenden Familie, in ihre vorigen Rechte gebraucht. So nennt man die Rückkehr der Bourbons auf den französischen Thron, nachdem sie dessen durch die Revolution verlustig worden waren, die Restauration derselben. Da aber viele Anhänger der Bourbons meinten, diese politische Restauration sey nicht vollständig, wenn nicht auch die alte französische Monarchie mit allen ihren Einrichtungen, besonders mit allen vormaligen Privilegien des Adels, hergestellt werde: so ist daraus eine Art von Partei entstanden, welche man politische Restaurateurs genannt hat. Diese Partei findet sich nicht blos in Frankreich, wo man sie auch Ultraroyalisten oder schlechtweg Ultras nennt, sondern auch in Deutschland und anderwärts. Ihr Zweck ist überhaupt Rückkehr zum Alten. Nur sind sie nicht darüber einig, wie weit man zurückkehren solle, indem Einige sogar bis in die Zeiten des Mittelalters zurückkehren und den damals herrschenden Feudalismus und Catholicismus wieder herstellen möchten. Wie unmöglich dieß sey, muß jedem Unbefangenen von selbst einleuchten. Eben daher ist es aber gekommen, daß man das Wort Restauration auch auf die Staatswissenschaft selbst bezogen und diese dadurch zu restauriren gesucht hat, daß man die neuere politische Theorie von ursprünglichen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit, von der Freiheit und Gleichheit, von der Souverainetät des Volks und vom bürgerlichen Grundvertrage gänzlich verwarf, und dagegen die ältere Theorie vom göttlichen Rechte der Herrscher auf Erden und von der Gewalt als einem schon an sich gültigen Principe der Herrschaft wieder hervorsuchte. Einen merkwürdigen Versuch dieser Art hat von Haller in Bern gemacht, durch seine Schrift: Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes. Winterthur, 1816. 8. Auch hat Adam Müller diese Theorie in seinen

deutschen Staatsanzeigen adoptirt. Man vergleiche aber dagegen: Die Staatswissenschaft im Restaurationsprozesse der Herren von Haller, Adam Müller und Konsorten, betrachtet von W. T. Krug. Leipzig, 1817. 8.

Retention. Retentionsrecht ist das Befugniß des rechtmäßigen Besitzers, eine dem andern zugehörige Sache diesem so lange vorzuenthalten, bis er seiner Ansprüche wegen befriedigt ist.

Retorsion, s. Repressalien.

Retouchiren, s. Retuschiren.

Retranchement, Verschanzung (s. d. Art.).

Rettungskomödie. Die Theaterkritiker verstehen darunter ein Drama ernsten Inhalts, in welchem eine Peripetie (s. d. Art.) aus Unglück in Glück die Katastrophe macht, ohne daß jedoch dieser Glückswechsel als ein erhabener Gegenstand auf uns wirkt, wie dieses in der Tragödie von glücklichem Ausgange geschieht. Es ist eine Art der Comédie attendrissante oder larmoyante der Franzosen, und unsers sogenannten Schauspiels, welches weder tragisch noch komisch ist, und von den Humoristen Rührspiel genannt wird. In unserm moralisch schwächlichen Zeitalter ziehen viele Gemüther diese dramatische Zwitterart dem Ernst und der Erschütterung der Tragödie vor, weil sie die Kraft nicht haben, das erhabene Unglück der Hauptpersonen bis zur Möglichkeit einer ernsten und genußreichen Betrachtung zu objectiviren. Die Theaterverwaltungen geben dieser Schwäche leider schon so weit nach, daß sie Tragödien durch Abänderung des traurigen Ausgangs in dergleichen Rührspiele oder Rettungskomödien verwandeln. Ein Beispiel davon ist ausführlich erzählt in Müllners Almanach für Privatbühnen f. d. Jahr 1818, im Vorwort des Drama der Wahn.

Reukauf, s. Reuvertrag.

Reunionskammern, s. Ludwigs XIV. Regierung.

† Reval besteht aus der eigentlichen Stadt mit engen unregelmäßigen Gassen, dem Domberge und zwei weitläuftigen Vorstädten, und hat 1700 Häuser, davon sich über 1000 in den Vorstädten befinden, sieben lutherische, sechs russische und eine catholische Kirche, eine berühmte Ritterakademie, an welcher Professoren angestellt sind, und 13,000 Einwohner, welche einigen Seehandel treiben, indem jährlich an 100 Schiffe in den Hafen einlaufen; doch beträgt die jährliche Ausfuhr nur 600,000 Rubel. Eine Spiegel-, eine Leder- und eine Strumpffabrik, eine Stück- und Glockengießerei, auch ein Kupferhammer sind hier. Ferner findet man eine Domkirche mit einem sehr hohen und schönen Thurme, eine Börse, ein Theater und ein Land- und Seehospital. In der Nähe der Stadt sind einige hübsche Landhäuser mit Gärten. In dem hiesigen Hafen liegt gewöhnlich eine Abtheilung der russischen Kriegsflotte. Reval ist die Hauptstadt des Gouvernements Esthland.

† Revers, auch ein Verwahrungsschein oder schriftliche Versicherung, daß eine gewisse Handlung Andern nicht nachtheilig sey, oder in vorkommenden Fällen gegen ihn wiederholt oder sonst gemißbraucht werden soll. Reversbriefe sind auch Versicherungsscheine, welche Obrigkeiten sich in Betreff ihrer Rechte und Gerichtsbarkeit einander geben. Ueber Revers der Münzen s. Münzkunde.

* Revolution bedeutet eigentlich eine Um- oder Zurückwälzung (von revolvere, um- oder zurückwälzen). Es wird indeß dieses Wort in vielfachem Sinne gebraucht. Die Astronomen ver-

stehen darunter die Bewegung eines kleinern Weltkörpers um einen größern, der ihn durch das Uebergewicht seiner Anziehungskraft beherrscht, z. B. des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne. Bei dieser Revolution geht alles seinen ordentlichen und gesetzmäßigen Gang. Die Geologen hingegen verstehen darunter solche Katastrophen auf der Erde, wodurch der natürliche Lauf oder das natürliche Verhältniß der irdischen Dinge eine bedeutende Veränderung erleidet, z. B. wenn durch große Wasserfluthen, Erdbeben u. dgl. die Oberfläche der Erde anders gestaltet wird. Solche Revolutionen haben zwar auch ihren Grund in den allgemeinen Naturgesetzen, erscheinen aber doch in ihren Wirkungen als etwas von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge Abweichendes, wodurch manches bisher Bestandene aufgehoben oder zerstört wird. Diese Bedeutung des Wortes hat man auch auf die moralische Welt übergetragen. So sagt man von einem Menschen, dessen Denkart und Gesinnung sich plötzlich ganz verändert hat, es sey zum Guten oder zum Bösen, daß eine Revolution in ihm vorgegangen sey. Dergleichen Revolutionen können sich nun auch in der politischen Welt ereignen. Denn Völker und Staaten sind als moralische Personen zu betrachten, die in Ansehung ihrer innern sowohl als äußern Beschaffenheit sich eben so sehr verändern können, als Individuen. Eine Veränderung dieser Art also heißt eine politische Revolution oder eine Staatsumwälzung. Solche Revolutionen sind ganz unvermeidlich, wenn ein bedeutendes Mißverhältniß zwischen den Kräften, von deren harmonischem Zusammenwirken das politische Leben eines Volkes abhängt, eingetreten ist. Sie sind alsdann den Orkanen zu vergleichen, welche aus dem aufgehobenen Gleichgewichte der atmosphärischen Luft in Ansehung der Elasticität ihrer Theile entspringen. Will man also den Revolutionen vorbeugen, so kann dieß nur durch allmählige und zeitgemäße Reformen geschehen, wodurch die Verfassung und Verwaltung eines Staates der jedesmaligen Bildungsstufe und den daraus hervorgehenden Bedürfnissen des Volkes entsprechender gemacht wird. Wenn dagegen die Regierung eines Staates mit eigensinniger Hartnäckigkeit auf dem einmal Bestehenden beharret, wenn sie in keinem Punkte dem Zeitgeiste nachgeben will, wenn sie die ohnehin schon zahlreichen und lästigen Auflagen noch vermehrt und lästiger macht, wenn sie überhaupt mit herrischer Willkühr verfährt und die Zügel immer straffer anzieht, während das zur Mündigkeit herangereifte Volk sich nach einem freiern politischen Leben sehnt, wenn sie wohl gar in das innerste und heiligste Eigenthum des Menschen, in das Gebiet des Gewissens und der Ueberzeugung, gewaltsame Eingriffe wagt: so müssen Revolutionen erfolgen, die dann, je nachdem die Umstände beschaffen, in ihren Wirkungen mehr oder weniger groß und heilsam sind. Ein kurzer Ueberblick der merkwürdigsten neuern Revolutionen wird das bisher Gesagte bestätigen. 1) Die Revolution von England im Jahr 1688. Sie wurde veranlaßt durch Jacob's II. Streben, die bereits in frühern Zeiten durch die Magna charta und die Habeas-corpus-Acte beschränkte königliche Macht wieder unumschränkt zu machen, und selbst die catholische Religion, deren Bekenner seit 1673 durch die Testacte von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen waren, wieder zur herrschenden zu erheben. Man rief daher den Statthalter der vereinigten Niederlande, Wilhelm von Oranien, Jakob's Schwiegersohn, zu Hülfe, welcher im November 1688 in England landete, den König nöthigte, mit seiner Familie nach Frankreich

zu fliehen, und unter dem Namen Wilhelm III. selbst zum König ernannt wurde. Von dieser Zeit an datirt sich die freie englische Verfassung, wodurch England einen so hohen Wohlstand erlangte. Denn Wilhelm bestätigte durch die Bill of rights nicht nur die früheren Rechte des Volks, sondern fügte denselben noch neue hinzu. Auch wurde unter ihm die Preßfreiheit, ohne welche keine freie Verfassung gedeihen kann, auf immer begründet. Ein besonders merkwürdiger Zug in dieser Revolution ist, daß sie ohne alles Blutvergießen vollzogen wurde; obwohl früherhin auch in England beim Kampfe der Freiheit mit dem Despotismus Blut genug, und selbst königliches, geflossen war. 2) Die nordamerikanische Revolution. Während die vorige Revolution in England selbst ausbrach, und diesem nur mit dem neuen Regenten eine freiere und festere Verfassung gab, brach diese zweite Revolution in Englands Colonien aus und begründete hier einen neuen Staat, der vielleicht einst dem Mutterstaate selbst die Oberherrschaft zur See entreißen wird. Die Veranlassung derselben war die gewöhnliche stiefmütterliche Behandlung der Colonien von Seiten des Hauptstaates durch Beschränkung ihres Handels und Auflegung willkührlicher Abgaben. Deswegen vereinigten sich, nach einigen vorausgegangenen Thätlichkeiten wegen einer den Colonisten verhaßten Auflage auf den Thee, im Jahr 1774 zuerst zwölf Colonien auf einem Generalcongresse zu Philadelphia, wo deren Abgesandte alle Einfuhr englischer Erzeugnisse, so wie alle Ausfuhr nach England, verboten. Im Jahr 1775 trat Georgien dem Congresse bei und Washington als General en chef an die Spitze der dreizehn vereinigten Provinzen, die aber doch erst im Jahr 1776 nach einigen glücklichen Gefechten sich für einen unabhängigen Freistaat zu erklären wagten, und als solcher auch im Jahr 1783 von England selbst, nach vielen theils gewonnenen theils verlornen Schlachten, anerkannt wurden. Diese Revolution kostete allerdings viel Blut, wird aber unstreitig den Erfolg haben, daß Amerika nach und nach ganz frei und selbstständig wird, da sich jetzt dieselbe Revolution im spanischen Amerika wiederholt. 3) Die französische Revolution, unstreitig die umfassendste, aber auch die blutigste und grausamste von allen. Längst hatten die Gedanken, die Sitten und die Wünsche der gebildeten Classen in Frankreich einen freiern Schwung genommen, als die Regierung noch immer ihren alten despotischen Gang fortging, lettres de cachet ergehen, nach Belieben in die Bastille einsperren, die Provinzen durch Generalpächter aussaugen, den Bürger und Bauer durch Adel und Geistlichkeit drücken, und dabei immer fort mehr aufgeben ließ, als sie einnahm. Da bestimmte zunächst die hieraus entstandene Finanznoth die Regierung, im Jahr 1789 die Stände des Reichs zusammenzurufen. Weil aber, wie gewöhnlich, Adel und Geistlichkeit dem dritten Stande die Hauptlasten aufwälzen wollten, erklärten sich die 600 Deputirten desselben für eine Nationalversammlung, welcher Erklärung auch verschiedene Deputirte der beiden andern Stände beitraten. Diese Versammlung hob sogleich das alte Lehnssystem auf, proclamirte die Rechte des Menschen und des Bürgers, und entwarf eine neue Verfassung, die nach dem Muster der englischen zwar monarchisch, aber gesetzlich beschränkt seyn sollte. Bald trat jedoch an die Stelle dieser erstern Constitution eine zweite, dritte und vierte, die insgesammt republikanisch waren, bis Napoleon nach und nach die Monarchie wieder herstellte. Frankreich ist daher zwar während dieser Revolution durch allerlei politische For-

men hindurchgegangen, und ist zuletzt nach Napoleons Sturze selbst zu der herrschenden Dynastie der Bourbons zurückgekehrt, hat aber dennoch durch die von Ludwig XVIII. gegebene Charte eine im Ganzen sehr liberale Verfassung gewonnen, um die es noch von manchem Staate beneidet werden dürfte, wenn sie erst in volle Wirksamkeit getreten — denn noch sind manche wesentliche Punkte derselben (besonders der wegen der Preßfreiheit) suspendirt — und wenn Frankreich durch Beruhigung der Gemüther sich selbst wiedergegeben ist. Dann darf Frankreich eine glückliche Zukunft hoffen, wenn es gleich diese Hoffnung sehr theuer und mit vielem Blute erkauft hat. — Revolutionen sind demnach große Uebel, aber vielleicht nothwendig, um in einer verdorbenen politischen Sphäre die Luft zu reinigen und neues Leben zu erregen. Die Frage aber, ob Deutschland seine Revolution schon gemacht oder noch zu bestehen habe, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Umgekehrt ist allerdings bei uns genug. Das deutsche Reich ist aufgelöst, alle geistliche und viele kleine weltliche Fürsten sammt der Reichsritterschaft sind verschwunden, die noch bestehenden deutschen Staaten sind souverän geworden, haben ihren Länderbesitz zum Theil sehr verändert und sich in einem Staatenbunde vereinigt, dergleichen die Welt noch nie gesehen. Dennoch ist Deutschland im Ganzen nicht eigentlich revolutionirt. Die Hauptstaaten, Oesterreich Preußen, Sachsen, Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden, Hessen 2c. bestehen noch mit ihren alten Fürstenhäusern: auch die vornehmsten reichsstädtischen Republiken haben sich als republikanische Bundesstädte erhalten, und selbst der neue deutsche Bund ist in vielen Stücken dem alten deutschen Reiche ähnlich, das ja zuletzt dem Wesen nach mehr ein Staatenbund als ein Reich war. Gleichwohl ist andererseits nicht zu verkennen, daß viel Gährungsstoff in Deutschland liegt, da man sich überall nach stellvertretenden Verfassungen, Milderung der Auflagen, Verminderung der stehenden Truppen, gleicher Vertheilung der Staatslasten u. s. w. sehnt und diese Sehnsucht fast nirgend Befriedigung findet. Da indessen der Deutsche überhaupt ruhiger und besonnener ist und da zu hoffen steht, daß die deutschen Fürsten um ihres eigenen Vortheils willen ihr gegebnes Wort lösen und den Wünschen ihrer Völker entgegen kommen werden: so dürfte vielleicht Deutschland so glücklich seyn, sich zu regeneriren, ohne eine eigentliche Revolution erlebt zu haben. D.

† Rheims. Die Stadt hat breite Straßen, eine schöne gothische Domkirche, worin die französischen Könige gekrönt und gesalbt werden, ein Rathhaus mit einer sehr schönen Façade, den schönen Königsplatz und einige römische Alterthümer, worunter ein Triumphbogen.

* Rhein, einer von den Hauptflüssen Deutschlands und besonders berühmt wegen der herrlichen Gegenden, die er bespült und wegen der trefflichen Weine, die an seinen Gestaden gewonnen werden. Er entspringt in dem helvetischen Canton Graubündten aus drei Hauptquellen, welche der vordere, mittlere und hintere Rhein heißen. Der vordere quillt aus dem Gebirge Crispalt, nordöstlich vom Gotthard, und vereinigt sich bei Dissentis mit dem mittlern Rheine, welcher vom Lukmanier Berge herabkommt. Diese vereinigten Flüsse vermischen sich bei Reichenau mit dem Hinterrhein, der im Gebirge Adula auf dem Vogelberge aus einem Gletscher sich sammlet, und bis Reichenau zwanzig Stunden weit fließt. Daselbst erhalten diese drei vereinigten Rheinquellen den gemeinschaftlichen Namen Rhein,

und haben eine Breite von 230 Fuß. In der Gegend von Chur, der Hauptstadt Graubündtens, wird er schiffbar. Zwischen Rorschach und Fußach stürzt er mit großem Geräusche in den Bodensee, den er zwischen Stiegen und Eschenz verläßt und seinen Lauf nach Schafhausen und Basel fortsetzt, nachdem er vorher mehrere Wasserfälle (s. d. Art. Rheinfall) gebildet hat. Vom Bodensee bis Basel, wo er schon eine Breite von 750 Fuß erhält, hat er ein sehr felsenreiches Bette. Von Basel aus wird sein Bette von vielen Inseln durchschnitten, wovon jedoch der größte Theil bloß aus Sand- und Kiesbänken besteht, die häufig von einer Seite weggerissen und an der andern wieder angesetzt werden. Von Breisach herab trifft man schon mehrere Inseln, die bestaudet und selbst angebaut sind. Zwischen Straßburg und Germersheim ist das Bette immer noch sehr inselreich, wovon aber der größte Theil mit Gebüsch bewachsen ist. Zwischen Straßburg und Speyer ist der Rhein 1000 bis 1200 Fuß, bei Mainz 15 bis 1700 Fuß und bei Schenkenschanz, wo er Deutschlands Boden verläßt, und in die Niederlande eintritt, 2150 Fuß breit. Von Straßburg nimmt der Rhein den Namen des Oberrheins an, den er bis Mainz behält; von da bis Cöln heißt er der Mittelrhein und von Cöln bis zu seinen Ausflüssen in den Niederlanden der Niederrhein. Die Tiefe des Rheins ist verschieden und beträgt 5 bis 28 Fuß. Ja bei Düsseldorf ist er 50 Fuß tief. Bei Schenkenschanz verläßt der Rhein das deutsche Gebiet (nämlich die preußische Provinz Jülich-Cleve-Berg) und tritt in das Königreich der Niederlande. Er theilt sich daselbst in zwei Arme, wovon der südliche die Waal heißt, 2/3 seines Gewässers nimmt, sich hernach zweimal mit der Maas vereinigt und unter dem Namen Merwe in das deutsche Meer fließt. Der nördliche Arm des Rheins hatte vormals in seinem Laufe nach Arnheim zu mehrere Windungen. Seit 1720 aber hat man von der Waal aus bei dem Dorfe Pannerden einen Kanal gegraben, wodurch das alte Bett des Stroms nun größtentheils vertrocknet ist. Durch diesen pannerdenschen Kanal fließen jetzt die Gewässer des Rheins fort, nachdem sie sich unterhalb Millingen von der Waal getrennt haben. Ehe dieser Arm des Rheins nach Arnheim kommt, theilt derselbe sich wieder oberhalb Westervoort und bildet die sogenannte neue Yssel. Diese Abtheilung des Stroms ist eigentlich der Kanal, den Drusus graben ließ, indem die Gewässer sich bei Dösburg mit der alten Yssel vereinigen und zuletzt sich in die Zuydersee ergießen. Von da, wo sich der ebengenannte Drusische Kanal von dem Rheine trennt, wendet dieser letztere sich nach Arnheim, und behält seinen Namen, bis er bei Wageningen und Rhenen vorbei ist, wo er Lech heißt und auf Wyk bei Durstede fließt. Von hier floß sonst der Rhein mit vollem Strome nach Utrecht, jetzt ist aber nur noch ein sehr schwacher Arm übrig, der krumme Rhein genannt. Weiterhin gegen Vianen über ist schon vor mehreren Jahren aus dem Lech ein Kanal gegraben worden, welcher nach Utrecht geht, und gewöhnlich die Vaart genannt wird. Da derselbe mit Schleusen versehen ist, so kommen auf demselben die sehr beträchtlichen Schiffe nach Utrecht und von da weiter nach Amsterdam. Unterhalb Vianen sondert sich ein kleiner Arm vom Lech ab, den man die Yssel nennt, und der sich eine Meile oberhalb Rotterdam in die Merwe ergießt. Der Lech fließt von Vianen nach Schoonhofen und geht oberhalb Crimpen op de Lek in die Maas. Wir kehren nun zu den Gewässern des Rheins zurück, die nach Utrecht fließen. Von diesen geht aber-

mals ein Arm ab, welcher die Vecht genannt wird, und sich nach einem achtstündigen Laufe bei Muyden in die Zuydersee ergießt. Der übrige Rhein fließt von Utrecht nach Leiden, wo er beinahe einem Graben ähnlich sieht. Bei Rheinsberg vorbei kommt endlich dessen kleines Gewässer, drei Stunden von Leiden, nach Katwyk op Rhin, wo derselbe 1/2 Stunde davon sich noch zu Anfange dieses Jahrhunderts in den Sand verlor. Sonst hatte der Rhein da einen Ausfluß in die See bei Katwyk op Zee. Nach einigen vergeblichen Versuchen die alte Mündung wieder zu öffnen, welche durch die entstandenen Dünen verschwunden war, hat man erst seit wenigen Jahren die Schwierigkeiten völlig überwunden, indem man in einem Kanale die in den Sand sich verlierenden Gewässer des Rheins gesammlet hat. Am äußersten Ende desselben befindet sich eine Hauptschleuse, und so ist durch Hülfe der Kunst der Ausfluß des Rheins wieder hergestellt worden. So durch Theilungen geschwächt, beschließt dieser Strom nach einem Laufe von 303 Stunden seine Reise, die er mit immer zunehmender Kraft durch meistens fruchtbare Länder anfangs von Süden gegen Nordosten, dann, als habe er sich anders besonnen, gegen Norden, auf einmal wieder von Osten gegen Westen und endlich in nordwestlicher Richtung unternommen hat. Er durchfließet auf seinem ganzen Laufe zuerst Graubündten und macht die Gränze zwischen dem vorarlbergischen Kreise nach Tyrol und dem helvetischen Cantone St. Gallen, scheidet dann, nachdem er den Bodensee verlassen hat, das Großherzogthum Baden und Helvetien, von Basel an dasselbe Großherzogthum und die französischen Departemente des Ober- und Niederrheins, hierauf bildet er die Gränze zwischen demselben Großherzogthume und dem Rheinkreise des Königreichs Baiern. Nach diesem langen Laufe durch das Großherzogthum Baden durchströmet er das Großherzogthum Hessen, das Herzogthum Nassau und zuletzt die preußischen Provinzen Niederrhein und Jülich-Cleve-Berg, worauf er diese bei Kekerdam verläßt und die Niederlande durchfließt. Die vornehmsten in denselben sich ergießenden Flüsse sind: die Aar, die Ill, Kinzig, Murg, der Neckar, der Main, die Nahe, Lahn, Mosel, Erft, Ruhr und Lippe. Viele beträchtliche Städte liegen an seinen Ufern. Wir nennen davon nur auf seinem Laufe durch Helvetien und Deutschland: Constanz, Schafhausen, Basel, Alt-Breisach, Speyer, Mannheim, Worms, Mainz, Bingen, Coblenz, Neuwied, Bonn, Cöln, Düsseldorf, Wesel und Emmerich. An Fischen ist der Rhein sehr reich. Man fängt darin Salmen, welche im Frühlinge im Hinaufsteigen aus der See Lachse, hernach aber, wenn sie sich gegen den Herbst wieder nach dem Meere zu wenden, Salmen genannt werden, Rheinstöre, Neunaugen, Hechte, Karpfen oft zu 20 Pfund schwer ꝛc. An Federwildpret hält sich auf den unzähligen Rheininseln und dessen Ufern eine Menge verschiedener oft seltener Gattungen auf. Außer diesen Producten führt der Rhein auch Gold unter seinem Sande, welches theils aus dem Gebirge Helvetiens, theils aus dem des Schwarzwaldes kommt. Eine vorzügliche Wichtigkeit, besonders für das westliche Deutschland, hat der Rhein durch die Schiffahrt, welche auf demselben getrieben wird, und welche seine sanfte Strömung von Basel bis Holland, seine meistens nicht gar hohen Ufer und der Eintritt vieler anderer schiffbaren Flüsse begünstigen. Wenn in alten und neuen Zeiten die Rheinschiffahrt nicht immer von großer Bedeutung war, so waren besonders die vielfältigen Wasserzölle und die ehedem lästigen Rechte der Stapelstädte Mainz,

Cöln 2c. daran Schuld. 280 Stunden lang kann der Rhein zur Schifffahrt benutzt werden. Ob er gleich schon von Chur in Graubündten an befahren wird, so fängt doch erst unter Schafhausen eigentlich die bequemere Schiffbarkeit des Stromes an. Allein für schwer beladene Schiffe ist der Strom noch nicht wohl zu befahren, und die größere Rheinschiffahrt beginnt erst bei Speier. Von Straßburg bis Mainz gehen Schiffe, die 2000 bis 2500 Ct. laden, von Mainz bis Cöln Schiffe von 2500 — 4000 Ct. und von Cöln bis Holland Schiffe, welche 6000 bis 9000 Ct. tragen. Außer den schon erwähnten Rheinfällen werden als gefährliche Stellen für die Rheinschiffahrt angesehen: 1) das binger Loch. Nämlich bei Bingen, einer Stadt 6 Stunden unterhalb Mainz, nähern sich die Berge, welche den Rhein einschließen, von beiden Seiten so, daß man noch bis an das Flußbette hinein den Zusammenhang der Felsen gewahr werden kann. Diese Felsenwand, die sich von einem Ufer zum andern erstreckte, wurde wahrscheinlich im Laufe von Jahrhunderten durch die Gewalt des Wassers oder durch eine Erdrevolution zum Theil zertrümmert, und ließ nun dem Strome freie Bahn. Carl der Große ließ diese Oeffnung erweitern, aber sie blieb noch so enge, daß nur ganz kleine Fahrzeuge die Fahrt machen konnten. Erst unter dem Kurfürsten Sigismund von Mainz wurde der Weg auch für größere Schiffe brauchbar und minder gefährlich gemacht. Selbst noch während der ersten französischen Revolutionskriege haben französische Ingenieurs daran gearbeitet. Ungeachtet aller an diese Felsenwand angewendeten Arbeiten sieht man doch noch das gewaltsame Brechen der Wellen an diesen Felsen, und kann den Wasserfall noch recht gut bemerken. Die einzige Durchfahrt, welche man das binger Loch nennt, ist nur 50 Fuß breit. Bei mittlerem Wasserstande ist keine Gefahr, aber bei niedrigem Wasser erfodert die Durchfahrt die größte Vorsicht und Localkenntniß. Bei diesem binger Loche steht mitten im Wasser auf einem Felsen Hatto's Thurm oder der Mäusethurm. 2) Das wilde Gefährt bei Bacharach, eine gefährliche Stelle, doch nur für die den Strom hinabfahrenden Schiffe, wo der Strom im Thalweg mit fürchterlichem Gefälle des Wassers zwischen Felsen und Bänken eine Art von Trichter bildet. 3) Die sogenannte Bank von St. Goar, wo des Flusses Wellen an eine Gruppe theils sichtbarer, theils verborgener Klippen anprallen, und einen Strudel bilden, der zuweilen den Schiffen, besonders den Flößen, verderblich wird. 4) Der kleine und große Unkelstein bei dem Städtchen Unkel, eine Gruppe von Basaltsäulen, die theils unter dem Wasser verborgen sind, theils hervorragen. Die größere Gruppe, der große Unkelstein genannt, ist unter der französischen Herrschaft hinweggeräumt worden. Die kleinen Gruppen können zwar bei hohem Wasser von leeren Schiffen überfahren werden, für geladene Schiffe aber bleibt nur das Ausweichen übrig, welches nicht immer gelingt. Kein Strom Deutschlands wird von Fremden seiner schönen Umgebungen wegen häufiger bereiset, als der Rhein. Seine Landschaften haben jedoch einen verschiedenen Charakter. Von Basel bis Mainz durchfließet er ein weites Thal, auf der linken Seite von den Vogesen und auf der rechten Seite von dem Schwarzwalde und den Bergen längs der Bergstraße begränzt. Von Mainz an rücken die Gebirge nahe an den Strom, anfangs nur auf dem rechten Ufer, wo sie den Rheingau bilden; von Bingen an aber rücken die Gebirge von beiden Seiten zusammen und verengen den Strom so, daß er hier nur eine Breite von 1100 Fuß hat. Auf die-

ser Strecke bis Königswinter bieten die Ufer mannigfaltige Felsen und Bergparthien und wild romantische Ansichten dar. Am Fuße der hohen Felsen und Berge liegen freundliche Städte und Dörfer längs des Rheins ausgedehnt, über ihnen erheben sich auf allen Absätzen und Seiten der Felsen Reben und auf den Gipfeln schroffer Felsen thronen eine Menge von alten Schlössern und Ritterburgen. Zuweilen öffnen sich die den Rhein begleitenden Felsenketten und lassen die Aussicht in romantische Thäler frei, woraus kleinere und größere Flüsse dem Rheine zuströmen. Dieser Theil des Rheins von Mainz und Bingen bis Bonn wird daher am meisten von den Reisenden gewählt, um darauf eine Fahrt zu machen, wozu die täglich von Mainz nach Cöln abgehenden Wasserdiligencen wohlfeile und bequeme Gelegenheiten darbieten. Von Königswinter an bis zu den Niederlanden durchfließt der Rhein eine einförmige Ebene, und die schönen Rheingegenden hören hier auf. Man hat zwei für den Reisenden alles zur Rheinfahrt Wissenswürdige enthaltende Rheinreisehandbücher, wovon das eine von Lange sich von Mainz bis Düsseldorf erstreckt und das andere von Aloys Schreiber sich über den ganzen Lauf des Rheins, nebst Abstechern von da auf die benachbarten Gegenden, verbreitet.

* Rheinfall ist 1. eine Stunde unter Schafhausen, bei den beiden Laufen, wovon das eine (ein Dorf und Schloß) dicht am Rhein, auf dem Boden des helvetischen Cantons Zürich, und das andere, ein altes Schlößchen, gegenüber auf einer Insel liegt. Nachdem der Strom, ungefähr 500 Schritte oberhalb sein Gewässer zwischen ungeheuren Felsen, die zum Theil mitten aus seinem Bette hervorragen, sehr eng zusammenziehen mußte, fängt er nun allmählig an zu schäumen und zu wirbeln, schießt dann, bei immer zunehmendem Abhange, in unzähligen Buchten, von Fels auf Fels hin, und geräth endlich an den Rand der ungeheuren Masse, wo ein Abgrund von beinahe 80 Fuß Höhe sich darstellt. Sein Sturz über diesen Rand geschieht mit einem in der Nähe betäubenden und bei stiller Nacht auf zwei Meilen weit hörbaren Getöse, in drei Fällen, steil herab, wovon der auf der Südseite, welcher zwischen zwei Felsenpfeilern Statt hat, der gewaltsamste ist. Die volle Breite der Wassermasse beträgt 300 Fuß. Nicht weit vom Sturze findet sich fast in der Mitte des Flusses ein Haus, zu dem eine Zugbrücke führt. Hier übersieht man den ganzen Sturz in seiner Breite. Das unaufhörliche Tosen und Brausen der herabstürzenden großen Wassermasse, und das beständige Zittern des Felsens, auf dem man steht, ist durch kein Bild darzustellen. Kein Schiff kann beladen oder leer diesen Wasserfall passiren, sondern man muß die Ladung zur Achse durch Schafhausen und unterhalb der Stadt wieder in Schiffe bringen. 2. Der Rheinfall unter Zurzach, bei der Mündung der Wutach. Dieser Fall wird verursacht durch einen quer durch den Rhein gehenden Felsendamm, in dessen Mitte sich eine Lücke befindet, welche bei niedrigem Wasserstande das Wasser durchläßt, auch Raum genug für zwei neben einander fahrende kleine Schiffe darbietet; wenn aber im Sommer oft der Rhein hoch anschwillt, und sich über die zu beiden Seiten der Lücke stehenden Felsen ergießt, so entsteht ein Sturz, der alle Schiffahrt unmöglich macht. 3. Der Rheinfall bei Laufenburg besteht nicht in einem Wasserfall, sondern in einer Stromschnelle, auf welcher die Schiffe leer und an Seilen durch Menschen, jedoch mit Lebensgefahr, heruntergelassen werden. 4. Der Rheinfall bei Rheinfelden, der vierten und letzten der vormals österreichischen Waldstädte. Er wird der Höllhacken, auch das Gewild

[ge]nannt. Die Felsen im Rheine fangen schon eine Stunde oberhalb Rheinfelden an, und streichen bis unter die Brücke dieser Stadt dergestalt fort, daß nur eine schmale Oeffnung bleibt, wodurch die Schiffe mit der größten Behutsamkeit geführt werden müssen. Unterhalb der Brücke hört der Fall auf, und der Strom wird ruhiger.

* **Rheingau**, kleiner ohngefähr 4 Stunden langer und 2 Stunden breiter Strich Landes, längs des Rheins, auf dem rechten Ufer, ehemals zum Erzstift Mainz gehörig, jetzt ein Theil des Herzogthums Nassau, ist eine der paradiesischsten Gegenden Deutschlands, berühmt durch die schönen abwechselnden Parthien und reizenden Aussichten und durch die herrlichsten Rheinweine, die hier gedeihen. Der Rheingau wird durch das Rheingaugebirge (dessen höchste Spitze der Rabenkopf ist), welches nur durch ein kleines Thal von dem Taunusgebirge geschieden ist, gebildet und von dem hier von Osten gegen Westen fließenden Rheinstrome bespült. Er fängt bei dem Dorfe Nieder-Walluf unterhalb Mainz an und endigt sich bei dem Dorfe Lorrich. Das schöne Städtchen Ellfeld ist der Hauptort des Rheingaues. Ferner liegen Erbach, Hattenheim, Oestrich, Mittelheim, Winkel, Johannisberg, Geißenheim, der schöne große Flecken Rüdesheim, Asmannshausen, Dreyeckshausen, Niederheimbach und Lorrich darin. Am Ufer reihen sich viele schöne Landhäuser. Das Hauptproduct dieses Districts ist der Wein. Die Lage des Rheingaues, welcher durch sein Gebirge gegen die Nord- und Ostwinde geschützt, und dagegen dem Mittagsstrahl der Sonne ausgesetzt ist, trägt zur Güte des Weins vorzüglich bei. In Rücksicht des Weinbaues wird der Rheingau in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, d. h. in die Dörfer der Höhe und in die Dörfer längs des Ufers. Die geistigen Weine gedeihen auf den höchsten Höhen, die gesündesten auf den mittlern. Die in der Tiefe wachsenden werden spät trinkbar. Die berühmtesten Weinsorten des Rheingaues sind der starke und feurige Rüdesheimer und Markebrunner, der gewürzvolle Johannisberger und Geissenheimer und der liebliche Asmannshäuser. (S. **Rheinweine**.) Außer dem Weinbau hat man auch vielen Obstbau und auf dem vom Rheinufer weit entfernten Gebirgsrücken ansehnliche Waldung. Die Bevölkerung dieses mit schönen Oertern besäeten Landstriches beträgt ohngefähr 18,000 Seelen.

† **Rheinsberg** (Rhinsberg), ein Städtchen am Flüßchen Rhin und einem See, im ruppinischen Kreise des zur preußischen Provinz Brandenburg gehörigen potsdamer Regierungsbezirkes, 12 Meilen von Berlin. Es ist regelmäßig angelegt und hat drei große öffentliche Plätze, 200 Häuser und 1400 Einwohner, welche hauptsächlich von Ackerbau, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei leben. Auch ist hier eine bedeutende Fayencefabrik, welche schöne Waaren liefert, und gegen 70 Arbeiter beschäftigt. Merkwürdig ist das Schloß des Prinzen August von Preußen, mit einem schönen Park, in welchem sich eine Spitzsäule zum Andenken des Prinzen August Wilhelm von Preußen und die Denkmäler einiger preußischen Generale befinden, die sich im siebenjährigen Kriege auszeichneten. Unweit der Stadt liegt eine Glashütte, welche grünes Glas fabricirt und 14 Arbeiter unterhält.

Rheinsburger oder **Collegianten** nennt sich eine Secte in Holland, welche aus Remonstranten entstand, die sich nach der Dortrechter Synode (s. d. Art. **Remonstranten**) zu Rheinsburg bei Leiden verborgen hielten und auch, nachdem den Remonstranten Religionsfreiheit zugestanden worden war, sich mit diesen nicht vereinigten, weil sie in der Freiheit ihrer Meinungen von den Lehren und Ge-

bräuchen der Reformirten noch weiter abwichen. Sie wollten keine Kirche heißen und keiner angehören, sondern nannten ihre Gesellschaft Collegium und ihre Gemeinen Collegien (daher und von dem Orte ihrer Entstehung, wo sie sich jährlich zweimal versammeln, schreibt sich ihr Name). Da sie die Bibel als einzige Norm des Glaubens und Lebens aufstellten und dabei die größte Ungebundenheit, ja Verschiedenheit in der Auslegung derselben gestatteten, gesellten sich bald Separatisten aller Art zu ihnen; um Leiden und Rotterdam erhielten sie den meisten Zuwachs aus Mennoniten, Socinianern und andern Ueberläufern der protestantischen Hauptpartheien. In ihren Gemeinen stellten sie keine bestimmten Geistlichen, sondern nur Aelteste, Diener und Krankenpfleger mit Vorbehalt der Aufkündigung an. Wer sich dazu fähig fühlte, durfte in ihren Andachtsversammlungen Vorträge halten. Taufe und Abendmahl begingen sie, ohne die Feier der Sacramente für nothwendig zu achten. Die Uneinigkeit einiger Schriftsteller aus ihrer Mitte, die der Spinozismus zum Socinianismus geleitet hatte, verursachte eine Spaltung unter ihnen, die die holländischen Collegien von den gröningischen trennt, jene dulden den Socinianismus, diese nicht. Um 1740 hatten sie noch 18 Collegien oder Gemeinen, die vorzüglichsten zu Amsterdam, Leuwerden und Gröningen. Jetzt verliert diese Secte immer mehr Glieder an andre Partheien und scheint allmählig zu erlöschen. E.

Rheinweine. Das eigentliche Vaterland dieser kräftigen, schmackhaften und gesunden deutschen Weine ist der Rheingau zwischen Mainz und Bacharach. Indeß gehören auch die hochheimer Weine, von denen der beste auf dem Berge wächst, der sonst zur Domdechanei in Mainz gehörte, obgleich sie nicht in dem bezeichneten Bezirk wachsen, zu den besten Rheinweinsorten. Die Primsorten der Rheingauer Weine sind die Weine vom ersten Range, welche um Rüdesheim und am Johannisberge wachsen. Die aus der Oberpfalz folgen ihnen im Range nach. Weniger gesucht ist jetzt der Bacharacher; er hat einen süßlichen Geschmack. Es wird daselbst auch ein guter rother Wein gebaut, der, wenn er einige Jahre gelegen hat, alles Herbe verliert. Nicht minder berühmt ist der um Kostheim, ebenfalls bei Mainz. Der Niersteiner gehört, ob er gleich außer dem Rheingaue wächst, zu dem besten Rheinweine. Im Rheingaue verdienen wegen ihres guten Weinbaues noch folgende Orte Erwähnung; Assenstein, Hambach, Pfeffersheim, Rietberg, Wormsgau, Laubenheim, Bodenheim, Markbrun und einige andere. Vorzüglich gute Jahrgänge sind von 1748, 1760, 1762, 1766, 1776, 1779, 1780, 1781, und noch mehr 1783 und 1811. Bleicherte nennt man schöne rothe Rheinweine, die theils um das Schloß Argenfels im Trierschen, theils auch im cöllnischen Oberstift gewonnen werden. Lorchwein ist ebenfalls ein guter rother Wein, der bei Lorch im Mainzischen wächst; desgleichen der Asmannshäuser, der bei dem mainzischen Dorfe dieses Namens erzeugt wird.

Rhesus, ein thracischer Fürst, der dem Priamus im trojanischen Kriege zu Hülfe kam. Er ist in so fern vorzüglich merkwürdig, als er die berühmten Rosse mit sich führte, an denen Troja's Schicksal nach einer alten Sage hing. Wenn diese Rosse nämlich, glänzender als der Schnee, und schneller als der Wind, nur einmal aus dem Xanthos tränken und in Troja Futter zu sich nähmen, so sollte diese Stadt unüberwindlich seyn. Darum entführten sie Diomedes und Odysseus, wie Homer erzählt, mit Lebensgefahr aus dem feindlichen Lager, nachdem sie den Rhesus selbst getödtet hatten, der eben erst vor Troja angekommen war.

Rhinoceros, s. Nashorn.

† Rhodus war im Alterthum eine beträchtliche Seemacht. Die Seegesetze der Rhodier galten wegen ihrer Zweckmäßigkeit an allen Küsten und in allen Gewässern des mittelländischen Meeres als Grundlage des Völkerrechts und werden noch heute zur Entscheidung benutzt (lex Rhodia de iactu). Im Alterthum war diese Insel sehr berühmt wegen ihres heitern Himmels, ihrer vortrefflichen Früchte und ihrer Seemacht. Lange waren die Einwohner unabhängig und Handel und Schifffahrt blühten. In den Kriegen der Römer spielten sie, zum Theil als Verbündete, eine bedeutende Rolle. Erst Vespasian machte Rhodus zur Provinz. Merkwürdig sind noch die Rhodier wegen ihrer Liebe zu den edlern Künsten und Wissenschaften, weshalb Rhodus von den Römern viel besucht wird.

† Rhombus (Raute). Rhomboide ist ein länglicher Rhombus von zwei längern und zwei kürzern Seiten. Rhomboidal, rautenförmig.

† Rhone, entspringt im helvetischen Canton Wallis aus einem Gletscher am Furkaberge, nicht weit von dem St. Gotthardsberge und zwei starke Stunden von den Quellen des Rheins. Die erste und höchste Quelle derselben entsteht aus drei Bächen, die am Saßberg sich vereinigen. Sie liegen 4266 Fuß höher als der Genfersee. Auf ihrem reißenden westlichen Laufe durch Wallis wird sie durch viele Bäche und Flüßchen verstärkt. Sie durchströmt dann den Genfersee und tritt als ein bereits schiffbarer Strom in das Gebiet von Frankreich, wo sie sich südwärts wendet und eine Strecke die Gränze zwischen Frankreich und Savoyen bildet. Nach einem Laufe von ohngefähr 90 Meilen ergießt sie sich durch drei Mündungen in den Meerbusen von Lyon, einen Theil des mittelländischen Meeres, wo ihre Arme die 9 Quadratmeilen große Insel Camargue bilden. Sie hat überhaupt einen heftigen und ungestümen Lauf, führt vielen Sand mit sich und verändert oft ihr Bette, so daß die Schifffahrt auf derselben, die besonders von Lyon aus sehr lebhaft ist, dadurch ziemlich gefährlich wird. Ihre vornehmsten Nebenflüsse sind: die Arve, der Ain, die Saone, welche sich bei Lyon mit ihr vereinigt, die Isère, Drôme, Ardeche, Durance und der Gard oder Gardon. Die wichtigsten an der Rhone liegenden Städte sind: Genf, Lyon, Vienne, Valence, Avignon, Beaucaire, Tarascon und Arles, neun Stunden unterhalb welcher Stadt sich ihr Lauf endigt.

Rhoneweine sind Franzweine, die an beiden Ufern der Rhone in Provence, Dauphiné u. s. w. erbaut werden, und sich durch ihre Vortrefflichkeit auszeichnen. Zu den besten Sorten gehört der Hermitagewein, welcher zwischen Valence und St. Valiere wächst, und von dem es rothen und weißen gibt; ferner der Calcernier von Chateau-neuf, la Nerthe, Cote de St. André u. A. Sie werden in erste und zweite Sorte Hermitage, und erste und zweite Sorte Cote-rotie unterschieden. Wir ziehen sie über Avignon, Cette und Montpellier.

* Rhöngebirge, ein Gebirge, welches sich von Kaltennordheim bis über Bischofsheim, in einer Ausdehnung von fünf bis sechs Meilen und in einer Breite von einer Meile erstreckt. Es läuft an der westlichen Seite des vormaligen Großherzogthums Würzburg hin, und gehört theils zu dem Fürstenthum Eisenach, theils zu dem Untermainkreise des Königreichs Baiern. Nördlich nähert sich das Rhöngebirge dem Thüringerwalde und südlich dem Spessart. Dieses Ge-

birge bietet viele hohe Basaltfelsen dar, und ist wenig bewaldet; nur die Abhänge desselben enthalten einige Waldung. Die höchste Spitze desselben ist der 2800 Fuß hohe Kreuzberg, unweit Bischofsheim gelegen. Zu dem Rhöngebirge gehört die sogenannte lange Rhön, auf deren Höhe man viele Basaltsäulen und Lavablöcke, aber wenig Wald findet. Viel Heu wird darauf gewonnen. Merkwürdig sind die drei Torfmoore, das rothe, weiße und schwarze Moor. Auf dem rothen Moore, welches an 1000 Morgen faßt, soll vormals ein Dorf gestanden haben, oder versunken seyn. Noch wasserreicher ist das schwarze Moor, das bei 500 Morgen einnimmt. Die Kälte ist auf diesem Gebirge im Winter groß und der Schnee meistens so hoch, daß deßhalb die Fußwege durch Stangen bezeichnet sind. Metalle enthält dies Gebirge nicht. Oft rechnet man auch zum Rhöngebirge die im Fuldaischen befindlichen Vorberge, als den Dammersfeld, die Milzeburg oder das Heufuder, welche sich durch ihre groteske Form auszeichnen, Basaltgebirge sind, und eine Höhe von 2500 bis 2800 Fuß erreichen.

* Richelieu (Armand Duplessis, Herzog von), Enkel des Marschalls dieses Namens und Sohn des Herzogs von Fronsac, emigrirte zu Anfang der Revolution sehr jung aus Frankreich. Er hieß damals Herzog von Chinon, ging nach Rußland und wurde von Catharina wohl aufgenommen. In russische Kriegsdienste getreten machte er unter Suwarow seinen ersten Feldzug, zeichnete sich 1790 bei der Belagerung und dem Sturm von Ismail aus und wurde schnell zu dem Range eines General-Lieutenants erhoben. 1792 ging er als Abgeordneter der ausgewanderten französischen Prinzen nach Berlin und Wien, dann machte er mehrere Feldzüge gegen sein Vaterland unter dem Emigranten-Corps mit, das gegen die Republikaner focht, kehrte aber am Ende nach Rußland zurück, wo er von Paul manches zu leiden hatte, aber nachher von Alexander sehr ausgezeichnet wurde. 1801 kam er nach Paris, um zu bewirken, daß er von der Emigranten-Liste gestrichen würde. Bonaparte wollte sein Gesuch unter der Bedingung zugestehen, daß er die russischen Dienste verließe. Richelieu verweigerte dieß und reisete nach Rußland zurück, wo er 1803 zum General-Gouverneur des Gouvernements von Odessa, welchen Posten unter Catharina Potemkin bekleidet hatte, ernannt wurde. Er hat sich auf diesem Posten, den er bis 1814 ununterbrochen bekleidete, die größten Verdienste erworben, und unter seiner Leitung ist das vor kurzem noch unbedeutende Odessa, das 1805 kaum 4000 Seelen zählte, zu einer der wichtigsten Handelsstädte des russischen Reichs emporgestiegen. Richelieu trennte sich 1814 nach der ersten Restauration ungern von einer Stadt und Gegend, die er mit Recht als seine Schöpfung betrachten konnte. Er kam im Oct. 1814 nach Paris zurück, und wurde zum Pair von Frankreich und zum premier Gentilhomme de la chambre du Roi ernannt. Während der hundert Tage folgte er dem König nach Gent. Nach der zweiten Restauration und der Entfernung Talleyrands wurde Richelieu erster Minister und erhielt zugleich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm wurde die schwierige Aufgabe, den Tractat vom 20. Novemb. 1815 mit den auswärtigen Mächten abzuschließen; indeß entledigte er sich dieses Auftrags auf eine seines Charakters und seines Talents gleich würdige Weise. — Im Innern benahm er sich mit Mäßigung und mit Anhänglichkeit an die Charte, ob er gleich den royalistischen Ansichten derselben ge-

neigter seyn mußte, als denen der Liberalen. Er war der königlichen Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 (wodurch die Ultra-Royalisten-Kammer von 1815 aufgelöst wurde) und dem Wahlgesetze, das den Triumph der Liberalen begründet hat, wenigstens nicht entgegen. Um den Rückzug der verbündeten Armeen aus Frankreich zu bewirken, oder vielmehr, da dieser von den fremden Mächten unstreitig schon beschlossen war, die näheren Bestimmungen deßhalb, so wie die rückständigen Zahlungen Frankreichs, gehörig zu reguliren, begab er sich auf den Congreß zu Aachen (1818), erlangte Nachlaß und Gestundung in Ansehung der letztern, und unterzeichnete daselbst den Zutritt Frankreichs zu dem großen Bunde der europäischen Hauptmächte, so wie die feierliche Erklärung dieser Aachner Quintuple-Allianz vom 15. Nov. 1818, daß forthin nur das Völkerrecht der leitende Grundsatz der Staatskunst in der Erfüllung der Pflichten der Regenten gegen ihre Völker seyn solle. Dessen ungeachtet gewann er daselbst andre Ansichten von der innern Verwaltung Frankreichs, und trat nach seiner Rückkehr ganz entschieden auf die Seite der Ultras, für welche sich auch der Minister des Innern Lainé und der Minister Molé erklärten. Sie beabsichtigten eine Abänderung des nach der Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 gegebenen Wahlgesetzes, sie wollten dagegen zwei Wahlgrade und eine Veränderung in der Zahl und dem Alter der Deputirten, mit einem Worte: ein die Aristokratie begünstigendes Wahlgesetz, im Geiste der Ordonnanz vom 13. Juli 1815 einführen. Allein de Cazes und Gouvion St. Cyr widersetzten sich im Minister-Conseil jenen Vorschlägen, und der erstere erklärte, daß er nicht für die öffentliche Ruhe stehen könne, wenn man sich im Geringsten von der Charte entferne. In Folge des darüber entstandenen Streites verließen beide nebst Pasquier das Conseil. Die Ultras schienen gesiegt zu haben, und Richelieu dachte an die Bildung eines neuen ganz ultraroyalistischen Ministeriums. Darüber entstand eine allgemeine Bestürzung. Die meisten Staatsräthe und Directoren der einzelnen Verwaltungszweige gaben ihre Entlassung. Die Mehrzahl der Deputirten mißbilligte Richelieu's Plane. Das Zutrauen verschwand und die Renten fielen sehr bedeutend. Dieß öffnete dem Könige die Augen. De Cazes wurde eingeladen, das Portefeuille wieder zu übernehmen. Er that dieß, und sogleich stiegen die Renten bis auf 63. Als hierauf de Cazes und Richelieu sich über die Bildung eines neuen Ministeriums nicht vereinigen konnten, so gab Richelieu seine Entlassung, und nach langem Schwanken entschied sich der König den 29. Dec. 1818 für die von de Cazes vorgeschlagene Bildung des jetzt bestehenden Ministeriums, das ganz im Geiste der Constitutionellen zusammengesetzt ist, und wodurch der Sieg der Liberalen über die Ultras völlig entschieden wurde. An Richelieu's Stelle trat der Marquis Dessolle, General, ehemals Chef von Moreau's Generalstab, und Pair von Frankreich, an Lainé's Stelle kam de Cazes, für das Departement des Innern, mit welchem das aufgehobene Polizei-Ministerium vereinigt wurde; de Serre (welchem die Ultras die Ernennung zum Präsidenten der Kammer der Deputirten zu entreißen gewußt hatten) trat als Siegelbewahrer und Justizminister an Pasquiers Stelle; Gouvion St. Cyr blieb Kriegsminister; Baron Louis wurde Finanz- und Baron Portal (ein Protestant) Seeminister. Der König entließ den Herzog von Richelieu mit den Zeichen der höchsten Achtung, und in der Pairskammer machte der Graf de Lally-Tolendal den

Vorschlag, dem Herzoge als eine Nationalbelohnung ein Majorat von 50,000 Fr. jährl. Einkünfte aus den Domainen der Krone zu bewilligen. Dasselbe geschah auch in der Kammer der Deputirten, und es ist dieser Vorschlag auch mit einigen ermäßigenden Zusätzen durchgegangen. Richelieu, der anfangs geäußert hatte, er wünsche nicht, daß seinetwegen etwas zu den Lasten der Nation hinzugefügt würde, war zwar genöthigt, das Geschenk anzunehmen, bestimmte aber den ganzen Betrag milden Stiftungen zu Bordeaux, eine Handlung der Großmuth und Uneigennützigkeit, welche die rühmlichste Auszeichnung verdient. Er begab sich hierauf nach Courteil, einem Landgute seiner Gemahlin, und will einem Gerüchte zufolge wieder nach Odessa gehen. — Richelieu ist auch Mitglied der französischen Academie und seit dem 23 Sept. 1818 deren Präsident.

† Richter (Jean Paul Friedrich), dieser berühmte deutsche Schriftsteller, ist den 21. Merz 1763 zu Wunsiedel im Baireuth'schen geboren, studirte Theologie und lebt seit einer Reihe von Jahren zu Baireuth. Er ist mit Caroline Mayer aus Berlin verheirathet und hat aus dieser Ehe 2 Kinder.

Ricochet, s. Rikoschettschuß.

* Riesen heißen Menschen, deren Größe die gewöhnliche weit überragt. Es ist ein Gesetz in der Natur, daß ein jedes organische Wesen gewisse Schranken der Bildung hat, über die es nicht hinausgeht. Die gewöhnliche Statur eines Mannes in gemäßigten Climaten ist zwischen fünf und sechs Fuß. Indeß kommen unläugbare Zeugnisse, besonders in England und in der Schweiz vor, daß es Menschen von sieben und acht Fuß gegeben habe. Wir berufen uns vorzüglich auf die Nachrichten, die Stöller in seinem Buch vom Wachsthum des Menschen angeführt hat. Es gab eine Zeit, wo man wirklich im Ernst glaubte, daß es in der alten Welt Menschen von einer ungewöhnlichen Länge gegeben habe. Nach der heiligen Sage der Juden gab es unmittelbar vor der Sündfluth Riesen, die die Söhne Gottes genannt werden. Und als die Israeliten, um das ihnen verheißene Land zu erobern, Kundschafter hineinsandten, berichteten diese von den Söhnen Enak in Hebron, daß sie lauter Kolosse gewesen, und daß sie sich selbst wie Heuschrecken in ihrer Gegenwart vorgekommen seyen. Der letzte aus diesem Stamm, Og, König von Basan, der von Moses besiegt wurde, soll eine Bettstelle von neun Ellen Länge und vier Ellen Breite gehabt haben. Nahe bei Jerusalem zeigte man noch in späteren Zeiten ein Grabmal, mit der Inschrift: Hier liegt der Riese Og. In diesem Grabe wollte man um das Jahr 1670 einen Zahn gefunden haben, der 4 1/4 Pf. wog. Man bot ihn dem Kaiser Leopold für 2000 Rthlr. an, allein dieser lehnte den Kauf ab. Auch der berüchtigte Goliath wird als ein fürchterlicher Riese beschrieben, und die jüdischen Ausleger geben ihm elf Fuß Länge. Aber die profane Geschichte ist noch reicher an Sagen von Riesen. Um nur etwas anzuführen, so erzählt Strabo von dem Geripp des fabelhaften Antäus, welches in Mauritanien gefunden, und 60 Ellen lang gewesen sey. Wem sind die Giganten, die Söhne der Erde, unbekannt, die nach blutigen Kämpfen mit den seligen Göttern endlich unter vulcanische Inseln begraben wurden und Feuer ausspien! Plinius spricht von einem Riesen-Geripp, welches, 46 Ellen lang, bei einem Erdbeben in Kreta gefunden worden. Bei der Schlacht, die Marius den Teutonen bei Aquä Sextiä 105 Jahre vor Christo lieferte, erschien der König der letzteren, Teutobocus, als ein

ganz außerordentlicher Riese. Die Gebeine dieses Teutonenkönigs will man in Hochburgund im Jahr 1613 gefunden haben. Man entdeckte nämlich ein Grab, von Ziegelsteinen gemauert, 30 Fuß lang, 12 Fuß breit und 8 Fuß tief, worauf man noch die Inschrift: Teutobocus rex, wollte gelesen haben. Hierin lag ein Gerippe, der Sage nach, von 25 1/2 Fuß Länge, 10 Fuß Breite in den Schultern, und 5 Fuß Tiefe vom Brustbein bis zu den Rückenwirbeln. Die Schenkelknochen sollen 4 Fuß lang gewesen seyn. Diese Knochen galten eine Zeit lang wirklich für die Gebeine des Teutonenkönigs. Sie wurden endlich nach England gebracht, und man weiß nicht, wo sie weiter hingekommen sind. Aus dem sechzehnten Jahrhundert kommen mehrere ähnliche Nachrichten vor. So will Dalechamp das Geripp eines Riesen von 18 Fuß, Felix Plater bei Lucern die Gebeine eines Menschen von 19 Fuß, und Licetus in Sicilien ein Riesengerippe von 30 Fuß gefunden haben. Allein es ist jetzt keinem Zweifel unterworfen, daß alle diese Gerippe keinem menschlichen Körper, sondern Thieren aus der Vorwelt angehörten. Das Megatherium, der Elephant und das Paläotherium der Vorwelt waren Riesenthiere, deren Gebeine noch häufig, besonders in Nordamerika und Sibirien, gefunden und ehemals, aus Unkunde in der Anatomie, für menschliche Knochen gehalten wurden. Es gab sogar eine Zeit, als die Zergliederungskunst sich erst zu bilden anfing, wo man die Natur den Aussagen des Galen, der nur Affen secirt hatte, widersprechend fand, und daher auf den Ausweg kam, zu behaupten: die Natur der Menschen habe sich allmählig verkleinert, und das jetzige Zwerggeschlecht könne freilich weder die physische noch moralische Größe der Alten begreifen. Ein berühmter Pariser Anatom, Sylvius, stellte diesen Satz alles Ernstes gegen Vesalius auf. Auch von den Guanchen, den früheren Einwohnern der Canarien, hat ein leichtgläubiger Reisender behauptet, daß, nach den Mumien zu schließen, sie 15 Fuß lang gewesen seyen. Damit es uns nicht an Riesen in der jetzigen Welt fehle, hat man die Patagonier, als man sie zuerst kennen lernte, wie unförmliche Giganten beschrieben. Indeß hat sich bei näherer Untersuchung ergeben, daß diese Nation allerdings eine ungewöhnliche Größe habe: denn Capitän Carteret, der mehrere Patagonier im Jahr 1766 gemessen, fand, daß die meisten 6 Fuß bis 6 Fuß 5 Zoll maßen. Noch spätere Berichte, besonders von Clarke und Wallis, bezeugen, daß es unter ihnen mehrere gibt, die bis 7 Fuß lang sind. Hierdurch wird nun das höchste Maß der menschlichen Statur, welche wir eben angegeben, bestätigt. Wenn unter uns Riesen vorkommen, so muß man dieß immer als eine Unregelmäßigkeit betrachten, welche der Gesundheit und Stärke nachtheilig ist. Die meisten Riesen haben einen matten Puls, sind schwächlich, und leben in der Regel nicht lange.

* Riesengebirge, ein bekanntes und oft von Reisenden besuchtes deutsches Gebirge. Von dem ausgedehnten Gebirge nämlich, das sich unter dem Namen der Sudeten, von der Oberlausitz an, zwischen Schlesien und Böhmen, dann zwischen Schlesien und Mähren hinzieht, bei Jablunka mit den Karpathen zusammenhängt, und in dieser Ausdehnung verschiedene Namen erhält, ist das Riesengebirge nur ein kleiner Theil, welches aber das höchste Gebirge des nördlichen Deutschlands bildet, indem es den Harz, das Erzgebirge, das Fichtelgebirge, den Thüringer- und den Böhmer-Wald an Höhe übertrifft, jedoch nicht, gleich den Alpen im südlichsten Deutschland, die Schneelinie erreicht. Das eigentliche Riesengebirge befindet sich

vorzüglich in dem hirschberger Kreise des zur preußischen Provinz Schlesien gehörigen reichenbacher Regierungsbezirkes, und erstreckt sich an der Ostseite Böhmens und der Westseite Schlesiens von dem Badeorte Flinsberg bis zur Stadt Schmiedeberg, wo es seine höchste Höhe zwischen der letzteren Stadt und der böhmischen Stadt Hohenelbe erreicht. Hier ragt nämlich der Seiffenberg, und als dessen höchster Gipfel, und zugleich als die größte Höhe im ganzen preußischen Staate, die Schneekoppe hervor, welche 4950 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Außer dieser höchsten Spitze hat das Riesengebirge noch zwanzig bis dreißig Berge, welche zu 4000 bis 4500 Fuß hinansteigen, und worunter das große Rad 4700 Fuß, die Sturmhaube 4540 und der Reifträger 4280 Fuß hoch ist. Ueberhaupt liegt der höchste Theil des Riesengebirges auf der schlesischen Seite, wo der hohe lange Gebirgsrücken sich steil aus der Tiefe erhebt, während das Gebirge von böhmischer Seite her erst durch mehrere Abstufungen zu seiner völligen Höhe hinansteigt. Der eigentliche Körper des Riesengebirges ist Granit, der in der niedern Region überall mit mehr oder weniger fruchtbarer Dammerde bedeckt ist. Aber je höher, desto dünner wird dieser Ueberzug, der auf den obern Höhen des Gebirges ganz in Torfmoor übergeht. Am Fuße des Gebirges bestehen die Waldungen meist aus Buchen, Birken, Ulmen, Erlen 2c., auf dem Abhange aus Fichten und Tannen. Aber in den höhern Regionen findet man nichts als Kienholz, und wo auch dieses aufhört, da erstrecken sich über den hohen Rücken weite Wiesen hin, voller bruchiger Stellen, Tümpel, Moräste, Sümpfe und selbst ganze Wasseransammlungen, welche mehreren Flüssen, als der Elbe, Iser, Aube, Bober, Queiß 2c. den Ursprung geben. Da die Schneekoppe gewöhnlich das vornehmste Ziel der das Riesengebirge besuchenden Reisenden ist, so verweilen wir hierbei etwas länger. Es gibt von Schmiedeberg aus, von wo man sie am öftersten besteigt, verschiedene und mannigfaltige Wege, unter denen aber vier die frequentesten sind. Der eine, welcher über Steinseiffen, Krumhübel, über die Seifenlehne und den Seifenbach nach der Hampelsbaude führt, ist darum der empfehlungswertheste, weil von den Gebrüdern Hampel die steile Seifenlehne seit einigen Jahren durch angelegte Treppen und Sitze sehr bequem zum Besteigen gemacht worden ist. In der Hampelsbaude (Bauden nennt man die im Riesengebirge befindlichen einzelnen Wohnungen), welche 4140 Fuß hoch liegt, pflegen gewöhnlich die Reisenden, um zum Sonnenaufgange die Koppe erreichen zu können, zu übernachten. Von da steigt man hinauf auf den Kamm des Gebirges, wo die Gränze zwischen Böhmen und Schlesien hinläuft, und dann gelangt man über den Koppenplan an die eigentliche Koppe, einen hohen, steilen, meistens in Wolken und Nebel eingehüllten Felsen, auf den ein schmaler und steiler Fußweg hinaufführt, und auf dessen abgestumpftem Gipfel eine dem heiligen Lorenz gewidmete Kapelle steht, deren Inneres seit einigen Jahren zerstört ist. Hier findet man die bekannten Veilchensteine, die, wenn man sie reibt, einen angenehmen den blauen Veilchen gleichen Geruch von sich geben, der von dem feinen Veilchenmoos kommt, womit sie überzogen sind. Die Aussicht auf dieser Höhe ist weit und entzückend. Oestlich sieht man von hier über Schlesiens Fluren bis an die Gränze des Großherzogthums Posen, und westlich nach Böhmen blickt man mit Schaudern in einen schroff hinablaufenden 1500 Fuß tiefen Thalgrund, Riesen- oder Teufelsgrund genannt.

† Riga, die befestigte Hauptstadt des russischen Gouvernements Liefland, an der Düna, über welche eine Schiffbrücke geht, liegt in einer sandigen an sich nicht reizenden Gegend, die aber durch viele Lusthäuser und Gärten der Bürger belebt und angenehm gemacht wird. Sie besteht aus der Stadt und den Vorstädten, welche bei der Belagerung 1812 in Asche gelegt wurden, und größer als die eigentliche Stadt waren. Jetzt sind sie größtentheils wieder aufgebaut worden. Riga zählt über 30,000 Einwohner, und hat viele Kirchen, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine Stadtbibliothek mit einem Naturalienkabinete und zahlreiche milde Stiftungen zur Unterhaltung und Verpflegung der leidenden Menschheit. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders aus: das prächtige Rathhaus mit seinem zierlichen Thurme, der kaiserliche Palast, das alte Schloß, die Residenz des Gouverneurs, das große prächtige Ritterhaus der liefländischen Ritterschaft ꝛc. Die Einwohner sind großen Theils Deutsche oder deutsche Abkömmlinge, und es herrscht viel Reichthum, guter Ton und feine Lebensart unter denselben. Sie betreiben Zucker-, Stärke-, Puder-, Spiegel-, Spielkarten-, Strumpf- und Nadelfabriken, wichtiger aber ist der Handel, und Riga ist nach St. Petersburg eine der wichtigsten Seehandelsstädte des russischen Reiches. Aus dem hiesigen Hafen wird der bei weitem größere Theil des russischen Getreides ausgeführt, eben so wichtig ist die Ausfuhr des Flachses und Hanfs. Jährlich laufen in dem Hafen an tausend Schiffe aus und ein. Der Werth der Ausfuhr betrug (1815) über 24 Millionen Rubel. Zum Andenken der Jahre 1812, 13 und 14 ist auf Kosten der Kaufmannschaft eine eiserne Denksäule errichtet, deren Schwere 142,568 Pfund beträgt. Auf der einen Seite des Würfels, auf welchem sie ruhet, enthält sie zwischen zwei mit Lorbeeren behängten Schwertern folgende Inschrift: die Mächte von zwanzig Reichen und Völkern drangen mit Schwert und Feuer in Rußland ein, und fielen in Tod und Gefangenschaft. Rußland besiegte die Zerstörer, zerbrach die Fesseln von Europa. Alexander der erste befestigte durch seine siegreiche Hand, und gab wieder den Königen ihre Reiche, den Völkern ihre Gesetze. — Riga wurde 1812 von den vereinigten Franzosen und Preußen belagert, ohne eingenommen zu werden. 1814 litt die Stadt durch Eisgang einen sehr bedeutenden Verlust, indem über 400 Häuser zu Grunde gingen.

Rimesse, s. Remesse.

* Rimini (lat. Areminum), eine sehr alte, große, volkreiche päpstliche Stadt, liegt am adriatischen Meer am Flusse Marecchia. Dieser bildet an seiner Mündung einen Hafen, welcher aber durch den Sand und die Steine, die das Wasser von den Bergen mit sich führt, ganz unbrauchbar geworden, und jetzt nur von Fischerkähnen besucht ist. Das Meer hat sich über eine halbe Meile vom ehemaligen Leuchtthurme zurückgezogen, den jetzt Gärten umgeben; nur wenig Spuren des alten Hafens sind noch übrig. Am Thore S. Giuliano kommt man über eine herrliche, schön verzierte Brücke in die Stadt. Sie wurde unter den Kaisern Augustus und Tiberius an dem Orte, wo sich die beiden Consularstraßen, Via Flaminia und Aemilia, vereinigen, aus dem schönsten weißen Marmor der Apenninen erbaut, und ist unstreitig das erhaltenste Denkmal dieser Art aus dem ganzen Alterthume. Vor einem andern Thore, durch welches man Rimini verläßt, steht noch ein alter, zu Ehren des Augustus errichteter Triumphbogen. Der Dom, der auf den Ruinen eines Tempels des Kastor

und Pollux steht, ist, wie mehrere andere Kirchen, aus der Marmoreinfassung des alten Hafens erbaut. Die Kirche S. Francesco, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts erbaut, zeichnet sich durch ihre edle und prächtige Architektur vortheilhaft aus. Sie wurde von Pandolfo Malatesta gestiftet, dessen Familie im Mittelalter lange über Rimini geherrscht, und die Stadt mit mehreren öffentlichen Gebäuden geschmückt hat. Auf der Piazza del Commune befindet sich ein schöner Springbrunnen und die eherne Statue des Papstes Paul V., und auf dem Marktplatze ein Piedestal, von welchem herab Cäsar sein Heer nach dem Uebergange über den Rubikon angeredet und entflammt haben soll. Neun Arkaden im Kapuzinerkloster hält man für die Ueberreste eines vom Consul Publ. Sempronius erbauten Amphitheaters. Endlich verdienen die Bibliothek des Grafen Gambalonga und die vom Doctor Bianchi gestiftete Sammlung von Inschriften und andern merkwürdigen Alterthümern noch eine rühmliche Erwähnung. xx.

Rinforzando, abbrevirt rf, oder rinf., bezeichnet in der musikalischen Notenschrift das allmählige Anwachsen, oder Verstärken eines und desselben Tones, dahingegen crescendo sich auf eine ganze Reihe oder Folge von Tönen bezieht.

Rinnleisten, soviel als Karnieß. S. Säule.

† Rio Janeiro, die Hauptstadt Brasiliens und der ganzen portugiesischen Monarchie, jetzt die Residenzstadt des Königs der vereinigten Königreiche Portugal, Brasilien und Algarvien, liegt in der Capitania (Provinz) Rio Janeiro, an der Mündung des Flusses Janeiro. Wenn man von der See aus nach dieser Hauptstadt kommt, so fährt man durch eine schmale Oeffnung, die von zwei nackten Felsen eingefaßt wird. Dies ist der Eingang des Hafens, längs desselben erheben sich Forts und Batterien. Man gelangt hier in ein zweites Wasserbecken mit einer Menge Boote, Schiffe und Inseln bedeckt. Amphitheatralisch steigen die malerischen Berge in den blauen Himmel empor, an den Abhängen Kirchen und Klöster, Festungswerke und ländliche Wohnungen, und dazwischen liebliche Thäler voll Pomeranzenhaine und begrünter Buchten. So durchschneidet man diese reizende Bai, und erblickt endlich die Stadt San Sebastian de Rio Janeiro (dies ist der vollständige Name) mit ihren zahlreichen Thürmen vor sich. Die Stadt liegt auf einer ebenen, erhabenen Landzunge, ungefähr drei Viertelstunden von dem Eingange des Hafens entfernt. Sie wird auf der Nordseite von der Bai, auf den drei übrigen Seiten von hohen waldigen Bergen begränzt. Eine regelmäßige Festung auf der einen Spitze der Landzunge und ein wohlbefestigtes Benedictinerkloster auf der andern dienen zur Vertheidigung. Beide beherrschen die Stadt und den Ankerplatz. Dieser befindet sich bei der Schlangeninsel, die gerade davor liegt, und gleichfalls mit einem Fort versehen ist. Die Bevölkerung von Rio Janeiro beträgt jetzt mit Inbegriff der Neger, jedoch mit Ausschluß der Besatzung, 100,000 Seelen. Fast alle Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, und laufen vollkommen gerade aus, sind aber fast alle schmal. Eine der breitesten und schönsten ist die Hauptstraße, Rua de Dereito genannt, in gleicher Breite mit der Bai. Sämmtliche Straßen sind mit Granit gepflastert, auch mit Erhöhungen für die Fußgänger versehen. Die Beleuchtung ist noch keinesweges allgemein, wird aber einigermaßen durch die Lampen vor den Marienbildern ersetzt. Die Häuser haben in der Regel nur zwei Geschosse; doch gibt es auch sehr ansehnliche. Die häßlichen Altane von den obern Stockwerken sind

jetzt gänzlich abgeschafft. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die meisten Kirchen und Klöster, besonders die neue prächtige Domkirche aus. Auch sind die königliche Kapelle und die Münze, die beide einen Theil des Palastes ausmachen, sehenswerth. Die Marktplätze sind mit schönen Springbrunnen geziert. Das Wasser erhält die Stadt durch eine aus achtzig Doppelbogen bestehende und an einigen Stellen über 150 Fuß hohe Wasserleitung, welche es in einer Entfernung von fast zwei Stunden herbeiführt. Seit der Versetzung des Hofes nach Rio Janeiro hat sich die Industrie vermehrt. Bereits bestehen in der Nähe der Stadt Leder-, Seiden-, Steingut-, Glasfabriken rc. Eben so befinden sich in der Stadt mehrere Segeltuchfabriken, Baumwollenspinnereien, Zuckersiedereien. Am ausgedehntesten sind in dieser Hinsicht die Fabriken von groben und mittlern Baumwollenzeugen, aus welchen sich ein großer Theil des ganzen Landes nebst den Provinzen von Rio de la Plata versieht. Wegen besonderer Geschicklichkeit sind vorzüglich die hiesigen Steinschneider und Juweliere berühmt. Seit 1814 ist auch eine bedeutende Anzahl französischer Baumeister, Uhrmacher, Goldschmiede rc. hier angekommen. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch noch die neuangelegte Reißmühle und die große Wallfischthransiederei. In jener wird der Reiß vermittelst einer sehr sinnreichen Einrichtung enthülset, und so zur Verführung geschickt gemacht. In dieser werden jährlich an 150,000 Tonnen Thran aus dem Specke des Wallfisches gesotten, und mit bedeutendem Gewinne an der ganzen Küste verführt. Der Handel ist sehr wichtig. Rio Janeiro ist für ganz Brasilien der Hauptmarkt. Der lebhafteste Verkehr findet zwischen den Bergwerksgegenden und Rio Janeiro, oft in Entfernungen von drei bis vierhundert Stunden Statt. Häufig passiren an einem Tage achthundert bis tausend Maulthiere aus und ein. Außer diesem Handel mit dem Innern Brasiliens zu Lande findet auch ein ansehnlicher Verkehr mit den südlichen und nördlichen Häfen durch Küstenfahrer Statt. Aber auch der äußere Handel gewinnt von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit und Umfang. In der That ist Rio Janeiro der bestgelegene Hafen für die ganze Welt. Er ist ein Mittelpunkt, wo der Handel von Europa und Afrika, von Amerika und Ostindien, von China, wie von den Südseeinseln am bequemsten zusammentreffen kann. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind Zucker, Rum, Baumwolle, Häute, Talg, Indigo, feine Tischlerhölzer, grobe Baumwollenzeuge, Gold, Diamanten, farbige Edelsteine und kostbare Juwelierarbeit. Was das Klima anbetrifft, so herrscht bei Tage, besonders in den Sommer-Monaten eine sehr große Hitze, des Nachts hingegen merkliche Kühle und Feuchtigkeit. Am empfindlichsten ist das letztere gerade in der heißen Jahreszeit. Hier fällt der Thau Morgens und besonders Abends häufig als feiner Staubregen herab. Daher sind Fieber und Hautkrankheiten in Rio Janeiro nicht selten. Eingeborene leiden indessen nur wenig davon, Fremde hingegen außerordentlich. Nach einem halben oder ganzen Jahre aber werden auch diese davon verschont. Lebensmittel aller Art gibt es im Ueberfluß. Kleidung und Hausmiethen sind sehr theuer, letztere beinahe so theuer wie in London. Schenken, Garküchen gibt es in Menge, große Wirthshäuser nach europäischer Art hingegen werden noch immer vermißt. Die kirchlichen Feierlichkeiten werden mit außerordentlicher Pracht begangen. Die Bildsäulen der Heiligen sind dann im eigentlichen Sinne mit Diamanten bedeckt. Dabei finden Abends große Feuerwerke Statt. Oft brennen dann große Kreuze in benga-

lischem Feuer. Die Umgebungen von Rio Janeiro sind sehr angenehm, und bieten mancherlei Spaziergänge dar. Schon die neuen Vorstädte mit ihren Gärten und Grasplätzen sind sehr einladend, und gewähren eine Art städtischen Landaufenthalt. Wst.

Riß, nennt man vornehmlich die Zeichnung zu einem Gebäude nach verjüngtem Maßstabe, woraus man die Form, Anordnung und Einrichtung des Ganzen und aller Theile desselben sieht, und wonach ein Gebäude errichtet wird. Der Durchschnitt oder das Profil zeigt die innern Theile eines Gebäudes, die Verbindung des Dachs und dergl. Ueber Aufriß und Grundriß s. die eignen Art.

Ritter, s. Ritterwesen.

Rivière (Marquis de la) Pair von Frankreich und (1819) französischer Gesandter in Constantinopel, insbesondere dadurch berühmt, daß er sich im Juni 1804 mit Georges und Pichegru in der Absicht nach Paris begab, durch die Ermordung des ersten Consuls die Regierung zu stürzen. Auch er wurde arretirt und zum Tode verurtheilt, durch die Verwendung Josephinens aber begnadigt, und die Todesstrafe in Deportation verwandelt. Früher hatte er sich als einen der eifrigsten Anhänger der Bourbons gezeigt; er war beständig im innigsten Vertrauen des Grafen von Artois gewesen, hatte diesen stets auf allen seinen Reisen begleitet, und war immer zu den wichtigsten Geschäften gebraucht worden. Nach der Restauration wurde er zum Pair von Frankreich und zum Gesandten in Constantinopel ernannt.

* Robinson. Unter diesem Titel erschienen in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts eine Menge Romane, welche Erzählungen seltsamer Abenteuer zu Wasser und zu Lande enthielten. Zu der ersten Schrift dieser Art gab folgende Begebenheit Veranlassung: Alexander Selkirk, aus Largo in Schottland, geboren um das J. 1680, diente von Jugend auf zur See, begleitete als Oberbootsmann den berühmten englischen Seefahrer Dampier nach der Südsee, gerieth mit seinem Schiffscapitän in Streit, und wurde 1705 auf der damals unbewohnten Insel Juan Fernandez, hinter Chili, zurückgelassen, nach einem einsamen und kümmerlichen Aufenthalte von vier Jahren und vier Monaten im Jahre 1709 vom Capitän Woodes Roger, bei dessen Reise um die Welt, wieder an Bord genommen und nach zwei Jahren nach England zurückgebracht. Selkirk beschrieb hierauf seine Begebenheiten, und übergab die Papiere einem damaligen bekannten Schriftsteller, Daniel de Foe (s. d. Art. Foe) zur Durchsicht, um sie zum Druck zu befördern. Dieser entwendete aber daraus die Materialien zu einem Romane, und gab dem betrogenen Seefahrer seine Papiere zurück. Er änderte nur Zeit, Ort und Namen, verlegte die Scene auf eine der Karaiben beim Ausflusse des Oronoko, nannte seinen Abenteurer Robinson, ließ ihn durch Sturm und Schiffbruch dahin verschlagen werden, verlängerte seinen Aufenthalt bis auf 28 Jahre, versetzte die Geschichte rückwärts in die Mitte des 17ten Jahrhunderts, woraus denn die bekannte und in unzähligen Robinsonaden nachgeahmte Geschichte des Robinson Crusoe, entstand. Rousseau fand dieses Buch besonders empfehlenswerth für seinen Aemil. Wirklich ist es auch vorzüglich geschickt, dem jugendlichen Alter die Nothwendigkeit einer frühen Gewöhnung zu Fleiß und Aufmerksamkeit auf häusliche und bürgerliche Geschäfte, zur Unabhängigkeit von äußerer Bequemlichkeit, zur Würdigung der wahren Güter des Lebens, zum Gebet und Vertrauen auf eine Vorsehung, zur Uebung

des Erfindungsgeistes, zur Schätzung mancher unerkannten Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens, und viele heilsame Erziehungsregeln anschaulich zu machen. Nur waren Schreibart und Einkleidung zu sehr veraltet, als daß es ohne Widerwillen gelesen werden konnte. Wezel fing damals an, diesen englischen Robinson zusammengezogen und umgearbeitet in den „zweiten Jahrgang des dessauischen philantropischen Lehrbuchs" theilweis einzurücken. Campe hatte zu gleicher Zeit den nämlichen Gedanken, und ließ sich durch das Zuvorkommen Wezels nicht irre machen, sondern kündigte sein Vorhaben unter einem neuen Gesichtspunkte an. Beide ließen ihre Arbeiten neben einander, der eine zu Leipzig, der andere zu Hamburg erscheinen. Aber Campe's Umschmelzung der alten gedehnten Schreibart in einen leichten, unterhaltenden Erzählungston, die Einkleidung in Gespräche, die, besonders für Kinder, so lehrreichen Bemerkungen aus dem menschlichen Leben, der Naturgeschichte, der Geographie, der Schiffsahrt, erheben dieses Buch nicht nur unendlich weit über das Original, sondern machen selbst der sonst guten, aber dem Fassungskreise der Kinder weniger angemessenen Umarbeitung Wezels den Rang streitig.

Roche Jacquelin, s. La Roche Jacquelin.

* Rochefoucauld. Die schon im 11ten Jahrhundert in der Geschichte Frankreichs vorkommende Familie der Rochefoucauld hat eine Reihe sich in Kriegs- und Staatsdiensten, so wie im gelehrten und im geistlichen Stande auszeichnender Mitglieder aufzuweisen. Da der beschränkte Raum unsers Werks nicht erlaubt, sie sämmtlich aufzuführen, so begnügen wir uns, zwei aus ihrer Mitte hier aufzunehmen: den durch seine Maximes bekannten Herzog François von La Rochefoucauld und den (1819) noch lebenden Herzog von L. R. Liancourt I. Franz VI. Herzog von La Rochefoucauld, Prinz von Marsillac, war 1603 geboren. Durch Geist und Tapferkeit gleich ausgezeichnet, wurde er als eine Zierde des französischen Hofs betrachtet. Er war mit der berühmten Herzogin von Longueville verbunden, auf deren Antrieb er sich auch in die Streitigkeiten der Fronde mischte, wobei er in einem Gefechte beinahe für immer das Gesicht verlohren hätte. Bei dieser Gelegenheit recitirte er die Verse aus Ryers Alcyonée:

Pour mériter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux rois, je l'aurois faite aux dieux.

Nachdem er sich aber mit seiner Geliebten veruneint hatte, parodirte er dieselben Verse:

Pour ce coeur inconstant qu'enfin je connois mieux,
J'ai fait la guerre aux rois, j'en ai perdu les yeux.

Nach den beendigten Unruhen der Fronde dachte Rochefoucauld nur daran, sich den sanften Freuden der Literatur und der Gesellschaft hinzugeben. Sein Haus wurde der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Köpfe jener Zeit, und hier fanden sich Racine, Boileau, Mad. de Sevigné, Mad. de la Fayette zusammen. Was in dem Zeitalter Ludwigs XV. die Häuser der Mad. Geoffrin, der Mlle. Lespinasse, der Mad. d'Epinay waren, das war ein Jahrhundert früher das Haus des Herzogs. Er starb 1680. Man hat von ihm: Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche, und die ihn unsterblich machenden, unzählige Mal neu gedruckten, und in alle Sprachen, (ins Deutsche von Friedrich Schulz und Bar. v. Maltiz) übersetzten Réflexions et Maximes. Der Hauptgedanke, der sich durch alle einzelnen Reflexionen und Grundsätze hinzieht, ist, daß Eigenliebe die Triebfeder

aller menschlichen Handlungen sey; aber dieser Satz ist auf eine höchst geist- und sinnreiche Art so mannigfaltig gewendet und dargestellt, und das Ganze wie alles Einzelne zeugt von einer so feinen Menschenbeobachtung, daß man diese Sammlung immer mit neuem Interesse lesen wird, wenn man auch das Grundprincip derselben nicht annehmen sollte. II. Frçs. Al. Fred. Herzog de la Rochefoucauld, Pair von Frankreich, geboren 1747, ist besonders mit dem Zunamen, Liancourt, den er von Besitzungen in Beauvais führt, bekannt. Seit der Restauration aber nennt er sich blos mit dem Familiennamen. Als Mitglied der constituirenden Versammlung zeigte La Rochefoucauld sich besonders Reformen, welche die innere Administration, die Finanzen und die polizeiliche Verfassung betrafen, geneigt. An dem wichtigen Beschlusse in der Nacht vom 4. August, wodurch das Feudalsystem in Frankreich aufgehoben wurde, hatte er den größten Antheil. Späterhin suchte er besonders philanthropische Ideen in Anregung und zur Ausführung zu bringen. Er machte in dieser Hinsicht im Namen der competirenden Ausschüsse viele offizielle Berichte über Hospitäler, Armenwesen u. dergl. Gegenstände. Nach dem 10. Aug. (1792) entfloh er nach England, und ging dann nach America, wo er sich bis zum Jahr 1799 aufhielt, viele Reisen in das Innere dieser Länder anstellte, und sich mit allem, was den Ackerbau, die Manufakturen, den Kunstfleiß und die politischen und wohlthätigen Institutionen derselben auszeichnet, auf das genaueste bekannt machte. (Seine Reisen und Beobachtungen in America hat er in 6 Bänden beschrieben.) Nach dem 18. Brümaire kehrte er nach Frankreich zurück, lehnte aber alle Anträge Napoleons, der ihn in seine Nähe ziehen wollte, ab, nahm von ihm blos die Decoration der Ehrenlegion an, und beschäftigte sich ausschließlich mit der Ausführung von Planen, wozu sein langer Aufenthalt in England und America ihm die Ideen gegeben hatte. Seine eignen Güter fand er zwar verkauft, nicht aber die Güter seiner Gemahlin, welche sich zum Schein von ihm getrennt hatte. Auf diesen legte er nun große Spinnereien von Baumwollengarn, ganz nach englischer Art an, und erwarb sich dadurch große Verdienste um die französische Industrie. Wir übergehen hier viele andere Entwürfe, die er aus England und America nach Frankreich verpflanzte, und führen nur noch an, daß man in Frankreich ihm vorzüglich die Einführung der Jennerschen großen Entdeckung, der Kuhpockenimpfung, verdankt.

† Rochelle ist stark befestigt und gut gebaut. Der Schloßplatz ist einer der schönsten öffentlichen Plätze in Frankreich. Sie hat sechs Kirchen, mehrere wissenschaftliche Anstalten, eine Schifffahrtsschule, ein Naturalienkabinet, 2200 Häuser und 17,500 Einwohner, welche außer einer Zuckerraffinerie, einer Fayence- und Glasfabrik, lebhaften Seehandel betreiben. Der Hafen, welcher durch zwei starke Thürme vertheidigt wird, ist sicher und bequem, aber nur bei der Fluth zugänglich.

* Röderer (P. L. Graf), hat in dem ganzen Laufe der französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt. Er war Mitglied der constituirenden Versammlung, und so schwer es bei der Menge großer Talente, welche dieselbe in sich faßte, auch wurde, sich in ihr bemerkbar zu machen, so gelang es ihm doch in einem hohen Grade. Eine große Zahl wichtiger Berichte im Finanz- und Verwaltungsfache in dieser Versammlung rühren von ihm her. Nach Auflösung derselben wurde er zum Procureur-Syndic der Pariser Gemeine er-

nannt. Als solcher verwendete er sich am 10. August insbesondere dafür, die königliche Familie zu bewegen, die Tuilerien zu verlassen, und sich in die Nationalversammlung zu begeben. Obgleich die Königin zu Anfang erklärte, sie wolle sich eher an die Wände des Palasts annageln lassen, als ihn verlassen, so gelang es Röderer doch am Ende, auch sie zu bewegen, und gewiß kam er damals dadurch dem Verbrechen der Ermordung der königl. Familie zuvor, das vom Volke in seiner Raserei würde begangen worden seyn. Während der Schreckensregierung hielt er sich verborgen. Nach dem 9. Thermidor trat er wieder hervor, und nahm insbesondere an der Redaction des Journal de Paris Theil, dessen Miteigenthümer er wurde. Bei der Rückkehr Napoleons aus Aegypten war Röderer der Mittelsmann zwischen ihm und Sieyes, und an der Umwälzung des 18. Brümaire nahm er den lebhaftesten Antheil. Napoleon gebrauchte Röderer zu wichtigen Verwaltungsarbeiten, z. B. der Organisation des Präfektursystems, auch zu diplomatischen Verhandlungen, wie z. B. bei der Einführung der schweizerischen Vermittlungsacte. Hierauf trat Röderer in den Senat, wurde Joseph Buonaparten als König von Neapel zugeordnet, und erhielt 1810 die wichtige Stelle eines Minister-Staatssecretairs des Großherzogthums Berg. Bei der Restauration blieb Röderer ohne Anstellung, und er lebt seitdem als Privatmann. Man hat von ihm eine Menge kleiner Schriften, deren Schreibart man, was die Franzosen Marivaudage (gezierte Spitzfündigkeit) nennen, vorwirft. Daher Chenier's Vers:

Je lisois Röderer, et baillais en silence.

Rogniat (Baron), einer der ersten Ingenieuroffiziere der französischen Armee, ist 1767 geboren, und machte seine ersten Studien in Lyon. Der Krieg in Spanien gab ihm, der bis dahin in den untern Graden gedient hatte, insbesondere Gelegenheit, seine großen Talente zu entwickeln. Er leitete mit seltener Geschicklichkeit die Belagerungen von Saragossa, Tortosa und Valencia. Den beiden erstern widmete er ein eigenes Werk, das auch ins Deutsche übersetzt worden ist. In dem Feldzuge von 1813 machte Rogniat sich vorzüglich durch seine Angaben zur Befestigung Dresdens berühmt. Nach der Restauration wurde er Generalinspecteur des französischen Ingenieurcorps und auch außerdem zu wichtigen Geschäften gebraucht. Man hat von ihm ein als classisch betrachtetes Werk: Considérations sur l'art de la guerre (1817), das mit Erläuterungen bereichert von Major v. Decker im preußischen Generalstab ins Deutsche übersetzt worden ist.

† Rom (Stadt) hat nach einer im J. 1816 angestellten Zählung 128,907 Einwohner.

Romano (Giulio), s. Julius Romanus.

Romanzow (Graf Nicolaus), russischer Kanzler und vorher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist der Sohn des Feldmarschalls Peter Romanzow, der die Regierung Catharinens durch seine Siege über die Türken so glänzend verherrlichte. Früher Minister des Handels, hat er durch die einsichtsvollsten Maaßregeln die großen Ideen Alexanders zur Beförderung des in- und ausländischen Verkehrs, namentlich in Beziehung auf Odessa, thätig befördert. Uebrigens galt er für einen Anhänger Napoleons, und 1807, als Graf Kotschubey das Portefeuille des Departements der auswärtigen Angelegenheiten abgegeben hatte, wurde Graf Romanzow an dessen Stelle ernannt. Er behielt diesen Posten, so lange das gute Verhältniß Rußlands mit Frankreich fortdauerte, blieb seitdem ohne

höhere Anstellung, und lebt den Wissenschaften. — Sein Bruder, Michael Paul, Graf Romanzow eröffnete seine diplomatische Laufbahn als Gesandter am Berliner Hofe. 1808 begleitete er den Kaiser Alexander zu der berüchtigten Zusammenkunft in Erfurt, übernahm nach derselben zur Einleitung des Friedens mit England eine Sendung nach Paris, wo er mehrere Noten mit dem englischen Cabinet im Charakter der Diplomatik jener unglücklichen und verwirrten Zeit wechselte, und kehrte im März des nächsten Jahrs ohne Erfolg von Paris zurück. Er wurde hierauf zu den Friedensunterhandlungen mit Schweden gebraucht, und schloß am 5. Sept. desselben Jahrs (1809) den Frieden von Friedrichsham ab, durch welchen Rußland Finnland und die Alandschen Inseln erwarb. Während der Feldzüge von 1813 — 1814 blieb er in Petersburg, und an der Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, die jedoch im Feldlager des Kaisers von diesem selbst geleitet wurden. Nach der Rückkehr desselben gab er das Portefeuille an den Grafen Nesselrode ab. Seitdem lebt Graf Romanzow von den öffentlichen Angelegenheiten entfernt, und widmet sein Leben und seine großen Reichthümer patriotischen und wissenschaftlichen Unternehmungen. Namentlich hat er großen Theil an der Einführung des Bell-Lancasterschen Unterrichts; auf seine Kosten wurde die Reise um die Welt durch Moritz v. Kotzebue ausgeführt. Canova verfertigte für ihn 1817 eine Colossal-Statue des Friedens, in der einen Hand einen Oelzweig haltend und mit der andern sich auf eine Säule stützend, welche die Inschrift hat: Frieden zu Abo 1743; Frieden zu Rudschuck-Kainardji 1774; Frieden zu Friedrichsham 1809, und an den seltenen Umstand erinnert, daß drei der wichtigsten Friedensschlüsse Rußlands von Großvater, Vater und Sohn geschlossen wurden.

Römerzug, s. Reich (deutsches).

Romilly (Sir Samuel) einer der ausgezeichnetsten und größten Redner, der gründlichsten Kenner der brittischen Verfassung, so wie der uneigennützigsten Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Volks, dessen trauriges Ende im J. 1818 in ganz England und selbst im Auslande den größten Eindruck machte, war 1757 in London geboren, und stammte aus einer franz. Familie ab, die sich in Folge des Edicts von Nantes in England angesiedelt hatte. Sir Samuel erhielt die sorgfältigste Erziehung, und widmete sich der in England so ehrenvollen juristischen Laufbahn, in der er sich bis zu seinem Tode in einem solchen Grade auszeichnete, daß sein Einkommen in der spätern Zeit die Summe von 18,000 Pfund (über 100,000 Rthlr.) betrug. Er war in seinem Privat-Leben insbesondre mit dem trefflichen Marquis von Landsdown, ehemaligem Lord Shelburne, enge verbunden, lernte auch in dessen Hause seine Gattin, die Tochter des Herrn Francis Garbett, kennen, die er in seinem 40sten Jahre heirathete, und kam durch ihn nach Pitts Tode in das Fox Grenvillesche Ministerium. Bald nachher wurde er ins Haus der Gemeinen gewählt. Er zeichnete sich hier wie allenthalben aus, und bei der berühmten Untersuchung gegen Lord Melville war er einer der Commissarien des Unterhauses, und am Ende der Berichterstatter der Comitee. In den Verhandlungen über den Sklavenhandel machte sich Sir Samuel vor allen andern Rednern bemerkbar. Nach Fox Tode verlor er seine Stelle im Ministerio, und nun trat er auf die Seite der Opposition, deren vorzüglichster Führer er wurde. Bei der neuesten Parlamentswahl wurde er für Westminster gewählt, wodurch sein Ansehn noch höher stieg.

Sir Samuel liebte seine Gattin auf das zärtlichste, und ihre immer wachsende Kränklichkeit bewog ihn, sie nach der Insel Wight zu bringen, wo man sich eines bessern Climas erfreut. Hier aber starb sie. Sein Schmerz darüber war gränzenlos, und er machte Verfügungen, aus denen hervorgeht, daß er befürchtete, er werde seinem Schmerz unterliegen. Diese Besorgniß traf auch ein. Er kehrte nach London zurück, fiel in tiefe Schwermuth und in einem Augenblick, wo er unbeobachtet war, ergriff er ein Messer, und schnitt sich damit so gefährlich in die Gurgel, daß er nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab (2. Nov. 1818).

† Römische Curie. Gegenwärtig bestehen 22 Congregationen der Cardinäle zu Rom, 1. heil. römische und allgemeine Inquisition oder Santo officio. 2. Visita apostolica. 3. Consistoriale. 4. Vescovi-Regolari. 5. del Concilio (tridentino). 6. Residenza di Vescovi. 7. Immunita ecclesiastica. 8. Propaganda. 9. Indici (verbotene Bücher). 10. Sagri Riti (der heil. Gebräuche). 11. Ceremoniale. 12. Disciplina regolare (Mönchsorden). 13. Indulgenze e sagre Reliquie. 14. Examen dei Vescovi. 15. Correzione dei libri della chiesa orientale. 16. Fabrica di S. Pietro (Erhaltung der Peterskirche). 17. Consulta. 18. Buongoverno. 19. Loreto. 20. Wasserbau und pontinische Sümpfe. 21. Economica. 22. Außerordentliche geistliche Angelegenheiten. Die wenigsten dieser Behörden sind vollständig besetzt, da jetzt nur gegen 30 Cardinäle sich wirklich in Rom aufhalten. E.

Römische Schule, s. Italienische Kunst.

Rondeau, Rondo, s. Ringelgedicht. In der Musik ein Tonstück (oder Satz eines Conzerts, Quartetts, einer Symphonie oder Sonate), in welchem ein Hauptthema nach mehreren Abwechselungen der Modulation als Refrain wiederkehrt; — in der Vocalmusik besonders Rundgesang.

Rosamunde, s. Alboin.

Roscellinus, s. Nominalisten.

Rosenberg. Das fürstliche Haus Orsini oder Ursin-Rosenberg ist katholisch, stammt aus Italien von den Orsini ab, besitzt in Kärnthen das Oberst-Erb-Land-Hofmeisteramt und ansehnliche Herrschaften, führt seit 1466 den Grafen- und seit 1790 den Reichsfürstentitel. Diese Würde ging nach dem Aussterben der ältern Linie im J. 1796 auf die jüngere über, haftet jedoch nur auf dem jedesmaligen Besitzer des Majorats. Der jetzige Fürst Orsini von Rosenberg, Franz Seraphicus (geb. 1762) ist k. k. wirkl. geheimer Rath, General der Cavallerie und wirkl. Hofkriegsrath ꝛc. Er hat 6 Söhne und ist Witwer.

Rosoglio, Rosoli, s. Branntwein.

* Roßbach, ein Kirchdorf und Kammergut im Amte Freiburg in der preußischen Provinz Sachsen, zwischen Merseburg und Weißenfels, an dem Flüßchen Geißel, berühmt durch die Schlacht im siebenjährigen Kriege (5. Nov. 1757), in welcher die Preußen, 22,000 Mann stark, unter ihrem König Friedrich II. einen vollständigen und glänzenden Sieg über die Franzosen unter Soubise und die Reichsarmee, zusammen 60,000 Mann stark, erfochten. Soubise sollte Sachsen befreien; allein Friedrich zog ihm rasch entgegen, ging den 1. Nov. auf zwei Punkten, bei Merseburg und Weißenfels (hier hatte der Feind die Brücke abgebrannt) über die Saale, und stellte sich am 5. früh in Schlachtordnung. Die Preußen standen theils im

Thale, theils hinter einem Berge und Gehölz. Auf der Anhöhe ließ Friedrich mehrere hundert Zelte stehn, auch durfte die Reiterei nicht aufsitzen, und alle Truppen aßen zu Mittage, als ob sie nicht an eine Schlacht dächten. Die Franzosen, dadurch irre geführt, zogen sich rechts, um den König von der Saale abzuschneiden. Als sie aber Nachmittags 3 Uhr bis auf 50 Schritte sich genähert hatten, ließ Friedrich seine versteckte Batterie mit Kartätschen feuern, die Cavallerie unter Seydlitz einhauen und die Infanterie im Sturmschritt vordringen. Nichts konnte diesem unerwarteten Angriffe widerstehen. Alles floh, am schnellsten die Reichsarmee, so daß der Herzog von Braunschweig, der ihr gegenüber stand, gar nicht ins Handgemenge kam. Die Franzosen flüchteten nach Freiburg, die Reichstruppen gegen Naumburg, aber rasch verfolgt zerstreuten sie sich in wilder Flucht durch einander, unwissend wohin, nach Weimar, Gotha, Erfurt, bis in den Thüringer Wald. Der Sieg hatte den Preußen nicht viel über 400 Mann an Todten und Verwundeten gekostet. Sie machten 8000 Gefangene, darunter 200 Officiere, und erbeuteten nebst dem ganzen feindlichen Lager 60 Kanonen. Die Franzosen hatten 4000 Todte und Verwundete. Die Bauern von Reichardswerben, wo eigentlich der Sieg erkämpft ward, errichteten daselbst als Siegesdenkmal eine pyramidalische Säule, und im J. 1792 ließ Prinz Louis von Preußen nebst den Göckingschen Husaren-Officieren ein anderes Denkmal von Sandstein aufrichten; an dieser Säule gab Feldmarschall Möllendorf 1805 seinen Stabsofficieren ein glänzendes Fest. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena das Schlachtfeld bei Roßbach besuchte, umarmte er die später gesetzte Säule, und ließ sie nach Paris bringen. Die ältere Säule wurde von den Bauern vergraben. Nach öffentlichen Nachrichten ist jene Säule von den Preußen im J. 1815 aus Paris abgeführt, und an ihrer alten Stelle wieder aufgerichtet worden. K.

Rossini (Gioacchino). Dieser seit den letztern Jahren so gepriesene Operncomponist ist um das J. 1790 zu Pesaro in Romagna geboren, und sang als Knabe mit seiner Mutter auf dem Theater zu Bologna. Zu seiner musikalischen Ausbildung trug vorzüglich der Pater Mattei daselbst bei. Doch scheint er keine gründliche Schule gemacht, sondern sich mehr auf seine Bekanntschaft mit den Werken der Neuern, eines Haydn, Mozart, Cherubini, Spontini, und auf sein großes Talent für Gesang verlassen zu haben. Er fing schon früh an zu componiren. Seine erste Arbeit war die Opera buffa: l'Italiana in Algieri, die sich im Ganzen mehr durch rohe Massen als classische Gediegenheit auszeichnete. Ferner schrieb er eine ernsthafte Oper: Ciro in Babilon, welche theilweise gelobt wurde. Merkwürdig ist, daß sie mit der Farce: l'Inganno felice, eine und dieselbe Ouverture hat. Letztere Oper hat viel brillante Musik. Nächstdem schrieb er die Opera buffa: il Turco in Italia. Weniger genannt sind die ernsten Opern: Demetrio e Polibio, Sigismondo, Ottelo; die Opera buffa: la Pietà del paragone, und die Farce: la Cambiale. Das meiste Aufsehen machte sein Tancredi, welcher 1813 in Venedig zum erstenmal mit glänzender Wirkung gegeben wurde. Seitdem hat der Ruf seines großen Talents ihm von allen italienischen Opernbühnen Bestellungen verschafft, denen er in außerordentlich kurzer Zeit, aber zum Nachtheile seiner Kunst, Genüge zu leisten weiß. Seine neuesten in Deutschland bekannt gewordenen Opern sind: la Gazza ladra und Elisabetta regina d'Inghilterra. In

Italien rühmt man jetzt seine Armida. Man findet in allen Werken dieses Componisten einzelne geniale Gedanken, einschmeichelnde Melodien, Leichtigkeit und Lebendigkeit, oft eine pikante Begleitung, dabei aber auch die ärgsten Incorrectheiten, Verstöße gegen Costum, Characteristik und poetische Wahrheit, so wie eine nicht zu rechtfertigende Aneignung fremder Ideen. Als Concertmusik betrachtet können die einzelnen Gesangstücke gefallen, aber in ihrer dramatischen Aufeinanderfolge gewähren sie die Empfindung eines von Süßigkeiten übersättigten Magens. Uebrigens ist in Italien der Ruf seiner lokkern Lebensart eben so ausgebreitet, als sein künstlerischer Ruf.

* Rostock, die größte Stadt des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin, im Warnow- oder Rostocker District, liegt an der schiffbaren Warnow, welche zwei Meilen von demselben in die Ostsee fällt. Rostock hat ein heiteres, freundliches Ansehn, und besteht aus der Altstadt, mittlern Stadt und der Neustadt. Die Stadt, welche viele besondere Vorzüge genießt, z. B. eine ganz freie Verfassung, das Münzrecht, enthält ein Jungfrauenkloster zum heiligen Kreuz, 9 Kirchen, darunter die Marienkirche mit den Gebeinen des Hugo Grotius sich auszeichnet, ein Zucht- und Waisenhaus, zwei Hospitäler, 2200 Häuser und 14,300 Einwohner. Es ist hier eine im Jahre 1419 von den Herzogen Johann und Albrecht im Verein mit dem Magistrat gestiftete Universität, welcher die von Bützow 1760 einverleibt wurde. Sie hat vier Facultäten, jetzt mit 22 ordentlichen Professoren, nämlich 4 bei der theologischen, 4 bei der juristischen, 4 bei der medicinischen und 10 bei der philosophischen Facultät. Auch gehören dazu eine Bibliothek, ein botanischer Garten, ein Münzkabinet, ein Museum, ein pädagogisch-theologisches Seminarium und eine naturforschende Gesellschaft, und auf dem nahen Carlshofe befindet sich eine Thierarzneischule. Außer den zahlreichen Handwerkern und Künstlern sind hier eine Stärke-, eine Seifen-, eine Cichorien-, 3 Tabaksfabriken und 2 Zuckersiedereien. Die Stadt treibt einen ansehnlichen Handel, besonders mit Wolle, Getraide und Vieh, und hält jährlich eine Messe. Unter den Einwohnern zählt man daher 171 Kaufleute, 59 Branntweinbrenner und 98 Schiffer. Der Hafen der Stadt ist an der Mündung der Warnow in die Ostsee, bei dem Flecken Warnemünde, wo jährlich gegen 700 Schiffe aus und einlaufen. Bemerkenswerth ist auch, daß Rostock der Geburtsort des berühmten Fürsten Blücher ist, dem jetzt von dem Lande ein Denkmal errichtet wird. Rostock, obgleich schon 1161 eine wendische Stadt, wurde 1218 von dem Fürsten Heinrich Borwin I. zu Meklenburg mit der Stadtgerechtigkeit versehen. Von 1257 bis 1301 war es die Residenz der Herren zu Rostock, und seit 1323 meklenburgisch, und zwar von 1352 bis 1471 den schwerinschen Herzogen, in den folgenden Landestheilungen aber (1555 bis 1621) beiden regierenden Linien zu Schwerin und Güstrow gemeinschaftlich, und nach Erlöschung der letzteren (1695) der schwerinischen Linie wieder allein zugehörig.

Rostopschin (Fedor, Graf), General-Lieutenant der russischen Armeen, und in dem verhängnißvollen Zeitpunkt von 1812 Commandant in Moskau. Es gibt wenige Männer in der neuern Zeitgeschichte, über welche so verschieden geurtheilt worden ist, wie Graf Rostopschin; und über wenige Thaten der neuern Zeit hängt zugleich ein solches Dunkel, wie über die, um deren willen Graf Rostopschin von Einigen hart angeklagt, von Andern dagegen den ersten Heroen aller Zeiten an die Seite gesetzt wurde. Nicht minder war man in

Deutschland wie in Frankreich über die Individualität des Grafen in Irrthum, und man erstaunte nicht wenig, ihn, den man als einen Vandalen zu denken sich gewöhnt hatte, 1817 in Carlsbad und bald darauf in Paris, wo er sich ganz niedergelassen zu haben scheint, als einen der liebenswürdigsten, gebildetsten und geistreichsten Männer kennen zu lernen. — Graf Rostopschin, geb. 1760, stammt aus einer alten russischen Familie, die sich aber in Staatsdiensten wenig bemerkbar gemacht hat. Er widmete sich dem Kriegsdienst, kam als Lieutenant in die kaiserliche Garde, und machte dann Reisen ins Ausland. Später wurde er durch die beiden Grafen Romanzow begünstigt. Unter Paul I. ward Rostopschin anfangs sehr hervorgezogen, und mit Orden überhäuft, in der Folge aber in Ungnade entlassen. Unter Alexander erhielt er das Gouvernement Moskau, und auf diesem wichtigen Posten traf ihn der Feldzug von 1812. Auf alle Fälle hatte Rostopschin bedeutenden Einfluß auf den ungeheuern Erfolg in demselben, wenn auch die Angabe der Franzosen, daß von ihm die Verbrennung der Stadt planmäßig angeordnet worden, unwahr seyn möchte, wie man nach Abwägung aller Gründe dafür und dagegen jetzt allgemein annimmt. (Man vergl. Moskau.) Im J. 1814 begleitete er den Kaiser Alexander zum Congreß nach Wien. Seitdem befindet er sich auf Reisen und hält sich jetzt schon seit zwei Jahren in Paris auf.

* Rothes Meer, auch der arabische Meerbusen, das Schilfmeer, und von den Türken Meer von Mekka genannt, ist ein Meerbusen des indischen Oceans, der gegen 300 deutsche Meilen tief in einer von Süden nach Nordwesten gehenden Richtung sich zwischen Arabien und der Ostküste von Afrika hin erstreckt, bis zu der Afrika und Asien verbindenden Landenge von Suez, welche 15 Meilen breit ist, das rothe Meer von dem mittelländischen Meer trennt, und ihren Namen von der in einer dürren, unfruchtbaren, wasserleeren Fläche liegenden Stadt Suez hat. Das rothe Meer nimmt ungeachtet seiner weiten Ausdehnung (indem es der längste Meereinschnitt zwischen den Continenten der alten Welt ist) nirgends einen Strom von Bedeutung auf, ist überall mit sandiger Strandküste, mit Klippen, oft mit Wüsten umgeben, und endet auch auf gleiche Weise im Norden mit Wüsten. Die Schifffahrt auf demselben ist gefährlich und beschwerlich. Den Eingang in das rothe Meer aus dem arabischen Meere, einem Theile des östlichen oder indischen Oceans, bildet die 5 Meilen breite Meerenge Bab-el-Mandeb (die Pforte der Gefahr). Die Insel Perim (eine Zeitlang von den Britten besetzt) trennt sie in die schmalere arabische und in die breitere afrikanische Straße. Die arabische hat ein 40 bis 60 Fuß tiefes Fahrwasser. Auf der Straße Bab-el-Mandeb liegt das Cap-el-Mandeb, ein isolirter Berggipfel von mäßiger Höhe.

† Rothweil gehört zum Königreich Würtemberg, und zwar zu dem Schwarzwaldkreise. Sie liegt zwanzig Stunden von Stuttgart auf einer Anhöhe am Neckar, und ist altmodisch gebaut, und mit hohen Mauern und starken Thürmen umgeben. Sie hat ein schönes Kaufhaus, ein ansehnliches Hospital, ein Gymnasium, zwei Kirchen, wovon die eine mit einem sehenswerthen gothischen Thurme geziert ist, 500 Häuser und 3100 Einwohner, welche Korn- und Viehhandel nach Helvetien treiben. Die Stadt hält ansehnliche Märkte, von welchen der Viehmarkt am meisten besucht wird, und war sonst der Sitz eines kaiserlichen Hofgerichts.

*Rotterdam, der größte unter den vier Districten des südlichen Theils der Provinz Holland, befaßt Schieland, den Krimpenerwaard, Delfland und einen Theil von Rhijnland. Die Hauptstadt der Hoogheemraadschap Schieland, eines der Hauptsitze holländischer Seen-Cultur, so wie des ganzen Districts, ist Rotterdam, an Handel und Wohlstand, die zweite im Range in den sieben nördlichen Provinzen der vereinigten Niederlande und, die neu vereinigten südlichen mitgerechnet, die dritte an Volksmenge nach Amsterdam und Brüssel. Sie enthält 6000 Häuser, und nach der Zählung von 1796 53000, nach dem Staatskalender von 1815 hingegen 58,552 Einwohner. Die Stadt ist in Gestalt eines Dreiecks erbaut, dessen Basis der Südostseite sich an die Maas lehnt und vorzüglich, wenn man zu Wasser von Dordrecht kommt, eine prachtvolle Ansicht gewährt. Sie führt ihren Namen von dem kleinen Flusse Rotte, der hier mittelst einer Schleuse in die Maas fällt. Sie erhielt Stadtrechte im J. 1272 unter der Regierung des populären Floris V., ward schon im vierzehnten Jahrhundert dreimal, und noch dreimal gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts vergrößert. Im Jahre 1480 ward sie durch den Häuptling der Insel Hoeksche Waard (im District Dordrecht), Franz von Brederode, eingenommen und eine Zeitlang gegen den Erzherzog Maximilian mannhaft vertheidigt, brannte 1563 großentheils ab, ward 1572 von den Spaniern durch Verrath eingenommen und geplündert und erhielt 1580 durch Wilhelm I. als die erste unter den sogenannten kleinen Städten Sitz und Stimme in den Staaten von Holland. Seitdem hat ihr Wohlstand beständig zugenommen; selbst in dem nahrungslosen Zeitraume von 1795 bis 1813 litt Rotterdam vermöge seiner zweckmäßigen Handelslage verhältnißmäßig weit weniger, als andere Städte der vereinigten Provinzen, obwohl nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich und der Hemmung aller Schifffahrt auf der Maas durch die französischen Zolleinrichtungen auch ihr Wohlstand sehr geschwächt ward. Erst nach der Staatsumwälzung im November 1813, welche sie insbesondere durch Unterstützung des nahen Dordrecht kräftigst förderte, erhielten Handel und Gewerbe neues Leben. In keiner niederländischen Stadt haben sich die Früchte dieser Revolution schon jetzt in solchem Umfange entwickelt, als hier; bereits im Frühling 1814 war die Maas mit auswärtigen, besonders brittischen Schiffen bedeckt, so daß für die inländischen Fahrzeuge kaum Platz vorhanden war, und seitdem hat der Handel der Stadt so weit ausgedehnte auswärtige Verbindungen, namentlich nach Ost- und Westindien angeknüpft, daß selbst Amsterdam sich noch nicht in diesem Grade dem vorigen Wohlstande nähert. Rotterdam ist der Geburtsort des Wiederherstellers wahrer Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks im Norden von Europa, Desiderius Erasmus, welchem hier auf dem großen Markte anfangs ein hölzernes, in der Folge ein steinernes und endlich das noch vorhandene zehn Fuß hohe metallne Standbild errichtet ward. Die lateinischen Schulen der Stadt werden noch jetzt nach dem Namen des großen Mannes benannt. Die innere Stadt (Binnenstad) wird durch die hohe Straße von der äußern (Buitenstad), an der Maas gelegen, geschieden; die erstere hat viele enge Gassen und besteht fast ganz aus Bürgerhäusern, die letztere hingegen enthält viele große, prachtvolle Kaufmannshäuser, denen sich die ankommenden und absegelnden Seeschiffe in bequemen und geräumigen Ankerplätzen unmittelbar nahen und mit seltner Leichtigkeit ein- und ausladen können.

Unter den Landungsplätzen oder Quais des trefflichen Hafens sind die vorzüglichsten: der Wiin- Leuven- und Nieuwe-Haven, der Blaak, die Gelderschen und Spanischen Quais, das Haringvliet und der prachtvolle, schön bepflanzte Quai an der Maas, de Boompjes. Seeschiffe, die höchstens 15 Fuß tief im Wasser gehen, nehmen die Fahrt über Briel (Brielle); gehen sie tiefer im Wasser, von Helvoetsluis durch das Hollandsch Diep und das Dortsche Kil (Fahrwasser). Schon in früheren Zeiten war Rotterdam der Hauptsitz des Holländischen Handels nach England und Schottland, und regelmäßig segelte periodisch eine Sloop zwischen hier und London; dieser Handelszweig ist jetzt völlig wieder hergestellt, und man sieht hier beständig eine große Anzahl Engländer. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind: die große St. Laurenz-Kirche, enthaltend die Gräber der Niederländischen, größtentheils in den Kriegen gegen England und Frankreich zwischen 1660 und 1674 gebliebenen Seehelden: de Witte, Kortenar, Johan van Brakel, Johan de Lief, de Jan van Nes, Kornelis Matelief und Mooi Lambrechts. Außerdem gibt es hier Niederdeutsche und Schottische Reformirte, Französische und Englische Bischöfliche, presbyterianische, Lutherische, katholische, anabaptistische und remonstrantische Kirchen und Gotteshäuser. Die Börse ist groß und schön. Bemerkenswerth ist das Admiralitätsgebäude (Zekantoor) und der ansehnliche Schiffswerft, worauf die größten Schiffe erbaut werden können. Die beiden Hauptspaziergänge der Stadt sind an der Westseite das sogenannte Nieuwe Werk und an der Ostseite die Plantaadie (Anpflanzung), beide an der Maas. Unter den hiesigen Fabriken zeichnen sich die Zuckerraffinerien aus. Außerdem gibt es Branntweinbrennereien, Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen- und Lackmußfabriken. Unter den wissenschaftlichen Anstalten: het Bataafsch Genootschap voor proefondervindelijke Wijsbegeerte (Gesellschaft zur Beförderung wissenschaftlicher Forschungen), eine gelehrte Gesellschaft unter der Benennung: Verschiedenheit und Uebereinstimmung, und ein beträchtlicher Zweig der holländischen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften. Man behauptet, daß in Rotterdam das Holländische am reinsten gesprochen wird.

† Rouen. Zur Stadt gehören sechs Vorstädte, wovon St. Sever am linken Ufer der Seine gebaut und durch eine Schiffbrücke mit der Stadt verbunden ist. Die Stadt ist nicht hübsch gebaut; die Häuser sind größtentheils von Holz, die Straßen meistens enge und dunkel, nur die Kaien längs der Seine sind schön. Die sehr große Domkirche, die schöne vormalige Abtei St. Ouen, wegen ihres hohen Thurmes merkwürdig, der Justizpalast und das Schauspielhaus zeichnen sich am meisten unter den öffentlichen Gebäuden aus. Rouen ist der Sitz des Präfecten, der Departementsbehörden, des commandirenden Generals der 15ten Division, eines Erzbischofs, eines königlichen Gerichtshofes, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, und hat viele wissenschaftliche Anstalten, als eine Academie der Wissenschaften und Künste, eine Société d'émulation, ein Lyceum, eine Schifffahrtsschule, eine Zeichenschule, eine medicinische und Hebammenschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein naturhistorisches Kabinet und einen botanischen Garten. Besonders wichtig ist die Industrie, und man unterhält zahlreiche Manufacturen und Fabriken, welche Baumwollenzeuge, vorzüglich Nanquin, Piké, Kattun, Shawls, Hals- und Taschentücher, Leinwand, Papiertapeten, Spiel-

karten, Tuch, Wachstuch, Zucker, Horn- und Elfenbeinarbeiten, chemische Fabrikate, vortreffliche Konfituren, abgezogene Wasser, Eisen- und Gelbgießerei, Oblaten und andere Artikel liefern. Der Handel ist äußerst ausgebreitet; denn mit der Fluth können schwerbeladene Schiffe bis an die Kaien gelangen, und von hier werden dann die Waaren auf der Seine weiter verführt; daher ist auch der Speditionshandel sehr ansehnlich. Auch hält die Stadt große Garn- und Zwistmärkte.

Roussillonweine sind im Allgemeinen die Weine aus der Provinz desselben Namens. Die besten Gewächse zum Verfahren sind die von Baix, Tormilla, Salces, Rivesaltes, Spira, Collioure, Bagnols, Parcous, St. André und andre mehr. Die rothen Sorten sind dick, gedeckt, von schöner Farbe und sind vornehmlich zum Verschneiden und Verbessern anderer Weine brauchbar. Ein besonderer Wein ist der s. g. Grenache, der anfangs dunkelroth ist und dem Alicantwein gleicht, mit dem Alter aber die Farbe verliert und im sechsten, siebenten Jahre dem berühmten Capweine gleich wird. Unter den weißen Roussillonweinen ist der Maccabeo der delicateste und kostbarste.

Roxane, s. Alexander.

Roxburghe (John Herzog von), war einer der leidenschaftlichsten englischen Büchersammler neuerer Zeit. Seine Bibliothek, bei seinem Ableben 9353 Werke stark, empfahl sich nicht sowohl durch planmäßige Vollständigkeit, als durch die erstaunenswürdige Menge der größten Seltenheiten, welche sie enthielt. Vorzüglich war das Fach der alten Ritterromane und der ältern englischen Poesie reich besetzt. Sie wurde im Jahre 1812 zu London versteigert. Der von den Buchhändlern Georg und Will. Nicol gefertigte Katalog derselben ist schon ziemlich selten, aber nicht mit genügender bibliographischer Ausführlichkeit und Genauigkeit gearbeitet. Indessen ist er auch so noch interessant genug, theils wegen der großen Schätze, welche die Bibliothek in sich hielt, theils wegen der ungeheuern Preise, mit denen die Bücher bezahlt wurden, und welche nachher einzeln gedruckt worden sind. Diese Preise, welche von den Engländern selbst als das Maximum bibliomanischer Ausschweifung betrachtet werden, und seitdem wieder beträchtlich gefallen sind, machen diese Versteigerung zu der merkwürdigsten, welche je gehalten worden ist. Die erste Ausgabe des Boccaccio (Venedig bei Valdarfer 1471 Fol. gedruckt und um 1740 für 100 Guineen erkauft) wurde vom Marquis von Blandford (jetzt Herzog von Marlborough) für 2260 Pfund St. erstanden, das erste von dem frühesten englischen Buchdrucker Caxton mit Angabe des Jahrs gedruckte, und zugleich das erste in englischer Sprache erschienene Buch: Recuyell of the Historyes of Troye (1471) Fol. für 1000 Guineen, die erste Ausgabe des Shakspeare (London 1623, Fol.) für 100 Guineen u. s. w. Zum Andenken an dieses merkwürdige bibliographische Ereigniß wurde der Roxburghe Clubb gestiftet, welcher auf 31 Mitglieder beschränkt ist, und jährlich einmal am 17. Juni (dem Jahrstage der Versteigerung des Boccaccio) zusammen kommt. Jährlich muß ein Mitglied ums andre (in alphabetischer Ordnung) auf seine Kosten einen Abdruck einer seltnen alten Schrift, vorzüglich poetischen Inhalts veranstalten, wovon nur so viel Exemplar abgezogen werden, als der Clubb Mitglieder zählt. Ein frohes Mahl mit bibliographischen Toasts, gewürzt mit bibliographischer Unterhaltung, und die Vorlegung und Vertheilung der neuen Abdrücke unter die Mitglieder, machen das Fest aus, welches im Jahr 1813 zum ersten-

mal gefeiert wurde. Präsident des Clubbs ist Lord Spencer, Vicepräsident der berühmte Bibliograph Dibdin; von den übrigen Mitgliedern nennen wir bloß den Herzog von Devonshire und Marquis von Blandford. Auf einer Reise, welche Dibdin im Sommer 1813 durch Frankreich machte, feierte er diesen Tag in Paris in Gesellschaft der ersten Bibliographen dieser Stadt, und gab dadurch Veranlassung zur Stiftung eines ähnlichen Clubbs in Paris. As.

Royer Collard, ein ausgezeichneter französischer Staatsmann, Mitglied der jetzigen Deputirtenkammer (1819), und eines der Häupter der constitutionellen Parthei, welche man die Doctrinaires nennt. Er ist 1770 geboren; die Revolution fand ihn auf der juristischen Laufbahn. Royer Collard umfaßte ihre Grundsätze mit Feuer, jedoch mit Besonnenheit. Insbesondere hatte er den Anlockungen Dantons, der ihn in den revolutionären Strudel zu ziehen suchte, zu widerstehen. Der Schreckenszeit war er glücklich genug zu entgehen. Dann wurde er in den Rath der Fünfhundert gewählt, jedoch am 18. Fructidor daraus entfernt. Von 1799 — 1805 gehörte er zu dem Bourbonischen Comité, das aus Montesquiou, Becquey, dem Marquis von Clermont und ihm bestand, und sich damit beschäftigte, Ludwig XVIII. in seinem damaligen Exil Nachrichten mitzutheilen und von ihm Befehle zu erhalten. Dieß Comité lös'te sich 1804 auf; und Royer Collard lebte nun zurückgezogen bis zum J. 1811, wo er zum Professor der Geschichte und Philosophie an der Normalschule berufen wurde. Bei der Restauration wurde Royer Collard vom Könige, der seine Gesinnungen kannte, sehr hervorgezogen. Er wurde zum Director des Buchhandels und zum Staatsrath ernannt. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. wurde er zum Präsidenten der Commission für den öffentlichen Unterricht ernannt und in die Kammer von 1815 gewählt. Er gehörte in dieser, die fast aus lauter Ultraroyalisten bestand, zur Minorität, stellte sich aber den Hydes und Villeles immer muthig entgegen. Nach der Auflösung derselben wurde er aufs neue gewählt, zum Vicepräsidenten ernannt und von der Kammer sogar auf die Candidatenliste zu der wichtigen Stelle als Präsident gebracht. Dasselbe war bei der Kammer von 1817 der Fall. Hier erst bildete sich mit Royer Collard an der Spitze in derselben die Parthei, welche man die Doctrinaires oder wohl Collardisten nannte, und welche aus fast einem Drittel der Deputirten bestand. Ihr eigentliches Wesen bestand darin, daß sie die Sprache der Liberalen führte, aber mit den Ministern stimmte.

Rubicon, in den Römerzeiten der Gränzfluß zwischen Gallien und Italien; ein römischer Feldherr, der ihn mit den Waffen überschritt, kündigte sich als Feind der Republik an. So Cäsar (s. d. Art.).

Rucellai (Giovanni), ein ausgezeichneter italienischer Dichter, geb. zu Florenz 1475. Sein Vater, in dessen berühmten Gärten sich die gebildetsten Florentiner zu versammeln pflegten, gab ihm eine wissenschaftliche Erziehung, welche der Sohn mit Eifer benutzte. Er widmete sich dem geistlichen Stande und übernahm mehrere politische Sendungen. Die Hoffnung, von Leo X., der sein Vetter war, und nachher von Clemens VII., der ihn zum Gouverneur der Engelsburg ernannte, den Cardinalshut zu empfangen, blieb unerfüllt. Rucellai starb, von einem Fieber weggerafft, im J. 1526. Sein Gedicht über die Bienenzucht, le Api, in reimlosen Versen, ist als Lehrgedicht ausgezeichnet durch Zartheit und eine gewisse Innigkeit, womit der

Verfasser seinen Gegenstand behandelt, wie auch durch Wohlklang und Leichtigkeit der Verse. Seine Trauerspiele Rosmunda und Oreste, beide dem Euripides nachgeahmt, werden zwar von den Italienern ebenfalls noch geschätzt, indeß besteht ihr Hauptverdienst nur in der Sprache und Versification.

Ruffo (Fabrizio), Cardinal, in Italien der General-Cardinal genannt, ist 1744 in Neapel geboren. Früher General-Schatzmeister unter Pius VI. machte er sich auf diesem Posten durch mancherlei verständige staatswirthschaftliche und ökonomische Einrichtungen bekannt. Jedoch erst im J. 1799, als er den kühnen Gedanken ausführte, Neapel von den Franzosen wieder zu erobern, machte er ganz Europa auf sich aufmerksam. Er landete, wie versichert wird, zur Ausführung dieses kühnen Entwurfs zu Reggio in Calabrien nur mit 3 Menschen. Bald vergrößerte sich dieser kleine Haufen bis auf 100. Jetzt begab er sich auf den Weg nach Neapel, und bei seinem Eintreffen vor dieser Hauptstadt war sein Heer bis zu 25,000 Mann angewachsen. Am 5. Juni rückte er ein. Eine weitere Folge dieser Einnahme war die Räumung Roms und Toscana's von Seiten der Franzosen. Im J. 1801 war er neapolitanischer Gesandter beim Papst. Nach der Wegführung des Papsts zog ihn Napoleon nach Paris, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und suchte auf alle Weise ihn in sein Interesse zu ziehen. Da aber diese Bemühungen fehl schlugen, wurde er ins Exil nach Bagneux bei Sceaux verwiesen. Gegenwärtig lebt er auf seinen Gütern im Königreich Neapel und beschäftigt sich mit Ackerbau und Landwirthschaft.

* Rügen, die größte unter den zu Deutschland gehörigen Inseln, in der Ostsee, welche von dem festen Lande der Provinz Pommern, womit sie in alten Zeiten vermuthlich zusammengehangen hat, nur etwas über eine Viertelmeile entfernt ist. Sie hat sieben Meilen in der Länge und Breite und enthält auf 17 Quadratmeilen zwei Städte, 2 Flecken, 67 Dörfer, mit 27,000 Einwohnern. Der Kanal zwischen dieser Insel und dem festen Lande heißt das neue Tief. Das Meer dringt allenthalben in das Land hinein, und bildet eine Menge Busen, die hier Bodden oder Binnenwasser genannt werden, und macht das Land zu Inseln und Halbinseln. Der große Meerbusen zwischen den beiden Halbinseln Jasmund und Wittow wird Tromper Wiek genannt. Seine weite Mündung steht gerade gegen Nordosten, daher er den Schiffen, die ihm bei dunkeln Nächten oder neblichtem Wetter durch einen Sturm zu nahe kommen, oft zum Unglück gereicht. Diese an Naturschönheiten reiche Insel erhebt sich in ihrem Innern und an ihren nördlichen Küsten, welche meistens schroffe, steile Kreidewände bilden. Eine der bedeutendsten Anhöhen in der Mitte der Insel, bei der Hauptstadt Bergen, ist der Rugard, auf welcher die Residenz der alten Fürsten Rügens stand. Die höchste Gegend Rügens ist wohl die Stubbenkammer, ein Vorgebirge an der nordöstlichen Spitze der Halbinsel Jasmund, wo das ansehnliche Kreidegebirge nach der See zu senkrecht abgeschnitten ist, und eine der schönsten Felsenpartien bildet, deren Anblick durch das Unermeßliche des Meeres, welches den Fuß der Kreidepfeiler bespület, noch gehoben wird. Der höchste Gipfel ist 543 Fuß hoch, und eine eingegrabene Treppe von etwa 600 Stufen führt bis zu dem Strande hinab. Auf derselben Halbinsel ist die Stubbenitz, ein ansehnlicher Buchenwald mit dem Borgsee, einem ovalen mit einem hohen Walle umschlossenen Platze, der wahrscheinlich der Ort ist, wo nach Tacitus Erzählung die alten

Rugier die Göttin Hertha verehrten. Auf der zu Rügen gehörigen Halbinsel Wittow ist das Vorgebirge Arkona, die nördlichste Spitze von Deutschland, wo man noch Ueberreste von dem Walle sieht, der ehemals die slavische Festung Arkona umgab, den Sitz des Hauptgötzen der heidnischen Rugier (des vierköpfigen Swantewiths). Dieses zweihundert Fuß hohe Vorgebirge besteht aus Mergel und Kreide, und man sieht von demselben deutlich die sieben Meilen entfernte dänische Kreideinsel Moen. Die Witterung auf Rügen ist meistens rauh und veränderlich, die Luft oft sehr neblicht. Den Frühling macht der trockne Ostwind unangenehm. Der schönste Theil des Jahres ist der Herbst. Flüsse hat Rügen nicht, kaum einen beträchtlichen Bach. Der Boden ist, einige wüste Sandstriche und Torfmoore abgerechnet, sehr ergiebig. Rügen an sich hat gute Weiden und Obstgärten, Jasmund ist der höchste District, und hat mehr Holzung, Wittow ist eine weite Ebene mit Weizenboden und die Insel Hiddensoe ist mehr Heideland und für die Schafzucht vortheilhaft. Daher erzeugt die Insel viel Getraide, selbst zur Ausfuhr. Die Fischerei und die Viehzucht sind gleichfalls wichtig. Holz ist nicht hinreichend vorhanden; das Fehlende muß aus Pommern herbeigeschafft werden. Die Einwohner Rügens sind überhaupt sehr fleißig, gute Schiffer und Fischer, und sehr gastfrei. Der Adel ist hier zahlreich, und die Insel mit adelichen Höfen wie besäet. Rügen kam 1648 an Schweden, 1715 an Dänemark und von letzterm im Jahre 1720 wieder an Schweden. Da 1815 das schwedische Pommern, wovon auch Rügen einen Bestandtheil ausmachte, an Preußen abgetreten wurde, so wurde auch Rügen preußisch, und gehört jetzt zu dem Stralsunder Regierungsbezirk der Provinz Pommern, und bildet den nach der Hauptstadt Rügens benannten bergenschen Kreis. Außer dieser Hauptstadt, Bergen, einer Stadt von 2000 Einwohnern, sind vorzüglich bemerkenswerth: der Marktflecken Sagard mit einem Gesundbrunnen und das der fürstlichen Familie von Putbus gehörige Dorf und Schloß Putbus, mit Seebädern.

Ruspoli. Dieses fürstliche Haus besitzt die Herrschaft Cervetro, eine Stadt im Kirchenstaate. Der Fürst Alexander Franz (geb. 1752) war ehemals österreichischer Ambassadeur am Hofe zu Neapel. Sein Bruder Barthelemy wurde 1802 vom Papste zum Großmeister des MaltesErordens ernannt, lehnte aber diese Würde ab.

† Rußland. I. Aeltere Geschichte. Mit dem gemeinschaftlichen Namen Scythen, Sarmaten, umfaßte man eine Menge nomadischer Stämme, welche bis an die römischen Gränzen reichten, und schon vor Cyrus die damals gebildete Welt, vorzüglich das vordere Asien, oft beunruhigten. Sie bewohnten die von Herodot beschriebenen Gegenden zwischen dem Don und Dnepr. Strabo und Tacitus nennen hier die Roxolanen, ein sarmatisches Volk. Die Griechen legten daselbst Handelscolonien an. Im zweiten Jahrh. n. Chr. zogen von der Ostsee her in die Gegenden vom Don bis an die Donau die Gothen. Seit dem 5ten Jahrhundert drängten sich hier die Hordenzüge der Alanen, Hunnen, Avaren und Bulgaren. Die Slaven, ein sarmatisches Volk, zogen hierauf mehr nach Westen und Norden; die Chazaren, von den Avaren gedrängt, kamen im 6ten Jahrh. unsrer Zeitrechnung in die Länder zwischen der Wolga und dem Don, rückten nach und nach bis an die Donau, eroberten die Crimm, und standen dadurch mit den Byzantinern in genauer Verbindung. — II. Neuere Geschichte. Rußland hat während

des Kampfes mit Napoleon seine Kriege mit der Pforte und mit Persien geendigt; jenen durch den Frieden von Bucharest d. 28. Mai 1812, in welchem es die Moldau bis an den Pruth, Bessarabien und die Hauptmündungen der Donau erhielt; diesen durch den Frieden zu Tiflis vom J. 1813, der ihm, nachdem schon 1801 Grusinien mit Rußland vereinigt worden war, alle Länder westlich vom caspischen Meere zwischen dem Kur und Aras, an der Ostküste aber bis an den Golf von Balcan, nebst der ausschließenden Schifffahrt auf dem caspischen Meere gab. — III. Geographisch-statistische Darstellung des russischen Reichs. Rußland erstreckt sich vom 35° bis zum 227° L., und vom 40° bis 78° Br., und enthält ohne die Inseln, die amerikanischen Besitzungen und die am Kaukasus neuerworbenen Länder, 343,828 Quadratmeilen. Davon kommen ungefähr 80,000 Quadratmeilen auf den europäischen, und das übrige auf den asiatischen Theil. — Einwohner. Man zählt mit den neuesten Erwerbungen über 45 1/2 Millionen Einwohner. Nach der Revisionsliste vom J. 1811 waren davon in 51 russ. Gouvernements der Rekrutirung unterworfen 643,135 Krümer, 6,389,279 Kronbauern, 10,113,177 Privatbauern, 1,077,636 Apanagebauern, 112,453 freie Leute, zusammen 18,335,730 Mann. — Regierungsform. Der ganze Staat ist in 53 Gouvernements getheilt; davon 40 in Europa, ohne das Land der donischen Kosaken, der Kosaken am schwarzen Meere, und das Königreich Polen (s. d.) und 13 in Asien. Die Staatseinkünfte, welche sehr viele Quellen haben, betragen jährlich über 120 Mill. Rubel. Die kaiserlichen Bankozettel schätzte man 1815 auf 577 Mill. Rubel; sie wurden nach und nach getilgt, so daß 1818 die im großen Buche eingeschriebene Staatsschuld in 50 Mill. Gulden holländ. Anleihe und 215 Mill. Rub. Bankassignationen bestand. Die Landmacht bestand am Ende des J. 1817 aus 730,033 Mann. Darunter: 482,112 M. Infant., 95,196 M. Cav., 58,166 M. Artill., 5000 Kosacken, 2400 Gendarmen, 77,664 Garnisontruppen und 9495 M. Extrakorps. Die gewöhnliche Rekrutirung von 1 auf 500 Köpfe gibt ungefähr 36,000 Mann. Obschon Rußland viele Krepost (Blockhäuser) hat, so fehlt es doch an Festungen; die bedeutendste Festung ist freilich die Beschaffenheit des Landes selbst und der Patriotismus seiner Bewohner gegen den ins Innre vordringenden Feind. Die Seemacht besteht, außer der Scheerenflotte von 200 Segeln, aus 58 größern Kriegsschiffen. — Außer den Bekennern der herrschenden griechischen Kirche gibt es in Rußland nach den neuesten Angaben 3,500000 Catholiken, 1,400000 Lutheraner, 3800 Reformirte, 9000 Herrnhuter, 5000 Mennoniten, 60000 Armenier, 3,000,000 Mahomedaner, 300,000 Lamaiten, 600,000 Fetischdiener. — Wissenschaftliche Bildung. Schulen nach Lancaster'scher Lehrart wurden seit 1818 eingeführt, und die vom Kaiser Alexander kaiserlich unterstützte Petersburger Bibelgesellschaft zählte 1818 im ganzen russischen Reiche 128 mit ihr verbundene Societäten. Buchdruckereien gibt es jetzt über 50 in Rußland. — In Rußland gibt es 6 Ritterorden; von allen ist der Kaiser selbst Großmeister. Die in andern Ländern übliche Benennung von Großkreuzen und Commandeurs findet hier nicht statt; dagegen sind die drei russischen Orden, welche am häufigsten ausgegeben werden, in vier Classen eingetheilt, die sich durch die Art der Decoration unterscheiden. Der Rang dieser Orden, und die Anzahl der Mitglieder derselben ist hier nach dem kaiserlichen Hofalmanach vom J. 1817 angegeben. 1) Der St.

Andreasorden, der älteste und vornehmste in Rußland, gestiftet von Peter I. am 30. Nov. 1698 als militärischer Verdienstorden für die Generale, die sich im Türkenkriege ausgezeichnet hatten. In der Folge wurde er auch an Civilpersonen und an Ausländer vertheilt. Er hat nur eine Classe, und bestand im J. 1817 aus 41 fürstlichen und 72 andern Mitgliedern. 2) Der Damenorden der heil. Catharina, gestiftet von Peter I. den 24. Nov. 1714 seiner Gemahlin, der Kaiserin Catharina, die ihn aus seiner mißlichen Lage am Pruth befreit hatte, zu Ehren. Er wurde anfangs auch an Männer, nachher bloß an regierende Fürstinnen, jetzt aber auch an andere Damen von hohem Range gegeben, und hat zwei Classen, Großkreuze und Kleinkreuze. 3) Der Alexander-Newskyorden, ein Verdienstorden, von Peter I. schon 1722 gestiftet, aber erst nach seinem Tode von Catharina I. am 30. August 1725 völlig eingerichtet. Er besteht bloß aus einer Classe, und hat dermalen 296 Mitglieder, die alle wenigstens Generalmajors Rang haben müssen. 4) Der militärische St. Georgenorden, ein militärischer Verdienstorden, gestiftet von Catharina II. den 26. November 1769 für Land- und Seeoffiziere, die sich (besonders im damaligen Türkenkriege) durch Tapferkeit oder kluges Benehmen ausgezeichnet. Kaiser Alexander I. hat ihn 1801 wieder erneuert. Er besteht aus vier Klassen. 5) Der St. Wladimirorden, ein Verdienstorden im weitesten Sinne des Worts, für Militär- und Civilpersonen, Gelehrte, Künstler und überhaupt für Alle, welche sich durch Talente oder irgend ein Verdienst auszeichnen, gestiftet von Catharina II. am 22. Sept. 1782, vom Kaiser Alexander I. erneuert und erweitert im J. 1801. Er besteht aus vier Classen und wird auch Ausländern zu Theil. 6) Der St. Annenorden, ein Verdienstorden für alle Stände, auch für Ausländer — gestiftet am 3. Febr. 1736 vom Herzog Carl Friedrich von Holstein Gottorp, und durch dessen Sohn, den nachmaligen Kaiser Peter III., nach Rußland gebracht. Er besteht ebenfalls aus vier Classen. Ferner werden goldne Ehrendegen oder Säbel, mit oder ohne Diamanten, und mit der Aufschrift: für Tapferkeit, ertheilt. Auf einigen derselben ist noch die nähere Veranlassung zur Verleihung angegeben. Man rechnet, daß gegen 600 Offiziers dergleichen Ehren-Degen, und einige mehr als einen erhalten haben. Endlich Medaillen, theils goldne am Bande des Georgenordens, bloß für Offiziere, theils silberne, welche für die Subalternen, und silberne dem Georgenorden ähnliche Kreuze, welche für Unteroffiziere, Soldaten und Matrosen bestimmt sind. — Der St. Johanniterorden, den Kaiser Paul I. am 15. Januar 1797 in Rußland herstellte, ist in dem Hofalmanach von 1817 nicht erwähnt.

Rustan, der berühmte Leib-Mammeluck Napoleons. Seine Abkunft wird verschieden angegeben. Obgleich man versichert hat, daß er ein geborner Franzose sey, so ist doch auch behauptet worden, daß er aus Erivan in Armenien herstamme. Gewiß ist, daß er in Aegypten zu einem dort errichteten Mammeluckenkorps gehörte. Er hatte Gelegenheit, Napoleon in Aegypten einen wichtigen Dienst zu leisten (worin er bestanden, weiß man nicht) und gewann dadurch das unbegränzte Vertrauen desselben. Rustan begleitete Napoleon auf seiner kühnen Zurückreise und folgte seines Herrn gutem Glücksstern. Auch als Napoleon den Thron bestieg, hörte er nicht auf, Rustan sein ganzes Vertrauen in Beziehung auf die Sicherheit seiner Person zu widmen. Rustan war des Nachts und auf Reisen, auf welchen, wie auf

allen Feldzügen, er ihn stets begleitete, immer der Nächste um ihn. Aber nach Elba wollte er seinen Herrn nicht begleiten. Auch während der sogenannten hundert Tage hörte man nichts von ihm. Als ihm deshalb in einem französischen Journale Undank vorgeworfen wurde, antwortete er, daß besondere Umstände ihn verhinderten, seinem Wohlthäter ins Exil zu folgen; er sey überdies jetzt verheirathet und habe andere Pflichten. Er ist Napoleon eben so wenig nach St. Helena gefolgt, sondern lebt in der Gegend von Dreux, wo er sich angekauft hat.

Rüstung, s. Armbrust.

Rutilius, ein Name, den mehrere Römer führten. Der berühmteste ist Publ. Rutilius Rufus, der unter dem jüngeren Scipio Africanus in dem Feldzuge gegen Numantia und in dem Jugurthinischen Kriege unter Metellus diente. Er zeichnete sich als Krieger eben so aus, wie durch seine Beredsamkeit und Rechtsgelehrsamkeit, und bekleidete auch das Consulat. Er war ein Anhänger der stoischen Philosophie und ein Mann von strenger Rechtlichkeit. Dennoch konnte er einer gehässigen Anklage seiner Feinde nicht entgehen, die ihn nöthigte, Rom zu verlassen. Sein Vermögen wurde confiscirt und er lebte fortan in Smyrna den Wissenschaften. Auch als Schriftsteller zeichnete er sich aus durch juristische Abhandlungen und historische Schriften. Von einem andern Rutilius Numatianus, der im 5ten Jahrhundert nach Chr. lebte, haben wir noch eine Reisebeschreibung (Itinerarium) in schönen lateinischen Hexametern.

Rutschberge (Pariser), eine der neuesten und beliebtesten öffentlichen Vergnügungen der Pariser, wovon die Zeitung für die elegante Welt (1817 Nr. 252) eine ausführliche, mit einer Abbildung begleitete Beschreibung vom Professor Schütz enthält, aus der wir folgendes mittheilen: Die Russen, die bekanntlich das Wintervergnügen ihrer Eisberge im Sommer durch sehr einfach gebaute hölzerne Rutschbahnen zu ersetzen pflegen, veranlaßten während der Anwesenheit der russischen Truppen in Paris zuerst die Einführung dieser Belustigungsweise, die hier mit aller Verschönerung der Pariser Eleganz ausgestattet wurde. Bald gab es vier besondere Gattungen von Rutschbergen, russische, schweizerische, englische und französische. Die sogenannten Montagnes russes in einem angenehmen Garten außerhalb der Barrière du Roule waren von allen die ersten. Von dem geschmackvoll dekorirten Belvedere eines viereckigen, etwa drei Stock hohen Thurms, zu dem auf der einen Seite eine sehr bequeme, breite Treppe hinaufführt, fährt man auf der andern in sehr eleganten, auf einem kleinen dreirädrigen Gestell ruhenden Lehnsesseln ein in gerader Linie ablaufendes Planum inclinatum pfeilschnell hinab. Damit diese Wagen nicht zur Seite ausgleiten können, ist die Vorrichtung getroffen, daß nicht nur die beiden Hinterräder, sondern auch das sich in der Mitte befindende Vorderrad fast bis an die Axen in künstlichen hölzernen Geleisen laufen, und diese Sicherheit hat mehrere, besonders kecke und wettlustige Engländer verleitet, aufrecht stehend hinabzufahren. Ja auch einige Pariser Damen und unter andern eine junge Aktrice vom Theatre François haben dies Wagstück versucht. Bei letzterer lief es aber so tragisch ab, daß die Polizei diese Experimente durch besondere Anschläge streng untersagte. Die bald nachher in dem Faubourg St. Germain (für die Bewohner dieses entfernten Theils der Hauptstadt) errichteten Montagnes suisses (wo die Seitenwände der Anhöhe theaterartig mit Felsen-

dekorationen verziert sind) erhielten noch den Vorzug, daß man hier auch auf hölzernen Pferden, die auf Rädern ruhen, völlig frei und erhaben sitzend hinabrollen kann. Alle übertrafen aber an Größe, Eleganz und Kunst des Mechanismus die erst im August 1817 eröffneten Montagnes françaises oder sogenannten Promenades aëriennes, die, als eine öffentliche Vergnügungsanstalt betrachtet, in der That ein eben so sinnreich erdachtes, als kolossal ausgeführtes und in ihrer Art ganz einziges Werk sind. Sie sind in dem herrlichen Garten Beaujon in den Champs Elisées erbaut, und haben außer dieser ungleich angenehmern Lage auch noch den dreifachen Vorzug, daß man hier 1) weit länger und höher, 2) in veränderten Richtungen, nämlich in einem Halbzirkel hinab, und 3) in der Mitte des Zirkels in gerader Linie auch wieder hinauffährt, und also diese Lustbarkeit, ohne (wie bei den andern nach jeder Herabfahrt) ein einziges mal aussteigen zu dürfen, so lange als es einem beliebt, fortsetzen kann. Zu diesem Ende ist ein vier Stock oder an 100 Fuß hoher Thurm erbaut, auf dem sich ein offner Pavillon befindet, von welchem man die schönste Aussicht auf Paris und dessen Umgebungen hat. Von den beiden Seiten dieses Pavillons laufen zwei Bahnen, in wellenförmig geschwungenen Linien, jede für zwei neben einander in hölzernen Geleisen fahrende Wagen und noch mit einem von Barrieren eingeschloßnen Trottoir für Fußgänger versehn, in einem weiten Zirkel nach unten in der Mitte zusammen, und vereinigen sich hier in einer diametralen Bahn, die alle vier Wagen neben einander zu dem Pavillon wieder hinaufführt, ohne daß dadurch der mindeste Aufenthalt für die Fahrenden entsteht. Dies wird durch eine starke stählerne Feder mit einem Haken bewirkt, welche sich vorn an der Spitze des kleinen Fuhrwerks befindet, und womit es, durch den heftigen Impuls beim Hinabrollen selbst einige Schritte wieder auf die berganlaufende Bahn hinaufgetrieben, hier sich in eine der vielen Schnallen einhängt, die von Elle zu Elle an einem breiten starken Gurt befestigt sind, welcher, in einem hohlen Geleis laufend, den Wagen auf diese Art wieder hinaufzieht. Im Fall der Haken aber die Schnalle nicht gleich treffen sollte, sind zur Vorsicht hinten am Wagen zwei eiserne Streben angebracht, die ihn vor dem Zurückrollen schützen und ihn, was indeß nur einen Augenblick dauern kann, so lange fest halten, bis die Feder sich eingehangen hat, da er dann, indem der Gurt in steter Bewegung ist, ungehindert hinauffährt. Dieser Gurt geht in Form einer Winde unter dem Geleis hinab und in demselben wieder herauf und wird durch eine Walze, welche wieder im untern Theil des Thurmes zu ebner Erde von einem gewaltigen, 25 Fuß im Diameter haltenden Rade umgedreht wird, in Bewegung gesetzt. Da Menschen weder die Kraft noch Ausdauer haben würden, eine so schwere Last wie diese für zwei Personen eingerichteten Wagen Stunden lang eine so jähe Anhöhe hinaufzuwinden, so wird dieses Rad von 8 daran gespannten und beständig im starken Schritt im Kreise gehenden, stündlich gewechselten Pferden gedreht, und indem es wieder in ein kleineres, (von fünf Fuß im Diameter) eingreift, welches die Winde nun noch fünfmal schneller bewegt, so wird dadurch die Geschwindigkeit des Hinaufrutschens der eines starken Trotts gleich gebracht. Die Schnelligkeit des Hinabfahrens ist vollkommen mit der des Luftballons zu vergleichen. Die ganze Spazierfahrt eines einmaligen Curses dauert nicht länger als 18 bis 20 Sekunden, in welchen man die ganze Bahn von beinahe 800 Fuß Länge hinab und 300 hinauf durchlaufen

hat. Man kann also auf diese Art in weniger als einer Minute über 3000 Fuß und mithin 7 Meilen in einer einzigen Stunde füglich zurücklegen. Der ganze Flächenraum, den dieser Circus einnimmt, beträgt an 3000 Toisen. Die hohen von starkem Gebälk und Fachwerk errichteten Gebäude, auf denen diese Bahnen ruhen und die durch drei über einander stehende Reihen von Schwibbogen fast das Ansehen eines römischen Aquäducts haben, sind zu verschiedenen Durchgängen, Zimmern und Sälen benutzt, und in dem mittelsten befindet sich im Erdgeschoß eines der glänzendsten Caffeehäuser von ganz Paris. Innerhalb des Thurms führt eine bequeme Treppe erst zu dem Büreau, wo man die Karten zum Fahren mit 10 Sols die Person für einen Curs löst, und dann vollends zum Pavillon, wo man einsteigt, hinauf. Für die Nichtfahrenden, die zu Fuß, um sich an der schönen Aussicht zu weiden, diese künstlichen Höhen besteigen wollen, ist ein besondres Büreau unten am Eingang errichtet, wo die Person den Einlaß nur mit 5 Sols bezahlt. Der innere Raum des ganzen Circus aber ist zu einem kleinen sehr geschmackvoll angelegten Garten benutzt, mit welchem das Ganze sich nun wieder in dem größern Garten befindet, der einen Ausgang nach den Champs Elisées und einen zweiten an der entgegengesetzten Seite hat. In diesem Garten, der sich durch die reizendsten und mannigfaltigsten Anlagen auszeichnet, ist auch sonst noch für Vergnügungen vielfacher Art gesorgt und in einem zur Seite des Circus in sehr gefälligem Style erbauten zweistockigen Pavillon befindet sich ein Restaurateur, der mit den ersten der Hauptstadt wetteifert. Abends ist der ganze Garten und der Circus erleuchtet und von einem über dem Dache des Pavillons der Berge sehr passend angebrachten Leuchtthurm strahlt dann über das Ganze noch ein künstliches Sonnenfeuer herab. Das Schauspiel der in ewigkreisender Bewegung hinab- und hinauffahrenden Herren und Damen nimmt sich bei dieser Beleuchtung fast feenartig aus und eben so phantastisch ist der Anblick der Tausende von Zuschauern, für welche die ganze vor dem Circus befindliche Fläche des Gartens mit vielfachen Reihen von Stühlen besetzt ist. Diese Luftspazierfahrten brachten anfangs täglich im Durchschnitt 3000 Franken ein. Dagegen kostet aber auch die ganze Unternehmung, den Ankauf des Gartens mit einbegriffen, fast eine Million Franken. Zum Preise dieser öffentlichen Vergnügung trat sogar ein practischer Arzt, Dr. Cotterel, mit einer eignen sehr elegant gedruckten Schrift hervor, betitelt: Promenades aëriennes ou Montagnes françaises, considerées sous le rapport de l'agrément et de la santé, worin er diese Anstalt im lächerlichsten Posaunenton dem Publicum anpries.

Supplemente

zum

Conversations-Lexicon

für

die Besitzer

der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden.

Enthaltend

die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen

der Leipziger fünften Auflage.

In vier Abtheilungen.

Vierte Abtheilung.

S bis Z.

Stuttgart,

bei A. F. Macklot.

1820.

Supplemente

zum

Conversations-Lexicon.

Vierte Abtheilung.

S bis Z.

Diese Supplemente sind mit dem in Leipzig erscheinenden Abdruck gleichlautend und dienen für die Besitzer

a) der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden,

b) der Stuttgarter Ausgabe in sieben Bänden,

c) der ersten, zweiten, dritten und vierten Leipziger Ausgabe.

Die Herren Käufer werden zufolge dessen dem Buchbinder von den hier angedruckten drei Titeln denjenigen bezeichnen, welchen er dem Bande vorzusetzen hat.

S.

S, der neunzehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit einem Anstoßen der Zunge vorn an die Zähne und mit einem zischenden Laut ausgesprochen wird.

*) Saale, 1) ein Fluß in Franken, gewöhnlich die fränkische Saale genannt, deren Lauf sich bloß durch den Untermainkreis des Königreichs Baiern erstreckt. Sie entspringt in diesem Kreise aus dem Saalbrunnen oberhalb der Stadt Königshofen im Grabfelde, nimmt die kleinen Flüße Milz, Streu, Brent, Lauer, Thulba, Schondra und Sinn auf, fließt bei Neustadt, Kissingen und Hammelburg vorbei und ergießt sich bei Gemünd in den Main; 2) ein Fluß in Thüringen, die thüringische Saale genannt, entspringt im Obermainkreise des Königreichs Baiern auf dem Fichtelgebirge aus dem Saalbrunnen im münchberger Walde, 2466 Schritte vom Marktflecken Zelle, am westlichen Vorsprunge des Waldsteins. Die Hauptquelle rieselt mit einem klaren, zu jeder Jahreszeit gleichen Wasser unter einer Buche hervor, stürzt sich dann sogleich in den verfallenen Schacht eines Bergwerkes, und fließt aus dessen Stollen wieder hervor, um sich mit dem Wasser des untern Saalbrunnens, einer kleinern Quelle, zu vereinigen. Bei Zelle treibt die Saale schon eine Mühle. Durch viele Gewässer verstärkt bildet sie eine Zeit lang die Gränze zwischen dem Obermainkreise und den reußischen Landen, drängt sich in einem engen Thale hin, und verläßt nach einem Laufe von 8 Meilen das baierische Gebiet. Sie durchfließt hierauf die reußischen Lande, den coburgischen Antheil an dem Fürstenthum Altenburg, das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, den gothaischen Antheil des Fürstenthums Altenburg, das Fürstenthum Weimar, den merseburger Regierungsbezirk der Provinz Sachsen, das Anhaltische und vereinigt sich im magdeburger Regierungsbezirke der Provinz Sachsen, südlich von Barby bei Saalhorn, mit der Elbe. Der Lauf der Saale geht von Süden nach Norden, durch sehr angenehme und romantische Gegenden, besonders von Saalfeld bis Naumburg. Erst von Halle an ist sie schiffbar vermittelst mehrerer Schleusen. Jetzt soll sie noch weiter hinauf bis Naumburg schiffbar gemacht werden, um so die Schifffahrt auf der von Artern bis zu ihrem Einflusse in die Saale schiffbaren Unstrut nutzbarer zu machen, besonders aber das Salz von Dürrenberg und Kösen zur Elbe führen zu können. Die vornehmsten Nebenflüsse der Saale sind: die Schwarza, Orla, Ilm, Unstrut, weiße Elster, Wipper und Bode. Die wichtigsten Städte an derselben sind: Hof, Rudolstadt, Jena, Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle, Bernburg und Calbe.

Sabäer hießen bei den Alten die Bewohner des heutigen Jemen. Ihre Hauptstadt hieß Saba.

Sacherklärung, s. Realdefinition.

† Sachsen. Die Schulden des Staats werden jetzt auf 24 Millionen Thlr. geschätzt, ohne 2½ Mill. Thlr. Cassenbillets, die seit Kurzem wieder al pari stehen. Die Armee ist 16000 Mann stark; das Bundescontingent beträgt 12000 Mann. Das Land hat Feudalstände nach drei Classen: a) Prälaten, Grafen und Herren; b) die Ritterschaft; c) die Städte. Sachsen hat im Plenum der deutschen Bundesver-

sammlung den 4ten Platz und 4 Stimmen. Es gibt 3 Ritterorden: 1, Orden des heil. Heinrich für das militärische Verdienst; 2, Orden der Rautenkrone, gestiftet 1807; 3, Civil-Verdienstorden (gestiftet 1815) in 3 Classen; — und 4 verschiedne Ehrenzeichen oder Medaillen. Das Gesammthaus Sachsen in Meißen theilte sich im Jahre 1485 in zwei Linien: A. Die jüngere, die Albertinische vom Herzog Albert dem Beherzten (st. 1500) gestiftet, hat ihren Sitz zu Dresden. Da der jetzt regierende König nur eine Tochter hat, so ist sein nächster Thronerbe sein Bruder Anton, geb. 1755, vermählt zum zweitenmale mit der Erzherz. Mar. Ther. von Oesterreich, Kaiser Leopolds II. Tochter. Er hat keine Kinder; folglich kommt die Thronfolge auf den jüngern Bruder Maximilian (geb. 1759), der mit seiner 1804 gest. Gemahlin Caroline von Parma 3 Söhne (Friedrich August, geb. 1797, Clemens, geb. 1798, und Johann, geb. 1801) und vier Töchter erzeugt hat. Noch lebt ein Oheim des Königs, der Herz. Albert von Sachsen-Teschen (geb. 1739) in Wien. B. Die ältere, die Ernestinische Linie, evangel. luther. Religion, gestiftet von dem Kurfürsten Ernst (st. 1486), theilte sich durch die Söhne des Enkels desselben, des letzten Ernestin, Kurfürsten, Johann Friedrich des Großmüthigen (st. 1554) in mehrere Aeste, die durch die Herzoge Wilhelm, und Ernst den Frommen, Söhne Johanns, des Enkels Johanns des Großmüthigen, zwei Hauptzweige: Sachsen-Weimar (seit 1815 großherzoglich), und Sachsen-Gotha bildeten. Letzterer theilte sich wieder durch die Söhne Ernst des Frommen in 7 Zweige, von denen noch vier blühen: S. Gotha, S. Meiningen, S. Hildburghausen und S. Coburg-Saalfeld (s. d. Weimar, Gotha u. s. w.). Der Großherzog und die 4 Herzoge von Sachsen haben in der Bundesversammlung den 12. Platz und Eine Gesammtstimme; im Plenum hat jeder Eine Stimme. Sämmtliche Länder des Sachsen-Ernestinischen Hauses haben einen Flächenraum von 177½ Q. M. mit 550,800 Einwohnern. Die Gesammtuniversität der Länder dieses Hauses ist Jena. — I. Der Großherzog zu Sachsen-Weimar und Eisenach, Karl August (geb. 1757), Senior der Ernestinischen Linie, hat zwei Söhne. Der Erbprinz, Karl Friedrich, ist mit Maria Paulowna, der Schwester des Kaisers Alexander vermählt. II. Der Herzog von S. Gotha und Altenburg, August, geb. 1772, hat keine männliche Nachkommenschaft. III. Der Herzog von S. Meiningen, Bernhard, geb. 1800 ist noch nicht vermählt. Seine Schwester, Adelaide, ist die Gemahlin des Herz. von Clarence, Bruders des Königs von Großbritannien. IV. Der Herzog von S. Hildburghausen, Friedrich, geb. 1763, hat 4 Söhne. V. Der Herzog von S. Coburg-Saalfeld, Ernst, geb. 1784, hat einen Sohn. Sein Bruder, Ferdinand, östr. General-Major, nennt sich H. zu S. Cob. Saalf. Kohary, weil er mit der Erbin der Güter des Prinzen Kohary in Ungarn vermählt ist. Sein jüngster Bruder, Leopold, war der Gemahl der Prinzessin Charlotte von England (S. d. A.). Seine Schwester Victoire ist die Gemahlin des Herz. von Kent, Bruders des Königs von England. Q.

Sächsische Schweiz, ist ein Theil des Königreichs Sachsen, der größtentheils die Aemter Hohnstein, Lohmen und Pirna einnimmt und sich zu beiden Seiten der Elbe hinzieht. Früher kannte man dieses Gebirgsland unter dem Namen des Schandauer und Königsteiner Gebirgs; später, nachdem Götzinger durch seine Beschreibung dessel-

ben und Zingg durch seine trefflichen Kupferblätter es bekannter gemacht, gab man ihm, unpassend genug, den Namen der sächsischen Schweiz, den es auch behalten hat. In den ältesten Zeiten bewohnten diese Gegend die Sorben, von deren Daseyn in Namen, Gebräuchen und Sprache, noch überall Spur ist, doch wird in diesem District die wendische Sprache nirgends mehr geredet. Die ganze, unter obigem Namen begriffene, Gegend, breitet sich von Pillnitz aus bis zur böhmischen Gränze bei Hinter-Hermsdorf, in einer Ausdehnung von fünf Meilen, und von Falkenberg und Hochwald bis Höllendorf und Gottleube in gleicher Länge; die ganze Grundfläche der Gegend beträgt gegen 15 Quadratmeilen. Fast überall ragen senkrechte Felsenwände, entweder auf hohen Gebirgsrücken oder in Thälern tief und düster auf, bald gleichen sie hohen Wartthürmen alter Ruinen, bald weit ausgedehnten alten Burgen, mit Thor und Schießscharten, bald Gestalten der Menschen und Thiere; überall sind sie mit hohem Nadelholz bedeckt und sanfte Wiesen ziehen sich in den Thälern herab; durch dies Alles wälzt die Elbe ihre gelblichen Fluthen, in welche die Bergströme Chemnitz, Lachsbach, Wesenitz, Gottleube, Biela und Kirnitzsch aus wilden Felsenthälern herausströmen. — Im engern Thale der Elbe tritt man hier zuerst ein hinter der Stadt Pirna, wo zu beiden Seiten die hohen Sandsteinwände beginnen, doch immer noch im freundlichen Gewande, mit Reben und Epheu umrankt. Ueber dem Dörfchen Vogelgesand ragt eine Felsenspitze hervor, die wegen ihrer Form den Namen der Königsnase führt. Von hier aus beginnen schon allmählig zu beiden Seiten die Sandsteinbrüche, welche der hiesigen Gegend einen Haupterwerbszweig abgeben. Auf der östlichen Seite trifft man bald auf das Städtchen Wehlen, das noch wenige Ueberbleibsel eines alten Schlosses aufzeigt. Ein östlich von hier in das Gebirg führender Grund ist unter dem Namen des Uttewalder Grundes bekannt, an den ein anderer wilder Grund, der Reischengrund, sich anschließt. In diesem Grunde ist eine Stelle merkwürdig, wo die Felsenwände von beiden Seiten sich so sehr nähern, daß nur noch für den Durchgang eines Menschen Raum ist. Zwischen diese Wände stürzten sich andere von der Höhe und bilden nun ein Thor, das ungefähr 20 Schritte lang und unter dem Namen des Uttewalder Thores bekannt ist. Am Ende des Grundes führt eine in den Felsen gehauene Stiege nach dem Dorfe Uttewalde. In einer starken halben Stunde, von Wehlen aus, erreicht man das Dorf Rathen, und geht von hier aus an den Ruinen des Schlosses Rathen vorüber nach dem Kanapee und weiter hinauf nach der Felsenstirne der Bastei. Von dieser ergötzt der Anblick einer der schönsten Gegenden Deutschlands; überall führen fürchterliche Felsensteige, doch durch Geländer immer geschützt, in die Abgründe und auf die Felsenzacken der Gegend. In dieser Umgebung stand im Mittelalter eine Burg, zu welcher der Zugang über eine lederne Brücke, durch ein von zwei sich anlehnenden Felsen gebildetes Thor, gegangen seyn soll. Eine Felsentreppe führt einige hundert Fuß tief hinab in die Abgründe der Rabentaufe, der Vogel- und Martertelle, von welcher aus man in den romantischen Rathewalder Grund gelangt, indem sich der von hohen Felsenwänden eng zusammengepreßte Bach über das Amselloch herabstürzt und einen kleinen Wasserfall, den Amselfall, bildet. Dieser Grund führt nach dem Dorfe Rathenwalde. In der Nähe sind der Gamrichstein.

der Feldstein, die große und kleine Gans 2c., lauter Felsen, welche durch allerhand Aehnlichkeiten täuschen. Oberhalb Rathen, an der Elbe, bildet eine hervorragende Felsenecke das täuschend ähnliche Profil Ludwigs des 16ten und heißt auch die Königsnase. Gegenüber im Walde erheben sich der große und kleine Bärenstein, an welchen die Keuschheitsprobe und der Diebskeller merkwürdig sind; auch lohnen sie durch herrliche Aussicht. Nicht weit von ihnen hebt sich die Festung Königstein auf steil aufstrebenden Sandsteinfelsen empor. Eine Reihe stattlicher Häuser schmückt sie auf der einen Seite, auf der andern begränzt sie ein uralter Eichenwald. Zu ihren Füßen liegt das Städtchen Königstein; ihr gegenüber der noch höhere Lillenstein, der eine Spitzsäule trägt, welche des Königs August Besüch dieses Berges in lateinischen Worten verewigt. Gegen Süden hinauf ragt eine andre Felsenmasse, der Mädelstein, empor, in welchem die Diebshöle befindlich ist, und über welchen die ähnlichen Colossen des Pfaffen-, Gorisch- und Hennersdorfer Steins hereinschauen. Eine starke Stunde weiter hinauf liegt das kleine, aber gewerbfleißige Schandau, ein Städtchen, das wegen seiner Heilquelle fast eben so bekannt ist, als wegen seines Elbhandels und seiner romantischen Gegend. Von hier aus führt ein Grund, der durch die Kirnizsch gebildet wird, unaufhörlich von hohen Sandsteinwänden eingeschlossen, in das Gebirg hinein. Oft liegen häuserhohe Felsenwände, den Berggipfeln entstürzt, an den Berghängen, oder im Thal, immer von wildem Gesträuch uud Schlingkräutern malerisch geziert. Oben über einigen Mühlen führt ein Pfad rechts den Berg hinaus, nach der Wildensteiner Felsenhalle, auch der Kuhstall genannt, einer hochgewölbten, zu beiden Seiten offenen Felsenhalle, in welcher ein Gastwirth im Sommer seine Wohnung aufgeschlagen und von welcher aus sich das Auge in schwarzen Schlünden und Abgründen und hohen Felsenwänden verliert. Eine enge Felsenspalte führt hinauf auf die Höhe dieses Felsens, wo man deutliche Spuren ehemaliger Bewohnbarkeit wahrnimmt. Hart neben diesem Hauptfelsen ist eine kleinere Höhle, das Schneiderloch, und eine andre, das Pfaffenloch, in welchem sich zur Zeit der Hussiten ein katholischer Pfarrer verborgen haben, aber, nachdem ihn seine hussitischen Kirchkinder hier gefunden, über den Felsen hinabgestürzt worden seyn soll. Zur Zeit des 30jährigen Krieges waren alle diese Höhlen von den armen Bewohnern der umliegenden Dörfer bewohnt, die sich vor den Gräueln der Schweden und Kaiserlichen nicht anders zu retten vermochten. Ueber den Hablchtsgrund hinüber, den Berg hinaus, gelangt man zum kleinen Winterberge, auf dessen frei hervorragender Felsenspitze ein kleines Haus, das Winterhaus, Schutz gibt gegen Regen, Sonne und Wind, und von wo aus man eine stundenweite Felsenwelt in der Tiefe überblickt. Durch Buchen- und Fichtenwald, über quellreiche Waldwiesen, führt ein schmaler Pfad nach dem großen Winterberge, dem höchsten Berge der ganzen Umgegend. Ueber alle Beschreibung schön ist die Aussicht von dieser Bergspitze. Ein weites Wald- und Felsenland ruht in der Tiefe, nur hie und da von Kirchen, Kapellen, Schlössern, Dörfern und einsamen Waldhäusern unterbrochen. Südlich hinein liegt im zarten Nebelduft ein großer Theil von Böhmen, in der südwestlichen Ferne vom Mittel- und Erzgebirge gedeckt; nördlich ein großer Theil von Sachsen mit seiner Königsstadt und ihren herrlichen Umgebungen; öst-

lich der Lausitz und des Riesengebirgs duftige Berge, westlich der immer höher steigende Kamm des Erzgebirges; durch alles hin fluthet stolz und lautlos die schöne Elbe, gleich einem silbernen Bande auf blauem Grunde. Von Nord nach Süd überblickt das Auge ein Land von mehr als 23 Meilen Erstreckung. In einer Stunde von hier aus erreicht man das Prebischthor, einen der schönsten Punkte der ganzen Gegend. Von schwindelnder Höhe herab, über sich einen haushohen Felsenbogen, aufgebaut von der Hand der Natur, unter sich nichts als thurmhohe Felsenzacken und Mauern, und drüber hinaus das blaue Land von Böhmen mit dem Prebischkegel, dem Rosenberge und Gallsteine, kann kaum eine Gegend größer gedacht werden. Unter dem Berge des Prebischthores leitet ein romantischer Grund nach Hirniskretscham, von wo aus der Wandrer die Elbe entlang oder auf einem gemietheten Kahn nach Schandau zurückkehrt. Hoch an der Bergwand, Hirniskretscham gegenüber, klebt malerisch eine Mühle, auf welche sich die Zschiepe in einem Wasserfall herabstürzt. Weiter herab liegt, zum Theil unter den Felsen gebaut, die Hirschmühle, tiefer unten das fleißige, bedeutenden Holzhandel treibende Krippen; am rechten Ufer der Elbe das Dorf Schmilka. — Ein Pfad, rechts ab vom Schandauer Bade, führt den Berg hinaus nach der hohen Liebe, einem waldigen Berge, von dessen Felsenspitze sich eine herrliche Aussicht öffnet. Eine lange Reihe von Felsengipfeln in der Nähe leitet uns hin nach dem colossalen Schrammstein, der nur mittelst hoher Leitern zu ersteigen ist und mit der Gestalt einer weitläuftigen alten Burg, mit Basteien, Thürmen und Mauern, täuscht. Die heilige Stiege hinunter gelangen wir zum Heringsloch, und von da durchs Reischenthor zu den seltsamen Felsenwänden des Reischensteins, auf dessen Gipfel im Mittelalter eine Burg stand. Durch die Felsen des Schrammthores hinab, nähern wir uns dem mächtigen Falkensteine, der, in Verbindung mit dem Schrammsteine, eine der imposantesten Felsengestalten bildet. Weiter in die Felsen hinein ist dem Reisenden noch der Reitersteig wichtig, ein steilherabgehender Felsenpfad, aus welchem man durch Webers Schlüchte in den großen Zschand, einen Hauptfelsen-Grund der Gegend, gelangt. Der in der Nähe gelegne Raubstein enthält eine hohe, geräumige Höhle, in welcher die alten Ritter ihren Pferdestall gehabt haben sollen; auf der Höhe findet man noch Spuren der Burg. So finden sich auf dem Felsen des Arnsteins noch viele Spuren ehemaliger Befestigung. Von hier aus ist man in einer halben Stunde an der Höhle des Kleinsteins, einer sehr sehenswerthen Parthie. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Schloß und Städtchen Hohnstein. Von ersterem ist nur ein Theil bewohnt; ein andrer Theil steht wüste. Dem Schlosse gegenüber steht eine hohe Felsenwand, der Hockstein, gegen 500 Fuß hoch, in welchen ein 2 Ellen hohes und 1½ Elle breites Loch führt. Im Innern dehnt sich eine schmale Spalte aus, die fast durch den ganzen Felsen geht; nur ein schmaler Streifen Himmelsblau leuchtet oben herein. Man klimmt nun den Spalt hinauf, überall Falze bemerkend, endlich hinaus durch eine natürliche Thüre auf einen Felsenvorsprung, von welchem man leichter die höchste Spitze des Felsens ersteigt, die eine angenehme Aussicht gibt. Auf der Höhe bemerkt man häufige Spuren ehemaliger Befestigung und eine Cisterne. Von hier aus führt eine schöne Straße nach Lohmen. Obschon dies Thal bei Lohmen, das nach

Liebethal hinabführt, und den Namen des Liebethaler Grundes trägt, manche schöne Parthie hat, so zeichnet es sich doch durch keine hervorstechenden Natursceneu aus, und mag in unsern Tagen, wo das Innre jener größern Felsenwelt bei Schandau durch Naturfreunde aufgeschlossen ist, unbesucht bleiben, wenn der Weg zu diesen nicht über dies Thal führt. — Wenden wir uns nach dem westlichen Ufer der Elbe, so gelangen wir bald über der Zschiepmühle nach dem Dorfe Schönau, in dessen Nähe sich zwei ausgezeichnete Felsen erheben, die schon in weiter Ferne auf den höchsten Punkten des jenseitigen Gebirgs durch ihre Aehnlichkeit mit Thurm- und Berg-Ruinen täuschen. Der Zirkelstein ragt in der Gestalt eines rundeu colossalen Wartthurms empor; der Gallstein in der Form einer Burgruine, die den Gipfel eines sanften grünen Hügels krönt. Wegen seiner zackigen Form wird der letztre, vorzüglich in Böhmen, auch der Kronenberg genannt. Doch den höchsten Punkt dieser Gegend bilden der große und kleine Zschirnstein; von dem erstern genießt man eine herrliche Aussicht, welche, so wie die ganze Gegend, in der Schrift: Sachsen, dargestellt von Dr. Mosch, ausführlich geschildert ist. Außer diesen Bergen ragt noch weiter südlich der Schneeberg empor, und schließt, als der höchste Berg der ganzen, sogenannten sächsischen Schweiz, die Reihe jener merkwürdigen Gebirgsbildungen. Von hier aus leitet das Thal der Biela, mit mancherlei schönen Parthieen geschmückt, nach Königstein hinab. Richtet der Reisende aber von Hermsdorf aus seinen Weg nach Langhennersdorf und verfolgt den dasigen Dorfbach bis an die Waldung unterhalb des Dorfs: so gelangt er zu dem Wasserfall am Zwiesel, dem schönsten Sachsens. Ueber eine hohe Felsenwand, mitten in dunkler Waldung, stürzt er sich herab, und eilt dann zwischen hohen Felsblöcken hindurch, den Berg hinab, der Gottleube zu, die hier mit blendend weißem Schaum sich durch die Wände wühlt und von Block zu Block fällt. Beruhigter geht sie hierauf durch ein sanfteres Thal, als die bisherigen Gegenden gezeigt, nach Rottendorf und Pirna hinab, und beschreibt so die westliche Gränze der sogenannten Schweiz. Ausführlicher schildert dies ganze Land Götzinger in der Schrift: Schandau und seine Umgebungen.

Sachwalter, s. Advocat.

Sacken (Baron), Generallieutenant in russischen Diensten, wird für einen der ausgezeichnetsten und tapfersten Offiziere der russis. Armee gehalten. Seine ersten Feldzüge machte er in untergeordnetem Grade gegen die Türken und die Polen. Dann focht er gegen die Franzosen unter Korsakow, war bei dem unglücklichen Ueberfall bei Zürich und wurde hier gefangen. Nach Nancy gebracht, gewann er durch die Feinheit seines Betragens eben so sehr die Franzosen für sich, als er seiner Seits sich zu ihnen hingezogen fühlte. In dem Feldzuge von 1812 hatte er ein Observationscorps gegen die Oesterreicher zu befehligen. 1813, nach der Vereinigung mit Preußen, wurde Sacken mit einem Corps zur schlesischen Armee gegeben, und er theilte mit dieser bis zur Einnahme von Paris alle Erfolge und Widerwärtigkeiten. An den Erfolgen in der Schlacht an der Katzbach hatte Sacken wesentlichen Antheil, einen nicht mindern an dem Elbübergange bei Wartenburg und an der Leipziger Schlacht. Auf gleiche Weise theilte Sacken aber auch die Gefahren bei Champeaubert und Montmirail im Febr. 1814, bis die Einnahme von Paris dem blutigen Kampfe ein Ende machte. Sacken

wurde die Auszeichnung zu Theil, Gouverneur von Paris zu werden, ein Posten, dem er mit eben so vieler Klugheit als Mäßigung vorstand und in welchem er sich die Achtung aller Parteien erwarb. Bei der Niederlegung desselben erhielt er von den städtischen Autoritäten einen prächtigen goldenen Degen und vom Könige eine goldene Dose zum Dank und zur Erinnerung. Nach dem Tode von Barclay de Tolly wurde er an dessen Stelle zum Chef des ersten russischen Armeecorps ernannt.

Sacile (Schlacht bei) oder Fontana fredda, am 16. April 1809. Das österreichische Heer unter Erzh. Johann war bei seinem siegreichen Vordringen in Ober-Italien bis gegen Sacile gekommen, und hatte am 15. April nach dem glänzenden Gefechte bei Pardenone folgende Stellung: Vortrab (Gen. Frimon. 2 Bat. 10 Comp. 2 Ecadr.) bei Tasponedo, Porgia, Palse, das 8. Armee-Corps (G. Albert Giulay 11 Bat. 8 Escadr.) bei Pordenone, das 9. A. C. (G. Ignaz Giulay 11 Bat. 9 Comp. 22 Escadr.) bei Nogaredo; ein Detaschement unter Oberst Volkmann (2 Bat. 4 Ecadr.) bei Roveredo. Die französische Armee unter dem Vicekönig von Italien (3 Div. Infanterie, Senas 10 Bat., Broussier 12, Grerten 12, 4 Reg. Cavallerie) hielt Ronche, Fontana fredda und Vigonovo besetzt, und lagerte hinter diesen Orten. Am Morgen des 16ten setzte sie sich in Bewegung und griff die Oesterreicher um 8 Uhr zuerst bei Porgia, gleich darauf auch die ganze Vorpostenlinie an; dort ward aber das Gefecht am lebhaftesten und dieser Punkt mußte von den Oesterreichern unterstützt werden. Der Feind zog jetzt einen Theil seiner Kräfte bei Vigonovo dahin; um dieß zu benutzen ward Gen. Gajoli mit 7 Bat. detaschirt, um diesen Ort zu besetzen und mit Oberst Volkmann vereinigt gegen Sacile vorzudringen. Indeß die französische Cavallerie vor Bonche und Villadolt flößte ihm in dieser Ebene solche Besorgnisse ein, daß er auf dem Marsch gegen Vigonovo Halt machte; das Gefecht bei Porgia währte während dessen hartnäckig fort, dieser Ort und Palse mußten sogar einmal von den Oesterreichern verlassen werden. Aber Gen. Colloredo eroberte an der Spitze einiger frischer Bataillone diese Posten wieder und behauptete sie gegen alle Angriffe der feindlichen Uebermacht. Der Gen. Gajoli, aus dem starken Feuer entnehmend, daß der linke Flügel gedrängt werde, griff, um ihm Luft zu machen, Bonche, Oberst Volkmann Villadolt an, den rechten Flügel von einiger Cav. des 9. Corps gedeckt. Die französische Reiterei, die, wie wir wissen, hier stand, ward durch Kanonenfeuer vertrieben, und beide Orte, nach einem lebhaften Gefecht erobert. Sofort gaben die Franzosen den Angriff auf Porgia auf, und der linke österreichische Flügel, rasch vorrückend, drang mit ihnen zugleich in Fontana fredda ein. In wiederholten Angriffen versuchten die Feinde nunmehr diese 3 wichtigen Posten wieder zu erobern, wurden aber in einem mehrstündigen blutigen Gefecht jedesmal zurückgeschlagen. Sie machten zuletzt noch einen Versuch gegen die rechte Flanke der Oesterreicher, indem sie 4 Bataillons und den größten Theil ihrer Cavallerie zwischen Vigonova und Villadolt vorrücken ließen, aber 2 Dragoner-Regimenter vom 9ten Corps wiesen diese Masse so zurück, daß sie nach Sacile entfloh. In diesem Augenblicke, wo die Schlacht entschieden war (zwischen 5—6 Uhr Abends) erschien die Infanterie des 9ten Corps (die Cavallerie war früh als die Franzosen Vigonovo verließen, angekommen) auf dem Schlachtfelde. Um den Sieg vollständig zu machen, wurden 7 Bataillons derselben

über Vigonovo gegen Sacile vorgeschickt. Der Feind, obwohl im völligen Rückzuge, suchte diesen Ort zu vertheidigen, ward aber sogleich daraus vertrieben. Die Infanterie des französischen rechten Flügels, wovon der größte Theil nicht mehr durch Sacile konnte, sondern durch die Moräste auf Bugnera ging, zog sich in geschlossenen Massen zurück, so daß ihr die folgenden Cavallerie-Abtheilungen nichts anhaben konnten. Die ganze Armee, welche an 8000 Mann, darunter beinahe 5000 Gefangene, verloren, zog sich gegen Conegliano zurück, das siegreiche österreichische Heer, das 3600 Todte und Blessirte zählte, lagerte bei Sacile.

Saffian, s. Maroquin.

Saftfarben, s. Malerfarben.

Sage, s. Mythen und Historie.

Sahlbuch, so viel als Catafter. (S. d. Art.)

Saidschütz und Sedlitz sind zwei Dörfer nicht fern von der böhmischen Stadt Bilin am Abhange des Mittelgebirges. Die Gegend um diese Dörfer ist an trinkbarem Wasser und Bäumen arm, enthält einen bedeutenden Sumpf (den Scipina-Sumpf), und ist von Basalthügeln eingeschlossen. Aus dem Sumpfe laufen überall in gemachten Gruben salzige Wasser zusammen, die zu Bittersalz versotten werden können. Am südlichen und nördlichen Fuße eines sich in den Sumpf hereinziehenden Hügels sind aber die eigentlichen Bitterwasserbrunnen, ungefähr 24, zu finden, deren Wasser bitter schmeckt, laxirende Eigenschaften besitzt, und als bekanntes Mineralwasser weit versendet wird. F.

Sailer (Johann Michael), Doctor der Theologie, königlich baierischer geistlicher Rath und Professor der Theologie zu Landshut, ist 1751 zu Aresing ohnweit Schrobenhausen in Baiern geboren. Da seine Aeltern ohne Mittel waren, so konnte er nur durch die Unterstützung guter Menschen, die er in München fand, seine Studien anfangen und fortsetzen. Im J. 1770 trat er zu Landsberg in Oberbaiern in den Jesuiterorden, und blieb in demselben bis zu dessen Aufhebung 1773. Hierauf ging er nach Ingolstadt, wo er seine philosophischen und theologischen Studien vollendete, und dann drei Jahre lang öffentlicher Repetitor war. Im J. 1780 ward er zweiter academischer Professor der dogmatischen Theologie, neben Benedict Sattler, seinem Lehrer und Freunde. Da aber im J. 1781 die baierischen Klosterabteien alle Lehrstellen im Lande aus ihrem Mittel zu besetzen bekamen, verlor auch Sailer seine Stelle gegen das kleine Jahrgeld von 240 Gulden. Drei Jahre lebte er jetzt im Privatstande den Studien und schriftstellerischen Arbeiten, die ihn bereits rühmlich bekannt gemacht hatten. Im J. 1784 folgte er dem Rufe zu einer Professur an der damals bischöflich-augsburgischen Universität Dillingen, wo er Moralphilosophie und Pastoraltheologie lehrte, auch nebenher Religionsvorlesungen für alle Academiker hielt, und mehrere vielgelesene Schriften herausgab. Zehn Jahre war er hier thätig gewesen, als er unerwartet seine Entlassung erhielt. Er lebte jetzt wieder mit sehr geringen Einkünften bloß den Wissenschaften und der Freundschaft, theils zu München, theils zu Ebersberg in Oberbaiern. Bei der Regierungsveränderung in Baiern 1799 wurde Sailer als Lehrer an der bairischen Landesuniversität angestellt, und befindet sich seitdem an der im J. 1800 von Ingolstadt nach Landshut versetzten Ludwigs-Maximilians-Universität als ordentlicher Professor der Theologie u. s. w. Das Verzeichniß der zahlreichen Schriften die-

ses fruchtbaren, um die Erweckung wahrer Religiosität unter den Catholiken in Baiern ungemein verdienten, Schriftstellers hier beizufügen, erlaubt uns der Zweck dieses Werkes nicht.

Saint-Aubin (Madame), eine der ausgezeichnetsten dramatischen Künstlerinnen in Paris am Theater Feydeau. Eben so ihre beiden Töchter, Mad. Saint-Aubin Düret und Dem. Joly Saint-Aubin. (S. Pariser Theater.)

Saint-Vincent (Lord, Graf und Vicomte John Jervis von), einer der berühmtesten englischen Seeoffiziere, Admiral und Pair von Großbritannien, ist 1734 geboren, trat schon in seinem 10. Jahre in die königl. Marine und machte seine ersten Seezüge unter Lord Hawke. Von diesem Zeitpunkte an war er allenthalben, wo es Lorbeern zu ernten gab. Er zeichnete sich bei vielen Gefechten in den Kriegen zwischen England und Frankreich in den Jahren 1757—1762 und dann in den Jahren 1778—1782 auf das ruhmvollste aus. 1787 wurde er zum Contreadmiral erhoben. Dann trat er ins Parlament, nahm aber beim Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England sogleich wieder Dienste, und seine erste Waffenthat in diesem neuen Kampfe war die wichtige Eroberung von Martinique. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über die engl. Flotte im mittelländischen Meer und in diesem wichtigen Commando erfocht er den großen Sieg über die spanische Flotte unter Admiral Cordova bei Cap Saint-Vincent am 14 Februar 1797. Von ihr erhielt Sir John die Würde eines Grafen von Saint-Vincent. Im Jahr 1798 detachirte er von seiner Station vor Cadix Nelson zur Aufsuchung Bounaparte's, dessen Flotte dieser bei Abukir vernichtete. Im Jahr 1801 wurde Graf Saint-Vincent zum ersten Lord der Admiralität ernannt.

Sais, eine der berühmtesten Städte des alten Aegyptens, und Residenz der letzten Dynastie, in Unterägypten, unweit der vom Nil gebildeten Insel Byblus. Es befand sich hier ein altberühmter und prächtiger Tempel der Göttin Neith, der ägyptischen Minerva, wie die Griechen glaubten, deren Priester in ganz vorzüglichem Ansehn standen. Ihr zu Ehren wurde daselbst jährlich das sogenannte Lampenfest gefeiert, das mit einer allgemeinen Erleuchtung der Stadt verbunden war, und an dem Tempel stand nach Plutarch die berühmte geheimnißvolle Inschrift: Ich bin Alles, was war, was ist, und was seyn wird; meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt.

Saiteninstrumente, s. Bogeninstrumente und Instrumentalmusik.

† Salamander, auch Molch, Feuermolch, ist ohngefähr eine Spanne lang, einen Daumen dick, gewöhnlich schwarz und gelb gefleckt, und hält sich an dunkeln, schattigen Orten auf. Bei den Alten war er Symbol des Feuers. Daher heißen auch die Feuergeister der Fabellehre Salamander, die als Genien mit feuerfarbenen Schmetterlingsflügeln vorgestellt werden.

† Salamis. Auch führte denselben Namen im Alterthum eine Stadt auf der Insel Cypern, von Teucer, Telamons Sohne, nach seiner Rückkehr von Troia erbaut, der Hauptort der ganzen Insel.

Salernum (j. Salerno), eine alte Stadt im Gebiet der Picentiner, in Unter-Italien, vorzüglich merkwürdig durch die weltberühmte Civitas hippocratica, oder medicinische Lehranstalt, die daselbst schon im 12. Jahrhundert n. Chr. blühte, und die

Pflanzschule aller medicinischen Facultäten von Europa wurde. Von ihr gieng hauptsächlich die ganze praktische Heilkunde aus, und ihre diätetischen Vorschriften wurden in Verse gebracht und überall verbreitet. (Vergl. Arzneikunde.)

*Salesianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Heimsuchung der Jungfrau Maria nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales, von dem und seiner Freundin Chanta dieser Orden 1610 zu Annecy in Savoyen ursprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet, in der Folge aber erweitert, hauptsächlich zu geistlichen Uebungen und nebenbei auch zur Krankenpflege bestimmt, schwarz gekleidet und so zahlreich wurde, daß er im 18. Jahrh. 160 Klöster und 6600 Nonnen hatte. Noch jetzt gibt es Klöster der Salesianerinnen in den Städten Italiens, besonders in Venedig, auch in Triest und Breslau. Sie wiedmen sich nur der Krankenpflege und Erziehung junger Mädchen. E.

Salm. Es gab bis zum französischen Revolutionskriege zwei Grafschaften dieses Namens: die gefürstete Grafschaft Obersalm mit dem Städtchen Salm im Wasgau, zwischen Elsaß nnd Lothringen, und die Grafschaft Niedersalm mit dem Städtchen Salm in den Ardennen, an der Grenze von Lüttich im Luxemburgischen. Das uralte Geschlecht der Grafen Salm, welches diese Grafschaften besaß, theilten die beiden Söhne des Grafen Theodorich 1040 in zwei Linien: 1) Obersalm erhielt Heinrich, dessen Nachkommen in zwei Aeste sich ausbreiteten. Von dem ältern Aste kam ein Theil der Grafschaft durch Heirath im Anfange des 17. Jahrh. an Lothringen; der letzte Zweig dieses Astes, der die Grafschaft Neuburg am Inn besessen hatte, starb 1784 aus. Die Hälfte von Obersalm aber, welche der jüngere Ast besaß, war durch Simons II. Tochter Johanna, welche sich 1475 mit dem Wild- und Rheingrafen Johann V. vermählt hatte, an das wild- und rheingräfl. Geschlecht gekommen, wodurch ein neues fürstliches Haus Salm entstand. 2) Niedersalm erhielt Karl. Seine Nachkommen erwarben das Herzogthum Limburg; daher fiel die Grafschaft Salm an den jüngern Zweig dieser Linie, welcher mit Heinrich IV. 1413 erlosch. Sein Erbe war Johann IV., Graf von Reiferscheid (in der Eifel), ein Nachkomme Gerlachs, des jüngeren Sohnes Heinrichs II., Herzogs von Limburg. Also stammt das Haus Niedersalm (Reiferscheid) allein von dem alten Hause Salm in männlicher Linie ab, und die Fürsten dieses Hauses nennen sich deßhalb Altgrafen von Salm. Es theilte sich 1629 in zwei Linien. Die ältere besitzt Salm und Reiferscheid; die jüngere Dyk. A. Die ältere theilte sich wieder in drei Zweige: a) das fürstliche Haus Salm-Reiferscheid-Krautheim (sonst Bedbur). Dieses verlor seine Besitzungen im Lüneviller Frieden, und erhielt dafür durch den Entschädigungsreceß 1803 Ländereien in Franken, die 1804 zu einem Fürstenthume Krautheim (6 Q. M. 14000 Einw. und 160,000 Fr. Einkünfte) erhoben wurden. Durch den Rheinbund kam dieses Fürstenthum, dessen Fürst katholisch ist und zu Gerlachsheim an der Tauber wohnt, unter die Souveränetät von Würtemberg und Baden; b) das H. Salm-Reiferscheid-Hainsbach, welches allein noch den Grafen-Titel führt, hat niemals unmittelbare Besitzungen gehabt. Seine Güter liegen in Böhmen, wo der Graf ein Kron-Erbamt bekleidet; c) das 1790 in den Fürstenstand erhobene H. Salm-Reiferscheid hat eben so wenig jemals unmittelbare Besitzungen gehabt. Es erbte die Majoratsherrschaften der 1784 ausgestor-

denen Salm-Neuburger Linie. Der Fürst wohnt in Wien. — B. Die jüngere Linie Dyck hat ihre Besitzungen im Bezirk Cöln des preuß. Großherzogth. Niederrhein und in Würtemberg ($2\frac{1}{3}$ der Herrsch. Schussenried und Weissenau.) Sie ward 1816 in den königl. preuß. Fürstenstand erhoben. — Das gegenwärtige Haus Obersalm ist ursprünglich ein Zweig der Wild- und Rheingrafen. Die Güter der alten Wildgrafen (im Ardenner Walde). Nachkommen der Söhne Otto's von Wittelsbach, des Mörders König Philipp von Schwaben, welche im Anfange des 15. Jahrh. ausstarben, kamen durch Heirath an die Rheingrafen, die schon im 13. Jahrh. die Rheingrafschaft Stein an der Nahe besaßen, und sich nun Wild- und Rheingrafen nannten. Von diesen stiftete Johann V., als Gemahl der Erbin von Obersalm, Johanna, das neue H. Salm. Seine Nachkommen theilten sich in mehrere Zweige, von denen der ältere den Namen Salm, die übrigen aber den Namen Wild- und Rheingrafen führten, bis sie diesen 1816 mit dem Namen Fürsten von Salm-Horstmar vertauschten. Nach mehreren Verzweigungen sind gegenwärtig nur noch drei Aeste des Hauses Obersalm vorhanden: a) die Fürsten von Salm-Salm, kathol. Religion. Diese verloren in Folge der französ. Revolution die noch übrige halbe obere Grafschaft Salm in den Vogesen und die wild- und rheingräflichen Länder. Sie behielten bloß die Herrschaft Anholt an der Gränze von Westphalen und Holland. Durch den Rezeß von 1803 erhielten sie als Entschädigung ein Fürstenthum im ehemal. Bisthume Münster, von 31 Q.M. mit 38,000 Einw. und 340,000 Fr. Eink. Der Fürst von Salm-Salm trat zum Rheinbunde, verlor aber seine Souveränetät durch den Senatsbeschluß vom 10. Dec. 1810. Er ist seit 1815 königl. preuß. Vasall. Der jetzige Fürst zu Salm-Salm, zu Bucholt, Aahaus und Anholt, Herzog von Hoogstraten, heißt Constantin, und residirt zu Anholt unweit Bocholt, einem Flecken an der Aa. Er trat den 7 Sept. 1816 den Anholder Zoll an den König der Niederlande gegen Entschädigung von 22,150 holl. Gulden ab. Seine Kinder zweiter Ehe besitzen $\frac{1}{3}$ von den Herrsch. Schussenried und Weissenau in Würtemberg; b) das fürstl. H. Salm-Neu-Kyrburg, wurde ebenfalls 1803 für den Verlust der Grafschaft Kyrburg und seinen Antheil an den wild- und rheingräfl. Gütern, im Münsterschen, (mit 10 Q. M. 8000 E. und 170,000 Fr. Eink.) angränzend an Salm-Salm, seit 1815 unter K. Preuß. Souveränetät, entschädigt. Dieser Fürst, der 1806 ebenfalls zum Rheinbunde getreten war und 1810 seine Souveränetät an Frankreich verloren hatte, ist kathol. und residirt zu Aahaus. Er ist Grand von Spanien der ersten Classe und ein Sohn des 1794 in Paris guillot. Fürsten; — c) das fürstl. H. Salm-Horstmar; lutherischen Kirche, stammt von der Grumbach'schen Linie der Wild- und Rheingrafen ab, deren beide Zweige Rheingrafenstein und Grumbach im J. 1813, für den Verlust ihrer Erbgüter auf dem linken Rheinufer, das Amt Horstmar im Bisth. Münster von 31 Q. M. mit 46,000 Einw. und 400,000 Fr. Eink. erhielt; gegenwärtig unter königl. preuß. Souveränetät. Das Haus Rheingrafenstein erlosch, und der Wild- und Rheingraf von Grumbach wurde 1817 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Seitdem nannte er sich Fürst zu Salm-Horstmar. Er residirt zu Coesfeld.

† Salonichi, nächst Constantinopel die wichtigste Handelsstadt in der europäischen Türkei, ist mit hohen Mauern und Festungswerken umgeben, und liegt am Ende des durch viele Anschwemmungen sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbusens. Sie ist an dem stei-

len Abhänge des Berges Kurtiah in der Gestalt eines Dreiecks erbaut, zeichnet sich vor andern türkischen Städten durch eine größere Reinlichkeit aus, und enthält zehn große und mehrere kleinere Moscheen, neun Bäder und 70,000 Einw., darunter 10,000 Griechen und 23,000 Juden, welche an 4000 Häuser bewohnen, und hier eine hohe Schule, Hora genannt, mit 20 Lehrern und 1000 Schülern haben. Die Häuser sind ganz im türkischen Style erbaut und die Bazars befinden sich in dem untern Theile der Stadt. Die beiden vorzüglichsten Moscheen sind zwei ehemalige der heiligen Sophia und dem heiligen Demetrius geweihete griechische Kirchen. In der letztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und zwei Gallerien tragen. Auch befinden sich hier einige griechische Kirchen, ein griechischer Metropolit, einige griechische Klöster und eine catholische Kirche. Ferner ist die Stadt der Sitz eines Pascha von drei Roßschweifen. Der Hafen der Stadt ist sicher, kann 300 Schiffe fassen, und es laufen in denselben Schiffe aus allen Häfen der Türkei und aus vielen christlichen Ländern ein. Von dem mit sieben Thürmen versehenen Kastelle, welches zum Theil auf einer Anhöhe liegt, und die Stadt beherrscht, hat man eine entzückende Aussicht auf den ganzen Meerbusen, die Stadt und die unabsehbare Ebene Macedoniens und die sie durchschlängelnden Flüsse. Nordwärts von dieser Ebene zieht sich eine hohe Bergkette, jetzt Xerolivado genannt. Man findet in und außerhalb dieser Stadt noch viele Alterthümer mit Inschriften.

† Salzburg. Das salzburgische Land ist gebirgig und enthält ein einziges großes Thal, das Thal längs der Salza, in welches sehr viele Nebenthäler auslaufen, die von den hohen Alpen herabfallen. Dieses schöne Thal nimmt in dem westlichen Winkel des Landes seinen Anfang, läuft anfangs ost- und dann nordwärts, und wird sonderlich auf der rechten Seite längs der südlichen Gränze des Landes von sehr hohen Gebirgen, die zur nordischen Alpenkette gehören, eingeschlossen, wovon einige sich über 10,000 Fuß erheben. Viele derselben sind mit ewigem Schnee bedeckt und zeigen alle Erscheinungen der Schweizeralpen, Gletscher, Klüfte, Schneelavinen, Wasserfälle rc. Gegen Norden ist das Land offen und hat einige schöne Ebenen. Die Luft ist rein und gesund, aber strenge. Die Winter sind stark und anhaltend, die Sommer in den engen Thälern sehr heiß, die meisten Berge sind fruchtbar und tragen unten Getraide, weiter hinauf Waldungen und gegen den Gipfel zu vortreffliche Weiden, Almen oder Alben genannt. Zwischen den Bergen gibt es viele breite und fruchtbare Thäler, und der nördliche ebenere Theil des Landes ist sehr fruchtbar. Auch wird der Feldbau mit Emsigkeit betrieben. Doch bringt das Land nicht so viele Feldfrüchte, besonders Getraide, hervor als es braucht; Baum- und Gartenfrüchte aber hinlänglich, Wein nirgends. Die Waldungen sind von Wichtigkeit, noch wichtiger ist der treffliche Graswuchs, der eine starke Viehzucht veranlaßt. Die Rindviehzucht, welche ganz auf Schweizerart getrieben wird, ist überaus beträchtlich, und macht die Hauptnahrung des Landes aus. Das Vieh ist von einer ungewöhnlichen Größe. Auch die Pferdezucht von einer nicht schönen, aber sehr starken Rasse, ist sehr ansehnlich. An Wild ist großer Ueberfluß. Sehr wichtig sind die Mineralien, und unter diesen ist Steinsalz das erste. Die übrigen Mineralien sind Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Kobalt Arsenik, Bergkrystalle, Marmor, Salpeter, Braunstein, Speckstein, Serpentin, Asbest, Torf, mineralische Quellen. Die Verarbeitung der Bergproducte macht beinahe den einzigen Fabrikzweig des Landes aus. Man

at Eisen-, Stahl-, und Messinghämmer, doch nicht genug für die gewonnenen Producte, daher noch viele roh ausgeführt werden. Hier und da verfertigt man wollene Waaren und die Baumwollenstrickerei ist durch das ganze Land verbreitet. Der Bauer pflegt sein Bedürfniß an Flachs und Wolle nicht nur zu ziehen, sondern auch selbst zu verarbeiten, und macht sich Tuch, Leinwand, Strümpfe und Schuhe zu eignem Gebrauche. Die ehemaligen Erzbischöfe von Salzburg hatten große Vorrechte. Sie konnten in den Adelstand erheben, hatten mit den Herzogen von Bayern das Directorium im bayerschen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrathe, und abwechselnd mit Oesterreich (welches aber immer den Anfang machte) von einer Materie zur andern das Directorium im reichsfürstlichen Collegium. Außerdem erhielten sie von dem Kaiser, auch wenn sie nicht aus fürstlichen Häusern waren, den Titel: Ew. Liebden, dahingegen die geistlichen Churfürsten in diesem Falle nur: Ew. Andacht genannt wurden. Nach dem pariser Frieden ist Salzburg von Bayern wieder an Oesterreich vertauscht worden, mit Ausnahme des jenseits der Salza gelegenen Theiles, welcher bayerisch geblieben ist, und einen Theil des Isarkreises ausmacht. Der österreichisch gewordene Theil Salzburgs bildet jetzt (mit Ausnahme einiger kleinen zu Tyrol geschlagenen Districte) den Salzach- oder salzburger Kreis des Landes ob der Ems. Die Hauptstadt Salzburg ist auf drei Seiten von Bergen und gegen Norden von einer Ebene umgeben, und liegt in einer sehr romantischen Gegend, an beiden Ufern der Salza, über welche eine 370 Fuß lange und 40 Fuß breite Brücke führt. Die Stadt mit 860 Häusern und 13,000 Einwohnern hat zwar enge und krumme Straßen, aber regelmäßige Plätze, (den Hofplatz mit dem prächtigen Springbrunnen von Marmor, den mit Arkaden und Gallerien eingefaßten Domplatz) und gut, meist in italienischer Manier, erbaute Häuser. Einige Festungswerke umgeben die Stadt; und auf dem Nonnenberge, dem höchsten östlichen Punkte des Mönchsberges, liegt 100 Klafter hoch über der Salza die Festung Hohensalzburg, mit einem Zeughause und einer unvergleichlichen Aussicht. Der südliche Theil des Mönsberges ist gleich einer Wand senkrecht abgeschnitten, und dient zu einem unersteiglichen Bollwerke. Durch den Mönchsberg führt das neue oder Sigismundsthor, welches von 1769 bis 1774 erbaut wurde, und ein 150 Schritte langes und 7 bis 8 Schritte breites durch einen Felsen gehauenes Gewölbe darstellt. Vor demselben steht die 15 Fuß hohe Bildsäule des heiligen Sigismund von weißem Marmor. Zu den merkwürdigsten Gebäuden der Stadt gehören; das Residenzschloß oder der jetzige erzbischöfliche Palast, die im edelsten Geschmacke und im Style der Peterskirche aufgeführte prächtige Domkirche mit zwei Thürmen und vor derselben die Bildsäule der unbefleckt empfangenden Jungfrau, die Gebäude des Lyceums (oder der ehemaligen Universität) mit einer schönen Kirche, das neue Dicasterialgebäude, das Capitelhaus, das Hofstallgebäude mit einem in Felsen ausgehauenen Amphitheater, dessen man sich als Sommerreitschule bedient hat, und mehrere Paläste des Adels, als der Lodronische, Kuenburgische ꝛc. Die ehemalige schöne Sommerresidenz Mirabella brannte 1818 nebst einem beträchtlichen Theile der Stadt ab. Außer dem Lyceum findet man hier eine medicinisch chirurgische Lehranstalt, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, ein Schullehrerseminar, mehrere Bibliotheken und Kunstsammlungen. Von Fabriken sind hier eine Drahtzieherei, zwei Eisenhämmer, vier Tabacks-, vier

Stärke- und Puderfabriken, eine Spielkarten-, eine Majolika-, eine Baumwollen-, eine Kattun-, eine Siegellack- und eine Lederfabrik. Auch treibt die Stadt wichtige Handelsgeschäft, und jährlich werden zwei Messen oder Dulten gehalten. In der Nähe liegen die beiden landesfürstlichen Lustschlösser Hellbrunn mit künstlichen Wasserwerken und Kleßheim mit einer Fasanerie; das gräflich Firmianische Schloß Leopoldskron, bekannt wegen seiner herrlichen Gemäldegallerie, und das fürstlich Schwarzenbergische Schloß Aigen mit schönen Gartenanlagen.

* Salzdahlum, braunschweigische Domäne in dem Kreisamte Wolfenbüttel, zwischen den beiden Dörfern Ober- und Niederdahlum gelegen, in deren Nähe auf einem Hügel das Salzwerk Salzdahlum mit einem Gradirwerk liegt. Das sonst hier befindliche, nach dem Muster von Versailles gebaute schöne herzogliche Schloß ist, während das Herzogthum Braunschweig einen Bestandtheil des Königreichs Westphalen bildete, gänzlich weggebrochen und der Garten zerstört worden. Die vormals in Salzdahlum befindliche Gemäldegallerie wird jetzt zu Braunschweig in dem Museum aufbewahrt.

Salzwerk, s. Saline.

Samaniden, s. Persien.

Samothrake oder Samothrace, eine Insel des Aegeischen Meeres, unweit Lemnos, an der thracischen Küste, der Gegend von Troja gegenüber, im Alterthume vorzüglich berühmt durch ihre Mysterien, deren Priester zuerst die Kabiren, dann die Dioskuren gewesen seyn sollen. Die Einweihung in diese Mysterien sollte auch nur den Gefahren zur See schützen; daher schon von den Argonauten erzählt wird, sie seyen auf Orpheus Rath, der selbst ein Eingeweihter war, auf Samothrake gelandet. Wie über allen Mysterien, so liegt auch über diesen ein geheimnißvolles Dunkel, das sich selbst auf die Namen der verehrten Gottheiten erstreckt. Daß ägyptische und phönicische Gottesdienste und Gebräuche später mit griechischen vermischt und verwechselt wurden, scheint gewiß. Später soll der samothracische religiöse Cultus zu den Etruskern gekommen seyn, jedoch mit veränderten Götternamen. Uebrigens genoß die Insel, aus Achtung für die Mysterien, auch unter der römischen Herrschaft fortdauernd eine gewisse Freiheit, und selbst eine Zeit lang nach Chr. Geb. noch standen jene altberühmten Mysterien in Ansehn.

Samscrit s. Sanscrit.

San Carlos (Don Jos. Mich. de Carvajal, Herzog von), Grand von Spanien erster Classe, Staatsrath, Generallieutenant, Director der Academie u. s. w., stammt aus der alten Familie der Carvajal, die ihren Ursprung bis zu den Königen des Reiches Leon zurückführt. Geb. 1771 in Lima, wo er auch seine erste Erziehung erhielt, kam er im 16. Jahre nach Spanien, trat in die militärische Laufbahn, und machte seinen ersten Feldzug 1794 in Catalonien, seinen zweiten bei der Belagerung von Toulon. Nach Madrid an den königl. Hof gerufen, wurde er zum Kammerherrn und dann zum Gouverneur des jetzigen Königs Ferdinand ernannt. Nicht lange vor der berüchtigten Intrigue im Escurial im Jahr 1807 (s. Spanien und Ferdinand VII.) wurde San Carlos, um ihn zu entfernen, zum Vicekönig von Navara ernannt. Drei Monate nachher erhielt er Befehl, sich als Gefangenen zu constituiren. Er wurde beschuldigt, Ferdinand gefährliche Rathschläge ertheilt zu haben, und ins Exil verwiesen. Nach der Revolution von Aranjuez, durch welche Ferdinand den Thron bestieg, rief dieser den Herzog von San Carlos

sogleich zu sich, ernannte ihn zum Minister des königl. Hauses und zum Mitglied des geheimen Staatsraths. San Carlos begleitete den König auf der unglücklichen Reise nach Bayonne, und zeigte gegen die usurpatorischen Vorschläge und völkerrechtwidrigen Maasregeln Napoleons die höchste Energie. Vor allem drang er darauf, daß dem Könige die größte Freiheit werden müsse und nichts ohne die Zustimmung der Cortes beschlossen werden könne. Indeß blieben seine Bemühungen fruchtlos. Die Renunciationstractaten vom 5. und 10. Mai 1808 kamen zu Stande, aber obgleich Napoleon alle Mühe anwandte, den Herzog von San Carlos zu bewegen, dem neuen Könige von Spanien zu huldigen, so hielt dieser sich als Mann von Ehre doch verpflichtet, seinem unglücklichen Herrn nach Valençay zu folgen. San Carlos und Escoiquiz wurden jedoch bald unter einem Vorwande nach Paris gelockt. Beide benutzten diesen Aufenthalt, um den russischen, österreichischen und preußischen Gesandten Mittheilungen über die Lage Spaniens zu machen, wofür sie aber, als es entdeckt wurde, Escoiquiz nach Bourges und San Carlos nach Lons le Saulnier exilirt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden. Als Napoleon sich durch die Gewalt der Umstände gezwungen sah, in Beziehung auf Spanien sein politisches System zu ändern und Ferdinand wieder auf den Thron zu setzen, warf er seine Augen auf den Herzog von San Carlos, der ihm am geeignetesten schien, die erforderlichen Einleitungen zu machen. San Carlos fand zu Valençay bereits den Abgeordneten Laforest; er wurde von Ferdinand auf das liebreichste aufgenommen, und am 8. December kam ein Tractat zu Stande, wie er der Würde Spaniens angemessen war. Der Herzog eilte sogleich nach Madrid (wo er den 6. Jan. 1814 eintraf), um die Ratification der Regentschaft einzuholen. Aber statt diese zu erlangen, wurde ihm ein Decret der Cortes mitgetheilt, kraft dessen alle Spanier, die sich in Unterhandlungen mit Napoleon einlassen würden, als Vaterlandsverräther erklärt wurden. Der Herzog reisete daher ohne die Ratification der Regentschaft nach Valençay zurück, und es mußte eine neue Unterhandlung mit Napoleon eröffnet werden, um die persönliche Rückkehr des Königs auszuwirken. Die damalige Lage Frankreichs machte dies schwierig, jedoch wurden endlich die Pässe ausgefertigt. Der König umarmte ihn bei der Ueberreichung derselben und hing ihm den Orden des goldenen Vließes um, den er selbst trug. San Carlos war der einzige Minister, der den König auf seiner Zurückreise in seine Staaten begleitete. Wir verweisen von diesem Zeitpunkte an auf die Art. Spanien und Ferdinand VII. und führen nur noch die Hauptmomente im äußern Leben des Herzogs an. Am 3. Mai wurde er zum Generalminister-Staatssecretair ernannt und am Tage darauf erfolgte das Decret Ferdinands, wodurch die Cortes entlassen wurden und er die Zügel der Regierung wieder selbst auffaßte. Im November, als der Herzog seinen verminderten Einfluß bemerkte, forderte er seine Entlassung und Don Pedro Cevallos trat an seine Stelle. Im October 1815 wurde er zum Gesandten in Wien ernannt, und im Jahre 1817 erhielt er dieselbe Stelle beim Cabinet von St. James. Er befindet sich (1819) noch auf diesem Posten in London.

† Sanct-Helena. Diese Insel ward am 22. Mai (dem Namenstage der heiligen Helena) 1508 von den Portugiesen entdeckt, und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie durchaus wüst und unbewohnt und man fand nur einige Schildkröten und Seevögel darauf. Die Portugiesen, welche einsahen, wie viele Vortheile diese Station den in

diesen Gewässern schiffenden Seeleuten gewähren würde, versetzten verschiedene Arten vierfüßiger Thiere und Geflügel hin, machten Anpflanzungen und säeten mancherlei Sämereien aus, legten aber keine Niederlassungen an, sondern baueten nur eine kleine Kirche in dem sogenannten Capellenthale. Sie wurde gegen das Jahr 1600 von den Holländern zerstört, die sogar die in der Umgegend gepflanzten Bäume fällten. Zu verschiedenenmalen ließen sich einige Personen auf dieser Insel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich setzten sich die Holländer darauf fest, verpflanzten neue Thiere darauf und säeten neue Getreidearten aus. 1650 erhielt die englisch-ostindische Compagnie diese Insel von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer nahmen sie zwar 1673 durch Ueberrumpelung wieder, aber im nämlichen Jahre eroberten sie die Engländer von neuem, und bauten das Fort St. James. Seit dieser Zeit blieb sie in ihren Händen. Sie ist für ihren Handel von größter Wichtigkeit, denn die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber die nach Ostindien hinfahrenden) Schiffe finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungsort. Seit 1816 ist durch eine Cabinetsordre allen Schiffen, die Ostindienfahrer ausgenommen, verboten, so lange sich Bonaparte daselbst befindet, ohne besondere Erlaubniß nach St. Helena zu gehen, oder hin zu handeln. Man pflegt die Reise von St. Helena in 8 bis 10 Wochen zu machen, während man umgekehrt, wegen der Passatwinde, auf einer ganz andern und längern Linie schiffen muß. Das Clima dieser Insel ist unbeschreiblich schön; der heiterste Himmel, der sich nur in der kühlen Jahreszeit des Julius und August zuweilen bewölkt, kein andrer Wind, als der erfrischende, beständige Ostpassat, und weder Orkane noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerschütterung der tropischen Region. Auch weiß man hier nichts von der gefährlichen Nachtluft, die in dieser Zone oft tödtlich wird. Die meisten Einwohner erreichen daher ein hohes Alter, und zeichnen sich oft noch im achtzigsten Jahre durch ungemeine Kraft und Munterkeit aus. Schiffskranke genesen fast durchgehends in den ersten Tagen, ja die siechsten Personen, die in Ostindien nicht mehr zu retten schienen, erholen sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Es regnet übrigens überhaupt sehr selten und zuweilen in zwei bis drei Jahren nicht. Freilich verliert die Luft, welche immer durch den Passatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere dagegen leiden gar sehr dabei. Als Ursachen dieser großen Trockenheit gibt man die Stätigkeit des Passatwindes, die isolirte Lage dieser Insel, die unter allen Inseln am weitesten von einem festen Lande ist, so wie den unbedeutenden Umfang und die verhältnißmäßige Kahlheit derselben an. Indessen scheint seit 50 Jahren die Atmosphäre feuchter geworden zu seyn, und seit dem vermehrten Anbau mehr Regen zu fallen, so daß eine anhaltende Dürre immer weniger zu befürchten seyn wird. Diese mit Felsen und hohen Bergen besetzte Insel, deren schroffe Küsten eine 800 bis 1200 Fuß hohe Mauer bilden, und nur Einen Landungsort darbieten, ist nach und nach mit einer gegen 1½ Fuß dicken Dammerde bedeckt worden, die eine üppige Vegetation zeigt. Der Orangen-, Palm-, Citronen-, Feigen-, Granat-, Akazien-, Limonienbaum prangt mit dem herrlichsten Grün. Die deutsche Eiche und der indische Bambus gedeihen auf Einem Boden. Die Pfirsichbäume sind seltner geworden. Der Bau des Oelbaums, mit dem man sich seit kurzem abgibt, verspricht

glückliche Resultate. Unter den neun oder zehn Arten einheimischer Bäume bemerkt man den Farrenkrautbaum, an den Küsten einige Mimosen, viele Ebenholzbäume und Aloes. An dem Hange der Thalwände halten Stützungsmauern mit großen Kosten angelegte Gärten, denen die Regen oft vielen Schaden zufügen. Die Thäler sind sehr fruchtbar, und liefern schöne Früchte und köstliche Gemüse, auch geräth der Kaffee gut. Der Weinstock ist nicht besonders einträglich. Die Melonen, Bananas, Ignamen, Ananas, Pisangs, Erbsen, Bohnen, Rüben und anderes Wurzelwerk haben einen angenehmen Geschmack. Vor andern findet man in dem Capellenthale Portulak, Senf, Sauerampfer, Petersilie, wilde römische Camille, Alkekengi, Bataten und Yams; aber wegen der Verwüstung, welche die Ratten unter der Saat anrichten, nur wenig Korn, Mais und Gerste. Das benöthigte Mehl kommt aus England, und in bösen Jahren ißt man Yams, Ignamen und Pataten statt des Brotes. Die Gärten sind mit Rosen, Immergrün, Myrthen, Lilien, Lorbeerbäumen und einigen andern Sträuchern verziert. Die des Gouverneurs verdienen besondere Erwähnung. In dem Garten des Obersten Brooke auf St. Helena trifft man europäische und afrikanische, ostindische, chinesische, amerikanische und australische Pflanzen in der üppigsten Blüthe an. Aus dem Thierreich hat man wenige Pferde, viele Ziegen, Rindvieh, Schaafe, zahme und wilde Schweine, Kaninchen, Perlhühner, Tauben, Hühner, Gänse, Repphühner, Fasanen, Haselhühner, Pfauen, Wasserhühner, Seevögel, aber keine reißenden und giftigen Thiere. Großen Schaden richten aber die Ratten an, welche sich unglaublich vermehrt haben. Kaum hat man die Felder mit Korn, Gerste oder Mais besäet, so umwühlen und verwüsten sie die Saat gänzlich. Auch gibt es wohlschmeckende Schildkröten und eine große Menge von Fischen. Das süße Wasser ist gut und sehr gesund. Vorzüglich faßt man das süße Wasser im Capellenthale, wo mehrere schöne Quellen von der Höhe herab sich mit dem Hauptbache vereinigen. Außer diesem Wasserplatze gibt es noch zwei kleine Flüße, wo man Wasser einnehmen kann; sie strömen von der Höhe des Gebirges in Fällen herab, und fließen in der Mitte der Anpflanzungen, die sie durch das Rieseln ihrer Wellen beleben. Die Ostindienfahrer bringen eine Menge von Waaren nach St. Helena, und man findet die hiesigen Kaufmannsladen mit ostindischen und europäischen Waaren versehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes steht alles in geheurem Preise, und es ist in St. Helena alles vier Mal theurer, als in London selbst. Die ganze Bevölkerung der Insel wird auf 6000 Seelen geschätzt, mit Einschluß von 7 bis 800 freien Negern und 1500 Soldaten. Man trifft auf der Insel keine wirklichen Fahrstraßen, sondern nur Feldwege, auf denen kleine, mit Ochsen bespannte Karren fortkommen können, die man zu Fortschaffung größerer Lasten benutzt. Um mit Bequemlichkeit zu reisen, benutzen Männer und Weiber die Pferde, da die Wege zum Fahren mit Kutschen zu holperig, steil und schief sind, ob sie gleich völlig an der Seite der Berge hingebahnt sind, wobei man durch Umwege so viel als möglich die Schroffheit der Abhänge zu umgehen gesucht hat. Merkwürdig ist der Weg des Leiterberges, der das Capellenthal mit den Pflanzungen, die auf den Anhöhen der Insel liegen, in Verbindung setzt, wo man einen neun Fuß breiten Weg durch Schützungsmauern gebahnt und mit Brustlehnen versehen hat, so daß man ihn zwar ohne Furcht, in die Schlucht zu fallen, wandeln kann, aber nicht, ohne dem Falle von

Steinen ausgesetzt zu seyn, welche die in der Nähe weidenden Ziegen oft herunterrollen, indem sie solche mit den umgebenden Gräsern losreißen.

Sand (Carl Ludwig), Candidat der Theologie — aus Schwärmerei der Mörder des Staatsraths von Kotzebue — geboren im J. 1795 zu Wunsiedel im Obermain-Kreise des Königreichs Baiern, wo sein Vater, ehemaliger preußischer Justizrath, und seine Mutter noch leben, erhielt von seinen Aeltern eine sorgfältige Erziehung, die vorzüglich seine (schwärmerischen Ansichten, wie man sagt, nicht unempfängliche) Mutter geleitet haben mag. In den reifern Knabenjahren ging er auf das Gymnasium zu Regensburg, wo er fleissig und brav, aber immer etwas finster und verschlossen war. Er soll daselbst besonders die philosophischen Vorträge Kleins, des dermaligen Professors zu Würzburg, mit Vorliebe studirt haben. (Warum begründeten nicht vielmehr Sprach- und historische Studien — die Herder einst einer Mutter empfahl, um die vorherrschende Anlage ihres Sohnes zu allem, was in den Bereich der Phantasie gehört, gleich in ihrer ersten Entwickelung dem besonnenen Ernste der Urtheilskraft zu unterwerfen — die Bildung des Jünglings in einem Alter, das für philosophische Studien noch nicht vorbereitet und reif genug seyn kann?) Von Regensburg zog den jungen Sand Eschenmayers Ruf nach Tübingen, wo er mit vielem Eifer den Vorbereitungswissenschaften (man weiß nicht, welchen vorzüglich, und in welcher Ordnung) der Theologie oblag, bis auch ihn, wie so viele andre Studirende, die Wiedererneuerung des Kriegs gegen Frankreich im J. 1815 zu den Waffen rief. Er diente als Freiwilliger im baierschen Heer und sein Hauptmann hat sein musterhaftes Betragen öffentlich anerkannt. Der Friede gab ihn den Studien wieder, welche er nun zu Erlangen fortsetzte. Hier war unter seinen Lehrern D. Kaiser vor Allen derjenige, der ihn besonders anzog. Während er sich durch Fleiß und anständiges Betragen die Zuneigung seiner Lehrer erwarb, gewann er durch Biederkeit und Gradsinn die Liebe fast aller derer, die ihn kennen lernten, und seinen vertrauteren Freunden flößte er, durch seine in Schwärmerei (d. i., um das Ding mit seinem rechten Namen zu nennen, jene ausschweifende Ueberspannung des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft, vermöge deren dunkle Gefühle und unklare Ideen den Menschen da beherrschen, wo Vernunft und Verstand allein ihn leiten sollten) sich verirrende Begeisterung für Religion und Vaterland, Achtung, aber auch damals schon Besorgniß ein; denn es blickte allenthalben nur zu deutlich hervor, daß in ihm das Gemüth eine gewaltige Herrschaft über den Verstand behauptete. Ein Unglücksfall im Sommer 1817 entschied vollends den Verlust des klaren, sittlich freien Bewußtseyns in ihm. Es war nämlich sein Stubengenosse und liebster Freund vor seinen Augen beim Baden ertrunken, ohne daß er ihm helfen, ohne daß er mit ihm sterben konnte. Fortan war Tiefsinn die Farbe seiner Seele, bis das Wartburgsfest (s. d. A.) *) und das aka-

*) Hier machte er sowohl durch sein kraftvolles und schönes Aeußere, als auch durch seine Rede viel Eindruck. „Es geziemt," sagte er, „dem deutschen Jüngling kein Opfer für zu groß zu achten, wenn es Deutschlands Selbstständigkeit und Freyheit gilt. Das Vaterland richtet nach manchen getäuschten Erwartungen seine Hoffnung auf seine Jugend. Wie die Franzosen das Recht hatten, zu fordern, daß Fremde sich nicht in ihre Angelegenheiten mischen, so müssen auch die Deutschen das nicht dulden. Allein fremde Agenten durchziehen ungestraft das deutsche Vaterland, um unumschränkte Fürstenmacht zu predigen und die aufkeimende Freyheit zu unterdrücken u. s. w.

demische Leben zu Jena, wo er seit Michaelis 1817 studirte, seinen niedergedrückten Geist wieder etwas aufrichteten. Hier, wo Kotzebue in der Nähe, durch kalten Spott und bittern Witz, ohne Gemüth und Erhebung, das Heiligste in den Augen einer feurig fühlenden Jugend, die akademische Freiheit angriff und den Verdacht auf sich zog, daß er die Meinung der Großen und des russischen Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte nachtheilig für die Nationalehre und die politische Volkskraft seines ehemaligen Vaterlandes lenke, hier mußte der mit Verachtung gepaarte Haß gegen diesen vermeintlichen Feind der deutschen Nation in Sand um so heftiger entbrennen, je mehr sich der kräftige und reine Jüngling durch Gesinnung und That über die Sphäre der Knabenzucht erhoben fühlte, in die der spottende Tadel eines der politischen Angeberei verdächtigen Lustspieldichters, dessen Charakter durch nichts Hohes Ehrfurcht einflöß'te, an dessen Namen vielmehr schimpfliche Erinnerungen hafteten, die akademische Jugend zurück versetzt sehen wollte. Auch konnte es wohl keinen schneidendern Gegensatz geben, als Kotzebue den gewandten, der Ueberlegenheit seines Witzes sich bewußten Weltmann, wie er die Geißel der Satyre gegen seine Gegner schwingt, und ihm gegenüber den von Nationalstolz, Vaterlandsliebe und akademisch-politischem Parteigeiste zur sectirischen Schwärmerei entzündeten Sand. Alle Züge, welche den Charakter des Schwärmers ausmachen, erkennt man in dem an sich so braven Jüngling. Verschlossen und wenig gesprächig brütete seine Phantasie über dem, was er mit tiefer lebhafter und inniger Empfindung umschloß, über der Idee des Vaterlandes, für die er sein Leben im Kampfe gewagt hatte, und für die er es zum Opfer darzubringen immerfort bereit war. Er drückte oft neuen Ankömmlingen auf die Universität die Hand, sprach erst einzelne große Worte zu ihnen und schien sie gleichsam für Wahrheit, Recht und Vaterland einzuweihen. Man will bemerkt haben, daß er das Studium der Exegese ganz vernachlässigt, daß er fleißig in der Bibel gelesen, und die letzte Zeit den anatomischen Hörsaal besucht habe. Dem Gespräche überhaupt wenig zugänglich, mußte er in seinen Ansichten immer tiefer versinken, und bei aller Demuth eines religiösen Gemüths, stolz auf sein Bewußtseyn, jeden Andern tief verachten, der den Schwung seines Gefühls nicht begriff oder theilte; er mußte bei dem, was er für wahr und gut hielt, rechthaberisch, hartnäckig und unbeweglich stehen bleiben, und da er die Kraft zu handeln wie den Willen dazu hatte, gern etwas Großes für seine Idee von dem Vaterlande zu thun beschließen, selbst mit Hintansetzung des Lebens, das ihm, wie er die Zeit ansah, keine Freude mehr gab. Diese Gemüthsrichtung beweisen folgende Zeilen, welche man von Sand in dem Stammbuche eines Freundes, am 21. Juni 1818 zu Jena geschrieben fand: „Unser Leben Heldenfahrt, kurzer Sieg und früher Tod. Hierauf einige überspannte Aeußerungen und Körner's Worte: „Frei woll'n wir das Vaterland wieder sehn, oder frei zu den glücklichen Vätern gehn." Sand erblickte in Kotzebue den geistigen, mithin den furchtbarsten Feind seines Vaterlandes. Das literarische Wochenblatt, die Auftritte in Weimar, Ludens, Okens, Wielands, Lindners Verfolgung, endlich die Stourdza'sche Schrift, deren Abfassung (Stourdza hatte sie nur aus Kotzebue's schlechtem Französisch in ein besseres Französisch übergetragen) man Kotzebue'n zuschrieb, dies und manches Andre scheint den unglücklich befangenen Jüngling zu dem Entschlusse gebracht zu haben, Kotzebue zu ermorden. Mit diesem Vorhaben ver-

ließ er Jena den 9. März 1819, und reis'te über Erlangen nach Mannheim, wo er den 23. früh um 7 Uhr ankam. Nachdem er sich gebadet und gegessen hatte, besuchte er mit der größten Unbefangenheit die Kirche, das Schloß und die öffentlichen Spaziergänge, und begab sich, da er des Vormittags nicht vorgelassen worden war, Nachmittags gegen 5 Uhr in das Haus Kotzebue's, der eben eine Gesellschaft bei sich erwartete. Er ließ sich als ein Fremder aus Weimar anmelden (wo Kotzebue's 82jährige Mutter lebte), und ward in ein Zimmer geführt, wo Kotzebue bald darauf eintrat. Der junge Mann überreichte ihm ein Papier, und während er dies las, durchbohrte er ihn mit mehreren Dolchstichen *). Darauf verließ er das Haus, doch kaum hatte er die Straße erreicht, so rief er, die Hände gen Himmel erhebend, aus: Es ist vollbracht! und stieß sich den Dolch in die Brust. Man schaffte ihn ins Hospital. Seine Jugendkraft fristete ihm, nach einer überstandenen schmerzhaften Operation, das Leben, ungeachtet die verletzte Lunge eiterte und seinen Tod erwarten ließ. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft, auch bei mehreren Confrontationen dabei, daß er keine Mitschuldigen habe (was auch durch keinen Umstand sich dargethan hat), und bewies bei allen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth. Seiner That sich freuend, die er nach seinem Geständnisse seit einem halben Jahre überdacht und nach manchem Seelenkampfe als nothwendig für das Gesammtinteresse Teutoniens beschlossen habe, bedauerte er blos Kotzebue's Familie. Er ließ sich vorlesen, las späterhin auch selbst, meist in der Bibel, oder in Schillers und in Körners Gedichten. — Bei der Untersuchung seiner Papiere in Jena d. 15. März fand man nichts von Bedeutung, als folgenden Anfang eines Briefes: „Ich gehe meinem Schicksale, dem Schaffott entgegen," und einen Brief von ihm an einen Studenten in Jena, den dieser der Burschenschaft vorlesen sollte. Sand erklärte darin, daß er aus ihrer Verbindung trete, — weil es ihr nicht gleichgültig seyn könne, wenn er auf dem Rabenstein sterbe, und er hiedurch nur dem zuvorkomme, was sie ohnehin unter diesen Umständen für nothwendig erachtet haben würde, — der Ausschließung aus ihrer Mitte. — In einem andern Briefe bezeichnet er die That näher, zu welcher er sich anschicke, und sagt, — daß es ihm freylich schrecklich sey, einen Menschen zu ermorden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerstehen, die ihn unablässig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen, rc. Auch aus dem Brief, den Sand, kurz vor Verübung seiner blutigen That, an seine Verwandten erlassen hat, welcher aber erst später eintraf, überzeugt man sich, daß Sand nur das Opfer seiner eignen fanatischen Verblendung, nicht das Werkzeug einer Verschwörung gewesen ist; aber nicht ohne Wehmuth kann man in diesen Zeilen den Kampf eines edlen Gemüths, aus welchem Großes hätte werden können,

*) Falsch ist es, was eine Staatszeitung erzählte, das Papier habe die Worte enthalten: „Kotzebues Todesurtheil, gesprochen von der Universität — d. 18. März und von dem Ueberbringer vollzogen." — !! Wohl aber hat man bei Sand nach seiner Verhaftung Aufsätze von ihm selbst gefunden, die seinen exaltirten Zustand und seine That betreffen, z. B. „Todesstoß dem August von Kotzebue, Nur in der Tugend Einheit! Unsere Tage fodern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch! Entscheidet auf Leben und Tod!" — Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage; — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, dich Verräther und Verderber meines Volks — August von Kotzebue niederzustoßen, u. s. w.

mit den Verirrungen einer wilden Schwärmerei und den Sieg der letztern erblicken. Der Brief ist abgedruckt in der Allg. Zeit. 1819 106 fg. Der Bruder des Unglücklichen und seine Mutter erhielten die Erlaubniß, ihn zu sprechen. Die Untersuchung ward in Mannheim von dem Oberhofgerichtskanzler von Hohenhorst, zwei Oberhofgerichtsräthen und dem Stadtdirector von Jagemann geführt. Sie scheint längst zum Spruche reif zu seyn; indeß sieht der unglückliche Sand dem Tode entgegen. Die peinlichste Strafe für ihn würde es seyn, wenn sein Bewußtseyn erwachte, und er einsähe, daß kein Einzelner befugt ist, der Zeit und dem gesetzlichen Willen der Gesellschaft vorzugreifen, und an sein Urtheil, an seine Ueberzeugung wie das eigne Leben, — was Heldenmuth anzeigt — so das Leben eines Andern, der unter dem Schutze der Gesetze und des Völkerrechts steht und das Glück einer schuldlosen Familie zu setzen; — wenn er einsähe, daß Recht und Wahrheit gegen ungerechte und falsche Meinung nicht durch die Spitze eines Dolchs siegen können, sondern daß sie dadurch sich selbst tödten; daß er also nicht blos der Mörder eines Schriftstellers, den bereits die öffentliche Meinung entlarvt und vernichtet hatte, und der eben darum im Begriff war, Deutschland ganz zu verlassen, sondern daß er auch der Mörder der eigenen Sache war, für die er sein Leben einzusetzen glaubte! — Wenn er einsähe, welch ein ungeheurer Irrthum es ist, sich durch ein inneres Gefühl berufen zu glauben, an die Stelle des Gesetzes, des Richters und des Urtheils seine Privatmeinung setzen zu müssen und dieser Alles Preis zu geben, was der vermeintliche Feind Heiliges und Theures auf Erden hat! Welch ein Wahnsinn, dem ewigen Rathschlusse Gottes entgegenzustreben, der auch dem Sünder, wie dem Irrenden Zeit läßt, in sich zu gehen und sich zu bessern! Und was hatte endlich Kotzebue gethan, wofür er nicht schon in der öffentlichen Meinung büßen mußte? was Kotzebue sonst noch gegen Mysticismus und Schwärmerei geschrieben hat, war an sich nicht nur wahr, sondern erhielt sogar durch Sands That die furchtbarste Bekräftigung. Nun erst, durch Sands Verbrechen erschreckt, fanden Viele in Kotzebue's Anschuldigungen des akademischen Geistes den Anschein der Wahrheit. War endlich Kotzebue an Deutschland ein Verräther, so war er es durch offenkundige Schriften; und hatten diese nicht schon Widerleger gefunden? Dessen ungeachtet erregte Sands That bei den Deutschen mehr Theilnahme und Bedauern als Abscheu. Kotzebue war in der öffentlichen Meinung zu tief gesunken, und sein Mörder stand in der Glorie eines Heros der deutschen Jugend, kräftig und schön gebildet, wie er war, mild und ernst, wie er sich äußerte, tadellos und brav, wie man sein früheres Leben kannte, als ein freiwilliger Märtyrer des Vaterlandes (!) da, so daß mancher seine That für ein schönes (!) Zeichen der Zeit erklärte. Uns dünkt, Sands That war so wenig ein besonderes als ein schönes Zeichen der Zeit. Denn in jeder bewegten Zeit gab es gemüthskräftige Menschen, ohne Klarheit und Zusammenhang in ihren Ideen, die eben darum von dunklen Gefühlen überwältigt, den Verhältnissen trotzten und ihr Leben an eine ungeheure That — so mußte ihnen das Verbrechen des Mordes erscheinen — setzten, um ein dunkles Etwas, das sie Idee nannten, zu behaupten. So handelten Hunderte in der Zeit der französischen Revolution, so Charlotte Corday, so einst Tell, so in unsern Tagen Schill, so der heldenmüthige Jüngling Staps. Aber unter allen übersprang keiner so anmaßend kühn die sittliche Ordnung des göttli-

chen Gesetzes: Du (d. h. Du Einzelner nach deinem subjectiven Urtheil) sollst nicht tödten, als der von seiner Meinung und seinem Stolze bis zum methodischen Wahnsinn bethörte Sand. Was wir von Ravaillac wissen, lautete eben so, wie das, was Sand erklärte; nur daß Heinrich IV. im moralischen Sinne eben so hoch über Kotzebue steht, als Sand über Ravaillac. Dieser wollte nämlich die Christenheit von einem kriegslustigen König, den er für einen Feind der Christenheit hielt, befreien, und äußerte in jedem Verhör, daß er Christum im Herzen trage! Die Idee der Religion bethörte den Mörder Heinrichs IV.; die Idee des Vaterlandes den Mörder Kotzebue's. Jener wurde von fanatischen Priestern in seinem Hasse bestärkt; dieser ward von seinem eigenen stolzen Wahne, daß er berufen sey, der feigen Welt ein Beispiel zu geben, zum Morde hingetrieben. Jener durfte voraussetzen, daß seine That Europa von einem Kriege befreien würde; dieser hatte keinen Grund zu glauben, daß seine That Deutschland gegen den Despotismus schützen werde, für dessen Anwalt er Kotzebue hielt. Wohl haben diejenigen Männer ein schönes Zeichen der Zeit gegeben, welche mit ihres Namens Unterschrift den geistigen Kampf gegen Kotzebue kämpften; Sand hat blos ein Zeichen von seiner Ideenverwirrung gegeben, und dadurch die alte Wahrheit aufs Neue bestätigt, daß der unlogische, unphilosophische Mysticismus, verbunden mit der unmoralischen Roheit vieler jungen Leute, sich gewaltsame Selbsthülfe zu erlauben, ein kräftiges nach Sieg und Ruhm dürstendes Gemüth, das sein Leben andrer Umstände wegen ohnehin gering achtet, sehr leicht zu jener Schwärmerei verleite, welche Gesetz und Ordnung unter die Füße tritt. Uebrigens läugnen wir nicht, daß Sands Mysticismus mit einer hochherzigen Kraft gepaart war; und diese auf eine Nationalsache gerichtete Kraft, die unserem heutigen Mysticismus, der aus Schwäche und Scheu vor dem Denken entsprungen, oft nur Modethorheit ist, gänzlich fehlt, war es eben, was dem unglücklichen Schwärmer die Bewundrung des großen Haufens und das theilnehmende Mitleiden aller guten Menschen gewann. Darum glaubte auch der Berliner Professor der Theologie, de Wette, einen Trostbrief an Sands Mutter (die dessen, wie wir glauben, nicht bedurfte) schreiben zu müssen (Berlin d. 31. März 1819), in welchem er zwar sagte: „Die That ist — allgemein betrachtet (warum nicht: schlechthin?) — unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel." — Allein wie soll man damit die übrigen Sätze dieses Briefs zusammenreimen, z. B.: „So wie die That geschehen ist, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht (— beide sind ja offenbar die eines Schwärmers, d. h. eines von Gefühl und Einbildung zum Irrwahn bethörten Menschen gewesen —) ist sie ein schönes Zeichen der Zeit."!? Wenn diese und ähnliche Stellen nichts weiter sagen wollen, als: auch ein guter Mensch kann unter gegebenen Umständen aus Begeisterung für eine Idee zum Verbrecher werden, wenn Vernunft und Verstand (bei hundert Andern thun dieß freilich Furcht und Schwäche) nicht sein Gefühl und seine Einbildungskraft beherrschen, so waren sie doch sehr zweideutig abgefaßt. Uebrigens ist es bekannt, daß der König von Preußen sich durch diesen im Vertrauen an eine unglückliche Mutter geschriebenen Privatbrief bewogen gefunden hat, den Professor de

Wette mittelst Cabinetsordre vom 30. Sept. 1819 seines Lehramts zu entlassen. Nach Beendigung des Sandschen Prozesses soll ein actenmäßiger Bericht darüber im Druck erscheinen, durch welchen vielleicht manche hier erzählten Nebenumstände eine Berichtigung erhalten können. In der Hauptsache ist schon jetzt so viel gewiß: Sand war ein Mörder aus Schwärmerei, ohne Mitschuldige; und seine That hat Deutschlands Feinde nicht widerlegt.

* Sandwichinseln, eine Gruppe von eilf bewohnten und zwei unbewohnten Inseln, welche Cook auf seiner dritten Fahrt entdeckte, und nach dem Namen seines Beschützers, des Grafen Sandwich, damaligen ersten Lords der Admiralität, benannte. Auf der größten derselben, Owaihi, wurde er den 14ten Februar 1779 getödtet. Diese Inseln liegen im nördlichen Theile des stillen Ozeans zwischen 18° und 24° der nördlichen Breite und zwischen 154° bis 165° westlicher Länge von Greenwich. Sie sind zusammen 360 Quadratmeilen groß, scheinen vulkanischen Ursprunges zu seyn, enthalten viele Berge, darunter der hohe Mauna-Roa auf Owaihi) und Thäler mit einem fruchtbaren Boden. Das Clima ist dem westindischen ähnlich, nur daß es noch gemäßigter ist. Ueberall ist Wasser in Bächen und Flüssen überflüßig vorhanden. Die Produkte sind: Schweine, Hunde, aus Europa eingeführte Hausthiere, Tauben, Gänse, wilde Gänse, Wasserhühner, Fische, Aronswurzeln (der Hauptgegenstand ihrer Landwirthschaft), Yamswurzeln, Ananas, Pataten, Zuckerrohr, Brotfrucht, Kokosbäume, Pisangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäume, Kartoffeln, europäische Vegetabilien, Schiefer, Wetzsteine, Marmor rc. Die Einwohner, deren Zahl Cook auf 400,000 schätzt, sind von der malajischen Rasse, wohlgebildet und von dunklerer Farbe, als die Tahiter, haben einen sanften Charakter, sind äußerst geschickt in Verfertigung von Zeugen und Matten, die in Rücksicht der Feinheit, Eleganz und Dauer alle andere Matten übertreffen; auch machen sie Angelhaken von Perlmutterschaalen, Knochen oder Holz, bauen Schiffe nach europäischer Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn, Seilen und Tauwerk so weit gebracht, daß sich die Seefahrer bereits hiermit versehen, und dieses Takelwerk für dauerhafter halten, als das europäische. Oft kommen europäische und nordamerikanische Schiffe hier an, welche gegen europäische Waaren von den Einwohnern mit frischen Lebensmitteln versehen werden. Dieser lebhafte Handelsverkehr hat einen so großen Einfluß auf die Cultur dieser Inselgruppe gehabt, daß diese Nation sehr vorgerückt ist, und sich schneller als alle Südseebewohner zu einem gebildeten Handelsstaate umschaffen wird. Viele von den Eingebornen werden schon als Zimmerleute, Bötticher, Schmiede und Schneider gebraucht, und verfertigen ihre Arbeiten so vollkommen, wie Europäer. Viele von ihnen haben schon Reisen nach China, der Nordwestküste von Amerika und selbst nach den vereinigten nordamerikanischen Staaten unternommen. Der jetzige König, Tamaahmaah mit Namen, der sich bis jetzt alle Inseln dieser Gruppe (mit Ausnahme zweier Atooi und Onehau) unterworfen hat, residirt auf der Insel Woahu oder Wahu, und benutzt den beständigen Verkehr mit den Seefahrern der nordamerikanischen Freistaaten, und die sich hier aufhaltenden Weißen, darunter viele Engländer, um seine Unterthanen immer mehr zu civilisiren. Er unterhält über dreißig bedeckte Fahrzeuge, alle von seinen Schiffszimmerleuten, meistens Eingebornen, erbaut, und besitzt ein amerikanisches Schiff von 200 Tonnen, welches er einem amerikanischen Ca-

pitän, der mit demselben in einem schadhaften Zustande von der Küste von Californien kam, abgekauft hat. Er hat es durch seine eigenen Schiffszimmerleute ausbessern lassen, zu welchem Zwecke ein eigenes Werft gebaut worden ist. Der König bewohnt ein auf europäische Art erbautes Haus, vor welchem fünfzehn Kanonen stehen, und wo ein reguläres, mit Flinten und Bajonetten versehenes Militär von etwa 50 Mann Wache hält. Er hat einen beträchtlichen Schatz in Dollars gesammelt, und besitzt einen großen Vorrath an europäischen Artikeln jeder Art, vorzüglich Waffen und Munition; er hat dieselben durch Handel mit den Schiffen, welche hier beilegen, erlangt. Seine Residenz ist die Stadt Hanarura auf der Insel Wahu mit einem Hafen, welcher durch eine Sandbank gebildet wird, die ihn vor der See beschirmt, und wo die Schiffer bei jedem Wetter einlaufen können. Seitdem Tamaahmaah seine Macht begründet hat, hat er sein Verfahren nach so strengen Regeln der Gerechtigkeit eingerichtet, daß die Fremden sich jetzt in seinem Hafen so sicher befinden, als in den Häfen einer civilisirten Nation. Daher legt auch jetzt fast jedes, diesen Theil des Oceans befahrende, Schiff hier an, um sich auszubessern und sich mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. — Sandwichland, eine südamerikanische Gruppe von fünf größern und mehreren kleinern Inseln, an der Gränze des südlichen Eismeeres, unter dem 60° südlicher Breite und 350° östlicher Länge, ist ganz mit Eis und Schnee bedeckt, ohne alle Vegetation. Die Südspitze heißt das südliche Thule. Cook entdeckte 1775 diese Gruppe.

Sanguinisch, Sanguiniker, s. Temperament.

Sanitätscollegium, s. Polizei (medizinische).

Sardes, die alte Hauptstadt des lydischen Reichs. Sie lag am Fluß Paktolos, unweit des Berges Tmolos. Unter den persischen Königen war sie eine prächtige und sehr lebhafte Stadt; besonders auch wegen der Handelsstraße, die für die aus Asien nach Europa gehenden Waaren durchging. Auch war sie ein Hauptmarkt für den Sclavenhandel. Ein schreckliches Erdbeben verwüstete sie; aber der Kaiser Tiberius ließ sie wieder aufbauen. Gegenwärtig liegt an ihrer Stelle ein ärmliches Dorf, in dessen Umgebung noch jetzt ansehnliche Trümmer von der Größe und Pracht des alten Sardes zeugen.

† Sardinien. Die Insel zählt 520000 Einwohner.

* Sardinische Monarchie und das Haus Savoyen. Der Anfangspunkt dieser Monarchie ist das Alpenland Savoyen. Dieses Bruchstück zertrümmerter Staaten (des alten Königreichs Burgund, der fränkis. Monarchie, des Königreichs Italien unter den Karolingern, und des Königreichs Arelat) gewann seine Selbstständigkeit im Anfang des 11ten Jahrh. durch den Grafen Berthold, einen Abkömmling der Grafen von St. Maurice im Walliser Lande, den der letzte König von Arelat, Rudolf III. um das Jahr 1016 zum Grafen über Savoyen gesetzt hatte. Er ist wahrscheinlich der Stammvater der folgenden Grafen und nachherigen Herzoge von Savoyen. Sein Sohn, Graf Humbert I., erhielt vom Kaiser Konrad II., 1032, als Arelat an Deutschland gefallen war, die Herrsch. Chablais. Seitdem erwuchs das Land nach und nach zu einer Monarchie. Die Grafen von Savoyen erweiterten nämlich ihr Gebiet und ihre politischen Vorrechte, theils durch Vermählungen, z. B. mit der Erbgräfin von Susa im J. 1050, welche einen Theil von Piemont (Susa, Aosta und Turin) dem Hause Savoyen zubrachte; theils durch ihr kluges Anschließen, im Kampfe der Guelfen

und Gibellinen, an ihren Oberlehnsherrn, den König der Deutschen, wodurch sie neue Titel (den reichsgräflichen 1111) und Fürstenlehne, auch mit dem Reichsvicariate in der Lombardei eine gewisse Gewalt über die Reichsvasallen unter der Geistlichkeit und dem Adel erwarben; theils durch Kauf- und Tauschverträge; theils in der Folge durch eine nach Zeit und Umständen immer wechselnde, oft nachtheilige, noch öfter gewinnreiche Politik, die zwischen den sich bekriegenden Staaten, Frankreich, Oesterreich und Spanien hin und herschwankte, bis England, seit 100 Jahren, durch Allianz- und Subsidien-Verträge den Alpenhüter Italiens, mittelst Sardinien und Genua, unauflöslich an sein politisches System knüpfte. — In der Geschichte des Staates selbst sind 2 Zeiträume zu trennen. I. Von der ersten Befestigung desselben im J. 1383 durch das Testament des Grafen Amadeus VI., welches die Untheilbarkeit der Länder und die Vererbung derselben nach Erstgeburtsrecht zu Grundgesetzen erhob, — bis zur Erwerbung des Königthums und dem Eintritt der sardinischen Monarchie in die europäische Staatenordnung nach dem utrechter Frieden im J. 1720. In dieser Zeit erwarb das Haus Savoyen u. a. die Grafsch. Nizza 1388, und Graf Amadeus VIII. erhielt 1416 vom Kaiser Siegmund den herzoglichen Titel; dagegen verlor es, unter Karl III. in den Kriegen zwischen dem Kaiser Karl V. und dem Könige Franz I. von Frankreich, in der Mitte des 16ten Jahrh. das Walliser Land und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben; ferner das Waadtland, welches von Bern in Besitz genommen wurde. Karls III. Sohn, der von den Franzosen aus seinen Staaten vertriebene Herzog Philibert Emanuel (st. 1580) zeichnete sich als Philipps II, von Spanien Feldherr, im Kriege gegen Frankreich so aus, daß er durch den Frieden zu Chateau Cambresis 1559 Savoyen und Piemont wieder erhielt. Unterdessen hatte sich der Protestantismus in seinen Staaten ausgebreitet. Auf Zureden des Papstes wollte Herzog Philibert die Protestanten, unter denen sich seit alten Zeiten viele Waldenser (s. d. Art.) befanden, mit Gewalt bekehren; allein er wurde in den Gebirgen mehrmals von ihnen geschlagen (in einer Schlacht verlor er 7000 Mann) und mußte ihnen endlich die freie Religionsübung einräumen. Uebrigens ermunterte er den Gewerbfleiß seiner Unterthanen, die vorhin träge und unthätig waren; besonders legte er durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch ließ er mehrere Festungen anlegen, und baute die Citadelle von Turin. Durch Tausch brachte er 1576 das Fürstenth. Oneglia und durch Kauf die Grafschaft Tende an sein Haus. Im spanischen Erbfolgekriege vereinigte Herzog Victor Amadeus II. mit Piemont ein Stück von Mailand (Alessandria, Val di Sesia u. s. w.) als Reichslehn, und das Herzogth. Montferrat, das ursprünglich (im 12. Jahrh.) ein deutsches Markgrafthum gewesen war und schon 1631 durch Erbrecht an Piemont hätte fallen sollen. Hierzu gab ihm noch der utrechter Friede 1713 Sicilien mit dem Königstitel; doch mußte er 1720 für Sicilien Sardinien annehmen. — Die II. Periode, von 1720 bis jetzt, begreift drei denkwürdige Zeitabschnitte. 1) Die 43jährige Regierung des als Feldherrn und als Regenten gleich ausgezeichneten Königs Karl Emanuel III. (von 1730 — 1773), welcher 1735 im wiener Frieden, als Frankreichs und Spaniens Bundesgenosse gegen Oesterreich, ein zweites Stück von Mailand (Tortona

und Novara) als Reichslehn, dann im österreich. Erbfolgekriege, durch den Vertrag zu Worms 1743, noch ein drittes Stück von Mailand (Anghiera, Vigevanasco u. s. w.) ebenfalls als Reichslehn, erwarb. Im J. 1762 war er Friedensvermittler zwischen Frankreich und England. Durch die kluge Verwaltung des Innern gelangten seine Länder zu einem großen Wohlstande, und das neue Gesetzbuch von 1770, das Corpus Carolinum, ist noch jetzt ein Denkmal seiner ruhmvollen Regierung. Auch in dem Zwiste mit der römischen Curie wußte Karl Emanuel die Rechte der Staatsgewalt nach dem Concordate vom J. 1726, bestätigt von Benedict XVI. im J. 1742, zu behaupten, indem er zu allen geistlichen Stellen ernannte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstlichen Bullen seiner königlichen Bestätigung unterwarf. — 2) Die unglücklichen Regierungen des Sohnes, Victor Amadeus III. (st. 1796) und des Enkels des Vorigen, Karl Emanuel IV. (dankte ab 1802). Jener wurde den 25. Juli 1792 in den Bund mit Oesterreich gegen Frankreich gezogen, und verlor dadurch im Sept. d J. Savoyen und Nizza. Dieser verband sich zwar mit Frankreich d. 5. April. 1797 gegen Oesterreich, ward aber dessen ungeachtet 1798 von dem französ. Directorium, das die Stimmung des durch große Auflagen, Druck und Vorrechte des Feudaladels erbitterten Volks für sich benutzte, mit Krieg überzogen, und gezwungen (9. Dec. 1798) dem Besitz aller seiner Staaten auf dem festen Lande zu entsagen, welche in mehrere Departements (Montblanc, [Savoyen,] Seealpen, [Nizza], seit 1793; das Uebrige begriffen die Departements Po, Doria, Sesia, Marengo und Stura), vertheilt, sämmtlich Frankreich einverleibt wurden. Er behielt bloß Sardinien, wohin er sich mit seiner Familie begeben mußte. Den 4ten Juni 1802 überließ er die Regierung seinem Bruder, dem jetzt regierenden König Victor Emanuel I., und lebte hierauf im Privatstande zu Rom (dem Asyl entthronter Könige und unglücklicher Fürstinnen), wo er 1817 ein Jesuit geworden ist. — Seit 1806 gehörte Piemont nebst Genua zu dem kais. franz. Generalgouvernement jenseit der Alpen, und stand zuletzt unter dem General-Gouverneur Fürsten Borghese (s. d. Art.), der zu Turin residirte. 3) Die Wiederherstellung und Vergrößerung der sardinischen Monarchie durch den wiener Congreß. Victor Emanuel I. regierte in Sardinien bis 1814, in welchem Jahre er den 20. Mai in seine Residenzstadt Turin zurückkehrte, da ihm die Siege der Verbündeten und der pariser Friede seine Staaten auf dem festen Lande zurückgegeben hatten. Nur halb Savoyen blieb noch bei Frankreich, wurde aber ebenfalls nebst der Souverainetät über Monaco, durch den pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815, ihm zurückgegeben, wogegen er (den 23sten Oct. 1816) die Districte von Carouge und Chesne mit 12,700 Einw. an Genf abtrat. Außerdem fand es noch der wiener Congreß seinen Berechnungen der Machtverhältnisse gemäß, den König von Sardinien als Herrn der italienischen Alpenpässe zu verstärken. (Eigentlich wollte England durch die Seeverbindung mit dem turiner Hofe den genuesischen Stapel für seinen Handel gewinnen). Darum wurde die alte legitime Republik Genua nicht wieder hergestellt, sondern als Herzogthum d. 14. Dec. 1814 mit der sardinischen Monarchie vereinigt. — König Victor Emanuel hat die alte Verfassung, wo es nur möglich war, erneuert, die Jesuiten aufgenommen, den heiligen Bund unterzeichnet und die strengste Censur eingeführt. Im. J. 1818 erklärte er die unter der französischen Regierung gemachten Verkäufe der Domänen für unwiderruflich, und wies den Ausgewanderten, welche dadurch

hre Güter verloren hatten, als Entschädigung eine Rente von 400,000 Lire an. Als Englands Bundesgenosse erlangte er durch den brittischen Admiral Lord Exmouth, einen dauerhaften und ehrenvollen Frieden mit den Barbaresken. (S. d. Art.) — Die sardinische Monarchie bildet gegenwärtig ein Ganzes von 1277 Q. M. mit 3,974,976 Einwohnern. Sie besteht I. aus den Staaten des festen Landes, welche 1818, zum Behuf der innern Verwaltung in 8 Districte getheilt wurden: Savoyen, Turin, Coni, Alessandria, Novara, Aosta, Nizza und Genua. Diese begreifen: 1, das Herzogth. Savoyen; 2, das Herzogthum Piemont; 3, die Grafsch. Nizza mit dem Fürstenth. Monaco; 4, die Herzogth. Montferrat; und Mailand (sardinischen Antheils); 5. das Herzogth Genua; und enthalten zusammen 847 Q. M. mit 3,454,000 Einw. in 2727 Gemeinen. — II. aus dem Königreich und der Insel Sardinien (s. d. A.). — Die Einkünfte der Monarchie betragen 16 Mill. Gld. Die Kronschulden schätzt man auf 20 Mill. Gld. Die Landmacht, nebst der Landwehr, ist 70,000 M. stark; außerdem 40,000 M. Nationalmiliz auf der J. Sardinien. Die Seemacht besteht nur in einer Fregatte von 36 Kanonen, 4 Galeeren und einigen kleineren Kriegsschiffen. Doch werden in Genua neue ausgerüstet. Der König vertheilt 3 Ritterorden: 1, O. der Verkündigung Mariens, dell' Annunziata; 2, O. des h. Moriz und Lazarus; 3, den Milit. Ord. von Savoyen, gestiftet 1815. Außerdem gibt es noch ein Ehrenzeichen, das Kreuz der Treue. Die Macht des Königs ist erblich und uneingeschränkt. An der Spitze der Verwaltung stehn drei Staatssecretäre. In Sardinien sind Landstände vorhanden; und in Genua ist zur Einführung neuer Abgaben die Zustimmung der ständischen Collegien jedes Bezirks erforderlich. Der zahlreiche Adel ist nicht steuerfrei. Der Clerus (2 Erzbisch., 28 Bisch. und gegen 500 Klöster) ist nicht sehr reich. Die päpstliche Macht ist durch ein Concordat beschränkt. Die höhere Bildung (auf 4 Universitäten, Turin, Genua, Cagliari, und Sassari, in mehrern Seminarien, Gesellschaften für Wissenschaften und Künste u. s. w.) ist noch sehr durch Lehr- und Preßzwang gehemmt. — Da das regierende königl. Haus Savoyen keine männlichen Erben hat, so wird die Linie Savoyen-Carignan folgen, deren Erbrecht auf die sardinische Monarchie der wiener Congreß anerkannt hat. Sie stammt von Thomas Franz, dem jüngern Sohne des Herz. von Savoyen, Karl Emanuel I., (st. 1630) ab. Thomas Franz, Prinz von Carignan (st. 1656), hatte 2 Söhne. Von dem älteren stammt die noch blühende Linie Carignan ab. Der jüngere stiftete die Nebenlinie Savoyen-Soissons, welche d. 21. Apr. 1736 mit dem großen Eugen von Savoyen (s. d. A.) ausstarb. — Der jetzige Herz. von Savoyen-Carignan, Karl Emanuel Albert, geb. 1798, vermählte sich den 30. Sept. 1817 mit Maria Theresia, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana. Er besitzt bedeutende Güter in Frankreich und Sardinien. K.

† Sarmaten sollen Abkömmlinge der Meder seyn, und wohnten ursprünglich in Asien zwischen Don, Wolga und Caucasus. Sie erscheinen als Bundsgenossen des Königs Mithridates VI. von Pontus, waren schon damals disseits des Dons ansässig und nachher zwischen dem Don und der Donau ausgebreitet. Sie waren einige Zeit nun den asiatischen Königen furchtbar. Unter ihnen waren merkwürdig die Jazyger und Roxolanen.

Sarpedon, ein Sohn des Jupiters und der Europa; 2) dessen

Sohn oder Enkel, König von Lycien, und Bundesgenoß des Priamus im trojanischen Kriege, wo er nach mehrern tapfern Thaten, von Patroklus getödtet, fällt.

† Satire, im weitern Sinne jeder witzige Spott über fremde Fehler oder Blößen (daher auch ein satirischer Mensch, eine satirische Laune); hieher gehören auch satirische Bilder, z. B. von Hogarth, Gilrey ꝛc.

Satz (dreystimmiger), s. Dreistimmig.

Säuerling, s. Sauerbrunnen.

Saugpumpe, s. Pumpe.

Säulenstuhl, s. Säule.

Saumarez (Sir James), englischer Admiral, einer der tapfersten brittischen Seeoffiziere, ist 1757 auf Guernsey in einer dort angesiedelten franz. Familie geboren. Im 14 Jahr trat er als Midshipman in die Marine. Seine ersten Seezüge machte er im amerikanischen Kriege unter dem berühmten Lord Hyde Parker. Namentlich zeichnete er sich in der Schlacht von Doggersbank und später unter Admiral Rodney in der Schlacht mit dem französischen Admiral Grasse (12. April 1782) aus, wo er das Linienschiff Russel von 74 Canonen commandirte. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Jahr 1793 wurde Saumarez sogleich angestellt, erst unter Lord Howe, dann unter Sir John Jervis (Lord St. Vincent), befand sich bei der Schlacht am Cap St. Vincent gegen Cordova, und wurde bei der Nachricht vom Auslaufen der franz. Flotte aus Toulon mit Nelson zur Aufsuchung derselben detachirt. Er befand sich am Bord des Orion, und hatte Gelegenheit, sich bey der großen Schlacht vor Abukir auf die glänzendste Weise auszuzeichnen. Ihm ward der ehrenvolle Auftrag, die französischen Prisen nach England zu führen, wo er auf die ausgezeichnetste Weise empfangen und belohnt wurde. Er wurde jetzt zum Baronet und zum Contreadmiral ernannt, und zum Commando der bey Cadix stationirten Flotte bestimmt. Nach dem Frieden von Amiens wurde er zum Befehlshaber von Guernsey ernannt. Im J. 1809 diente er gegen Dänemark und kreuzte lange Zeit im finnländischen Meerbusen.

Saurau (Graf Franz von), geboren zu Wien am 19ten Septbr. 1760, aus einer der ältesten und edelsten Familien in Steyermark herstammend, zog als Kreis-Commissair in Oesterreich Josephs II. besondere Aufmerksamkeit auf sich, wurde von ihm, bei dem damals viel besprochenen, aber bald ganz verunglückten Geschäfte der allgemeinen neuen Steuerregulirung verwendet, und schnell nach einander in noch früher Jugend zum böhmischen Gubernialrath, zum Stadthauptmann in Prag, zum Hofrath beim Directorium in Wien befördert. Mit dem ersten Wahlbotschafter und ollmützer Cardinal Erzbischof Colloredo bei der Kaiserwahl Leopolds II., verrichtete er dort das Amt eines Hofmarschals der Kur und Krone Böhmen. Er wurde wieder österreichischer Regierungspräsident, und dem Minister Freiherrn von Thugut enge verbündet, vereinigte er eine Zeit lang die Gewalt eines Polizei-Ministers (als Adjunct des alten Grafen von Pergen, der dieser wichtigen Stelle nicht mehr für gewachsen gehalten wurde), und Finanzministers. In den Wirkungskreis der letztern fiel die gezwungene Arrosirung der Obligationen und der Anfang der unverhältnißmäßigen Emission des Papiergeldes, in den der ersteren die Jacobiner-Geschichten, die der Anlaß einer eigenen Verfügung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches wurden, wodurch Verleitung zum Verbrechen und Steigerung desselben, um

es dann anzugeben und strafen zu können, streng untersagt wurde. — Bald nach dem Austritte des Ministers Baron Thugut trat auch Saurau vom Finanzministerposten ab und gieng als Botschafter nach Petersburg, wohnte auch zu Moskau der Krönung des neuen Kaisers Alexander bei. — Nach der Beendigung des durch Frankreich und Rußland geleiteten deutschen Entschädigungs- und Säcularisationsgeschäftes wurde er 1804 von Petersburg zurückberufen, kurze Zeit ohne Anstellung, sehr bald österreichischer Landmarschall, 1805 Gouverneur in Innerösterreich. Als solcher leitete er mit dem Erzherzog Johann die Organisation der Reserven und Landwehr und alle Vorbereitungen zum Kriege von 1809. In demselben bekleidete er eine Zeitlang eben bei der Armee von Innerösterreich, unter dem Befehle des Erzherzogs Johann, den Posten eines bevollmächtigten Hofcommissairs. Er war bestimmt, den Masseaufstand seiner Provinz zu organisiren und mit dem heldenmüthigen Tyrol in Verbindung zu setzen, als die Bewegungen des Bannus Grafen Giulay den grätzer Schloßberg entsetzt und Steyermark, so wie der tyroler Landsturm ganz Oberkärnthen, befreit hatten. Im November 1809 wurde Graf Saurau wieder, was er vor 14 Jahren gewesen war, zum Regierungspräsidenten zu Wien, mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederösterreich, 1815 zum Gouverneur des neu erworbenen lombarischen Königreichs, 1817 zum Botschafter in Spanien, an des Grafen Kaunitz Stelle ernannt, welche Stelle er jedoch nicht angetreten hat. Eine Zeitlang war er auch bevollmächtigter Minister beim Heere des F. M. L. Bianchi gewesen, welches Ferdinand IV. wieder auf den Thron von Neapel setzte und der abenteuerlichen Herrlichkeit Joachim Murats ein Ende machte. Im Jahr 1818 wurde Graf Saurau zum Minister des Innern, obersten Kanzler und Chef aller politischen Hofkanzleien der österreichischen Monarchie mit Ausnahme der hungarischen und siebenbürgischen ernannt, eine neue Stelle, die ihm den größten Einfluß in die Staatsverwaltung giebt, einen Einfluß, dessen er gleich eben so sehr durch Patriotismus, als durch die reichsten Geschäftserfahrungen, durch eine seltne Gewandtheit in allen Manipulationen der Verwaltung, und große staatswirthschaftliche Kenntnisse würdig ist. Bis jetzt ist sein neues Ministerium hauptsächlich durch einen gesetzlich vollzogenen, faktisch aber weit aussehenden und den größten Schwierigkeiten unterliegenden Plan einer allgemeinen Grundsteuer für die sämmtlichen seiner Leitung unterworfenen, unendlich verschiedenartigen Provinzen ausgezeichnet worden. Die Zeit wird lehren, ob das in den Ebenen der Lombardei unter der Regierung der großen Maria Theresia begonnene Werk auch über die Alpen und Karpathen hinaus fortgesetzt werden könne, und ob die dermalige hochverdiente Finanzverwaltung, der die eigentliche Initiative der großen Unternehmung zugeschrieben werden muß, in Verbindung mit einem so großen Kenner des Lokals wie Saurau, auch hier das Unwahrscheinliche zur Gewißheit bringen werden. Uebrigens ist Graf Saurau erleuchteter Beschützer der Wissenschaften, der Künste und der Industrie, wie auch eifriger Beförderer aller gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten.

Sauvegarde, s. Salvegarde.

* Savary (René), Herzog von Rovigo, vormals Divisions-General und General-Adjutant Napoleons, Großkreuz der Ehren-Legion, Polizei-Minister, erster Inspecteur der Gensdarmerie, Pair von Frankreich, 2c. ist 1774, in D. Marc in der Champagne geboren. Sein Vater war Schloßhauptmann zu Sedan. Seit 1789 widmete

er sich den Waffen, ward bald Capitän und nach einander Adjutant bei den Generalen Ferino und Desaix bei der Rheinarmee. Er zeichnete sich 1796 in der Schlacht von Friedberg, vor Augsburg, unter Moreau, und im J. 1797 bei dem Uebergange über den Rhein unterhalb Straßburg aus. Mit Desaix ging er nach Aegypten und war an seiner Seite, als er bey Marengo fiel. Er meldete Desaix's Tod dem damaligen General Bonaparte, der ihn sogleich zu sich nahm, ihn schnell bis zum Divisions-General und ersten Inspecteur der Gensdarmerie avancirte, und mit seiner geheimen Polizei (Contrepolice) beauftragte. Im März 1804 wurde er bei Entdeckung der Verschwörung von Georges und Pichegru nach der Westküste gesandt, um die Polizeimaßregeln zu leiten. Vor der Schlacht von Austerlitz ward er als Unterhändler in das österreichisch-russische Lager geschickt. Die Feldzüge von 1806 bis 1807 machte er mit Auszeichnung mit, nahm Hameln und Nienburg, und that sich bei Heilsberg, Friedland (wo er zum Herzog von Rovigo ernannt wurde), so wie 1809 bei Eckmühl hervor. Im J. 1808 erhielt er eine Mission nach Spanien, und seine ränkevolle Gewandtheit half vorzüglich das Netz zusammenziehen, in welchem Ferdinand VII. gefangen wurde. Kurz darauf war er einige Zeit lang Commandant von Madrid. Den 3ten Juni 1810 übertrug ihm Napoleon an Fouché's Stelle das Ministerium der allgemeinen Polizei, und fand in ihm das lenksamste und thätigste Werkzeug der Tyrannei. Nur die Maletsche Verschwörung entging seiner Aufmerksamkeit und es hätte wenig gefehlt, daß er nicht selbst das Opfer derselben geworden wäre. Denn er wurde am 23. Oct. 1812 früh Morgens von den verschwornen Generalen Lahorie und Guidel im Bett arretirt und nach dem Gefängniß la Force gebracht. Die mitverschwornen Soldaten wollten ihn tödten und nur Lahorie's Verwendung rettete ihn. Napoleon entzog ihm, wie man erwartet hatte, sein Vertrauen nicht, wogegen Savary bei den nun eintretenden Unglücksfällen seines Herrn getreuester Anhänger blieb. Bei der ersten Einnahme von Paris folgte er Marie Louisen nach Blois und dann nach Orleans. Er trat darauf ins Privatleben zurück. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba wurde ihm jedoch das Polizeiministerium nicht zugetheilt, sondern er nur zum General-Inspector der Gensdarmerie und zum Pair ernannt. Nach der zweiten Abdankung Napoleons wollte Savary sein Schicksal theilen. Er begleitete ihn an Bord des Bellerophon, allein man verweigerte ihm die Erlaubniß, ihm nach St. Helena zu folgen. Mit dem General Lallement wurde Savary nach Malta gebracht und beide hier in das Fort Lavalette eingesperrt; allein man erleichterte ihnen die Entweichung, die sie auch im April 1816 ausführten. Savary floh nach Smyrna, aber auch von da mußte er sich auf Befehl des Großherrn wegbegeben. Er kam zu Triest unter einem andern Namen an, wurde entdeckt und nach Grätz geführt, wo er noch gegenwärtig (1819) unter strenger polizeilicher Aufsicht lebt. In der Zwischenzeit war er in contumaciam zu Paris von einer Militär-Commission zum Tode verurtheilt worden. Er hat Memorien geschrieben, deren Bekanntmachung man mit der Zeit erwarten darf.

* Savoyen, ein zur sardinischen Monarchie gehöriges Herzogthum (s. d. Art. Sardinische Monarchie), welches an Helvetien, Piemont und Frankreich gränzt. Es enthält 180 Quadratmeilen und über 400,000 Einwohner. Der größte Theil ist mit hohen Alpen und Waldungen bedeckt, zwischen welchen sich schmale Thäler hinzie-

hin. Die cottischen und penninischen Alpen gehören zum Theil hie-
her, und die grajischen Alpen scheiden Savoyen von Piemont. Der
höchste Berg Europens, der Montblanc, liegt in Savoyen und erhebt
sich 14,676 Fuß hoch. Auch der Iseran, der kleine St. Bernhard, der
Mont-Cenis, über welchen eine Kunststraße aus Savoyen nach Pie-
mont führt, befinden sich in diesem Lande. Viele von diesen savoischen
Gebirgen sind mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. Das Land wird
vorzüglich von der Rhone, als Gränzfluß, der Isere, Arve und Arc
bewässert. Von dem Genfersee gehört ein Theil hieher. Kleinere Seen
sind der See bei Bourget und bei Annecy. Bei dem See von Bour-
get ist die sogenannte Wunderquelle, eine intermittirende Quelle, de-
ren Wasser von zwanzig Minuten bis gegen drei Stunden ausbleibt.
Das Clima ist im Ganzen veränderlich, und oft in einem Tage von
der strengsten Kälte zur Hitze übergehend. Oft grünt und blühet alles
in den Thälern, wenn die Gipfel der Berge noch mit Eis und Schnee
bedeckt sind. Der Boden ist meistens steinig und wenig fruchtbar; da
wo er urbar gemacht werden kann, bringt er Getraide, doch nicht hin-
länglich, Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst und Kastanien hervor.
Auch sind die Waldungen ansehnlich, und der Wieswachs gut, daher
eine starke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen giebt es Wild,
auch Murmelthiere Gemsen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert
Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen, Mühlsteine, Marmor,
Serpentinstein und Salz. Die Einwohner (man nennt sie Savoyar-
den) reden theils die italienische, theils die französische Sprache. Sie
sind wegen ihrer Treue, Biederkeit, Arbeitsamkeit und Armuth be-
kannt. Ungeachtet ihres Fleißes nährt sie der undankbare Boden ih-
res Landes nicht; daher sind sie gezwungen in andere Länder auszu-
wandern, von da sie mit ihrem Erwerbe stets wieder in ihr Vater-
land zurückkehren. Die Hauptstadt des Landes heißt Chambery (s. d.
Art.). Savoyen gehörte in den ältesten Zeiten zu Gallien, und die
Allobroger hatten hier ihren Sitz. Unter der Herrschaft der Römer
stand es bis 400; dann gehörte es bis zu 530 zu Burgund; zu Frank-
reich bis 879, zum arelatischen Königreiche bis 1000, wo es ein Graf
Berald erhielt, und im Jahre 1416 wurde es zum Herzogthum er-
hoben. Herzog Victor Amadeus erhielt 1718 Sardinien und die Kö-
nigswürde, seit welcher Zeit es einen Theil des sardinischen Staates
ausmachte. 1792 wurde es von den Franzosen erobert und Frankreich
unter dem Namen des Departemens Mont-Blanc einverleibt. Durch
den ersten pariser Frieden 1814 kam ein Theil und 1815 durch den
zweiten pariser Frieden das ganze Land wieder an den König von Sar-
dinien. Jetzt ist es in folgende neun Provinzen eingetheilt: eigent-
liches Savoyen, Chablais, Carouge, Faucigny, Genevois, Ober-
savoyen, Maurienne, Rumilly und Tarantais.

Say (J. B.), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Frank-
reichs im Fache der National-Oekonomie, ist 1767 in Lyon geboren.
Er machte sich in der literarischen Welt zuerst als Mitarbeiter an der
Décede philosophique bekannt. Später wurde er ins Tribunat ge-
wählt, aber von Bonaparte ausgestoßen. Hiedurch gekränkt, schlug
er andere Stellen, die ihm von Bonaparte angeboten wurden, aus,
und lebte ganz seiner Wissenschaft. Sein wichtigstes Werk darin ist
sein Traité d'Économie politique (3te Aufl. 1817), das fast in alle
europäischen Sprachen übersetzt worden ist.

Sayn und Witgenstein. Die Grafschaft Sayn, im Wester-

walde, ehemals von Berg, Nassau und Wied eingeschlossen, bestand aus zwei Theilen; Sayn Hachenburg und Sayn Altenkirchen; beide gegen 25 Quadratmeilen mit 32000 Einwohnern und 180000 Gl. Einkünften. S. Hachenburg gehört jetzt zum Herzogthum Nassau, und S. Altenkirchen (Kreisstadt und Schloß im Regierungsbezirk Coblenz) zur preußischen Provinz Niederrhein. Die ehemalige Reichsgrafschaft Sayn hatte bis 1246 eigene Grafen zu Sayn; in diesem Jahre fiel sie an des letzten Grafen Schwester, Adelheid, vermählte Gräfin von Sponheim. Von ihren Nachkommen erhielt Gottfried, vermählt mit der Erbgräfin von Homburg an der Mark, die Grafschaft Sayn und ward der Stammvater aller nachherigen Grafen von Sayn. Seine Söhne stifteten 1294 zwei Linien; Johann die ältere oder Johannische, welcher die Grafschaft Sayn, Engelbert die jüngere oder Engelbertische, welcher die Grafschaft Homburg und Vallendar zufielen. Des letzten Enkel, Salentin, vermählt mit der Erbgräfin von Witgenstein, wurde dadurch der Stammvater der jetzigen Grafen und Fürsten von Witgenstein, die deshalb, ohne die Grafschaft Sayn je besessen zu haben, sich Sayn und Witgenstein nennen. Zwar starb 1606 die Johannische Linie aus, und Sayn kam durch Heirath an Wilhelm III. Grafen zu Witgenstein; allein sein Vater Ludwig der Aeltere (st. 1607) theilte sämmtliche Besitzungen unter seine 3 Söhne, welche dadurch die Stifter der drei Linien des Hauses Sayn und Witgenstein wurden; der ältere, Georg, stiftete nämlich die Linie Sayn-Witgenstein-Berleburg; der zweite, Wilhelm III., bekam Sayn, und stiftete Sayn-Witgenstein-Sayn; der dritte, Ludwig, erhielt Witgenstein, und stiftete Sayn-Witgenstein-Witgenstein. Als aber Wilhelms III. Sohn erster Ehe, Ernst, nur zwei Töchter hinterließ, so theilten diese 1632 die Grafschaft Sayn in S. Hachenburg und S. Altenkirchen, mit Ausschluß eines Sohnes Wilhelms III. zweiter Ehe. Den darüber erhobenen Rechtsstreit entschied der Reichsdeputationsreceß von 1803. Das Haus Witgenstein gelangte nicht wieder zum Besitz der Grafschaft Sayn, welche jetzt theils zum Gesammtgute des Hauses Nassau, theils zu Preußen gehörte. An Nassau-Weilburg fiel nämlich durch Erbrecht 1799 der sonst burggräflich von Kirchbergsche Antheil: Sayn-Hachenburg; an Nassau-Usingen kam 1802, nach verschiedenem Wechsel der Besitzer, Sayn-Altenkirchen, dafür trat Nassau-Usingen die Herrschaft Lahr an Baden ab; Baden und Nassau aber zahlten an das Haus Witgenstein ein Capital von 300,000 Gl. und wiesen ihm überdieß eine Jahrrente von 12000 Gl. an. Endlich trat Nassau 1815 Sayn-Altenkirchen an Preußen ab. — Die Besitzungen des fürstlichen Hauses Witgenstein, zusammen 13 Quadratmeilen mit 16800 Einwohnern, sind seit 1806 mediatisirt, geben 180,000 Fl. jährliche Einkünfte und liegen in dem Regierungsbezirke Arensberg der preußischen Provinz Westphalen; doch liegt noch ein Theil der mediatisirten fürstl. Witgensteinischen Herrschaft Vallendar unter nassauischer Hoheit. Das fürstl. Haus Witgenstein theils sich jetzt in zwei Linien: 1) Sayn-Witgenstein-Berleburg, mit 3 Aesten. Der ältere erhielt 1792 die fürstliche Würde. Der jetzige Fürst Albrecht (geb. 1777) ist reformirt, und residirt zu Berleburg, Schloß und Stadt mit 1950 Einwohnern. Hier ward die berleburger Bibel mit mystischer Auslegung gedruckt. Das ganze Ländchen hat 8000 Bewohner, und vor Kurzem mehrere an-

sässige Familien durch Auswanderung nach Nordamerika verloren. Die beiden andern Aeste sind gräflich und führen den Namen Carlsburg und Ludwigsburg. 2) Sayn-Witgenstein-Witgenstein, welche 1801 die fürstliche Würde erhielt. Der jetzige Fürst von Witgenstein, Friedrich Carl (geb. 1766), ist lutherisch, residirt zu Witgenstein, einem Bergschlosse an der Lahn bei der Stadt Laasphe. Sein Bruder, Fürst Wilhelm, königl. preuß. Oberkammerherr und bis 1816 Staatspolicei-Minister, wurde 1804 zum Mitregenten erklärt. K.

Sbirren, hießen sonst in Italien gewisse Justiz- oder Polizeidiener, welche unter einem gewissen Anführer, Barigello genannt, militärisch organisirt waren, aber durch eine Verfügung der außerordentlichen Consulta 1809 aufgehoben wurden.

Scabin, scabinus, s. Schöppe.

Scanderbeg oder Iscander Beg, d. h. Alexander der Herr, ein berühmter türkischer Held, der Albanien unter dem Namen Georg Castriota beherrschte. Er war 1404 geboren und kam noch sehr jung nebst drei Brüdern als Geisel in die Hände des Sultans Amurath II. Dieser, ein Tyrann, ließ zwar die übrigen heimlich vergiften, erhielt aber den Scanderbeg am Leben, und vertraute ihm ein Commando über seine Truppen an. Scanderbeg dachte aber schon seit seines Vaters Tode darauf, das muselmännische Joch abzuschütteln und sein väterliches Erbtheil in Besitz zu nehmen. Diesen Entwurf führte er, als er gegen die Ungarn geschickt wurde, aus. Er machte ins geheim mit dem ungarischen Anführer Corvinus ein Bündniß, ließ die Türken, an 30,000 Mann, schlagen, ging darauf nach Croja, der Hauptstadt Albaniens, bemächtigte sich derselben, und wurde, da er sich seinem Volke zu erkennen gab, 1443 zum Könige ausgerufen. Vergebens zog Amurath wider ihn zu Felde, und ebenfalls vergebens setzte dessen Nachfolger, Mohammed II., elf Jahre lang den Krieg fort; seine Truppen wurden immer geschlagen, und er wurde endlich genöthigt, mit Scanderbeg 1461 Frieden zu schließen. Auch für die Christen war Scanderbeg eine mächtige Stütze. Auf die Bitte des Papstes Pius II. kam er zur Hülfe Peters von Aragonien herbei, der in Bari belagert war, und half ihm einen großen Sieg über den Grafen von Anjou erkämpfen. Er starb 1467 im 63sten Jahre seines Alters, mit dem Rufe eines der größten und glücklichsten Krieger. In 22 Schlachten, denen er beiwohnte, erhielt er nicht einmal eine leichte Wunde. Er besaß außerordentliche Stärke, und soll selbst an 2000 Türken getödtet haben. Sein Leben war übrigens musterhaft, und er war nur dann grausam, wann er dazu gezwungen wurde. Nach seinem Tode wurden die Albanier bald zu schwach zum Widerstande, und kamen wieder unter das türkische Joch.

† Scarpa (Antonio). Bei der Revolutionirung Italiens weigerte er sich, den von der cisalpinischen Republik allen öffentlichen Beamten auferlegten Eid zu leisten, und wurde deßhalb seiner Stelle als Professor an der Universität zu Pavia entsetzt. Er gab nun sein berühmtes Werk über die Pulsadergeschwülste heraus. Als Bonaparte, nachdem er sich in Mailand zum König von Italien hatte krönen lassen, 1805 nach Pavia kam, und ihm die Lehrer der Universität vorgestellt wurden, fragte er nach Scarpa. Man erwiederte ihm, derselbe habe schon seit 17 Jahren aufgehört, Mitglied der Universität zu seyn, und gab zugleich die Ursache davon an. Bonaparte gab die edle Antwort: Was thun hier politische Ansichten und Meinun-

gen? Scarpa ist eine Zierde Pavia's und meiner Staaten. Man stelle ihn sogleich wieder ehrenvoll an.

Scaurus (Marc. Aemil.) Diesen Namen führten zwei Römer, Vater und Sohn. Der erstere bekleidete im J. d. St. 639 das Consulat und wurde später Princeps senatus, berühmt als Redner und ausgezeichnet durch seine Strenge, und die Würde, die er sich zu geben wußte, daher er auch bei dem Senate und dem Volke in ungemeinem Ansehen stand; dabei ein höchst schlauer Mann, der seine Habsucht und seinen Ehrgeiz geschickt zu verbergen wußte. Auch als Feldherr zeichnete er sich gegen die Gallier aus, und erhielt bei seiner Rückkehr die Ehre des Triumphs. Nicht so löblich benahm er sich im Kriege mit Jugurtha, wußte sich aber klug genug zu behaupten, und es dahin zu bringen, daß man ihn nochmals zum Consul, und sogar zum Censor wählte. Sein Sohn zeichnete sich als Aedilis curulis durch den glänzenden Aufwand aus, den er machte. Er ließ ein ungemein prächtiges und großes Theater errichten, und gab kostbare und noch nie gesehene Wettkämpfe. Cicero vertheidigte ihn, als er wegen Bedrückungen in der Provinz Sardinien angeklagt wurde.

Scävola s. Mucius.

Schaaf, s. Schaf.

Schabemanier, s. Kupferstecherkunst.

Schädel ist die knöcherne Grundlage des Kopfes, an der man die Hirnschale (cranium) und die Knochen des Gesichts unterscheidet. Im engern Sinne versteht man auch wohl blos die Hirnschale darunter. Diese besteht bei dem Menschen aus 8 Knochen, nämlich aus dem Stirnbein (os frontale), den beiden Scheitelbeinen (ossa parietalia s. bregmatis), dem Hinterhauptbeine (os occipitis), den beiden Schläfebeinen (ossa temporum), dem Keilbeine (os sphenoideum), und dem Siebbeine (os ethmoideum s. cribriforme). In einigen von diesen Knochen befinden sich Höhlen, welche der Aufnahme von Sinnesorganen bestimmt sind, sonst sind sie größtentheils platt, bestehen aus 2 Knochenplatten, zwischen denen sich die Diploe befindet, bilden eine große Höhle, in der sich das große und kleine Hirn befindet, besitzen Erhabenheiten und Vertiefungen von den anliegenden Theilen, und mehrere Oeffnungen, durch welche Gefäße und Nerven hindurchgehen. Verbunden sind sie untereinander und mit den Gesichtsknochen im ausgebildeten Zustande durch feste, keine Bewegung zulassende Näthe, in denen sich bisweilen einzelne getrennte Knochenstücke (die sogenannten Wormschen Beinchen) befinden; in dem frühern Lebensalter aber berühren sich diese Knochen nur vermittelst einer Knorpelmasse, die es zuläßt, daß der Kopf zusammengedrückt (z. B. bei der Geburt) und verkleinert werden kann, ja da sich die Knochen von ihrem Mittelpunkte aus bilden, so sind sie in der Zeit der Geburt an den Ecken noch so wenig ausgebildet, daß häutig-knorpelige Zwischenräume bemerkt werden, durch welche man die Bewegung des Gehirns wahrnehmen kann und die Fontanelle heißen. Nur zwischen den Schlafbeinen und der untern Kinnlade, so wie zwischen dem Hinterhauptbeine und dem ersten Rückenwirbel findet sich ein freieres Gelenk. — Die Gesichtsknochen sind bei dem Menschen folgende: 2 Oberkieferbeine (ossa maxillaria superiora), 2 Nasenbeine (ossa nasi), 2 Thränenbeine (ossa lacrymalia), 2 Jochbeine (ossa zygomatica), 2 Gaumenbeine (ossa palatina), die beiden untern Nasenmuscheln (ossa spongiosa), das Pflugscharbein (vomer) und die untre Kinnlade (os maxillare inferius). In der letztern, so wie in den beiden Oberkieferbeinen,

sind die 32 Zähne eingekeilt. Die Gesichtsknochen bilden mehrere Höh-
len, welche Sinnesorgane enthalten und als der Anfang der Brust und
Bauchhöhle anzusehen sind, indem durch dieselben Luft zu der erstern,
Speise und Getränk zu der letztern geführt werden. Ueberdieß bestimmen
ie die Form des Gesichts. Die Art, wie die Gesichtsknochen, insbeson-
dre die obere Kinnlade, zu den eigentlichen Schädelknochen gestellt sind,
eg:ündet Verschiedenheiten, durch welche sich das menschliche Gesicht
von dem der Thiere unterscheidet, so wie sich auch viele nationale Ver-
chiedenheiten darauf zurückführen lassen, daß der Oberkiefer entweder
nehr hervorragt oder eingedrückt ist. — Sinnreich ist Okens Verglei-
hung des Schädelbaues mit dem der Rückenwirbelbeine und interessant
die Zusammenstellung von vielen Thierschädeln, welche Spix in einem
großen Prachtwerke (Cephalogenesis s. capitis ossei structura et sig-
nificatio etc. acc. tabb. XVIII. München 1815. Fol.) mitgetheilt hat. —

† Schadow. Gegenwärtig ist Schadow mit der Verfertigung
des Blücherschen Denkmals beschäftigt. — Seine beiden Söhne leben
eit neun Jahren als sehr geachtete Künstler in Rom. Der ältere,
Rudolph, ist Bildhauer und gehört als solcher zu den ausgezeich-
netesten seines Fachs. Außer mehreren trefflichen Basreliefs, Bü-
ten rc. haben in der neuesten Zeit seine Statuen einer Sandalenbin-
derin und Spinnerin den reinsten Beifall aller Kenner erworben und
ind, mehrmals in Marmor ausgeführt, nach England gekommen.
Der andere Bruder, Wilhelm, ist Maler. Seine Arbeiten zeich-
nen sich durch das Edle und Reine des Styls, die Großartigkeit der
Composition und ungemeine Schönheit und Wärme des Colorits aus.
Meisterhaft sind seine Bildnisse; doch hat er jetzt durch seine Fresco-
malereien in der Wohnung des preußischen Generalconsuls v. Bar-
holdy zu Rom dargethan, welche bedeutende Stelle er unter den
Historienmalern einnimmt. Mit Recht darf man bei dem Streben,
welches alle deutschen Künstler in Rom beseelt, für die Zukunft von
eiden Brüdern vollendete Meisterwerke erwarten.

* Schafhausen, einer der kleinsten unter den zwei und zwan-
ig Cantonen Helvetiens, der Rangordnung nach der zwölfte in der
chweizerischen Eidgenossenschaft. Er liegt am nördlichsten in der
Schweiz, am rechten Rheinufer, vom Großherzogthum Baden größ-
entheils umgeben; südlich trennt ihn der Rhein von den Cantonen
ürich und Thurgau. Seine Größe beträgt 8 Quadratmeilen, wor-
uf 30,000 Menschen leben, die sich, mit Ausnahme weniger Katho-
ken, zur reformirten Kirche bekennen. Der Boden gehört zu den
uchtbarsten der Schweiz und besteht aus ergiebigen Hügeln mit wei-
n Thälern. Die höchste Gegend ist Randenberg, im Norden des
antons, welcher 1200 Fuß über dem Rheine liegt. Außer diesem
lusse gibt es nur Bäche; die Wutach bildet gegen Westen an einigen
tellen die Gränze. Die Hügel enthalten mannichfaltige Versteine-
ungen und treffliches Eisenerz. Wein- und Feldbau beschäftigt die
inwohner vorzüglich, auch gutes Obst wird gezogen und die Vieh-
cht mit Einsicht betrieben. Die Fabrikarbeiten sind nicht einmal in
r Hauptstadt besonders wichtig. Durchfuhr und Speditionshandel
währen dem Lande einigen Vortheil. Die Verfassung ist aristo-de-
okratisch. Ein großer aus 74 Mitgliedern bestehender Rath hat die
setzgebende, ein aus 24 Mitgliedern des großen Rathes bestehender
iner Rath hat die vollziehende Gewalt, und ist die oberste Justizbe-
rde. Zwei Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr lang den Vor-

sitz in beiden Räthen. Zur Bundesarmee gibt dieser Canton 466 Mann, und als Geldbeitrag zur Bestreitung der Kriegskosten und anderer Ausgaben des Bundes jährlich 9327 schweizerische Franken. Die Hauptstadt Schafhausen liegt am rechten Rheinufer, am Abhange eines Hügels, von kleinen Bergen eingeschlossen, und enthält 811 Gebäude in der Stadt und 395 in den drei Vorstädten und gegen 7000 Einwohner. Der Ort hat, obgleich die Straßen nicht eben sind, doch ein freundliches Ansehen und mehrere gutgebaute Häuser. Ueber den Rhein führt eine 120 Schritte lange hölzerne Brücke, an deren Ende das züricher Gebiet anfängt. Die in den Jahren von 1754 bis 1758 erbaute 364 englische Fuß lange schöne hölzerne Rheinbrücke, in ihrer Art ein Meisterstück, ein Hängewerk, welches, außer auf den Ufern, nur auf einem einzigen Pfeiler ruhte, wurde im August 1799 von dem französischen Generale Oudinot zerstört. Am höchsten Ende der Stadt, auf dem Emmersberge liegt die alte Feste Unnoth oder Munoth. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man das Collegium Humanitatis mit neun Professoren für Theologie, Physik, Philosophie, Mathematik, Geschichte und alte Sprachen, das Gymnasium, und die Stadtbibliothek, durch die Büchersammlung Johannes von Müllers (dessen Geburtsort diese Stadt ist) beträchtlich vermehrt. Es sind hier eine Gußstahlfabrik, Fabriken von baumwollenen und seidenen Zeugen, eine große Indiendruckerei, große Gerbereien und eine Baumwollenspinnerei. Uebrigens beschäftigt viele Bewohner die Güterversendung, der Handel mit Landeserzeugnissen, als Wein, Getreide, Kirschengeist 2c. Landbau wird aber am meisten betrieben. Spaziergänge sind der Fäsenstaub an der Westseite der Stadt mit einem schönen Garten, die neue Promenade, das romantische Mühlthal, die Klus, und eine Stunde von der Stadt ist der berühmte Rheinfall (s. d. Art.).

Schaft, s. Säule.

Schaftgesimse, soviel als Fuß, Säulenfuß, s. Säule.

† Schalthiere. Alle Schalthiere haben einen weichen, gallertartigen Körper und sind mehrentheils mit Fühlfäden versehen. Sie sind Zwitter, und legen meist Eier, nur wenige gebären lebendige Junge. Die Schalen sind das Werk ihrer Bewohner und entstehen aus einem kalkartigen klebrigen Safte der Thiere. Eingetheilt werden die Conchylien in vier Familien, wovon die erste die vielschaligen, die zweite die zweischaligen oder die Muscheln, die dritte die einschaligen mit bestimmten Windungen, d. i. die Schnecken, die vierte die einschaligen ohne bestimmte Windungen enthält.

* Scharfschützen, Schützen (Tirailleurs), diejenigen Infanteristen, die besonders im Zielschießen geübt und mit bessern Gewehren versehen sind. Da zum ruhigen und richtigen Zielen die möglichste Freiheit in den Körperbewegungen erfodert wird, so können sie, um ihrem Zwecke zu entsprechen, nicht in geschlossenen Gliedern fechten, sondern werden vor den Linien zerstreut, die sie dadurch decken. Die französischen Tirailleurs mögen im Anfange theilweis wohl auch besonders geübte Schützen gewesen seyn, und da sie auch vorzugsweise zum zerstreuten Gefecht verwendet wurden, so haben sich diese beiden Begriffe in einander verschmolzen, obwohl die Sache selbst in der neuern Kriegsführung wesentlich verschieden geworden ist. Denn die französischen und nach ihnen alle übrige Heere hatten in neuern Zeiten Infanterieabtheilungen, welche eigens zum zerstreuten Gefecht bestimmt waren, ohne deshalb gerade durch besondre Schußfertigkeit

oder eigenthümliche Gewehre ausgezeichnet zu seyn. Diese Tirailleurs wurden benutzt, um das Gefecht zu unterhalten, den Colonnen vorauszugehen und sie gegen brüske Anfälle zu decken, Wälder rc. zu nehmen, überhaupt um die geschlossenen Infanteriemassen so lange als möglich vor dem feindlichen Feuer zu schützen. — Die eigentlichen Scharfschützen wurden dabei freilich mit verwendet, aber getroffen wurde im Ganzen doch im Verhältniß der Masse des Feuers wenig. — Gewöhnlich werden die Scharfschützen zum Dienst der leichten Truppen und am wenigsten da gebraucht, wo sie niemals fehlen sollten, vor und in belagerten Festungen. Die Tirailleurs sollten in allen Zweigen des leichten Dienstes und auch nächstdem im Zielschießen geübt werden.

Schatulle heißt diejenige Casse des Landesherrn, welche aus seinen Privat- oder Schatullengeldern, d. h. denjenigen Einkünften besteht, welche er nicht in der Eigenschaft des Landesherrn, sondern als Privatmann zu erheben hat. Schatullengüter sind folglich die Güter des Landesherrn, die ihm als Privatmann sowohl rücksichtlich des Eigenthums, als der Benutzung zugehören. Sie sind den Rechten nach andern Privatgütern derselben Gattung gleich, und haben verhältnißmäßig dieselben Lasten zu tragen, wofern sie nicht von dem Landesherren besonders privilegirt sind.

Schauspielkunst ist die Kunst, dramatische Werke durch theatralische Darstellung dem Ohr und dem Auge zu versinnlichen. Diejenigen, welche diese Versinnlichung dadurch bewirken, daß sie sich stellen, die in dem dramatischen Werke als handelnd gedachten Personen zu seyn, heißen Schauspieler. Auf Verstellung, auf Täuschung fremder Einbildungskraft vermittelst der Sinne des Gehörs und des Gesichts, beruht sonach die Ausübung dieser Kunst. Daher bezeichnet im Griechischen ein und dasselbe Wort (ὑποκριτής) den Heuchler und den Schauspieler. Der letztgenannte muß die Person, welche erscheinen will, sich zuvörderst im Geiste vorstellen, und sie sodann durch seine wirkliche Person, soweit es deren Beschaffenheit zuläßt, versinnlichen, darstellen. Jene Thätigkeit des Geistes, besonders der Einbildungskraft, heißt die Auffassung der Rolle (der gesammten Eigenschaften der im Drama als handelnd gedachten Person); die letztgenannte Thätigkeit (des Geistes und Leibes zugleich) nennen wir das Spiel. Der höchste Zweck der Auffassung ist, die Vorstellung des Dichters von der darzustellenden Person mit der Phantasie zu erreichen. Das höchste Ziel des Spiels soll seyn, durch die Versinnlichung der Auffassung (der eignen Vorstellung von der darzustellenden Person) zu entsprechen. So ist denn die Kunst des Schauspielers in der Theorie nichts anders, als die Fähigkeit, den Gedanken des Dichters in Bezug auf eine gegebene Person des Drama in seiner Totalität aufzufassen, des Dichters Vorstellung zu einer Vorstellung der eignen Einbildungskraft zu machen, und dieselbe an der eignen Person zu versinnlichen. Weniger die zweite, als die erste dieser beiden Fähigkeiten ist es, welche den Schauspieler (den Heuchler im Doppelsinne der Griechen) zum Künstler macht. Viele haben das Geschick, Eigenschaften einer fremden Individualität, die sie beobachteten, an ihrer eignen Person nachzuahmen. Wenigen ist es gegeben, eine dramatische Person in ihrer Totalität, also auch in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Drama, nach der dürftigen Anleitung des todten Buchstaben lebendig in der Einbildungskraft zu reproduciren, und

diese dichterische Nachschöpfung an sich selbst täuschend vor fremde Sinnen heraustreten zu lassen. Das Geschäft der Auffassung ist es, welches vom Schauspieler fordert, was die Erfindung und geistige Gestaltung vom Dichter heischt: Streben nach möglichster Ausbildung aller Seelenkräfte. Das Geschäft des Spiels (der Darstellung) richtet seinen Anspruch mehr auf Uebung und Ausbildung der physischen Kräfte und Fähigkeiten, damit es der Einbildungskraft um so leichter werde, die physische Person nach dem Bedürfniß ihrer Vorstellung von dem, was dargestellt werden soll, zur Verstellung (ὑπόκρισις) zu bestimmen. Wie man seine Fähigkeiten zur Schauspielkunst, besonders zur Darstellung einer gegebenen Rolle, prüfen, und bei Ausübung der Kunst vom Einstudiren bis zur wirklichen Aufführung mit sich selbst in seinem Innern verfahren möge, davon findet sich eine Abhandlung in Müllner's Almanach für Privatbühnen 1817. So wenig die Schauspielkunst als eine selbstständige angesehen werden kann da sie nur in Verbindung mit der dramatischen Poesie denkbar ist (denn selbst beim Extemporiren kann diese nicht fehlen), und überdem ihre volle Wirkung nur in Verbindung mit denjenigen Hülfskünsten und Handwerksfertigkeiten erreichen kann, welche die gesammte Theaterkunst ausmachen (z. B. Dekorirkunst, Machinerie, Costumirung, Gesichtsmalerei u. s. f.); so gewiß ist sie von allen schönen Künsten die bewundernswürdigste und die wirksamste; jenes, weil bei ihrer Ausübung der Mensch Werkmeister, Stoff und Kunstwerk zugleich ist; dieses, weil eben als Kunstwerk nichts mehr auf den Menschen wirken kann, als der Mensch lebend durch den Menschen dargestellt. Diese Wirksamkeit erklärt den Hang zu ihr, den wir bei allen cultivirten Völkern finden. Ihr Keim liegt tief in der Natur des menschlichen Geistes und Gemüths. Es ist der Keim aller schönen Künste überhaupt: der Trieb, unabhängig von dem Zwange der Wirklichkeit, von ihrer Nöthigung zu Gedanken und Empfindungen, freithätig zu spielen mit dem Schein. (M. vergl. Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen.) Der Trieb, anzuschauen und zu empfinden, was wir wollen, nicht was wir müssen, hat alle schönen Künste erfunden, welche Schiller treffend genug die Künste des Scheins nennt. Der Wunsch, durch den Schein soviel als möglich getäuscht zu werden, muß nothwendig die lyrische und epische Dichtkunst zur dramatischen, und den mündlichen Vortrag der letztgenannten zur Schauspielkunst steigern, so lange die Cultur eines Volkes, und mit ihr die Ansprüche der Geister und Gemüther auf jenen Genuß des Scheines im Steigen begriffen sind.

> Was wir ersehnen, will sich nicht begeben.
> Was sich begiebt, ist nicht, wonach wir streben.

Darum, mitten unter dem, was sich begiebt, erschafft die Einbildungskraft, was wir ersehnen, und das Talent führt es aus im selbstgewählten fügsamen Stoff. Die Theatergeschichte aller Völker wird am Ende auf diesen Quell sich zurückführen lassen. Das Theater in Athen mit seinen Tragödien und Lustspielen ist aus den Vorträgen der Rhapsoden und dem Thespiskarren herangewachsen und die Sakontala des Calidas ist unfehlbar mit irgend einer Bänkelsängerei oder Jonglerie der alten Hindu in gerader Linie verwandt. Da es die Cultur ist, welche den Anspruch auf Genuß des täuschenden Scheins entwickelt, und da diese nur langsam (in der modernen Welt vielleicht nie) ein Eigenthum der Volksmasse wird; so ist wahrschein-

ch, daß wir an den meisten Orten Deutschlands die ersten Spuren ei-
er eigentlichen Schauspielkunst im geselligen Privatleben der Gebilde-
en aufzusuchen hätten, wo es eine vollständige Geschichte dieser Kunst
älte. Man sehe z. B. Blümners Geschichte des Theaters in Leipzig,
818. Das älteste gedruckte Stück, welches der sorgsame Forscher dort
ufgefunden, die Comoedia nova Hegendorfii, führt auf dem Titel
en Beisatz: Lipsiae non raro in doctissimorum virorum co-
ona acta. Später erschien ihre Spur unter den Schülern und Stu-
enten, und erst unter Johann Velthem (1669) scheint sie dort von
iner zu diesem Zweck vereinten Schauspielergesellschaft öffentlich vor
em Volk ausgeübt worden zu seyn. Dieser Velthem hatte studirt, und
neist Studenten bildeten seinen Verein. Anderer Orten und früher
cheint nur in religiösen Processionen eine Art von heiliger Schau-
pielkunst öffentlich erschienen, und hier und da von den Handswerksgil-
en auf öffentlichen Plätzen eine Art dramatischen Spieles betrieben
vorden seyn (s. Pauls von Steffen Kunstgeschichte von Augsburg S.
30.), besonders in den Fastnachtsspielen. Die Nachrichten von jenen
rüheren Zeiten findet man in dem angez. Buche Blümners S. 2. ff.
usammengestellt, und ihre Quellen angezeigt. Es ergiebt sich daraus,
daß, wenn schon die Geschichte des deutschen Drama bis auf den
Krieg auf der Wartburg zurückgeführt werden kann, und wenn
s auch in Klöstern und Schulen und in den älteren Zeiten schauspiel-
rtige Darstellungen, so wie bei religiösen Processionen und bei
Fastnachtsmummereien Verkleidungen und Verstellungsspiele gegeben,
dennoch eine eigentliche öffentliche Schauspielkunst erst mit Velt-
hem (nach seiner eignen, von Blümner a. a. O. gelieferten Unter-
schrift: Johann Velten von Halle aus Sachsen) in Deutschland
begonnen habe. Kaum in dieser Maße begonnen, hatte sie schon
Kämpfe mit der Geistlichkeit zu bestehen, und Velthems Gattin,
die nach dessen Tode die Direction der Gesellschaft führte, schrieb
eine Vertheidigung der Schauspiele gegen einen Diaconus Winkler in
Magdeburg (Blümner a. a. O. S. 28.). Gegen das Gewicht der
Geistlichkeit scheint das fürstliche Ansehen die junge Kunst gleich bei
ihrem Eintritt in das Gebiet der Oeffentlichkeit in Schutz genommen
zu haben; denn schon Velthem hatte mit seiner Gesellschaft die Er-
laubniß erhalten, den Titel königlich polnischer und churfürstlich sächsi-
scher Hofcomödianten zu führen, obschon sie sich durch Bereisen
mehrerer, besonders der Meßstädte, erhielt. Der verliehenen Titel
ungeachtet hießen bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts
hinein dergleichen Gesellschaften Banden. So wird noch in der
Vorrede zu Cronegks Werken, welche nach dessen Tode seine Freunde
herausgegeben, (1760) in allen Ehren der Kochischen Bande ge-
dacht. Die Benennung fiel, als in den Hauptstädten Deutschlands
stehende Bühnen Fuß faßten, den wandernden Gesellschaften
anheim, und wird jetzt auch von diesen nur bei dem Ausdrucke von
Verachtung gebraucht. Man nannte sie nach dem Orte, wo sie ent-
standen waren, oder herkamen. So ist im a. Buche Bl's. S. 37
in einer Verstattungsurkunde von 1695 die Rede von der Merse-
burgischen Bande Hermann Heinrich Richters. Später führten
dergleichen Gesellschaften Elendsohn und Haack (welcher ein Pri-
vilegium für Sachsen erhielt) u. a. m. Epoche machte in jener Zeit der
wandernden Kunst die Neuberin (1727), theils durch ihre freund-
schaftliche Verbindung, theils durch ihre Entzweiung mit Gottsched.

Hier trat zuerst das Theater in nähere Berührung mit Kunstwissenschaft und Kritik. Gottsched zu gefallen, verbannte die Neuberin den Hanswurst, und brachte später Gottsched selbst verspottend auf die Bühne. Mit dem Anspruch der Wissenschaften und Kritik auf der einen, und dem Widerspruch der Theaterpraxis auf der andern Seite, wie sie hier öffentlich im Gebiet der Literatur laut wurden, war diejenige Wechselwirkung begründet, von welcher sich hoffen ließ, daß sie die Kunst heben, und die Wissenschaft aufklären und practisch machen würde. In der That gingen bald aus diesem Conflict zwei Schauspieler hervor, welche die Kunst aus dem höhern Gesichtspuncte betrachteten, und demselben gemäß behandelten: Koch, der als Student zu der Gesellschaft der Neuberin gekommen war, und später auf dem Theater der Schröderin in Hamburg gespielt; sodann Eckhof, welcher 17 Jahre lang bei der Schönemannischen Gesellschaft gestanden hatte, die Gottsched nach seinem Zerfall mit der Neuberin begünstigte. Mit einem spätern Coripheen unserer Literatur, mit Lessing, kam die Bühne zu Hamburg in Wechselwirkung, welche Ackermann 1764 gegründet, und 1767 an Seyler überlassen hatte. Lessing fing an, der dortigen Bühne Tag für Tag kritisch zu folgen, und obwohl er durch die Empfindlichkeit der Schauspieler bald veranlaßt wurde, sich auf die Kritik der Stücke zu beschränken (Hamb. Dramaturgie); so wirkte er doch unfehlbar sehr entscheidend auf die Schauspieler, besonders auf Eckhof, welcher damals zu dieser Gesellschaft gehörte, und bald den Ruf eines wissenschaftlichen Schauspielers erwarb, welchen selbst dramatische Dichter zu Rathe zogen. (S. Weißens Selbstbiographie S. 21.) Im J. 1768 kam Schröder zu dieser Gesellschaft zurück, die er ein Jahr früher verlassen hatte, weil Seyler das Ballet aufgab. (S. Schröder.) Aus dem Balletmeister wurde später (1771 ff.) ein Schauspieler von Bedeutung, ein Theaterdichter, und ein Bearbeiter Shakspeare's. In Berlin unter Friedrich Wilhem II. erschien ein Philosoph und Kunstrichter, der berühmte Engel, als Oberdirector an der Spitze des Theaters, und im Jahre 1696 folgte ihm Iffland, der, wenn auch nicht als Director, doch gewiß als Muster des durchdachten Spiels, und als dramatischer Dichter großen Einfluß auf die Kunst hatte. (M. s. die bes. Art.) Alle diese Fortschritte, welche von Velthem an bis jetzt die Schauspielkunst im Einzelnen gemacht hat, haben sie dennoch im Ganzen nicht viel weiter gebracht, als zu einer Art von Crisis, wo es sich erst entscheiden zu müssen scheint, ob die Kranke genesen, oder an Entkräftung sterben werde. Glänzend zwar hat sich der Patientin ökonomische Lage verbessert. Die öffentlichen Theater haben in den wichtigsten Städten aufgehört, schwankende Privatunternehmungen zu seyn. Sie sind Sache der Staaten oder Regenten, und die Schauspieler reich besoldete, mit Ansprüchen auf Pensionen ausgestattete Staatsdiener geworden. Aber ihre Krankheit ist ziemlich so alt, als ihr erster Conflickt mit Gottsched. Sie heißt: Vereinigung des Schauspiels mit der Oper, welche Gottsched vergebens befehdete. Die wahre Schauspielkunst hängt, wie aus den oben entwickelten Begriffen folgt, in ihrem innersten Wesen mit der dramatischen Dichtkunst zusammen. Nicht so die Oper, welche die Musik für ihre Herrin erkennt, und statt Poesie mit metrischer Abgeschmacktheit vorlieb nimmt. Sie raubt der Schauspielkunst ihre Priester und Priesterinnen. Was irgend singen kann, zieht die einträglicheren Stellen bei der Oper vor, und verlernt in

ihrem nicht dem Sinne des Wortes, sondern dem Notenlaufe der Musick folgenden Carikaturspiele das Wahre. Der Sinnenreiz, welchen die Oper darbietet, verderbt den Geschmack des Publikums an den Werken der Dichtkunst, welche hauptsächlich vom Geist aus auf das Empfindungsvermögen wirken müssen. Die Vorliebe des Volks für diesen Sinnenreiz schmeichelt den Bühnenverwaltungen mit reichen Einnahmen, und die Kosten, welche sie dafür aufwenden müssen, erschöpfen die pekuniären Kräfte, welche das Ganze des Theaterwesens aufrecht erhalten sollen, meist allein. Darinne scheint die Hauptursache zu liegen, warum keine deutsche Hauptstadt noch ein deutsches Theater hat in dem Sinne wie Paris sein Théâtre françois besitzt: eine Künstlergesellschaft, welche ausschließlich sich damit beschäftiget, diejenigen Werke der dramatischen Dichtkunst, welche auf Classicität Anspruch machen, in das theatralische Leben zu rufen. Das Burgtheater in Wien ist davon nur ein Schatten. Die Censur hemmt dort den freien Aufflug der Poesie, und die Meisterstücke, womit der gebildete Theil der Nation gegen das Ausland prunkt, erscheinen oft verstümmelt. So steht es im Ganzen um die Praxis der Schauspielkunst in Deutschland. Ihrer Theorie mangelt ein vollständiges geschriebenes System. Was Sonnenfels, Lessing, Göthe, (in Wilhelm Meister), Engel, von Seckendorf, Iffland u. a. über diese Kunst geschrieben haben, hat grossen Werth, ohne ein zusammenhängendes, umfassendes Ganzes zu seyn. Die Schauspielerstudien von Sievers sind unklar und verworren. Ein großes systematisches Werk, welches der jüngst verstorbene Koller ankündigte, ist, soviel der Verfasser dieses Artikels weiß, nicht zu Stande gekommen. Die Schriften von Mercier, Dorat, Riccobini, Hill (s. Theatralische Darstellung) gehören nicht der deutschen Literatur an, und handeln von der Schauspielkunst, wie sie bei andern Nationen sich gestaltete, und auszuüben ist. Mnr.

Schawl (Schaul), heißt eigentlich der feinste unter allen bis jetzt bekannten wollenen Zeugen, welcher im Orient verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet von einer daselbst einheimischen Ziegenart gewonnen und heißt dort Touz. Sie ist sanfter und feiner als das beste Biberhaar. In Caschmir werden daraus Kopftücher gemacht, welche die Mogolen und Indier das Stück mit 100 Ducaten und darüber bezahlen. Auch zu uns kommen s. g. türkische zu Umschlagetüchern bestimmte Schawls, welche das Stück 1000 und mehr Thaler kosten. In Europa heißen überhaupt alle große Umschlagetücher der Damen Schawls. Diese werden aus Seide, Wolle und Baumwolle von verschiedenen Farben und Größen verfertigt, am vollkommensten in Frankreich und England.

Schedoni, nach Andern Schidoni (Bartolommeo), ein ausgezeichneter ital. Maler, geb. zu Modena 1560. Er war ein Schüler der Caracci, aber ahmte den Styl der Correggio höchst gelungen nach. In Modena zeigt man viele seiner Werke, die bedeutendsten scheinen die im Zimmer des großen Raths von Modena. Auch die königl. Dresdner Gallerie besitzt ein schönes Bild von ihm: Maria mit dem Kinde, dem Joseph das Kreuz des heil. Johannes überreicht. Nachher begab er sich, aufgefordert von dem Herzog, an den Hof zu Parma, wo er mehreres für die Farnesische Gallerie malte, z. B. eine Grablegung. Seine Werke sind selten. Bekannt ist sein leidenschaftlicher Hang zum Spiel, der auch seine Lebenstage verkürzt haben soll. Er starb 1615 oder 1616 zu Parma.

Scheidemünze heißt diejenige Gattung von Metallmünze, wel-

che bestimmt ist, bei den im Binnenverkehr vorkommenden kleinern Ausgleichungen von Waaren und Diensten gebraucht zu werden; sie besteht gewöhnlich aus bloßem Kupfer, oder aus einer Mischung von Kupfer und Silber, welches Billon genannt wird. Je gebildeter und reicher eine Nation ist, desto mehr kleinere Dienste werden bei ihr gegen Bezahlung verrichtet, desto mehr sonst unbedeutende Dinge erhalten einen Tauschwerth, desto mehr Scheidemünze ist daher erforderlich, um Alles, was begehrt wird, zu bezahlen. Mangel an Münze aus edlem Metall mag in einzelnen Fällen für die mit einander in Verkehr stehenden Bürger eben so empfindlich seyn, als Mangel an Scheidemünze, aber im Allgemeinen sind die nachtheiligen Folgen des letztern weit sichtbarer, als die des erstern. Der Tauschverkehr in Gegenständen des täglichen Bedarfs fällt zwar bei weitem nicht so sehr in's Auge, wie der Großhandel; die kleinern Gütermassen, welche hier im Verkehr begriffen sind, gehen beinahe unbemerkt von einer Hand in die andere, allein gerade die Lebhaftigkeit dieses Verkehrs im Kleinen ist die Grundlage eines jeden Verkehrs im Großen. Stockt daher aus Mangel an Scheidemünze der erstere Verkehr, so muß nothwendig auch der letztere stocken. Alle unsere Gewerbe müßten in Stillstand gerathen, verschwände durch einen Blitzstrahl unsere Scheidemünze und blieben auch alle unsere harten Thaler und Goldstücke zurück, denn nichts gäbe es, was den Uebergang der Erzeugnisse menschlicher Betriebsamkeit in den Kreis des Verbrauchs mehr hindern könnte, als eine solche Erscheinung. Es ist aber nicht gleichgültig, in welchem Verhältnisse die Masse von Münze aus edlem Metall zu der Masse der Scheidemünze in einem Lande stehe, wenn der Zweck, nämlich die Ausgleichung der in den Tauschverkehr gebrachten Werthe, möglichst vollkommen erreicht werden soll. Als Merkmale, ob in dieser Hinsicht ein richtiges Verhältniß beobachtet worden, sind folgende Fälle zu betrachten: sobald größere Zahlungen mittelst Scheidemünze geleistet werden, oder sobald die Metallmünzen aus edlem Metall im Verkehr eine Aufmünze (Agio) gegen Scheidemünze tragen, ist verhältnißmäßig zu viel Scheidemünze im Umlaufe; sobald hingegen eine Aufmünze gezahlt wird, sobald schlechte Sorten und selbst falsche Scheidemünzen im Umlauf gesetzt werden, um nur der Verlegenheit bei kleinen Zahlungen abzuhelfen, ist zu wenig von dieser Münzgattung im Lande vorhanden. Der Metallwerth der Scheidemünze kann übrigens so unbedeutend seyn, daß er gar nicht einmal in Betracht kommt, und sie kann dennoch ihren Zweck, nämlich die Ausgleichung der kleinsten Vermögenstheile unter den Staatsbürgern, vollkommen erfüllen, denn während bei der Gold- und Silbermünze immer der Charakter einer Waare vorherrschend ist, so ist es bei der Scheidemünze immer der eines reinen Werthausgleichungsmittels. Damit aber die letztere stets das gelte, was ihr Gepräge verspricht, sind den Regierungen folgende Vorsichtsmaßregeln zu empfehlen: 1) Es muß diese Münze so künstlich ausgeprägt seyn, daß sie nicht leicht, wenigstens nicht ohne kostspielige Werkzeuge und Maschinen, nachgemacht werden kann; 2) sie darf nur auf die geringsten Beträge lauten, zur Ausgleichung größerer Werthe muß Münze aus edlem Metall gebraucht werden; 3) es darf keine größere Menge solcher Münze in Umlauf gebracht werden, als zum Bedürfniß im Innern des Landes erforderlich ist. Damit aber dieses Bedürfniß erkannt und nicht überschritten werde, müssen 4) öffentliche Kassen vorhanden seyn, wo die Scheidemünze zu jeder Stunde und zwar nach ihrer vollen Geltung

gegen Münze aus edlem Metall umgetauscht werden kann; 5) nur die auf inländischen Münzstätten verfertigten und mit dem Nationalgepräge versehenen Scheidemünzen dürfen Kurs haben, allen fremden muß der Eingang ins Land versagt seyn. — Werden diese Bedingungen mit Strenge und Gewissenhaftigkeit erfüllt, so sind vom Umlaufe der Scheidemünze durchaus keine nachtheilige, sondern vielmehr nur wohlthätige Folgen für den Nationalverkehr zu erwarten. KM.

* Schelde (französich Escaut), ein mittelmäßiger Fluß in den Niederlanden, welcher in dem französischen Departement Aisne, auf dem Berge St. Martin, aus einem kleinen See bei dem Flecken Beaurevoir entspringt, bei Fondé schiffbär wird, und bei St. Antring in das Gebiet des Königreichs der Niederlande tritt. Bei Gent erhält die Schelde eine beträchtliche Erweiterung, theils durch zwei große Kanäle, wovon einer die Verbindung zwischen Brügge und Gent, der andere zwischen Gent und Sas unterhält, theils durch die schiffbare Lys. Bei Dendermonde wird sie durch die Dender verstärkt, und bei Aupelmonde durch die Aupel, welche aus der Vereinigung der Dyle und großen und kleinen Nethe entsteht. Bei Antwerpen wird sie zu einem beträchtlichen Strome. Die Fluth des Meeres dringt nämlich bis über die Stadt hinauf, verschafft bei derselben der Schelde eine Breite von 1600 Fuß, und zur Zeit der 15 Fuß hohen Fluth eine Tiefe von 45 Fuß. Da diese Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, so wird Antwerpen zu einem geräumigen und sichern Seehafen. Vier Meilen nördlich von dieser Stadt theilt sich der Fluß in die Ost- und Westschelde, und hat eine Breite von 1800 Fuß. Die letztere ist der Hauptfluß, hat den Namen Hont, fließt zwischen Nordflandern und den seeländischen Inseln, und verliert sich bei Vliessingen in die See. Die erstere windet sich durch die zeeländischen Inseln gleichfalls in das deutsche Meer. Beide Arme haben noch innerhalb des festen Landes Verbindung mit den Ausflüssen der Maas und des Rheins. Die vornehmsten an der Schelde gelegenen Städte sind: Cambray, Valenciennes, Condé, Tournay oder Doornik, Oudenarde, Gent, Dendermonde, Antwerpen und Vliessingen. Berühmt wurde die Schelde durch die 1784 und 1785 entstandenen Scheldestreitigkeiten, indem Oesterreich die Eröffnung und durchaus freie Schifffahrt auf der Schelde von den Generalstaaten der damals bestehenden Republik Holland verlangte. Da die Republik in diese Forderung nicht willigen wollte, und Oesterreich deßungeachtet zwei Brigantinen von Antwerpen aus abschickte, um auf der Schelde in die See zu fahren: so wurden beide Schiffe von den Holländern durch Kanonenschüsse an der Fortsetzung ihrer Fahrt verhindert. Oesterreich sah dies als eine Kriegserklärung an, und ließ Truppen zusammenziehen. Durch die Vermittlung des Königs von Frankreich wurden jedoch diese Streitigkeiten beigelegt, und den 20sten September 1785 die Präliminarartikel zu Paris unterzeichnet, worauf den 8ten November desselben Jahres die Ratificirung erfolgte. Gegen einige kleine Abtretungen und Bezahlung einiger Geldsummen erhielten die Generalstaaten von Oesterreich, daß es sich die Verschließung der Schelde gefallen ließ. (Vergl. Antwerpen.)

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Scheuffelin oder Scheuffelein (Hans), ein geschätzter altdeutscher Maler. Sein Vater, Franz Scheuffelin, war ein Kaufmann der 1476 sich in Nürnberg niederließ und ihn zu Albrecht Dürer in

die Schule schickte, mit dem er auch in seinen Zeichnungen viel ähnliches hat. Hier soll Hans Scheuffelin auch (nach Doppelmayer) geboren seyn. In Nördlingen finden sich einige schöne Werke von ihm, namentlich Altartafeln, die Grablegung Christi vorstellend, welche er unter Dürers Aufsicht gemalt hatte, und die Belagerung von Bethulia auf dem Rathhause daselbst al fresco und im deutschen Costüm gemalt. Er erhielt auch wegen seiner Kunst das Bürgerrecht in Nördlingen 1515. Hier und für die Nachbarschaft malte er verschiedene Altarblätter. Auch besitzt die Münchner Gallerie eine Grablegung des heil. Johannes von ihm. Er soll, auf die ehrenvolle Aufforderung des Raths in Nürnberg an ihn dahin noch einmal zurückgekehrt, später aber zu Nördlingen gestorben seyn, zwischen 1539 und 1540. Sein Name ist auch in der Kunst der Holzschnitte berühmt, doch ist nicht erwiesen, was er eigenhändig verfertigt hat. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, der ebenfalls Maler war.

Schiavone (Andrea), eigentlich Andrea Medola, ein ausgezeichneter Maler der venetianischen Schule, gebürtig aus Sabenico, einer Stadt in Dalmatien, woher auch wahrscheinlich der Beiname Schiovane (Sclabonus). Er war geb. 1522, machte seine ersten Studien nach den Kupferstichen des Parmegianino (Mezzuola), und studirte hierauf die Werke des Giorgione und Tizian. Die Grazie jenes Meisters und das Colorit dieser suchte er zu vereinigen. Aber die großen Massen von Helldunkel und ein weicher, saftiger Pinsel waren ihm eigenthümlich. Indessen tadelt man an seinen feurigen Werken Mangel an Genauigkeit in der Zeichnung. Er starb zu Venedig 1582. In Venedig und dem übrigen Italien, Frankreich, so wie in einigen deutschen Gallerien sind Werke von ihm zu sehen. (In der Dresdner zwei heil. Familien, und ein Christus, von Arimathias und dem Engel gehalten.)

Schicksalstragödie wird der Leidenschaftstragödie entgegengesetzt, und einige Kunstphilosophen, namentlich Eberhard im Handbuche der Aesthetik B. 4. S. 199 ff., wollen jene, als die höhere Gattung, Tragödie, und diese Trauerspiel genannt wissen. Sonach wäre dieses ein Drama, welches die tragische Wirkung auf das Gemüth blos durch Darstellung des Getriebes menschlicher Leidenschaften hervorbringt, welche sich im Gebiete der moralischen Freiheit bewegen; jene hingegen ein solches, welches zum Behuf dieser Wirkung die Idee eines Verhängnißes, einer übersinnlichen, von dem Willen des Menschen unabhängigen Nothwendigkeit ins Spiel zieht, und beide, übersinnliche Nothwendigkeit und moralische Freiheit, in ihrem wechselnden oder gleichzeitigen Einflusse auf die menschlichen Handlungen darstellt. Daß auf dem erstgenannten Wege echt tragische Totalwirkung hervorgebracht werden könne, ist in neueren Zeiten bezweifelt worden. Auf keinen Fall läßt sich bezweifeln, daß es sehr schwer ist, indem dabei in der Darstellung menschlicher Handlungen getrennt werden müßte, was in der Erfahrung vereinigt ist: Bestimmung durch den menschlichen Willen, und Einwirkung von außen, sey es nun des unberechenbaren Zufalls, oder einer Nothwendigkeit, deren Grund wir in einer undurchschauten, übersinnlichen Weltordnung suchen. Wie frei auch immer, selbst im leidenschaftlichen Zustande, unsere Willenskraft seyn mag; der Erfolg ihrer Thätigkeit wird immer von Dingen abhängen, die außer dem Bereich dieser Freiheit liegen, und die Erscheinung des Erfolgs wird theils auf die eine, theils auf die andere Ursache hinweisen.

Nun ist aber die Idee eines Zufalls, welcher blind den Erfolg unserer Willensthätigkeit mit bestimmt, vielmehr niederschlagend, als erhebend. Sie thut dem Begriffe der moralischen Welt und der Menschenwürde Abbruch; sie verletzt den Stolz des Geistes, der, wo er einmal sich für abhängig erkennen muß, lieber von einem höheren Geist, als von einem geistlosen Stoffe abhängig seyn mag. Daher das Streben der Dichter, die unabläugbare Einwirkung von außen einer geisterfüllten, übersinnlichen Welt, einem Verhängniß oder Schicksal zuzuschreiben, welches höhere Wesen lenken. Sobald aber der Dichter einmal diese Idee in das Spiel seiner Einbildungskraft gezogen hat, muß er, eben weil er Dichter ist, ihr Gestaltung geben für die Intuition: er muß ihr Eigenschaften beilegen, welche uns ihr Wesen, wie er es dachte (und er muß es größer, würdiger, erhabner denken, als den Menschen, weil er den Menschen von ihm abhängig darstellen will) wo nicht erkennen, doch ahnen lassen. Auf dieser Gestaltung nun beruht die Natur und der Werth der Schicksalstragödie. Stellt er das Verhängniß als ein nach blinder Willkühr zwingendes Fatum dar, mit andern Worten: schreibt er ihm ein Analogon menschlichen Willens ohne Analogon menschlicher Vernunft zu; so vernichtet er den Zweck seiner Gestaltung, und gibt statt eines in dem Weltstoffe sich regenden Zufalls ein Etwas über demselben, welches zum Behuf der tragischen Erhebung unseres Gemüthes nicht besser taugt, als eben die Idee des Zufalls, die er verbannen wollte; ja er gibt sogar etwas noch Schlimmeres, weil mit dem Gedanken eines Willens auch die Macht dieses unerkannten Wesens steigt, und die Vorstellung einer solchen Obmacht übersinnlicher Willkühr von der Phantasie leicht so gigantisch gestaltet werden kann, daß daneben der auf moralischer Freiheit ruhende Begriff einer menschlichen Handlung gänzlich verschwinden muß. Die Phantasie des Schicksalstragöden muß daher dem unbekannten Wesen, Verhängniß genannt, neben dem Analogon des menschlichen Willens auch ein Analogon der menschlichen Vernunft leihen: er muß es einwirken lassen nach einer, nur dem Ahnungsvermögen erreichbaren, Autonomie einer möglichen höheren Vernunft, die auch da, wo sie von der Sittengesetzgebung unserer Vernunft abzuweichen scheint, ihr doch in so fern nicht widerstreitet, als wir uns bekennen müssen, daß unsere moralische Autonomie von dem Raume bedingt wird, den wir von der moralischen Welt übersehen; und daß mithin für ein Vernunftwesen, welches davon mehr überschaute, eine andere, höhere Vernunftgesetzgebung, eine andere, nach dem Maaßstabe einer umfassenderen, erhabneren Zweckmäßigkeit messende Gerechtigkeit möglich ist. Denn wollt' er uns in ihm nichts Höheres ahnen lassen, als was im Gebiet der moralischen Gesetzgebung unsere eigene Vernunft leistet; so würde er wiederum dem Zweck seines Phantasiespiels entgegen handeln: er würde den Menschen in der Abhängigkeit von einem Wesen darstellen, welches, von Seite seiner Verwandtschaft mit dem Menschen, d. h. als Vernunftwesen betrachtet, eben nicht mehr, als er selbst, und ihm nur an Mitteln zur Willensvollziehung, nicht an Einsichten bei der Willensbestimmung überlegen wäre. Diese Umstände übersehen diejenigen beschränkten, undichterischen Köpfe, welche über heidnischen Fatalismus schreien, wenn sie in der Schicksalstragödie das Verhängniß so zur Anschauung gebracht sehen, daß es das Maaß ihrer Verstandesbegriffe von Gut und Bös, von

Grausamkeit und Gerechtigkeit, von gewaltthätiger Willkühr und moralischer Zweckmäßigkeit überragt. Auf der andern Seite gehen vielleicht manche Dichter irr' in der Wahl der Mittel, der Phantasie das Verhängniß in der Eigenschaft eines höheren Vernunftwesens anschaulich zu machen, und es als mithandelnd darzustellen. Sie unterscheiden nicht scharf genug, was von der übersinnlichen Welt dem leiblichen oder geistigen Auge des Zuschauens sichtbar, was ihm zum Bilde in der Denkform des Raumes werden darf; und was ihm dagegen unsichtbar und gestaltlos bleiben muß, um desto lebhafter das Ahnungsvermögen anzuregen, und durch dasselbe das Gemüth in seiner tiefsten Tiefe zu bewegen. Dadurch gaben sie den Schwachköpfen Gelegenheit, gegen die Poesie unter dem Paniere eines sogenannten gesunden Menschenverstandes zu Felde zu ziehen, welcher eigentlich an einem organischen Fehler unheilbar krank ist, und sich blos darum gesund wähnt, weil ihm rüstige, gesunde Finger zu Gebote stehen. — Wie seit der Erscheinung der Braut von Messina die Theorie der tragischen Kunst, durch das Beispiel der griechischen Muster unterstützt, für den Gebrauch der Schicksalsidee in der Tragödie sich erklärt hat (s. Blümner über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylos, Abschn. I. u. XI.), so haben seit dem Erscheinen der Schuld die Theaternotizenschreiber ihre Stimmen wieder dagegen erhoben, und die Ahnfrau (s. d. Art. Geistererscheinung), worin diese Idee nicht glücklich gebraucht, ja vielleicht zu bloßem Theatereffect gemißbraucht worden ist, hat ihnen neue Waffen dazu geliehen. Der Hauptirrthum, worauf ihre Räsonnements beruhen, ist der Trugschluß, daß überall im Drama, wo ein Fluch, eine Voraussagung, ein Traum oder eine Ahnung in Erfüllung geht, auch eine unausweichliche, höhere Vorherbestimmung der menschlichen Handlungen anzunehmen sey. Von dieser fordern sie nun, daß sie nach menschlichen Begriffen gerecht sey, und gerathen so auf Absurditäten, welche den Begriff der Schicksalstragödie aufheben würden. (Vergl. den englischen Zuschauer XL.)

* Schießpulver, bekanntlich eine Zusammensetzung aus Salpeter, Schwefel und Holzkohle. Die Erfindung dieser Zusammensetzung verliert sich in dem Dunkel des Mittelalters. Wenn der ungarische König, Salomon der Heilige, als er Belgrad im J. 1073 belagerte, sich wirklich der Schießgewehre bedient hat, so wäre dies die älteste Spur der Anwendung des Schießpulvers; indessen reden die Quellen doch nur von Wurfmaschinen, die ein donnerndes und krachendes Geräusch hervorgebracht haben, und diese waren im Mittelalter ganz allgemein. Auch wäre es höchst sonderbar, wenn die Ungarn Geschütz gehabt hätten, und die Deutschen hätten es nicht gekannt. Das wahrscheinlichste ist, daß die Chinesen die Zusammensetzung des Schießpulvers erfunden, und daß die Kenntniß davon durch die ersten Missionarien, Johann de Plano Carpini, Wilhelm von Rubruquis und Marco Polo nach Europa gekommen. Die beiden ersten Minoritenmönche kamen schon vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts in die Mongolei, Marco Polo aber lebte geraume Zeit in der östlichen Mongolei, und nachher selbst im südlichen China, von wo er 1295 zurückkam. In demselben Jahre starb Roger Baco, der in seinem Opus majus die Zusammensetzung des Schießpulvers ausdrücklich lehrt. Von Marco Polo konnte er also dies wohl nicht gelernt haben; entweder ist er selbst der Erfinder, oder die früheren Minoriten haben die

Anweisung zur Verfertigung desselben aus der Mongolei mitgebracht, und sie in den Klöstern verbreitet. Wie dem auch sey, so ist das Schießpulver durch die Kreuzfahrer gewiß nicht in Europa bekannt geworden; denn es fehlte, seit die Araber im neunten Jahrhundert mit China einen Verkehr anfingen, an allen Handelsverbindungen zwischen dem östlichen und westlichen Asien, und jene Minoriten waren wirklich die Ersten, die aus dem Abendland in die Mongolei gelangten. In den Klöstern ward diese Erfindung weiter verfolgt, und sowohl Berthold Schwarz als ein gewisser Constantin Anelzen mögen sich in die Ehre theilen, es zur Erfindung der Feuergewehre benutzt haben. Uebrigens ist es Thatsache, daß in den Kriegen, welche Venedig mit Genua führte, im Jahre 1330 zuerst Feuergewehre gebraucht wurden. Kanonen aber findet man schon in gleichzeitigen Nachrichten von der Schlacht von Crecy 1346 genannt. Nach diesen historischen Angaben wollen wir über die Bereitung des Schießpulvers einige technische Bemerkungen, aus den neuesten und besten Quellen geschöpft, hinzufügen. Die Reinheit und Güte der Stoffe, woraus Schießpulver gemacht wird, ist das Erste, worauf man zu sehen hat. Der Salpeter ist bisweilen mit Potasche, salzsaurem Kalk, oder andern Salzen vermischt. Um dies zu prüfen, vermischt man mit einer Auflösung des Salpeters eine Auflösung von schwefelsaurem Silber; hierdurch entsteht ein weißbläulicher Niederschlag, wenn salzsauere Salze mit dem Salpeter vermischt sind. Ist Kalk darunter, so entsteht durch sauerkleesaueres Ammonium ein weißer Niederschlag. Die Franzosen reinigen den Salpeter auf sehr einfache Weise, indem sie die geringere Auflöslichkeit des Salpeters als der übrigen Salze in kaltem Wasser voraussetzen, diese also auslaugen, und dergestalt den reinen Salpeter behalten. Auch der Schwefel muß gehörig sublimirt und ganz rein seyn. Dies erkennet man, wenn er, auf einem Porzellanscherben verbrannt, keinen Rückstand übrig läßt. Der beste Schwefel ist der durch die Hitze der Vulkane natürlich sublimirte, den wir aus Italien und Sicilien ziehen. Was die Holzkohle betrifft, so glaubte man sonst, daß gewisse Holzarten den Vorzug verdienten; davon ist man indeß zurückgekommen, und hält jetzt dafür, daß die Holzkohle die beste ist, welche sich bei der Destillation der brennzlichen Holzsäure bildet. Nach der Auswahl der Stoffe muß man vor Allem darauf sehen, daß diese in eine Verbindung gebracht werden, wodurch sie die größtmögliche Wirkung hervorbringen. Wäre diese Verbindung eine chemische, wie das Knallpulver, so würde die Wirkung gleichförmig seyn; da sie aber eine mechanische ist, so muß man Alles anwenden, um das rechte Verhältniß zu treffen, und die Mischung recht innig zu machen. Zuerst stößt man die Stoffe klein, und schlägt sie durch feine Siebe, dann nimmt man 75 Procent Salpeter, 12 Procent Schwefel und 13 Procent Kohlenpulver. Diese Pulver werden nun so innig gemischt, daß sie eine ganz einförmige Farbe annehmen. Hierauf wird Wasser hinzugethan, und das Ganze in eine steife aber noch knetbare Masse verwandelt. Hierzu bediente man sich sonst eigner Pulvermühlen, wo man das Pulver mit Stempeln von Guajakholz schlagen ließ. Weil aber durch dieses heftige Schlagen leicht Entzündung entstehen kann, so hat man jetzt eine andere Vorrichtung, wo man durch einen Mühlenstein den Pulverteig, der in einem kreisrunden Troge liegt, zusammendrückt. Diese Maschine wird entweder durch Dämpfe, oder durch ein Wasserrad, oder auch von Pferden getrieben. Nun muß das Pulver gekörnt werden. Zu dem Ende

legt man den trocknen Teig in Siebe, deren Boden aus durchlöchertem Pergament besteht, und läßt eine Keule von Guajakholz mit kugelichtem Ende auf dem Siebe sich drehend bewegen. Hierdurch zwingt man den Teig durch die Löcher des Pergamentes, und so bildet er ziemlich gleichförmige Körner. Dabei aber entstehen viel feinere, die nun wieder durch ein Drathsieb durchgeschlagen werden, und Körner von verschiedener Größe geben; die durch das feinste Sieb durchgehen, werden als Staub wieder zu Teige gemacht und von neuem verarbeitet. Jene Körner müssen nun aber auch polirt werden. Das geschieht, indem man sie in einem Cylinder, gleich einem Butterfasse auf- und niederrüttelt und hin- und herschwenkt. Hierauf kommt das Trocknen. Dies ist nach der gewöhnlichen Methode ein gefährliches Verfahren. Denn man breitet das Pulver auf Brettern aus, welche die drei Wände eines Zimmers einnehmen; an der vierten Wand ist ein eiserner Ofen, der von außen geheizt wird. Wenn man bedenkt, daß das Zimmer oft so erhitzt wird, daß das Pulver sich entzünden kann, so ist es erstaunlich, daß man nicht längst schon auf sicherere Maßregeln gedacht hat. Heiße Dämpfe scheinen hierzu am schicklichsten zu seyn, da sie die Luft im Zimmer bei weitem nicht so stark erhitzen, daß sich der Schwefel verflüchtigen könnte. Die häufigen Unglücksfälle, welche vom Verpacken des Pulvers in hölzernen Fässern entstehen, vermeidet man jetzt in England dadurch, daß man kupferne Fässer dazu nimmt, die vollkommen wasser- und luftdicht sind, und deren Boden man einschraubt, um das Pulver vor der Gemeinschaft mit Außendingen zu schützen. — Wissenschaftliche Untersuchungen über die Kraft des Schießpulvers stellte zuerst Robins an. Er fand, daß der Umfang des Gases oder der elastischen Luftart, die sich aus dem Pulver erzeugt, 244mal größer als der Umfang des Pulvers selbst ist. Dann bemerkte er, daß die Hitze bei der Explosion noch mehr zur Ausdehnung des Volumens beiträgt, und daß man deswegen den Umfang der erzeugten Luft ungefähr tausendmal größer als das Volumen des Pulvers annehmen kann. Die Güte des Schießpulvers wissen Kenner schon aus dem Anblick zu beurtheilen. Es muß eigentlich nicht ganz schwarz, sondern bläulich grau seyn und etwas ins Röthliche fallen. Es muß, abgebrannt, keine schmierige Masse zurücklassen, und der Rauch muß in Ringen oder Kreisen aufsteigen. Die sogenannte Probe, éprouvette der Franzosen, ist eine Maschine, worin das Pulver gegen ein Gewicht wirkt, um es zu einer gegebnen Höhe zu treiben. In jedem Pulvermagazine ist ein kleiner Mörser, worin eine Kugel von 7½ Zoll im Durchmesser Platz hat. Diese wird von dem Pulver nach seiner verschiedenen Stärke bis zu verschiedenen Höhen geworfen. Noch genauer ist die von Hutton erfundene Maschine, die einer kleinen Kanone von einem Zoll im Kaliber gleicht. Diese wird an einer Maschine so aufgehängt, daß man mit einem Gradbogen leicht den Winkel ihrer Neigung bestimmen kann. Nun ladet man sie ungefähr mit 2 Unzen Pulver: dann gibt der Gradbogen das Maaß der Geschwindigkeit an, womit das Pulver explodirt. Auch kann man die Stärke des Pulvers sehr gut prüfen, wenn man eine Kugel in ein gleichförmiges Medium, als Sand oder Thon, abfeuert. Man prüft zuerst das Medium, indem man von einer gegebnen Höhe eine Kugel hineinfallen läßt, und die Tiefe des Loches mißt, die sie gemacht hat. Diese Tiefe verhält sich wie das Quadrat der Geschwindigkeit der Kugel. Da man nun die Geschwindigkeit der fallenden Kugel kennt, und den Raum bestimmt hat, den sie durchläuft, so kann man

umgekehrt aus dem Raum, den eine abgefeuerte Kugel in demselben Medium durchläuft, ihre unbekannte Geschwindigkeit berechnen.

* Schießscharten sind in die Brustwehr gemachte Einschnitte, um dadurch, gegen das feindliche Feuer gedeckt, mit Geschütz zu feuern. Sie sind so hoch von der Erde, daß das Rohr bequem an die Oeffnung gebracht werden kann, also 3⅓ Fuß für den preußischen Sechs-, 3⅔ Fuß für den Zwölfpfünder. Diese Höhe heißt die Kniehöhe. Die Seiten der Schießscharte werden mit Faschinen oder Flechtwerk, besser mit Rasen verkleidet, und Backen genannt; die untere Fläche, die mit der Krone der Brustwehr parallel läuft, heißt die Sohle; die innere Weite beträgt 14 bis 18 Zoll, die äußere muß wenigstens 5 bis 6 Fuß betragen, weil sonst der Pulverdunst die Bekleidung zerstört. Hat das Geschütz, wie oft in der Fortification permanente, bei Bestreichung von Defileen ꝛc., eine festbestimmte Richtung, so ist diese äußere Weite hinreichend; soll es aber, wie gewöhnlich in der Fortification passagere, das ganze vorliegende Feld bestreichen, so öffnet man die Scharte außen 8 bis 9 Fuß; eine größere Weite würde die Brustwehr zu sehr schwächen. Das zwischen zwei Scharten stehen bleibende Stück Brustwehr heißt Schartenzeile, Merlon; dessen gewöhnliche Länge beträgt 18 bis 20 Fuß, ist sie geringer, so leidet das Merlon zu leicht vom feindlichen Kanonenfeuer, und das eigne Geschütz kann wegen der zu großen Annäherung nicht bequem bedient werden. Um noch mehr gedeckt zu seyn, blendet man die Schießscharte, d. h. man befestigt eine Faschine, Schanzkorb oder Wollsack über derselben; bedarf man aber gar keiner Deckung, so ist es allerdings besser, ganz ohne Scharten über Bank zu feuern, wo es schneller und nach mehreren Richtungen geschehen kann. — Die auf angegebne Weise erbauten Scharten erfüllen den Zweck: das Feld vor einer Verschanzung bis an den Grabenrand wirksam bestreichen, und sonach des Feindes Annäherung hindern zu können. Bei den Ricochetbatterien, welche diesen Zweck nicht haben, indem aus ihnen nur ein feindliches Werk mit Ricochets (Schleuderschüsse mit schwacher Ladung) ensilirt werden soll, findet daher auch eine andere Construction Statt, die mehr auf die Deckung der Bedienung des Geschützes berechnet ist. Die äußere Oeffnung beträgt nur das oben angegebene Minimum, und die Schartensohle senkt sich nicht nach außen, sondern nach innen. So werden sie überall construirt, wo der Angriff des Feindes nicht leicht zu befürchten, oder auf andere Weise abzuschlagen ist, z. B. in der ersten Parallele, wo sie durch deren Besatzung, und oft auch durch kleine eigens gegen Ausfälle bestimmte Batterien hinlänglich gedeckt werden.

* Schiff und Schiffbaukunst. Die Kunst, den einzelnen Theilen eines Schiffs ihre gehörige Gestalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Seegebäude zu geben, oder die eigentliche Schiffzimmerkunst ist ein Theil der Technologie, und beruht auf der wissenschaftlichen (aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten) Untersuchung der Eigenschaften eines Schiffs, in so fern diese Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Diese Untersuchung selbst ist die Aufgabe der Schiffbaukunst. Sie und die Schifffahrtskunde (auch Steuermannskunst, englisch navigation, französisch le pilotage genannt), welche nach den Grundsätzen der Arithmetik, der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der sphärischen Astronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbesondre und mittelst des geschickten Gebrauchs der nautischen Instrumente (als da sind der Com-

paß — s. d. Art. — das Log, einige Instrumente zur Höhenmessung, ein Reißzeug), der Seemannstafeln und Seekarten, sowohl den bereits zurückgelegten Weg eines Schiffs kennen, als den Weg desselben an den Ort seiner Bestimmung finden lehrt, machen den ersten Haupttheil der Seewissenschaften aus, deren zweiter Haupttheil die sogenannte Seemannschaft, oder die zur Bewegung (Regierung, Manoeuvre) des Schiffs unter allen Umständen erfoderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten begreift. Vergl. d. Art. Schifffahrtskunde und Seemannschaft. Es ist hier nicht der Ort, über das Schiff — das kühnste, sinn- und kunstreichste menschliche Bauwerk, welches der Eskimo am Nordpol als ein höheres Wesen, als einen überirdischen verkörperten Geist anstaunt — eine wissenschaftliche Betrachtung anzustellen, noch in die Geheimnisse der analytischen Theorie von dem Mechanismus der beiden Schwerpunkte einzudringen, wie der Druck des Schwerpunkts des Wasserraums aufwärts, und der des Schwerpunkts des Schiffs auf den Kiel senkrecht wirkt, beide aber vereinigt streben, die auf den Kiel senkrecht fallende Linie lothrecht zu stellen. Eben so wenig gestattet es der Raum, das zaubervolle Gemählde des Neptunischen Lebens — seit Geßners erstem Schiffer bis zu des (auf festem Lande verunglückten) Esmenards (s. d. Art.) Gedicht über die Schifffahrt — hier aufzustellen, und alle Theile des Schiffs vom Kiel an, auf den Rahen und Stengen, bis zur Bramstenge (Mât du Perroquet) zu durchlaufen, oder nach Röding (Verfasser des allgemeinen Wörterbuchs der Marine, und nach Stratico's Vocabolario di Marina, 4. Vol. Milano 1809.) alle Kunstwörter der Nautik und der Seesprache (welche bei den Deutschen und Holländern wahrscheinlich seit den Zeiten der Hanse, fast dieselbe ist) zu erklären. Wir verweisen den Leser, welcher die stürmische Welt des Seemanns und das furchtbare Bild einer Seeschlacht versinnlicht anschauen, und die Ausdrücke der Takelasche, Bemastung und Schiffbaukunst (wie Kreuzrahe, Vorsteven, Pfortlucken, Mars- und Bramstengen, Fockmast, Bugspriet, Backbord, Zwischendeck u. s. w.) verstehen lernen will, auf das Prachtwerk von Stallkart Naval Architecture, Lond. 1781), oder auf Ozanne (Marine militaire) und auf die genannten Wörterbücher. Besser noch ist es, ein Modell zu betrachten, und z. B. hinter den weggenommenen Planken, in die Spanten oder Rippen des Körpers eines Linienschiffs vom ersten Range, einen Blick zu werfen. Hier enthüllt sich ihm die wundergleiche Oekonomie eines Gebäudes, das über 1200 Mann und 120 Kanonen — in der untern Lage Sechsunddreißigpfünder, in der obern Stücke von leichtem Kaliber — trägt; über welchem eine Segelfläche von beinahe 6500 Quadratellen schwebt, wo das große Marssegel allein gegen 30 Ellen tief und 25 bis 40 Ellen breit ist; aus welchem Masten von 30 bis 117 Fuß Höhe emporsteigen; welches Anker von 2—8000 Pfund, an 9 oder 10 schweren Tauen, jedes von 13,000 Pfund, ohne das Kabeltau, welches gegen 5000 Pfund wiegt, in der Tiefe festhalten, und das mit allen nöthigen Vorräthen eine sinnreich vertheilte Last von mehr als 5 Millionen Pfund, in einem Raume von ungefähr 180 — 190 Ellen Länge und 50 Fuß Breite, bei einer Tiefe von 25 Fuß, einschließt! In einem solchen Modelle sieht man, wie der Ballast den Schwerpunkt des Schiffs nach unten zieht, um der großen Schwere des Gebäudes über dem Wasser, nebst dem Geschütze, das Gleichgewicht zu halten; hier erkennt man die einzelnen, durch Schotten und Fluren

abgesonderten Abtheilungen des Raums, z. B. das Kabelgat, die Kambüsen oder Küchen, den Wasserraum und die Buttlerei, den Pumpsod und die Kugelbacken, die Segelkoje, die Pulverkammer (Ste Barbe) und selbst das Geräthe in den Kajüten. Und solcher Riesengebäude (Linienschiffe genannt), zählt England in seinen Häfen an 260! Welche Geldkraft muß diese Baukunst unterstützen. J. J. 1805 kostete in England ein Kriegsschiff von 100 Kanonen zu bauen und auszurüsten gegen 80000 Pfund Sterling oder über 480,000 Thlr., dessen monatliche Unterhaltung aber wurde auf 3400 Pfund, oder ungefähr 20,500 Thaler geschätzt. Eine andere Einrichtung haben die Handelsschiffe, oder Kauffahrer, die jedoch nach der Beschaffenheit der Waaren oder Ladung, so wie nach den Eigenschaften der zu befahrenden Meere manche Verschiedenheit zulassen. Die Größe der Kauffahrteischiffe wird nach einem Maaße des Gewichts seiner Ladung bestimmt, welches man Tonne (etwa 2000 Pfd.) oder Last (etwa 4000 Pfund) nennt. Endlich sind auch die Packetboote, oder Fahrzeuge, die zwischen bestimmten Oertern, wie eine Post zu Lande, fahren, und für Reisende bequem eingerichtet, leicht und schnell segeln, noch zu bemerken. Der zum Schiffbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft. Legt man den Kiel eines Schiffs bei seiner Erbauung auf Klötzen und andern Hölzern (Stapeln) zu, so sagt man, so lange es in dieser Lage bleibt, es steht auf den Stapeln. Eine andre Vorrichtung zum Kielbau ist die Hellung, d. i. ein langes, auf Rösten, Unterlagen u. s. w. befestigtes, gegen die Wasserseite zu geneigtes Stück Holz. Auf diese Hellung wird auch das Schiff hinaufgewunden, wenn es einer beträchtlichen Ausbesserung am Boden bedarf. Das Aufwinden erleichtern große Wasserbecken oder Schiffsdocken (s. Docke). K.

† Schifffahrtskunde. Das beste Werk (seit Röhls Steuermannskunst, Greifsw. 1778, und Robertsons Elements of Navigation 1796) zum Gebrauche für Navigationsschulen und zum Selbstunterricht angehender Steuerleute ist das von der Hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung der mathematischen Kenntnisse verfaßte Handbuch der Schifffahrtskunde, mit einer vollständigen Sammlung der unentbehrlichsten Seemannstafeln, nebst 15 Kupfern und 2 Seekarten, Hamburg 1819. Auch ist des berühmten Cap. von Krusenstern (s. d. Art.) neuestes Werk: Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane (Leipzig 1819, 4.) zum Studium des Seewesens unentbehrlich. Es enthält wichtige Bemerkungen über den Gebrauch des Marinebarometers und eine treffliche Seekarte.

Schiiten, diejenigen Mohammedaner, welche die Autorität der Sunna nicht annehmen. S. Mahomet.

† Schimmelpennink ist in Deventer gegen 1760 geboren. Nach Buonaparte's Sturz 1814 gab er seine Entlassung. Bei der Bildung des Königreichs der Niederlande wurde er in die erste Kammer desselben gewählt. Er lebt indessen bei seiner fast gänzlichen Blindheit von allen Geschäften zurückgezogen. Auf allen Posten, die er bekleidet, hat er den Umfang seiner Kenntnisse und den Adel seines Charakters bewährt. Er ist sowohl mit der alten als mit der neuern Literatur auf das genaueste bekannt, und mit dem seltensten Gedächtnisse begabt, wußte er aus den römischen und griechischen Classikern, so wie aus denen der ganzen neuern Literatur, bei jeder Gelegenheit ganze Stellen auf das glücklichste anzuwenden und herzusagen.

Schinderhannes, s. Bückler.

† Schlacke. Ein Schlackenbad ist ein solches warmes Bad, in welches heiße Schlacken vom Roh- oder Schwarzkupfer ins Wasser geworfen werden. Es soll sehr heilsam seyn.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Malerei ein lebhafter, wirksam angebrachter Lichtstrahl, durch welchen man einen Gegenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

* Schlagschatz. Die Verfertigung der Metallmünze macht eben so wie irgend eine Arbeit des Goldschmidts oder Silberschmidts einen Kostenaufwand nothwendig, diesen Kostenaufwand nennt man den Schlagschatz oder Prägschatz der Münze. Großbritannien ist der einzige Staat in Europa, welcher die Prägkosten seiner Münze auf die ganze Nation wälzt, und sich dieselben nicht von den Einzelnen, die sich ihrer bedienen, wieder vergüten läßt; dort wird nämlich die geprägte Metallmünze blos um ihr Gewicht weggegeben, und die Regierung trägt selbst die Kosten der Prägung. Es verdient jedoch die Gesetzgebung Großbritanniens in dieser Hinsicht keineswegs nachgeahmt zu werden, denn jede Metallmünze ist ein Erzeugniß des menschlichen Gewerbfleißes; ihre Ausprägung hat Vorrath (Kapital), Werkzeuge und Arbeit erfordert; es ist also gerecht und billig, daß jeder, der die Vortheile des allgemeinen Werthausgleichungsmittels vermöge der Zerstückelung und Beglaubigung des Münzmetalls genießt, auch die Kosten, welche dadurch verursacht worden, mit trage. Die Vergütung des Schlagschatzes ist sogar nothwendig; denn sie allein kann hindern, daß der in demselben liegende Arbeitslohn im Verkehr nicht wieder der Metallmünze entzogen, die Münze von neuem in bloßes Metall verwandelt, zu Gefäßen, Zierrathen ꝛc. eingeschmolzen, also der Nation das Ausgleichungsmittel, dessen sie bedarf, entrissen, und sie zugleich durch die Vernichtung, durch den Untergang des auf die Verfertigung der Metallmünze verwandten Arbeitslohns in Verlust gebracht werde. Hierzu kommt noch, daß, wie sehr auch die Münzkunst in den neuern Zeiten vervollkommnet worden, man es doch immer nicht dahin hat bringen können, dem einen Münzstücke genau denselben Metallgehalt zu geben, den das andre hat; kommen nun diese Stücke von verschiedenem Metallgehalte aus der Münzstätte, und es wird kein Schlagschatz genommen, so suchen Speculanten die guten Stücke aus, und schmelzen sie ein, so daß nur die schlechtern im Umlaufe bleiben. Dieser Fall tritt in England wirklich ein, wo man fast gar keine guten Münzstücke mehr im Umlaufe sieht. Läßt sich ein Staat den Schlagschatz nicht wieder vergüten, so macht er dadurch allen fremden Nationen, welche sich seiner Münze zu ihren Werthausgleichungen bedienen, ein ganz unverdientes und zweckloses Geschenk. Die brittische Regierung hat dies eingesehen, und deshalb die Ausfuhr einheimischer Münzen bei Todesstrafe verboten. Aber, gesetzt auch, ein solches Verbot könne in einem Inselstaate, wie Großbritannien, streng befolgt werden, so ist dies doch gar nicht denkbar in irgend einem Staate des festen Landes. Die Aufopferung des Schlagschatzes würde hier nur dann ganz unschädlich seyn, wenn alle Nationen durch eine allgemeine Uebereinkunft sich dazu verständen, denn außerdem hätte es ja eine einzige Nation, welche den Schlagschatz sich vergüten ließe, stets in ihrer Macht, die Metallmünze aller andern Nationen mit Gewinn an sich zu ziehen. Die Größe des Schlagschatzes einer Metallmünze ist denselben Bedingungen unterworfen, wie der Schaffungskostenbetrag irgend eines andern Gewerberzeugnisses, es hängt dieselbe nämlich ab theils vom Arbeitslohne, theils vom Kapitalaufwande,

welchen die Ausprägung der Münze nothwendig macht; beide, sowohl der Arbeitslohn als der Kapitalaufwand aber sind je nachdem die Metallmünze entweder von grobem oder feinem Schrote ist, und je nachdem dieselbe an dem einen oder andern Orte verfertigt wird, höchst verschieden. Die Ausprägung einer Mark Silber zu groben Münzsorten, z. B. zu Speciesthalern, kostet natürlich bei weitem weniger, als deren Ausprägung zu kleiner Münze, z. B. zu Groschen; bei jener ist daher der Schlagschatz nothwendig geringer als bei dieser, und eben so ist die Münzprägung an den Orten, wo sowohl die Brennstoffe als der Arbeitslohn vorzüglich niedrig sind, oder wo eine vervollkommnete Maschinerie Ersparungen an Kapital und Arbeitslohn gestattet, wohlfeiler als da, wo solche günstigen Verhältnisse fehlen. — Was übrigens die Art und Weise betrifft, wie sich die Regierung den zur Prägung der Metallmünze vorgeschossenen Kostenaufwand, den Schlagschatz, von den Benutzern dieser Münze wieder vergüten läßt, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die Geltung der Münze über den Betrag des in ihr enthaltenen Metalls gesetzlich um so viel erhöht wird, als der Schlagschatz ausmacht. K. M.

* Schlangenbad, in der churfürstlich hessischen Grafschaft Katzenellenbogen, in der Nähe des schönen weitberufenen Rheingaues gelegen. Die Gegend ist eine wahrhaft romantische Waldgegend, die in ihren einfachen Reizen das Gemüth des Naturfreundes anspricht. Ein Rind, das krank sich täglich von der Heerde sonderte, und von dem Hirten an der warmen Quelle gefunden ward, von der es Genesung erhielt, entdeckte diese Quelle vor 200 Jahren. Doctor Glarin aus Worms erkaufte nun 1657 dieselbe nebst nothwendigem Bauholz um zwei Ohm Wein von den Bauern von Berstadt. Später ward es hessisch, und 1694 mit allerhand Anlagen ausgeschmückt, die späterhin immer fortgesetzt wurden und bis hieher über 400,000 Gulden kosten. Die Alleen und Spaziergänge sind, so wie die mit den schönsten Zimmern versehenen geschmackvollen Gebäude, mit glücklichem Sinne geschaffen. Das nassauer Haus ist durch einen bedeckten Gang mit dem hessischen Hause verbunden und enthält drei Quellen und zehn geräumige Bäder, außerdem auch noch ein Tropfbad. Das neue Haus hat sechs Bäder. Manche sind mit Marmor, andre mit Porzellan eingefaßt. Obige drei Quellen geben in 24 Stunden 3500 Ohm Wasser, das 21—22° Reaumur hat und Thon- und Kalkerde enthält. Es verjüngt das Alter, indem es als seifenartiges Wasser und durch seine milde Wärme geschmeidig macht, die straff gewordnen Hautfasern erweicht und stärkt, und Steifigkeit und Contracturen hebt. Schärfe der Säfte, Flechten, Gries und Stein, Dörrsucht, Krämpfe des Unterleibes, krampfigte Engbrüstigkeit, u. s. w. hebt es ebenfalls. Der Haut theilt es eine unglaubliche Zartheit und Weichheit mit. Es ist bläulich und wie Saifenwasser anzufühlen. Die ihm eigne Fettigkeit schwimmt in Gestalt eines schmierigen Schmutzes auf dem Wasser. Der Badeschlamm wird zum Heilen und Trocknen alter Geschwüre benutzt. Zwischen Schwalbach und Schlangenbad ist ein immerwährender Verkehr, so daß die Gäste beider Bäder sich fast täglich besuchen. Das Schwalbacher Wasser wird auch täglich in der Kühle des Morgens nach Schlangenbad gebracht und dort gebraucht. An Spaziergängen und herrlichen Naturpartien fehlt es nicht.

Schleifen heißt, in der Musik, zwei oder mehr unmittelbar nach einander folgende Töne unabgesetzt vortragen. Dies geschieht beim Gesange und bei den Blasinstrumenten mit einem [illegible] und

ununterbrochenen Athemzuge, bei den Bogeninstrumenten mit einem einzigen fortlaufenden Bogenstrich, bei den Claviaturinstrumenten durch einen sanften Druck der Finger, durch das Verweilen derselben auf den Tasten, und durch einen ziehenden Uebergang derselben von einer Taste zur andern. Die Bezeichnung des Schleifens ist ein bogenförmiger Strich, welcher alle zu schleifende Noten umfaßt.

Schleifer, ein deutscher Nationaltanz, dessen Charakter hüpfende Freude ist. Er ist im Dreiachteltact gesetzt und besteht aus zwei Reprisen von acht Tacten.

Schleim, eine Flüssigkeit des thierischen Körpers, welche sich nicht allein in der Nase und Luftröhre, sondern auch in den Gedärmen absondert, und diese Theile feucht und schlüpfrig erhält, daher der Mangel derselben nachtheilig ist. Im reinen Zustande ist er ohne Farbe, Geruch und Geschmack, verschiedne Krankheiten aber können ihn verändern.

Schleimhaut ist die Schleim absondernde Haut, womit das Innere der Nase und Luftröhre bekleidet ist.

† Schlesien, ein ehemals zu Böhmen gehöriges Herzogthum, welches jetzt theils zu dem preußischen, theils zu dem österreichischen Staate gehört, und geographisch in Ober- und Niederschlesien, und politisch in preußisch und österreichisch Schlesien zerfällt. Niederschlesien begreift die Fürstenthümer Breslau, Brieg, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Glogau, Carolath, Münsterberg, Sagan, Oels und Trachenberg die Standesherrschaften Militsch, Wartenberg und Goschütz und die Minderherrschaften Neuschloß, Freyhan und Suhlau, und ist ganz preußisch; Oberschlesien begreift die Fürstenthümer Oppeln, Ratibor, Neisse, Troppau, Jägerndorf, Teschen und Bielitz die Standesherrschaften Pleß und Beuthen, und die Minderherrschaften Loslau, Oderberg, Freystadt, Freudenthal, Friedeck, Deutschleuthen, Reichwald und Roy, wovon die an dem rechten Ufer der Oppa liegenden Theile von Troppau und Jägerndorf, der kleine südliche Theil von Neisse, ein Theil von Oderberg und ganz Teschen, Bielitz, Freudenthal, Freystadt, Friedeck, Deutschleuthen, Reichwald und Roy österreichisch, das übrige preußisch sind. Auch rechnet man die Grafschaft Glatz zu dem preußischen Schlesien. Seit der neuen Eintheilung des preußischen Staates ist der Umfang des preußischen Schlesiens verändert worden, indem der vormalige Schwiebuser Kreis des Fürstenthums Glogau zur Provinz Brandenburg geschlagen, und nebst Glatz auch ein kleiner Theil der Neumark und der durch die Wiener Congreßacte 1815 an Preußen abgetretene Theil der Oberlausitz (mit Ausnahme der Herrschaft Hoyerswerda und der westlich von derselben gelegenen Ortschaften) mit dem preußischen Schlesien vereinigt worden sind, und nun die Provinz Schlesien bilden. Diese preußische Provinz Schlesien (die Beschreibung des österreichischen Schlesiens folgt weiter unten) gränzt nach dem angegebenen Umfange und nach der neuern Eintheilung des preußischen Staates, gegen Osten an die Provinz Posen, das Königreich Polen und den Freistaat Krakau; gegen Süden an das österreichische Schlesien, Mähren und Böhmen; gegen Westen an Böhmen, Sachsen und Brandenburg, und gegen Norden an Brandenburg und Posen. Schlesien ist die wichtigste Provinz des preußischen Staates, welche ⅙ der ganzen Volksmenge enthält und über ¼ zu den Bedürfnissen des Staates beiträgt. Die Größe beträgt 720 Quadratmeilen, worauf sich (1817) 1,992,598 Menschen befanden. Der westliche und südliche Theil des Landes ist gebirgig, weil hier die Sudeten mit

ihren Abzweigungen liegen. Der Gebirgszug, welcher am Queis anfängt und bis an die Grafschaft Glatz hinreicht, heißt das Iser- und Riesengebirge, welches Schlesien von Böhmen trennt (s. den Art. Riesengebirge). Den östlichen Arm der Sudeten bildet das mährische Gebirge, welches durch Glatz und den südlichen Theil Schlesiens zieht und sich bei Jablunka (schon im österreichischen Schlesien) an das karpathische Gebirge anschließt. Gegen Brandenburg und Posen zu ist das Land ohne Gebirge und eben, aber zum Theil sandig und sumpfig, doch zum Ackerbau durchaus brauchbar. Der Hauptfluß ist die Oder, welche aus dem österreichischen Schlesien in das Land tritt, daselbst schiffbar wird, es der ganzen Länge nach durchfließt, an beiden Seiten viele Flüsse (besonders die Oppa, Neisse, Ohlau, Bartsch, die in der Kriegsgeschichte von 1813 so berühmt gewordene Katzbach und den Bober mit der Queis aufnimmt, und von der größten Wichtigkeit für den Handel Schlesiens ist (s. d. Art. Oder). Die südöstliche Gränze berührt die hier noch unbedeutende Weichsel. Oesterreichisch Schlesien enthält 86 Quadratmeilen (nach Liechtenstern 129), 24 Städte, 4 Marktflecken, 646 Dörfer und 347,864 Einwohner. Das Land ist sehr gebirgig, denn im Osten sind die Karpathen und im Westen das mährische Gebirge, eine Abzweigung der Sudeten; das Clima ist jedoch gemäßigt, nur im Osten rauh und kalt. Der größere südliche Theil des Teschner Kreises ist wegen seines steinigen Bodens wenig fruchtbar, mehr jedoch im Troppauer Kreise, wo auch der Garten- und Obstbau blühender ist. Ueberhaupt hat sich der Feldbau seit 30 Jahren merklich verbessert, und die Einwohner lassen sich durch mühsamere Bearbeitung und bessere Düngung es thätigst angelegen seyn, den Ertrag ihrer Ackerfelder zu erhöhen, der von Natur geringer, als in Mähren ist. Außer dem Getraide-, Obst- und Gartenbau, treibt man auch starken Flachsbau, und hat bedeutende, meistens Nadelwaldungen. Die Rindvieh- und Pferdezucht könnte bedeutender seyn, das Schlachtvieh zieht man aus Ungarn und Galizien. Die Schafzucht und Bienenzucht sind nicht unwichtig. Es werden Eisen- und Steinkohlenbergwerke bearbeitet. Die Einwohner sind theils deutscher, theils slavischer Abkunft und zeichnen sich durch Industriefleiß aus, indem sie besonders wichtige Tuch- und Wollenzeugfabriken unterhalten und viel Leinwand verfertigen. Der Handel, den sie theils mit Landesprodukten, theils mit ihren Fabrikaten betreiben, so wie der Commissions- und Transitohandel gewähren dem Lande viele Vortheile. Die herrschende Religion ist die catholische, aber die Protestanten haben auch öffentliche Religionsübung. Die politischen Angelegenheiten des Landes besorgt das Gubernium zu Brünn und Mähren. Gymnasien findet man zu Troppau, Teschen und Weißwasser. — N. P.

Schluß, s. Syllogismus.

Schlußfall, s. Cadenz.

Schlußsatz, s. Finale.

*Schmacke, ein mittleres Kauffahrteischiff. Es ist unten platt und vorn und hinten sehr voll gebaut, und hat an den Seiten Schwerter (d. i. stark mit Eisen beschlagene Planken, fast in Gestalt einer Schuhsohle, die am Schiffe ungefähr wie die Floßfedern am Fische angebracht sind, um dessen zu vieles Abtreiben und auf die Seitelegen zu verhindern). Der erste Mast ist ein Gabelmast (der einen nach hinten zu laufenden Stock [Gabelbaum] hat, an welchem das Segel befestigt ist); der Besanmast (hintere) ist viel kleiner und steht ganz hinten auf dem Heck. Die Schmacke hat außer der Cajütte noch auf dem

Verdeck einen zur Küche u. s. w. dienenden Roof. Das Takelwerk hat mit dem der Kufen und Galliotten Aehnlichkeit. In Holland, auf der Elbe und auf der Weser sind sie vorzüglich gebräuchlich.

Schmelzmalerei, s. Email.

Schnecken, s. Schalthiere.

*Schneeberg, wohlgebaute Bergstadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, auf einem Berge, unweit der Mulda, aus welcher ein Floßgraben abgeleitet ist, auf welchem das Holz nach Schneeberg geflößt wird. Sie enthält 2 Kirchen, darunter die Stadtkirche eine der schönsten im Lande ist, 600 Häuser und 4400 Einw. welche vom Bergbau, von Verfertigung von Gold-, Silber- und seidnen Spitzen, Posamentir- und Drechslerarbeit, von Arzneiwaarenbereitung und Bierbrauerei leben, und Spitzenhandel treiben. Es sind hier der Sitz eines Bergamts, ein Lyceum, mehrere Trivialschulen, worin zugleich das Spitzenklöppeln gelehrt wird, ein Waisenhaus und ein Hospital. Auch ist hier die Hauptniederlage des königl. Blaufarbenwerkes im Dorfe Schlema, welches am Floßgraben in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Drei Viertelstunden von Schneeberg ist der Filzteich, der eine Stunde im Umfange hat, und aus welchem mehrere Berggebäude zur Betreibung ihrer Künste die Aufschlagwasser erhalten. 1783 zerriß das angelaufene Wasser den Damm des Teiches und richtete in zwei nahe liegenden Dörfern einen großen Schaden an, wobei achtzehn Menschen umkamen. Man hat seit diesem Vorfalle die besten Vorkehrungen getroffen, um ähnlichen Unfällen vorzubeugen. Gleich neben dem Filzteiche sind Torfstechereien. Schneeberg wurde 1471 erbaut, als man beim hiesigen sehr alten Bergbau neue reichhaltige Silbergänge entdeckt hatte. Die Georgenzeche war vorzüglich reich, und gab in einem Jahre sechshundert Speciesthaler Ausbeute auf jeden Kux. Herzog Albrecht speis'te den 23sten Apr. 1477 in dieser Grube mit seinen Räthen an einer Stufe gediegenen Silbererzes von sieben Lachter Breite und zwei Lachter Höhe, aus welcher 400 Centner Silber oder 80,000 Mark Silber geschmolzen wurden, welches 800,000 Speciesthaler beträgt. Mit allem Rechte konnte da freilich Herzog Albrecht sagen: unser Kaiser Friedrich ist wohl reich, gleichwohl weiß ich, daß er jetzt keinen so stattlichen Tisch hat. In der Folge hat die Reichhaltigkeit dieser Bergwerke sehr abgenommen, dagegen wurde man auf ein anderes Mineral, nämlich Kobalt, aufmerksam. Kobalt und Silber sind jetzt noch die Hauptproducte des hiesigen Bergbaues, zugleich wird auch in der Gegend Wismuth, Blei, Zinn und Eisen gewonnen.

Schneider (Johann Gottlob). Dieser ehrwürdige Veteran der deutschen Philologen ist 1752 zu Colm im Meißnischen geboren, machte seine Studien auf Schulpforte, dann zu Leipzig, und ist seit der Verlegung der Universität Frankfurt, zu deren verdientesten und berühmtesten Lehrern er eine Reihe von Jahren gehörte, nach Breslau, dort ebenfalls als Professor der Beredsamkeit und griechischen Sprache und zugleich als erster Bibliothekar angestellt. Er verbindet mit gründlicher philologischer Gelehrsamkeit ausgebreitete Kenntnisse in mehrern Zweigen der Naturgeschichte, der vergleichenden Anatomie und der Künste, die ihn in den Stand gesetzt haben, eine Menge alter Schriftsteller besser als seine Vorgänger zu erklären und wieder herzustellen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir sämmtliche Schriften dieses rastlos fleißigen Gelehrten hier aufzählen wollten. Vorzüglich geschätzt sind seine Ausgaben des Appian, Aelian, Xenophon, Nicander, Theophrast, Vitruv, der

Scriptores rei rusticae u. s. w., ferner seine Ichthyologiae veterum specimina und mehrere naturhistorische Werke. Ein wesentliches Verdienst um das Studium der griechischen Sprache erwarb er sich durch sein Wörterbuch derselben, wovon jetzt (1819) die dritte Aufl. erscheint.

Schnepfenthal, eine von Salzmann angelegte Erziehungsanstalt in dem Amte Reinhardsbrunn des Fürstenthums Gotha, nicht weit von der Stadt Waltershausen, liegt auf und unter einem Hügel in einer angenehmen Gegend. Außer den Gebäuden der Erziehungsanstalt mit einer Bibliothek und einer Naturaliensammlung, gehören auch eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung dazu. (Vergl. Salzmann.)

† Schnorr (Veit Hans) von Karlsfeld. Seit 1816 ist er an des 1812 verstorbenen Tischbein Stelle Director und Professor der königl. Kunstakademie in Leipzig. Unter seinen Kindern zeichnen sich als Künstler aus Louis (verheirathet in Wien), Eduard und Julius. Letzterer ist gegenwärtig (1819) in Rom und hat durch seine genialen Arbeiten die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde auf sich gezogen.

Schnurrer (Christian Friedrich), ein gelehrter Orientalist und Theolog, vormaliger Professor und Kanzler der Universität Tübingen u. s. w., ist 1742 in Canstadt im Würtembergischen geboren. Nachdem er nacheinander Professor der Philosophie, ordentlicher Professor der griechischen und der morgenländischen Sprachen und Ephorus der theologischen Facultät zu Tübingen gewesen, empfing er 1805 die theologische Doctorwürde und 1808 den würtembergischen Civilverdienstorden. Großen Antheil nahm er seit 1793 an den Tübinger literarischen Nachrichten. Bei den politischen Streitigkeiten im Würtembergischen befand sich Schnurrer anfangs auf der königlichen Seite; später zeigte er sich der Gegenpartei geneigt. Er lebt jetzt von allen Geschäften zurückgezogen zu Stuttgart und hat sogar seine schöne Bibliothek an einen Engländer, seinen ehemaligen Schüler, verkauft, der mehrere von Schnurrer unvollendet gelassene Arbeiten fortzusetzen Willens ist. Außer mehrern philologischen Abhandlungen über die Psalmen, über verschiedne Propheten u. s. w. begnügen wir uns, seine Bibliotheca arabica (neueste Aufl. Halle, 1811) zu nennen, die einen rühmlichen Beweis von des Verfassers Genauigkeit und Gelehrsamkeit gibt.

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Schöll (Friedrich), früher Buchhändler in Paris, jetzt als königlich-preußischer geheimer Legationsrath bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin angestellt, ist gegen 1760 im Elsaß geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, machte sehr gute Studien und widmete sich dem Buchhandel. Gegen 1804 etablirte er sich in Paris, und bald machte er sich durch mehrere große Unternehmungen, z. B. das Humboldtsche Reisewerk das Werk von Gall über die Anatomie des Gehirns und andere, in der literarischen Welt auf das vortheilhafteste bekannt, obgleich sie merkantilisch nicht gut mögen berechnet gewesen seyn. Nach der ersten Einnahme von Paris trat er auf Humboldts Veranlassung in preußische Dienste. Als Schriftsteller lieferte er mehrere treffliche Werke, von welchen wir hier anführen: Histoire de la littérature romaine, 2 Vol.; Histoire de la littérature grecque; Histoire des traités de paix, 15 Vol.; Congrès de Vienne, 8 Vol.; Annuaire généalogique. Die Geschäfte seiner Buchhandlung werden theilweise unter der Firma: Griechisch-lateinisch-deutsche Buchhandlung in Paris von seinem ältesten Sohne fortgeführt.

Schönburg, (das Haus) oder die Fürsten und Grafen

Herren (d. i. Dynasten) zu Schönburg, ein reichsunmittelbares Geschlecht, im Königreiche Sachsen, ist evangelisch-lutherischer Religion, und hatte ehemals mit auf der Wetterauischen Grafenbank Sitz und Stimme auf dem Reichstage, besaß aber nie ein unmittelbares Reichsland, sondern böhmisch- und meißnische Lehns-Standesherrschaften, oder Feuda majora, mit eignen Vasallen-Rittergütern, unter sächsisch-meißnischer Landeshoheit. Als Beweis, wie verworren noch immer in Deutschland Souverainetäts- und Feudalrechte mit alten Dynastenvorrechten in kleinen zerstückelten Gebieten sich durchkreuzen, und jede Herstellung einer einfachen und reinen Verfassungs- und Verwaltungsform verhindern, siehe hier eine umständliche Angabe von den Besitzungen und Rechten des Hauses Schönburg. I. Jene Feuda majora nebst den dazu gehörenden Vasallengütern, die alten Stammgüter des Hauses, bilden jetzt die mit Gesammt-Regierungsrechten, oder mit der untergeordneten Landeshoheit (nach dem mit dem Churhause Sachsen abgeschlossenen und auf dem Wiener Congresse den 18 Mai 1815 bestätigten, Recesse von 1740) beliehenen sogenannten fünf Receßherrschaften, Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein, die 9 Städte und 80 Dörfer mit 49,000 gewerbfleißigen Einwohnern enthalten, in einem schönen, fruchtbaren Thale an der Zwickauer Mulde, im sächsischen Erzgebirge, liegen, und commissionsweise an das königlich sächsische Amt Zwickau gewiesen sind. Die drei ersten waren bis 1779 alte böhmische, die beiden letzten aber alte meißnische Lehen. Durch den Teschner Frieden von 1779 erhielt das Churhaus Sachsen auch über die drei ersten die Lehnshoheit. Die landeshoheitlichen Rechte (die der Souverainetät) sind durch jenen Receß von 1740 in Ansehung dieser 5 Herrschaften dahin bestimmt, daß einzelne, ausdrücklich bezeichnete Regierungsrechte als Ausnahme von der Landeshoheit, welche in der Regel dem Könige von Sachsen gehört, den Herren zu Schönburg zukommen, welche sie theils gemeinschaftlich durch die für Justiz-, Lehns-, Steuer- und Militärsachen errichtete und mit einem Gesammt-Consistorium verbundene Regierung zu Glauchau, theils besonders in den jener gemeinschaftlichen Regierung untergeordneten Kanzleien und Aemtern der abgetheilten Linien ausüben. Sie gehören in Ansehung dieser Receß-Herrschaften zu den Standesherren, und haben Sitz und Stimme in der ersten Classe (oder unter den Prälaten, Grafen und Herren) der königlich sächsischen Landstände. II. In Ansehung ihrer übrigen Besitzungen, die theils aus alt-schriftsässigen Herrschaften (Feuda minora: Penig, Rochsburg, Wechselburg und Remissa, sämmtlich an der Zwickauer Mulda, im Leipziger Kreise, gelegen), theils aus Rittergütern (z. B. Ziegelheim, Oelsnitz, Abtei Oberlungwitz u. a. m.) mit Patrimonialgerichten, theils endlich aus entfernt und zerstreut liegenden, ererbten Gütern bestehen, sind die Herren zu Schönburg zugleich königlich sächsische, preußische, böhmische und baiersche Vasallen. Als Besitzer der oben genannten Feuda minora und Rittergüter insbesondere, gehören sie dem Königreiche Sachsen zu der zweiten Classe der Landstände, oder zu der Ritterschaft. — Unter dem Lehnshofe der Gesammtregierung zu Glauchau stehen die Vasallen des Hauses Schönburg, oder die Besitzer der Rittergüter Alberoda, Callenberg, Thurn, Schönburg, Ober-Wiehra, Ober-Mosel u. a. m., über welche das Gesammthaus ebenfalls die

untergeordnete Landeshoheit ausübt. Doch liegen einige andre Rittergüter, wie Kändler, Ostrau, Bonitz u. a. m., deren Oberlehnseigenthum dem Hause Schönburg gehört, unter fremder (sächsischer, preußischer, gothaischer) Souverainetät. — Die Herren zu Schönburg leiten ihren Ursprung ab von Alban Schönburg, dem König Otto I. 936 in der Reichsdomäne Zwickau die Vertheidigung des Landes gegen die Sorben übertrug. Ernst von Schönburg (st 1534) besaß die genannten 5 Feuda majora, und stiftete durch seine Söhne Hugo und Wolfgang die beiden Hauptlinien: Waldenburg und Penig, welche im J. 1700 die reichsgräfliche Würde bestätigt erhielten. Die Waldenburger Linie wurde 1790 in den Reichsfürstenstand erhoben. Diese, oder die obere, fürstliche Hauptlinie zu Waldenburg, welche ungefähr 8 Q. M. mit 29,000 Einwohnern und 100,000 Thaler Einkünfte besitzt, hat sich 1816 in zwei Aeste getheilt: a) Stein-Waldenburg: Fürst Otto Victor, residirt zu Waldenburg, besitzt die mit der Primogenitur verbundenen Herrschaften Waldenburg, Lichtenstein und Remissa, nebst den Rittergütern Callenberg, Reichenbach, Tirschheim, Ziegelheim und Oelsnitz, sämmtlich unter königlich sächsischer Souverainetät; b) Stein-Hartenstein: Fürst Alfred (der Bruder des F. Otto Victor zu Waldenburg), der zu Hartenstein residirt, und dem seit 1813 die Herrschaften Stein und Hartenstein nebst dem Rittergute Zschocken (zusammen 13,000 Einwohner) gehören. Ein dritter Bruder, Fürst Eduard, ist Herr der böhmischen Herrschaft Doberschan im Saatzer Kreise. Beide, nebst dem jüngsten Bruder, dem Prinzen Hermann, und ihren Schwestern, besitzen gemeinschaftlich mit ihrer Mutter, nach gewissen Antheilen, die im Baireuthischen liegenden Güter Schwarzbach und Förban, so wie die ererbten vormals gräfl. Podewillschen Güter Tempelhof bei Berlin, Gusow und Platkow bei Frankfurt an der Oder, und die im Schlaweschen Kreise von Hinterpommern gelegenen Güter Wusterwitz, Buddiger, Valentin und Schmarsow. — Die zweite Hauptlinie des Hauses Schönburg, oder die niedergräfliche Hauptlinie zu Penig, welche ungefähr 8 Q. M. mit 26800 Einwohnern und etwa 35,000 Thaler Einkünfte besitzt, theilte sich 1762 in die zwei Aeste: a) Penig-Remissa, und b) Penig-Penig. Der Ast Penig-Remissa theilte sich 1746 in die beide Familien: aa) Schönburg-Rochsburg: Graf Heinrich Ernst zu Rochsburg; und bb) Schönburg-Hinterglauchau: Graf Ludwig zu Glauchau. — Der Ast Penig-Penig oder Wechselburg besitzt die vordre Herrschaft Glauchau und Penig, wie auch Wechselburg, welche seit 1815 dem noch unmündigen Grafen Carl Heinrich Alban gehören.

† Schonen, enthält 92 schwedische oder 188 geographische Quadratmeilen und 270,000 Einwohner, die sich durch den besondern Dialect, den sie reden, so wie durch ihre Sitten von den übrigen Schweden auszeichnen. Diese Provinz ist nicht blos einer der schönsten und fruchtbarsten Theile von Südgothland, sondern überhaupt des ganzen schwedischen Reichs. Sie ist flach, und nur gegen Norden finden sich einige Bergrücken, wohin der Rommele-Klint gehört, eine Reihe von Bergen, welche auf der nördlichen Seite steil und kahl sind, auf der östlichen aber mit niedrigen Holzungen bewachsen. Sie liegt zwei Meilen von Lund und wird weit umher auf der Ebene gesehen. Die nördlichen Gegenden sind auch weit waldiger und nicht so gut angebaut, als die südlichen. Vormals gehörte sie den Dä-

nen, wurde aber im Roeskildschen Frieden (1658) nebst den Landschaften Blockingen, Halland und Bahus an Schweden abgetreten. Die Provinz Schonen hat Ueberfluß an Getraide, vortreffliche Viehzucht, bedeutende Waldungen und ein gelindes Clima. Man baut auch Taback und etwas Hopfen. Pferde sowohl als Rindvieh fallen hier größer und stärker als im übrigen Schweden. Die Bienenzucht wird auch mit Fleiß betrieben. In den Landseen und an den Küsten findet man einen Ueberfluß an Fischen. Aus dem Mineralreiche gibt es Sand-, Schleif- und Mühlsteine, Alaunschiefer, Kalk, Steinkohlen und Bleierze. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel nach andern Provinzen Schwedens und nach dem Auslande bestehen in Getraide, Vieh und Holz. In dieser einzigen Landschaft von Schweden gibt es Störche und Nachtigallen. Schonen ist jetzt unter die beiden Läne (Statthalterschaften) Christiansstadt und Malmoehuus vertheilt, wovon jene das östliche und diese das südwestliche Schonen begreift. Die größte Stadt in Schonen ist Malmoe; zu Lund befindet sich eine bekannte Universität.

Schopenhauer (Johanna), geboren um das Jahr 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinrich Trosina, Senator war. Schon früh zeigte sie die entschiedenste Neigung zum Zeichnen und Malen, so wie ein großes Talent für Sprachen. Nachdem sie im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung empfangen und eine glückliche Jugend durchlebt hatte, verheirathete sie sich mit Heinrich Floris Schopenhauer. Dieser führte seine junge Gattin durch Deutschland nach Frankreich, von da nach London, wo sie länger weilten, und dann durch Brabant, Flandern und Deutschland nach Danzig zurück. Hier lebte sie bis zur Besitznahme dieser freien Stadt durch die Preußen 1793; die nächsten zehn Jahre brachte sie mit ihrem Gatten in sehr angenehmen Verhältnissen in Hamburg zu. Im J. 1803 traten beide eine größere Reise an. Sie besuchten Holland, Nordfrankreich, England, Schottland, und gingen von da über Holland nach Paris. Hier war sie so glücklich, von dem berühmten Augustin gründlich in der Miniaturmalerei, die stets ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen war, unterrichtet zu werden. Von Paris ging die Reisende durch Südfrankreich nach Genf, durchstreifte die Schweiz, sah München, Wien (wo sie verweilte), Preßburg, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach drei Jahren wieder in Hamburg an, wo sie bald ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor. Sie nahm jetzt (1806) ihren Wohnsitz in Weimar, wo sich bald ein höchst angenehmer geselliger Verein um sie bildete, zu dem Göthe, Wieland, Heinrich Meier, Fernow, v. Bertuch, Falk, Fr. Majer und viele Literatoren und gebildete Frauen, auf denen der Stolz dieser Stadt beruht, gehörten. Jeder dazu geeignete Fremde war hier willkommner Gast. An Fernow, von dem sie die italienische Sprache erlernte, knüpfte sie bald ein schönes Freundschaftsband, das leider schon nach zwei Jahren der Tod dieses trefflichen Mannes löste. G. v. Kügelgen war um dieselbe Zeit nach Weimar gekommen und hatte Göthe's, Wielands, Herders und Schillers Bildnisse gemalt. Eine Beschreibung dieser vier Gemälde und später eine von mehrern Oelgemälden des Landschaftsmalers Friedrich (in Bertuchs Modejournal) war das Erste, womit Madame Schopenhauer als Schriftstellerin auftrat. Zu einem größern Werke vermochte sie Cotta's Wunsch, daß sie Fernows Leben schreiben möchte. Dasselbe erschien 1810. Zwei Jahre später gab sie: Erinnerungen von einer Reise durch England u. s. w. heraus (2te Aufl.

1818); 1816 folgte ein Band „Novellen, fremd und eigen;" 1817 die Reise durch das südliche Frankreich, und 1818 die Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen. Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung haben diesen Schriften gerechten Beifall erworben. Gegenwärtig ist sie mit einem Roman unter dem Titel Gabriele in zwei Bänden, deren erster eben (July 1819. Preis 2 Thlr.) die Presse verläßt, beschäftigt.

*Schottland, ein unter der Königin Anna im Jahre 1707 mit England, unter dem gemeinschaftlichen Namen Großbritannien, vereinigtes Königreich, welches den nördlichen Theil von Großbritannien ausmacht, und sich mit seinen Inseln vom 9° bis zum 17° der östlichen Länge, und vom 54° 46' bis zum 60° 44' der Nordbreite erstreckt, und einen Flächeninhalt von 1441 Quadratmeilen hat. Im Süden gränzt es an England, wo zum Theil der Fluß Tweed die Gränze macht, gegen Norden und Osten an das Nordmeer und gegen Westen an das caledonische Meer. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit ist Schottland in die Nieder- (Lowlands) und Hochlande (Highlands) eingetheilt. Die Niederlande erstrecken sich von den Gränzen Englands bis zu den Mündungen der Flüsse Tay und Clyde. Ihre Oberfläche ist zwar nicht so eben wie in England, sondern gebirgig, aber zwischen den Gebirgen befinden sich fruchtbare Thäler und der Boden ist in einem beträchtlichen Umfange cultivirt, und trägt Weizen selbst über den 57sten Grad der Breite hinaus. Von den letzten Gebirgen Englands, den Cheviot-Hills, welche die Gränze zwischen England und Schottland machen, dehnen sich nach dem nördlichen Schottland die Pentlands-Hills aus. Nördlich von diesen erstrecken sich die Lowthers-Hills, deren höchste Gipfel 3150 Fuß erreichen und die Leadhills mit reichen Bleiminen. Von Dumbarton an bis ans nördliche Ende von Schottland erstrecken sich die Hochlande, welche beinahe zwei Drittel des Landes einnehmen und aus lauter Gebirgen bestehen, die der Cultur wenig fähig sind. Wo es etwa Ebenen in diesen Hochlanden gibt, ist der Boden morastig und voll Torf, die Thäler aber sind steinig und unfruchtbar, und nur in einzelnen geschützten Strichen zum Ackerbau tauglich. Eine natürliche Scheidewand zwischen den Hoch- und Niederlanden machen die an Naturschönheiten reichen Grampians-Hills, welche aus der Halbinsel Kantyre aufsteigen und vom See Lomond nördlich und nordöstlich bis zum Vorgebirge Kinnaird und nordwestlich bis zum See Naß in Inverneß streichen, und die höchsten Gebirge von ganz Großbritannien sind. Ihre höchsten aus Granit bestehenden Kuppen sind der 4370 Fuß hohe Ben-Navis, der 4060 Fuß hohe Cairngorm und der 4015 Fuß hohe Ben-Lawers. Fast überall zeigen sich hier Felsen über Felsen gethürmt, und neben ihnen furchtbare Tiefen und Klüfte. Enge Zugänge, furchtbare Felsengänge und Pässe führen durch diese Gebirge, und eröffnen den Eingang aus den Niederlanden in die Hochlande. Nordwestlich zerreißen sich die Ketten der schottischen Hochgebirge, und laufen in wilder Verwirrung zu den rauhen, immer mit Schnee bedeckten Gipfeln der nördlichen Grafschaften aus, die ohne regelmäßige Gebirgszüge doch oft den Anbau unmöglich, und große Landstriche unbewohnbar machen; so in Roßshire und Sutherland, wo nur wenige Küstenstriche der Cultur fähig sind, Wildniß mit Wildniß wechselt, und enge Thäler und schauerliche Klüfte sich dem Auge darbieten. In neuern Zeiten sind diese Hochlande sehr häufig von Reisenden besucht worden.

weil sie ein großes Gemälde der erhabensten Natur darstellen, und durch reichliche Abwechslungen von erhabenen Aussichten die Mühe des Wanderers belohnen. So zieht z. B. ein neuerer Reisender, welcher den in den Hochlanden befindlichen höchsten Berg Ben-Navis bestieg, die Aussicht von demselben allen Bergaussichten in der Schweiz vor. Diese letztern haben zwar, sagt er, einen unbezweifelten Vorzug vor irgend einer schottländischen Aussicht, in Hinsicht auf wirkliche Größe, auf die malerische Mannichfaltigkeit der Dörfer, der Weinberge, der gedrängten Bevölkerung, der Brücken und Wasserfälle und der Cultur des Bodens; allein was den unermeßlichen Umfang des Horizontes, das große und schöne Colorit, welches die Entfernungen zur See und zu Lande hervorbringen, die rohe und erstaunenswürdige Pracht der Landgegend und das Leben und beständige Wimmeln auf den Gewässern betrifft, so kann ich mir nichts vollkommneres denken als die Aussicht vom Ben-Navis. Die Aussicht von diesem Berge erstreckt sich von einem Meere zum andern und über eine Menge von Inseln, welche sich in einer Entfernung von 15 Meilen im Horizont verlieren, oder sich in der Nähe aus dem Busen des Meeres bis zur Höhe von einigen tausend Fuß empor heben. Die Inseln Jura und die alpenähnliche Insel Skye sind in einer Entfernung von 12 bis 15 Meilen sichtbar. Die großen Schiffe, die man auf den verschiedenen Meeren, Seen und Canälen dahin schwimmen sieht, beleben die Scene. So weit unser Reisender. Wir kehren jetzt zur weitern Beschreibung Schottlands zurück. Schottland wird an seinen Küsten von vielen Meerbusen und Buchten zerschnitten, indem das Meer tief in das Land eindringt, und in seinem Innern von vielen Flüssen bewässert, welche gewöhnlich einen reißenden Lauf haben, und die romantische Schönheit der Hochlande erhöhen; oft sind sie der einzige Pfad, der zwischen unbetretene Gebirge führt, oft durchschneiden sie diese, und brechen aus ihrem Fuße wie ein neuer Strom hervor. Die bedeutendsten Flüsse, welche sämmtlich auf eine Strecke befahren werden, sind: der Tweed, der Clyde, der Forth, der Tay, der Dee und der Spey. Zur Verbindung der Flüsse Clyde und Forth dient der Glasgowsche Canal. Der seit 1811 eröffnete caledonische Canal dient zur Verbindung des Nordmeers mit dem caledonischen. Schottland hat mehrere und bedeutende Landseen, welche gleichfalls reich an den erhabensten Naturschönheiten sind. In Dumbarton eröffnet der Loch-Lomond die Reihe der großen Seen. Er ist 5 Meilen lang, 2 breit und an 600 Fuß tief. Dreißig Inseln liegen darauf, wovon mehrere bewohnt sind, andere als klippige Felsen emporsteigen, andre mit Wald bewachsen sind. Seine Ufer bieten entzückende Aussichten, freundlich und wild; das Auge kann auf grünen Matten ausruhen oder auf den Höhen weilen, die hier der Ben-Lomond und seine Nachbargebirge gen Himmel thürmen. Bezaubernder noch sind die Umgebungen des Loch-Neß, eines neun Stunden langen Sees, dessen Südseite vorzüglich romantische Abwechslungen darbietet, wo man sich aus dem Anblick wilder Felsmassen plötzlich in abgeschiedene Thäler versetzen kann, die friedliche Bäche durchschlängeln. In seiner Nähe stürzen die Wasser des Foyers, weiß wie Schnee, mit dem Getöse des Donners in den Abgrund von einer 212 Fuß hohen Felswand. Das Clima der Niederlande ist dem von England gleich. Die Seeluft macht den Sommer frisch und kühl, und mildert die Winterstrenge. Die Hochlande haben, wie alle Ge-

birgslande, strengere Kälte und Hitze, nur wo die See tief in das Land einschneidet, sind beide gemäßigter. Ueberhaupt ist das Clima wohlthätig für Leben und Gesundheit; daher ein hohes, gesundes Alter durchaus keine Seltenheit in Schottland ist. Rindvieh, Pferde und Schafe sind in diesem Lande fast durchgehends von kleiner Statur, und dabei stark und dauerhaft. Auf die Viehzucht wird in neuern Zeiten große Aufmerksamkeit verwendet. Das Rindvieh in den Hochlanden ist das kleinste im brittischen Reiche, von außerordentlicher Dauer, und verträgt das strengste Clima; es begnügt sich mit dem gröbsten und magersten Futter, wird auf den gewöhnlichen Weiden bald fett, bekommt das feinste und schmackhafteste Fleisch, und wird daher, zum Mästen, auf das theuerste bezahlt. Auch fehlt es nicht an Wildpret; sehr häufig sind Birkhühner, Haselhühner und Schneehühner in den Hochlanden. Mit Seefischen sind die schottischen Küsten auf das reichlichste gesegnet. Am nützlichsten sind der Hering und Kabliau. Hummer werden in großen Quantitäten nach London geführt. Lachs ist auch ein Hauptartikel, von dem viel ausgeführt wird. Man baut Getraide, doch mehr in den Nieder- als Hochlanden, am häufigsten Hafer und Gerste, Flachs, Hanf, Tabak, Garten- und Hülsenfrüchte, und Obst; auch hat man Blei, Eisen, Kupfer, Spießglas, Kalksteine, Bausteine, Schiefer, trefflichen Marmor, mehrere Arten von Edelsteinen, als Karneole, Sapphire, Topase, Rubine, Amethyste, Chalcedone, Granaten, Smaragde &c. und Steinkohlen, welche unter den Mineralproducten Schottlands die erste Stelle behaupten. Sie finden sich reichlich in den südlichen und mittleren Districten. Der große Theil des Nordens ist ganz davon entblößt, welcher Mangel daselbst durch Torf ersetzt wird. Gold und Silber gibt es in Schottland nicht. Industrie ist in den Niederlanden überall ausgebreitet. Die Leinwandfabrikation, sonst ein wichtiger Industriezweig, ist in neuern Zeiten gesunken; dagegen hat die Verarbeitung der Baumwolle bis zu den feinsten Artikeln in den westlichen Theilen von Schottland Grund gefaßt, und ist äußerst bedeutend. Der vortreffliche schottische Zwirn erhält fortdauernd seinen alten Ruhm. Die inländische Wolle wird zu verschiedenen Artikeln verarbeitet. Vornehmlich ist das Stricken von Worsted-Strümpfen sehr allgemein und einer der wohlthätigsten Erwerbzweige der armen Volksclasse. Die schottischen Teppiche empfehlen sich durch wohlfeile Preise und Dauerhaftigkeit. Tartan, ein wollener Stoff, ist Schottland ausschließlich eigen und dient besonders zur Nationalkleidung der Hochländer. Er ist aus dem feinsten Worsted-Garn gewebt und buntgewürfelt, entweder Scharlach oder von gemeinen Farben. In Glasgow, Edinburg und andern Städten gibt es Fabriken von Steinzeug, Glas, Zucker &c. Von Eisenwerken sind die Carron Works die bedeutendsten, welche 500 Arbeiter beschäfftigen, und jährlich 1500 Stück Kanonen liefern. Die Whiskybrennereien haben erstaunlich zugenommen, so daß schon 1791 sich die Quantitat auf 1,700,000 Gallonen belief, und seitdem ist das jährliche Quantum noch viel höher gestiegen. Bewundernswürdig ist die Schnelligkeit der schottischen Brenner, womit sie den Whisky destilliren. Schottland nimmt an dem brittischen Handel einen sehr wesentlichen Antheil und in neuern Zeiten hat der Seehandel sehr zugenommen, so daß 1802 die Anzahl der schottischen Schiffe und Fahrzeuge sich auf 2349 und die Ausfuhr 1801 auf fast 26 Millionen Gulden belief. Glasgow, Edinburg mit Leith, Dundee und

Greenok sind die bedeutendsten Handelsplätze Schottlands. Die Einwohner sind der Abstammung nach entweder Hochschotten, Bergschotten, welche eine eigene Sprache, die galische oder caledonische, reden und die Hochlande bewohnen — oder Engländer, welche die Niederlande bewohnen. Auf den zu Schottland gehörigen shetländischen Inseln sind Norweger zu Hause, welche norsisch reden. Die herrschende Kirche ist die presbyterianische; aber auch Episkopalen und Dissenters sind zahlreich. Die Bergschotten sondern sich auffallend in ihren Sitten von den Bewohnern der Niederlande ab. Ohne die Fortschritte einer fremden Cultur gekannt oder geachtet zu haben, und fast abgeschnitten von der cultivirten Welt, standen sie noch vor einem halben Jahrhundert auf der Stufe des Mittelalters; doch die neuere Zeit hat vieles von jenem Alterthümlichen verwischt. Ihre Hütten sind zwar einfach und ärmlich, doch wohnt gewöhnlich in ihnen häuslicher Friede und Eintracht. Des Mannes Beschäftigung ist Fischerei, Jagd und Hüten des Viehes; die Wirthschaft und Familie besorgt indeß die Hausfrau, deren Geschäft noch in Weben, Stricken, Ledergerben und Walken des Tuches besteht. Ihre Kost ist Hafermuß mit Haferkuchen aus Wasser und Mehl gebacken; ihr Getränk Milch, und bei den Wohlhabenden Whisky, der sich jetzt leider immer mehr unter ihnen verbreitet hat. Der Bergschotte findet eine große Ehre in seiner Abstammung von namhaften Heldengeschlechtern der Vorzeit, und kleidet sich auf eine ganz eigenthümliche Weise. Der oben angeführte Tartan, in Vierecken gewebt, die mit den brennendsten Farben, hauptsächlich grün, gelb und roth, wechseln, ist der Stoff seiner Kleidung. Eine Art Weiberrock schürzt sich um den Leib, bis an die Mitte des Dickbeines, und läßt die Knie blos, denn bis unter diese nur reicht der roth und weiß gewürfelte Halbstrumpf. Gesang, Musik und Tanz liebt der Bergschotte, und seine Spiele sind alle mit Uebung körperlicher Kräfte verbunden. Schottland hatte ehemals, seitdem es durch Kennaths III. entscheidenden Sieg 838 unter die Herrschaft der Schotten gebracht wurde, seine eigenen Könige, die mit dem Volke schon früh Christen wurden, aber die Macht derselben war äußerst beschränkt. 1603 erhielt Jacob I. zugleich den Thron von England. Seit dieser Zeit waren zwar die Kronen von England und Schottland auf einem Haupte vereint, aber noch behielt letzteres sein eignes Parlament und selbstständige Verfassung, und erst ein Jahrhundert später brachte die Königin Anna 1707 die Union glücklich zu Stande, wodurch beide Reiche zu einer Nationalrepräsentation vereinigt wurden. Schottland hat mit England ein Gesetz und dieselbe Verfassung. Zum Oberhause des Parlaments sendet es 16 Peers, und zu dem Unterhause 45 Repräsentanten. Geographisch theilt man es in Süd-, Mittel- und Nordschottland, politisch in 31 Shires und 2 Stewartrys. Die zu Schottland gehörigen Inseln sind: die auf der westlichen Küste liegenden Hebriden, die von der Nordküste durch den unruhigen Pentland Frith getrennten orkadischen Inseln und die noch nördlicher, eilf Meilen von der nördlichsten orkadischen Insel entfernt liegenden shetländischen Inseln.

Schraube, Schraube ohne Ende. Die Schraube, deren Einrichtung wir als bekannt voraussetzen, ist eine von den fünf mechanischen Potenzen oder einfachen Maschinen. Man kann durch sie erstaunliche Lasten bewegen und einen Druck hervorbringen, der ungeheure Gewichte erfodern würde. Der Cylinder, welcher den Kör-

per der Schraube ausmacht, heißt die **Spindel**; um sie herum läuft der **Schraubengang** schneckenförmig. Ein andrer Körper mit einer cylinderischen Oeffnung von der Weite, daß die Spindel hineinpaßt, und mit einem Schraubengange versehen, in dessen Vertiefungen die erhabene Schraubenlinie der eigentlichen Schraube paßt, heißt die **Schraubenmutter**. Eine aus einer Schraubenspindel und einem Stirnrade so zusammengesetzte Schraube, daß die Schraubengewinde zwischen den Zähnen des Rades eingreifen, einen Zahn nach dem andern fortschieben und auf diese Art das Rad umdrehen, heißt **Schraube ohne Ende**, weil bei der steten Wiederkehr des Rades die Schraubenspindel unaufhörlich fortbewegt werden kann, ohne daß sie, wie die gemeine Schraube, einmal auf einen festen Punkt kommt.

Schreibart, s. **Styl**.

Schrift. Sprache und Schrift, wie alle zum Stammgute des Menschengeistes gehörige Ideen, ziehen sich, aller Zeitbestimmung spottend, gleichsam in ihre Ewigkeit zurück und ihr Wesen und Ursprung wird daher auf dem gewöhnlichen Wege historischer Forschung nicht ausgemittelt, wenn auch einzelne wie verlorne Spuren davon aufgezeigt werden. Nur in größeren welthistorischen Combinationen treten sie hervor. So viel ist nöthig vorauszuerinnern, um dem Vorwurfe des Nichterschöpfens, oder auch der geheimnißvollen Einfalt des Ausgebeuteten zu begegnen. **Sprache** ist veranschaulichtes Denken, oder Erkennen und weis't demnach auf sinnliche Anschauung hin. Dem gemäß spricht sich mit jedem Schritte, den sie auf dem Wege aus dem Gemüth heraus thut, ein allmähliges Versenken des Subjectiven in das Objective aus. Sie braucht nämlich Organe des Leibes und Elemente, wie Luft und Licht, um als Ton= und Geberdensprache sich zu versinnlichen, oder hörbar und sichtbar zu werden. Als Geberdensprache ist sie schon ein starrerer leiblicherer Gegenstand geworden, und Geberdensprache eignet darum, nach Beobachtungen der Reisenden, vorzüglich sinnlichen Völkern und Stämmen. So bildet und ist sie also Figur, und die Chladnischen Klangfiguren sind bereits ihre Anfänge und Vorschule. Wird aber die Tonsprache für einen andern Sinn, als das Ohr festgehalten, so entsteht **Schrift**, d. h. eben für das Auge festgehaltene Tonsprache, mithin schaltet Schriftsprache im Raume, als Hieroglyphe (s. d. Art.) und Buchstabe. Diese beiden müssen ursprünglich in der Idee Eins und Elemente der Ursprache des in Zeit und Raum bildenden und webenden, also **Zahl** und **Figur** als Schmetterlingspuppe bauenden und ihr entfliegenden Geistes seyn; welche Ursprache einer der trefflichsten Geister unserer Nation, J. J. Wagner, in der Mathematik wieder anerkannt und erörtert hat. Wer aber kann die Zeit und Umstände jener Schritte genau angeben und bestimmen? und, wenn einer es könnte, wäre damit wohl das Wesen der Idee ausgemittelt? Da nun die Hieroglyphe mehr die Anschauung, der Buchstabe aber den Begriff in Anspruch nimmt, so setzt **Buchstabenschrift** schon eine höhere Ausbildung des Geistes voraus, wenn gleich auch die **Hieroglyphik** mehrere Stufen durchlaufen mußte, um sich zu durchdringen und zu vollenden. Dies ergibt sich bald, wenn man das Verhältniß von Bild und Kunst, wie von Wort und Wissenschaft ernstlich erwägt, und ihre Wechseldurchdringung in einem klaren Seyn und Schauen auffaßt. — Sind wir nun aber hiermit rücksichtlich der Schrift in eine Urwelt zurückgewiesen, so muß Entstehung, Bewahrung und Element der Schrift nothwendig heilig seyn. Darum schreibt die Sa-

ge durchgängig die Erfindung derselben einem Gott zu, wie auch die Folgezeit in ihrem Losreißen vom Ganzen und ihrem Fallen in das Einzelne die Sage selbst mißverstanden und diesen allenthalben und allezeit waltenden Gott z. B. zu einem Kadmus individualisirt, den wahren Mythus also zur lügenhaften Fabel umgedeutet haben möge. Darum ferner darf es nicht befremden, Priester, diese ersten und letzten Siegelbewahrer des geistigen Eigenthums der Menschheit, auch als Schriftbewahrer zu finden. Darum endlich ist es ganz in der Ordnung, daß die Urwelt, welcher alles heilig und Ausdruck der Idee war und wurde, die Gesammtumwelt als Emblem und Symbol zur Veranschaulichung und Vergegenständigung des Geistes und der Idee brauchte. Die Natur war gleichsam die erste colossale Schrift, in ihren schematischen Grundzügen sowohl, als in deren Ausfüllung sinnig ergriffen und geahnet. Darum spielen die acht Kuas des sinesischen Fohi, als ungebrochene und gebrochene Linien Symbole des Vollkommenen und Unvollkommenen, um Physisches und Ethisches; und Keilschrift, wie Strick- und Knotenschrift, gehören wohl auch zu den Versuchen des stammelnden Geistes, Grundzüge bleiben hier wie auch in der Buchstabenschrift die senkrechte, wagerechte und Kreislinie. Die Buchstabenschrift selbst, wie sie in den verschiedenen Alphabeten vorliegt, ist durchaus, wie J. A. Kanne in durchgreifender Combination von Name, Zahlbedeutung und Figur der Buchstaben gezeigt hat, Hieroglyphe d. h. Trümmer religiöser Ideen über Zeugung und Schöpfung in Zeit und Raum, wo nach der Analogie der zwei Sonnenwenden des Jahres in zwei Abtheilungen-Auge, Hand, Finger, Becher, Stier, Haus, Thür, Wasser, Mund, Brunn, Vogel, Schlange, Kreis, Kreuz durch einander gespielt werden — alles tief gegriffene und weit umgreifende Symbole cosmogonischer, chronogonischer und theogonischer Ideen, welche tiefer in der Sprache selbst wurzeln, hier aber nicht weiter erörtert werden können. Welch ein uraltes Factum wird nach dem allen nicht auch die Buchstabenschrift, und wie fast possenhaft, ja alles Ernstes und aller Würde der Untersuchung entblößt ist ein ungeschriebener blos durch mündliche Ueberlieferung entstandener und erhaltener Homer auch von hieraus, wenn nicht schon die unüberwindliche Schwierigkeit einer solchen Fortpflanzung und die unumgängliche Voraussetzung einer in ihrer Entwickelung bereits weit gediehenen vorhomerischen Welt in jedem verleiden müßte, der nicht einseitig genug ist, Griechenland für die Welt anzusehen! Dazu sind, bei genauerer Ansicht, die Uncial- und Currentbuchstaben gar nicht so verschieden, als man gemeint hat, und die freieste Willkühr hat die Grundzüge beider nicht verwischen können. — Derselbe heilige Sinn und Instinct nun spricht sich weiter auch in der Schreibweise, oder dem Anreihen und Nebeneinanderstellen und Fortführen der Wörter in Linien aus. Auch diese kommen, wie die einzelnen Buchstaben selbst das Grundschema und den Typus nicht verläugnen konnten, auf das Senkrechte, Wagerechte und Kreisige zurück. Man hat nämlich als älteste Schreibweisen die Tapökon-, Kionädon- oder Säulenschrift, wo Buchstabe unter Buchstabe, Wort unter Wort gesetzt wird; Bustrophädon- oder Furchen- auch Pflügschrift von Osten nach Westen, von Westen nach Norden, von Norden nach Süden; Plinthädon- oder Ziegelschrift in Form eines Ziegels; Speiredon- oder Kreisschrift, welche beide letztern nur weitere Ausbildung und Vollendung der beiden erstern sind. Gedichte in Beil-, Ei- oder anderer

Form sind spätere Spielereien, aus welchen der Sinn entwichen war. Aber den Alterthumskundigen wehen beim Ueberblicke jener genannten Schreibweisen allerlei Ideen an, welche dem instinctartigen Wesen des Alterthums so wenig widersprechen, daß sie vielmehr nur seine Deutung im Geiste sind. Ohne tiefer einzugehen, wozu hier auch der Ort nicht wäre, wollen wir sie den Leser ebenfalls nur anwehen lassen. Wem fallen nicht bei der Säule jene heilige wandelnde Feuersäule, der Obelisk, die Pyramide, diese Denkmäler und Gebilde des Phalluscultus, oder der Anbetung zeugender Naturkraft bei? wem nicht wieder die heiligen Tempelstäbe und Ruthen, womit Zeit und Jahre berechnet, vorgelesene Abschnitte heiliger Bücher geschlossen wurden, wovon die Rhapsoden oder Stabsänger Ursprung und Namen haben? wem nicht die Runenstäbe, die Rune selbst, die Gesang, Schriftzeichen und Zauberwort ist? Wer gedenkt nicht bei der Furchenschrift der Sonnen-, Mondes und Planetenbewegung? des Stiergottes Buddha, Bugha, Godama in Indien, Somonakodom in Siam und Pegu, Kadmus in Griechenland, der nach Buthoia (dem Stierlande) in Illyrien mit einem Ochsengespann kam, in Theben mit feurigen Stieren pflügte? Wen erinnert die Ziegelschrift nicht an die goldenen Weihgeschenke in Ziegelform? an die israelitische Jahrsäule in Ziegelform? an den Mondgott Laban, die Mondgöttin Lebanah, wovon Lebenah im Hebräischen ein Ziegel und eine geschriebene Columne heißt? Wer erkennt endlich nicht im Kreis das uralte heilige Symbol, als nach allen Seiten gleichförmig ausgedehnten Punkt und Raumbild? In der That muß eine welthistorische Ansicht jenen Sinn herausfinden und klar erkennend durchdringen, da ja doch die Welt, zumal die alte, in zerstreuten Dichtergliedern sich ausspricht; und die Wissenschaft hat sich auch allerdings in einigen Männern dazu gerüstet. — Um mehrere der hier angeregten Ideen bewegen sich auch die in diesen Kreis des Schriftwesens fallenden Wörter der Sprachen. Stäff heißt noch im Norddeutschen ein Buchstab, und Buchstab ist ein Stab aus Buchenholz, worauf wie auf Eschenstäbe die Runen geschnitten wurden; Buch selbst heißt im Lateinischen liber und codex. Rune gehört zu einer Hebräischen Wortfamilie, die Singen und Gesang bedeutet. Heißt sie Ramruner, so erinnert sie an Zweig und Gesang, die in den Wörtern der Sprachen zusammenfallend Familien bilden, die das französische ramage, Waldsang und Reim sich leicht bieten. Exarare, vom Schreiben gebraucht, erinnert an Acker und Pflug, also Furchenschrift, also Kadmus. Mehr als diese Andeutung so leise, aber innig verwebter und verknüpfter Ideen gestattet dieser Ort nicht. — Schreibmaterialien waren im Verlaufe der Zeit Steine, Metalle, Baumrinden und Blätter, Holz, Wachs, Elfenbein, Muscheln, Scherben, Leinwand, Thierhäute, Pergament, ägyptisches oder Nilpflanzenpapier, Baumwollenpapier, Lumpenpapier. Geschrieben ward mit Meißeln, Eisen- oder Beingriffeln, Schilfrohr, Gänsekiel. Auch Tinte war früh erfunden, aus manchen Ingredienzen. Der Morgenländer trägt noch sein Schreibzeug im Gürtel. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst gab es Schön- und Schnellschreiber (Kalligraphen und Tachygraphen). Aus dem Nilpapier wurden Bogen (scapi), aus diesen Rollen (volumina) gemacht und um einen Stab aus Buchs, Elfenbein oder Gold, der am Ende angeleimt ward und Nabel hieß, gewunden. Viereckigte Bücher sollen zu Zeiten der Könige von Pergamus aufgekommen seyn. Die Buchrollen im Herculanum werden,

nachdem nun zuletzt Davy, auf chemische Untersuchungen und Ansichten gestützt, mehrere aufzurollen versprochen hat, auch von Seiten der Paläographie vielleicht manches Merkwürdige zu Tage fördern, wie es denn überhaupt damit für die Philologen aller Art neue Arbeit gibt. — Fassen wir also das Ergebniß kurz zusammen, so ist die Schrift uralt in Zahl und Figur veranschaulichter Menschengeist, gebunden an einen Grundtypus aller Zeit- und Raumdurchdringung, d. h. alles Lebens. Das Alphabet ist eine Geschichtsperiode dieses Grundtypus, welcher durch die Wissenschaft aufgefunden und an die Religion, woraus er entstand, abgegeben werden muß, damit nun Ende wie Anfang und die Menschheit vollendet werde in religiösem Seyn und Schauen. Name des Erfinders, Erfindungsjahr des Alphabets und der Schrift lassen sich nicht angeben. Die Elemente derselben sind religiös und müssen in Religion, als dem Wesen des Geistes sich schließen und ergänzen. W.

Schriften. Man unterscheidet in den Druckereien die verschiedenen Arten der Schriften, einmal nach der Größe, dann nach der Lage der Buchstaben. Die Sprache macht dabei keinen Unterschied. Die gewöhnlichen Namen sind in aufsteigender Linie von der kleinsten an: Perl, Colonel, Nompareil, Petit, Borgois, Garmond oder Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, grobe Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Canon, grobe Canon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon u. s. w. Sind es deutsche Schriften, so nennt man sie Perl Fractur; lateinische, Perl Antiqua; griechische, Perl griechisch u. s. w. In Ansehung der Lage unterscheidet man die geradstehenden Schriften von der Cursiv. Die Schwabacher Schrift ist eine nach altgothischer Art gebildete Fracturschrift.

Schröder (Sophie), k. k. Hofschauspielerin in Wien, wurde im Jahre 1781 in Paderborn geboren. Ihr Vater hieß Bürger und war Schauspieler. Ihre Mutter, welche sich nach dem Tode ihres ersten Mannes mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheirathete, folgte mit ihrer damals 12jährigen Tochter einem Rufe nach Petersburg. Sophie war von ihrer Mutter, obgleich sie schon als Kind in kleinen Rollen Talent bewiesen, dennoch nicht für die Bühne bestimmt, da aber das Personale der Tyllischen Schauspielergesellschaft in Petersburg sehr beschränkt, und durch den Tod der Madame Stollmers das Fach der jugendlichen Rollen in Oper und Schauspiel unbesetzt war, so gab sie den Bitten der bedrängten Directrice nach, und Sophie begann in der Dittersdorfschen Oper: das rothe Käppchen, als Fräulein Lina ihre theatralische Laufbahn. In Reval, wohin die Gesellschaft später reis'te, heirathete sie als 14jähriges Mädchen den Schauspieler Stollmers. Hier lernte sie auch Kotzebue kennen; auf seine Empfehlung erhielt sie ein Engagement bei dem Wiener Hoftheater. Sie spielte damals noch ausschließend naive Rollen und gefiel in ihren Debut-Rollen als Margarethe in den Hagestolzen, und Gretchen in den Verwandtschaften sehr. Nach einem Jahre verließ sie jedoch Wien wieder und ging nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagirt wurde. In der Rolle der Hulda in den beiden Theilen des Donauweibchens machte sie viel Glück. Im Jahre 1801 ward sie unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Hamburg berufen. Hier war es, wo sie die hohe Bahn betrat, auf welcher sie jetzt als ein Stern erster Größe glänzt; sie verwechselte nämlich das nai-

ve Rollenfach mit dem tragischen. Häuslicher Kummer hatte ihren sonst heitern Geist in eine melancholische Stimmung versetzt und den schlummernden Funken zur Flamme entzündet. Ihre erste Rolle in diesem Fache war die Zimmermeisterstochter Spindler in dem Trauerspiele: Julius von Sassen. Diese gelang über ihre Erwartung und bestimmte sie, sich von nun an ganz dem tragischen Fache zu widmen. Im Jahre 1804 heirathete sie ihren zweiten Gatten, den Schauspieler Schröder, und lebte unter den günstigsten Verhältnissen zwölf Jahre lang in Hamburg, bis die kriegerischen Begebenheiten im J. 1813 sie bestimmten, diese Stadt zu verlassen. Nachdem sie eine Kunstreise gemacht, auf welcher sie überall Lorberen geerntet, nahm sie ein Engagement in Prag an, wo sie anderthalb Jahre blieb; nach Verlauf ihrer Contractzeit folgte sie einem ehrenvollen Rufe zu dem Wiener Hoftheater, dessen Zierde in hochtragischen Rollen sie noch ist. Ihre Phädra, Lady Makbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon sind meisterhafte Gebilde.

Schroten bezeichnet im Allgemeinen ein Trennen, Absondern und zugleich ein damit verbundenes Geräusch, daher wird in der Naturgeschichte ein eignes Geschlecht von Käfern Schröter genannt. Besonders aber heißt Schroten, Getraide in der Mühle in gröbliche Theile zermalmen, welche man nicht durch das Beuteltuch gehen läßt.

Schröter (Johann Hieronymus), ein berühmter Astronom, ist 1745 zu Erfurt geboren und lebt als Oberamtmann zu Lilienthal. Nachdem er zu Göttingen die Rechte studirt, zugleich aber durch Kästners Unterricht die Mathematik und besonders die Astronomie leidenschaftlich lieb gewonnen hatte, empfing er ebendaselbst die juristische Doctorwürde und ward 1778 bei der hannöverschen Regierung angestellt. Unausgesetzt mit seinem Lieblingsstudium, der Astronomie, beschäftigt, machte er 1779 und 80 wichtige Beobachtungen über die Sonne, die Venus, hauptsächlich aber über den Mond, welcher der Gegenstand seiner anhaltendsten Aufmerksamkeit wurde, und von dem er einen so genauen Atlas lieferte, daß wir diesen Planeten theilweise besser kennen, als eben so große Landstrecken unsrer Erde. Zu Lilienthal, wo Schröter Amtmann wurde, errichtete er eine herrliche Sternwarte, die er nach und nach mit den besten Instrumenten ausstattete. Sein dreizehnfüßiges Telescop erklärte Lalande für das beste unter allen vorhandenen. Seine Hauptwerke sind seine selenotopographischen Fragmente (1791 und 1802, 2 Bde. 4. mit Kupfern und Karten), seine cythereogriphischen Fragmente oder Beobachtungen über die gigantischen Gebirge, und die Rotation der Venus (1793, 4.) und deren Fortsetzung unter dem Titel Aphroditographische Fragmente (1796, 4.) ferner Kronographische Fragmente zur genauen Kenntniß des Planeten Saturn, seines Ringes und seiner Trabanten (1808, 8.).

Schub, Schubwesen, eine in neuerer Zeit eingeführte polizeiliche Maßregel, um sich der fremden Bettler, Landstreicher, Vagabunden und andern lästigen der allgemeinen Sicherheit gefährlichen Gesindels zu entledigen, welche darinn besteht, daß man dergleichen Subjecte aufgreift und unter Aufsicht von Ort zu Ort und Land zu Land bis zu ihrem Geburtsort zurückschaffen läßt, weil nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen der Geburtsort desjenigen, der sich nicht selbst ernähren kann oder sich nicht auf eine ehrliche, für Andre nützliche Weise ernähren will, zunächst die Obliegenheit hat, ihn im erstern Fall zu unterstützen, im letztern aber durch Zwang dazu anzuhalten.

Schuh, s. Fuß.

Schuldheiß, s. Schulze.

Schüle (Johann Heinrich, Edler von), einer der berühmtesten deutschen Fabrikanten neuerer Zeit, wurde den 13ten December 1720 zu Künzelsau in Franken geboren, wo sein Vater ein Nagelschmidt war. Entblößt von allem Einflusse, welchen berühmte Vorfahren, Reichthümer und große Gönner gewähren, hatte dieser Mann seinen nachmaligen Wohlstand und Ruhm nur als den Lohn seines frühen Fleißes, seiner unermüdeten Thätigkeit, seiner Aufmerksamkeit und seines unabläßigen Forschens anzusehen. 1739 kam er nach Straßburg in die Lehre, und 1745 erhielt er einen Ruf als Handlungsdiener nach Augsburg, wo er sich kurz darauf verheirathete, und dadurch neben einem eignen Hause eine Ausschnitthandlung von ungefähr 8000 Gulden erwarb, da sein eignes Vermögen nur aus 10 Ducaten bestand. Nun erweiterte er in Kurzem seinen Handel, widmete sich besonders dem Vertriebe von Kattun und Bambezeen, und munterte die Weber zur Veredelung ihre Waare auf, wodurch der Umsatz in diesem Artikel bald ein neues Leben erhielt. Anfangs ließ er seine Waaren in Hamburg drucken, aber 1753 fing er an, sie in Augsburg selbst einmalen zu lassen, und weil die Hamburger zu viel Lohn verlangten, legte er 1759 eine eigene Zitzmanufactur an, deren Erzeugnisse sehr bald in den meisten europäischen Ländern, wegen der Zeichnung, Frischheit der Farben, netten Appretur und einer weißen Bleiche weit mehr gesucht waren, als die holländischen und englischen. Er setzte vom 18ten December 1745 bis zum 8ten September 1766 blos durch den Verbrauch in Kattunen, seinen Gewinn ungerechnet, in Augsburg die Summe von 3 Millionen, 754,829 Gulden 49 Kreuzer in Umlauf, während welcher Zeit die Augsburgischen Weber für ihn 233,669 Stücke gewebt, und dafür 1 Million 853,082 Gulden erhalten hatten. Ein Proceß mit dem Magistrat und der Weberzunft, wegen der Einfuhr ostindischer Kattune, welcher erst 1785 geendigt wurde, veranlaßte ihn 1766 nach Heydenheim im Würtembergischen zu gehen, woher er aber 1768 wieder nach Augsburg zurückkehrte. Er vervollkommnete nun seine Kattundruckerei immer mehr durch Erfindung neuer Farben und Muster, und führte das schöne Gebäude vor dem rothen Thore auf. Schon 1772 erwarben ihm seine Verdienste den Adel, den Titel eines kaiserlichen wirklichen Rathes und ein Privilegium, daß seine Zeichnungen und Modelle von keiner andern Fabrik sollen nachmacht werden dürfen, und daß er befugt seyn solle, seine Zitze besonders zu zeichnen, so wie auch seine Fabrik unter besonderm kaiserl. Schutz stehen solle. Unglückliche Combinationen von Umständen und sein vielleicht zu unbiegsamer Charakter brachten diese berühmte Fabrik späterhin nach und nach ins Stocken und er starb, seinen Ruhm überlebend, den 17ten April 1811 in ziemlich dürftigen Umständen. Seine großen Fabrikgebäude in Augsburg wurden in eine Tabaksfabrik umgewandelt.

†Schulenburg (von), Matthias Johann Graf von der Schulenburg, geboren 1660, commandirte als Generallieutenant in sächsischen Diensten ein sächsisches Corps in Polen gegen Carl XII. Er wurde von diesem am 12ten Oct. 1704 bei Puniz angegriffen, hielt zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ganz ohne Cavallerie, und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, einen nicht unberühmten Rückzug nach Schlesien. Er verließ 1711 die sächsischen Dienste, wurde Generalfeldmarschall der Republik Venedig, und erwarb sich durch

die Vertheidigung der (1715) von den Türken belagerten Festung Corfu große Verdienste, zu deren Andenken die Republik seine Bildsäule auf den öffentlichen Platz zu Corfu setzen ließ. Schulenburg starb zu Verona 1747. — Der Graf von der Schulenburg-Wolfsburg, herzoglich braunschweigischer Staatsminister, der nach dem Tode des Herzogs bei Quatre-Bras vom Prinz-Regenten von England an die Spitze der Landesverwaltung im Herzogthum Braunschweig gestellt worden war, hatte sich früher im preußischen Staatsdienste, dann an der Spitze der Stände sowohl im Königreiche Westphalen als im Königreiche Hannover allgemeine Achtung erworben. Er starb zu Wolfsburg den 25sten Dec. 1818.

Schulpforte, s. Fürstenschulen.

Schulze, zusammengezogen aus Schuldheiß, heißt derjenige, der an einem Orte die Gerichtsbarkeit ausübt, besonders in Dörfern der Vorsteher der Dorfgemeinde; doch giebt es auch Stadtschuldheiße.

Schulze (Ernst Conrad Friedrich). Dieser durch einen frühen Tod in der Blüthe seines Lebens uns entrissene geniale Dichter war 1789 zu Celle geboren. Als ein lebhafter Knabe zeigte er mehr Anlagen als Fleiß. Sein Dichtertalent, durch die Lectüre von Ritterbüchern und Feenmährchen geweckt und genährt, entwickelte sich früh. Dagegen gewann er die gelehrten Studien nur allmählig lieb. Im J. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren, die er aber bald mit der Philologie vertauschte, da er den Vorsatz faßte, sich zum Lehrer der alten Sprachen und der schönen Literatur zu bilden. In der Poesie war ihm damals Wieland Muster und Bouterwek, dem er seine Versuche vorlegte, Richter und Rathgeber. In diese Zeit fällt sein erzählendes Gedicht Psyche, welches sehr gelungene Stellen enthält und die Gewandtheit des achtzehnjährigen Verfassers in der poetischen Behandlung der Sprache, wie in der Kunst des Styls beurkundet. Das Leben hatte er bisher von der heitersten Seite angesehen. Ernster und bedeutender mußte es ihm werden, als sich die Liebe seines Herzens bemächtigte. Seine Phantasie suchte einen Gegenstand, in dem ihm die Idee des Schönen verkörpert erschien; sie fand dies Ideal in der liebenswürdigen Cäcilie, der er sich fortan mit aller Schwärmerei, der je ein junges Dichtergemüth fähig gewesen, widmete. Dabei setzte er seine philologischen Studien fleißig fort und promovirte in der philosophischen Facultät. Aber die schöne Gegenwart, in der er sich so glücklich fühlte, dauerte nicht lange. Die angebetete Cäcilie starb als Opfer einer Krankheit, die fast ein Jahr lang an ihrem Leben genagt hatte. Während dieser Zeit erreichte Schulze's Enthusiasmus für sie seine äußerste Höhe und sobald sein Schmerz ruhiger geworden, faßte er den Entschluß sie durch ein Gedicht zu verherrlichen, auf das er seine ganze geistige Kraft wenden wollte. So entstand die Cäcilie, ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen, das er in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren vollendete. Wir sehen auf dem düstern und grauenvollen Hintergrunde dieser Dichtung, deren Stoff nur locker mit einer historischen Begebenheit zusammenhängt und eigentlich reine Erfindung des Dichters ist, das Milde und Edle im stärksten Contraste mit dem Furchtbaren und Schauderhaften hervortreten. Die Rose, die ihm ein Sinnbild des Köstlichsten auf der Welt geworden war, finden wir schon hier gefeiert; später geschah es noch in einem andern Gedichte. Einzig zu bedauern ist, daß der Dichter, verführt durch das Beispiel Wielands, dessen bequeme und laxe Manier überhaupt einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf unsere Poesie gehabt

hat, für sein Gedicht die unregelmäßige Stanze statt der echten Octave wählte und dadurch verhindert wurde, dasselbe auch in einer vollendeten Form darzustellen. Nebenher entflossen eine Menge kleinerer Gedichte seiner Feder. Mehrere der ältern gab der Verfasser 1813 in einer Sammlung heraus. Diese Thätigkeit wurde nur 1814 durch den Krieg gegen Frankreich unterbrochen, an welchem Schulze als Freiwilliger in dem Grubenhagenschen Jägerbataillon Theil nahm. Die militärischen Beschwerden und Entbehrungen wirkten günstig auf ihn; sein Geist erheiterte sich, und seine durch Brustschmerzen bedrohte Gesundheit stärkte sich. Aber diese Vortheile waren nicht dauernd. Nach dem bald erfolgten Frieden kehrte er nach Göttingen zurück, theils um seine Cäcilie zu vollenden (was auch im December 1815 geschah), theils um seine philologischen Studien, bis er eine Professur erhielte, fortzusetzen. Sein Trübsinn kehrte zurück und machte ihn immer verschlossener, sein Gesundheitszustand ward aufs neue bedenklich. Sich dieser ungünstigen Gegenwart, deren nachtheiligen Einfluß er fühlte, zu entreißen, beschloß er eine Reise nach Italien. Schon arbeitete seine Phantasie an einem zweiten romantischen Gedichte, das ihm, wie er meinte, nur in dem Vaterlande Ariosts, mit dessen Roland es eine gewisse Aehnlichkeit haben sollte, gelingen könne. Im Sommer 1816 beschäftigten ihn die Vorbereitungen auf die Reise; im Herbste unternahm er eine Fußwanderung durch die Rhein- und Maingegenden, auf der seine Gesundheit litt. Nach seiner Rückkunft nahmen seine Brustschmerzen zu, seine Kräfte ab. Schon sehr erschöpft schrieb er das liebliche Gedicht: die bezauberte Rose, welches den in der Urania ausgesetzten Preis gewann, und durch seinen zarten sinnigen Inhalt, wie durch seine schönen Verse fortdauernd gefallen wird. Inzwischen hatte sich der Zustand seiner Brust immer mehr verschlimmert. Dennoch reis'te er im Frühjahr 1817 nach Celle, seinen nahen Tod nicht ahnend, welcher am 26sten Junius 1817 im 29sten Jahre seines Alters erfolgte. Schulze's poetischer Nachlaß ist von seinem Freunde und Lehrer Bouterwek in vier Bänden herausgegeben worden. Die beiden ersten enthalten die Cäcilie, der dritte, des Dichters poetisches Tagebuch, eine Reihe der zartesten und lieblichsten Gedichte an seine Geliebte, die er nach dem Tode derselben an ihre Schwester richtete, auf welche er seine Liebe gleichsam übergetragen hatte; eine Folge von Sonetten unter der Ueberschrift: Reise durch das Weserthal; endlich das Jugendgedicht Psyche. Der vierte Band, welcher unter der Presse ist, wird vermischte Gedichte und die bezauberte Rose, welche außer der Urania bereits zum zweitenmal in einem besondern Abdruck erschienen ist, enthalten und zugleich mit dem Bilde des Dichters geziert seyn. Ueber die Cäcilie enthält das vierte Heft der Wiener Jahrbücher der Literatur für 1818, über die bezauberte Rose die Urania für 1818 und der besondre Abdruck derselben eine gediegne lesenswerthe Beurtheilung.

Schuß, s. Schießen.

Schüte, Schuite, nennen die Holländer einen großen Kahn ohne Masten und Segel, welcher 2 bis 4 Lasten trägt; desgleichen auch Schaluppen, welche bei den Segeln zugleich auch Ruder führen.

Schütz (Christian Gottfried), einer unserer gründlichsten, thätigsten und verdienstvollsten Philologen, geboren zu Dederstädt im Mansfeldischen 1747. Er begann seine Laufbahn als akademischer Lehrer in Halle, wo er seit 1776 als ordentlicher Professor der Philosophie angestellt war. Im J. 1779 ward er ordentlicher Professor der Beredsamkeit

und Dichtkunst in Jena, erhielt 1789 den Charakter als sachsen-weimarischer Hofrath und ging 1804 als ordentlicher Professor der Beredsamkeit und alten Literatur, wie auch Director des philologischen Seminars wieder nach Halle, wo er noch in seinem hohen Alter rastlos fortfährt, sich um die Universität wie um die gelehrte Welt verdient zu machen. Von den alten Schriftstellern hat er vorzüglich den Aeschylus und Cicero bearbeitet und von beiden sehr schätzbare Ausgaben geliefert. Die allgemeine Literaturzeitung, welche er 1785 gemeinschaftlich mit Bertuch gründete, und bis 1804 zu Jena, seitdem aber zu Halle herausgab und noch herausgibt, würde allein hinreichen, ihm, als ihrem Redacteur, ein bleibendes ehrenvolles Andenken in unserer Literatur zu erhalten; er hat es sich aber noch fester begründet durch eine Reihe nützlicher und gehaltvoller Schriften, von denen Meusel ausführliche Nachricht gibt.

Schütze (Sagittarius), ein Sternbild des Thierkreises. S. Sternbilder.

Schuwaloff (Graf von), russischer Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers Alexander, hat sich in den Jahren 1812—1815 durch mancherlei wichtige Aufträge in der diplomatischen Welt bekannt gemacht, nachdem er früher in allen Feldzügen der russischen Armee gegen Napoleon mit größter Auszeichnung gedient hatte. In dem Feldzuge von 1813 unterhandelte er mit Caulincourt den Waffenstillstand vom 4. Junius. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er zum Generalgouverneur des Königreichs Sachsen ernannt, aber schon einen Tag nachher durch den Fürsten Repnin in diesem Posten ersetzt. In dem französischen Feldzuge von 1814 erhielt er nach der Einnahme von Paris den delicaten Auftrag, die Kaiserin Marie Louise in Blois aufzusuchen, sie von den eingetretenen Verhältnissen zu unterrichten und sie einzuladen, den Wünschen ihres erlauchten Vaters zu folgen. Dann erhielt er den nicht minder wichtigen Auftrag (in Verein mit dem österreichischen General Koller, dem preußischen General Waldburg-Truchseß und dem englischen Capitain Campbel), Napoleon nach der Insel Elba zu begleiten.

* Schwaben, Schwäbischer Kreis, war einer von den zehn Kreisen, in welche Deutschland vor der 1806 erfolgten Auflösung der deutschen Reichsverfassung eingetheilt war, und begriff den südwestlichen Strich von Deutschland, eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften unsers Vaterlandes, von der Donau von Südwesten nach Nordosten durchflossen und von dem Schwarzwalde an der Westseite, von der Alp im Innern, und von den allgauer Alpen an der Südostseite durchzogen, zwischen Frankreich, Helvetien (gegen welche Länder der Rhein und der Bodensee die Gränze machten), Oesterreich, Bayern, Franken und den Rheinkreisen gelegen, ungefähr 620 Quadratmeilen groß und mit 2,200,000 Einwohnern, sehr ergiebig an Getraide, Wein und Obst, obgleich mehr bergig, als eben. Die Bestandtheile dieses unter allen deutschen Kreisen in die meisten und kleinsten Staaten zerstückelten Kreises waren: die Hochstifte Constanz und Augsburg, die gefürstete Probstei Elwangen, die gefürstete Abtei Kempten, die gefürsteten Abteien Salmannsweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Irsee, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Neresheim, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt, Söflingen, Ysni, Lindau und Buchau, das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden, die Fürstenthümer Hohenzollern, Für-

stenberg und Lichtenstein, die Landgrafschaften Klettgau, Stühlingen und Baar, die Deutsch-Ordens-Comthurei Alschhausen, die Grafschaften Thengen, Heiligenberg, Oettingen, Friedberg-Scheer, Königsegg, Eberstein, Hohen-Ems, Bondorf, Hohen-Geroldseck, die gräflich Fuggerischen Lande, die Grafschaft und Herrschaften der Reichserbtruchsessen von Waldburg, ferner die Herrschaften Trochtelfingen, Jungnau, Wiesensteig, Hausen, Meßkirch, Tetnang nebst Argen, Mindelheim, Schwabek, Gundelfingen, Justingen, Eglof, Thanhausen und Burg nebst Neu-Sickingen und folgende 31 Reichsstädte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Rothweil, Ueberlingen, Heilbronn, Schwäbisch-Gmünd, Memmingen, Lindau, Dinkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuren, Weil, Wangen, Ysni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach und Zell am Hammersbach. Die ansehnlichsten unter diesen vielen Ländern waren die würtembergischen, die badischen und die fürstenbergischen Lande. Jetzt sind nur wenige von der Menge Staaten dieses Kreises geblieben und als Mitglieder des deutschen Bundes aufgenommen, nämlich Würtemberg, Baden, die beiden Linien Hohenzollern und Lichtenstein. Außerdem sind viele schwäbische Kreislande zum Königreich Bayern, und ein kleiner Bezirk zum Großherzogthum Hessen gekommen, und Hohen-Geroldseck ist noch provisorisch im Besitze Oesterreichs, so daß also jetzt von diesen schwäbischen Kreislanden besitzen: 1. Würtemberg das vormalige Herzogthum Würtemberg, Elwangen, Weingarten, Ochsenhausen, Roth, Weißenau, Schussenrieth, Marchthal, Zwiefalten, Neresheim, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt, Buchau, Söflingen, Ysni, Theile von Oettingen und Königsegg, Friedberg-Scheer, einen Theil der Fuggerischen Lande, die Grafschaft und Herrschaften der Reichserbtruchsessen von Waldburg, Tetnang nebst Argen, Justingen, Eglof, und die Reichsstädte Eßlingen, Weil, Heilbronn, Reutlingen, Rottweil, Bopfingen, Schwäbisch-Gmünd, Schwäbisch-Hall, Aalen, Ulm, Giengen, Wangen, Ysni, Leutkirch, Buchau, Biberach, Ravensburg und Buchhorn; 2. Baiern: Augsburg, Kempten, Elchingen, Irrsen, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Wettenhausen, Lindau, Theile von Alschhausen und den Fuggerischen Landen, die größten Theile von Oettingen und Königsegg, Mindelheim, Schwabek, Gundelfingen, Thannhausen und die Reichsstädte: Augsburg, Kempten, Lindau, Kaufbeuren, Memmingen, Nördlingen und Dinkelsbühl (diese bayerischen Lande des vormaligeen schwäbischen Kreises gehören jetzt zu dem Oberdonau- und Rezatkreise des Königreichs Bayern); 3. Baden: die vormalige Markgrafschaft Baden, Costanz, Salmannsweiler, Petershausen, Gengenbach, Klettgau, Stühlingen, Baar, einen Theil von Alschhausen, Mößkirch (größtentheils), Heiligenberg, Thengen, Eberstein, Bondorf, Neu-Sickingen und die Reichsstädte: Pfullendorf, Ueberlingen, Offenburg, Gengenbach und Zell am Hammersbach; 4. die Fürsten von Hohenzollern: Hohenzollern, Trochtelfingen, Jungnau und einen kleinen Theil von Mößkirch; 5. Lichtenstein: das Fürstenthum gleiches Namens; 6. der Kaiser von Oesterreich: die Grafschaften Hohen-Ems und Hohen-Geroldseck und 7. der Großherzog von Hessen: die Reichsstadt Wimpfen. Die größten Städte Schwabens sind: Augsburg, Stuttgart und Ulm. Zu Tübingen ist eine Universität. Sonst war auch eine zu Dillingen.

Schwäbischer Bund, s. Landfriede.

Schwäbische Dichter, s. Minnesänger.

• **Schwämme** oder **Pilze** nennt man im Allgemeinen die einfachsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die entweder ganz aus Keimen bestehen, oder wenigstens an einem großen Theil ihrer Fläche solche Keimkörner hervorbringen. Dabei weichen sie von allen übrigen Vegetabilien darin ab, daß sie weder eine grüne Oberfläche, noch eine blattartige Ausbreitung, weder Blüthen, noch Befruchtungstheile, noch eigentliche Früchte haben. Sie entwickeln im Sonnenscheine keine Lebensluft, sondern gehen größtentheils sehr schnell in Fäulniß über. Zwar enthalten sie, gleich den übrigen Pflanzen, oft Färbestoffe, harzige Bestandtheile und Kleber, aber ihre Mischung nähert sich doch sehr der thierischen. Es ist lange und viel darüber gestritten worden, wie sich die Pilze fortpflanzen, und wiewohl es nun von den vollkommneren Pilzen, die man auch Schwämme nennt, entschieden ist, daß sie aus den Keimkörnern aufgehen; wiewohl es gewiß ist, daß man die sogenannten Champignons in Mistbeeten erzeugt, und daß der Boletus Tuberaster Persoon sich in einer eignen Erdart, dem reinen Töpferthon, aus wahrscheinlich vorhandenen Keimen fortpflanzt: so können wir doch eben diese Keimkörner auf keine Weise mit dem Namen Saamen belegen, weil der Begriff der letzteren viel zusammengesetzter ist, weil die Saamen immer Theile enthalten, die sich wenigstens beim Keimen entwickeln, und weil der allmählige Fortgang der Natur von den einfachen Pilzen zu den mehr zusammengesetzten uns zu dem Schlusse führt, daß das allgemeine Leben der Natur in diesen Geschöpfen die ersten Versuche der organischen Bildung macht; daher denn zur Erzeugung, wenigstens der einfachsten Pilze, nichts weiter als Feuchtigkeit, die organisirbar und zur Zersetzung geneigt ist, erfordert wird. Weil die Pilze die ersten Anfänge der Vegetation sind, so gelten bei ihnen auch die strengen Begriffe von Gattung und Art um so weniger, je unvollkommner sie sind, und manche von ihnen haben auch nicht einmal den Charakter des Lebens, daß sie der Zerstörung widerstehen, oder eigens beschränkte Bildungen darstellen, sondern sie zeigen sich einem crystallinischen Anfluge gleich und zerfließen eben so in Feuchtigkeit und Luft, wie sie aus ihnen entstanden waren. Wir theilen jetzt die Pilze in folgende fünf Gruppen oder Familien:

I. **Staubpilze** (Coniomycaetes). Diese sind durchgehends Kügelchen, längliche Körper, oder selbst sternförmige, welche bisweilen gegliedert zu seyn scheinen, oder wenigstens mit einem, zwei oder mehreren Querstreifen versehen sind. Sie schwitzen aus der Oberhaut anderer Pflanzen hervor, nehmen diese bisweilen, einem Kelche, oder einem äußern Behältnisse gleich, mit sich, haben aber, und dies ist ihr wesentlicher Charakter, nie eine eigene Hülle. In zahlloser Menge erscheint der Staubbrand (Uredo) auf den Blättern der Pflanzen. Dies ist in der That die allereinfachste Art von Vegetation, da er aus bloßen trüben Kügelchen besteht. Kommt ein Querstreifen in diesen Kügelchen vor, so ist es Dicaeoma Link, sind mehrere Querstreifen, und sind die Körperchen selbst länglich, und wie gegliedert, so ist es Puccinia, wozu der Rost an dem Halm und den Blättern des Getraides gehört. Oft hat ein Staubpilz eine Unterlage, diese gehört ihm zum Theil eigenthümlich, es ist entweder eine gallertartige, aus den Pflanzen ausschwitzende Masse, worin die Keimkörner eingebettet sind, wie bei Podisoma und Gymnosporangium Link, welche sich an unsern Wachholderstämmen häufig genug finden, oder jene Unterlage besteht in einer festen, unförmlich zelligen oder faserigen Substanz,

auf welcher die Körner gleichfalls aufliegen, wie bei Exosporium Link. Nicht selten bleibt es aber auch bei der Entfärbung, Zersetzung und fremdartigen Ausbildung der Oberfläche, ohne daß sich Körner darauf anlegten. Alsdann nennt man solches Product Xyloma, wovon man auf Ahorn- und andern Blättern häufig Arten findet, die als schwarze und etwas harte Flecke erscheinen. II. Fadenpilze oder Byssoiden (Hyphomycetes Mart, Nematomyci Nees) sind Pilze, die nicht blos aus Keimkörnern, sondern auch aus eigenen Fäden oder Röhrchen bestehen, welche letztere häufig gegliedert sind, und deren Glieder bei einigen Arten wenigstens sich als Keimkörner selbst ablösen. Auch diese Pilze erscheinen auf faulem Holze, als Schimmel auf Früchten, auf Blättern, und selbst auf andern Schwämmen. Zu ihnen gehören die Gattungen Byssus, Racodium, Dematium, Monilia etc. In dieser Gruppe ist die einfachste Zusammensetzung der beiden Formen, die das Wasser hervorbringt, wenn es polarisch aus einander weicht, oder wenn es belebt wird, nämlich die Kugel- und die Fadenform, welche beide wir in jedem Bildungssafte der Bäume, und sogar in dem Schneewasser der Felsen bemerken, wenn es über schwarze Erde herabträufelt. Hier nennen wir es Racodium rupestre. III. Bauchpilze (Gastromycetes). Immer zusammengesetzter wird der Bau, denn hier sind die Kügelchen oder Staubpilze entweder allein, oder an eigenen Fäden hängend, also als Fadenpilze, in eigenen Behältnissen, die man Peridien nennt, eingeschlossen. Das gewöhnlichste Beispiel liefert der Bovist, der, einer Kugel gleich, ganz von den feinsten Staubkörnern, die an einem Haargewebe hängen, angefüllt ist. Auch diese Geschöpfe kommen auf abgestorberen Stämmen, Zweigen oder Blättern, bisweilen selbst auf Krähenfedern und Pferdehufen, die in Verwesung übergehen, vor. IV. Eigentliche Schwämme. So nennt man diejenigen Pilze, welche die zartesten Keimkörner in den feinsten Schläuchen enthalten, und wo eine gewöhnlich oberflächliche Schicht als Haut sich ausbildet. Die Schwämme haben einen weit zusammengesetzteren Bau, als die vorigen Gruppen. Oft wurzeln sie in die Erde, treiben Knollen, aus diesen Strünke, auf denen sich ein halbkugliger, oder schirmförmiger Hut ausbreitet. Ihr Gewebe ist oft schon deutlich zellig, oft gleich faserig und röhrig. Die Schlauchhaut bildet beim Agaricus Blätter, beim Boletus Röhren, beim Hydnum Stacheln u. s. w. Ueberall sind die zarten Schläuche mit einer bestimmten Zahl von Keimkörnern, gewöhnlich mit zwei oder vier, oder endlich mit achten angefüllt. Bei dem Mistschwamm, Agaricus coprinus, gewähren die dunkeln zu vieren stehenden Körner einen angenehmen Anblick, wenn sie bei völliger Reife mit Schnellkraft sich trennen, und eins das andere anziehen, bis die vier, die zusammen gehören, wieder in einer Ebene liegen. Bekanntlich wachsen die Schwämme überall, besonders im Herbste, in schattigen und feuchten Wäldern, und nur wenige von ihnen haben hinlängliche Dauer, um aufbewahrt zu werden. V. Kernschwämme (Myelomici Nees). Dies sind die vollkommensten unter den Pilzen. Sie stellen nämlich geschlossene Behälter dar, in welchen die Schläuche, gewöhnlich mit acht Keimkörnern angefüllt, enthalten sind. Die vierte Gruppe zeigte diese Schläuche in oberflächlicher Haut. Hier aber erfüllen sie das Innere, und könnten Bauchpilze genannt werden, wenn die letzteren nicht die Keimkörner ohne Schläuche in sich enthielten. Zu diesen Kernschwämmen gehören besonders die

zahlreichen Phacidien, Sphärien, die Hysterien und die Phacidien, die neuerlich von Fries und Kunze so trefflich erläutert sind. Auch diese Geschöpfe erscheinen auf absterbenden Rinden und Bäumen, und bildenden Uebergang zu den Flechten oder Lichenen.

Schwanengesellschaft, eine im J. 1660 gestiftete deutsche Gelehrtengesellschaft, deren Mitglieder einen goldenen Schwan am blauen Bande trugen.

Schwangerschaft ist der Zustand des menschlichen Weibes, in welchem sich im Schooße desselben ein neues Individuum so weit ausbildet, daß es in der Welt des Lichtes und der Luft, getrennt von dem mütterlichen Organismus, bestehen kann. Es beginnt die Schwangerschaft mit dem Augenblicke der Empfängniß (s. d. Art.) und endigt sich mit dem Acte der Geburt (s d. Art.). Derselbe Zustand wird mit andern Namen belegt, wenn er bei Thieren, welche lebendige Junge zur Welt bringen, vorkommt; und ein Analogon desselben findet sich auch bei den eierlegenden Thieren. Wir übergehen dies hier, und handeln nur von der Schwangerschaft im menschlichen Geschlechte. Während derselben steigert sich die Lebensthätigkeit vorzüglich in dem Fruchthälter, welcher wahrscheinlich wenige Tage nach der Empfängniß das befruchtete Ei aufnimmt. Die periodische Absonderung von Blut hört dann auf, aber die Gefäße des Fruchthälters werden weiter, blutreicher, länglichter, gerader; das Zellgewebe desselben wird weicher, schwammiger, die Wände dicker, die Höhle größer. Er verliert die birnförmige Gestalt, die er im ungeschwängerten Zustande hat und wird mehr kugelrund. Er sinkt in den beiden ersten Monaten der Schwangerschaft tiefer in das Becken herab; alsdann aber steigt er, größer werdend, bis in den achten Monat so hoch, daß der Grund desselben in der Gegend des Magens äußerlich gefühlt werden kann; in dem neunten Monate sinkt er wieder etwas herab. Unter diesen Veränderungen des Fruchthälters bildet sich der Embryo (s. d. Art.) nach und nach aus, bis er in der vierzigsten Woche den gehörigen Grad von Reife erreicht hat, um, getrennt von dem mütterlichen Organismus, leben zu können, dann aber erfolgt die Geburt und die Schwangerschaft ist geendet. — Aber nicht blos im Fruchthälter, sondern im ganzen weiblichen Organismus ist bei gesunden und nicht verzärtelten Frauen die Lebensthätigkeit gesteigert; Schwangere sind muthvoller, selbstständiger, männlicher, kräftiger, unternehmender, als nicht Schwangere und behalten diese Eigenschaften auch als Mütter; Schwangere werden seltner von ansteckenden Krankheiten befallen, die Auszehrung, an der sie vorher litten, steht während der Schwangerschaft still und macht erst nach dem Ende derselben größere und schnellere Fortschritte; Hysterische befinden sich oft während der Schwangerschaft ungewöhnlich wohl, Gichtische sind gewöhnlich von ihren Anfällen befreit, manche werden auffallend fett. Dagegen ist dieser Zustand bei vielen, zumal sonst schwächlichen, kränklichen, verzärtelten, zu jungen oder zu alten Frauen oft auch von einer sehr großen Menge Beschwerden begleitet, welche durch die veränderte Stimmung des Gefäß- und Nervensystems bedingt und vermittelt werden. Vorzüglich häufig erstreckt sich diese Wirkung auf den Magen, daher Uebelkeit, Ekel, Erbrechen, krankhafte Abneigung oder Gelüste mancher sonst gleichgültiger Speisen; überdies leiden Schwangere oft an herumziehenden Schmerzen, vorzüglich in den Zähnen; zu Krankheiten, welche durch eine erhöhete Lebensthätigkeit ausgezeichnet sind, zumal

zu Entzündungen, Wallungen rc findet eine große Geneigtheit Statt; vorzüglich lästig sind oft die Venenauftreibungen an den Füßen und am After. Auch verursacht der mechanische Druck des vergrößerten und in seiner Lage und Form veränderten Fruchthälters nicht selten Beschwerden in der Urin- und Stuhlausleerung. — Alle diese Veränderungen, welche so eben aufgezeichnet wurden, gelten auch als Zeichen der Schwangerschaft, zu ihnen kommen noch die stufenweisen regelmäßigen Veränderungen hinzu, welche bei der innern Untersuchung an dem Mutterhalse bemerkt werden können; auch der Zustand der Brüste, welche während der Schwangerschaft gewöhnlich stärker werden, und in welchen sich eine milchartige Feuchtigkeit einfindet, gehört hierher. Endlich aber wird durch die Bewegungen des Kindes, welche die Mutter in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft fühlt, so wie dadurch, daß man bei der innern oder äußern Untersuchung das Kind oder Theile desselben deutlich fühlen kann, die Gegenwart der Schwangerschaft außer Zweifel gesetzt. So wichtig es auch ist, die Schwangerschaft frühzeitig genug zu erkennen, eben so schwierig ist dies doch in manchen Fällen und vorzüglich in der erstern Hälfte, wo alle Zeichen trügen können. Denn es gibt eine große Menge Krankheiten des Unterleibes, welche ähnliche Zufälle, als die der Schwangerschaft, erregen und die man wohl auch unter dem Ausdruck der scheinbaren oder der falschen Schwangerschaft zusammenfaßt. — Auch die Schwangerschaft, so wie jede andre Function, ist sehr vielen Abweichungen von der Regel und Norm unterworfen. Zuerst kann es geschehen, daß das Ei nicht einmal in den Fruchthälter gelangt, sondern entweder im Eierstocke (ovarium) oder in den Muttertrompeten oder an einer andern Stelle zurückbleibt. Auch hier bildet es sich bis zur Reife aus und gewährt die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter (graviditas extrauterina); die Geburt kann aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen, sondern es muß, wenn nicht in einem der frühern Monate durch Zerreißung und innere Blutung (wie man es bisweilen beobachtet) der Tod der Mutter veranlaßt wurde, das Kind entweder durch den Bauchschnitt aus dem Unterleibe herausgenommen werden, oder es stirbt ab, geht in Verderbniß über, wird theils resorbirt, theils durch Eiterung ausgeworfen, oder es bleiben die festern Theile, Knochen, Haare rc. zurück, und werden dann Steinkind (Lithopodion) genannt. Eine solche Schwangerschaft kann viele Jahre dauern, bis sie zuletzt gewöhnlich tödtlich wirkt. Ferner hat der Fruchthälter bisweilen vorher schon eine fehlerhafte schiefe Stellung; bildet er sich in dieser Richtung bei eintretender Schwangerschaft aus, so geschiehet es unter den mannichfaltigsten Beschwerden. Sodann heftet sich der Mutterkuchen bisweilen nicht an der gewöhnlichen Stelle an. Sehr übel ist es, wenn er sich gerade über der Oeffnung des Fruchthälters befestigt. Es erfolgen dann immer wiederkehrende Blutungen, welche das Leben der Mutter in Gefahr bringen, oder es nimmt das Kind eine ungewöhnliche Lage an, und gibt dann zu unregelmäßigen Geburten Veranlassung, welche oft nur durch die Kunsthülfe zu Stande gebracht werden können. Endlich wird die Schwangerschaft nicht selten durch äußere Ursachen abgekürzt und es erfolgt dann eine Frühgeburt, oder Abortus; bisweilen verzögert sie sich wohl auch über die gebührende Zeit hinaus. Ueberdies degenerirt auch das ganze Ei bisweilen und es bildet sich anstatt desselben ein Mondkalb (s. d. Art.), oder das Kind erleidet in seiner Ausbildung mannichfaltige Abände-

ngen, welche entweder Naturspiele (wenn sie unbedeutend sind) oder Monstrositäten (wenn die Gestalt in hohem Grade verändert wird) genannt werden. — Die Ursachen einer sehr großen Menge der erwähnten Abnormitäten der Schwangerschaft liegen im Dunkeln, nur die Früh- und Fehlgeburt wird gewöhnlich von offenbaren äußern Veranlassungen hervorgebracht. Die Regeln, die man den Schwangern in Hinsicht auf ihre Diät gibt, beziehen sich daher größtentheils darauf, diese Unterbrechung der Schwangerschaft zu verhüten, und die Schwangern überhaupt so gesund, als es möglich ist, zu erhalten. Es beziehen sich aber diese Regeln auf die Luft, Speisen und Getränke, welche nach den gewöhnlichen Regeln der Diätetik bestimmt werden müssen, auf die natürlichen Triebe oder ungewöhnlichen Gelüste (die letztern sollen nur mit Einschränkung befriedigt werden), auf die Leidenschaften, welche sorgfältig verhütet, die Phantasie, welche nicht aufgeregt werden soll, weil sich der Verdacht noch erhält, daß dadurch zum Versehen Veranlassung gegeben werden kann, und weil auch diese durch die Gemüthsbewegungen leicht zu sehr erregt werden können, auf die gehörige und den Kräften angemessene Abwechselung von Wachen und Schlaf, Bewegung und Ruhe, endlich auf die Kleidung, welche vorzüglich den Unterleib und die Brust nicht drücken soll. Mit ganz vorzüglicher Sorgfalt müssen alle Umstände vermieden werden, welche mechanisch schädlich wirken, z. B. Stoßen, Fallen, Heben zu schwerer Lasten 2c., weil sie so leicht zu Fehlgeburten Veranlassung geben. Sodann muß auch während der Schwangerschaft schon dafür gesorgt werden, daß die Brüste nach derselben geschickt sind, ihre Function zu vollziehen. Endlich müssen die begleitenden Zufälle unangenehmer Art nach den Regeln der Kunst beseitigt oder wenigstens gemäßigt werden. In dieser Hinsicht sollte nichts ohne den Rath eines Arztes geschehen. B. P.

* **Schwarzburg**, die Ober- und die Unterherrschaft, in Thüringen, ein souveränes Fürstenthum des Hauses Schwarzburg; 35¼ Quadratmeilen mit 12 Städten, 246 Flecken und Dörfern und gegen 100,000 Einwohnern. Die Oberherrschaft liegt an der Nordseite des Thüringer Waldes, von den großherzogl. und herzogl. sächsischen Ländern und der preuß. Provinz Sachsen eingeschlossen, und wird von der Saale mit der Schwarza, Ilm und Gera bewässert. Die Unterherrschaft liegt ganz von der preuß. Provinz Sachsen umgeben, im nördlichen Thüringen an der Wipper und Helbe. Die ehemals in der königl. sächsischen Landeshoheit sich durchkreuzenden Oberherrlichkeits- und Lehnsrechte sind durch den Vertrag des Hauses Schwarzburg mit Preußen, welches gegenwärtig das königl. sächsische Thüringen besitzt, im J. 1816 mittelst Abtretungen ausgeglichen und aufgehoben worden, so daß es keine schwarzburgischen Rezeßherrschaften mehr gibt. Das alte Haus Schwarzburg besaß schon im 11ten Jahrhundert ansehnliche Güter in Thüringen. Ein Graf Günther XXI. von Schwarzburg wurde 1349 zum deutschen Kaiser gewählt. Sein älterer Bruder Heinrich behielt die Grafschaft. Sein Nachkomme Günther XL. führte im Jahre 1541 die evangelisch-lutherische Religion ein. Seine Söhne stifteten 1552 die zwei noch regierenden Linien Arnstadt, in der Folge Sondershausen genannt, und Rudolstadt. Beide erhielten 1697 und 1710 die fürstliche Würde, und 1754 auf dem Reichstage Sitz und Stimme im Fürstencollegium. Ueberdies waren die Fürsten des heiligen römischen Reichs Erbstallmeister, nannten sich die Viergrafen des Reichs und hatten die

große Comitiv. Im April 1807 traten die Fürsten von Schwarzburg zum Rheinbunde, und den 3. Julius 1815 zum deutschen Bunde. Auf der Bundesversammlung theilen sie die 15te Stelle mit Oldenburg und Anhalt; im Plenum haben sie jeder 1 Stimme. I. Das Haus Schwarzburg-Sondershausen (Fürst Günther, residirt zu Sondershausen) besitzt 16½ Quadratmeile (von der Unterherrschaft zwei, von der Oberherrschaft ein Drittheil) mit 46,000 Einwohnern und 275,000 Gulden Einkünfte. II. Das Haus Schwarzburg-Rudolstadt (Fürst Günther, residirt zu Rudolstadt) besitzt (nach Abtretung der Aemter Kelbra und Heringen an Preußen) 19 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern und 220,000 Gulden Einkünfte. In Schwarzburg-Rudolstadt sind seit 1816 Landstände eingeführt, in Sondershausen bis jetzt noch nicht. Zum 9. Armeecorps des Bundescontingents stellt Sondershausen 451, und Rudolstadt 539 Mann.

* Schwarzenberg (die Fürsten von), ein Zweig der Grafen von Seinsheim, sind eins der ältesten Geschlechter in Franken. Erkinger, Baron von Seinsheim, kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg, und nannte sich nach ihr. Als Schwager der Gemahlin des Kaisers Sigismund erwarb er für seine Herrschaft die Reichsunmittelbarkeit. Einer von seinen Nachkommen, Adolph, wurde Reichsgraf, und dessen Enkel, Johann Adolph, 1670 Reichsfürst. Er erhielt 1674 Sitz und Stimme im Fürstencollegium. Sein Enkel, Adam Franz, erbte von seiner Mutter, einer Gräfin von Sulz, die Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und wurde 1723 Herzog von Krummau in Böhmen, welchen Titel der regierende Aelteste führt. Durch den Rheinbund wurden Schwarzenberg und Klettgau mediatisirt. Der Fürst trat die Langrafschaft Klettgau 1812 an den Großherzog von Baden ab. Die Besitzungen des Hauses sind: die gefürstete Grafschaft Schwarzenberg in Franken, 5 Quadratmeilen mit 10,000 Einwohnern, in Schwaben die Grafschaft Illereichen und Kellmünz, die Herrschaft Neuwaldeck u. a. m., theils unter bayerscher, theils unter würtembergischer, theils unter badenscher Souverainetät. Die übrigen Güter liegen unter österreichischer Hoheit. Alle zusammen haben ein Areal von 42 Quadratmeilen mit 115,000 Einwohnern. Die Einkünfte betragen gegen 500,000 Gulden. Das Haus ist catholisch, und hat seinen Sitz in Wien. Der regierende Fürst Joseph, geb. 1769, ist kaiserl. Geh. Rath und Kämmerer. Seine Gemahlin Pauline, des Herzogs von Aremberg Tochter, verlor ihr Leben zu Paris (1. Julius 1810) in dem bei einem von ihrem Schwager, dem Fürsten Carl von Schwarzenberg, veranstalteten Feste entstandenen Brande. — Ueber diesen Fürsten Carl s. den folgenden Artikel.

Schwarzenberg (Fürst Carl Philipp von), kaiserlich österreichischer General-Feldmarschall, geboren den 15. April 1771, trat zeitig in den Waffendienst und wurde beim Ausbruche des ersten Kriegs mit Frankreich Adjutant des Grafen Clairfait. In dem Gefecht von Quievrain (1. Mai 1792) fand er Gelegenheit, sich ruhmvoll auszuzeichnen. Im folgenden Feldzug commandirte er einen Theil der Avantgarde des Prinzen Coburg. Bei dem Ueberfall von Aldenkirchen, bei der Belagerung von Valenciennes und bei dem großen Gefecht zwischen Bouchain und Cambrai (27. April 1794) zeigte der Fürst so viel Tapferkeit, Talent und Geistesgegenwart, daß ihm auf dem letztern Schlachtfelde das Kreuz des Marien Theresien-Ordens als Belohnung zu Theil wurde. 1796 war er als Obrister und Com-

mandant des Kürassierregiments Zscheschwitz bei dem Corps von Wartensleben angestellt, und wurde nach der Schlacht von Würzburg zum Generalmajor befördert. 1802 wurde ihm die Gesandtschaft am Petersburger Hofe angetragen, die er aber ablehnte. Bei dem Ausbruche des neuen Kriegs mit Frankreich im J. 1805 war er einer der drei österreichischen Generalofficiere, die mit dem Baron Winzingerode, Generaladjutanten des Kaisers Alexanders, den Plan zu diesem Feldzuge verabredeten. Bei Ulm commandirte er den rechten österreichischen Flügel. Nachdem alles hier verloren war, schlug er sich mit dem Prinzen Ferdinand mit einigen Cavallerieregimentern durch und entkam so nach Böhmen. Nach dem Presburger Frieden wurde er zum österreichischen Ambassadeur bei Napoleon ernannt, eine Stelle, die er mit eben so vieler Gewandtheit als Würde ausfüllte, so viel er auch häufig von den Launen desselben zu dulden hatte. Die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise wurden von ihm geleitet. In dem russischen Feldzuge, zu welchem Oesterreich nach dem Tractat vom 14 März ein Hülfscorps zu stellen hatte, wurde Fürst Schwarzenberg zum Befehlshaber desselben ernannt. Dieses 30,000 Mann starke Corps wurde in Gallizien versammelt und passirte in den ersten Tagen des Julius den Bug, verfolgte die sich zurückziehenden Russen und besetzte am 11. die wichtige Position von Pinsk. Im August erhielt der Fürst von Napoleon den Oberbefehl über die auf seinem rechten Flügel operirenden Armee und über das 7te (aus Sachsen bestehende) Corps, und es gelang ihm, gegen Tormassow einige Vortheile zu erhalten. Im Monat October mußte er sich jedoch vor der verstärkten russischen Armee unter Tschitschakow und Tormassow unter nachtheiligen Gefechten ins Großherzogthum Warschau zurückziehen. Wahrscheinlich war in diesem Zeitpunkte, vermöge geheimer Instructionen, die Thätigkeit des Fürsten nur noch negativ. Sein Armeecorps blieb bis zum Februar 1813 in der Position von Pultusk. Am 9. dieses Monats verließ er dasselbe, ging nach Wien und erhielt den Oberbefehl über die sich in Böhmen versammelnde Observationsarmee, welcher im August nach der Kriegserklärung Oesterreichs sich ein Theil der preuß. und rußischen Heere anschloß. Fürst Schwarzenberg ward zum Generalissimus der gesammten gegen Frankreich operirenden Armeen ernannt, denn die sich bei der Hauptarmee in Person befindenden Monarchen enthielten sich alles eigentlichen Commando's. General Radezky war unter dem Fürsten Chef des Generalstabs. Die erste Operation der großen Armee gegen Dresden war indessen nicht glücklich (s. Dresden im J. 1813), und ohne die Catastrophe des Generals Vandamme bei Culm (s. d. Art.) hätte der ganze Feldzug eine höchst bedenkliche Wendung nehmen können. Wegen der weitern Geschichte dieses und des nächstfolgenden Feldzugs bis zum Frieden von Paris verweisen wir auf die Art. Russisch-deutscher Befreiungskrieg und Leipzig (Schlacht von). Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erhielt der Fürst den Oberbefehl über die verbündeten Armeen am Oberrhein. Am 22. Junius ging er mit den Russen und Oesterreichern über den Rhein; die Bayern waren bereits vorgerückt. Dem Plane dieses Feldzugs gemäß sollten alle Armeen der Verbündeten unter den Mauern von Paris zusammentreffen. Aber schon durch die Schlacht von Waterloo und die zweite Abdankung Napoleons war der ganze Feldzug beendet. Fürst Schwarzen-

berg ist gegenwärtig Präsident des Hofkriegsraths. Er ist seit 1799 mit der verwittweten Fürsten Esterhazy, einer gebornen Gräfin Hohenfeld, vermählt. Die militärischen Talente des Fürsten im Ganzen sind nur von Wenigen in Zweifel gezogen worden, wohl aber haben einzelne seiner Operationen sowohl an sich, als in ihrer Leitung einer gerechten Kritik unterliegen müssen. Zu diesen gehört unter andern die Operation gegen Dresden, bei welcher die ganze verbündete Armee auf das Spiel gesetzt wurde. Auch will man die Dispositionen in den Tagen von Leipzig nicht loben und behauptet, daß schon hier die ganze französische Armee habe vernichtet werden können; in den Ebenen von Champagne, an jenen kritischen Tagen, wirft man dem Fürsten ebenfalls Mangel an Energie und Zuversicht vor. Darin indessen stimmen alle Urtheile überein, daß es wenige Heerführer möchte gegeben haben, die, wie er, verstanden, durch das angemessenste und versöhnlichste Betragen die bei einer aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Armee unvermeidlich verschiedenen Ansichten zu vermitteln und zu einigen.

* Schwarzes Meer, ein Meer, welches zwischen Europa und Asien liegt, gegen Abend an Romanien und Bulgarien, gegen Mitternacht an die russischen Staaten, gegen Morgen an Mingrelien und Guriel, gegen Mittag aber an Natolien stößt, und nur durch den Bosphorus mit dem mittelländischen Meere in Verbindung steht, von dem es eigentlich nur ein Theil ist, der mit dem asowschen Meere (dem großen nördlichen Busen des schwarzen Meeres) die zusammenhängenden Gewässer des mittelländischen Meeres schließt. Die Größe des schwarzen Meeres mit dem asowschen Meere beträgt über 14,000 Quadratmeilen. Das Wasser desselben ist nicht so helle, wie das Wasser des mittelländischen Meeres, und vermuthlich wegen der vielen großen Flüsse, die hineinfallen (Donau, Dnister, Dnieper, Don und Kuban) süßer, daher es auch leichter gefriert. Die Stürme auf demselben sind fürchterlich, weil es ringsumher verschlossen ist, wodurch eine Art von Wirbel entsteht. In den Sommermonaten ist es doch im Ganzen ruhiger, als andre Meere, in den Wintermonaten hingegen, vorzüglich längs der Küsten zwischen den Mündungen der Donau bis zur Crimm hin, selbst für die geschicktesten Schiffer kaum zu befahren. Die Hauptströmung zieht sich beständig selbst aus dem seichten Meere von Asow her von Norden gegen Südwesten, nach der thracischen Meerenge und dem Hellespont hin. Das schwarze Meer zeichnet sich auch dadurch aus, daß es gar keine Insel hat, außer in der Meerenge, welche das asowsche Meer mit demselben verbindet. Die Fischerei im asowschen und schwarzen Meere ist nicht unbedeutend, es fehlt nicht an mancherlei nützbaren Gattungen von größeren und kleineren Fischen, worunter auch mehrere Arten von Stören sind. Man fischt an diesen Küsten hauptsächlich mit einer Art von Sacknetzen, in welchen zuweilen auf einen einzigen Zug, der etwa sechs Stunden dauert, bis auf 60,000 Fische, worunter aber nur immer wenige große, gefangen werden. Man bereitet hier auch Kaviar, Fischleim, Thran und aus dem Rogen der Meeräschen Botargo, diesen letztern aber nur in geringer Menge. Die gesalzenen und geräucherten Makrelen sind ein wichtiger Handelsartikel der Krimm. Bei den Alten hieß es Pontus Euxinus (s. d. Art.)

Schwarzholz, s. Nadelholz.

* Schwarzwald, ein ansehnliches deutsches Gebirge, welches theils zum Großherzogthum Baden, theils zum Königreich Würtem-

berg gehört. Es läuft an der Westseite Schwabens, parallel mit dem Rheinstrome nach seiner großen Beugung bei Basel, und oft nur wenige Meilen von demselben entfernt, von Süden nach Norden hinab. Diese Gebirgskette ist gegen Süden von dem Rheine, gegen Norden aber von der Ebene zwischen der Enz und dem Einflusse des Neckars in den Rhein begränzt, und begreift in ihrer größten Ausdehnung eine Strecke von achtzehn Meilen. Ihre Ausdehnung in die Breite von Ost nach West kommt jener nicht bei. Da, wo sie den meisten Umfang hat, in der obern südlichen Gegend, mag dieselbe sechs bis acht, in der untern nördlichen aber kaum vier Meilen betragen. Auf der Abendseite ergießen sich die von derselben kommenden Gewässer in den Rhein, und auf der Morgenseite zum Theil in die Donau, welche ihren Ursprung in dieser Gebirgskette hat, aus welcher auch die Flüsse Wiesen, Elz, Kinzig, Murg, Neckar, Nagold und Enz nebst vielen andern hervorkommen. Seine größte Höhe erreicht der Schwarzwald östlich von Freiburg zwischen Todnau und St. Märgen, in der Gegend, wo der Ursprung des Wiesen und der bekannte Paß, die Hölle, sich befindet. Das Gebirge selbst besteht mehr aus Plänen, als isolirten Bergspitzen, unter welchen der Feldberg (4610 Fuß hoch), der Belchen (4235 Fuß hoch) und der Kandel (3903 Fuß hoch) die bedeutendsten sind. Diese Berge erscheinen meistentheils nur von der Mitte des Junius bis Anfang Septembers, und da oft nicht ganz vollständig, ohne Schneebedeckung; beinahe die ganze übrige Zeit des Jahres leuchten ihre beschneiten Spitzen den entfernten Rheinbewohnern entgegen. Der Abfall des Schwarzwaldgebirges nach Abend oder gegen den Rhein ist steil, jener nach Morgen gegen die Donau und den Neckar sanft und nur allmählig sich verlierend. Reißend und tobend stürzen sich die Gewässer auf jener Seite durch enge Schluchten, größtentheils in der Richtung von Nordwest, nach dem Rheine hin, und bilden mit demselben bei ihrem Einflusse einen mehr oder weniger spitzigen Winkel. Sanft rieselnd schlängeln sie sich hingegen auf der östlichen Seite in mancherlei Krümmungen durch leicht abfallende Wiesengründe der Donau und dem Neckar zu. Unter den vielen Thälern, die diese Flüsse bilden, ist besonders das wegen seiner Naturschönheiten berühmte Murgthal den Reisenden bekannt. Das ganze Gebirge des Schwarzwaldes ist Urgebirg, sein Gerippe durchaus Granit, seine höheren Punkte mit Sandstein bedeckt, von wenig untergeordneten Gebirgslagern begleitet, und ringsum von Flözgebirgen umgeben. Am Fuße des Gebirges, vornehmlich am westlichen Abfalle desselben, erscheint der Gneis. Porphyr und Thonschiefer findet sich auf mehreren Höhen des Schwarzwaldes. Mancherlei Mineralien, als Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Kobalt, Mineralwasser findet man im Schwarzwalde; groß ist der Reichthum an Waldungen, besonders Nadelwaldungen. Der Fruchtbau ist mühsam, und beschränkt sich auf Sommerroggen, Hafer und Kartoffeln. Im Süden auf dem Abhange der Berge gegen den Rhein, auf dem nördlichen Abfall gegen Pforzheim und in mehreren Thälern der Murg, Kinzig, Schutter ꝛc. gedeihen auch Winterfrüchte, Obst und an einigen Orten auch Wein. In den Vertiefungen, und wo nur immer das Quellwasser hingeleitet werden kann, unterhält man fette und wohlgewässerte Wiesen. Die Viehzucht ist daher der vorzüglichste Zweig der schwarzwäldischen Landwirthschaft. Auf dem eigentlichen Schwarzwald sieht man wenige in Städtchen und Dörfern zusammengezogene Gemein-

den. Die meisten bestehen aus zerstreuten Höfen und Häuschen, deren Bauart von der anderwärts gewöhnlichen sehr abweicht. Das Dach ragt weit hervor und hängt tief herab. Unter dem Dache führen zu den finstern Schlafgemächern äußere Gänge nach der Länge des Hauses. Unter diesen Gängen ist der Boden vor und hinter dem Hause bis unter die Dachtraufe wie eine Brücke mit Holz belegt. Auf dieser Hausbrücke geht man vom breiten Hausdache geschützt zu den Ställen, zu den Milchhäusern, zu dem Brunnen, der keinem Hause fehlt. Die Tenne oder Scheuer ist oben im Hause unmittelbar unter dem Dache, und die Einfahrt muß auf einer von der Erde schief ablaufenden Brücke geschehen. Da fährt und drischt man also Menschen und Thieren über den Köpfen. Da der Schwarzwälder im allgemeinen haushälterisch und sparsam lebt, so ist er bei aller Armuth des Bodens nicht arm. Zufrieden mit dem, was er aus seiner Landwirthschaft erzeugt, verwendet er wenig auf Bedürfnisse, die nur ein besserer Boden befriedigt. In so weit die Naturerzeugnisse zu seiner Nahrung nicht hinreichen, schafft er sich Rath durch seinen Handelsgeist und Kunstfleiß. Ueberhaupt verräth der Schwarzwälder viel natürlichen Scharfsinn und Verstand. Ohne alle Kenntniß der Industrie lebte der Schwarzwälder bis zum 17ten Jahrhundert. Erst die Kriege des genannten Jahrhunderts entwickelten nach und nach den Keim zu einer größern Betriebsamkeit und Bildung. Seit dieser Zeit hat sich der Glas- und Strohhutshandel und besonders die Verfertigung von hölzernen Uhren und der Handel damit ausgebreitet. Jährlich werden über 180,000 Stück Holzuhren, worunter auch viele Kunst- und Spieluhren, verfertigt, und der Werth derselben beträgt über eine halbe Million Gulden. Auch werden von den Schwarzwäldern viele andre Holzarbeiten zum Verkauf fabricirt. Zu Neustadt und zu Furtwangen ist der Mittelpunkt des durch ganz Europa und Amerika ausgebreiteten Uhrenhandels. Zwei Pässe des Schwarzwaldes sind in den französischen Revolutionskriegen sehr bekannt geworden, nämlich der Kniebis und die Hölle. Der erstere ist auf der Gränzscheidung zwischen Baden und Würtemberg, an der Quelle der Murg und mit drei jetzt in Ruinen liegenden Schanzen, der Alexander-, Schweden- und Roßbühelschanze, versehen. 1796 und 1797 wurde dieser Paß von den Franzosen eingenommen. Der andre Paß, die Hölle, ist besonders durch den Rückzug Moreau's 1796 bekannt geworden. Es ist ein enges von hohen Gebirgen eingeschlossenes Thal in der Gegend der Stadt Neustadt, an der Straße von Freiburg nach Donaueschingen.

† Schweden und Norwegen, oder, wie die beiden vereinigten Königreiche jetzt auch amtlich genannt werden, Skandinavien, bilden das über 13,890 Quadratmeilen große, durch Lappland mit dem Festlande von Europa verbundene Ostsee-Halbeiland (21—49° 50′ O. L. und 55° 22′—71° 20′ nördlicher Breite), welches die Nordsee mit dem Kattegat westlich und südwestlich, und die Ostsee mit dem bothnischen Meerbusen östlich und südwestlich, im hohen Norden aber das Eismeer umschließt, außer da, wo das norwegische Lappland südöstlich und das schwedische östlich an das russische Lappland stößt. Dort macht der Fluß Paes, hier machen (seit 1809) der Torneo- und der Muonioflu߸ die Gränze. Ein Bergrücken, dessen höchster Gipfel in Schweden, unter dem 62°, der Sylton von 6079 Fuß und der Schneehättan von 7620 Fuß, in Norwegen der 5432 Fuß hohe Folgefonde sind, scheidet diese Halbinsel

in die Länder Schweden und Norwegen. Er heißt nördlich das Kiöl- (Kiel), südlich das Sevogebirge. Dort endigt es im Nordhorn Nordcap, dem nördlichsten Vorgebirge von Europa; hier theilt es sich, näher der West- als der Ostküste, — daher die Hauptströme am Ostabhange theils in den bothnischen Busen, theils in das Kattegat sich ausmünden — in drei Arme: die lange Fjällen (Langfield und Dofrefield) ziehen sich bis zum Vorgebirge Lindenäs nach der Nordsee hin; ein zweiter Arm scheidet das norwegische Stromgebiet des Glommen von dem schwedischen der Götha-Elf, und verflacht sich nach dem Kattegat; der dritte Höhenzug scheidet die Quellen der Clara, welche in Schweden durch den Wenersee (der 48 Quadratmeilen groß ist) geht und dann Götha-Elf heißt, von denen des Dal-Elf, und streicht in Schweden zwischen dem Wener- und dem Wettersee hin, bis er am Oeresunde zur Ostsee hin verflacht. Die Gipfel der skandinavischen Alpen sind wilde mit ewigem Schnee bedeckte Felsenmassen (Fjällen), wo man überall schwindlich steile Abhänge, tiefe schauerliche Klüfte, Seen und reißende Bergströme erblickt. Nach der Nordsee ist der Fall dieses Gebirgs äußerst jähe, schroff und voll fürchterlicher Abgründe. Näher der Ostküste liegt noch der 12 Meilen lange und 5—6 Meilen breite Mälarsee, mit 1300 Inseln, welcher zwischen unzähligen kleinen Skären (Klippen) in die Ostsee ausströmt. Mit ihm ist der Hielmarsee verbunden. Der Wettersee nimmt 40 Flüsse auf, und ergießt sich durch den Motalastrom in die Ostsee. Zu Schweden gehören noch die fruchtbaren Ostseeinseln Oeland und Gothland. Die Alandsinselgruppe, am Ausgange des bothnischen Busens, wurde 1809 an Rußland abgetreten. Das durch viele Einschnitte (Fiorde) zerrissene Ufer bildet eine Menge Holme oder kleine felsige Inseln, z. B. Stockholm, und sichere Häfen, vorzüglich an Norwegens Küste; an der letztern sind auch der Saltström, eine gefährliche Meerenge, und der Maelström, ein Strudel, zu bemerken. Das Clima von Schweden und Norwegen ist der Beschaffenheit und Höhe des Landes wegen, mit Ausnahme der West- und Südküsten, trocken und kalt. Obst und Getraide (jährlich nur 5 Millionen Tonnen, daher mischt man in mehreren Gegenden unter das Brodmehl zerriebene Fichtenrinde, oder auch gepulvertes Rennthiermoos), Kartoffeln, Flachs, Hanf, Hopfen und Tabak gedeihen nur in den Südgegenden; nördlich ist das Land ein fast ununterbrochner Wald von Nadelholz und Zwergbirken, mit vielem Wild, als Hirsche, Rehe, Hasen, Elenthiere; auch Bären und Wölfen. Hier findet man nur Beere und Rennthiermoos. Noch gibt es Vielfraße, Luchse, Füchse, Lemminge, zahmes und wildes Geflügel. Wegen des nicht üppigen Wiesenwachses bleibt das Rindvieh, so wie die Schafe (die seit 1715 durch englische und spanische Widder veredelt sind), Ziegen und Schweine, klein; doch sind die Pferde schnell und dauerhaft. Im Norden ist das Rennthier einheimisch (vergl. d. Art Lappland). An den Küsten, vorzüglich am Kattegat, war die Heringsfischerei vor kurzem nicht unbedeutend. Außerdem fängt man Robben, Delphine u. a. F. m. Das Steinreich und der Bergbau sind wichtig. Gold wird wenig gefunden; etwas mehr Silber (das seit dem J. 1400 bearbeitete Silberbergwerk zu Sala hat in den letzten 300 Jahren 1,640,000 Mark löthiges Silber gegeben); vorzüglich Kupfer (die Kupferminen zu Falun geben jetzt 4 — 6000 Schiffpfund und alle Schwedische Kupfergruben 30,000 Centner

jährlich), vieles und treffliches Eisen (400,000 Schiffpfund gegossenes jährlich; die ergiebigsten Eisengruben sind die von Danemora in Upland), etwas Blei, Kobalt, Vitriol, Schwefel, Alaun, wenig Salz, Marmor, Porphyr, Granit, Schleif-, Mühl- und Sandsteine, Asbest, Marienglas, Krystalle, Granaten, Schiefer, Talkstein, Kalk u. s. w. In Schweden gibt es viele mineralische Quellen; in Norwegen nur eine. Ueber Mineralogie und Bergbau in Skandinavien siehe Hausmanns Reise durch Skandinavien in d. J. 1806 fgg. 5 Thl. Göttingen 1818 mit Kupfern. — Der Schwede und der Normann sind mittelgroß und gedrungen; die reine kalte Luft und die Nothwendigkeit, der Erde alles abzutrotzen, geben beiden einen Sinn, fest wie das Eisen ihres Landes; daher ihr Streben nach Unabhängigkeit und ihr Freiheitssinn. In den Wissenschaften zeigt der Schwede einen festen eindringenden Geist. Auch die Dichtkunst, selbst die bildende Kunst hat in diesem rauhen Lande einige schöne Blüthen getrieben. Die Sprache ist germanischen Ursprungs. Die schwedische und die norwegische Mundart sind wenig verschieden. Die lappische Sprache ist eine finnische Mundart. — Beide Königreiche, Schweden und Norwegen, hatten im Jahre 1818, nach amtlichen Angaben, eine Bevölkerung von 3,375,000 Einwohnern, also etwa 243 auf 1 Quadratmeile. Doch kommen in Schwedens südlichen Provinzen 2 bis 3000 Menschen auf 1 Quadratmeile. Schweden selbst enthält auf 8250 Quadratmeilen 2,465,000 Einwohner; Norwegen auf 5640 Quadratmeilen 910,000 Einwohner. Diese bewohnen in Schweden: 86 Städte und 66,459 Höfe in Dörfern und einzeln; in Norwegen 23 Städte, 30 bis 40 Flecken und 332 Kirchspiele. In sämmtlichen Städten zählt man gegen 322,000 Einwohner. Stockholm, die Hauptstadt des Reichs, hat 73,000, Gothenburg, die wichtigste Handelsstadt in Schweden, 22,000, Christiania, die Hauptstadt von Norwegen, 11,000, Bergen, die wichtigste Handelsstadt in Norwegen, 18,000 Einwohner. Nur wenige Städte noch zählen über 4000, und viele haben kaum 300 Einwohner. Außer Europa besitzt die Krone Schweden (seit 1784) die Antille St. Barthelemy, 2½ Quadratmeile mit 8000 Einwohnern. — A. Schweden begreift 4 Landschaften: 1. Schweden an sich mit 5 Provinzen, darunter Upland, Südermannland, Dalarne oder Dalekarlien, — ein armes Bergland, in welchem 40,000 Menschen ohne Unterhalt im J. 1819 sich befanden — und 7 Landeshauptmannschaften; 2. Gothaland, der fruchtbarste Theil Schwedens, 1900 Quadratmeilen groß mit 1,505,000 Einwohnern, enthält 13 Landeshauptmannschaften; darunter Schonen mit den Seestädten Helsingborg am Sunde, dem Ueberfahrtsorte nach Dänemark und Ystadt, dem Ueberfahrtsorte nach Stralsund. 3. Norrland mit 7 Landschaften (Herjedalen, Jämtland, Westerbotten u. s. w.); 4. Lappland, das schwedische, etwa 16 bis 1800 Quadratmeilen groß. Die Zahl aller schwedischen Lappen betrug im J. 1818 nur noch 3580 Personen, unter denen 669 Rennthiere besaßen. Dazu kommen noch etwa 2000 Colonisten. Mehrere dieser Ansiedelungen in Lappland hat Baron Hermelin auf eigene Kosten gegründet. Das Land bringt dem König fast gar nichts ein. Die allgemeine Verwaltung Schwedens erwartet übrigens eine gänzliche Umbildung, womit sich eine vom letzten Reichstage ernannte Commission beschäftigt. B. Norwegen (s. d. A.). Das südliche begreift die Stifter Christiania und Christiansand; das nördliche die Stifter Bergen, Drontheim und

Nordland; zu letzterem gehört Finnmarken, oder das norwegische Lappland. — Die Landmacht besteht 1. in Schweden aus 40,000 Mann regulärer Truppen und 5 Classen der Conscription 85,000 Mann, zusammen 125,000 Mann. Der fünfte Theil dieser Conscription wird alle Jahre erneuert, so daß die Truppenanzahl immer vollständig ist. 2. in Norwegen: aus 12,000 Mann regulärer Truppen, 7000 Mann Landwehr, den bewährten Bürgern der Küstenmilizen und dem Landsturm. Die Seemacht besteht aus 12 Linienschiffen, 14 Fregatten 7 Briggs, 13 kleinen Fahrzeugen, 15 Galeeren, 200 Kanonenböten mit 4700 Kanonen, 7200 Matrosen, einer Reserve von 8000 Mann, und daneben ist die Marineconscription in 5 Classen eingetheilt, welche 25,000 Mann ausmacht. Uebrigens deutet mehreres jetzt in Schweden dahin, daß der König ein wohlgeordnetes Landes- und Volksbewaffnungssystem aufstellen will. Dahin gehört die Anlage eines befestigten Lagers für 100,000 Mann auf und an dem Mälarsee. Vor diesem waren in der schwedischen Armee alle höhere Offizierstellen käuflich. Die jetzige Regierung hat große Aufopferungen gemacht, um diesen Mißbrauch abzuschaffen, so daß jetzt der Weg zur Ehre dem Armen eben so gut wie dem Reichen offen steht. Eben so verhält es sich jetzt auch mit den Aemtern der Gouverneurs der Provinzen, die ehedem auch käuflich waren. — Schweden hat 5 Ritterorden: 1. der Seraphinenorden, wurde der Sage nach gestiftet vom Könige Magnus; historisch war er schon 1336 vorhanden; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17ten April 1748; die Inschrift ist I H S; — 2. der Schwertorden, wurde, der Sage nach, vom König Gustav I. gestiftet, und den 12ten April 1748 vom König Friedrich I. erneuert; — 3. der Ursprung des Nordsternordens wird von einigen aus Odins Zeiten hergeleitet; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17ten April 1748; die Devise ist: Nescit occasum. — 4. der Wasaorden, gestiftet den 26sten Mai 1772. — 5. der Orden Carls XIII., gestiftet von dem Könige den 26sten Mai 1811, wird nur an Freimaurer höhern Grades vertheilt. Außerdem gibt es noch eine goldne Medaille für das bürgerliche, und eine goldne und eine silberne für das militärische Verdienst. — Die Einkünfte von Schweden und Norwegen belaufen sich gegen 12 Millionen Gulden. Das Norwegische Budget für die J. 1818 — 21 bestimmte die Einnahme (mit Einschluß der außerordentlichen auf 3 Jahre vom Storthing bewilligten Steuer von 540,000 Species) auf 1,495,000 Species. Die Ausgabe des Königreichs Norwegen ward auf 1,475,714 Species gesetzt. Die Staatsschuld an die Bank ist 7 Millionen Thaler. Nach einer officiellen Erklärung soll Schweden keine auswärtigen Schulden mehr haben, da die jetzige Regierung sie alle getilgt habe. — Der Ackerbau und alle Arten Fabriken haben sich seit der Ankunft des jetzt regierenden Königs sehr emporgehoben. In Schweden sind gegen 900 Fabriken in Tuch, Seide, Baumwolle (Kattundruckereien), Wolle, Linnen, Leder, Zucker, Tabak, Glashütten, Spiegel, Uhren, Porzellan, Papier, Marmor, Porphyr, in Metallen, worin die Eisenwerke den wichtigsten Platz behaupten, welche 1,440,000 Centner Stangeneisen jährlich liefern, und an 200,000 Centner in Fabrikaten verarbeiten. Nach dem schwedischen Tabellenwerke wird die jährliche Production Schwedens zu 88 Millionen Bankthaler berechnet, darunter die Holzwaaren ½ Million, Fabriken und Manufacturen über 12 Millionen, Handel und Schifffahrt gegen 14½ Million Bthlr. In

Norwegen liefern die Eisenwerke (die wichtigsten bei Laurvig und bei Moß) jährlich 160,000 Centner Eisen. Auch baut man sowohl in Schweden als in Norwegen viele Schiffe selbst für das Ausland, und verarbeitet viel Holz zu Brettern (vorzüglich am Drammenflusse), Latten, Balken, Masten u. s. w. Die Lage begünstigt den Handel, der besonders mit den Ostseeländern, Großbritannien, Holland, Frankreich, im mittelländischen Meere und mit Nordamerika (mit den vereinigten Staaten schloß Schweden im Jahr 1818 einen vortheilhaften Handelsvertrag) getrieben wird. Eine schwedisch-ostindische Compagnie handelt nach China. Ausfuhrartikel sind: Holz, Bretter, Mastbäume, Balken, Theer, Pech, Pottasche, Eisen, Stahl, Kupfer, Heringe, Thran, Pelzwerk u. s. w. Die Einfuhr besteht vorzüglich in Getraide, Wein, Rosinen, Oel, Salz, Wolle, Flachs, Hanf, Gewürzen. Der Gebrauch des Caffees wurde 1818 verboten. Zum Einkauf von Korn sind der Regierung in Schweden 4 Millionen Bankthaler bewilligt; dies ist aber in Norwegen nicht der Fall, daher ist hier der Getraidemangel fühlbarer, zumal da hohe Einfuhrzölle die freie Zufuhr von Korn sehr erschweren. Schweden hatte im Jahre 1818 gegen 1100 Handelsschiffe mit 9200 Seeleuten, und Norwegen gegen 800 Handelsschiffe mit 6500 Seeleuten. Die Hälfte derselben kann im Kriege zu Kapern ausgerüstet werden. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind in Schweden: Stockholm, Gothenburg, Norköping, Gefle, Karlskrona, Malmö, Landskrona, Ystadt und Udawalla; — in Norwegen: Bergen, Christiania, Drontheim, Christiansand, Stavanger, Drammen und Fredrickshald. Zur Beförderung des Verkehrs wurden im Jahr 1818 vier neue Landstraßen durch Dalekarlien und Helsingland, wovon 2 nach Norwegen führen, vollendet. Auch werden mehrere Canäle angelegt, z. B. der Trollhättacanal, auf welchem man die Wasserfälle in der Götha-Elf, von Wenersburg nach Gothenburg, deren Fall zusammen 130 Fuß beträgt, umschifft; der noch nicht vollendete Göthacanal, der zur Verbindung der Ost- und Westsee angelegt wird. Die ganze Durchfahrt von Gothenburg bis Söderköping an der Ostsee beträgt 51 Meilen, wovon 40 durch die Götha-Elf, den Trollhättacanal und mehrere Landseen gehen, 11 aber zu graben oder zu sprengen sind. — Ein dritter Canal ist der von Södertelje, 3 Meilen von Stockholm, durch den im Jahr 1819 eine zweite Verbindung des Mälarsees mit dem baltischen Meer zu Stande kam, der 20 Städte im Innern mit dem Meere in Verbindung bringt und die Einfahrt nach Stockholm erleichtert. — Unter Gustav Adolphs, Christinens und Carls XI. Regierung kamen Eisen-, Messing- und Stahlfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, Wollen- und Seiden Manufacturen zuerst in Aufnahme, aber Carls XII. kriegerische Zeit brachte alles wieder in Verfall. Nachher jedoch hob sich die Industrie der Schweden desto mehr, und sie verarbeiten alle Waaren, die sie nicht roh vom Auslande zu theuer einkaufen müssen, so weit es der durch die vielen Kriege herbeigeführte Menschenmangel nur zuläßt, mit glücklichem Erfolge. Dessen ungeachtet ist Schweden im Verhältnisse seiner Erzeugnisse und Einkünfte zu seiner Ausdehnung unstreitig das ärmste Land, aber auch zugleich mit dem reichsten, mit Großbritannien, das freieste unseres Welttheils. — Für die Beförderung der geistigen Cultur ist vorzüglich in Schweden durch gute Anstalten vielfach gesorgt. Die 1476 zu Upsala gestiftete Universität (mit 24 Professoren) besitzt eine große Bib-

liothek, einen botanischen Garten, Münz- und Naturaliencabinette, eine Sternwarte u. s. w. Die 1666 zu Lund gestiftete Universität (mit 28 Professoren) hat ebenfalls eine Bibliothek, ein Museum, einen botanischen Garten und eine Sternwarte. Beide Universitäten, so wie die 12 Gymnasien in Lynköping, Westerås, Gothenburg, Wexiö, Colmar, Wisby, Scara, Strengnäs, Karlstadt, Hernösand u. s. w. stehen unter den 11 Bischöfen und dem Erzbischofe, den Häuptern der Geistlichkeit. In allen Städten des Reichs sind Schulen. Zu Carlsberg ist eine Militärakademie; zu Scara eine Vieharzneischule; in Stockholm eine Akademie der militärischen Wissenschaften. Noch befinden sich in Stockholm eine Akademie der Musik und eine Akademie der Landwirthschaft; letztere wurde vom vorigen König auf den Vorschlag des jetzt regierenden Königs errichtet. Sie hat in allen Hauptstädten der Provinzen Unterabtheilungen, und der jetzige König hat sie mit einem Capital von 160,000 Thalern ausgestattet. Im königlichen Schlosse zu Stockholm befinden sich eine schöne Bibliothek und ein Museum. — In Norwegen wurde vor wenig Jahren die Universität zu Christiania errichtet, welche eine Bibliothek, einen botanischen Garten und verschiedene Sammlungen besitzt; auch ist daselbst eine Militärakademie; zu Kongsberg befindet sich eine Bergwerksschule, und zu Drontheim ein Seminarium für junge Lappen. — Schweden hat kürzlich mehrere ausgezeichnete Männer verloren: seinen ersten Historienmaler, den Professor und Ritter von Breda (st. zu Stockh. im Dec. 1818), den Botaniker Schwarz; die Dichter Graf Oxenstierna und Baron Adlerbeth, den Redner Bischof Wingard und den Archäologen Ackerblad (starb 1818 in Rom). Unter den noch lebenden Dichtern Schwedens müssen der Professor Tegner in Lund (einer von den 18 der schwedischen Akademiker) und von Atterbom, der Herausgeber eines poetischen Almanachs zu Upsala, genannt werden. Jetzt bemerkt man in Schweden sowohl als in Norwegen viel Vorliebe für die deutsche Literatur. Der Messias von Klopstock hat an dem Professor von Bildstein, Probst in Schonen, einen guten Uebersetzer gefunden, und der Abdruck deutscher Classiker in Stockholm ist bis zum 66. Bande fortgeschritten. Ueberhaupt erscheinen jetzt in Schweden 46 Zeitungen, eine Literaturzeitung und mehrere Journale; unter letztern in Stockholm seit 1819 die Swea, eine Zeitschrift für Wissenschaften und Künste, mit Abhandlungen von Wahlenberg, Häffner, Geyer und Schröder. In Norwegen erschienen im Jahr 1819 die officielle norwegische Reichszeitung und das norwegische Nationalblatt; außerdem noch sieben periodische Schriften. Auch sind die Sammlungen der Schriften von zwei literarischen Gesellschaften vorzüglich für die alte nordische Literatur wichtig, die der skandinavischen Literaturgesellschaft (14 B.) und die der königlich norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften im 19ten Jahrhundert. Die Zahl aller im Jahr 1818 in Schweden gedruckten Schriften betrug 362, darunter 1 Uebersetzungen. — Der Zusatzartikel zur Constitution, einige Beschränkungen der Preßfreiheit betreffend, den die schwedischen Reichsstände unter Bedingung der Annahme von den norwegischen Ständen kürzlich beschlossen hatten, ward von den norwegischen Ständen nicht angenommen. — Ueber Schweden vergleiche man außer den bekannten ältern Werken: Molbechs Briefe über Schweden im J. 1812. 3 Thl. 1817 (aus dem Dänischen mit Zusätzen des Verfassers. Altona, I. 1818). Sie sind für den Topographen und Statistiker wich-

tig; auch enthält der dritte Theil eine gute Uebersicht der Epochen der schwedischen Literatur. — Der erste Staatskalender im schwedischen Reiche erschien zu Stockholm 1819. — Einige Angaben dieses Art. z. B. über Ritterorden, Schulden, Kriegsmacht und Cultur sind officiell und aus Lüder's Europa im Jahre 1819 entlehnt — Merkwürdig sind die von Hermelin'schen schwed. Karten. Der Baron Hermelin opferte nämlich ein Vermögen von mehreren Tonnen Goldes auf, um über alle Provinzen des schwedischen Reichs genaue Karten aufnehmen zu lassen, die er in 31 Blättern vollendet herausgegeben hat. Eben so hat er die Kosten des ersten Theils einer sehr schönen Sammlung von Specialkarten und Zeichnungen zu einer Beschreibung Schwedens (Stockholm 1806 Fol.) getragen. Die beste Generalkarte Norwegens ist noch immer die von Pontoppidan zu Copenhagen, nebst einer Geographie Norwegens 1785 u. 1795. Die 7 dänischen Seekarten über Norwegens Küste sind vortrefflich. Sie gründen sich auf die von dem dänischen Contreadmiral Paul de Löwenörn trigonometrisch-hydrographische Ausmessung einer 200 geographische Meilen langen Strecke der norwegischen Küste. Scheels Kriegstheater im Norden, oder geograph. topograph. und historische Beschreibung der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden, enthält eine treffliche Militärkarte vom ganzen Skandinavien.

Schwedenborg, s. Swedenborg.

Schweighäuser, (Johann), einer der gelehrtesten Philologen unserer Zeit, ist 1742 zu Straßburg geboren. Er widmete sich früh den Studien. Von de Guignes nach Paris gezogen, beschäftigte er sich mit den orientalischen Sprachen und besuchte dann zu seiner weitern Ausbildung das Ausland. Nach seiner Rückkehr lehrte er in Straßburg Logik und Philosophie und ward 1778 Professor der griechischen und der morgenländischen Sprachen. Seitdem beschäftigte ihn unausgesetzt die alte Literatur. Die Revolution unterbrach seine Arbeiten; er ward als verdächtig verhaftet und nachher mit seiner Familie auf ein Dorf in Lothringen verwiesen. Als die Umstände sich geändert hatten, erhielt er einen Lehrstuhl an der Centralschule des Departements des Niederrheins. Große Verdienste und ausgebreiteten Ruhm hat er sich durch seine trefflichen Ausgaben des Polybius, Arrian, Simplicius, Epictet u. s. w., vornehmlich aber des Herodot erworben. Er ist jetzt mit einem Lexicon Herodoteum beschäftigt. Seine akademischen Schriften hat er 1807 in 2 Bänden gesammelt herausgegeben (Opuscula acad. philos. et philol.) Im Jahre 1816 ward er auf Verfügung des Königs zum Mitgliede der Akademie der Inschriften ernannt.

† Schweizerische Eidgenossenschaft. Der Schweizer Eidgenossenbund ist nach den Bestimmungen des Wiener Congresses und nach dem Bundesvertrage der 22 Cantone, Zürich den 7. Aug. 1815, ein Föderativstaat von 22 Republiken, welche in Ansehung ihrer innern Verwaltung ganz unabhängig von einander sind. Diese 22 Schweizer Cantone enthalten dermalen, so wie ihre Gränzen durch die Generalacte des Wiener Congresses (Art. 74—84) bestimmt worden sind, überhaupt ein Areal von 872⅕ Quadratmeilen, mit 1,728,726 Einwohnern, wovon ⅗ Protestanten und ⅖ Katholiken sind, nämlich: Zürich, 45 QM. 182,123 Einw. Bern, 173 QM. 201,000 Einw. Luzern, 36 QM. 86,700 E. Uri, 24 QM. 14,000 E. Schwyz, 22 QM. 28,900 E. Unterwalden, 12½ QM. 21200 E.

Glarus, $21\frac{3}{4}$ QM. 26,575 E. Zug, $5\frac{1}{2}$ QM. 14,300 E. Freiburg, 23 QM. 67,814 E. Solothurn, 23 QM. 47,883 E. Basel, $12\frac{1}{8}$ QM. 45,900 E. Schafhausen, 8 QM. 30,000 E. Appenzell, $10\frac{1}{2}$ QM. 55,000 E. St. Gallen, 40 QM. 130,300 E. Bündten, 149 QM. 73,200 E. Aargau, 36 QM. 143,960 E. Thurgau, $16\frac{1}{3}$ QM. 78,533 E. Tessin, $53\frac{1}{8}$ QM. 88,793 E. Waadt, 70 QM. 145,245 E. Wallis, 92 QM 62,809 E. Neufchatel, 15 QM. 49,722 E. Genf, $4\frac{1}{2}$ QM. 44,000 E. Die ewige Neutralität des Bundes wurde von allen Mächten im Pariser Frieden vom 20sten November 1815 förmlich anerkannt, und von Portugal den 2ten Mai 1818. Die deutsche Sprache ist fast dem ganzen Lande gemein, mit Ausnahme des Waadtlandes, Genfs und Neufchatels, nebst einem Theile der Cantone Wallis und Freiburg, wo man französisch redet. Italienisch wird nur in einem Theile von Graubündten und im Tessino gesprochen; romanisch spricht man an den Quellen des Rheins; ladinisch am Inn. Die Schweiz hat 1815 ihre Integrität mit Ausnahme der Stadt Mühlhausen und des Veltlins wieder erhalten. Das Frickthal nebst den Städten Lauffenburg und Rheinfelden, welche Oesterreich gehörten, sind mit dem Canton Aargau vereinigt worden. Gersau (Europa's kleinste, 500 Jahr alte Republik, mit 1294 Einwohnern, meistens Seidenfabrikanten, in 160 Häusern) wurde wiederum nach der Wiener Congreßacte und nach der Entscheidung der Tagsatzung, ein Theil des Cantons Schwyz. Frankreich hat 1815 dem Canton Genf einige Oerter im Lande Gex, und der König von Sardinien die Stadt Carouge und einige Dörfer links am See und an der Rhone abgetreten. Auch ist die Festung Hüningen im Elsaß, Basel gegenüber, geschleift worden. Die Tagsatzung, welche die Gesandten der Cantone bilden, und welche die ihr von den souveränen Cantonen übertragenen Angelegenheiten des Bundes besorgt, z. B. Kriegs- und Friedensschlüsse, Handels- und andere Verträge mit auswärtigen Staaten, das Bundesheerwesen u. s. w. *), wird alle 2 Jahre abwechselnd in Zürich, Bern und Luzern unter dem Vorsitz des Canton-Schultheißen gehalten, welcher dann den Titel eines Landammans der Schweiz annimmt. Jene drei Cantone heißen daher Vororte. Jeder Canton hat auf der Tagsatzung eine Stimme. Die Bundeseinkünfte aus den Beiträgen der einzelnen Cantone betragen ungefähr 4,300,000 Gld. Die Staatsschuld: 3,118,330 Franken. Das Bundesheer wurde den 5. Aug. 1816 auf 67,516 M., wovon die Hälfte Reserve ist, festgesetzt. Jeder Canton regiert sich selbst nach eigenen Gesetzen, entweder durch den großen Rath, welcher die gesetzgebende, und den kleinen Rath, welcher die vollziehende Gewalt hat, oder durch die Landesgemeine und den Landrath. In Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus ist die Verfassung ganz demokratisch, in den übrigen aus Demokratie und Aristokratie gemischt, im Ganzen aber sehr milde. Gleichwohl wandern viele Schweizer nach Nordamerika aus. In Bern hat sich deshalb eine Gesellschaft Actionäre gebildet, und der Canton Freiburg sendet jetzt eine Colonie catholischer Schweizer nach Brasilien. Die Literatur der Schweizer ist ein Zweig der deutschen; die der Genfer, des Waadtlandes und Neuenburgs ein Zweig der französischen. Basel besitzt eine Uni-

*) So unterhandelte 1819 der Hof von Rio Janeiro mit ihr über eine Militärcapitulation, nach welcher einige Regimenter Schweizer in portugiesische Dienste traten, und die blos in Europa und Amerika, doch nie gegen ihr Vaterland dienen, und von welchen die Reformirten freie Religionsübung haben sollen.

versität. Die Akademien zu Bern und Zürich haben wissenschaftliche Sammlungen. Luzern, Winterthur, Zofingen u. a. Städte haben Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen. Durch Thätigkeit zeichnen sich mehrere gelehrte Gesellschaften aus, besonders die naturhistorische. Berühmt sind Pestalozzi's Schulanstalt zu Ifferten (s. Pestalozzi und Yverdün); Fellenbergs (s. d. A.) landwirthschaftliche Erziehungsanstalt zu Hofwyl. Ueber die Geschichte der Schweiz ist Johannes von Müllers Werk classisch; Glutz-Blozheim hat es fortgesetzt vom Tode des Bürgermeisters Waldmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich (1516). Ueber die alte Geschichte des Landes s. Hallers historische und topographische Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft, 2 Thle. mit Kupf. u. Kart. 2te Aufl. Bern 1818. Ueber das schweizerische Staatsrecht ist Usteri's Handbuch auch in statistischer Hinsicht wichtig. Damit verbindet man den helvetischen Almanach. Reisenden sind vorzüglich zu empfehlen: (Heideggers) Handbuch für Reisende in der Schweiz, 6te Aufl. mit 1 Karte, Zürich 1818, und Ebels Handb. deutsch und franz. (Manuel du Voyageur en Suisse, par J. C. Ebel, Zürich 1818. 3 vol. Der kostbare Weißische Atlas erstreckt sich nicht über die ganze Schweiz. Weilands milit. topogr. Atlas der Schweiz in 24 Sect. (Weimar 1817) kann mit des Erzh. Carl Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz (Wien 1819) verglichen werden. S. die besondern Art. Basel, Bern, Genf, Luzern, Neufchatel, Chaux de Fonds, Waadtland, Zürich u. a. m.

Schwere. In der Anziehung jedes Körpers als Masse zum Mittelpunkte der Erde ist seine Schwere bedingt. Vermöge derselben drückt er auf jede Unterlage, die diese Anziehung stört oder aufheben will und das um so stärker, je größer seine Masse selbst ist. Hält man einen Körper durch einen Faden ab, seiner Schwere nach der Erde hin zu folgen, so spannt sich dieser Faden senkrecht und zeigt die Richtung der Schwere in einer Linie an. Mehrere solcher Linien neben einander, wenn sie alle nach der Mitte der Erde, als Kugel genommen, hie und dort zusammenlaufen, können also eigentlich nicht parallel gehen, obgleich sie es bei einer geringen gegenseitigen Entfernung zu seyn scheinen. Von der Schwere, als wirkender Ursache, ist das absolute Gewicht oder die absolute Schwere wohl zu unterscheiden, wodurch der Druck bezeichnet wird, den jeder bestimmte Körper auf seine Unterlage ausübt, der mit den Quantitäten der Masse ab- und zunimmt, und durch Vergleich mit Gewichten (s. d. Art.) gefunden wird. Specifische Schwere oder Gewicht drückt das Verhältniß des absoluten Gewichts zum Umfange der Masse aus, oder was dasselbe ist, die Dichtigkeit. Denn diese wächst mit der Abnahme der Porosität; es hat demnach jeder weniger poröse Körper eine größere Menge wirklicher Masse in ein kleineres Volumen vereinigt, und da mit diesen Massentheilen das absolute Gewicht wächst, so wächst auch das Verhältniß desselben gegen den Umfang. Es verhalten sich überhaupt die specifischen Gewichte bei gleichen Massen umgekehrt wie die Volumina; bei ungleichen Massen aber ist das Verhältniß der specifischen Schwere zusammengesetzt aus dem geraden der Gewichte (Massen) und dem verkehrten der Räume. Das specifische Gewicht der Körper zu finden, dient das Aräometer. F.

† Schwerin, die Stadt, hat 1,100 Häuser und 10,000 Einwohner.

Schwimmen. Ein Körper, der eigenthümlich leichter als das Wasser ist, wird, wenn man ihn mit Gewalt unter das Wasser taucht, in die Höhe gehoben und genöthigt, auf dem Wasser zu schwimmen; aber dennoch bleibt er, wenn er auch schwimmt, mit einem Theile unter dem Wasser, das sein unterer Theil aus dem Orte vertreibt und das so viel wiegt, als er selbst. Auch eigenthümlich schwere Körper schwimmen im Wasser, wenn sie entweder ausgehöhlt, oder mit andern leichten Körpern verbunden sind. So schwimmen Kähne von Blech, wenn sie nur so gemacht sind, daß sie, wenn man sie bis an den Rand ins Wasser taucht, eine Menge Wasser aus ihrem Orte vertreiben, das schwerer als sie ist. Menschen und Thiere sind nur sehr wenig schwerer als Wasser, öfters etwas leichter, daher kommt es, daß Menschen, wenn sie ertrinken, meistentheils zu Grunde gehen, nach einiger Zeit aber, wenn ihre Theile durch die Fäulniß sehr aufgeblasen und gespannt sind, oben wieder zum Vorschein kommen und schwimmen. Menschen und Thiere, wenn sie sich lebend auf dem Wasser erhalten wollen, drücken durch Schlagen und Stoßen das Wasser unter sich stärker zusammen, damit es sie stärker hebe, als ruhiges Wasser; indessen hat selbst die Natur das Thier geschickter zum Schwimmen als den Menschen gemacht, denn sie hat ihm vier Füße und einen etwas langen zurückgebogenen Hals gegeben, den Kopf aber, im Verhältnisse zu dem übrigen Körper, viel leichter gemacht, als bei dem Menschen. Diejenigen, welche nicht schwimmen können, binden sich einige mit Luft angefüllte Blasen um den Leib, oder ziehen **Schwimmkleider** an, die mit Kork gefüttert sind, ehe sie sich dem Wasser anvertrauen. Hiehin gehört auch der von Franz Keßler erfundene **Schwimmgürtel** oder **Luftgürtel**, ein lederner mit Luft angefüllter Gürtel, der um den Leib gelegt wird. Dergleichen Hülfsmittel sind zwar zureichend, können aber dennoch, wenn man nicht geschickt genug ist, sich selbst zu helfen, nicht verhindern, daß man nicht zuweilen im Wasser umschlage, mit dem Kopf unter dasselbe komme und ertrinke. Daher ist die Kunst zu schwimmen gewiß eine der nützlichsten; denn die meisten Menschen verunglücken im Wasser aus Mangel derselben und aus Bestürzung. Indessen verdient noch angemerkt zu werden, daß man Menschen, die im Begriffe sind zu ertrinken, so lange sie sich im Wasser befinden, mit einer sehr kleinen Kraft in die Höhe ziehen und retten kann. Die Fische haben von Natur, um sich im Wasser zu erheben, eine doppelte mit Luft angefüllte Blase erhalten, die sie ausdehnen und zusammenziehen können. Im ersten Falle ist der Umfang des Fisches vermehrt und er steigt in die Höhe, im zweiten Fall vermindert, wodurch er sich im Wasser niederlassen kann; blos denjenigen Fischen, die stets auf dem Boden der Gewässer leben, fehlt diese Blase.

Schwimmende Batterie, s. Batterie und Elliot.

Schwur, s. Eid.

Sclavenhandel, s. Sklavenhandel.

* **Sclavonien** ist 34 Meilen lang und 6 bis 13 breit, und enthält 308 Quadratmeilen. Seiner Länge nach wird es von einer Kette von Bergen durchschnitten, welche aus Croatien kommen, von Westen gegen Osten durch die Mitte des Landes sich fortziehen, und mehrere Thäler bilden, unter Nukowar die Donau berühren, und von hier am südlichen Ufer des Stromes hinunterlaufen, bis sie sich bei Ruma und Carlowitz in die Ebene verlieren. Der bedeutendste und längste Bergrücken ist die Fruschka Gora (Mons almus), welcher beinahe ganz

Syrmien in gerader Linie durchläuft und die Abdachung des Bodens gegen Servien hin bewirkt. Das übrige Sclavonien besteht theils aus mehr oder weniger fruchtbaren Anhöhen, theils aus schönen, großen Ebenen. Im Ganzen herrscht Wald vor, daher das Clima selbst kühler ist, als man es unter diesem Himmelsstriche erwarten sollte. Der Boden hat seine Abdachung theils gegen Ungarn, theils gegen Servien und Bosnien. In Hinsicht der Fruchtbarkeit des Bodens ist Sclavonien, mit Ausnahme der gebirgigen Gegenden, Ungarn gleich, besonders groß ist sie längs der Save und in Syrmien (so nennt man den östlichsten Theil des Landes, welcher seinen Namen von der römischen Stadt Syrmium hat). Die beiden Flüsse Save und Drave gewähren dem Lande viele Vortheile, verursachen aber auch viele Ueberschwemmungen und stehende Gewässer. Die Producte sind, außer den gewöhnlichen Hausthieren, Geflügel, Wildpret, Fische, Bienen, starke Seidencultur, Getraide (doch ist der Seidenbau noch sehr zurück), Melonen, vieler Taback, Wein in Menge, in guten Jahren an eine Million Eimer, worunter der syrmische rothe und der Schillerwein am berühmtesten sind, doch wird wenig Wein ausgeführt; ferner viel Obst, besonders Zwetschen, davon Branntwein verfertigt wird und viele wälsche Nüsse. Von beiden wird viel ausgeführt, besonders machen die Zwetschen einen Hauptartikel zur Consumtion und zum Handel. Auch hat man ansehnliche Eichenwaldungen mit Knoppern und Kastanienwäldern. Die Gebirge enthalten wahrscheinlich Metallerze, doch fällt es niemanden ein, Bergbau zu treiben. Mineralwasser sind häufig, auch hat man Eisen und Steinkohlen gefunden. Die Einwohner, 528,000 an der Zahl, gehören dem größten Theile nach zum slavischen Völkerstamme, doch gibt es hier auch viele Magyaren, Wallachen, Zigeuner, Deutsche, Griechen, Juden und Armenier. Die römisch-catholische, die griechisch-catholische und die griechisch nicht unirte Kirche sind am meisten verbreitet. Nur wenige Protestanten finden sich. Die Industrie ist unter den Einwohnern fast ganz unbekannt. Die Hauptstadt ist die am rechten Draveufer, in einer schönen und fruchtbaren Ebene liegende Stadt und Festung Essek, mit 800 Häusern und 9300 Einwohnern. Semlin, Belgrad gegenüber, ist als Handelsplatz wichtig und der Mittelpunkt des Handels zwischen der Türkei und den österreichischen Staaten.

Scorbut, s. Scharbock.

* Scott (Walter), einer der ersten jetzt lebenden englischen Dichter, ist der älteste unter den noch lebenden Söhnen eines ausgezeichneten Anwaltes zu Edinburg und 1771 geboren. Seine Mutter war eine Tochter David Rutherfords. Tugend und Talente, insbesondere für die Dichtkunst, zeichneten sie aus, und mehrere ihrer Gedichte wurden noch nach ihrem 1789 erfolgten Tode der öffentlichen Bekanntmachung würdig gefunden. Ein schwacher Körperbau, verbunden mit einer Lähmung, war Ursache, daß Walter Scott fast gänzlich im älterlichen Hause erzogen und unterrichtet ward, und zwar unter der unmittelbaren Leitung seiner trefflichen Mutter. Von seinen frühern Studien ist wenig bekannt, außer daß er für das Landschaftzeichnen nach der Natur Talente verrieth. Nach Erreichung des erforderlichen Alters ward er auf das Gymnasium zu Edinburg geschickt. Auf dieser Schule durchging der junge Scott die verschiedenen herkömmlichen Formen, ohne die in ihm schlummernde Kraft des Genies an den Tag zu legen. Im Gegentheil wurde im Knabenalter sein schnelles Fassungsvermögen bezweifelt. Doch hatte der verstorbene Hugh

Blair Beurtheilungskraft genug, seine künftige Auszeichnung vorherzusagen, als der Schullehrer sich über seinen Stumpfsinn beklagte. Nach Vollendung der classischen Studien bezog Walter Scott die Universität zu Edinburg und schon im 21sten Jahre seines Alters ward er zum Anwalte bei den schottischen Gerichtshöfen aufgenommen. Mit Eifer widmete er sich seinen Amtsgeschäften und verehlichte sich im Jahre 1793 mit Miß Carpentor, die ihm vier Kinder geboren hat. Im Jahre nach seiner Verheirathung ward er zum Sherif der Grafschaft Selkirch und 1806 zu einem der ersten Protokollführer in den Sitzungen der höchsten gerichtlichen Behörde von Schottland ernannt. Befreit von den lästigen Arbeiten der Advocatur durch den Besitz zweier einträglichen Stellen und eines erheblichen Vermögens, war Scott in den Stand gesetzt, nach Gefallen den Musen zu huldigen. Das Erste, was von ihm im Publikum gedruckt erschien, waren Uebersetzungen aus dem Deutschen, und zwar zu einer Zeit, als die Erscheinung von Bürgers „Lenore“ die Aufmerksamkeit der brittischen Lesewelt auf die wildesten Erzeugnisse der Phantasie in der deutschen Literatur aufmerksam gemacht hatte. In dem nämlichen Jahre, als mehrere Uebersetzungen jener schauerlichen Romanze in England herauskamen, schrieb Scott zwei Nachbildungen deutscher Romanzen unter dem Titel: „The Chace“ (die Jagd) und: „William and Helen“ und drei Jahre nachher eine Uebersetzung von Göthens „Götz von Berlichingen“. Zwei Jahre später erschienen von ihm in Mathew Gregory's Sammlung von Wundermährchen zwei Originalballaden: „the Ewe of St. John“ und Glenfinlas. 1802 erschien sein erstes größeres Werk: „The Minstrels of the Scottish border“ (die Minnesänger an Schottlands Gestaden) in einer prachtvollen Ausgabe. Diese Sammlung erregte sogleich allgemeine Aufmerksamkeit und obgleich die Stücke, woraus sie besteht, von sehr ungleichem Werthe sind, so war doch der hohe Aufschwung des Dichtergenius im ganzen Werke unverkennbar. Sein nächstes Werk war: „Sir Tristram,“ ein metrischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert (1804). Seitdem war Scotts Dichterruhm in stetem Steigen, insbesondere bei der Erscheinung seines „Lay of the last Minstrel“ (Lied des letzten Minnesängers, 1805). Hierauf schrieb er eine Sammlung von Balladen und lyrischen Gedichten (Ballads and lyrical pieces). Auf sein Gedicht: „Marmion, a tale of Floddenfield“ (1808), war die öffentliche Aufmerksamkeit um so gespannter, da der Dichter selbst verkündigte: „es enthalte zugleich seine beste und schlechteste Poesie.“ In dem nämlichen Jahre beschenkte er das Publicum mit einer Ausgabe von Drydens Werken nebst einer neuen Lebensbeschreibung dieses großen Dichters und vielen Anmerkungen. Unmittelbar darauf erschienen in einem Quartbande seine Beschreibungen und Erläuterungen zu seinem Gedichte: „the Lay of the last Minstrel.“ Von folgenden drei Werken: Lord Somers collection of historical tracts; Sir Ralph Sadlers State papers und Anna Sewards poetical works, erschienen kurz nachher unter seiner Leitung neue Ausgaben. Noch in dem nämlichen Jahre schrieb er seine „Lady of the Lake“ (die Dame vom See), das populärste unter allen seinen Werken, wenn gleich nach der Meinung Vieler in mehrerer Hinsicht seinem „Lay of the last Minstrel“ nachzusetzen *) Im Jahre 1811 schrieb er „The Vision of Don Rode-

*) Von diesem herrlichen Gedichte ist in der Leipziger Ostermesse 1819 bei dem Verleger dieses Lexikons eine meisterhafte poetische freie Uebersetzung von Henriette

rick, 1813, „Rockeby“ und 1814 „the Lord of the Isles“ (der Inselgebieter); ferner lieferte er ein prosaisches Werk über die Alterthümer an den Küsten Englands (the border antiquities of England) und eine neue Ausgabe von Swifts Werken mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers und Anmerkungen. In einer spätern Periode erschienen seine „Letters to his Kinsfolks“ (Briefe an seine Angehörigen) und sein Gedicht: „the battle of Waterloo.“ Außer diesen öffentlich anerkannten Werken, welche nicht minder umfassende Gelehrsamkeit und Fleiß als Originalität des Dichtergenius an den Tag legen, zählt man zu den schriftstellerischen Erzeugnissen Walter Scotts eine Reihe von Romanen, die eine seltne Popularität erlangt haben. So schreibt man ihm unter andern den allgemein beliebten Roman „Waverley“ zu, obgleich er beharrlich das Verdienst der Autorschaft ablehnt. Das nämliche ist der Fall mit „Guy Mannering,“ „Douglas“ und andern unterhaltenden und belehrenden Werken dieser Art. Scott ist dem Vernehmen nach gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines beschreibenden Werkes über Schottlands Alterthümer beschäftigt. Längst schon versprach er dem Publicum eine Geschichte dieses Landes, und sehnlich sieht man der Erfüllung dieses Versprechens entgegen. Er hat in Amerika einen Bruder, dessen Genie dem seinigen verwandt seyn soll, und dem man deshalb einige jener anziehenden Romane hat zuschreiben wollen, deren Ursprung man vergebens zu vergewissern strebte. — Wir führen noch an, daß Sir Walter Scott vielleicht der reichste aller jetzt lebenden Dichter ist.

Sculptur, s. Bildhauerkunst.

Scythen, ein unbestimmter Völkername in der alten Geographie. Bald bezeichnete er ein einziges Volk, bald aber alle die nomadischen Völkerschaften, welche im Norden des schwarzen und caspischen Meeres bis tief ins östliche Asien hinein ihren Sitz hatten. Gleich unbestimmt versteht man unter Scythien bald die Sitze des Scythenvolks, bald die Länder, welche wir jetzt unter der Benennung der Mongolei und Tartarei befassen. Wir unterscheiden asiatische und europäische Scythen. Zu den asiatischen Scythen rechnen die Alten viele nordische Völker von ihnen unbekannter Abkunft, die nicht zu ihrem Stamme gehört haben mögen. Sie herrschten eine Zeit lang in Asien, bis die benachbarten Völker ihr Reich größtentheils zerstörten. Man hält sie für die Stammväter der Türken, Tartaren und Mantschuren; die Alten hielten die Perser, Parther und Bactrier für ihre Abkömmlinge. Die europäischen Scythen wohnten zu Herodots Zeiten von der Donau (Ister) bis an den Ursprung des Tyras (Borysthenes) und in der Nähe des Tanais; südlich bis ans nördliche Ufer des schwarzen Meeres, Taurien mit eingeschlossen. Von diesem Gebiete heißt der Theil vom Ister bis an die Stadt Carcinitis Alt-Scythien; hernach aber nannte man die Halbinsel bis an den Borysthenes Klein-Scythien, welcher Name zu Strabo's Zeit noch über das Land bis an den Ister, das die Thracier sonst besaßen, ausgedehnt ward und also Alt-Scythien mitbegriff.

Seapoys auch Sipoys, (ein indisches Wort), wird in Ostindien die aus Landeseingebornen gebildete Infanterie genannt. Die

Schubart erschienen, unter dem Titel: Die Jungfrau vom See (Preis 1 Thlr. 8 gr.). Dieselbe Uebersetzerin hat auch in demselben Verlage eine Auswahl von Scotts Balladen in einer freien Bearbeitung herausgegeben, unter dem Titel: Walter Scotts schottische Lieder und Balladen, (Leipzig 1817 Preis 1 Thlr.), die wir allen Verehrern des großen Dichters empfehlen können.

Franzosen sahen zuerst ein, daß die Transportirung europäischer Truppen in jene Niederlassungen zu kostbar sey, und daß die meisten zur See oder in Ostindien selbst ein Opfer des veränderten Clima's würden; sie nahmen also Hindus in Sold, die Engländer ahmten dies bald nach, und Lord Clive errichtete in Bengalen allein 32 Regimenter. Gegenwärtig unterhält die ostindische Compagnie 69 Regimenter Seapoys, die ungefähr 150,000 Mann ausmachen. Eben so sind auch mehrere Regimenter Cavallerie blos aus Landeseingebornen errichtet worden. Die Seapoys werden gut, und noch besser als die europäischen Truppen, bezahlt; sie bekommen monatlich ungefähr 5 Thaler Sold, im Kriege aber die Hälfte mehr, bestehen aus Grenadier- und Füseliercompagnien, und haben auch Feldstücke, bei denen jedoch europäische Artilleristen sind. Ihre Kleidung ist sehr leicht und bequem, denn sie besteht blos in einer rothen Tuchjacke (deren Aufschläge bei jedem Regiment anders sind), einem Leibchen von weißem Kattun unter derselben, Beinkleidern, die nur die halben Lenden bedecken, und ein Paar Bambuschen oder Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spitzen; Strümpfe haben sie nie, und den Kopf deckt eine Art von leichtem Turban. Ihre Waffen bestehen in einer Flinte und einem Degen, den sie an einem über die Achsel gehängten Riemen tragen. Sie sind zwar nicht so tapfer und geschickt als die europäische Militz, aber sie werden eben deswegen auch nicht geschont, und zur Avantgarde, zum kleinen Kriege, und überhaupt zu den gefährlichsten Unternehmungen genommen, wobei sie sehr gute Dienste leisten. Auch sind sie duldsam und unermüdet; und das Gesetz der Hindus, welches verbietet, Fleisch und alles, was von Thieren herrührt, zu essen, macht sie sehr mäßig und genügsam.

*Sebastiani (Graf Horatio), als Diplomatiker und französischer General auch in Deutschland aus der Napoleonischen Zeit hinreichend bekannt, ist 1775 in Corsica geboren, und zwar in einer mit der Buonaparteschen verwandten Familie. Er widmete sich dem Waffendienst, durchlief die untern Grade schnell und machte sich insbesondere in den italienischen Feldzügen unter Buonaparte durch Gewandtheit und Bravour bemerkbar. Dieser bewies ihm besonderes Vertrauen, so daß er vorzüglich in diplomatischen Geschäften häufig die wichtigsten Aufträge erhielt. Großes Aufsehen machte in dieser Hinsicht die Sendung Sebastiani's kurz nach dem Frieden von Amiens nach Aegypten, und der darüber im Moniteur mitgetheilte Bericht. Der unruhige, immer über neuen Planen brütende Geist seines Herrn, der ihm diese Sendung aufgetragen hatte, und den Bericht darüber in einer officiellen und genehmigenden Form in Europa verbreitete, leuchtete daraus allerdings auf das klarste hervor; auch benutzte das englische Ministerium bei dem kurz darauf wieder ausbrechenden Kriege diesen Bericht Sebastiani's auf das stärkste, um die Nothwendigkeit, Buonaparte in seinen Entwürfen zuvorzukommen, darzuthun. Im Jahr 1806 schickte Napoleon Sebastiani nach Constantinopel. Er kam hier in einem Augenblicke an, wo er der Pforte sehr nützlich seyn, und den Engländern einen wichtigen Plan vereiteln konnte. Diese hatten mit einer starken Flotte unter Admiral Duckworth die Dardanellen forcirt, und bedrohten Constantinopel mit einem Bombardement. Sebastiani vermochte das türkische Ministerium, den englischen Admiral mit Unterhandlungen hinzuhalten, während deren er die furchtbarsten Vertheidigungsanstalten veranlaßte und mit einer außerordentlichen Thätigkeit selbst leitete und ausführen half. So-

bald dies geschehen, wurden die Unterhandlungen mit Duckworth abgebrochen, der nun unverrichteter Sache abziehen mußte. Später diente Sebastiani in Spanien, hierauf in Rußland, und in den Feldzügen von 1813 und 1814 mit Auszeichnung. Seine letzte Waffenthat war die Befreiung von Rheims am 13ten März 1814. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba zeigte er sich aufs neue als dessen eifriger Anhänger; er wurde in der Deputirtenkammer und nach der Schlacht von Waterloo zu einem der Commissarien erwählt, die mit den Verbündeten über den Frieden unterhandeln sollten. Nach der zweiten Restauration lebt Sebastiani ohne öffentliche Anstellung in Paris.

Seciren, s. Section.

† Section nennt der Anatom das kunstmäßige Oeffnen thierischer oder menschlicher Leichen, zur Untersuchung der körperlichen Beschaffenheit. Den Kopf zu öffnen, werden die den Kopf bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzschnitt gespalten, der Knochen entblößt, und dieser rundum durchgesägt, damit sich das obere Stück gleich einem Deckel abheben lasse. Auf der Brust wird die Haut sammt dem Fleische bis auf die Knochen der Brust durchschnitten, diese entblößt und die Rippenknorpel von den Rippen abgetrennt; das losgemachte Brustbein wird vom Anatom abgehoben. Zur Oeffnung des Unterleibes führt der Anatom einen Kreuzschnitt, der den Nabel nicht verletzen darf. Die gerichtliche Untersuchung der Leichen (legale oder gerichtliche Section) erfordert vorzügliche Genauigkeit, weil es oft darauf ankommt, Verletzungen nachzuspüren und ihre Tiefe, so wie die Richtung, mit welcher sie in innere edle Organe eindringen, so anzugeben, daß dem Anatomen nicht der Vorwurf gemacht werden kann, er habe sie erst durch seine Instrumente herbeigeführt oder vergrößert. Auch gibt die Criminalordnung an, daß bei gerichtlichen Leichenöffnungen der gehörigen Deutlichkeit wegen alle drei Höhlen des Körpers geöffnet werden müssen. F.

Secularisation, Seculum, s. Säcularisation, Säculum.

Seehandlungs-Societät in Preußen. Dieses ist eine königl. Handelsgesellschaft, welcher das Monopol des Handels mit Seesalz und Wachsen gegeben wurde, jedoch ist es seit 1794 auf den ersteren Gegenstand allein eingeschränkt. Die Gesellschaft wurde zuerst im Jahr 1772 auf zwanzig Jahre, sodann von neuem auf drei Jahre und endlich im Jahr 1794 bis zum ersten Januar 1808 octroirt, und erfuhr in ihren Privilegien binnen dieser Zeit mancherlei Veränderungen. Eine Erweiterung ihrer Octroi für die folgenden Jahre ist nicht öffentlich bekannt geworden; sie scheint daher in ihren alten Rechten bis jetzt fortzubestehen. Ihr Handelskapital wurde anfänglich außer einem Einschusse aus dem Schatze durch 2400 Actien à 500 Thaler zu Stande gebracht. Den Actionairs wurden jährlich 10 Procent Dividende unter königlicher Garantie zugesichert; im Jahr 1794 aber wurde diese Dividende auf 5 Procent herabgesetzt. Die Actionairs werden als reine Kapitalisten betrachtet, und haben durchaus keinen Antheil an der Verwaltung der Geschäfte der Compagnie, sondern diese wird ausschließlich von einer besondern Direction unter dem Finanzministerio, welche in Berlin ihren Sitz hat, besorgt. Bei der Erneuerung der Octroi im J. 1794 wurde ihre Zahl auf 3000 bestimmt, und ihrer Vermehrung noch Raum gelassen. Gleich bei ihrer ersten Stiftung erhoben sich viele Stimmen gegen den Nutzen dieser Gesellschaft, durften aber unter der Regierung Friedrichs II.

nicht laut werden. Desto stärker wurde sie unter den folgenden Regierungen angegriffen, die es daher auch für rathsam fanden, ihre Privilegien mehr und mehr einzuschränken und den Eingriffen, welche sich die Compagnie in den Privathandel erlaubte, möglichsten Einhalt zu thun. Den stärksten Angriff auf sie hat der verstorbene Professor Kraus gethan, und schwerlich möchte sie sich gegen die von ihm aufgestellten Gründe vertheidigen lassen. Die Gründe, welche sonst das Etablissement einer großen Staatshandelscompagnie anzurathen scheinen, weil nämlich ein noch nicht vorhandener Handel in Gang gebracht werden soll und die Kräfte der Privatleute nicht hinreichen, ihn zu begründen, weil besonders der mächtige Schutz des Staats dazu nöthig ist u. s. w., waren für die Errichtung der preußischen Seehandlungs-Societät durchaus gar nicht vorhanden. Denn der Seesalzhandel in den preußischen Ostseehäfen war schon lange in dem größten Flor. Es fehlte dazu gar nicht an Kapital, ja er wurde selbst mit einem sehr geringen inländischen Kapitale geführt, da Holländer und Engländer das Seesalz mit ihren Capitalien einkauften, es den preußischen Kaufleuten zuführten, und ihnen es sogar auf Credit gaben. Preußen benutzte also bei diesem Handel viele fremde Kapitale, und konnte seine eignen auf andere nützliche Industriezweige verwenden. Die fremden Schiffe fanden in dem Reize, Salz einzubringen, einen Sporn, die preußischen Häfen in Menge zu besuchen, und die fremden Kaufleute kauften gern in Königsberg u. s. w. Producte, weil die Menge der stets vorhandenen Salzschiffe sehr billigen Frachtlohn versprach. Auch die eigne Rhederei blühte durch diesen Handel auf, da in den Königsbergischen Schiffen die preußischen Waaren wohlfeil in die Länder verführt werden konnten, wo sie im Salze sichere Rückfrachten fanden. Der Zug von polnischen und russischen Waaren nach Königsberg wurde dadurch ebenfalls ermuntert und gab den preußischen Kaufleuten große Gewinnste und den Schiffern volle Ladung; das eingeführte Seesalz gab zugleich das Mittel, wodurch die Kaufleute in Königsberg die Polen und Russen bezahlen konnten, u. s. w. Dieser ganze herrliche Handelsstamm wurde durch die Errichtung der Seehandlungs-Societät gänzlich ausgerottet. Die Compagnie mußte den ganzen Salzhandel mit eignem Kapital führen und zog dasselbe aus andern Gewerbzweigen heraus, die, da die Actien besonders von Einwohnern der Mark, Magdeburg u. s. w. gekauft wurden, in jenen Provinzen verkümmerten. — Die neue Handelscompagnie kaufte das Salz in Frankreich und England nun direct, und ließ durch ihre Commissionäre es an Ort und Stelle durch dasige Schiffe anhero führen. Dieser Umstand vertrieb die Holländer, und da diese keine Ostseeproducte in Königsberg mehr zu kaufen kamen, so blieben auch die Producte der Russen und Polen weg. Diese zogen sich nach Riga und Libau. Als man mit der Zeit die begangenen Fehler einsah, suchte man sie zwar wieder gut zu machen, indem man die freie Anfuhr des Seesalzes durch fremde Schiffe wieder zu begünstigen, auch der Königsberger Kaufmannschaft wieder einigen Antheil an dem Salzhandel zuzuwenden suchte. Man drang von Seiten der Regierung selbst auf Erniedrigung der Salzpreise, als welche die Compagnie bis zur Ungebühr erhöht hatte. Aber nie hat der Schade, der durch diese monopolistische Compagnie in dem Nationalreichthum angerichtet wurde, wieder ganz gut gemacht werden können. Und es beweis't die Geschichte dieser Staatshandelscompagnie mehr als irgend einer andern, daß mono-

polistische Handels-Societäten für den Nationalreichthum schädlich, und selbst für den Finanzstand wenig ergiebig sind. Der ganze Vortheil, den die Seehandlungs-Societät dem Staate brachte, bestand nach dem Edicte vom 4. März 1794 jährlich in 44,000 Reichsthalern, wovon 24,000 Reichsthl. an die Invaliden und 20,000 an die Zoll- und Accisecasse gezahlt werden sollten. Dafür gab sie keinen Zoll für den Eingang des Salzes, ihre Schiffe waren gleichfalls frei, und die Generaladministrationskosten mußten auch noch vom Staate bestritten werden. Wenn man nun noch rechnet, was die Kaufleute sonst an Zoll für Einführung von Seesalz und von den Schiffen bezahlten und was sonst noch von ihren Gewinnsten den Staatscassen zufloß; so übertraf dieses gewiß jene Summe weit. Was mag vollends die Regierung an dieser Compagnie im J. 1807 verloren haben, wo ihr, laut Publicandums vom 22sten Decem. 1809, der Feind alle ihre Salzvorräthe weggenommen hatte, und sie sich doch nachher verpflichtet hielt, die Actionäre aus ihrer Tasche zu bezahlen und den ganzen Schaden aus dem Staatsschatze zu vergüten! — Diese Verluste würden gar nicht Statt gefunden haben, wenn der Seesalzhandel ein Privathandel geblieben wäre. — Es würden sich leicht noch mehrere nachtheilige Wirkungen dieses Instituts für den Nationalreichthum und die Privatgewerbe zeigen lassen, wenn hier der Ort dazu wäre. Bei den jetzt herrschenden bessern Einsichten der Administrations- und Finanzbehörden läßt sich hoffen, daß dieses Monopol, sobald es nur irgend ohne allzu empfindliche Opfer geschehen kann, aufgehoben werden wird.

Seekrankheit nennt man die Beschwerden, von welchen Schiffahrer befallen werden, die der schaukelnden Bewegung des Schiffes nicht gewohnt sind. So wie nämlich von manchen das Fahren im Wagen nicht gut vertragen werden kann, sondern manche Beschwerden, z. B. Schwindel, Uebelkeit, Erbrechen 2c. veranlaßt, so findet dasselbe, aber in viel höherem Grade und viel allgemeiner, bei den zur See Reisenden Statt. Selten findet man einen, der nicht wenigstens bei den ersten Seereisen von der Seekrankheit litte; viele, die nur kleine Seereisen machen, werden bei einer jeden aufs neue davon befallen. Es bestehen aber die Zufälle selbst in hohem Grade von Uebelbefinden, Uebelkeit, Ekel und Abneigung vor Speisen; mit einiger Erleichterung stellt sich dann Erbrechen ein, welches aber oft wieder kommt und die Leidenden, zumal sonst Schwächliche und Frauen, immer sehr mitnimmt. Alle diese Beschwerden vermehren sich, wenn der Kranke auf ist, er wird daher genöthigt, liegen zu bleiben. Sie sind schlimmer, wenn das Meer unruhig oder von Stürmen bewegt ist. — So lästig auch die Beschwerden sind, so will man doch nie einige Gefahr beobachtet haben; im Gegentheil sieht man, daß sich längstens die Beschwerden sogleich verlieren wenn der Kranke an das Land steigt. — Kehrt der Appetit schon auf den Schiffen wieder, so ist dies ein Zeichen von Besserung. — Um die Beschwerden zu erleichtern, bedient man sich gewöhnlich des Citronensaftes mit Zucker. Aromatische und spirituöse Einreibungen in die Magengegend könnten auch nützlich seyn. B. P.

† **Seeland** (dänisch), ist 16—17 Meilen lang, 13—14 Meilen breit, und hat 250,000 Einwohner. Zu dem **Stifte** (Stiftsamte — so viel als Statthalterschaft) **Seeland** gehören, außer der Insel dieses Namens, noch die Inseln Samsoe, Moen und Bornholm.

† **Seeland** (holländ.), 82,000 Einwohner.

Seelenlehre, s. **Psychologie**.

* Seelenverkäufer. Mit dieser berüchtigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Classe Menschenmäkler hat es folgende Bewandtniß. Diese Seelen- oder wie sie auch heissen, Zettelverkäufer nehmen dürftige Leute, die als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien gehen wollen, auf, und unterhalten sie so lange, bis die ostindische Compagnie dergleichen verlangt, dann stellen sie ihr dieselben vor. Nimmt die Compagnie sie an, so bekommt der Zettelverkäufer einen Transportzettel oder Schuldbrief auf 150 Gulden, welche, wenn der Verkaufte am Leben bleibt, diesem von seinem Lohne abgezogen, und nach einiger Zeit an den Inhaber des Zettels bezahlt werden. Meistentheils aber verkaufen diese die empfangenen Transportscheine an reichere Leute, die nun davon wieder ihren besondern Gewinn ziehen. Eigentlich also ist diese Einrichtung für arme Leute, die sich zu dem Entschlusse, nach Ostindien zu gehen, genöthigt sehen, eben so wohl, als für die Gesellschaft sehr nützlich; auch ist das Andrängen der Rekruten immer sehr stark; allein öfters wird auch mit jenen Zetteln, besonders den sogenannten Monatszetteln (wo nämlich ein Angeworbener seinen Hinterlassenen in Europa verspricht, sich jährlich ein Paar Monate am Solde abziehen, und das Geld jenen auszahlen zu lassen) der schändlichste Betrug gespielt, dem zu steuern die Gesellschaft bisher nicht sehr geneigt zu seyn schien.

Seeligsprechung, s. Beatification.

Seemannsschaft. Zur Bildung eines Seemanns gehört außer dem Unterricht in der Steuermannskunst (s. den Art. Schiff und Schifffahrtskunde) auch noch der in der Seemannsschaft. Diese begreift alle Kenntnisse und Fertigkeiten in sich, welche zum Commando und zur Regierung (Manoeuvre) des Schiffs gehören, und der vollendete Seemann, welcher als Befehlshaber (Commandeur oder Capitän) ein Schiff über See führen soll, muß mit den Eigenschaften des beladenen oder unbeladenen Schiffs, seiner Stabilität (Dauerhaftigkeit), Bewegung u. s. w., mit seiner Tackelage (Ausrüstung mittelst Taue, Segel, Segelstangen, Anker u. s. w.) mit den zweckmäßigsten Stellungen der Segel, dem Gebrauch der Anker, Taue u. s. w. unter allerlei günstigen oder gefährlichen Umständen, welche auf einer weiten Seereise vorkommen, und überdies mit den vornehmsten Seerechten und Gebräuchen seefahrender Nationen bekannt seyn. Zu dem Unterrichte in der Seemannsschaft, der bisher fast blos der Erfahrung und Uebung überlassen blieb und daher in den Navigationsschulen vernachlässigt wurde, sind Hülfskenntnisse aus der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik erfoderlich. Die genauesten und vollständigsten Seemannstafeln enthält Norie's Epitome of practical navigation, Lond. 1717. Bekannt ist der englische Nautical Almanac, welcher jährlich herauskommt.

*Seeräuberei unterscheidet sich von der Caperei (s. Caper) dadurch, daß jene von dem Freibeuter (Corsaren) unter willkührlicher Flagge aus eigner Macht gegen jedermann ausgeübt, diese hingegen den Unternehmern (Armateurs, Reedner) von einer kriegführenden Macht gegen den feindlichen Staat, den Seegesetzen gemäß, durch ein Patent (Caper- oder Markebrief) erlaubt wird. Letztere ist eine Barbarei des neuern Staats- und Völkerrechts; erstere eine Barbarei unseres gesellschaftlichen Zustandes, die sich aus den Zeiten der ältesten Rohheit alle Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Das einzige Beispiel, daß die Staaten selbst die Caperei als ungerecht anerkannt und unter sich abgeschafft haben, enthält der Handelstractat Frie-

drichs II., Königs von Preußen, mit den vereinigten Staaten von Nordamerika, vom J. 1785. Art. 23. Gegen die eigentlichen Seeräuber haben die Regierungen zu allen Zeiten bald mehr, bald minder glückliche Anstrengungen gemacht. Inselmeere und buchtenreich Küsten, wie die in der Levante, im persischen und arabischen Golf, in Ost- und Westindien, und im chinesischen Meere, waren von jeher und sind zum Theil noch die Räuberhöhlen dieser Banden. Seekriege befördern oft ihre Ausbreitung auf eine furchtbare Art. So die Flibustier. (S. d. Art.) Am kräftigsten haben die Römer durch Pompejus binnen 40 Tagen die Corsaren im mittelländischen Meere, meistens Cilicier (67 v. Chr.). unterdrückt; in der neuern Zeit die Britten die in den indischen Gewässern. Gegen die nordafrikanischen Seeräuber haben die Nordamerikaner ihre Flagge am wirksamsten zu sichern gewußt. Was der deutsche Bund und die in Hamburg zusammengetretene antipiratische Gesellschaft (nachdem sich der viel verkündigende Verein unter Sidney Smith in Paris aufgelös't hat) dagegen bewirken werden, muß die Zukunft lehren. Auch der Kaiser Alexander hat diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewürdigt; doch ist seine Thätigkeit jetzt noch mit dem religiösen und moralisch-politischen Heil der europäischen Völker zu sehr beschäftigt, als daß er mehr als nur vorbereitende Schritte für jene minder wichtige Angelegenheit hätte thun können. Am schlafffsten und bis zur eignen Demüthigung kraftlos haben sich die meisten italienischen Regierungen, Portugal und Spanien in dieser Sache gezeigt; und nie waren die Küsten der pyrenäischen Halbinsel dem Unfuge der Corsaren so sehr Preis gegeben als eben jetzt. Ueberhaupt verhöhnen gegenwärtig (1819) sechs verschiedene Banden von Seeräubern die Macht und die Weisheit der europäischen Regierungen: 1. die nordafrikanischen (s. Barbaresken); 2. die türkischen, griechischen und italienischen Abenteurer im mittelländischen Meere und im Archipelagus, gegen welche der Kapudan Pascha bisweilen in See geht; 3. die südamerikanischen, die kühnsten unter allen, welche mit der Flagge der Insurgenten selbst in den europäischen Gewässern Unfug treiben, ohne den neuen Freistaaten allemal anzugehören; 4. die persischen und indischen im persischen Meerbusen, die dem indischen Handel vielen Abbruch thun; 5. die malaiischen in Südostasien und die Ladronen in der Südsee, die oft 2—300 Seegel stark auf die Chinafahrer Jagd machen; 6. die westafrikanischen, welche die Ashantees und andre Negerfürsten mit Hülfe der Sklavenhändler ausgerüstet haben. K.

Seeuhren, äußerst genau gehende Uhren (Zeitmesser, Chronometer, s. d. A.) zur Findung der Länge auf der See. S. Länge (geographische).

* * See-Wissenschaften. Eigentlich sollte man unter diesem Ausdrucke, außer den Kenntnissen vom Baue der Seeschiffe, ihrer Regierung, von der Tackelasche, und Seetaktik, auch noch alles dasjenige begreifen, was der Steuermann zu wissen nöthig hat, um sein Schiff sicher über den Ocean zu leiten; indeß trennt man letztere Kenntniß, unter dem besondern Namen der nautischen Astronomie, Schifffahrtskunde (s. d. A.) oder Steuermannskunst, gewöhnlich davon, und beschränkt also die Seewissenschaften, in der engeren Bedeutung des Worts, auf die oben angegebenen vier Zweige. Ueber die Erbauung eines Schiffes, s. d. Art. Schiff und Schiffbau. Ueber die zur Regierung eines

Schiffs erforderlichen Segel, Tauwerk u. s. w., s. d. A. Takelasche und Anker. Die Seetactik endlich ertheilt Anleitung, wie eine Flotte, bei Lieferung eines Seetreffens, den Umständen nach, geschickt (entweder luft- oder leewärts, d. h. entweder auf der Luftseite, von welcher der Wind herkommt, oder auf der Leeseite, nach welcher er hinweht) zu rangiren sey, und verbreitet sich zugleich über die zu diesem Behufe erfundenen Signale (Zeichen, welche vom Admiralschiffe als eben soviel Mittheilungen für die übrigen Schiffe gemacht werden). S. d. A. Signalkunst. Insbesondere lehrt noch die Seetactik: wie ein Schiff, das auf ein andres Jagd macht, und wie das gejagte segeln soll; wie Schiffe in Häfen angegriffen und vertheidigt werden; wie man durch Kriegsschiffe Landungen oder Einschiffungen deckt, u. s. w. Mit ihr ist die See-Fortification verbunden, d. i. die Kunst Festungswerke zur Vertheidigung von Häfen und Küsten anzuordnen. Als ein ausführliches und doch populäres Werk ist besonders Müller's Seewissenschaft, Berlin 1794, sehr zu empfehlen. Die mathemathische Theorie des Schiffbaues ist vortrefflich abgehandelt von Euler: Théorie complète de la construction et de la manoeuvre des vaisseaux. Paris, Jambert 1776.

Segnersches Wasserrad, eine nach ihrem Erfinder benannte, sinnreich eingerichtete Maschine, welche durch Rückwirkung des einströmenden Wassers bewegt wird. Ein senkrechter, oben offener, um seine verticale Achse leicht beweglicher Cylinder hat im Boden horizontale, vorn verschlossene, aber alle nach der nemlichen Seite durchbohrte Röhren. Das einströmende Wasser würde gegen beide Seiten dieser Röhren gleich stark wirken; da es aber an der Einen Seite frei ausfließt, so bleibt nur der Druck gegen die andere Seite übrig, in deren Richtung der Cylinder daher umgedrehet wird.

Seguier, eine sehr angesehene Familie Frankreichs, die ihrem Vaterlande viele tüchtige Männer gegeben hat, welche sich in der höhern Verwaltung, in dem Parlament und als Advocaten in der gerichtlichen Beredsamkeit ausgezeichnet haben. Wir führen hier folgende zwei auf: 1) Pierre Seguier, geb. 1588, gest. 1672. Ludwig XIII. schenkte ihm das größte Vertrauen und ernannte ihn zum Großsiegelbewahrer und zum Kanzler von Frankreich. Man kann ihn mit Richelieu als den Stifter der franz. Akademie betrachten. Auch die Akademien der Bildhauer- und Malerkunst wurden von ihm außerordentlich begünstigt. Sein Name glänzt in der Geschichte der franz. Regierungs-Verwaltung mit unverwelklichem Ruhme. 2) Antoine Louis Seguier, geb. 1726 u. gest. 1792, wird für einen der größten gerichtlichen Redner gehalten, welche Frankreich je in den Tribunalen gekannt hat. Er war zugleich Mitglied der franz. Akademie. Sein Sohn, des Vaters ganz würdig, ist Pair von Frankreich und Präsident des Appellations-Gerichts in Paris.

Seguin (Armand), ein französischer Chemiker, ist durch mancherlei Anwendungen der Chemie auf Künste und Gewerbe, insbesondere auf Gerberei berühmt geworden. Als im J. 1793 alle technischen Künste aufgeboten und gesteigert wurden, um die Kriegsbedürfnisse der Republik bei ihrem Kampfe mit dem gegen sie coalisirten Europa herbeizuschaffen und eine Million Franzosen zu bewaffnen, zeigte auch Seguin dem National-Convent an, daß er Mittel erfunden habe, Häute in Zeit von drei Wochen zu gerben und vollständig zum Gebrauch zuzubereiten.

Das Prinzip dieser Bereitung war eigentlich nicht unbekannt, allein es war zeither aus Besorgniß, daß es die Güte des Leders mindere, nicht angewendet worden. Seguin übernahm große Lieferungen für die französischen Armeen und erwarb sich dabei ein ungeheures Vermögen. Er ersand auch aus Stroh Papier zu fabriciren. Diese Erfindung ist jedoch ohne Erfolg geblieben. Napoleon, dem zu große Reichthümer bei einem Privatmann immer unangenehm waren, machte ihm allerley Händel und erpreßte dadurch große Summen von ihm, bis Seguin es endlich vorzog, sich ins Gefängniß setzen zu lassen, als unaufhörlich zu zahlen. Er lebt jetzt ruhig in Paris. Man hat viele Schriften von ihm.

Sehe-Achse, die gerade Linie aus dem Mittelpunkte des Auges nach dem betrachteten Punkte.

Sehe-Winkel. Wir urtheilen über die scheinbare Größe eines Gegenstandes nach dem Winkel, den die von den Gränzen dieses Gegenstandes auf unser Auge fallenden Lichtstrahlen einschließen; dieser Winkel heißt daher sehr passend der Sehe- (optische) Winkel.

Sehungs-Bogen. Die Fixsterne und Planeten werden uns bekanntlich nach Sonnenuntergange nicht mit Einem Mal, sondern, nach Maßgabe ihres verschiedenen Glanzes, nur allmählig sichtbar. Der Bogen nun, um welchen die Sonne unter den Horizont sinken muß, ehe ein gewisses Gestirn solchergestalt sichtbar wird, heißt der Sehungs-Bogen dieses Gestirns.

Seife. Jede Verbindung eines vegetabilischen Oels oder thierischen Fetts mit einem Alcali, welche sich in reinem Wasser zertheilt und auflös't, damit schäumt, und fettige, so wie mehrere andere Unreinigkeiten aus Zeugen hinwegnimmt, heißt Seife. Es würde unnütz seyn, über den weltbekannten Gegenstand mehr zu sagen. Wer sich über das Handwerksmäßige der Seifenzubereitung belehren will, findet eine instructive Anleitung dazu in Beckmanns Technologie, im Abschnitt Seifensiederei. — Der ebenfalls sehr bekannte Seifenspiritus ist weiter nichts, als eine Auflösung von Seife in Weingeist.

Seigern, s. Saigern.

Sejanus, ein berüchtigter Günstling des Kaisers Tiberius, der Sohn eines römischen Ritters, und ein Mann, der seine Herrschsucht und seinen Stolz schlau gegen den Gebieter zu verhüllen wußte, übrigens kein Mittel scheute, seine Leidenschaft zu befriedigen. Er hatte des argwöhnischen Tiberius Zutrauen dermaßen gewonnen, daß er ihn ganz beherrschte, und der sclavisch unterwürfige Senat, zum Theil seine Geschöpfe, bezeigte ihm die größte Ehrfurcht. Auch die prätorianischen Cohorten wußte er sich geneigt zu machen, und so stand ihm nichts mehr im Wege zur Erreichung seines Ziels — die oberste Gewalt allein und für immer in den Händen zu haben — als Drusus, der Sohn des Tiberius, und die Söhne des Germanicus, die der Kaiser zu Erben eingesetzt hatte. Den erstern räumte er durch Gift aus dem Wege, die letztern wurden sammt der Mutter verbannt und eingekerkert, was bald ihren Tod herbeiführte. Mehrere vornehme Römer, Freunde des Germanicus, wurden auf seinen Antrieb hingerichtet, und als endlich Tiberius sich für immer aus Rom entfernte und ganz von der Regierung zurückzog, herrschte Sejan mit unbeschränkter Gewalt, und der Senat verordnete, daß die ihm zu Rom errichteten Bildsäulen öffentlich verehrt werden sollten. Aber eben jetzt, wo er den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens erreicht hatte, schöpfte Tiberius, den man warnte, Argwohn, und nahm seine Maßregeln so klug,

daß Sejan wirklich nichts merkte, bis er im Senat öffentlich durch den Kaiser angeklagt, eingekerkert und zum Tode verurtheilt wurde, welche Strafe noch an demselben Tage vollzogen wurde. Von dem erbitterten Pöbel wurde er aufs ärgste verhöhnt und nach dem Tode noch gräßlich gemißhandelt. Seine Ehrensäulen wurden umgestürzt und viele seiner Freunde und Begünstigten hingerichtet. S.

Selbstentzündungen. Wer hätte nicht von den zahllosen Unglücksfällen schon gehört, die namentlich durch Zusammenhäufung und daraus erfolgte Selbstentzündung des feuchten Heu's entstanden sind! Auch andere vegetabilische und thierische Substanzen, Getreide, Waid, Dünger, Wolle u. s. w. sind unter gleichen Umständen dieser Selbstentzündung unterworfen. Diese Materien erhitzen sich durch bloßes Festzusammenliegen und ohne Mitwirkung aller äußern Veranlassung bis zu einem solchen Grade der Temperatur, daß schon auf den Zutritt eines schwachen Luftzuges, oft auch sogar ohne denselben, die hellen Flammen ausbrechen. In Petersburg sind mehreremal Hanfmagazine von Feuersbrünsten zerstört worden, welche durch solche Selbstentzündungen, besonders des mit Oel begossenen Hanfs, entstanden sind. Gehler führt einen Fall an, da die Niederlage eines Strumpfverlegers durch Selbstentzündung der sogenannten Kämmlingswolle abbrannte. Diese und zahllose andere Fälle nöthigen daher zur größten Vorsicht bei Verwahrung der angegebenen und verwandter Substanzen. Man sorge besonders, daß sie nicht zu fest auf einander gehäuft werden, und daß sie gleich eine solche kühle und luftige Lage erhalten, um von Anfange an der übermäßigen Aufhäufung von Wärmestoff vorzubeugen. Denn nach des Verfassers Theorie entspringen die angegebenen Selbstentzündungen aus der innigen Vereinigung der Feuchtigkeiten mit den festen Substanzen (welche das feste Zusammenliegen begünstigt), und der daher entstehenden Solidification des Flüssigen, wobei, nach bekannten physischen Gesetzen, eine ungeheure Menge von Wärmestoff frei wird. Es ist in diesem Processe viel Analoges mit der bei Löschung des Kalkes erfolgenden Erhöhung der Temperatur des Gemenges. Merkwürdig ist noch, was neuere Physiker von der Selbstentzündung des lebendigen menschlichen Körpers erzählen. Man will, namentlich in Italien, Personen von sehr trockner Leibesbeschaffenheit in Folge solcher Selbstentzündung plötzlich in Aschenhaufen verwandelt gefunden haben. In sich selbst erscheint die Sache zwar nicht unglaublich, indeß wird es doch noch mehrerer Thatsachen zu ihrer Beglaubigung bedürfen. Die menschenfreundliche Rücksicht auf die zahllosen aus Selbstentzündungen entstehenden Unglücksfälle mag die Ausführlichkeit des Artikels entschuldigen.

Seleucia. So hießen mehrere Städte in Asien. Eine der größten und berühmtesten ist die, welche Seleucus Nicanor in Babylonien anlegte, und welche an des alten Babylon Stelle Hauptstadt wurde. Der Tigris und Euphrat strömten nahe an ihren Mauern vorbei, und diese günstige Lage erhob sie zu einer der reichsten und bevölkertsten Handelsstädte der alten Welt, die Rom, wie es in seinen blühendsten Zeiten war, wenig nachgab. Die Zahl der Einwohner soll an 600,000 betragen haben, und der vornehmere und mächtigere Theil bestand aus Griechen, die lange Zeit in einer eignen freien Verfassung lebten. Zur Zeit des römischen Kaisers Verus wurde Seleucia gänzlich verwüstet und zerstört, und nur einzelne Trümmer finden sich noch. Von Babylon lag sie ungefähr 7½ geogr. Meilen entfernt, vom jetzigen Bagdad 4 bis 5 solcher Meilen.

* **Selterser Brunnen.** Dieser berühmte Brunnen quillt bei dem Orte Niederselters unweit Limburg im Nassauischen, auf einem Gebirgsrücken, in einer schönen, wild romantischen Gegend hervor. Die Quelle ward zwischen 1500 und 1550 entdeckt, aber im 30jährigen Kriege wieder verschüttet. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts war sie noch so wenig im Rufe, daß sie jährlich um 2 fl. 20 kr. rhein. verpachtet war; im J. 1763 betrug der Pacht bereits 14,000 fl. Jetzt beträgt er jährlich 80,000 fl. Das so berühmte Selterser Wasser gehört zur Gattung der alkalisch-salinischen Wasser und enthält in 1 Pf. Wassers: Kochsalz in Krystallen $18\frac{1}{20}$ Gr., Mineral-Alkali in Kryst. $16\frac{77}{100}$ Gr., kohlensaure Kalkerde $2\frac{13}{25}$ Gr., kohlensaure Bittererde $1\frac{57}{100}$ Gr., kohlensaures Eisenoxyd $\frac{3}{25}$ Gr., Kieselerde $\frac{6}{25}$ Gr., kohlensaures Gas 124 Kubikzoll in 100 Kubikzoll Wasser. Es ist hell, perlt sehr, und schmeckt etwas salzig. Im Sommer braucht man es gewöhnlich als Tischtrunk, mit oder ohne Wein. Angewandt wird es bei Erbrechen, Sodbrennen, Mangel an Appetit, Magenkrämpfen, Gicht, Skropheln, bei Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, Hämorrhoiden, Leber- und Gallen- und besonders (mit Milch vermischt) Lungenkrankheiten, Stein, Gries etc. Ist Neigung zum Bluthusten vorhanden, so ist es jedoch ganz schädlich. Das Wasser ist an der Quelle außerordentlich wirksam, und für schwache Personen als Bad sogar betäubend. Deßungeachtet wird es am Orte selbst wenig getrunken. Seit 1803 ist der Brunnen ein herzogl. Nassauisches Kammergut. Man füllt hier jährlich über 1 Million Krüge, deren jeder 2 volle Pfund Wasser enthält, und die in alle Welttheile und nach beiden Indien verschickt werden. Das Füllen der Krüge findet höchstens 5 Monate im Jahre Statt. Von früh bis Mittag treiben die Schöpferinnen ihr Wesen, und es darf da Niemand weiter füllen. Von 11 — 1 Uhr kann Jedermann tragbare Lasten füllen. Von 1 — 7 Uhr Abends füllt man wieder für herzogl. Rechnung. Im Magazin werden 100 gefüllte und gepichte Krüge mit 11 fl. rhein. bezahlt.

Semitische Sprachen, s. Hebräische Sprache.

Semlin, Militärcommunität und befestigte Gränzstadt in dem slavonischen Militärbezirk, liegt am Fuße eines Hügels, von dem man eine schöne Aussicht hat, unweit der Vereinigung der Sau mit der Donau, nur eine Viertelstunde von der über der Donau liegenden türkischen Festung Belgrad entfernt, mit welcher Stadt vermittelst einer Ueberfahrt Verbindung unterhalten wird. Sie ist ziemlich gut gebaut, und enthält sieben Kirchen und Kapellen, ein Kloster, ein Hospital, 1200 Häuser und ohne Militär über 8000 Einwohner. Semlin ist ein wichtiger Handelplatz und ein Hauptstapelplatz der aus dem türkischen Reiche aus- und eingehenden Waaren. Daher befinden sich hier 116 Handelshäuser, und auf der belgrader Wiese wird täglich Markt gehalten, wobei jedoch die größten Vorsichtsmaßregeln gegen die Ansteckung durch die Pest angewandt werden, und die türkischen Handelsleute von den ungarischen Kaufleuten durch Schranken abgesondert sind. In Semlin ist auch der Sitz eines Gränzmilitär-Commando's, eine große Salzniederlage von dem auf der Theiß herabkommenden marmaroscher Steinsalz, und ein Contumazhaus. Semlin ist erst seit 1739 angebaut worden, nachdem nämlich Belgrad in türkische Gewalt kam, und fast alle katholische und viele griechische Einwoher von da sich wegzogen. Früher stand hier nur ein Schloß, welches bereits Johann Hunyad bewohnte.

Semmering, s. Sömmering.

Semnonen (vielleicht richtiger Senones), ein vorgeblich deutsches Volk, dessen Wohnsitz nach Ptolemäus das heutige Brandenburgische war. Strabo nennt sie den mächtigsten Stamm der Sueven. Ihre Geschichte ist sehr dunkel. Marbod unterwarf sie sich, aber sie fielen wieder von ihm ab und traten auf Hermanns Seite, der für die Freiheit focht. Im dritten Jahrhundert kommen häufig Semnonen vor.

* **Semonville** (Marquis von), Pair von Frankreich und Großreferendar der Pairskammer, hat in der französischen Revolution eine sehr merkwürdige Rolle gespielt. Gegen 1760 geboren, war er beim Anfang der Revolution Parlamentsrath. Er umfaßte die Grundsätze derselben mit demselben Feuer wie seine Freunde Lafayette, Larochefaucauld, Beauveau und A., von denen die meisten späterhin ihre Opfer wurden. Indessen wurde er kein Mitglied der constituirenden Versammlung, sondern trat in die diplomatische Laufbahn, die er mit einer Sendung nach Brüssel, um die damaligen Unruhen in Belgien zu beobachten, eröffnete. Hierauf wurde er nach Genua und Turin gesandt und erhielt dann anstatt Choiseul Gouffiers die Ernennung zu der wichtigen Ambassade nach Constantinopel. Der 10. August verhinderte seine wirkliche Abreise und er erhielt jetzt einen Auftrag nach Corsika, wo er die Familie Buonaparte genau kennen lernte. Nach seiner Zurückkunft 1793 wurde Semonville von den damaligen Häuptern der gemäßigten Partei im Convent mit Maret, nachmaligem Herzog von Bassano, zu einer geheimen Sendung nach Florenz und Neapel ausersehen, die zur Absicht hatte, sich mit dem Marquis Manfredini in Florenz über die Mittel zu berathen, wie der Rest der im Tempel befindlichen königlichen Familie gerettet werden könne. Bei ihrer Reise durch Graubündten wurden sie aber auf neutralem Gebiet von österreichischen Truppen aufgehoben, und beinahe 3 Jahre lang in Mantua und Kufstein gefangen gehalten, bis sie beide 1795 gegen die Herzogin von Angouleme ausgewechselt wurden. Nach der Revolution vom 18. Brumaire wurde Semonville als Ambassadeur nach dem Haag gesandt, und 1805 in den Senat gerufen, wo er bei mehreren Gelegenheiten für die damalige Zeit große Freimüthigkeit zeigte. Nicht geringere Festigkeit und Würde behauptete er bei der ersten Restauration. Alexander hatte noch vor der Rückkehr des Königs die Rehabilitirung des Andenkens Moreau's verlangt. Es sollte darüber Bericht erstattet und das Schreiben des Kaisers vorgelesen werden. Semonville erhob sich auf das heftigste dagegen und rief: „On ne lira point, de mon vivant, la lettre d'un souverain étranger dans cette enceinte sans l'ordre exprès du roi! je demande l'ordre du jour." Nach Napoleons Rückkehr von Elba wurde er von diesem exilirt, nach der zweiten Restauration aber in seine Würde wieder eingesetzt.

Senkblei, das bekannte, zur Erforschung des lothrechten Standes der Gegenstände dienende Instrument, dessen Hauptbestandtheil ein an einem frei hängenden Faden befestigtes Blei ist; woher der Name.

Senkenberg (Johann Christian), ein geschickter und edeldenkender Arzt zu Frankfurt am Main. Da er kinderlos war, so errichtete er 1763 zu Frankfurt ein wohlthätiges Institut (Senkenbergische Stiftung) für rechtliche und verarmte Bürger. Er vermachte dazu sein schönes Haus, nebst einem botanischen Garten, Laboratorium und anatomischen Theater, überdieß ein baares Capital von 100,000 Gulden. In dieses Spital werden arme, kranke Bürger von allen

christlichen Confessionen aufgenommen. Andre edeldenkende Frankfurter haben diese Stiftung in der Folge vermehrt.

Senkwage, s. Aräometer.

Senkzeit, die nicht für alle Gewächse gleiche Zeit, in welcher sie durch Senken am besten fortgepflanzt werden.

Sennaar, ein Negerreich in Afrika, welches nach den gewöhnlichen Landkarten zu Nubien gerechnet wird, liegt zwischen den Flüssen Nil und Takazze, vom 49sten bis 57sten Grad der Länge und vom 14ten bis 17ten Grade der Nordbreite. Gegen Norden gränzt es an Nubien, gegen Osten an Gebirge, welche es von der Küste des rothen Meeres trennen, gegen Süden an Habessinien und gegen Westen an Nigritien oder Soudan. Die Größe desselben wird auf 6000 Quadratmeilen geschätzt. Der Boden ist großen Theils eben, in vielen Gegenden wüste, aber an den Ufern des Nils und des Takazze fruchtbar und gut angebaut. Außer Kameelen, Rindvieh, Schafen, Schweinen, Geflügel, den afrikanischen wilden Thieren, gibt es hier Teff, Reiß, Getreide, Melonen, Tabak, Zucker, Sennesblätter, Eben- und Sandelholz, Palmen. Das Clima ist sehr warm, ja im Sommer oft unerträglich heiß, worauf dann Regen folgen, welche die Luft verderben und eine große Sterblichkeit verursachen. Die heutigen Einwohner, deren Zahl man zu 2 Millionen angibt, sind Neger, welche den Namen Schilluk führen, und 1504 den Arabern dieses Land abgenommen haben. Diese Schilluk haben die Mohammedanische Religion angenommen und sind ziemlich roh und unwissend. Sie stehen unter einem despotisch regierenden Könige, der jedoch nur unter der Bedingung den Thron besteigt, daß er hingerichtet werde, sobald seine Minister entschieden haben, das Wohl des Vaterlandes erfordere seinen Tod. Auch sollen nach dem Tode eines Königes alle männliche Seitenverwandte desselben ermordet werden, vermuthlich, um innere Streitigkeit wegen des Thrones zu vermeiden. Der König ist verbunden, ein Mal während seiner Regierung einen Acker in eigner Person zu pflügen und zu besäen. Außer den Schilluks, als herrschendem Volke, gibt es auch nomadisirende Araber oder Beduinen, welche tributpflichtig sind, und Daheras, heidnische Nubier, welche theils als Sclaven gekauft, theils aus den benachbarten Ländern geraubt werden. Diese Daheras bilden die Hauptstärke der Kriegesmacht von Sennaar, indem 14.000 mit Schild und Speeren bewaffnete Daheras besonders zu Beschützung der Hauptstadt dienen. Dazu kommen noch 1800 Schilluks zu Pferde. Die Industrie von Sennaar ist ganz unbedeutend, eigentliche Fabriken fehlen gänzlich; etwas wichtiger ist der Handel, der durch Karawanen besonders nach Suakem, Dschidda, Mecca, Habessinien, Nigritien und Aegypten unterhalten wird. Ueberhaupt kommen nur selten Europäer hieher, daher auch das Land nur wenig bekannt ist. Die Hauptstadt des ganzen Reichs heißt gleichfalls Sennaar, und liegt auf einer Anhöhe am westlichen Ufer des Nils. Sie soll 1½ Meilen im Umfange und 100,000 Einwohner haben. Die Häuser sind schlecht gebaut, meistens einstöckig mit flachen Dächern; ja in den Vorstädten sind bloß elende Rohrhütten. Der königliche Pallast ist aus Lehm gebaut, nimmt einen sehr beträchtlichen Raum ein, und ist mit einer hohen aus Backsteinen zusammengesetzten Mauer umgeben. Die Gegend um diese Stadt ist zwar sehr ergiebig, aber höchst ungesund.

Senefelder (Aloys), dem wir die wichtige Erfindung der Steindruckerei verdanken, ist 1771 zu Prag geboren. Schon in frü-

er Jugend kam er nach München, wo sein Vater als talentvoller Schauspieler in Ansehn stand. Er sollte gegen seinen Willen die Rechte udiren, widmete sich aber nach des Vaters Tode (1791) dem Theater. Hier trafen ihn so viel Noth und Ungemach, daß er nach zwei Jahren eschloß, als Schriftsteller zu leben; ein kleines Schauspiel, die Mädchenkenner, hatte ihm funfzig Gulden eingetragen. Da der Gewinn eines zweiten durch die Verzögerung des Drucks verloren ging, zur Errichtung einer eignen Druckerei ihm aber das Geld fehlte, machte er allerlei Versuche, ob man nicht leichter und wohlfeiler, als uf die bisherige Weise, drucken könne. Unter andern bestrich er eine um Farbereiben bestimmte Kellheimer Kalkschieferplatte mit einer Wachstinte, trug auf diesen Grund die Schrift verkehrt auf, ätzte sie ann mit Scheidewasser, und druckte sie ab. Dies gelang, nur mußte och ein besseres Polirmittel oder eine leichter abzuwischende Farbe erunden werden. Eine Mischung aus Vitriol und Wasser ätzte den Stein hinlänglich glatt, um mit einem Lappen polirt zu werden, und leichter Oelfirniß, mit frankfurter Schwärze und etwas Weinstein angerieben, ieß sich durch eine schwache Auflösung von Pottasche und Kochsalz in Brunnenwasser leicht von der Oberfläche der Steinplatte wegwischen. So war die vertiefte Manier des Steindrucks erfunden. Ihr folgte die Erfindung der erhöhten Manier. Senefelder schrieb mit seiner Fett-Tinte auf den abgeschliffenen Stein, ätzte ihn mit Scheidewasser, welches allenthalben, wo die Tinte nicht schützte, den Stein um die Dicke eines Kartenblattes vertiefte, und druckte die erhabene mit Buchdruckerfarbe eingeschwärzte Schrift ab, was ihm vollkommen gelang. Geldmangel aber hinderte ihn, seine Erfindung zu verfolgen, und er ging nach Ingolstadt mit dem Entschluß, als Stellvertreter eines Artilleristen, der ihm 200 Gulden bot, in baierische Dienste zu treten. Als Ausländer ward er nicht angenommen, und kehrte nach München zurück. Jetzt kam Senefelder auf den Gedanken, seine Erfindung auf den Notendruck anzuwenden. Der Hofmusikus Gleißner, dem er deßhalb Vorschläge machte, ging darauf ein, und gab das erforderliche Geld und zwölf Lieder mit Clavierbegleitung her. Senefelder schrieb die letzten auf Stein und machte hundertzwanzig Abdrücke, die einen reinen Gewinn von 70 Gulden gaben. Der Churfürst, dem ein Abdruck überreicht wurde, sandte hundert Gulden und versprach ein Privilegium. Duetten für zwei Flöten von Gleißner trugen in kurzem wieder 40 Gulden ein. Die Unternehmer lebten in den schönsten Hoffnungen (1796), obgleich die Aufmunterung, welche die münchner Akademie den Erfindern angedeihen ließ, sich auf 12 Gulden beschränkte. Nachfolgende Versuche aber mißlangen aus Mangel an einer zweckmäßigen Presse; die Unternehmer geriethen in großen Verlust, die Erfindung in Mißkredit. Jetzt nahm sich der Musikhändler Falter der Sache an; er ließ eine gute Presse fertigen, mit der die Zauberflöte, von Danzy in Quartette gebracht, gedruckt wurde, fand aber den Aufwand, der durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter über die Gebühr erhöht wurde, so beträchtlich, daß er dem Kupferstich den Vorzug gab. Indeß hatte auch der damalige Professor an der Militärakademie Schmidt (jetzt Dechant in Miesbach) angefangen in Stein zu ätzen; durch ihn ward Senefelder mit dem Schulrath Steiner bekannt, welcher durch eine kleine Vignette in Steindruck veranlaßt wurde, einige kleine Bilder für einen Catechismus auf Stein zeichnen zu lassen. So mittelmäßig sie auch ausfielen, so bewiesen sie doch, daß

man die Erfindung auf Zeichnungen aller Art anwenden könne, und Steiner verschaffte dem Erfinder Gelegenheit, sich in der Anwendung seiner Kunst auf allerlei Gegenstände zu üben. Eine Hauptschwierigkeit machte das Verkehrtschreiben auf den Stein. Dem auszuweichen, erfand Senefelder eine Tinte aus Leinöl, Seife und Kienruß, mit welcher er Schrift und Noten von einem geschickten Schreiber auf Notenpapier bringen ließ. Von diesem Papier druckte er sie dann auf den Stein über und erhielt so eine genaue verkehrte Vorzeichnung. Aber diese verkehrten Buchstaben mußten immer erst mit der Steintinte überfahren werden, um zum Abdrucken tauglich zu seyn. Bei dem Ueberdrucken von Papier auf Stein, nahm der Erfinder wahr, daß Nässe, z. B. die Gummi-Auflösung, sich dem Anheften der fetten Tinte widersetzte. Ein Blatt von einem alten Buche wurde durch verdünntes Gummiwasser gezogen, dann auf einen Stein gelegt, und mit einem in dünne Oelfarbe getauchten Schwamm allenthalben berührt. Die gedruckten Buchstaben nahmen die Farbe an, das Papier selbst blieb weiß. Nun ward ein anderes weißes Papier darauf gelegt, und beide durch die Presse gezogen. So erhielt man einen guten, aber verkehrten Abdruck des gedruckten Blattes, welches man wieder wie das Original behandelte, um von demselben gerade Abdrücke zu machen. So war die chemische Druckerei oder die Kunst, Schriften vom Papier auf Papier überzudrucken, erfunden. Eine Tinte aus Colophonium, feingeriebner Silberglätte, Kienruß, Oelfirniß und Pottasche, mit Wasser vermischt, zeigte sich für diesen Zweck besonders brauchbar. Diese Erfindung führte auf Versuche, ob sich nicht auch die Steinplatte so herrichten lasse, daß sie nur an den mit fetter Tinte bezeichneten Stellen Farbe annähme, und an den nassen ihr widerstünde. Auch dies gelang, wenn man den glatten Stein zuerst mit Seifenwasser fein anstrich, gut abtrocknete, mit Wachstinte darauf schrieb oder aufgelös'te Druckschrift oder fette Handschrift vom Papier darauf abdruckte, dann den Stein mit schwachem Scheidewasser ätzte und ihn durch Aufgießen von Gummiwasser vollends zum vielfältigen Abdrucke herrichtete. Somit war die chemische Steindruckerei zu Stande gebracht. Jetzt zog Senefelder auch seine beiden Brüder Theobald und Georg in sein Geschäft, dem er in Gemeinschaft mit Gleißner eine größere Ausdehnung gab; zugleich erhielt er ein Privilegium auf 15 Jahre (1799). Um dieselbe Zeit erkaufte der Musikverleger André aus Offenbach die Mittheilung des gesammten Verfahrens um eine bedeutende Summe. Der Erfinder nebst der Familie Gleißner zog nach Offenbach, wo man in der Andréschen Officin den Steindruck im Größten zu treiben begann. Man beschloß, sich in Paris, London, Berlin und Wien ausschließende Privilegien auszuwirken, und Senefelder reis'te deßhalb selbst nach London. Erst nach sieben Monaten erreichte er seinen Zweck. Nachdem er einen Bruder André's, der ihn begleitete, in den Handgriffen des Steindrucks unterrichtet hatte, kehrte er nach Offenbach zurück. Hier erfuhr er, daß inzwischen die Frau Gleißner nach Wien gesandt worden, um dort das ausschließende Privilegium zu erwirken, und daß sie einen Proceß mit seiner Mutter führe, die sich ebenfalls in Wien befinde, und das Privilegium für ihre Söhne nachsuche. Senefelder entzweite sich darüber mit André, gegen den er mißtrauisch gemacht wurde, trennte sich von ihm und reis'te im August 1800 mit seinen Brüdern selbst nach Wien. Hier versprach ihm der kaiserl. Hofagent von Hartl allen Beistand, er

klärte aber zugleich, daß das Privilegium nur auf des Erfinders Namen erhalten werden könne. Dies bewog Senefelders Brüder, nach München zurückzukehren, um dort unter der Verpflichtung, den dritten Theil des Gewinns an Aloys zu zahlen, den Steindruck zu betreiben. Hartl aber schloß mit Letzterm einen förmlichen Gesellschaftsvertrag auf halben Gewinn, vermöge dessen er die nöthigen Gelder, Senefelder seine Kenntnisse hergeben solle. Es wurden Proben auf Papier und Cattun gemacht, welche den Beifall einer eigens zur Prüfung der Sache ernannten Commission von Sachkennern erhielt. Inzwischen war auch die Gleißnerische Familie in Wien angekommen, und man fing jetzt an, den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Aber der Ertrag deckte anfangs die Kosten nicht und versprach auch, als er sich hob, Senefeldern noch auf eine Reihe von Jahren keinen Vortheil, da Hartl's beträchtliche Vorschüsse zu tilgen waren. So in seinen Erwartungen getäuscht, überließ Senefelder das ihm in der Zwischenzeit ertheilte Privilegium an Steiner in Wien und setzte seine letzte Hoffnung auf die Kattundruckerei. Wirklich schloß er mit den Gebrüdern Faber, die in St. Pölten eine Kattunfabrik besaßen, einen vortheilhaften Vertrag ab. Allein ganz unvermuthet erfuhr er, daß es seinen Brüdern in München sehr wohl gehe. Frau Gleißner, welche sogleich dahin reis'te, fand die Nachricht gegründet, errichtete selbst eine kleine Druckerei, und ließ für den Abt Vogler und den Freiherrn v. Aretin arbeiten. Auf des Letztern Wunsch nahm Senefelder im Oct. 1806 Urlaub und kam nebst Gleißner nach München. Aretins Vorschüsse und Empfehlungen und Senefelders Thätigkeit brachten jetzt die Druckanstalt bald in Flor. Es wurden mehrere Pressen für Musik, für Regierungsarbeiten und für das Kunstfach in Gang gesetzt; die Herausgabe von Albrecht Dürers Gebetbuch gewann verdienten Beifall. Vier Jahre dauerte die Verbindung zwischen Aretin und Senefelder, während welcher außer vielen Arbeiten auch diese Proben in verschiedenen Kunstmanieren gemacht wurden. Inzwischen war unter der Direction des Herrn v. Utzschneider eine Steindruckerei zum Landchartendrucke bei der königl. Commission des Steuer-Catasters eingerichtet worden. Senefelder erbot sich, die Aufsicht über dieselbe zu übernehmen, wogegen er einen lebenslänglichen Jahrgehalt von fünfzehnhundert Gulden für sich und von tausend Gulden für seinen Freund, Gleißner, ferner den Rang eines königl. Inspectors der Lithographie, und die Erlaubniß, außer der königl. Druckerei auch seine eigne, in Verbindung mit Aretin, besorgen zu dürfen, foderte. Dieses Gesuch ward im Oct. 1809 bewilligt. Jetzt, in eine sorgenfreiere Lage versetzt, strebte der thätige Mann, den Steindruck durch allerley Kunstmanieren zu vervollkommnen. Er begann zugleich die Ausarbeitung eines lithographischen Lehrbuchs, welches nach vielen Unterbrechungen erst 1819 zu Stande kam, dafür aber auch einen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, der jedem Freunde und Kenner der Kunst Bewunderung abnöthigt. (Vergl. den Art. Steindruckerei.)

Sequestration nennt man die Jemanden anvertraute Aufbewahrung eines zwischen zwei oder mehreren Parteien streitigen Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streit dem Obsiegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt Sequestration, und der Aufbewahrende Sequester. Die Sequestration kann mit der Zustimmung und dem Willen der Streitenden oder auch durch bloße richterliche Gewalt verfügt werden. Im

erstern Falle heißt sie willkürliche Sequestration (S. voluntaria), im letztern nothwendige (S. necessaria). Ein Gericht darf aber nur dann eine Sequestration anordnen, wenn während des Prozesses für eine oder die andere Partei Gefahr vorhanden ist, den streitigen Gegenstand auch auf den Fall des Sieges entweder gar nicht, oder doch auf unersetzliche Weise beschädigt zu erhalten. Erst nach beendigtem Streite kann der sequestrirte Gegenstand (sequestrum) zurückgefodert werden. Nicht blos Sachen, sondern auch Personen können unter Sequestration gesetzt werden, z. B. Frauenzimmer, die sich mehrfach zu gleicher Zeit gültig verlobt haben; und Kinder, wenn die streitenden Parteien sich gegenseitig das Recht der mütterlichen oder väterlichen Gewalt ausschließlich anmaßen wollen, und dieses Recht zweifelhaft ist.

Serica. So heißt bei den Alten das äußerste asiatische Land, das sie, wenigstens dem Namen nach, kannten. Es umfaßte ungefähr die jetzige Mongolei, einen Theil von China und die Gegenden nördlich bis gen Sibirien. Als Hauptstadt wird Sera genannt und die Einwohner heißen Serer (Seres). Uebrigens findet man erst bei Ptolemäus, im 2ten Jahrhundert nach Chr., bestimmte Nachrichten über dieses Land, das durch manche Handelsartikel, die man von dorther brachte, den Römern merkwürdig und bekannter wurde, unter andern durch die Seide. Aber immer blieb diese Gegend im Ganzen den Alten ein unbekanntes Land, von dem manches Fabelhafte erzählt wird.

Serra de Estrella (mons Herminius), ist ein rauhes Granitgebirge, das gröste und höchste in Portugal (eine Fortsetzung des in Spanien befindlichen Guadarramagebirges), welches sich in der portugiesischen Landschaft Beira, zwischen dem Ursprunge der Flüsse Mondego und Cecere ausdehnt, dessen höchste Höhe, der Cantaro Delgado, sich 8000 Fuß über das Meer erhebt, und vom October bis in den Junius mit Schnee bedeckt ist. Dieses Gebirge bildet eine wahre Alpenlandschaft, die man in diesem warmen Lande nicht suchen würde. Merkwürdig sind auf demselben mehrere Seen, die zum Theil lauwarm sind, Blasen werfen und dabei krystallhelles Wasser haben. Der unterste und kleinste derselben heißt der runde See und ist von hohen Felsen eingefaßt; von diesem kommt man zu dem höhern langen See, und endlich zu dem höchsten, dem finstern See. Beide letzteren Seen ergießen sich durch Gebirgsströme in den Rio de Alva. Die Bergbäche Condieiro und Unhaes bilden durch ihren Sturz über die Felsen herab schöne Wasserfälle. Um das Gebirge her liegen viele Dörfer, die ihre Nahrung gröstentheils von den Producten der niedrigeren Theile, Abhänge, Vorberge und Thäler desselben ziehen, welche nicht nur sehr schön und romantisch und von vielen Bächen bewässert sind, sondern auch vortreffliches Obst liefern und fette Triften haben, auf welchen im Sommer zahllose Heerden weiden, die sich im Winter in das milde Klima von Alemtejo flüchten. Man macht hier auch sehr geschätzte Schafkäse, die weit umher verschickt werden.

Serre (Hercule de) gegenwärtig (1819) in Folge des wichtigen Ministerwechsels zu Ende 1818 (wodurch Richelieu als Principal-Minister, Lainé, Pasquier und Molé abtraten), Großsiegelbewahrer und Justizminister in Frankreich. Man hält ihn für eine der Hauptstützen der Partei der Liberalen. Beim Ausbruch der Revolution war er noch jung; er emigrirte, nahm Dienste beim Condéischen Corps, kehrte zurück, und wurde nun in Metz Advocat, wo er sich bald außerordentlich auszeichnete. Als Napoleon in den hanseatischen Departements die fran-

zösische Gerichtsverfassung einführte, wurde de Serre zum Präsidenten des kaiserlichen Hofgerichts (cour impériale) in Hamburg ernannt. 1815 war er Mitglied der ultraroyalistischen Deputirtenkammer und hier hatte er besonders Gelegenheit, sich durch die Sprache der Mäßigung und der echten Vaterlandsliebe bemerkbar zu machen. Auch bei den Verhandlungen über die Zurückberufung der verbannten Régicides, machte er sich durch den Ausruf: jamais! jamais! höchst bemerkbar.

Servius Tullius, einer der merkwürdigsten römischen Könige, und zwar in der Reihe der 6te, vom J. Roms 173 — 217. Er zeichnete sich durch Verstand und Tapferkeit aus. Einen hellen Schein, den man einst um den schlafenden Knaben gesehen haben wollte, deutete man auf den Glanz der Herrscherwürde und der Tapferkeit, der ihn späterhin umgab. Er machte sich um Rom durch mehrere nützliche Einrichtungen verdient, indem er unter andern die Stadt und das Land in mehrere Districte (tribus) und die sämmtlichen Bürger selbst in 6 Classen, und diese wieder in Centurien theilte und den Census einführte. Er soll das erste Geld haben prägen lassen. Die Macht Roms befestigte er durch ein Bündniß mit den Lateinern und Sabinern. Dieser für Roms Macht und Größe so wohlthätige Fürst fand zuletzt ein trauriges Ende, indem er von seinem eignen Schwiegersohn, Tarquinius Superbus, für einen unrechtmäßigen Regenten erklärt und von ihm ermordet wurde.

Sessa (Carl Borromäus Alexander), der lange Zeit unbekannte Verfasser der dramatischen Posse Unser Verkehr, welche als eine Persiflage auf die Juden trotz ihrer Unbedeutenheit mehr Aufsehen erregt und Beifall erhalten hat, als selten ein vorzügliches Werk der Art. Er war 1786 zu Breslau geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, machte auf der Leopoldinischen Universität den s. g. philosophischen Cursus mit solcher Auszeichnung, daß er schon 1804 die Magisterwürde erhielt, widmete sich dann zu Halle, hauptsächlich unter Reil und Steffens, der Medicin, und ging 1806 nach Wien, wo er ein Jahr lang unter dem berühmten Beer besonders die Augenkrankheiten studirte. Im J. 1808 ging er nach Frankfurt an der Oder, wo er durch Vertheidigung seiner Abhandlung de ophthalmia syphilitica die medicinische Doctorwürde erwarb. Nachdem er 1810 noch einmal Wien und dann Berlin besucht hatte, ohne seine Absicht, ein akademisches Lehramt zu erhalten, zu erreichen, ging er nach Breslau zurück, trat hier mit dem glücklichsten Erfolg als practischer Arzt auf, ward aber noch vor dem Schluß des verhängnißvollen Jahres 1813 ein Opfer der Typhusepidemie. Einzelne treffliche Abhandlungen von ihm über die Augenkrankheiten und Bruchstücke eines größern Werks über die Geschichte der Sinne enthält das Archiv der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Von seinen poetischen Arbeiten ist außer einigen Gedichten nichts im Druck erschienen, als das erste Heft der scherzhaften Zeitung für Narren und ihre Freunde, die er selbst vorahnend Makulatur überschrieben hatte, und erst nach seinem Tode die Posse Unser Verkehr, in welcher sämmtliche handelnde Personen Juden von verschiedenen Ständen und Bildungsgraden sind, eine Idee, die reichen Stoff zu einem wahrhaft drastischen Lustspiel darbot, deren Ausführung aber höchst dürftig, schwach und einförmig ausgefallen ist. Lob dagegen verdient die Sprache, welche aus der ganz eigenthümlichen Gesprächsweise der Juden, mit großer Charakteristik in der Bezeichnung ihrer verschiedenen Lebensbildung, recht eigentlich abgeschrieben ist.

Sessi, ein durch die Annalen des neuern Kunstgesangs sehr bekannter Name, welchen mehrere aus ursprünglich italienischem Geschlecht stammende Sängerinnen berühmt gemacht haben. Vorzüglich gehören hieher fünf Schwestern, deren Vater früher in Rom bei dem Monte della pietà angestellt war, späterhin aber sich mit seiner Familie 1794 nach Wien begab. Die älteste, Marianna Sessi (Sessi-Natorp, weil sie 1795 einen Kaufmann Natorp heirathete), ist noch jetzt als eine der ersten Bravoursängerinnen in Deutschland bekannt, obgleich ihre Stimme, die ehedem ganz vorzüglich voll und kräftig gewesen seyn muß, jetzt an Höhe, Fülle und Energie bedeutend verloren hat. Sie war bei der Opera seria in Wien seit 1793 engagirt, ging ohngefähr 1804 nach Italien, wo sie zwei Jahre in Neapel am Theater S. Carlo sang, dann auf lange Zeit nach London. Im J. 1817 und 1818 reiste sie im nördlichen Deutschland und trat besonders in Leipzig, Dresden, Berlin und Hamburg mit dem größten Beifall auf, von da ging sie über Copenhagen nach Stockholm, wo sie noch jetzt sich zu befinden scheint. Ueberall hat man die Rundung und Sicherheit in ihren Passagen, und den mit großer Fertigkeit verbundenen kräftigen Ausdruck bewundert. Die zweite dieser Schwestern, Imperatrice Sessi, hat aber den größten Namen als Sängerin erlangt, der sich auch lange noch nach ihrem Tode fortbehauptet. Sie bildete sich in Wien zuerst, und trat 1804 zum ersten Male öffentlich auf, ging aber gleich darauf nach Venedig, wo sie während des Carnevals 1805 durch ihren Gesang das Publikum so bezauberte, daß sie bei ihrem letzten Auftreten daselbst, wo Sonetten von allen Farben und Formen zu ihrer Ehre gedichtet auf die Bühne flogen, wo ihr in Kupfer gestochenes Bildniß unter die Zuschauer geworfen wurde, wo man sie in einem Abende dreimal herausrief, und das eine Mal mit Ueberreichung eines Blumenstraußes in einem reich verzierten silbernen Becken, das andre Mal mit einer Lorbeerkrone beehrte, — den höchsten Triumph einer Künstlerin feierte. Sie ging darauf nach Florenz. Hier sang sie, betrauert von allen Gesangfreunden, ihren Schwanensang; denn sie starb hier 1808 im October, in dem Hause ihrer Aeltern, im 25sten Jahre an einer Auszehrung. Nach Gerber war sie an ihren Schwager, d. K. K. Major von Natorp verheirathet. Im Ausdruck und der Declamation soll sie das Höchste erreichet haben, was man in neuerer Zeit gehört hat, dabei aber eine jugendlich volle und ins Herz dringende Stimme, und einen vortrefflichen Vortrag besessen haben. An ihrem oft zu Thränen rührenden Gesang entwickelte sich vorzüglich das Talent ihrer jüngern Schwester, Anna Maria Sessi, welche als eine der ausdrucksvollsten und gediegensten italienischen Sängerinnen in Deutschland bekannt ist. Sie ist in Rom 1793 geboren, kam im ersten Jahre ihres Lebens nach Wien, und entwickelte sich durch Hören und Unterricht so schnell, daß sie schon im 12ten Jahre mit ihren Schwestern öffentlich auftrat, zuerst in Wien, und dann in Bologna. In Florenz widmete sie sich noch gründlicher dem Studium des Gesangs und erwarb sich durch sorgfältige Uebung die Festigkeit und Gewalt über ihre Stimme, welche die Grundlage des ächten italienischen Gesangs ist. Zwei Jahre lebte sie dann bei ihrer älteren Schwester in Neapel, unter deren Leitung sie nun ihre Bildung vollendete. Im J. 1811 ging sie nach Wien, wo sie in mehreren Vorstellungen in der italienischen, und als diese einging, in der deutschen Oper mit Anerkennung auftrat. Im J. 1813 verheirathete sie sich in Wien (woher sie den Na-

men Neumann-Sessi führt), sang dann 1814 auf dem Theater in Pesth, trat während des Congresses wieder in mehreren Gastrollen in der deutschen Oper in Wien auf, und reis'te 1815 über München nach Carlsruhe, Frankfurt, Hannover, Hamburg und über Leipzig nach Wien zurück. An vorletzterem Orte machte sie sich dem Publikum durch ein Conzert so vortheilhaft bekannt, daß sie zuerst für die Winterconzerte in Leipzig 1816 und 17, und dann bei dem neuerrichteten Stadttheater daselbst engagirt wurde, wo sie, einige kleine Kunstreisen abgerechnet, sich bis diesen Augenblick ununterbrochen aufgehalten, und den ausgezeichnetsten Beifall, so wie die größte Achtung des Publikums gesichert hat. Sie beherrscht ihre durchdringende Stimme, die in dem Uebergange in die Kopftöne etwas scharf, darüber hinaus aber sehr voll und hellklingend ist, mit seltner Gewalt und Artikulation, und eignet sich durch ihren festen und kräftigen nie überladenen Vortrag besonders für den großen leidenschaftlichen Gesang; daher die Parthie der Vestalin Julie und der Amenaide zu ihren Hauptleistungen gehört; wiewohl sie im Ganzen mehr Conzertsängerin als Theatersängerin ist. Im Recitativ ist sie selbst von den meisten Italienern unerreicht. Die vierte und fünfte dieser Schwestern, Vittoria und Carolina, wovon die erstere in Wien, die zweite in Neapel verheirathet lebt, sind weniger bekannt. Noch gibt es aber eine Dem. Maria Theresia Sessi, welche eine Cousine der genannten Schwestern ist, und sich zuerst in Wien, dann in Italien als Sängerin gebildet hat, seit einiger Zeit aber im südlichen Deutschland mit vorzüglichem Lobe ihrer bedeutenden Fertigkeit und Sicherheit, und einer wohlklingenden, umfassenden Stimme an mehrern Orten aufgetreten ist.

Sesterz (sestertius) eine bekannte, sehr gewöhnliche Silbermünze der Römer, an Werth 2½ As (daher der Name sesquitertius, drittehalb). Der Werth, nach unserm Gelde berechnet, betrug ungefähr 1 Gr. 3 Pf. oder 4 Kr., und war nicht zu allen Zeiten ganz derselbe. Wohl zu unterscheiden ist die neutrale Form: Sestertium, welche gewöhnlich in der Mehrzahl vorkommt und keine wirkliche Münze, sondern eine Summe von 1000 Sesterzen, also ungefähr von 50 Thlr. bezeichnet. Besonders zu bemerken ist hierbei noch, daß, wenn ein Zahlwort als Adverbium zu sestertium gesetzt wird, dann soviel 100,000 Sesterzen zu verstehen sind. Z. B. quadragies sestertium sind 4 Millionen Sesterzen, und decies sestertium, 1 Million, wo das Wort sestertium auch öfters ganz weggelassen wird. Die gewöhnliche Bezeichnung ist H. S. d. h. L. L. S., nämlich 1 Pfd. (libra) 2 mal und ½ Pf. (semis). Sehr gewöhnlich sagte man auch statt sestertius, im gemeinen Leben, numus. Als Gewicht betrug ein Sesterz ungefähr 15¾ Gran französ., oder 0,228 Quentchen berliner Gewicht.

Sestetto, s. Septett.

Sestini (Dominico), ein gelehrter Antiquar und einer der ersten Numismatiker unsrer Zeit, Mitglied der Akademie der Inschriften, der Crusca, der münchner Akademie u. s. w., ist gegen 1750 zu Florenz geboren. Er trat früh in den geistlichen Stand, widmete sich aber ganz dem Studium des classischen Alterthums und der Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik. Um seine Kenntnisse zu erweitern und aus Begierde zu reisen, verließ er schon jung das älterliche Haus. Er verließ 1774 Florenz, sah Rom und Neapel und ging nach Sicilien, um die reichen Sammlungen des Fürsten Biscari zu

untersuchen. Er blieb drei Jahre bei demselben als sein Bibliothekar und Antiquar und erwarb sich einen Schatz von archäologischen Kenntnissen. Da aber die Luft seiner Gesundheit nicht zusagte, gab er 1777 diesen Posten auf, und ging über Malta und Smyrna nach Constantinopel, wo er 1778 ankam. Um der Pest auszuweichen, folgte er dem neapolitanischen Gesandten, dem Grafen Ludolf, auf dessen anmuthigen Landsitz an den Ufern des Bosphorus, von wo aus er mehrere Excursionen machte, unter andern auch nach dem Olymp in Bithynien, dessen für unzugänglich gehaltnen Gipfel er erstieg. Bei seiner Rückkehr nach Constantinopel war er besonders dem englischen Gesandten Ainslie behülflich, eine der reichsten Sammlungen griechischer Münzen anzulegen. Nachdem er lange in der Wallachei verweilt und 1781 über Wien wieder nach Constantinopel gekommen war, war er entschlossen, Georgien zu besuchen, als der Resident der englischen Compagnie bei dem Nabub von Golconda ihm vorschlug, wenigstens bis Golconda mit ihm zu reisen. Er würde diese Reise bis Indien fortgesetzt haben, wenn nicht der Krieg ihn daran verhindert hätte. Er besuchte auf dem Rückweg Cypern und Aegypten und war 1782 wieder in Constantinopel. Er beschäftigte sich jetzt eifrig mit der Abfassung seiner verschiednen Werke. Sein Plan war, die reichsten Münzsammlungen von Europa zu besuchen und alle noch unbeschriebnen Stücke in einem Werke zusammenzufassen. Nach einem langen Aufenthalt in Berlin, ging er 1810 nach Paris und von da nach Florenz, wo er 1812 als Antiquar, nach der Rückkehr des Großherzogs aber als Professor ordinarius an der Universität Pisa angestellt wurde. Er hat sich seitdem lange in Ungarn aufgehalten, um die reiche Münzsammlung des Grafen Wiczay zu Hedervar zu ordnen und zu beschreiben. Die zahlreichen Werke Sestini's beziehen sich, außer seinen Reisebeschreibungen, meistens auf die Münzkunde und sind für diese Wissenschaft classisch.

† Sevilla hat einen Umfang von 3½ geographischen Meilen, eine Kathedralkirche, 29 Pfarrkirchen, 84 Klöster, 13,500 Häuser und 96,000 Einwohner.

Sexagesimal-Eintheilung. Daß die Theilung der Zeit eine Sexagesimal- (sechzigtheilige) Eintheilung, nemlich der Stunde in 60 Minuten, der Minute in 60 Secunden, und der Secunde letztlich in 60 Tertien sey, ist hinreichend bekannt. Ehedem wurde auch der Kreis ausschließlich nur auf diese Weise, nemlich jeder seiner 360 Grade in 60 Minuten und dann weiter wie oben getheilt. Die neuesten französischen Geometer fanden aber (wie dem auch wirklich so ist) die Decimal- oder eigentlich Centesimal-Eintheilung bequemer, und gaben dem zufolge dem Kreise 400 Centesimal-Grade (jedem Quadranten 100), jedem dieser Grade 100 Centesimal-Minuten und jeder derselben wieder 100 Centesimal-Secunden, so daß diese Unterabtheilungen also nicht mehr wie Sexagesimal-, sondern wie Centesimal-Brüche der ihnen voraufstehenden Einheiten erscheinen. Man übersieht mit einem Blicke die Rechnungsvortheile, welche die letztere Eintheilung vor der erstern gewährt; und es ist darum so nothwendig auf dieselbe aufmerksam zu machen, weil in den neuesten französischen astronomischen Schriften fast immer sie gemeint ist. La Place gebraucht nur sie; Biot setzt zu mehrerer Bequemlichkeit häufig die Resultate beider Theilungen neben einander. Um ein Beispiel außerordentlicher Verschiedenheit beider Ausdrücke zu geben, bemerke man, daß die Sonnen-Parallaxe nach Sexagesimal-Theilung 8″, 8.., nach Centesimal-Theilung aber 27″, 1.. beträgt.

Sforza, ein berühmtes italienisches Haus, das im 15ten und 16ten Jahrhundert in Italien eine große Rolle spielte, dem Herzogthume Mailand 6 Regenten gab, und mit den meisten europäischen Fürstenhäusern in Verbindung trat. Der Stifter desselben war ein Bauer von Cotignola in Romagna, Sforza Attendolo, der sich durch Verstand und Muth, als Staatsmann und zugleich als Feldherr, zu einem der mächtigsten Condottiere in Italien aufgeschwungen hatte. Als er eines Tages, auf seinem Felde arbeitend, von Miethsoldaten, die das ganze Land erfüllten, zur Theilnahme an ihrem lustigen Handwerke ermuntert ward, warf er seine Hacke auf einen Baum: „Bauer wolle er bleiben, fiele sie herab; bliebe sie oben, so betrachte er dieß als eine Vorbedeutung künftiger Größe und seines Rufes zu den Waffen." Er diente hierauf der Königin Johanna II. von Neapel, die ihn als die Stütze ihres Thrones ansah. Seinem eben so tapfern Sohne Franz Sforza hinterließ er zugleich mit den ihm ganz ergebenen Schaaren die Macht, sich allen Staaten furchtbar oder werth zu machen. So geschah es, daß Franz Sforza der Eidam der Herzogs Philipp Maria Visconti von Mailand wurde und den Oberbefehl in dem Kriege Mailands gegen Venedig erhielt. Allein nach seines Schwiegervaters Tode (1447) entstand Mißtrauen zwischen ihm und den Vorstehern von Mailand; er schien mit der Macht auch den Willen zur Erwerbung eines Thrones zu haben, auf dem seine Gemahlin Blanca geboren war. Also schloß er mit den Venetianern Friede, zog vor Mailand, und nöthigte die Bürger durch Hunger zur Uebergabe der Stadt. Sie wählten ihn 1448 zum Herzoge. So ward Franz Sforza, ein ruhmvoller und glücklicher Fürst, der Stammvater eines ihm an Geschick und Glück unähnlichen Geschlechts. Er starb 1466. Sein Sohn, Galeazzo Maria, ein Barbar und Wollüstling, ward 1476 von einigen Verschwornen ermordet. Dessen unmündiger Sohn, Johann Galeazzo, ward von des Vaters Bruder, Ludwig Moro (d. i. mit der Maulbeere), verdrängt. Dieser verband sich mit König Carl VIII. von Frankreich, und öffnete ihm den Weg durch Italien nach Neapel 1494, damit Galeazzo's Schwiegervater, König Alfons von Neapel, seinem Eidam nicht Hülfe leisten konnte. In der Folge trat er zu dem Bunde gegen Frankreich, und wurde deßhalb von dem Könige von Frankreich Ludwig XII. 1449 des Herzogthums entsetzt. Zwar vertrieb er die Franzosen noch in demselben Jahre mit Hülfe der Schweizer; allein König Ludwig zog abermals gegen ihn zu Felde und gewann die Schweizer des Herzogs, so daß diese nicht wider ihre für Frankreich dienenden Landsleute fechten wollten. Einer von ihnen verrieth den Herzog, der alsdann (1500) nach Frankreich abgeführt wurde, wo er 1510 zu Loches im Gefängnisse starb. Sein Sohn, Maximilian Sforza, vertrieb 1512 mit Beistand der Schweizer die Franzosen nochmals aus Mailand, mußte aber dem König Franz I., dem Sieger bei Marignano, 1515 sein Land, gegen ein Jahrgeld, abtreten. Als aber Franz I. vom Kaiser Carl V. aus Italien verdrängt worden war, belehnte der Kaiser den Bruder Maximilians, Franz Sforza, mit Mailand 1529. Dieser starb 1536, und Carl V. gab 1540 Mailand seinem Sohne, dem König Philipp II. von Spanien. Von einer Seitenlinie stammt das noch jetzt in Italien blühende, mit der fürstlichen Würde des römischen Stuhls und des h. römischen Reichs beliehene, Haus Sforza im Kirchenstaate ab. Der gegenwärtige Fürst, Sixtus

Sforza (geboren 1730) folgte 1816 seinem Neffen Franz Joseph Philipp Sforza; er ist Herzog von Cesarini di Bobadilla San Fiore, Graf von Celano, Baron von Piscini, und hat keine männlichen Erben.

Shakers, s. Schütterer.

* Shakspeare (William), der größte dramatische Dichter, nicht nur von England, sondern aller Völker germanischen Stammes, war zu Stratford am Avon, einem Marktflecken in Warwickshire, der zwei Straßen und zweitausend Einwohner hat, im J. 1564 geboren. Es erregt billig Verwunderung, daß man den Tag, wo dieses Licht in der Welt aufgegangen, nicht mit Bestimmtheit weiß, da man die Geburtstage so viel unbedeutenderer Geister sorgfältig zur Kunde der Nachwelt zu bringen gewußt hat. Man muß glauben, ungeachtet diesem Dichter auch schon bei seinem Leben Auszeichnungen widerfahren sind, daß das niederschlagende Gegengewicht mit Schuld daran trage, welches gewöhnlich die Zeitgenossenschaft, besonders was unter dieser Geist, aber auch nur für den eigenen Geist Sinn hat, dem Gewicht vorzüglich Begabter anzuhängen beflissen ist. Als es zu spät war, hat man nachgeforscht, und sey es, daß man das Rechte gefunden, oder aus Vermuthungen geschlossen hat, die gegenwärtigen Biographen Shakspeare's nehmen den 23. April als den Tag seiner Geburt an, und dieß wahrscheinlich um so lieber, weil man bei merkwürdigen Menschen gern in Allem etwas Bedeutendes findet, und derselbe Tag nach einer über ein halbes Jahrhundert ruhmvoll ausgedehnten Lebensbahn sein Todestag werden sollte. Sein Vater, John Shakspeare, ein begüterter Mann, der einen beträchtlichen Wollhandel führte, genoß daneben die Auszeichnung eines officer of the corporation, und bekleidete die ehrenvolle Stelle eines Friedensrichters; die Gattin desselben war die Tochter und Erbin Robert's Arden von Wellington, in der Grafschaft Warwick. Nach Einigen hatte dieses achtbare Ehepaar fünf Söhne und sechs Töchter, nach Andern nur zehn Kinder, William war der älteste Sohn. Auch über die geistige Erziehung und den ersten Unterricht herrscht Ungewißheit, und ist nachmals viel Streit darüber geführt worden, ob und wie gelehrt er gewesen sey. Annehmen läßt sich inzwischen, daß er in der Freischule seines Ortes die Kenntniß im Lateinischen erworben habe, die aus seinen Schriften hervorleuchtet; das Französische und Italienische, das er hin und wieder in Worten und Phrasen anbringt, kann er auch später für sich gelernt haben. Kaum 15 bis 16 Jahre alt, mußte er sich schon dem Mitbetreiben des Handels unterziehen, und, kaum im 18ten Jahre, heirathete er die 25jährige Anna Hathaway aus Shottery, die ihm im J. 1583 sein Lieblingskind, Susanna, und 1584 die Zwillinge Judith und Samuel gebar. Williams Geist war zu gewaltig, um sich vom kümmerlichen Treiben eines Alltagsleben erdrücken zu lassen; dennoch ist es als ein Glück anzusehen, wenn es wahr ist, daß der sonst so offene, redliche und treuherzige Jüngling in genialem Frohmuth mit einer lustigen Gesellschaft in den nahliegenden Thiergarten des Sir Thomas Lucy zu Charlecote ging, und mit denselben einiges Wild abzufangen bemüht war. Ein vernünftiger Herr würde auf die zum Wildfang so geneigte Persönlichkeit einer frisch ins Leben greifenden Jugend, die sich nun einmal nicht von vornherein in die Bande der Philisterschaft schlagen läßt, Rücksicht genommen, und die Abschweifung nach allenfalsigem Verweis gütig verziehen haben; Sir Thomas aber war ein Pedant, der Lärm schlug, und auch unsern William förmlich anklagte. Es ist

ine Härte, wenn man dieses Umstandes wegen wohl noch jetzt den damals 22jährigen Jüngling zum Wilddieb stempeln hört, doch bewog ihn die Sache zu ihrer Zeit zur Flucht nach London, wo er dem Unwillen thörichter Unterdrückung in einer leider nicht vorhandenen satirisch-komischen Ballade wider seinen Verfolger Luft machte. Eigen ist es, daß Shakspeare, welcher das unveräußerliche Recht aller Dichter, neben der Begeisterung auch den Stoff kunstvoller Gestaltung am uralten Sagenborn zu schöpfen, wie keiner, genutzt hat, durch das Dunkel, das über seinem Jugendtreiben waltet, fast selbst wieder zu einer Sagenfigur werden mußte, und man trägt sich über seinen ersten Aufenthalt in der großen Königsstadt, die auch damals schon eine kleine Welt war, mit allerlei wunderlichen Geschichtchen. Bald soll er stracks ins Theater gelaufen seyn und sich zum Soufleurgehülfen haben anwerben lassen, der das Zeichen ertheilt, so oft eine Theaterperson aus den Coulissen treten muß; bald soll er die anmuthige Beschäftigung übernommen haben, den Besuchern des Schauspiels während dessen Dauer draußen vor der Thüre die Reitpferde für ein beliebiges Trinkgeld zu halten. Es gab nach derselben Zeit Jungen zu London, die sich Shakspearesjungen nannten, das legen Andre, die mehr auf das vornehme Ansehen des Flüchtlings bedacht sind, dahin aus, daß er selbst sein Reitpferd sehr oft auf jene Weise zu halten gegeben, und dadurch Einen vor Anderen so berühmt gemacht habe, daß bald jeder Fremde von vielen jugendlichen Bewerbern mit dem Ausrufe: „ich bin Shakspeare's Junge, Sir! „angefallen worden sey.“ Bei der Bühne zu London befand sich ein beliebter Künstler, welcher ein Landsmann von Shakspeare war, und Thomas Green hieß; durch diesen wurde Shakspeare, wie geschrieben wird, ums Jahr 1589 zum Mitglied der londoner Schauspielergesellschaft befördert. Man sagt weiter, daß dazumal eine überaus vornehme und pomphafte, möglichst eintönige Emphase die beliebte Manier im recitirenden Schauspiel gewesen, Shakspeare dagegen mit einer gefälligen natürlichen Art aufgetreten sey, so daß man ihm nur in der pathetischen Rolle des Geistes in seinem eignen Hamlet einigen Beifall habe zollen können. Seine Schauspiele inzwischen, wenn sie auch nicht das Glück hatten, den damaligen Hauptgelehrten und Kritikern zu behagen, ergriffen das Volk und hoben es über die Engherzigkeit der Pedanten hinaus, so daß er nun wieder von der Volksgunst zur Kenntniß manches hohen Freundes, selbst zum Fuß des Thrones getragen wurde, auf welchem die Königin herrschte, die sich ohnehin durch die Macht verwandter Größen angezogen fühlen mußte. Sein besonderer Gönner ward ein Freund des Essex, der Graf von Southampton, auch hat ihm der König Jacob Stuart eigenhändig einen huldreichen Brief geschrieben, zum Dank dafür, wie es heißt, daß er ihm, der sein Geschlecht von Banquo ableitete, im Trauerspiel Macbeth durch glorreiche Prophezeihungen seine Ehrfurcht bezeigt hatte. Bei so bewandten Umständen erwarb unser Dichter auch die Freundschaft von Ben Jonson, der gleichfalls Schauspiele schrieb, die jedoch eben niemand mehr kennt, so wie mancher andern Gelehrten und Schriftsteller, wobei es sich von selbst versteht, daß die meisten dieser Herrn sich ihm nicht nur gleich achteten, sondern auch mit größter Vornehmheit auf ihn herabblickten, vielleicht nicht ohne geheimen Verdruß, daß seine Stücke bei Hofe etwas galten, und auch daselbst aufgeführt wurden. Im J. 1610 ging der König Jacob der Erste sogar so weit, demselben nebst zwei Genossen, Henning und Condell, denen

man die erste Ausgabe des Shakspeare (in Folio) verdankt, die Errichtung einer neuen Bühne zu erlauben, und ihm so große Begünstigungen zu ertheilen, daß er seinen bereits blühenden Wohlstand durch drei bis vier Jahre noch beträchtlich steigern konnte. Nach diesen zog er sich in seine beinah ländliche Heimath zurück, und verlebte von seiner Gattin und seinen verheiratheten Töchtern umgeben, einige glückliche Jahre goldener Ruhe. Doch der vielkräftige Mann, der alle Stürme und Kämpfe des Lebens siegreich bestanden hatte, unterlag in dieser Friedensstille nur zu bald, er starb, da er kaum sein 53stes Jahr angetreten, an einem Donnerstage, den 23. April 1616, geliebt und beweint von Allen, die ihm nahe waren, noch jetzt durch die Ferne der Zeiten wegen eines so frühen Dahinscheidens aufs Innigste betrauert. In der großen Kirche zu Stratford, an der Nordseite der Kanzel steht ein schlichtes steinernes Denkmal in der Mauer; da sitzt Shakspeare nachdenkend unter einem Schwibbogen, ein Kissen ligt vor ihm, seine Rechte hält eine Feder, seine Linke ruht auf einer Papierrolle. Am Deckel steht:

Judicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.

Ein betrübter Beleg mehr, zu welchen Unpäßlichkeiten die einst herrschende Thorheit, alles dem gelehrten Alterthum ab- und anzuzwingen, führen mußte, indem Shakspeare weder was einen Nestor, noch einen Sokrates, noch einen Virgil ausmachte, und doch, was das literarische Leben betrifft, ohne alle Frage größer als alle drei war, daneben aber wahrscheinlich mehr Sehnsucht nach dem Himmel, als nach dem Olymp empfand, den er selbst mehr als eine Art poetischer Spiegelfechterei handhabte. Unter dem Distichon befinden sich sechs englische Reime, die zwar von Herzen gut gemeint, sonst aber nur durch die seltsame Behauptung ausgezeichnet sind, daß mit dem gefeierten Todten auch sofort die Natur gestorben sey. Bei großen Männern pflegt auch das geringste auf ihr Daseyn sich Beziehende großer Theilnahme gewiß zu seyn, und da man in Betreff Shakspeare's bedauernswürdiger Weise so lange nachlässig gewesen, so ist das emsige, sehr mühsame Nachforschen der späteren Zeit, dem es unter andern auch gelungen ist, sein Testament aufzufinden, als ein sehr erfreuliches und bedeutsames Zeichen anzuerkennen. Die Engländer, die gern rechnen und Geldsummen wenigstens im Munde führen mögen, haben sich beeifert herauszubringen, was wohl ihr großer Genius jährlich zu verzehren gehabt habe, und indeß Gildon (Letters and Essays) die Einkünfte seiner letzten Jahre auf 300 Pfund anschlägt, was in unsern Tagen so viel als 1000 Pfund seyn soll, will Malone das bezweifeln, und ihm nicht viel über 200 Pfund durchgehen lassen, welche Summe er etwa auch während der Blüthenzeit seiner theatralischen Laufbahn bezogen haben soll. Uns dürfte die Geschichte seines Wohn- und Sterbehauses zu Stratford schon anziehender dünken, das der Nachgeborne eines altedeln Geschlechts, Sir Hugh Clopton, Sheriff von London unter Richard III., und Lord-Mayor unter Heinrich VII. gebaut, und seinem Erben unter dem Namen des großen Hauses in Stratford verlassen hatte. So ging dies Gebäude mit den dazu gehörigen Ländereien von Hand zu Hand, bis es Shakspeare kaufte, und nachdem er es nach seinem Sinn verbessert und anders eingerichtet hatte, New Place benannte. Die Cloptons kauften es nachmals von den Shakspeare'schen Nachkommen zurück, und hier bewirthete im J. 1742 ein anderer Sir Hugh Clopton den

Künstler, den man wohl den ausübenden Shakspeare hat nennen dürfen, Garrick, nebst seinen Reisegefährten unter einem Maulbeerbaume, der, wie fast kein Zweifel ist, von Shakspeare gepflanzt war. Etwa zehn Jahre hiernach kam die Besitzung, die der Staat als eine große Volksstiftung hätte erkaufen sollen, in die Hände eines Reverend Master Gastrell, der ein grämlicher Filz war, und nicht nur den Shakspearesbaum abhauen ließ, weil ihn die Wallfahrten dahin störten, sondern auch das Haus gänzlich niederriß, und, die Materialien verkaufend, dem Boden gleich machte, weil er meinte, der feindselige Magistrat habe es zu stark in die Armencasse versteuert, und es solle nun nie wieder eine Taxe bezahlen Noch ansprechender würde uns ein recht lebendiges Bild von Shakspeares ganzer Persönlichkeit seyn, doch nur Einer der ältern Schriftsteller, Aubrey, hat es der Mühe werth gehalten, davon zu reden; nach diesem war Shakspeare ein hübscher, wohlgebildeter Mann, sehr guter Gesellschafter, und von einem allzeit fertigen, gefälligen und glatten (oder, wenn man will, unherben) Witz Daher liebte man ihn auch in London wegen seiner heitern und aufmunternden Laune, und suchten, als er wieder zu Stratford wohnte, die vornehmsten Herren der Umgegend seine Bekanntschaft und Freundschaft sehr fleißig auf. Vor Kurzem will man ein altes und ächtes Bildniß von ihm gefunden haben, welches man wohl durch den Grabstichel vervielfältiget sehen möchte, doch schon in der Zeit, als hauptsächlich durch Garrick's unübertroffene Darstellungen und sonstige Veranstaltungen der Enthusiasmus für Shakspeare aufs Höchste gekommen war, glaubte jeder gute Engländer eine Büste oder einen Kupferstich von ihm besitzen zu müssen. Shakspeare's Sohn war im zwölften Jahre gestorben, seine Wittwe überlebte ihn um sieben Jahre. Susanna, an den Doctor und Arzt John Hall verheirathet, starb 66, Judith, verehlichte Guiney, 77 Jahre alt. Die Kinder dieser Frauen sind alle kinderlos gestorben, doch ist noch in diesem Jahre 1819 in englischen Blättern von einer Anverwandten des Shakspeare'schen Hauses die Rede gewesen. — Der wahre Dichter legt einen Theil seines Lebens in jede seiner Dichtungen nieder, die Menschen wissen das aber nicht, und lassen ihm so lange herzbrechende Anfeindungen angedeihen, um die er sich nicht kümmern würde, wenn er nicht eben als Dichter in seinem Gefühlsleben reizbarer wäre, bis sein letzter Lebens- und Sangeshauch verklungen ist. Dann kommen sie in Bedauern und Reue auf sich selbst zurück, und erheben den Unwiederbringlichen in die Wolken und Gestirne. Doch Shakspeare hatte noch mehr nach seinem Tode die Sandbänke der Engbrüstigkeit, der Albernheit, der Bosheit und des Neides in seinem meerumflossenen Eiland zu befahren; die laute Anerkennung ward ihm erst, nachdem er länger als ein Jahrhundert nicht mehr war, und auch hierbei wenn man bedenkt, welche Wunderlichkeiten der Kritik in England noch immer gleich Orakelsprüchen im Umlauf sind, fühlt man sich zu der wehmüthigen Bemerkung gedrungen, daß die Vielheit vielleicht mehr von Stolz, als von einer wahren, herzinnigen Liebe dazu gebracht worden sey. Erst im J. 1741 dachte man daran, diesem Heros der Dramatik ein prachtvolles Nationaldenkmal in der von den Schatten der Fürsten und Helden aller Art umschwebten Westminsterabtei aufzurichten. Die eröffnete Subscription hatte den allerschnellsten Erfolg, der Ertrag einer einzigen Aufführung des Julius Cäsar entsprach schon den kühnsten Erwartungen. Jetzt schimmert in der geweihten Halle die Marmorbildsäule des Dichters,

in der Tracht seiner Zeit, zur Seiten ein dreieckiger, allegorisch verzierter Sturz, worauf ein Buch liegt, und er sich mit dem rechten Ellenbogen stützt; die Inschrift ist aus Shakspeare selbst:

The cloud-capp'd towers, the gorgeous palaces,
The solemn temples, the great globe itself,
Yea, all which it inherit, shall dissolve,
And, like this insubstantial pageant faded,
Leave not a rack behind.

Tempest. Act. IV. Sc. 1.

(So einst umwölkte Thürm', und Prachtpaläst',
Und Feiertempel, ja der Erdball selbst,
Und was darin wohnt: alles wird zergehn,
Und, wie dies leere Schaugepräng' entschwindend,
Auch kein Gedünst nachlassen.)

Diese melancholische Betrachtung Prospero's ist zwar hier in ihrer Anwendung, der Gewalt eines großen Leides, um ein dem Todesloose verfallenes Hohes nicht unangemessen, doch darf nur der erste, stechende Schmerz so sprechen, nach einer so geraumen Zeit hätten die Gedichte des hohen Todten manchen paßlichern Ausdruck einer in Religion verklärten Wehmuth darbieten mögen. In gewisser Hinsicht würden gleich die zunächst folgenden Worte vorzuziehen gewesen seyn:

We are such stuff
As dreams are made of, and our little life
Is rounded with a sleep.

(Wir sind Stoff,
Gleich dem der Träum', und dies so kurze Leben
Umgränzt ein Schlaf rings.) „Das Leben ist Traum!"]

Acht und zwanzig Jahre später, im J. 1769, veranstaltete Garrick dem Dichter, dem er seinen Glanz und seinen Ruhm zu verdanken hatte, an dessen Geburtsorte selbst eine pracht- und sinnvolle Jubelfeier; es war ein festlicher Aufzug von Siegeswagen, auf denen König Lear, Richard III., Macbeth, Romeo und Julia, triumphirend, von Trompeten- und Hörnerschall und anderer Musik, und einem zahllos jauchzenden Volke umgeben, sich zu einem strahlenden Ehrentempel bewegten, allwo Reden, Oratorien und Oden in ruhmvollem Wechsel wetteiferten; am Abend war Stratford beleuchtet, Feuerwerke brannten, ein Larvenball erhob die rauschende Lust der Gegenwärtigen, ein Wettrennen setzte dem Ganzen den Kranz auf. Jahrs darauf ward die Hauptvorstellung auf Drurylane zu London gebracht und mußte hundertmal wiederholt werden; nun wuchs die Begeisterung zu einer berauschenden Höhe, Lieder und Feste wechselten in allen Ständen; Straßen, Tavernen, Kaffeehäuser und öffentliche Gärten mußten den Namen des Volkslieblings annehmen. So schlug die durch die Puritanerei, durch das matte Wesen unter Carl II., durch so manche Störung und Hemmung so lang verhaltene Liebesflamme nun um so glühender empor, und man kennt den Aufwand, den Kunst und Wissenschaft mehr proteisch als prometheisch an den wunderbaren Meister gewandt hat. In der trübseligsten Gestalt hat sich dieser Aufwand unstreitig gezeigt, wenn er bemüht gewesen ist, dem Shakspeare eine Eigenschaft zu geben oder zu retten, auf welche man, so oft der Verfall der Dichtkunst eintritt, einen leidigen Werth legt, an der man sich als wahrhaften Strohhalm festhält, wenn die Blume ins Meer gesunken ist — wir meinen die Correctheit. Jene

höhere Correctheit des Künstlers, in der Composition, in der harmonischen Unterordnung aller Theile unter ein sie zusammenfassendes und beseelendes Ganzes, unter die Hauptidee, in der Zeichnung, Haltung und Färbung, in der vollständigen Beherrschung aller Mittel der Ausführung, sie hüte man sich ja dem Shakspeare abzusprechen; man gewöhne sich vielmehr, sie vorauszusetzen, und lerne sie, wenn man sie nach ernster Durchschauung klar und herrlich vor sich stehen sieht, bewundern. Doch sollte man auch mit den Vorwürfen hinsichtlich der grammatikalischen Correctheit vorsichtig seyn, ehe man die beschwerliche Kenntniß erlangt hat, wie die Sprache überhaupt zu Shakspeare's Zeit beschaffen war, und wollte man es wagen, die Werke des gediegenen Künstlers nicht nur als einen Sittenspiegel, sondern auch als einen Sprachspiegel seiner Zeit zu betrachten, so dürften unstreitig nicht die Ausgaben seiner Schriften vorzuziehen seyn, deren Vorworte sich mit einer Säuberung von dem, was sie gross blunders nennen, und durch frühere Abschreiber und Editoren hineingebracht glauben, brüsten, sondern eben die ältesten, der Quelle am nächsten stehenden Editionen, da Shakspeare eine solche leider nicht selbst besorgt hat, und die erste einigermaßen vollständige erst sieben Jahre nach seinem Tode veranstaltet worden ist. Es hält schwer, zu glauben, daß jemand geflissentlich die sogenannten groben Schnitzer eingestreut habe; was auf Rechnung wirklicher Nachlässigkeit kommen kann, wird der Sinnige leicht selbst finden, der Unverständige aber keinen Schaden davon verspüren, da ihm ja auch die Schönheiten und Richtigkeiten keinen Vortheil bringen. Die Bemühungen der englischen Forscher und Commentatoren der letzten funfzig Jahre, an sich nicht genug zu loben, weil sie eine redliche Bestrebung anzeigen, dürften dem Resultat nach eines Preises nur da würdig seyn, wo sie das geschichtliche Dunkel aus dem Licht der Quellen aufzuklären suchen; wo sie aber die Fackel der Kritik hinhalten, da sieht man nichts als den irdischen Stoff der Kerze in ihren Händen, ein Licht ist nicht da. Wohl Jedem, der mit eigenem frischen und gesunden Gemüth in die heiligen Tiefen der Poesie einzugehen vermag, und sich dieselben nicht durch einen scholiastischen Wust verkümmern zu lassen braucht, an den die hohen Schöpfer bei weitem nicht gedacht haben konnten. Was von jenen besagten kritischen Arbeiten Bibliotheken füllen könnte, wird in unsrer Zeit, wo so viel andre Bücher wieder in Anspruch nehmen, ohnehin sicher seyn, aber auch die widerwärtigen kleinen Bemerkungen von Johnson, womit noch heut zu Tage die englischen Ausgaben ordentlich prunken, möchte jede durch tiefe Beschauung gewonnene Liebe eines durchaus reifen Dichterwaltens als mehrentheils scandalöse Zuthaten aufs angelegentlichste wegwünschen. Wenn die in dicke Bände breit ausgegossene Fluth der Armuth und Schulfüchserei doch wenigstens eine gewisse körnige und gründliche Ehrlichkeit mit sich führt, die uns zu jener Achtung nöthigt, welche wir einem jeden eifrigen und anhaltenden Bemühen nicht versagen können, so erinnert dagegen die schlaftrunkene Miniaturkritik zu Ende jedes Riesenwerks einer geistigen Schöpfergewalt an die kleinliche, oft hämische Erbärmlichkeit, womit wir in unserm über die Maßen aufgeklärten Jahrhundert die Literatur mancher Tagblätter auf eine Weise besorgt sehen, die sich eines vorherigen Lesens der zu beurtheilenden Gegenstände bequemerweise überhebt, und meist nur eine Unterlage nach den Umständen zärtlicher oder gehässiger Persönlichkeit bei sich führt. Man höre nur die Rich-

tigkeit hinter Julius Cäsar, der uns jetzt noch so oft in ewigfrischer Fülle zur Bewunderung zwingt: „Manche einzelne Stellen dieses Trauerspiels verdienen Beachtung, und der Streit und die Aussöhnung des Brutus und Cassius ist allgemein berühmt, doch ich bin nie beim Durchlesen desselben stark angegriffen worden, und denke, es ist etwas kalt und unwirksam, in Vergleich mit einigen andern von Shakspeare's Schauspielen: seine Treue gegen die wahre Geschichte und die römischen Sitten scheint die natürliche Kraft seines Geistes gehemmt zu haben." Oder lese man, was dem herrlichen Cymbelin angehängt ist. „Dies Stück hat manche richtige sentiments, einige natürliche Dialogen und einige gefällige Scenen, aber man erhält sie auf Kosten mancher Incongruität. Die Tollheit der Fiction, die Abgeschmacktheit des Ganges, die Verwirrung der Namen und Sitten verschiedener Zeiten und die Unmöglichkeit der Begebenheiten in irgend einem Lebenssystem anzeigen, hieße die Kritik an unwiderstrebende Dummheit verschwenden, an Fehler, zu augenscheinlich, um enthüllt, und zu plump, um übertrieben zu werden." Dies über ein Stück, das nach der gewöhnlich angenommenen Reihefolge das fünf und zwanzigste, lange nach Hamlet in Shakspeare's reifester Zeit gedichtet wäre! — Vor Lästerlichkeiten dieser Art ist der große Shakspeare in Deutschland glücklicher Weise auf ewig gerettet, seit Lessing mit ihm das Alexandrinertheater niedergeschmettert, seit Göthe, Schiller, Herder, alle wahrhaft großen Geister der Deutschen, ihre gewichtigen Segensworte über ihn gesprochen, seit A. W. von Schlegel eine der gehaltreichsten seiner dramaturgischen Vorlesungen ihm gewidmet hat. In dieser letztern führt der geistreichste und gewandteste Kritiker unsrer Tage, mit der unnachahmlichen Grazie sinnreicher Ironie und poetischen Ernstes die winzigen Feindesheerden über den Haufen werfend, den Helden noch einmal in den Siegestempel ein, aus welchem ihn wohl niemand wieder treiben wird. Er zeigt, wie eben, was dürftige Seelen Formlosigkeit, Wildheit, Unwissenheit nennen, im Wesen der allverschmelzenden Mahlerin Romantik gegründet liegt, welcher nur Ein Ziel heilig ist, die Poesie; wie die Kunst eine Meisterin, die sich in ihrem ewigen Reiche der Wissenschaft auf keine Weise unterwerfen, sondern nur zu ihren Zwecken als einer Gesellin bedienen kann, wie es ihr um ein Stolziren mit allerlei aufgeborgtem und doch wieder lügenhaft verkehrtem Flitter von Schulwissen durchaus nicht zu thun sey, und deßhalb auf einen Elementarunterricht in Zeitrechnung, Geschichte und Erdbeschreibung, auch manchen andern an sich und in ihrem Gebiete höchst nutzbaren und empfehlenswerthen Kenntnissen gar nicht ankomme, vielmehr sich um eine Vermengung derselben, wo sie Höheres bezweckt, mitnichten zu ängstigen brauche; wie Shakspeare gar nicht als ein wildes, regelloses Genie einhergelaufen sey, sondern seinen Werken, denen deßhalb nur Wenige gewachsen sind, weil sie eben eine Welt umfassen, den Stempel der tiefsten Bedachtsamkeit, jener künstlerischen Vollendung, worin sich bei durchgeführtem Styl die Freiheit und besonnene Wahl des Urhebers offenbart, aufgedrückt habe; wie man Shakspeare ohne alles Bedenken sogar eine mannichfaltige Belesenheit und wenigstens aus Uebersetzungen der Classiker geschöpfte Kenntniß des Alterthums zugestehen dürfe, ungeachtet er mit der Mythologie nur mährchenhaft symbolisch spielte, nicht wie die vielen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts eine schale und süßliche Abgötterei trieb; wie es also nur das Anzeichen einer launenhaften Ueberbildung sey,

wenn so viel Aesthetiker seiner Nation ihn mit vornehmer Herablassung nur für ein Naturkind gelten lassen wollen, wenn der englische dramatische Censor ihn so nennt, Denham sich in dieser Weise äußert, Ben Jonson, der im Englischen auf römisch dichten wollte, meint, er habe nicht genug an seinen Naturproducten gefeilt, wenn Milton vom Wirbeln seiner angebornen wilden Waldnoten spricht, Dryden schön genug sagt, er habe der Brille der Bücher nicht bedurft, um die Natur zu lesen, Colman ihn als reif und erwachsen aus der Hand der Natur hervorgegangen mit Pallas vergleicht, auch der überaus correcte Pope manches in den Tag hineinspricht; wohingegen die Lobsprüche der Zeitgenossen Shakspeare's, Drayton und Digges, ehrlicher gemeint seyn mögen, wenn es z. B. heißt, er habe die Natur zum Leitstern und zur Helferin genommen, denn das hat ja dieser das Naturleben beherrschende Proteus wohl vor keinem ächten Künstler voraus. Schlegel stellt ferner ein lebendiges Bild der gesundkräftigen, ritterlich ruhmbegierigen Zeit der Elisabeth auf, der Adelspracht, der dem dramatischen Leben höchst günstigen scharfen Umrisse der Standesverschiedenheit, der Neigung zu raschen Wendungen, Einfällen, Repliken, Witzen und Wortspielen im Gespräch, alle Elemente, die wesentlich auf einen seine Gegenwart in sämmtlichen Beziehungen, auch Um- und Abwegen, gestaltenden Dichter einwirken mußten. Selbst der zum Unanständigen und Zweideutigen sich versteigende Muthwille muß dem damaligen Ton zugeschrieben werden, denn so wie wir Shakspeare nun kennen, ist er ein Spiegel, aus dem man das Bild seiner Zeit construiren könnte, wenn alle historischen Züge uns untergegangen wären. Doch verkenne man auch nicht, daß, wenn Shakspeare eine Freiheit übt, deren sich seine, selbst schriftstellerischen Zeitgenossen bis zur Zügellosigkeit bedienten, sie bei ihm, wie bei den großen Alten, in einer gewissen reinen Kraft des Unschuldlebens, oder mit durchaus unverführerischer Groteske dasteht, und deßhalb ja nicht mit dem sündhaften, schleicheden Gift zu vermengen ist, das die verdammliche Schlüpfrigkeit so vieler französischer und franzôsirender Schriftsteller der Lüsternheit verdorbener Naturen darbietet. Ein Beweis indessen, wie sehr neuere Dichter irre gehen, wenn sie glauben, ein großes Muster auch in der Ungebühr abcopeien zu müssen, ist der wichtige Umstand, daß anjetzo Frauen nicht nur öffentlich ins Schauspiel gehen, sondern sogar die Frauenrollen im Stück selbst übernommen haben, während sie zu Shakspeare's Zeit das Theater nur verlarvt besuchten und ihre Rollen auf der Bühne von Knaben gespielt wurden. Wer Shakspeare studirt (denn das ist ja eben der Verderb unsers Zeitalters, daß man ein flüchtiges Ueberlaufen des Hohen schon für genug hält, um sofort darüber zu stehn,) der wird es erfahren, wie der Dichter in seinen kleinen abgeschlossenen Welten die Erscheinungen der Natur, die Eigenheiten seines Landes und der Fremde, Gebräuche, Vorstellungen und Sagen des Volkes, ja die Gewohnheiten, die eigenthümliche Sprache der Handwerke und Gewerbe nicht zurückgespiegelt haben könnte, wenn er sie nicht zuvor in sich aufgenommen hätte. Alsdann wird es klar, daß er zwar mit dem jetzt so ängstlich einzwängenden äußerlichen Costüm, das ja ohnehin die damalige Bühnensitte wenig genug hochschätzte, um Römer und Griechen mit spanischem Mantel und Degen auftreten zu lassen, kühn und frei umgehe, jedoch das geistige Costüm der Zeiten und Völker wohl zu wahren wisse. Noch mehr aber wird man es inne werden, wie tief er die Verhältnisse der Welt, die mensch-

lichen Schicksale, das gesellige Leben ergriffen habe, wie vor allem er den Menschen und sein Herz in all seinen geheimsten Windungen und Falten kennen mußte, um einen Gipfel der Wahrheit und Charakteristik zu erreichen, auf den Keiner nach ihm wieder gelangt ist. Jede seiner Gestalten ist nur ein organisch lebendiges Individuum, das nach allgemeinen Naturgesetzen gar nicht anders seyn und handeln kann, nach Göthe's nie genug zu wiederholendem Ausdruck: „eine Uhr mit krystallenem Zifferblatt und Gehäuse, welche die Stunden richtig weis't, und zugleich das innere Getriebe wahrnehmen läßt, wodurch dies bewerkstelligt wird," ohne daß sein frisches Daseyn durch eine ins Kleinliche splitternde Motivennoth verkümmert würde. Zeitalter und Nationen, Römer, Franzosen und Engländer, Nordländer und Italiener, Stände, Geschlechter und Alter, König und Bettler, Held und Gauner, Weiser und Narr, ein Jedes geht rein gebildet einher „und nicht blos Menschen," sagt Schlegel, „bildet dieser Prometheus, er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster heraufsteigen, Hexen ihren wüsten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Elfen oder Sylphen, und diese nur in der Einbildungskraft lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch mißgeborne Ungeheuer wie Caliban, er uns dennoch die beistimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Mit Einem Worte, so wie er die fruchtbarste, kühnste Phantasie in das Reich der Natur hineinträgt, so trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenseits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantasie hinüber. Wir erstaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten." Auch die poetische Pracht des „Musicalischen und Imaginativen, die melodischen Klagen oder Jubelstimmen, der betrachtende Nachruf über das Vorgefallene, alles was in einem ernsten Drama ohne Chor nicht fehlen darf, wenn es nicht prosaisch werden soll," ist in der Shakspeareswelt nicht vergessen. Aber auch „jeder Seelenzustand, jede Stimmung, von Gleichgültigkeit und vertraulichem Scherz bis zur wildesten Wuth und Verzweiflung, die Geschichte der Gemüther, die ganze Reihe vorhergegangener Zustände in einem einzigen Worte, die allmählige Steigerung der Leidenschaft vom ersten Entstehen an, ihre sinnreiche und bildliche Energie in Sprache und Ausdruck, der Witz des Aergers, das Lachen der Verzweiflung," alles ist in dieser reichen Welt erschöpft; und wenn auch alles „das unverkennbare Gepräge seines originalen Genius trägt, so ist doch niemand weiter entfernt davon als er, eine durch Angewöhnung und persönliche Einseitigkeit entstandene Manier zu haben." Wenn wir zu seinen mit aller Kraft des irdischen Lebens ausgerüsteten Kriegern und Helden hinanstaunen, wie unaussprechlich rühren uns dagegen die wie aus den zartesten Blüthen des Lenzes gewobenen Jungfraugestalten, und in diesen und jenen zeigt sich recht die innerste, ernsteste Bestrebung der tugendhaften Seele, das Allerheiligste ihres Dichtens und Wollens. Betrachten wir die reine, weise Heiterkeit mancher Personen, besonders der Alten des Shakspeare, und dagegen die furchtbar schöne Wahrheit des Wahnwitzes verirrter oder gebrochener Herzen, so haben wir zwei neue Pole, von denen uns das Licht eines Gestirnes entgegenstrahlt, das noch so viel andre hier unbeschreibbare Gegensätze darbeut, in deren Zusammenstellung und gegenseitiger Einwirkung sich wieder seine allgestaltende Größe recht verkündet. Völlig angemessen war es seiner riesenkräftigen Natur,

daß er die Schrecknisse des Lebens und die Furchtbarkeit der Katastrophen lieber in die Handlung selbst treten ließ, als sie durch die rhetorischen Paradestücke emphatischer Erzählungen in einen schwächenden Hintergrund zu stellen; es war ihm ja eben alles am augenblicklichen Eindruck des Lebendigen selbst gelegen, er wollte entsetzen, erschüttern, vernichten, um den nie zu erstickenden innersten Funken der Liebe, der Reue, der Versöhnung sich desto kraftvoller aus der Asche und den Trümmern winden und zur läuternden Flamme emporschlagen zu lassen. Darum übertüncht er auch nicht Grausamkeit, Wildheit, Blutgier und Bosheit mit Firniß und falschem Schimmer, er zeigt ihr ganzes grauenvolles Daseyn. „Und dieser tragische Titane," sagt Schlegel so unvergleichlich, „der den Himmel stürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeschylus, unser Haar emporsträubt und unser Blut vor Schauder gerinnen macht, besaß zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süßen Poesie, er tändelt kindlich mit der Liebe, und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in seinem Daseyn, und die fremdartigsten, ja scheinbar unvereinbarsten Eigenschaften bestehen in ihm friedlich neben einander. Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit, und ist anspruchlos und unbefangen wie ein Kind." — In der Welt, und im menschlichen Leben und Herzen gränzen Ernst und Scherz, Trauer und Freude so wunderbar, oft so augenblicklich aneinander, daß sogar Eins zum Andern, Schmerz zur Lust, und Lust zum Leide werden kann. Dies also, das Bewußtseyn, wie Licht und Schatten sich in dem, was ein Gemälde seyn will, gegenseitig aufhöhen müssen, nicht Spiel und Wurf regelloser Laune ist der Grund, auf welchen die romantische Poesie beides nebeneinander baut, und dann die vereinende Himmelsdecke der Kunst und Liebe darüber wölbt. Da begreift es sich erst, wie durch das Komische das Tragische theils zwar weniger abspannend, theils aber auch durch die Gewalt des Gegensatzes, der unendlich schmerzlichen Ironie, ja der verborgenen Parodie noch tragischer, erschütternder, geheimnißvoll entsetzlicher wird. Jedes Schauspiel des Shakspeare ist dazu ein Beleg, doch hat es der Dichter verstanden, auch eine weise Sparsamkeit bei diesem so reiz- als machtvollen Hebel zu beobachten. Es wäre überall ein traurig undankbares Geschäft, über die unsägliche Kraft Shakspeare's, sowohl im Tragisch-Pathetischen, als in der Komik viel Worte zu machen, da wohl unter uns keine fühlende Seele lebt, die nicht von jenem einmal ergriffen, in den bunten Jubel dieser einmal hineingezogen worden wäre. In dieser Komik hat gewiß Jeder einmal die namenlose Süßigkeit und Zartheit freudig empfunden, die auch hier in lebensfrischer Heiterkeit ausgegossen ist, oder sich in recht herzlichem Lachen an den ausnehmend klugen Narrentheidungen der Clowns ergötzt, auch wohl gar dabei gewünscht, daß die ja auch den Ursprüngen unsrer deutschen Bühne angehörigen Narren wenigstens auf die Bretter zurückkommen möchten, um die Wahrheit zu sagen, die den gescheuten Leuten so höchst selten auszusprechen erlaubt wird. Verlassen wir überhaupt den überreichen Stoff, um die Form seiner Gedichte, die Gestaltung im engern Sinne nicht zu vergessen. „Die Sprache Shak-

speare's," sagt Schlegel, „ist unmittelbar aus dem Leben gegriffen, und meisterlich mit dem höchsten poetischen Schwunge verschmolzen, ein noch unübertroffenes Vorbild im Starken und Erhabenen, im Gefälligen und Zarten. Er hat in seiner Sphäre alle Mittel der Sprache erschöpft; Allem ist das Gepräge seines mächtigen Geistes aufgedrückt. Seine Bilder und Figuren haben in ihrer ungesuchten, ja unwillkührlichen Seltsamkeit eine ganz eigenthümliche Anmuth. Zuweilen wird er dunkel aus allzugroßer Liebe zur gedrängtesten Kürze, aber es verlohnt schon der Mühe, über Shakspeare's Zeilen zu grübeln," und dies letzte ist bei jedem großen Dichter der Fall. Die feine Unterscheidung im Gebrauch der Verse und der Prosa, nach Stand, Charakter und Gemüthsstimmung der redenden Personen, nach ihren außerordentlichen oder ganz gewöhnlichen Lagen, der leicht verwobene Uebergang vom Einen zum Andern, so wie zu den Reimen, die bald die Abschnitte stärker bezeichnen und ründen müssen, bald zu Einführung eines besondern Blüthenschmucks oder Pathos dienen, all' diese Geheimnisse der Technik können keinem künstlerisch anschauenden und reflectirenden Gemüthe entgehen. Die Mannichfaltigkeit bald durchaus harmonischer und vollklingender bald nach den Umständen mit Willen spröder und zerrissener, selbst abreißender Behandlung des Jambus, sollte von allen unsern Dramatikern, die ihn vielleicht nicht mit Unrecht für das unsrer Bühnensprache angemessenste Metrum halten, mit Bedacht und Emsigkeit studirt werden, denn noch scheint unser deutscher Jambus an einem zu einförmigen, fast, wenn es nicht zu hart klingt, leiermäßigen Gesang zu leiden. Auch in dieser die allgemeinen Andeutungen abschließenden Hinsicht wäre also eine höhere Correctheit des Dichters dargelegt, als sich viele seiner Scholiasten träumen ließen. Es gibt aber eine höchste Correctheit, deren Urquell über den Sternen thront und deren Ziel hienieden nicht erreichbar ist. Daß die Werke des Shakspeare in diesem Gesichtspunkt noch Fehler haben, ist ein Unvermeidliches; denn kein menschliches Werk kann in sich vollkommen vollendet seyn, kaum steht das Hohe geschaffen vor dem Künstler, so muß er halb wehmüthig, halb hoffnungsvoll hinaufsehn, wo das Ideal doch noch höher geblieben. Thut bei unserm Dichter, wie Schlegel bemerkt, ein Uebermaß der Ironie oft weh, das aus einem unerfreulichen Wühlen in den Tiefen des irdischen Menschen hervorgeht, so möchte man dagegen nicht selten ein unbedingteres Hingeben in Liebe und Gefühl wünschenswerth finden, vor allem aber, obwohl eine in Gott feste und starke Seele öfters hervorleuchtet, scheint er von dem Vorwurfe nicht frei, den irdischen Angelegenheiten gleichsam eine alles erfüllende, verschlingende Wichtigkeit beizulegen; er baut und gründet die Erde nicht in den Himmel, und das verklärende Licht, das andre Dichter, vor allen Calderon, hierdurch über ihre höchsten Dichtungen haben ausstrahlen lassen, müssen wir fast schmerzlich vermissen. Der directe und unmittelbare Verkehr mit Gott ist der Kunst als solcher nicht wesentlich, aber das mittelbare Hinblicken, das eine Dichtung unscheinbar und doch herrlich durchschimmernde Etwas, dessen letzter Grund nur in der Religion zu finden ist, das ist um so wohlthätiger und um so schwerer zu verschmerzen, je größer die schaffende Kraft eines Dichters, je hervorstechender seine Eigenschaften, je eindrucksvoller und wirkungsreicher seine Gebilde sind. Shakspearen hätten wir für eine reiche Fülle in dieser Hinsicht gern noch etwas Geschraubtheit mehr in Sprache,

Ton und Pathos, wie sie sich dann und wann wohl finden mag, vielleicht gar noch Zusätze zu den Witzeleien und Wortspielen, und zu den oft doch gar zu fleißig ausgeführten und zu tüchtig aufgemalten spaßigen Anstößigkeiten durchgehen lassen. — Der dramatischen Dichtungen, und durch diese schwerste aller Dichtungsarten steht sein Ruhm hauptsächlich fest, sind dem Shakspeare drei und vierzig vorzugsweise zugeschrieben, davon jedoch acht von den englischen Commentatoren für unächt erklärt, von deutschen Kritikern hingegen dem Shakspeare wieder gerettet worden. Die 35 nicht mehr angefochtenen Stücke, die von 1591 bis 1614, also in drei und zwanzig Jahren, geschrieben seyn sollen, hat Malone in folgende chronologische Ordnung zu bringen gesucht: 1. Verlorne Liebesmüh. 2. 3. 4. K. Heinrich VI. 3. Theile. 5. Die beiden Edelleute von Verona. 6. Das Wintermährchen. 7. Ein Sommernachtstraum. 8. Romeo und Julia. 9. Das Lustspiel der Irrungen. 10. Hamlet. 11. K. Johann. 12. K. Richard II. 13. Richard III. 14. Heinrich IV. 1r Theil. 15. Kaufmann von Venedig. 16. Ende gut, alles gut. 17. Heinrich IV. 2r. Theil. 18. Heinrich V. 19. Viel Lärmen um nichts. 20. Wie es euch gefällt. 21. Die lustigen Weiber von Windsor. 22. Heinrich VIII. 23. Troilus und Cressida. 24. Gleiches mit Gleichem. 25. Cymbelin. 26. Lear. 27. Macbeth. 28. Die gezähmte böse Sieben. 29. Julius Cäsar. 30. Antonius und Cleopatra. 31. Coriolan. 32. Timon von Athen. 33. Othello. 34. Der Sturm. 35. Was ihr wollt. Doch hat diese Ordnung so viel innere und äußere Widersprüche gegen sich, daß man, in so fern überhaupt eine Abtheilung nach dem Inhalt bei einem weltumfassenden Dichter nicht lieber unterbleiben, und man in dieser Hinsicht fast der spanischen Gewohnheit beifallen möchte, die alle Dramen mit dem Namen Comedias benennt, doch bei einem Ueberblick eher der einmal angenommenen Classification in Lust- und Trauerspiele zu folgen, und, da die historischen Schauspiele einen ganz eigenthümlichen Charakter haben, solche als abgesonderte dritte Rubrik zu betrachten, geneigt bleiben muß. „Der Inhalt der Lustspiele," um hierbei Schlegel's Anleitung zu folgen, "ist großentheils aus Novellen entlehnt: es sind romantische Liebesgeschichten; keines davon spielt ganz in bürgerlichen oder häuslichen Verhältnissen; alle haben dichterischen Schmuck, einige gehen ins Wunderbare oder ins Pathetische über. Die beiden Edelleute von Verona (vergleiche Montemayor's Diana, Buch 2.) mit ihrem leichten Wankelmuth in Liebe und Freundschaft; das Lustspiel der Irrungen (vergl. des Plautus Menächmen, s. auch Hans Sachs Ein Comedi Plauti, heißt Monechmo), das einzige Beispiel einer Entlehrung aus den Alten bei Shakspeare, ein Stück, worin auch jetzt wohl nur mit Masken gespielt werden sollte; die gezähmte böse Sieben (vergl. Goular Thrésor d'histoire admirable de nostre temps, engl. v. Edw. Grimestone 1607. Percy rel. of anc. poetry V. 1. p. 238. dann Geo. Gascoigne Suppons, translation from Ariosto's Suppositi, s. auch Kunst über alle Künste, ein böses Weib gut zu machen. Vormals von einem ital. Cavalier practicirt zc. Rappersdorf. 12.), gleichsam die Donna Diana der englischen Bühne, mit dem italienischen Anstrich, und dem Vorspiel des unvollendeten Kesselflickers, eines auch von Holberg dramatisirten Volksschwankes, ferner die muthwillige Gaukelei Verlorne Liebesmüh, deren Quelle vermuthlich eine verloren gegangene alte Rittergeschichte ist, zeigen durch die innere Behandlung, auch üppigen Ueberfluß der Ausführung, den

jugendlichen Dichter an. Ende gut, alles gut, die Shakspeare'sche Griseldis (Boccaccio Decamerone, giorn. 3. novella 9. Painter Palace of pleasure: Gilette of Narbon, s. auch das alte Buch: Scherz mit der Wahrheit. Blatt 35.) mit dem durch Fallstaff verdunkelten scherzhaften Parolles: Viel Lärmen um Nichts (Belleforest Timbrée de Cardonne etc. Bandello novelle, Venez. 1566. Vol. 1. fol. 73. zu deutsch: Phoenicia. Eine liebliche und Gedechtniswirdige Historh rc. Magdeburgk, b. Joh. Franken 1601. Ariosto englisch durch Harrington 1791. diese Geschichte besonders erzählt durch Geo. Tuberville), dessen Hauptverwickelung an Ariodant und Ginevra erinnert, auf unsern Bühnen als „Quälgeister" zerarbeitet; Gleiches mit Gleichem oder Maß für Maß (Geo. Whetstone Proncos and Cassandra 1578. Giraldo Cinthio Hecalomithi, overo cento Novelle, Venez. 1393. Deca 8. Nov. 5. übersetzt in Painter's Palace of pleasure), das eigentlich der Triumph der Gnade über die strafende Gerechtigkeit heißen sollte, mit der herrlichen Gestalt Isabella; der Kaufmann von Venedig (Percy reliques, I. p. 206. Giovanni Fiorentino il Pecorone, nel quale si contengono 48 novelle antiche belle d'invenzione e di Stilo, geschrieben schon 1378, gedruckt Milano 1554 und Trevigi 1601. Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis, deutsche Ausgabe: Augsburg 1489 und Straßb. 1538. Boccaccio giorn. 10 nov. 1. The Jew, ein altenglisch Schauspiel, s. auch der Carneval von Venedig, ein altdeutsches Schauspiel), ein Wunder sinnreicher Kunst und Charakteristik, eins von Shakspeare's vollendetsten Werken, wie ein Sinnbild der allgemeinen Geschichte des unglücklichen jüdischen Volkes dessen Abgott der Buchstabe des Gesetzes ist, das die Stimme der Gnade, nicht hören will, ein Drama, dessen fünften Act man als ein zu musikalischer Auflösung der Dissonanzen dienendes Nachspiel betrachten muß: — diese vier Stücke sind sich durch die Kunst verwandt, womit Shakspeare alle Klein- und Peinlichkeit bürgerlicher Lebensverhältnisse durch aufheiternde Beimischungen frei dichterischen Spiels zu entfernen oder in die poetische Region hinaufzuretten gewußt. Wie es euch gefällt (Chaucer the Coke's Tale of Gamelyn. Thomas Lodge Rosalynd or Euphue's golden legacy 1590, 4. ein alter Schäferroman) dies reizende Spiel mit seiner willkührlichen bunten Genialität, von frischer Waldluft durchzogen, eine Wiedereroberung der angebornen Freiheit der Natur und des menschlichen Geistes mit Abwerfung des angekünstelten Zwanges, ist ganz entgegengesetzter Art; reich wieder an Sinn und Komik das Intriguenstück: Was ihr wollt, oder der heil. Dreikönigsabend (Bandello T. II. nov. 20.) in den Farbenzauber einer ätherischen Poesie getaucht, recht bedeutsam dafür, daß in Shakspeare's Sprache dasselbe Wort (fancy) zugleich Phantasie und Liebe bedeutete. „Wenn dies in der That sein letztes Werk war, so hat er bis zuletzt einer gleichen Jugend des Geistes genossen, und die ganze Fülle seiner Talente mit sich ins Grab genommen." Die lustigen Weiber von Windsor (The lovers of pisse in Tarleton's Newes out of Purgatorie. Il Pecorone giorn. 1. nov. 2. in The fortunate, the deceived and the infortunate lovers. Piacevoli nottisdi Straparola, Venez. 1767. 8. L. 1. notte 4. favola 4.), die Shakspeare vermöge einer Aufforderung der Königin Elisabeth geschrieben haben soll, weil sie den Fallstaff gern verliebt sehen wollen, die aber gewiß vor ihr aufgeführt worden sind, vielleicht eben zu Wind-

sor bei einem Ordensfeste des dichterisch darin verherrlichten Hosenbandes, enthalten, auf eine viel wahrscheinlichere Weise eingeleitet, bereits den in Moliere's Frauenschule bewunderten Umstand, daß ein Eifersüchtiger zum beständigen Vertrauten der Fortschritte seines Nebenbuhlers gemacht wird, und nähern sich am meisten der Gattung des reinen Lustspiels, poetisch und sinnreich am Schluß durch eine wunderbare Einmischung gehoben. Ein Sommmernachtstraum (vergl. Bettie Titania and Theseus. Plutarch Theseus. Michael Drayton Nimphidia or the court of faeries. Chaucer the knight's tale in dessen Werken Lond. 1721 p. 6. Boccaccio Teseise. Legende von Thisbe aus Babylon) und der Sturm (unbekannte Quelle; bei Lebzeiten des Dichters ohne seine besondere Sorgfalt in 4. einzeln herausgekommen, s. auch Twety of the plays of Shakspeare being the whole number printed in Quarto, by Geo. Steevens, Esq. Lond. 1666, 4. Vol. gr. 8.) gleichen sich in der Verflechtung einer wunderbaren Geisterwelt mit dem Gewirre menschlicher Leidenschaften und possenhaften Abenteuern der Narrheit. Das erstere Stück, zuverlässig sehr früh geschrieben, ist vielleicht das phantastischste und zugleich durchsichtig blühendste Gebilde unsers Dichters, das in Titania's Verliebtheit die Aeußersten des Phantastischen und Gemeinen zusammenknüpft; das zweite, allem Ansehn nach aus Shakspeare's späterer Zeit, ist dagegen an Charakteristik überlegen, und gibt in dem weise überschauenden Prospero (gleichsam Shakespeare's Sarastro) mit der zartglühenden Flamme Fernando's und Miranda's, in dem meisterhaften irdischen Ungeheuer Caliban mit dem himmlisch verklärten Ariel, nicht nur eine Composition der vollendetsten Gegensätze, sondern auch, wie in andern magischen Theilen Shakspeare'scher Stücke, eine Durchschauung des innern Lebens der Natur und ihrer geheimnißvollen Triebfedern, die wenigstens als Ahnung keinem ächten Dichter fremd seyn kann, Shakspearen aber dem Dante an die Seite setzt. Das Wintermährchen (A pleasant history of Dorastus and Fawnia by Rob. Greene. Spenser Fairy Queen B. 6. Canto 9. 13.) ein wahres Gegenbild des Spiels einer Sommernacht, ist recht eine Geschichte, für die Kindheit anziehend und begreiflich, für das erwachsene Alter in die goldene Zeit der Einbildungskraft zurückversetzend, innig wahr in Schilderung der Charaktere und Leidenschaften, mit herablassender Einfalt geschmückt, ganz mit Recht Zeiten vermengend und Länderkunde verschmähend, bunt, wie es in Kinderseelen ist. Den Uebergang zu den Trauerspielen bezeichne Cymbelin (Boccaccio, Giorn. 2. nov. 9. vergl. Hans Sachs die unschuldige Frau Genura. Scherz mit der Wahrheyt. Bl. 9. Wertward for smelts vielleicht nach Sansovino. Holinshed's Chronik. Dion. Cass. hist. rom. L. 60. c. 20. Suetonius in Caligula c. 44. Henry history of Great Britain, Lond. 1771. 4. Vol. I. p. 17), eine von Shakspeare's wunderbarsten Zusammensetzungen, eine Novelle des Boccaz mit altbrittischen Sagen aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser verknüpfend, von den neuesten gesellschaftlichen Sitten bis zu heroischen Thaten, ja bis zu fabelhaften Göttererscheinungen alles durch gelinde Uebergänge verschmelzend, eine der Dichtungen, welche recht eigentlich für Dichter geschrieben scheinen, nur von diesen in einer Herrlichkeit begriffen, von der man nichtdichterischen Gemüthern ewig vergeblich sagen würde. Romeo und Julia (Girolamo dalla Corte, Istoria di Verona. 1594. Vol. 1. p. 589. Historia novellamente ritrovata di due nobili amanti, con la pietosa

morte intervenuta già nella città di Verona, nel tempo del Signor Bartholomeo della Scala, sehr alt. Bandello, L. 2. nov. 1. Boisteau 18 histoires tragiques, mises en langue françoise, 1560. 12. p. 38. The tragical Historie of Romeus and Juliet, Lond. 1562. 8. Painter Palace of pleasure, T. 2. nov. 25. s. auch Lope de Vega Carpio: Castelvines y Monteses, Comedia famosa.) und Othello (Giraldi Cinthio, Deca 3. nov. 7. franz. v. Gabriel Chapuys 1584; engl. v. Painter) sind wahre Novellen, und wenn Schlegel den Othello als Gemälde mit schwarzen Schatten einen tragischen Rembrand nennt, so darf Romeo und Julia wohl nach seiner zauberisch sehnsüchtigen, helldunkeln Färbung wohl ein Correggio heißen. So muß es auch seyn, da dieses die Tragödie der Liebe, jenes die Tragödie der Eifersucht ist, bei welchem Anlaß wir mit aller hohen Achtung vor dem großen Calderon doch unmöglich einem geschätzten Kritiker Recht geben können, wenn er den Gutierre hoch über den Othello stellt, indem, menschlich genommen, die Eifersucht glühender, wenn schon mit einer dunkeln Tinte von Sinnlichkeit überbrannter Liebe, interessanter ist, als die Eifersucht, in welcher das zu hoch gesteigerte Princip der Ehre, das immer nur als ein geselliges Princip vor Augen tritt, die Liebe geradezu vernichtet, auch bei Gutierre alles Böse und Schwarze aus dem Boden seiner eigenen Seele sprießt, indeß Othello als Opfer des Höllengeistes Jago ein unaussprechliches Mitleid erweckt. Menschlich ließe sich eher die Mencia über die Desdemona stellen, weil jene wider die Pflicht liebt und sich beherrscht, dürfte nicht eben diese Desdemona als ein reiner über allem Kampf erhabener Engel mit nichts mehr verglichen werden. Die Größe und Tiefe des Gedankentrauerspiels Hamlet (Saxonis Grammatici historiae Danicae Libri XVI. ed. Stephanii, Sorae 1644. f. Lib. 3. p. 48. Belleforest avec quelle ruse Amleth, qui depuis fut Roi de Danemarc, vengea la mort de son père Horuendille, occis par Fengon, son frère, et autre occurrence de son histoire, engl. The historie of Hamblet. 4. 1608.) läßt sich aus nichts besser abnehmen, als daraus, daß die größten Meister der Kritik über die Würde und innerste Bedeutung des Hauptcharakters verschiedene Ansichten haben; „er ist eine große Hieroglyphe von unerschöpflichem Tiefsinn;" daß man es aber bei uns noch täglich wagt, in Darstellung eines der tiefberechnetsten Kunstwerke Shakspeare's solche Abänderungen zu treffen, daß sogar durch die Hinwegnahme des Fortinbras die ganze großartige Versöhnung über dem ausgestorbenen Königshause hinwegfallen muß, ist ein trübseliges Zeichen des tiefen Verfalls unsrer dramatischen Ansicht. Macbeth (Raph. Holingshed's and Will. Harrison's Chronicles of Great Britain, Scotland and Ireland. Lond. 1577, fortgesetzt von Hooker u. A. 1587. 3 Vol. fol., die Hauptquelle der vaterländisch-historischen Stücke des Shakspeare. (Geo. Buchanani Opp. omn. Edinb. 1715. f. V. 1. p. 3.) das Größte und Furchtbarste, was seit den Eumeniden des Aeschylus gedichtet worden, auch in den nicht ohne Gefahr völliger Verrückung des dichterischen Gesichtspunctes anzutastenden Hexenbildern nach altschottischen Chroniken gehalten, zeigt recht die Gränze, bis an welche nur die Einwirkung der Hölle angehöriger Geister ohne Beleidigung des Himmels schreiten darf. Denn hier sucht diese Einwirkung bei einem im Taumel der Freudigkeit verstrickten Gemüthe den leichten Eingang, und bringt es dahin, sich mit Schuld zu beladen, weil es sich selbst der Sünde zu willig geöffnet, den versuchenden dunkeln Gewalten

nicht widerstanden hat, nicht aber, weil es vom Fluch, oder von verjährter Sünde, oder von der bösslichen Weissagung eines andern verwandten oder fremden Geschöpfes unabwendbar abhängig geworden wäre. Dieser Macbeth, die erhabene, aus der Hölle dem Himmel zuweisende Trümmer, wird in ihrem vollen Glanze fortbestehn, wenn die noch zu Inverneß ragenden Ruinen von Macbeth's Schlosse einst lange zu Staub zerfallen sind. Wie im Hamlet der Gang des Stücks durch „die angekränkelte blasse Farbe der Entschliessung" aufgehalten wird, so stürzt er hier in der Raserei verderblicher Blindheit zum Ziele, und wie im Macbeth das Schrecken den höchsten Gipfel erreicht, so ist in einem Trauerspiel, in welchem die Hauptpersonen die leidenden sind, die Wissenschaft des Mitleids erschöpft: im König Lear (vergl. Miss. Lenox, Fielding's Schwester, übrigens einer traurigen Kritikasterin, Shakspeare illustrated, or the Novels and histories, on which the plays of Shakspeare are founded, Lond. 1754. 3 Vol. 8. Vol. 3. p. 273. Auszug aus Holinshed. Tyrał general history of England, Lond. 1700. f. Vol. 1. p. 11. Percy reliq. I. p. 228. Gottfr. v. Monmouth's, Holinshed's Vorgängers lateinische Chronik. Sidney's Arcadia p. 142. Edinb. 1590. 4. Spenser's Fairy Queen, B. 2. Canto 10. Stanza 27 — 33. und das ältere Schauspiel: the true Chronicle History of King Leir, Lond. 1605. 4. deutsch von Ludw. Tieck.) Doch wer kennte nicht diesen colossalen, auf den Eisenfels einer heidnischen Zeit gegründeten Bau, mit seinen wunderbaren, in schaurige Harmonie gebrachten Gegensätzen, mit seinem doch auch hier als die Gewähr einer bessern Zukunft waltenden Engel Cordelia, welche, nachdem sie entschwebt ist, die getrübte Seele des Vaters im Schmerz geläutert nach sich zieht. Diese fünf Trauerspiele sind mit Recht die berühmtesten Werke unsers Dichters, die drei letzten wohl die Trilogie eines fast übermenschlich emporgeschwungenen Genius; doch haben auch unter den streng-historischen Schauspielen einige eine große tragische Vollkommenheit, und alle glänzen durch eigenthümliche Vorzüge. Die drei römischen Stücke verbergen in der anscheinenden Kunstlosigkeit des Enthaltens von allem Fremdartigen und Willkührlichen, Hinzuthun und Voraussetzen, in Darstellung der Geschichte, ganz wie sie sich vorfindet, der Sache, wie sie ist, eine ungemeine Kunst. Die Quelle derselben ist Plutarch, von dem 1579 schon eine Uebersetzung von Thomas North erschienen war. Coriolan zeichnet sich durch die beträchtliche Rolle der vielköpfigen Menge in blinder Bewegung und lustiger Laune aus; in Julius Cäsar bewährt sich durch die zwei letzten Acte, in welchen auf den Trümmern, worunter Cäsar begraben liegt, Brutus als großer Römer steht, daß eigentlich Letzterer der Held des Stückes ist; Antonius und Cleopatra dürfte ein Charaktergemälde heißen, aus welchem sich die beiden historischen Personen und August wahrhafter auffassen lassen, als aus vielen Geschichtsbüchern unserer Zeit. Timon von Athen (Plutarch, Lucian, Palace of pleasure) und Troilus und Cressida (Dictys Cretensis und Dares Phrygius. Guido dalle Colonne, aus Messina, historia de bello trojano, ital. v. Ceffi, Venedig 1481. deutsch 1489. in der Abtheil. de sexto et septimo bello. Lydgate de Boke of Troye Lond. 1515. f. ein weitläuftiges Gedicht, modernisirt 16..; Raoul le Fevre recueil de troyennes histoires engl. von Caxton 1471. 1503. Chaucer the Boke of Troiles and Cresside. Boccaccio Filostrato 1498. in Oktaven. Alcp. Barclay's ship of Fooles aus dem Deutschen des

Sebastian Brand, 1579. Chapman Uebersetzung des Homer 1581. 1596.) schließen sich nicht so sehr in der Eigenschaft historischer Stücke an, denn diese Eigenschaft haben sie eigentlich nicht, so wie sie auch weder Lust- noch Trauerspiele sind, sie sind aber durch die Wahl des Stoffes aus dem Alterthum einigermaßen verwandt. Timon hat unter den Werken des Shakspeare am meisten der Charakter der Satire, der lachenden in der Schilderung der Schmeichler und Schmarotzer, der Juvenalischen Satire des Unwillens in der Bitterkeit und den Verwünschungen der nebenher nach dem Ruhm der Einzigkeit strebenden Hauptperson, über den Undank der falschen Welt. Troilus und Cressida ist das einzige Schauspiel, das Shakspeare unaufgeführt hat drucken lassen, eine um theatralische Wirkung unbekümmerte Studie des Witzes und der Neigung zu einer gewissen Hinterlist in der Charakteristik, eine durchgeführte Ironie auf den trojanischen Krieg, nicht in Beziehung auf Homer, sondern auf die aus dem Dares Phrygius hergeflossenen Ritterromane von jenem Kriege. Hier ist auch der Liebeshandel zu Hause, der damals in England eine so volksmäßige Geschichte war, daß die Namen Troilus für treue und betrogene Liebe, Cressida für weibliche Falschheit sprichwörtlich galten, so wie es Pandarus nach Shakspeare's Schauspiel gleichfalls wurde. Der Ausdruck Schlegel's, daß Shakspeare's zehn aus der englischen Geschichte, besonders aus Hall's und Holinshed's Chroniken, geschöpfte Schauspiele nur Ein Werk, ein historisches Heldengedicht in dramatischer Form seyen, wird sich Jedem, der dieselben der Reihe nach liest, in seiner vollen Wahrheit beurkunden. Treue Auffassung, lichtvolle Durchschauung der Ursachen und Triebfedern, die hohen Lehren für die Fürsten über die innere Würde ihres angestammten Berufes, die Gefahren der Usurpation, der Fall der Tyranei, die Verderblichkeit ihrer Schwächen und Vergehungen für ganze Nationen und auf Menschenalter hinaus, alles das läßt den Kritiker mit Recht diese Schauspiele einen Spiegel der Könige nennen. Acht unter diesen Stücken, von Richard II. bis zu Richard III., umfassen in ununterbrochener Zeitfolge beinahe ein Jahrhundert, an Thaten, Stürmen, und großen Erscheinungen reich, die Begebenheiten unter sich auf das Genaueste verkettet. Chronologisch getrennt ist König Johann, der als Prolog, und Heinrich VIII., der als Epilog betrachtet werden kann, und durch die Prophezeihungen bei Elisabeth's Geburt das große Gedicht über die englische Geschichte des Mittelalters gewissermaßen auf Shakspeare's eigene Zeit herunterführt. Was zwischen diesen Zwischenräumen lag, war für ein dramatisches Interesse zu arm. Ein flüchtiges Durchgehen der einzelnen Stücke dieses großen Ganzen würde an dieser Stelle zu nichts führen, und ein Aufgreifen einzelner Gesichtspunkte aus einer so reichen Mannichfaltigkeit immer das Gefühl, etwas vergessen zu haben, zurücklassen, mithin eine drückende Unbefriedigung hervorbringen, die dem Vorwurf der Oberflächlichkeit nichts entgegenzusetzen wüßte. Man schöpfe die Einsicht in das gewaltige Epos an seiner Quelle, und lerne den Dichter noch mehr kennen in der vollendetsten Darstellung bald schwacher, liebenswürdiger, grausamer, düsterer und ritterlicher Könige, bald des fast überschwellenden Personals ihrer Umgebungen, noch mehr bewundern in den künstlerischen Erfindungen seiner Einbildungskraft. Diese beleben und erhöhen mit Schwierigkeit sich fortbewegende, oder die Veranschaulichung eines Waltens über den Menschenschick-

salen nöthig machende Stoffe auf die sinnreichste Weise, bald durch gleichsam eingewobene Lustspiele, wie der Heros der Taugenichtse, Falstaff, und die Convenienzheirath Heinrichs V., bald durch die Beimischung des Uebersinnlichen, wie die Träume Richard's und Richmond's. Beleidigt uns Deutsche die Gestalt, die Shakspeare unter dem Namen der eigentlich bei uns zuerst verherrlichten Jungfrau von Orleans erscheinen läßt, so müssen wir nicht vergessen, daß er darin nur den Abdruck des englischen Volksglaubens gegeben hat; dahingegen hat dieser so oft barbarisch gescholtene Dichter den Gipfel der Feinheit im Bilde Heinrich's VIII. erreicht, den er den Eindringenden als das, was er war, der eigenen Tochter aber mit täuschendem Schein bekleidet, dahingezeichnet hat. Merkwürdig dürfte es uns seyn, daß der nordische und der südliche Coryphäe des Drama's Heinrich des Achten zum Helden eines Trauerspiels geschaffen haben, bei einer Vergleichung indessen muß man im Auge behalten, daß Calderon, der die Anna Boleyn gleichsam als Personification des bösen Princips in Heinrich's Brust hinstellt, die Kirchentrennung zu seinem Hauptvorwurf machte, und gegen diese als Zelot eifern mußte. Seine Catharina steht aber unserm Gemüth durch die wunderbare Ausführung vielleicht eher näher als ferner. Nicht nur einzelne, von Pope und Andern für Einschiebsel erklärte Stellen, z. B. die Erscheinung der Schatten und Jupiters im Cymbelin, sondern auch ganze unserm Dichter abgesprochene Stücke dürften als für ihn gerettet, bei uns vornehmlich, zu betrachten seyn. Der Titus Andronicus (Percy reliq. I. p. 222. s. auch: Englische Comedien und Tragedien, gedruckt im Jahr 1624. 8.) steht schon in der Ausgabe seiner vieljährigen Freunde und Genossen, Henning und Condell; sein Zeitgenosse Meres, dem er manches Gedicht vor dem Druck vorgelesen, nennt das Stück in einem Verzeichniß von 1598, doch selbst manche innere Spur verräth, bei aller Ungeübtheit als Künstler, die Größe der Anlage eines noch jugendlichen Dichters, der dies auch eben so gut vor dem gewöhnlich angenommenen Normaljahre 1590 geschrieben haben kann, als den Locrine, den Pericles, schon von Dryden, den Londner verlornen Sohn, von Lessing anerkannt, dagegen Schlegel den Cromwell und den Sir John Oldcastle, 1r Theil, als biographische Schauspiele, wovon das erste sich an Heinrich VIII., das zweite an Heinrich V. anschließt, sodann Ein Trauerspiel in Yorkshire, eine erschütternde Mordgeschichte in einem Aufzuge, unter Shakspeare's reichste und vortrefflichste Werke zählt. Die Puritanerin oder die Wittwe von Wallingstreet ist von Tieck für den scherzhaften Versuch eines Lustspiels in Ben Jonsonscher Manier gehalten worden. Man nennt ferner den lustigen Teufel von Edmonton, die Verklagung des Paris, Merlin's Geburt, Eduard III., die schöne Emma, Mucedorus, Arden von Feversham, zum Theil Werke, die so selten geworden, daß man kaum etwas Weiteres als den Namen kennt. Ludwig Tieck hat sich durch Uebersetzung und Herausgabe eines ältern König Johann, des George Green, Flurschütz von Wakefield, des Perikles, Prinz von Tyrus, des Lokrine, des lustigen Teufels von Edmonton, eines vor dem von 1605 geschriebenen ältern König Lear, ein großes Verdienst erworben. Noch höher wird aber das Verdienst dieses gründlichen, durch vieljähriges Studium mit dem Dichter ver-

trauten Kritikers um denselben zu schätzen seyn, wenn er das vor acht Jahren gegebene Versprechen eines ausführlichen Werks über Shakspeare gelös't, und dadurch eine neue Quelle des Verständnisses in allen Beziehungen, der Würdigung nach dem Charakter der Zeit und dem damaligen Standpunkt der dramatischen Kunst und Art überhaupt, und der Scenerie insbesondere eröffnet haben wird. Seine Vorreden zu dem „Altenglischen Theater" verdienen, wie die Vorlesung, welche eine Hauptquelle dieses Aufsatzes war, studirt zu werden, namentlich enthält die erste jener Vorreden eine der geistvollsten Zusammen- und Gegeneinanderstellungen des Shakspeare und Calderon. Die zwei Vettern, unter Beaumont's und Fletcher's Werken, sollen endlich von Shakspeare und Fletcher zusammen herrühren, und eine gewisse auszeichnende Reinheit, Wahrheit und körnige Gedankenfülle machen die Tradition wahrscheinlich. Außer den dramatischen Arbeiten hat man von Shakspeare einige erzählende Gedichte und 154 Sonnete. Jene sind 1) Venus und Adonis, gedruckt 1593, und von Shakspeare in der Zueignung an den Grafen Southampton der erste Erbe seiner Erfindungskraft genannt, wodurch keineswegs ausgeschlossen wird, daß Shakspeare auch Andres vor 1593 gedichtet habe, wie denn sogar wahrscheinlich ist, daß er Romeo und Julia und Verlorne Liebesmüh vor 1588 in seiner Heimath entworfen und zu London vollendet; 2) der Raub der Lucretia. In diesen Jugendgedichten ist Shakspeare's Gluth und geniale Kraft nicht zu verkennen; die üppigen Bilder, Witzspiele, Weitläufigkeiten und Ungleichheiten sind eben nur Züge der Jugendlichkeit. An die Stelle mythologischer Tradition hat sich Shakspeare auch da nicht gebunden, indem er z. B. die Venus vom Adonis zurückweisen, und diesen als Jagdfreund am Biß eines wilden Ebers sterben läßt. Die 154 Sonette, die man so wenig im Stoff als in der Form mit den Petrarkischen Südblüthen vergleichen wollen muß, bieten in ihrer gedrängten, geistvollen, oft witzigen Gestalt ein vorzügliches Interesse andrer Art dar, und mit Recht macht Schlegel aufmerksam, wie ein künftiger Biograph Shakspeare's hinsichtlich einzelner Begebenheiten und Beziehungen seines Lebens und Treibens aus denselben eine wichtige Ausbeute gewinnen könne. — So wie den Deutschen der Ruhm nicht zu entreißen seyn wird, das Innere des großen Geistes, welcher der Gegenstand dieser Blätter war, am tiefsten erfaßt und am lichtvollsten ausgesprochen zu haben, so gebührt den Engländern das Lob, daß sie für das Aeußere der Erscheinung bei unserm halben Landsmanne keinen Aufwand gespart haben. Die Prachtausgaben und Commentationen folgen sich noch täglich, obgleich die Ausgaben von Johnson und Steevens, von Reed und von Malone bereits des mächtigen Gewichts der Autorität genießen, und der Artikel Boydell in diesem Buche ist geeignet, einen Begriff von der berühmten Shakspeare-Gallery zu geben. Die erste deutsche Uebersetzung war die von Wieland und Eschenburg, die, wenn gleich seitdem die künstlerischen Anfoderungen an ein solches Unternehmen durch das Aufstellen früher nicht vorhanden gewesener Muster mit Recht bedeutend gestiegen sind, doch als zuerst die Liebe der Deutschen zu Shakspeare Bahn brechend, und meist von einer recht echten Begeisterung ausgehend, auch von Bemühungen um Erforschung der Quellen begleitet, stets unsre dankbarste Anerkennung verdienen wird. Zwar hatte Wieland den Sommernachtstraum, und Eschenburg Richard den dritten uns auch in der Form des Originals wiederzugeben versucht, doch

glaubte man damals, daß man nicht metrisch übersetzen könne, ohne dem Charakter des Originals sehr viel zu entziehen. A. W. v. Schlegel bewies zuerst beim Shakspeare, unter welcher einzigen Darstellungsweise ein fremder Dichter begriffen werden kann, dem die Form in künstlerischer Hinsicht eben so heilig ist, als in dichterischer der Stoff, und wenn J. H. Voß mit seinen Söhnen diese Bahn noch einmal wandelt, so bietet theils die Vergleichung mehrerer Virtuosen in derselben Kunst interessante Berührungspunkte und belehrende Ansichten dar, theils steht, da Schlegel seine Arbeit unterbrochen hat, zu hoffen, daß das rüstige Dreiblatt uns zuerst mit einer vollständigen metrischen Uebersetzung begaben werde. Außer dem schon damals erwähnten Tieck, sind Falk, Dippold, Krause, Keßler, und Wolf Graf Baudissin als Uebersetzer einzelner Werke Shakspeare's zu nennen. Bearbeitungen, auch Umarbeitungen des großen Dichters haben wir häufig kommen und verschwinden sehen, und wenn zu glauben ist, daß jetzt solche nicht mehr aus der sonst wohl vornehm gehegten Meinung von Shakspeare's Unvollkommenheiten, sondern nur aus der Voraussetzung nothwendiger Anpaßlichmachung für die Richtung unsrer Zeit, deßgleichen Bedürfniß und Gestalt unsrer Bühne entstehen können, so muß es jedem wahren Freund einer ernsten und guten Sache noch angelegener seyn, zu hoffen, daß aus einem je mehr und mehr wachsenden Verstehen des Dichterriesen eine immer heiligere Scheu vor dem Antasten seiner Gebilde hervorgehen werde. Unsern Dramatikern möge er als Dichter und Künstler ein hohes Vorbild seyn und bleiben; er weist wie Wenige zu den wahren Quellen einer solchen dramatischen Poesie, die ein Nationaltheater als Volkseigenthum begründen soll, zu der Sage und Geschichte, besonders des eigenen Volkes, hin. Diese geben einen festen und haltbaren Grund, indeß hirngespinnstische Grübeleien und Träumereien noch eher in das leere Nichts ihres Nebelbodens wieder zerfließen, als etwa die Stücke, die zwar auf der Geschichte ruhen wollen, denen aber die Auffassung und Durchdringung eines wahrhaft dichterischen Gemüthes und der ächten reinen Künstlerkraft fehlt. Die Einsicht aber, daß ein Wandeln auf Shakspeare's Bahn nicht etwa in einem Aufwande der Zufälligkeiten, worunter auch Schimpfwörter, Zweideutigkeiten u. s. w. begriffen sind, bestehe, wird durch nichts mehr erleichtert, als durch ein gründliches Studium des Shakspeare selbst, wobei sich die Gestaltung im Geist jeder Zeit und jedes Volkes, in welche und zu welchem der alte Strom der Dichtkunst geleitet werden soll, als eins der tiefsten, aus dem eigensten Leben und Daseyn geschöpften Motive bald darlegen muß. — Als ältere deutsche Quelle ist J. J. Eschenburg über W. Shakspeare, Zürich 1787, nicht zu vergessen. Der Jahrgang 1819 des Unterhaltungsblattes der Gesellschafter, welcher im Bl. 64—67 einen Aufsatz von K. Stein über unsern Dichter enthält, liefert auch eine Uebersetzung der altdänischen Sage von Hamlet, und der alten Sage von Lear, nach dem auch von dem berühmten altnormandischen Dichter Wace benutzten Gottfried Monmouth. Es ist dabei anziehend zu sehen, wie Shakspeare nach höheren Dichterzwecken die alten Geschichten zu verändern kein Bedenken trägt, damit die ewige Wurzel, in frischen Boden gesteckt, gedeihlich ausschlage und fortgrüne. Der Leir des Monmouth, der ein Urenkel des vorrömischen Leir, Königs in Wallis, Sohns von Brutus Grünschild und Zeitgenossen des weisen Salomo gewesen, sich aber zu seiner Tochter Cordelia, Königin in

Gallia, flüchten müssen, worauf er mit ihrer und seines Eidams Aganippus Hülfe die bösen Töchter überwunden, hat hernachmals noch zwei Jahre regiert und gelebt. Der Lear des Shakspeare mußte früher sterben, um so viel länger zu regieren und zu leben. v. d. Mg.

Sheffield, eine vornehmlich wegen ihrer Stahlfabriken berühmte Stadt in der englischen Grafschaft York, an der Sheafmündung in den schiffbaren Don, dessen Wasser eine große Anzahl von Werken zum Schleifen der Schneidewaaren, zum Schmieden, Schneiden und Walzen des Eisens und Stahls in Bewegung setzt. Die Fabriken verbreiten sich mehrere Meilen über Sheffield hinaus. Die Stadt hat Straßen, die an den Seiten mit schönen breiten Steinen gepflastert sind, drei Kirchen, deren Thürme man schon in großer Entfernung von der Stadt aus den aufsteigenden Rauch- und Dampfsäulen hervorragen sieht, 7200 Häuser und 36,000 Einwohner. Der Ueberfluß an Steinkohlen, welchen die Umgegend besitzt, erleichtert sehr die hiesigen Fabriken, indem dadurch wohlfeil Dampfmaschinen unterhalten und so alle schweren Arbeiten vermittelst Mechanismus, mit beträchtlicher Kostenersparung, betrieben werden können. Zu den hiesigen Fabrikarbeiten wird besonders schwedisches Eisen gebraucht. Man verfertigt außer Schneideinstrumenten (Cutlery), wohin alle Arten von Messern (von 2¼ Penny bis zu 8 Guineen das Stück), Sägen, Feilen, Scheeren, Lancetten, Sensen, Sicheln gehören, und worin Sheffield den Vorzug vor Birmingham und allen übrigen brittischen Fabrikörtern behauptet, Spaten, Schaufeln, allerlei Waaren von gegossenem Eisen, Amboße, Zinnblech, alles was zur Besetzung eines Kamins gehört, ferner plattirte Waaren, die nicht auf Stahl, sondern auf Kupfer plattirt werden, nachdem es zuvor einen Zusatz von Messing erhalten hat, von welchen Waaren ein außerordentlicher starker Absatz statt findet, desgleichen optische Instrumente und Kämme. Insonderheit wird Horn am besten in Sheffield gefärbt. Ferner sind hier zwei Stückgießereien, ein großes Eisenwerk, eine Twistspinnerei und eine Bleiweiß- und und Mennigefabrik.

* Shetland, oder die shetländischen Inseln, eine zu Schottland gehörige Inselgruppe, die von den holländischen, dänischen und andern nordischen Schiffern auch Hitland genannt wird. Sie liegt nördlich zwischen Schottland und Norwegen, zu welchem Lande sie auch ehemals gehörte, und besteht aus 86 Inseln, davon 26 (nach andern 40) von 20,000 Menschen bewohnt werden, die übrigen Holms und Skerries sind, und theils bloß zur Viehzucht gebraucht werden, theils unwirthbare Klippen sind. Der Boden dieser Inseln ist im Ganzen gebirgig, sumpfig und ganz von Bäumen und Sträuchern (Wachholder ausgenommen) entblößt. Nur nach den Küsten zu erscheinen fruchtbare und kultivirte Stellen. Von Getreide wird bloß etwas Gerste und Hafer gezogen. Der Kartoffelbau ist erst in neuern Zeiten eingeführt worden. Das fehlende Holz ersetzen Heidekraut und Torf. Man hat kleines Rindvieh, kleine aber dauerhafte Pferde, kleine Schafe zum Theil mit einer sehr feinen Wolle und ebenfalls eine kleine Art von Schweinen. Die Küsten haben eine Menge von Buchten und Häfen, die alle Bequemlichkeiten darbieten, um den außerordentlichen Segen von Fischen in dieser Gegend vortheilhaft zu benutzen. Besonders treiben hier die Holländer einen sehr wichtigen Heringsfang. Außer der Fischerei nähren sich die Einwohner vom Spinnen und Stricken ihrer inländischen Wolle. Meistens sind die Weiber und Kinder damit beschäftigt. Man strickt sowohl ganz grobe

als auch sehr feine Strümpfe, und es werden große Quantitäten davon ausgeführt. Außer Fischen und Strümpfen führen die Inseln Butter, Thran, Felle von Seehunden und Ottern aus. Der Haupthandel geht nach Leith, London, Hamburg, Spanien und dem mittelländischen Meere. Die Einwohner sind Protestanten und reden Norsisch; wegen des starken Verkehrs mit holländischen Schiffern ist auch die holländische Sprache sehr verbreitet. Der Sommer ist auf diesen Inseln sehr kurz, der Herbst naß und neblicht, selten ein Frühling. Der Winter dauert lange, führt aber wenig Frost und Schnee mit sich, sondern fast beständige Regen und häufige Stürme. Die See wüthet in dieser Jahrszeit so sehr, daß kein fremdes Schiff in irgend einen Hafen kommen kann, und die Insulaner oft in fünf oder sechs Monaten gar nichts von der übrigen Welt erfahren. Die größte Insel, the Mainland, mit der Hauptstadt Lerwick, enthält 12 bis 13 000 Einwohner. Die nördlichste von den shetländischen Inseln heißt Unst, mit großen und bewunderswürdigen Höhlen in den Felsen an der Küste. Der längste Tag auf dieser Insel ist 19 Stunden 15 Minuten und der kürzeste 4 Stunden und 45 Minuten, lang.

* Siam, ein 6000 Quadratmeilen großes Königreich, auf der indischen Halbinsel jenseits des Ganges. Es gränzt gegen Osten an das Kaiserthum Anam und die dazu gehörigen Theile Laos und Cambodscha, gegen Süden an Malakka und an den Meerbusen von Siam, gegen Westen an das birmanische Reich und gegen Norden an dasselbe und China, und liegt zwischen dem 10ten bis 15ten Grade der nördlichen Breite. Es ist ein großes von dem breiten Flusse Menam durchflossenes Thal, welches ringsum von hohen Gebirgen eingeschlossen wird. Der Menam befördert, wie der Nil in Aegypten, durch seine Ueberschwemmungen außerordentlich die Fruchtbarkeit dieses Thales, weßhalb auch mehrere Canäle angelegt sind. Dieses Thal ist der einzige angebaute Strich; die Höhen und Gebirge, die es begränzen, sind eine furchtbare Wildniß von Wäldern, worin viele wilde Thiere, als Elephanten, Rhinozerosse, Tiger, Caracals (indische Luchse) sich aufhalten. Die Produkte Siams bestehen vorzüglich in Mais, Hirse, Reiß, Hülsenfrüchten, Wassermelonen, Zimmet, Kaffee, Baumwolle, Betel, Zuckerrohr, edlen Südfrüchten, Bambus, Tonkibäumen, woraus man Papier bereitet, Färbehölzern, Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Magnetsteinen, Salpeter, Schwefel und Diamanten. Die Einwohner, deren Anzahl man nicht kennt, sind theils Siamesen, theils Malayen. Die herrschende Religion ist die buddhistische. Der Kunstfleiß beschränkt sich auf Weberei von baumwollenen und seidenen Zeugen und auf die Verarbeitung einiger Metalle. Der Handel ist unbeträchtlich, der auswärtige wird meistens von Portugiesen und Britten unterhalten.

Sicard (Abbé R. Ambr.), der würdige Nachfolger des berühmten Abbé de l'Epée, hat wie dieser sein ganzes Leben der Vervollkommnung einer der interessantesten und für die Menschheit nützlichen Erfindungen gewidmet, des Unterrichts und der Erziehung taubstumm geborner Kinder. Sicard, geb. 1742, machte seine ersten Studien in Toulouse, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde in Bordeaux Canonicus und bald nachher Mitglied der Akademie und des Museums dieser großen Handelsstadt. Er bildete hier ein Institut für Taubstumme und hatte das Glück, sich an Massieu *) einen Zög-

*) Jean Massieu, von Geburt taubstumm, ist einer der ausgezeichnetsten Zöglinge Sicards, und zugleich sein nützlichster Mitlehrer an dessen Institut in

ling zu erziehen, dessen Fähigkeiten immer im Erstaunen gesetzt haben. Sicard befand sich zur Zeit des Todes der Abbé de l'Epée (1789) gerade in Paris anwesend; er wurde an dessen Stelle gewählt, und glücklicher unter ihm als seinem Vorgänger genoß das Taubstummen-Institut von jetzt an einer bedeuten den Unterstützung von der Regierung. Aber auch er blieb vor den Greueln der Revolution nicht gesichert. Nach dem 10. August 1792 wurde er verhaftet und in die Abtei geführt. Bei der allgemeinen Ermordung aller Gefangenen am 2. September, entging er durch eine Art von Wunder diesem traurigen Schicksal, behielt aber Muth genug, sich, kaum gerettet, aufs neue an die Spitze seines Instituts zu stellen. Einige Jahre später drohten ihm gleiche Gefahren. Bei der Proscription des 18. Fructidors (1797) wurde er aus politischem Fanatismus als Redacteur der sogenannten Annales catholiques zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Sicard entzog sich derselben durch die Flucht, mußte 2 Jahr lang sein Institut fremden Händen überlassen, und erst die Regierungsveränderung des 18. Brumaire machte es ihm möglich, sich aufs neue seinen philanthropischen Beschäftigungen widmen zu können. Seit diesem Zeitpunkt hat er nicht aufgehört, den Lehrunterricht für die Taubstummen zu verbessern, und sein Institut erregt fortdauerd in einem seltnen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit, so daß wohl kein Reisender von Bildung und Interesse für die Menschheit Paris verläßt, ohne dasselbe besucht zu haben. — Auch hat Sicard sich viel mit der allgemeinen Sprachlehre beschäftigt und mehrere Schriften herausgegeben. Ueber seine Methode beim Unterricht der Taubstummen sind gleichfalls mehrere Werke und Denkschriften von ihm erschienen, welche die größte Beachtung verdienen.

Sichern, Sicherung, ein hüttenmännischer Kunstausdruck, die Operation bezeichnend, die mit dem gepochten Erze vorgenommen wird, welches man, um es von taubem Gestein zu reinigen, mit Wasser schlemmt.

* **Sicilien**. Diese merkwürdige Insel, die größte, fruchtbarste und bevölkertste des mittelländischen Meeres, liegt im Süden des festen Landes von Italien, und wird von Calabrien, mit welchem sie höchst wahrscheinlich ehemals zusammengehangen hat, durch die eine halbe Meile breite Meerenge, den Kanal, Straße oder Faro di Messina, getrennt. Hier ist der unter dem Namen Charybdis ehemals so berüchtigte Strudel. Sie hat die Figur eines Dreiecks, daher der alte Name Trinacria, und einen Flächeninhalt von 587 Q. M. mit 1,650.000 Einwohnern. Im J. 1817 wurde die Insel, anstatt

Paris. Er ist 1772 geboren, und zwar von armen Eltern, die das Unglück hatten, 6 taubstumme Kinder zu haben. Als Knabe hütete er das Vieh, und wurde zu den gemeinsten Diensten gebraucht, bis ein glückliches Ungefähr ihn zu Sicard nach Bordeaux führte, der sein Genie bald entdeckte und dessen Liebling er nun wurde. Nachdem Sicard in Paris der Nachfolger des Abbé de l'Epée geworden, wurde auch Massieu durch ein förmliches Dekret der constituirenden Versammlung diesem Institut als répétiteur beigeordnet. Massieu hat sich mit seltenem Erfolge dem Studium der höhern Wissenschaften, der allgemeinen Sprachlehre, den Sprachen überhaupt, der Mathematik und der Philosophie gewidmet. Nicht minder ist er durch die glücklichsten Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen berühmt geworden. So nannte er die **Dankbarkeit** „das Gedächtniß des Herzens.“ Um einen Begriff von dem Gehör zu geben, nannte er es „das Sehen des Ohrs“ (la vue auriculaire). die **Hoffnung** definirte er: la fleur du bonheur (die Blüthe des Glücks), und die **Ewigkeit**, „einen Tag ohne gestern und morgen.“ (un jour sans hier in demain). Gegenwärtig ist er mit der Abfassung einer neuen Sprachlehre beschäftigt, auf die man mit Recht gespannt ist.

ɔer ehemaligen Eintheilung in 3 Provinzen, in 7 Intendanzen ein-
ɡetheilt, die ihren Namen von den Hauptorten führen. Sie heißen:
Palermo, Messina, Catanea, Girgenti, Siracusa, Trapani und Cal-
anissetta. Zu Sicilien gehören auch einige Inselgruppen an der Küste,
die an der Nordseite die liparischen (ehemals äolischen), vulkani-
chen Ursprungs; an der Westseite die ägatischen, z. Th. nackte Fel-
en mit Staatsgefängnissen; an der Südostseite die fruchtbare Insel
Pantalaria u. a. m. Das Clima ist sehr warm, aber gesund. Un-
er den vielen Bergen, welche die Insel enthält, ist der Aetna (s. d. Art.)
Monte Gibello von den Einwohnern genannt, der höchste. Er steht ganz
nsolirt. Seine öftern Ausbrüche, so wie die häufigen Erdbeben, denen
Sicilien ausgesetzt ist, haben bisweilen große Verwüstungen verursacht.
Das heftigste Erdbeben war 1693. Viele Städte und Dörfer wurden
dadurch theils verwüstet, theils ganz von der Erde verschlungen. In
neuern Zeiten traf (1783) die Stadt Messina ein ähnliches Schicksal.
Auch das Erdbeben von 1818 (20. Febr.) war furchtbar; minder nach-
theilig der Ausbruch des Aetna (nach 7jähriger Ruhe) den 27. Mai bis
3 Juni 1819. Sicilien ist außerordentlich fruchtbar an Getreide, be-
sonders an vortrefflichem Waizen, Wein, Oel, Reis, Südfrüchten,
Safran, Zucker, Honig und Salz. Die Insel wurde schon ehemals die
Kornkammer von Rom genannt, und es wird noch jezt viel Getreide
aus derselben nach Neapel und dem Kirchenstaate ausgeführt. Unter
den Weinen ist der Siracuser der berühmteste. Der Seidenbau, wel-
cher im J. 1130 hier eingeführt und dann weiter in Italien ver-
breitet wurde, ist sehr beträchtlich, und es wird jährlich viel davon ver-
sendet. Alles Vieh ist hier von vorzüglicher Güte. Der Fischfang, be-
sonders an Thunfischen und Sardellen, ist sehr ergiebig. An der west-
lichen Küste werden schöne Korallen gefischt. Das Mineralreich liefert
edle und andere Metalle, auch edle Steine, Marmor und Alabaster.
Bei all diesem Reichthum der Natur ist die größte Masse der Einwoh-
ner doch arm, weil es an Manufakturen und Fabriken fehlt, die sich
fast einzig auf die Seidenarbeiten in einigen der vorzüglichsten Städte
einschränken. Eine andere Ursache dieser Armuth ist die verhältniß-
mäßige Menge der Geistlichen, deren Zahl man sonst auf 60,000 an-
gab, und die viele Güter besitzen, und der außerordentlich zahlreiche
Adel, der den größten Theil des Grundeigenthums besitzt. Man rech-
net gegen 230 adelige Familien unter den verschiedenen Titeln von
Fürsten, Herzogen, Marchesen, Grafen und Baronen. Die starken
Zölle, welche auf die gewöhnlichen Ausfuhrartikel gelegt sind, erschwe-
ren und beschränken den Handel sehr. Der Nationalcharakter der Si-
cilianer ist äußerst heftig und rachsüchtig; die Sicherheit der Rei-
senden wird, besonders in den Gegenden um den Aetna, öfters ge-
fährdet. Vor Kurzem noch hielten sich Reisende mit Pässen von einem
Räuberhauptmann versehen viel sicherer als unter dem Schutze der
Polizei. Desto thätiger war die geheime Polizei gegen die sogenann-
ten Carbonari. Die Sicilianer sind nicht ohne Talente, besonders
für die Dichtkunst. Sicilien ist ein Land, um dessen Besitz schon
viel gekämpft worden ist. Die ersten Bewohner erhielt es wahrschein-
lich von dem festen Lande Italiens. Phönizier, Griechen, und Car-
thager legten hier Colonien an. Die ganze Insel war in verschiedne
Freistaaten vertheilt, unter denen Syracusa der reichste und mäch-
tigste war, so wie der berühmteste in der ältern Geschichte wegen
seiner Regenten (Gelo, Agathokles, Hiero), seiner Kriege und der

hohen Cultur der Wissenschaften. Nächst Syrakus waren Agrigentum (jetzt Girgenti) und Zancle oder Messana (jetzt Messina) historisch merkwürdig. Beim Anfang des ersten punischen Kriegs ward Agrigent von den Karthagern zum Waffenplatze gemacht, aber schon 262 von den Römern eingenommen, worauf ganz Sicilien unter römische Herrschaft kam. Es blieb unter derselben bis gegen die Hälfte des 5. Jahrhunderts, da es der König der Vandalen, Genserich, von Afrika aus, mit den übrigen Inseln des Mittelmeeres eroberte. Justinians Feldherr, Belisar, vertrieb (535) die Vandalen aus der Insel, die nun unter die Herrschaft der griechischen Kaiser kam, denen sie vom J. 827 an von den Saracenen entrissen wurde. Die Normänner, welche bereits in Neapel herrschten, bemächtigten sich (1072) auch Siciliens, welches die Päpste ihnen als ein Lehn überließen. Roger, ein mächtiger normannischer Fürst, nahm (1102) den Titel eines Königs von Sicilien an, und vereinigte diese Insel mit Neapel unter dem Namen des Königreichs beider Sicilien. (S. d. folg. Art.)

* Sicilien (das Königreich beider) liegt in Unteritalien, theils diesseits der Meerenge (Pharus), Neapel, theils jenseits derselben, die Insel Sicilien s. d. vor. Art.). In den ältesten Zeiten Roms (vergl. d. Art. Italien) war Unteritalien von den wilden Ausonern bewohnt, zu denen die Bergvölker Lucaniens und Bruttiums (Abruzzo) u. a. die Samniter, gehörten. Das Land an der Ostküste hieß Apulien (Apuglia) und die kleinere östliche Landzunge Calabrien. Die Griechen colonisirten in Unteritalien vorzüglich die Küsten; daher sein Name: Groß-Griechenland (s. d. Art.). Roms Herrschaft über Unteritalien begann mit der Unterjochung Tarents, seit 273 v. Chr. Nach dem Untergange des weströmischen Reichs (476 n. Chr.) wurde Unter-Italien von den Ostgothen beherrscht. Um die Mitte des 6. Jahrh. kamen Neapel und Sicilien unter die Botmäßigkeit der griechischen Kaiser. Beide Länder standen unter einem Statthalter, dem Exarchen zu Ravenna, der sie durch Herzoge verwalten ließ. Während des Kampfes der Exarchen mit den Longobarden entstanden im 9ten Jahrh. nach und nach mehrere unabhängige Herzogthümer, wie Salerno, Capua und Tarent. Das mächtigste war das lombardische Benevent (s. d. A.) Als Republiken behaupteten sich Neapel, Amalfi und Gaeta. Um dieselbe Zeit fielen die Araber oder Sarazenen von Sicilien her in Calabrien ein. Sie eroberten Bari und kämpften mit den Griechen um den Besitz von Unteritalien, bis Kaiser Otto I. (967) Benevent dem deutschen Reiche unterwarf. Jetzt kämpften Deutsche, Griechen und Araber um den Besitz dieses schönen Landes. (Vergl. Italien.) Dieß bewog im 11ten Jahrh. kriegerische Abenteurer, einige Normänner aus Frankreich, den bedrängten Fürsten in Unteritalien ihren tapfern Arm zu vermiethen. Sie standen dem griechischen Herzog Sergius wider den Fürsten Pandolf von Capua bei, und erhielten dafür einen Landstrich geschenkt, wo sie die Stadt Aversa bauten, in welcher Rainulf (1020) als der erste normannische Graf eingesetzt ward. Bald folgten mehrere Schaaren tapferer und beutelustiger Normannen; an ihrer Spitze um das J. 1047, die zwölf Söhne des Grafen Tancred von Hauteville in der Unternormandie. Unter ihnen war der kühnste und schlauste Robert Guiscard (Schlaukopf). Er zog die Bauern des Landes an sich, und bildete aus ihnen die versuchtesten Soldaten seiner Bande. Staats-

ug nahm er das eroberte Apulien selbst vom überwundenen Papste
 Lehn (1053), und versprach auch das, was die Normänner in Ca-
ıbrien und Sicilien noch erobern würden, als päpstliches Lehn sich
eben zu lassen. Darauf nahm er 1060 den Titel eines Herzogs
on Apulien und Calabrien an (vergl. Italien.) Sein
ingster Bruder Graf Roger eroberte Sicilien 1072. Dieser verei-
igte, nachdem Herzog Robert und dessen Söhne gestorben waren, die
anze Macht des Hauses Hauteville und erhielt 1098 durch eine merk-
ürdige Bulle des Pabstes Urban II. für sich und seine Nachfolger die
öchste geistliche Macht in seinem Reiche jenseits des Pharus in Sici-
ien. Sein Sohn und Nachfolger Roger II. vollendete seit 1101 die
Eroberung von ganz Unteritalien, indem er Capua, Amalfi und Nea-
el, damals berühmte Handels- und Freistaaten, seiner Herrschaft un-
erwarf. Darauf nahm er 1130, vom Papste Anaclet II., der ihn feierlich
elehnte, den Titel eines Königs von Apulien, Calabrien
ınd Sicilien an. Er vereinigte in demselben Jahre alle Länder
iesseits und jenseits des Pharus unter dem (seit 1816 wieder hergestell-
en) Namen: Königreich beider Sicilien. Diese Vereinigung
on Neapel und Sicilien bestand 150 Jahre. Die Residenz war Pa-
ermo. Jedes Land behielt sein bisheriges Recht; doch kam in Neapel
neben dem alten lombardischen Recht auch das französische Lehnrecht in
Gebrauch. Dem Papste wurde als Oberlehnsherrn von Neapel ein Zel-
ter und ein Beutel mit Ducaten entrichtet. Mit Roger's II. Enkel,
Wilhelm dem Gütigen (st. 1589) erlosch der Stamm Tancreds. Nun
behauptete der deutsche Kaiser Heinrich VI. aus dem Hause Hohen-
staufen das Erbrecht seiner Gemahlin, der Tochter Rogers II., Con-
stantia, auf Neapel und Sicilien. Die Sicilianer aber verabscheuten
deutsche Herrschaft; sie wählten Tancred, einen natürlichen Sohn Ro-
gers, und da dieser früh starb, Wilhem III., seinen unmündigen Sohn.
Da zog Heinrich VI. zum andern Male in das Reich, glücklicher als
da der tapfere Tancred lebte. Er ließ dem jungen Könige und vielen
Großen, seinen Anhängern, die Augen ausstechen, andere lebendig ver-
brennen, seine Mutter und Schwester steckte er ins Kloster. Einen
neuen Kronprätendenten peinigte er auf einem glühenden Stuhle von
Eisen, und ließ ihm eine gleiche Krone auf den Kopf nageln; die an-
gesehensten Männer wurden von wilden Pferden zu Tode geschleift.
Heinrichs VI. Andenken ward allen Sicilianern ein Gräuel; allein
sie gehorchten seinem dreijährigen Sohne Friedrich II. (1197). Unter
diesem ruhmvollen Kaiser wurde Neapel die Residenz. Die Nachbar-
schaft des mächtigen Kaiserhauses war dem päpstlichen Interesse zu-
wider; daher schenkte Papst Urban VI., nach des Kaisers Konrad IV.
Tode (1254), das Königreich beider Sicilien dem Bruder Ludwigs IX.
von Frankreich, Karln von Anjou, welcher den rechtmäßigen Con-
radin von Schwaben (s. d. Art.) 1269 enthaupten ließ. Sicilien
befreite sich jedoch schon 1282 von den Bedrückungen der Franzosen
(s. d. Art. Sicilianische Vesper) mit Hülfe des von Conradin zu
seinem Erben ernannten Königs Peter III. von Aragonien, dessen Ge-
mahlin Constantia die Tochter Manfreds (natürlichen Sohnes des Ho-
henstaufischen Kaisers Friedrichs II.) war. Seitdem blieb Sicilien 160
Jahre lang von Neapel getrennt. Es erkannte Peter III. von Arago-
nien als seinen Beherrscher an, der dieses Königreich seinem jüngern
Sohne Jakob überließ. Die aragonischen Könige entzogen die Insel
der päpstlichen Lehensherrlichkeit, und Sicilien gehörte in der Folge

zur spanischen Monarchie bis zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges. In Neapel behauptete sich das Haus Anjou; und Karl von Anjou, der erste Erwerber, verpflichtete sich dem Papste zu einem jährlichen Census von 8000 Unzen Goldes und alle 3 Jahre zur Absendung eines weißen Zelters nach Rom. Sein Urenkel Karl Robert, König von Neapel, ward von den ungarischen Ständen 1307 zum König von Ungarn gewählt. Aber in Neapel entstand nach König Roberts Tode 1343, unter der Regierung der Königin Johanna I., große Verwirrung; denn Papst Urban VI. krönte Karln von Durazzo, aus dem Hause Anjou-Neapel in Ungarn, zum König von Neapel. Dieser ließ die Königin Johanna 1382 ersticken, und vereinigte die Reiche Ungarn und Neapel. Sein Sohn Ladislaus kämpfte glücklich um Neapel mit Johanna's Adoptivsohne, Ludwig von Anjou. Er bemächtigte sich Roms, und gedachte schon ganz Italien zu Einem Reiche zu vereinigen, als ihn der Tod (1414) übereilte. Darauf adoptirte 1410 seine Schwester, die Königin Johanna II., den König Alfons V. von Aragon und Sicilien, der seinen Nebenbuhler, den französ. Prinzen, Ludwig III. von Anjou, 1458 aus Neapel verjagte. So ward die Eifersucht zwischen Frankreich und Spanien entzündet, die gegen das Ende des 14. Jahrh. ganz Italien in Flammen setzte. Alfons V. folgte in Neapel sein natürlicher Sohn Ferdinand I., dessen Enkel, Ferdinand II. von Karl VIII. von Frankreich, der die Ansprüche des Hauses Anjou verfocht, angegriffen, und dessen zweiter Sohn, König Friedrich III., von seinem Vetter, dem König Ferdinand dem Katholischen von Spanien und Sicilien, im Bunde mit Ludwig XII. von Frankreich, seines Throns 1501 beraubt wurde. Allein die Eroberer entzweiten sich über die Theilung von Neapel, und der schlauere Ferdinand der Katholische (s. Ferdinand V. von Aragonien und Gonsalva) wußte sich 1504 durch List und Gewalt in dem alleinigen Besitze von ganz Neapel zu erhalten. Während dieses Jahrhunderte lang fast ununterbrochenen Länder- und Kronenstreites hatte sich die Municipalitätsverfassung der Städte ausgebildet, und die Könige aus dem Hause Anjou fingen an Städte-Deputirte zum Reichstage zu berufen, was schon früher in Sicilien geschehen war. Allein die Feudalverhältnisse dauerten fort, und die Barone gewannen immer neue Vorrechte, selbst das Recht über das Leben ihrer Guts-Unterthanen, wofür die Könige ihren Beistand im Kriege zu erkaufen hofften. Dadurch versank das Volk in tiefes Elend, und zu keiner Zeit hat der Neapolitaner fremden Waffen widerstanden. Die Aristokratie blieb ja doch nur unter jedem Herrscher dieselbe! Zugleich verderbte das üppige Leben am Hofe und das Beispiel wollüstiger Fürstinnen, wie die beiden Johanna waren, die öffentlichen Sitten. Indeß gab es damals wenigstens Feudalstände, welche die Macht des Königs beschränkten. Allein in den zwei Jahrhunderten, während welcher (seit dem Frieden mit Frankreich von 1505) das Königreich beider Sicilien ein Theil der spanischen Monarchie blieb, hörten die Reichstage in Neapel ganz auf, und die Vicekönige unterhandelten bloß mit einem ständischen Ausschusse, bei welchem die Stadt Neapel den ganzen dritten Stand vertrat. Also wuchs die königliche Macht; mit ihr die Last vermehrter Abgaben, und der durch Willkür in Erhebung der Steuern 1647 veranlaßte Aufstand in Neapel (s. d. Art. Masaniello) hätte unter klügerer Leitung zur Unabhängigkeit führen können. Noch mehr verfiel der Wohlstand des Landes unter dem Drucke des Adels und unter der Macht des Clerus. Kein Gesetz

euerte dem Wachsthum der Besitzungen der Kirche, und sowohl in Neapel als in Sicilien gehörten nach und nach wohl ⅔ des ganzen Grundeigenthums der todten Hand. Bei dem Aussterben des österreich-spanischen Mannsstammes (1700) wurden Neapel und Sicilien wie ein Erbschaftsstück behandelt, über das Karl II. von Spanien, ohne die Stände zu fragen, in seinem Testamente eben so willkürlich verordnete, als nachher England und Frankreich im utrechter Frieden 1713, und zur Zeit der Quadruple-Allianz 1718 es thaten. Im utrechter Frieden wurden nach dem Plane der Engländer, die das Entstehen einer großen Handelsmacht hier zu fürchten schienen, Neapel und Sicilien getrennt; ersteres fiel an Oesterreich, letzteres an Sardinien. Als aber Spanien auf Alberoni's Antrieb im J. 1717 Sardinien und Sicilien angegriffen hatte, tauschte Oesterreich in Folge der Quadruple-Allianz (vergl. Sardinische Monarchie) Sicilien von Savoyen für Sardinien ein; so daß jetzt (1720) das Königreich beider Sicilien ein Theil der österreichischen Monarchie wurde. Allein in dem Kriege, welcher 1733 nach dem Tode Augusts II. Königs von Polen, entstand, eroberte Spanien beide Sicilien und behauptete sie im wiener Frieden (1735) für den spanischen Infanten Don Carlos. Als dieser in der Folge nach dem Tode seines Halbbruders 1759, unter dem Namen Karl III., den spanischen Thron bestieg, übergab er das Königreich beider Sicilien seinem dritten Sohne Ferdinand, und bestimmte dabei, daß es nie mit der spanischen Monarchie vereinigt werden sollte. Ferdinand regierte seitdem in beiden Sicilien unter dem Namen Ferdinands IV. Die Geschichte seiner durch vielfache Reformen ausgezeichneten, durch politische Leidenschaften, revolutionäre Stürme und französische Waffen aber mehr als einmal mit dem gänzlichen Untergange bedrohten Regierung s. unter dem Art. Ferdinand I.; denn so nannte sich Ferdinand IV., nachdem er den 12. Dec. 1816 seine sämmtlichen Staaten diesseits und jenseits der Meerenge zu einem Königreiche beider Sicilien vereinigt hatte. Vergl. d. Art. Acton, Buonaparte (Napoleon), Buonaparte (Joseph) und Murat. — Das gegenwärtige Königreich beider Sicilien hat einen Umfang von 2,034 QM. mit 6,616,000 Einw. also 3,253 auf 1 QM. Davon enthält Sicilien diesseits der Meerenge, oder das Königr. Neapel, 1,447 QM. mit 4,993,500 Einw. Ueber Sicilien jenseits der Meerenge s. d. vor. Art. Das im Norden an den Kirchenstaat gränzende, östlich vom adriatischen, südlich und westlich vom mittelländischen Meere umgebene Neapel hat einen größtentheils vulkanischen Boden, den die üppigste Vegetation bedeckt. Fruchtbare Thäler senken sich zu beiden Seiten des Apennins (s. d. Art.) nach dem Meere hin. Isolirt liegt der 3,659 F. hohe Vesuv (s. d. Art.) Das Land hat nur Küstenflüsse von mäßigem Umfang z. B. den Garigliano, Volturno u. a. Der vulkanische Boden wird oft von Erdbeben zerrissen. So entstand im J. 1538 binnen zweimal 24 Stunden der Monte nuovo bei Puzzuoli, der eine Höhe von 400 Klftrn. erreichte. Durch die Posilippo-Grotte gelangt man auf einer Lavastraße zu den Phlegräischen Feldern (Feuerfluren), wo die alte Fabel die Bilder zu dem Gigantenkriege und der Unterwelt sammelte. Hier gräbt man die Puzzolanerde (s. d. Art.) An diese chaotische Wüste, wie an den niedergebrannten Crater der Solfatara und an den Averno-See (s. d. Art.) gränzen blühende Rebenhaine mit Fruchtbäumen; hier erblickt man die prachtvollsten Trümmer des Alterthums am Mare Morto unweit der

elysäischen Felder. In der reizenden Umgegend der Hauptstadt liegt der See Agnano, ein eingestürzter Vulkan, und in dessen Nähe die berühmte Hundsgrotte. — Das Klima ist warm. Nur in Abruzzo kennt man den strengen Winter. Frühlingsluft bringt schon im Januar die Erdbeere zur Reife; der Sommer ist heiß, und aus Südost weht oft der abspannende Sirocco. — Haupterzeugnisse dieses noch immer nicht sorgfältig genug angebauten, schönen Landes sind: vortrefflicher Waizen, Mais, edle Südfrüchte, Oel, Hanf und Flachs, Baumwolle, die nuces Avellanae des Plinius, Weine (Lacrymae Christi), Kapern, Safran u. s. w. Berühmt sind die neapolitanischen Pferde, die Schweinezucht in Abruzzo, der Seidenbau, Wolle, Büffelzucht, Maulthiere, Wachtelfang, Geflügel u. s. w. Doch gibt es auch Wölfe, Taranteln und Scorpionen. Wichtig ist der Gewinn an Puzzulan-Erde, See- und Steinsalz, Eisen, Marmor, Schwefel, Jaspis, Lava, Alabaster, Alaun, Salpeter u. s. w. Dagegen fehlt es an Holz, so daß man hier und da Büffelmist brennen muß. Indeß gedeihen in diesem warmen Lande die Dattelpalme, das spanische Rohr, die Aloe und die indische Feige. — Der Neapolitaner ist lebhaft, geistvoll, gutmüthig; aber das durch den Feudaldruck und Justizgebrechen verarmte und erbitterte Volk überließ sich bisher oft großen Ausschweifungen; daher kühne Räuber und Banditen noch immer nicht ganz ausgerottet sind. Die Mundart der Neapolitaner weicht stark ab von der italiänischen Sprache. Südlich nach Otranto gibt es noch Dorfschaften von Arnauten und Griechen (etwa 40,000) bewohnt. — Die Industrie ist blühender in Neapel als in Sicilien; doch bedarf auch jenes Land vieler Kunsterzeugnisse des Auslandes. Neapel besitzt Seiden-, Wollen- und Baumwollenfabriken; man webt Leinwand, verfertigt Metallwaaren und Kunstsachen aus Marmor und edlen Steinarten. Der Bergbau ist vernachlässigt. Der Seehandel besteht fast nur in der Einfuhr der Naturerzeugnisse. Der inländische Handel wird durch den Mangel an guten Straßen, Canälen und schiffbaren Flüssen erschwert. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Neapel, Palermo und Messina. Allein die Vollendung der Landstraße zwischen Messina und Palermo ward erst im J. 1818 begonnen. Auch in der wissenschaftlichen Cultur ist die Nation zurück; das Volk ist höchst unwissend, vielleicht lernt es durch die Lancastersche Lehrart, welche man einführen will, wenigstens lesen und schreiben. Unter den Gebildeten aber gibt es die ausgezeichnetsten Talente, vorzüglich unter den Neapolitanern. Am lebhaftesten wird die Alterthumskunde betrieben. Der Kunstsinn ist am meisten rege für Musik. Cicero, Horaz, Ovid, Juvenal, Statius, Tasso, Thomas Aquinas, Filangieri, Galiani und mehrere im Fache der Wissenschaft oder der Kunst ausgezeichnete Männer gehören, der Geburt nach, Neapel an. Sicilien ist das Vaterland der bukolischen Dicht- und der Redekunst. Jetzt gibt es Universitäten zu Neapel, Salerno, Palermo und Catania; Akademien zu Neapel und Palermo; Musikschulen zu Neapel; Kunsthandlungen zu Neapel (Museum Bourbon, Museo Borbonico, mit einem eigenen Saale für die Gemälde der neapolitanischen Schule); das herkulanische Museum zu Portici; ein Münzcabinet und eine Sternwarte zu Palermo; in Neapel zählt man 4 öffentliche Bibliotheken und 45 Buchdruckereien. Unter den übrigen Anstalten daselbst kennt man das Taubstummen-Institut; auch das Hospital für Wahnsinnige bei Aversa ist vorzüglich gut eingerichtet. — Das Königreich diesseits der Meerenge (Neapel) enthält 144 Städte und 2067 Flecken

und Dörfer. (In Sicilien: 45 kön. Städte und 352 St. Flecken u. s. w). Es wurde im J. 1817 in 15 Provinzen eingetheilt: Neapel mit den vulkanischen Inseln Capri, Procida und Ischia; Abruzzo ulteriore I. und II. mit Aquila, Sulmona ꝛc.; Abruzzo citeriore; Terra di Lavoro mit Caserta, Gaëta, Arpino und der vulkanischen Insel Ponza; Principato citeriore mit Salerno, Amalfi und Pästum; Principato ulteriore; Capitanata; Molise; Terra di Bari; Terra di Otranto mit Lecce; Basilicata; Calabria citeriore und ulteriore I. und II. mit Reggio, Sciglio (wo die gefahrvolle befestigte Klippe, der Alten Scylla, in die Meerenge hineintritt) und Pizzo, wo Murat fiel, und die der König wegen ihrer Treue die allergetreueste Stadt genannt und für abgabenfrei erklärt hat. — Das vereinigte Königreich beider Sicilien bildet nach dem Grundgesetz vom 12. Decbr. 1816 eine constitutionelle in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie. Der König besitzt die höchste vollziehende Gewalt. Das Volk wird vertreten durch das Parlament von Neapel (100 Mitglieder auf 5 Bänken: Geistlichkeit, Adel, Grundbesitzer, Gelehrte und Kaufleute); und durch das Parlament von Sicilien (2 Kammern: Pairs und Abgeordnete der Städte). Die Parlamente berathschlagen über die von dem Könige vorgeschlagenen Gesetze; aber der König hat das Vorrecht die Gesetze zu bekräftigen und bekannt zu machen. Der Staatsrath in Neapel muß aus ½ Neapolitanern und ½ Sicilianern bestehen. Ein ähnliches Verhältniß soll bei Besetzung aller übrigen Staats- und Hofämter beobachtet werden. Ist der König nicht persönlich in Sicilien, so residirt daselbst ein Statthallter (Luogotenente generale) als Vicekönig zu Palermo: gegenwärtig ist es der Kronprinz. Alle öffentliche Aemter auf der Insel sollen bloß durch Eingeborne besetzt werden. Das Feudalwesen ist in Neapel früher und jetzt auch in Sicilien ganz abgeschafft. Seit 30 Jahren hat König Ferdinand die feierliche Uebergabe des Zelters an den Papst unterlassen; die 8000 Unzen Goldes aber (11,548 Scudi à 1⅓ Thlr.) hat er als ein Almosen entrichten wollen. Durch das mit dem Papste im J. 1818 abgeschlossene Concordat ward das Lehensband völlig gelös't, und überhaupt die päpstliche Gewalt beschränkt. Indeß wurden die Jesuiten wieder hergestellt. Dagegen sind die von Neapel enclavirten Fürstenthümer Pontecorvo und Benevento wiederum eine Delegation des Kirchenstaats geworden. Der Clerus in beiden Sicilien (21 Erz- und 107 Bischöfe; in Neapel allein 47,200 Weltpriester und 52,000 Mönche und Nonnen) besitzt fast ⅓ des Landes. Die Inquisition ward auch in Sicilien schon 1782 aufgehoben *). In keinem Lande gibt es so viele Fürsten (120), Herzoge (150), Marchesen (170), Grafen und Barone als in Neapel. Indeß hob 1818 der König (was schon früher in Neapel geschehen war) auch in Sicilien die Fideicommisse auf, welche alles Grundeigenthum in wenige Hände zu vereinigen drohten und ein mächtiges Hinderniß der Cultur waren. Die großen Mißbräuche in der Reichsverwaltung und in dem Zustande der Gefängnisse (am ärgsten in Sicilien) werden jetzt allmählig abgestellt. In Folge der neuen Organisation der Gerichte vom 29. Mai 1818, sind alle gutsherrlichen und Gemeinde-Gerichtsbarkeiten aufgehoben, die Tribunäle und die königl. Gerichtshöfe aber ungefähr so wie in Frankreich gebildet worden. Diese Gerichtsverfas-

*) Dieß that der Marchese Caracciolo, Vicekönig von Sicilien. Er starb wahrscheinlich an Gift, weil er die Macht des Clerus und das Feudalwesen angegriffen hatte.

sung wurde durch das Decret vom 22. Dec. 1818 auch auf das Gebiet jenseits des Pharus (Sicilien) ausgedehnt, und daselbst ein oberster Gerichtshof errichtet. Auch erschien für diese Insel eine neue Gerichtsordnung und im Jahre 1819 ein neuer Civilcoder. — Die Staatseinkünfte betrugen 1816 siebzehn Millionen Ducaten (à 1 Thlr. 4 Gr.) Der Antheil Siciliens an den permanenten Staatsausgaben wird jedes Jahr vom König bestimmt und vertheilt, kann aber jährlich die Summe von 1,847,687 Unzen und 20 Tari (5,600,000 Thlr., wie sie als actives Einkommen von Sicilien im Jahre 1813 vom Parlamente festgesetzt wurde) nicht übersteigen. Ein größerer Beitrag kann ohne Bewilligung des sicil. Parlaments nicht auferlegt werden. Die Staatsschuld beträgt über 86 Mill. Thaler. Seit dem J. 1816 hat die Armee, zu deren Generalcapitain der österreichische General Graf Nugent ernannt wurde, so wie die Marine eine neue Organisation erhalten. Die Linientruppen bestehen aus 10, und die leichten Corps aus 4 Regim.; zum activen Dienste sind 32,044 Mann, und 8,650 M, zur Reserve bestimmt. In Sicilien soll die stehende Landmacht höchstens 8000. M. betragen. Die Seemacht besteht gegenwärtig nur noch aus 1 Linienschiff und 5 Fregatten; daher hat England Neapel gegen die Barbaresken schützen müssen. Als Ritterorden besteht noch: 1) der des heil. Januarius, gestift. 1738, aufgehoben 1806, erneuert 1814; 2) der Constantinsorden; 3) der d. heil. Ferdinand und des Verdienstes, gestift. 1800, erneuert 1814; 4) der vom K. Joseph Bonaparte gestift. Orden des Königreichs beider Sicilien, welchen König Ferdinand IV. 1815 bestätigt hatte, wurde im J. 1819 aufgehoben, und dafür den 9. Jan. 1819 der bloß militärische Ritterorden di S. Georgio della Riunione mit 7 Graden gestiftet. Außerdem hat der jetzige König noch 3 Ehrenzeichen eingeführt. Unter den neuesten Schriften über diesen Staat sind zu bemerken: des Grafen Orlow, russischen Senators, Mémoires historiques, politiques et littér. sur le royaume de Naples, avec des notes par M. Amacery Duval. Par. 1819. und die Costituzione del Regno di Sicilia, stabilita dal Parlamento dell' a. 1812, VII. ediz. Palermo 1783. 2 vol. K.

Sicyon (Sikyon), eine der ältesten, berühmtesten und schönsten Städte des alten Griechenlands, nicht weit von Korinth, nahe am Meer, mit einem Hafen. Vorzüglich berühmt war sie durch ihre Künstler: Maler und Bildhauer. Eine eigene Malerschule gab es hier, die einen großen Ruf hatte. Der kunstreiche Dädalus wird ein Sicyonier genannt. Auch wurden viele künstliche Arbeiten hier verfertigt, und damit ein starker Handel getrieben. Schon in den ältesten Zeiten bildete Sicyon mit seinen Umgebungen einen eignen kleinen Staat, und es werden mehrere Könige oder Fürsten genannt, die damals dort geherrscht haben sollen. Bei dem Einfall der Herakliden ward es ein Theil des Argivischen Reiches. Späterhin wurde die Demokratie eingeführt, während welcher sich von Zeit zu Zeit Tyrannen der Obergewalt bemächtigten. Es behauptete zu den Zeiten der Perserkriege und später seine Unabhängigkeit, litt aber sehr durch die bürgerlichen Kämpfe der Griechen, in denen es bald für, bald gegen Athen Partei nahm. Es erhoben sich einzelne Gewaltherrscher, die das Volk unterdrückten; aber Aratos, gleich groß als Krieger und als Mensch, befreite seine Vaterstadt, und bewog sie, zu dem Achäischen Bunde zu treten, in welchem Sicyon eine Zeitlang eine bedeutende und glänzende Rolle spielte. Es theilte späterhin das Schicksal jenes Bundes, und kam unter die Herrschaft der Römer; doch war es noch unter den Kaisern Hadrian und Caracalla eine schöne Stadt.

Siddons (Mistreß), eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, lebt gegenwärtig von der Bühne zurückgezogen. Sie ist die Schwester der beiden **Kemble**, denen wir im 5ten Bande einen Artikel gewidmet haben, und 1749 geboren. Sie debütirte zuerst als Sängerin, widmete sich aber bald blos der höhern Tragödie. Nachdem sie eine Zeitlang auf den Provinzial-Theatern mit Glück gespielt hatte, fand sie beim Theater Drurylane in London Engagement, und bald galt sie für die erste tragische Schauspielerin, welche England je besessen. Die beiden Haupttheater Londons buhlten daher stets um ihren Besitz: sie selbst ward mit Ehren und Gunstbezeugungen überhäuft. Mistreß **Siddons** hat einen majestätischen Wuchs, die edelste Haltung und das wohlklingendste und volltönendste Organ. Vielleicht hat nie eine andere Schauspielerin sie in der Kunst der Stimmenübergänge und des wechselnden Ausdrucks übertroffen. Die Beweglichkeit ihrer Physiognomie, der Ausdruck ihrer Augen, die Grazie ihrer Bewegungen ist nach dem Urtheil aller englischen Kunstrichter nie übertroffen worden. Zugleich ist Mistreß **Siddons** als Dilettantin Bildhauerin und hat namentlich eine Büste von **Adams** verfertigt, die allgemeinen Beifall erhalten hat.

Sidmouth (Viscount), s. **Addington**.

Sidney Smith, s. **Smith**.

Siebenbürgen, hat einen Flächeninhalt von 1,120 Quadratmeilen, mit 1,800,000 Einwohnern. Der Name **Siebenbürgen** kommt nicht von sieben Burgen her, sondern die im J. 1143 aus den Rheingegenden, wo (im ehemaligen Stifte Cöln) ein Siebengebirge ist, (s. den folgenden Art.) gekommenen deutschen Colonisten, brachten diesen Namen auf. Die lateinische Benennung Transsilvanien bezeichnet ein Land, das jenseits der carpathischen Gebirgswaldungen liegt, und der ungarische Name Erdely eine waldigte und bergigte Gegend. Siebenbürgen war ehemals ein Theil von Dacien. Bei den Römern, deren Herrschaft es Trajan unterwarf, hieß es das innere Dacien (Dacia mediterranea). Vom 5ten Jahrhunderte an wurde es von mehreren fremden Völkern eingenommen, von denen immer eins das andre daraus vertrieb. König Stephan I. von Ungarn eroberte Siebenbürgen (1004), und machte es zu einer ungarischen Provinz, die durch Statthalter (Woiwoden) regiert wurde. Der Woiwode Johann Zapolya erhielt nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungarische Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., durch Vertrag (1535) Siebenbürgen als ein souveraines Fürstenthum. Er war dabei von den Türken unterstützt worden, welche von dieser Zeit an sich oft in die Angelegenheiten Siebenbürgens mischten, und die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Batori gegen die ungarischen Regenten aus dem österreichischen Hause begünstigten. Unter den nachfolgenden Fürsten waren Bethlem Gabor und Georg Rakotzy gefährliche Feinde für das Haus Oesterreich. Leopold I. unterwarf sich endlich (1689) Siebenbürgen völlig, und die Pforte gestand im Frieden zu Carlowitz (1699) dem Hause Oesterreich die Oberherrschaft über dieses Land zu, das jedoch immer noch seine eignen Fürsten behielt. Nachdem das fürstliche Haus (1713) völlig ausgestorben war, wurde Siebenbürgen ganz mit Ungarn vereinigt. Maria Theresia erhob es 1765 zu einem Großfürstenthum.

* **Siebengebirge**, Gebirge auf dem rechten Rheinufer, in der Gegend der Stadt Königswinter in dem cölner Regierungsbezirk der preußischen Rheinprovinz Jülich-Cleve-Berg, besteht theils aus Ba-

salt, theils aus Granitporphyr und Sandstein, und erhebt sich in sonderbaren Formen. Es hat seinen Namen von den sieben hohen Kuppen, die aus der ganzen Bergreihe weit hervorragen. Zunächst am Rhein liegt der Drachenfels, der steilste Berg des Siebengebirges, und wo man die schönste Aussicht hat. Neben den Trümmern der daselbst vormals befindlichen Burg hat der Landsturm des Siebengebirges seinem vor dem Feinde gefallenen Anführer Genger eine Denksäule errichtet, und diese 1814, am Tage der leipziger Schlacht, feierlich eingeweiht. Der Drachenfels ist durch einen Bergrücken mit der Wolkenburg verbunden, worauf sonst auch eine Burg stand. Jetzt ist auf demselben ein bedeutender Steinbruch, dessen Steine in dem nahen Königswinter bearbeitet werden, deswegen Königswintersteine heißen, und meistens nach Bonn, Cöln, Düsseldorf und noch weiter abwärts versendet werden. Rechts vom Drachenfels zeigt sich, und kehrt seine Fronte dem Rheine zu, der Peters- oder Stromberg, dessen obere hundert Morgen große Fläche eine von Wallfahrern stark besuchte Kapelle des heiligen Peters trägt. Hinter diesen drei Bergen und etwas weiter vom Rheine ab liegen die übrigen vier, nämlich der Löwenberg (1896 Fuß hoch, und die höchste Spitze des ganzen Gebirges), der Nieder- oder Nonnenstromberg, der Oelberg und der Hemmerich. Auf allen bemerkt man noch Trümmer alter Schlösser. Wer das Siebengebirge besteigen will, der thut es am besten von Königswinter aus. Die reichste und interessanteste Umsicht gewährt der Drachenfels, auf dessen Kuppe (dem sogenannten Platze) Lusthäuschen und Sitze angebracht sind.

Sieben freie Künste, s. Künste.

Sieben Wunder der Welt, s. Wunder.

† Sierra Morena (moneles Mariani), beginnt in der Gegend von Alcaraz, auf den östlichen Gränzen von Mancha, läuft zwischen dieser Provinz, Estremadura und Alentejo, das sie nördlich läßt, und den Königreichen Jaën, Cordova, Sevilla und Algarvien durch, und senkt sich endlich im Kap St. Vincent ins Meer. Die höchste Höhe dieses Gebirges beträgt nur 2640 Fuß. Bei seinem Laufe durch Cordova erhält es den Namen Sierra de Cordova. Auf den südlichen Gränzen von Estremadura und den nördlichen von Sevilla bildet es die Berge von Guadalcanal, dreht sich dann südwestlich, und bildet unter der Benennung der Sierras von Caldeiraon und der Sierras von Monchique die Nordgränze von Algarvien. Erst gegen das Kap St. Vincent hin wird die Gebirgskette niedriger, und endet sich vor demselben gewißermassen in eine Ebene.

Siesta, ein spanisches Wort, die Mittagszeit, Mittagshitze. Weil in den warmen Ländern sich Jedermann um diese Tageszeit, so viel möglich, ruhig verhält, so bedeutet Siesta auch so viel als Mittagschlaf.

Sigeum, Sigeische Inschrift. Jenes ist ein altberühmtes Vorgebirge der asiatischen Küste unweit Troja, in dessen Nähe sich das griechische Lager im trojanischen Kriege befand. Dort hatte Achilles seine Flotte ans Ufer gezogen, und dort wurde er auch nebst seinen Freunden, Patroklus und Antilochus begraben. Noch erblickt man dort alte große Grabhügel, die man für die ihrigen gehalten hat. Vorzüglich merkwürdig ist die alte Inschrift, welche sich dort auf einem Marmorsitze fand, und welche man zum Theil, so viel davon in äolischer Mundart ist, für älter als den

Dichter Simonides hält. Die Umwohner betrachteten dieß uralte Denkmal als eine Art von Palladium gegen Krankheiten, und die Kranken setzten oder legten sich darauf, wodurch die Schrift viel gelitten hat. Doch ist sie längst vollständig copirt, und auch durch Lord Elgin neuerlich selbst nach England gebracht worden.

Signatur, heißt eine Art der Bezeichnung der Druckbogen, welche schon 1470 von Ulrich Gering angewandt worden und welche dazu dienen soll, dem Buchbinder anzuzeigen, wie die Bogen auf einander folgen und wie sie gefalzt werden müssen. Die ältere auch jetzt noch häufig angewandte Bezeichnung ist mit den drei und zwanzig Buchstaben des Alphabets, wobei V und W wegfallen. Sie werden bei den ersten 23 Bogen einfach, bei den zweiten doppelt gebraucht u. s. w. Daher gibt man auch die Stärke eines Buchs nach den Alphabeten an, ein Buch von einem, zwei, drei Alphabeten. Jetzt wird die Signatur gewöhnlicher durch Zahlen ausgedrückt.

Silvestre de Sacy (Baron Antoine Isaac), s. Sacy.

Silvestriner, so genannt nach ihrem Stifter Silvester Gozzolin, der diesen Orden 1231 auf Monte Fano in der Mark Ankona errichtete, sind Mönche, die der Regel des h. Benedicts folgen, schwarze Kleidung tragen und im 18ten Jahrhundert nur noch 14 Klöster im Kirchenstaate und ein Kloster der Silvestrinerinnen in Perugia hatten. Im Jahre 1662 wurde dieser unbedeutende Orden mit dem von Vallombrosa vereinigt, 1681 aber schon wieder gesondert und einem eignen General untergeben. E.

Simois, s. Skamander.

* Simplon, (ital. Sempione), ein 10,327 Fuß hoher Berg in dem helvetischen Canton Wallis, an der Gränze gegen das lombardisch-venetianische Königreich, in dem hohen Alpenkamme, welcher vom Montblanc nach dem Gotthard läuft, und die Schweiz von Italien trennt. Da auf demselben ein Thal liegt, das die Gebirgskette durchschneidet und doch die Schneelinie nicht erreicht, so ist von Napoleon 1801 eine der merkwürdigsten Straßen angelegt und 1806 vollendet worden. Diese Straße, die einzige, auf welcher man aus der Schweiz über die Alpen fahren kann, ist 14 Stunden lang, überall fünf und zwanzig Fuß breit, nirgends stark aufsteigend, und daher für die schwersten Lastwagen fahrbar. Sie gehört zu den größten, erstaunenswürdigsten Unternehmungen, indem die Straße über jähe Abgründe, in deren Tiefen herabstürzende Wasser brausen, und durch Gallerien, d. i. durch Felsen geht, die mehrere hundert Schritte lang durchbrochen sind, und wo durch Oeffnungen der Weg beleuchtet wird. Aus denselben tritt man in liebliche Thalgründe mit Sennhütten, und sieht über schwarzen Tannenwäldern Gletscher und hoher Schneeberge im Blau des Himmels. Kühne Brücken führen über gräßliche Abgründe, von einem Berge zum andern. Die italienische Seite bietet ein schöneres Schauspiel als die helvetische dar, weil dort die Felsen schroffer sind. An derselben ist die längste Gallerie, 683 Fuß lang durch einen Granitfelsen gehauen, die Gallerie von Frissinone genannt, von dem Bache, welcher dabei einen prächtigen Fall bildet. Die Straße beginnt eine Viertelstunde westlich von Brieg, und geht über die Saltinabrücke; oberhalb des Dörfchens Ried gelangt man durch einen schönen Lerchenwald zur ersten Gallerie und dann über die 80 Schritte lange Kanterbrücke nach Persal. Hier beginnen Abgründe und der Lawinen wegen gefährliche Stellen, weswegen die Straße viele Krümmungen macht. Jenseits des dritten Felsenganges erreicht

man die höchste Stelle der Straße, die 6174 Fuß über dem Meer erhaben ist. Von dieser kommt man in einer halben Stunde zum Chausseehause; rechts in der Tiefe liegt das alte Spital, und an der Straße das neue. Anderthalb Stunden weiter liegt das Dorf Simpelen, 4548 Fuß über dem Meere. An der Veriola, einem Flusse, läuft die Straße fort bis in die Nähe von Domo d'Ossola. Zu Gunt ist ein Wirthshaus, eine Viertelstunde weiter hört bei einer Kapelle das Wallisergebiet auf; das erste italienische Dorf heißt St. Marco. Im Jahre 1799 fochten auf diesem Berge die Franzosen und Oesterreicher mit einander. Im Jahre 1814 drang ein italienisches Corps über den Simplon, den die Oesterreicher nur schwach besetzt hatten, es wurde aber vom walliser Landvolk überfallen und zerstreut.

Sine-Cure heißt in England eigentlich eine geistliche Pfründe, von der man die Einkünfte bezieht, ohne die Amtsgeschäfte besorgen zu dürfen. (Von Cure, lat. Cura, eine geistliche Stelle.) Man hat aber nachher diese Bedeutung auf jede andre Stelle übertragen, von der man Einkünfte bezieht, ohne Mühwaltung dafür zu haben.

Singchöre, s. **Singschulen**.

Sinus. Wenn man von dem Endpunkte eines Bogens einen Perpendikel auf den nach dem andern Endpunkte dieses Bogens gehenden Radius fällt, so heißt dieser Perpendikel der **Sinus** des Bogens, oder des Winkels, den dieser Bogen mißt. Die Trigonometrie nämlich (s. d. Art.) lehrt, daß, bei **ebenen** Dreiecken, die Seiten sich wie die Sinus der ihnen gegenüberstehenden Winkel; bei **sphärischen** aber, die Sinus der Seiten sich wie die Sinus der diesen Seiten gegenüberstehenden Winkel verhalten. Die bloße Anführung dieser beiden Sätze reicht für nachdenkende Leser hin, um zu zeigen, von welchem Nutzen die Sinus sind, wenn zu den gegebenen Stücken eines Triangels die übrigen durch Rechnung gefunden werden sollen. Um diese Rechnung noch mehr zu erleichtern, hat man Tafeln, in welchen nicht die Sinus **unmittelbar**, sondern ihre **Logarithmen** (s. d. Art.) vorfindlich sind. Weitere Anweisung, die hier nicht gewährt werden kann, gibt jedes Elementarbuch der Geometrie. — Unter **Cosinus** versteht man den Sinus der Ergänzung eines Bogens zu 90°. **Sinus versus** heißt, was der Cosinus vom Radius übrig läßt. Von den übrigen trigonometrischen Linien, Sekante, Tangente u. s. w. wird an ihren Orten gehandelt.

Sippschaftszahl, diejenige Rechnung, welche zur Ausmittlung des Grades einer Verwandtschaft angewendet wird.

Sirach (Jesus), ein palästinensischer Jude, übersetzte um das J. 140 vor Christo nach seiner Ankunft in Aegypten für die alexandrinischen Juden die **Sittensprüche** ins Griechische, welche sein Großvater gleiches Namens in Palästina hebräisch abgefaßt hatte. Diese Uebersetzung ist das unter die apocryphischen Schriften des alten Testaments aufgenommene Buch Jesus Sirach d. h. des Siraciden. Wäre das Original noch vorhanden, so würde sein gediegener religiöser Gehalt und großer Reichthum an vortrefflichen Regeln der Tugend und Lebensweisheit ihm eine vorzügliche Stelle in der hebräischen Literatur anweisen. Auch christliche Religionslehrer benutzten dieses ungemein faßlich geschriebene Buch als die ergiebigste Quelle biblischer Beweise für einzelne Pflichtenlehren, besonders beim Unterrichte der Jugend. E.

Situation (Lage, Stellung, und daher überhaupt das Verhältniß nach außen, in welcher eine Person erscheint). Sie ist in

schönen Künsten, welche den Menschen darstellen, von großer Wichtigkeit, denn so wie in den darstellenden Künsten, welche zu dem äußern Sinne sprechen, die Lage, Stellung und Umgebung in welcher sich die Menschenfigur befindet, den innern Charakter, Zustand oder Handlung der dargestellten Person zu erklären vermag, wenn sie derselben angemessen erfunden ist (s. d. Art. Attitude), also sind in der erzählenden und dramatischen Poesie die Situation der Personen (Verhältnisse, Zustände, Umgebungen) das, woran sich die poetischen Charaktere entwickeln, wie der wirkliche Mensch selbst sich an gegebnen Verhältnissen entwickelt; nur daß die Situationen und ihre Schilderung in der Erzählung mehr Ansprüche machen darf, als im Drama, wo die Charaktere sich aus sich selbst entwickeln sollen. Hier sollen sie, und vorzüglich in der Tragödie, mehr durch die Handlungen der Personen selbst herbeigeführt seyn, da sie dort mehr vom Zufalle abhängig seyn können. Daß sie auf eine unerwartete Weise eintreten, ist an sich kein Fehler, nur muß die Situation auf eine geschickte Weise verbreitet und in das Gewebe der Handlung eingeflochten werden. (S. d. Art Theater). Dadurch kann es oft geschehen, daß wir über den Ausgang einer Handlung und das Schicksal eines Menschen eine Zeitlang in Zweifel schweben, wodurch selbst unser Interesse an der Person gesteigert wird, während in der Situation selbst nur Veranlassung zur weitern Entwicklung ihres Charakters liegt. Aber an sich kann ein unglückliches Verhältniß eine Person nicht tragisch, wohl aber ein lächerliches Verhältniß eine Person komisch machen. Uebrigens können im Lustspiel eben sowohl ernste, als im Trauerspiel komische Situationen vorkommen; die poetische Auflösung unglücklicher und ernster Situationen aber in glückliche bezeichnet das rührende Schauspiel oder Rührspiel (s. Schauspiel). Wo im Drama die Schilderung der Situationen die Charakteristik überwiegt, da tritt das Situationsstück ein, welches sich mehr dem Epischen und Lyrischen zuwendet, entgegengesetzt dem Charakterstück; sind diese Situationen verwickelt, wie besonders im Lustspiel, wo Scherz und Witz den Knoten knüpfen und lösen, da redet man vom Intriguenstück insbesondre. Opern sind daher an sich mehr Situationsstücke, weil bei ihnen die Ausmalung der Situation durch lyrische Kunst Hauptsache ist. Unter den kleinen Dichtungsarten haben das Idyll, Romanze und Ballade größtentheils nur die Darstellung einer poetischen Situation zum Gegenstand. T.

Skamander (Skamandros), ein an sich unbedeutender Fluß in der kleinasiatischen Landschaft Troas unweit Troja; aber berühmt durch Homer, der ihn in der Ilias oft erwähnt, so wie den kleinen Fluß Simois, der sich mit dem Skamander vereinigte. Der letzte führte noch einen andern, ältern Namen, Xanthos, wie ihn, nach Homer, die Götter nannten. Als einen Gott läßt ihn der Dichter mit Achilles kämpfen. Merkwürdig ist die Homerische Angabe, daß die eine der Hauptquellen dieses Flusses warm, die andre kalt sei, was neuere Reisende bestätigt haben. Jetzt nennen ihn die Türken den Fluß der 40 Quellen.

* Slaven (von Slava d. i. Ruhm), die zweite europäische Völkerfamilie, welche ihren Stammcharakter sich erhalten hat. Später als die Germanen wanderten die Sarmaten (s. d. Art.) aus Asien nach Europa; von ihnen stammten, nach Ptolemäus, die Wenden ab, ein mächtiges Volk, das im 4ten Jahrhundert nördlich von Dacien (Siebenbürgen) in dem großen Binnenlande der Wechselebene sich

ausbreitete, und mit den Gothen um seine Gränzen kämpfte. Jordanes, ein Schriftsteller des 6ten Jahrhunderts, sagt, daß dieses Stammvolk der Wenden sich in mehrere Aeste verzweigt habe, deren allgemeinste Benennungen Slavini und Antes gewesen seyen. Er unterscheidet daher drei Völker Eines Stammes durch die Namen: Veneti, Antes und Slavi. Der Hauptstamm-Name Wenden ist den Nationen eigen geblieben, die später in Deutschlands nordöstlichen Ländern einrücken; die Slaven wohnten um die südliche Weichsel bis an den Dniester; die Anten zwischen dem Dniester und Dnepr. Der Hunnen Einbruch in Europa befreite sie von dem gothischen, und Attila's Tod von dem hunnischen Joche. Darauf theilte sich ihnen die Bewegung mit, welche die germanischen Völker nach Süden und Westen trieb, indem zugleich fast ununterbrochen scythische oder mongolisch tatarische Horden-Schwärme, von der Wolga und dem Caucasus her, sie von den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres weg, theils nach Westen, theils nach Norden hin drängten. Also rückten im 6ten Jahrhundert die eigentlichen Wenden (nachmals die nördlichen Slaven) in die von den Gothen und Sueven verlassenen Wohnsitze an der Elbe ein, und die eigentlichen Slaven (oder die östlichen), in die Donauländer, bis zu den norischen und julischen Alpen hin; doch vermischten sie beide, und es entstanden zwei große wendisch-slavische Völkerbündnisse: das in Großchrobatien (Ostböhmen, Schlesien und Lodomirien), und das in Großserblien (Meißen, Westböhmen und Mähren). Zum Theil von den Franken, zum Theil von den Avaren unterjocht, zersplitterten sie in verschiedene Massen, die zuerst der Franke Samo um d. J. 623 zu einem mächtigen Reiche verband, das aber nach seinem Tode in viele Woywodschaften zerfiel, woraus vor dem Ende des 6ten Jahrhunderts, neue Völkernamen entstanden. Doch ist nur alles Sage. In Böhmen regierten Libussa, die Gründerin Prags um 722, und Przemisl, erster Herzog der Böhmen, späterhin Czechen genannt. Der Stamm der Liachen (wahrscheinlich ein Antenzweig) zog von der östlichen Donau an die Weichsel zurück, und breitete sich unter dem Namen Polianen in dem heutigen Polen (s. d. Art.) aus, zwei Aeste dieses Stammes, die Pommern und Lutitzer, rückten in das nordöstliche Deutschland (Pommern, Nieder-Lausitz) vor. Als wendische Volkszweige breiteten sich die Wilzen von der Oder durch die Mark bis jenseits der Elbe aus, und die Sorben bauten seit 640 das von den Hermunduren verlassene Land an der O…elbe (das heutige Meißen bis zur Saale) und das Havelland an; im heutigen Mecklenburg erhob sich später die Macht der Obotriten. Westwärts kämpften die Wenden in Deutschland um Land und Freiheit mit Thüringern und Franken; Carl der Große suchte das Bündniß der Einen und besiegte die Andern. Im Kampfe mit den Avaren unterjochte er die südlichen slavischen Länder, Kärnthen, Steyermark und Krain, in welchen er und spätere Kaiser deutsche Markgrafschaften gründeten (s. Oesterreich). Darauf wurden die norddeutschen Wenden von Deutschlands Königen aus dem sächsischen Stamme bis über die Elbe gedrängt, und im 10ten Jahrhunderte die Markgrafschaften Meißen, Lausitz und Brandenburg errichtet. Um dieselbe Zeit wurden die an dem Ausflusse der Donau zurückgebliebenen Anten von den einbrechenden Avaren, Bulgaren, Magyaren (Ungarn) u. A. theils vertilgt, theils in ferne Länder gedrängt. Der Name Anten verschwand. Wahrscheinlich waren es antische Stämme, die an den Dnepr und

an die Wolchow zogen; dort bauten sie Kiew, hier Nowgorod, die beiden slavischen Grundpfeiler des russischen Staats (s. Rußland). Die eigentlichen Slaven, von den Griechen um 527 Slavini genannt, behaupteten sich an dem nördlichen Ufer der Donau, fielen aber oft verwüstend in die römischen Provinzen ein, kämpften mit Bulgaren und Avaren um ihre Selbstständigkeit, nahmen Ausgewanderte aus Großserblien und Großcroatien auf, und stifteten mit ihnen vereinigt die slavischen Niederlassungen in Dalmatien (s. Illyrien), Servien, Croatien und Slavonien. Nach dem Untergange des großen mährischen Reichs, welches am Ende des 9ten Jahrhunderts der deutsche König Arnulf und die Ungarn zerstörten, worauf Mähren selbst an Böhmen fiel, erhob sich das der Obotriten, (in Lauenburg, Mecklenburg u. s. w.) unter König Gottschalk (ermordet 1066), und König Heinrich (st. 1126), bis es im 12ten Jahrhundert theils von den sächsischen Herzogen (s. Heinrich der Löwe), theils von den dänischen Königen erobert wurde. Böhmen behielt seinen slavischen Fürstenstamm, der aber die Hoheit der deutschen Kaiser anerkannte, bis 1306 (s. Böhmen). Langsam entwickelten sich Polen und Rußland (s. diese) zu selbstständigen Staaten; dagegen waren die an der Donau wohnenden Slaven, Slavonier, Bosnier und Croaten nie mächtig, und gehorchten fast immer benachbarten Nationen, den Griechen, Ungarn, Venetianern und Türken. Unterdessen hatten Jahrhunderte von Wanderungen und Kriegen die wendischen (slavischen) Völker von einer demokratischen Verfassung zu einer beschränkten monarchischen Regierung geführt. Ihre ersten Regenten waren ihre Stammältesten; später waren es tapfre und kluge Heerführer, genannt Gospodin oder Hospodar, Knees, Wojewode, Ban, Kral u. s. w. Ueber die Regenten hatten die heidnischen Priester eine große Gewalt, und der Oberpriester zu Arkon auf der Rügen gebot allen wendischen Nationen. Der vornehmste Gott der Slaven hieß Bog und seine Frau Siwa. Außerdem verehrten sie gute Götter (Belbog) und böse (Czernebog). Fast jeder Gau hatte seine Gottheit. Auf Rügen wurde Schwantewit, von den Obotriten Radegast, von den Havlern Herowit verehrt. — Als die Könige der Slaven erblich und die Großen gewissermaßen Mitregenten wurden, versanken die Gemeinen (das Volk) durch allmäligen Druck in völlige Leibeigenschaft. Dasselbe traf sie nach einem schrecklichen Vertilgungskriege unter ihren deutschen Besiegern und Herren, welche ihnen im 10ten und 11ten Jahrhundert das Christenthum aufdrangen. Nach Heinrichs des Löwen Sturz (im J. 1180) gelang es jedoch einigen wendischen Fürsten, sich in ihren Ländern als unmittelbare Reichsvasallen zu behaupten. Pribislaw, der Sohn des letzten Wenden-Königs der Obotriten, Niklot, nahm nach der alten Hauptstadt seines Landes den Titel Fürst von Mecklenburg an, und seine Nachkommen regieren noch in Schwerin und Strelitz. Also ist das Geschlecht Niklots in Mecklenburg das einzige in Europa jetzt übrig gebliebene, slavische (wendische), über 1000 Jahr alte Fürstenhaus. Bogeslaw und Casimir behaupteten sich als deutsche Reichsfürsten in den Herzogthümmern Pommern, von der Oder bis zur Weichsel, deren wendisch-polnische Bewohner Pommern und Cassuben hießen. Jaromar, Fürst der Rügen, der Erbauer Stralsunds (um 1178), regierte in Rügen und Vorpommern. Sein Geschlecht erlosch 1325; das Land huldigte darauf den Herzogen von Pommern. Pomerellen oder das Herzogthum Pommern an der Weichsel (jetzt West-

preußen) fiel im 14ten Jahrhundert an den deutschen Orden und im 15ten an Polen. Im eigentlichen Pommern aber erlosch das wendische Fürstenhaus, nach vielen Theilungen, erst im J. 1637 *). In den wendischen durch den Krieg entvölkerten Ländern selbst ließen sich deutsche Colonisten nieder, wodurch großentheils Sprache und Sitten (zum Theil schon im 15ten Jahrhundert, wie auf Rügen), nur nicht die Leibeigenschaft verdrängt wurde. Gleichwohl hat sich der alte Wendenstamm noch in mehrern Ländern des östlichen Deutschlands, z. B. im Altenburgischen, erhalten. Indeß ist seit dem Untergange der wendischen Königreiche der Name Slaven der allgemeinere worden. Noch sind die Bewohner Polens, Galiziens, Rußlands, Böhmens, Mährens, Slavoniens, Serbiens, Bosniens, Croatiens, Illyriens und Dalmatiens größtentheils Slaven. Ihre Zahl wird überhaupt auf 50 Mill. geschätzt; davon gehören 5 Mill. zu den südlichen Slaven, deren Mundart die illyrische oder serbische heißt. Im Allgemeinen ist der Slave beherzt, lebhaft und gastfrei. Er liebt die Nationalsitten und den Volksruhm, aber auch den Trunk; er ist fleißig, klug und anstellig. Unter allen Beschäftigungen liebt er am meisten den Krieg und den Ackerbau. In der Cultur ist er, mit Ausnahme des Böhmen und des Ragusaners im Mittelalter, hinter den deutschen zurückgeblieben; theils wegen seiner weitausgedehnten, vom Völkerverkehr entfernt liegenden Wohnsitze, um deren Gränzen die einzelnen slavischen Völker unaufhörlich kämpfen mußten, theils wegen der innern Verfassung der Staaten. In keinem slavischen Lande zügelte das Lehnsband die kleinen Herren des Bodens; in keinem konnte das Eigenthumsrecht den leibeigenen Bewohnern des Landes Fleiß und Wohlstand geben; in keinem wuchs der dritte Stand durch gesetzmäßige Ordnung zur Freiheit empor; in keinem faßte das römische Recht tiefe Wurzel, so wenig als die Cultur des Abendlandes; denn auf dieser Seite war überall der von allen Slaven tödtlich gehaßte Deutsche sein feindlicher Nachbar, oder sein Beherrscher und oft sein Unterdrücker. Zwar gab es einige Städte slavischen Ursprungs, die durch Handel aufblühten, wie Nowgorod, Kiev, Pleskow in Rußland (Danzig in Pomerellen war dänischen Ursprungs, und das Daseyn der alten mächtigen Handelsstadt der Wenden, Julin oder Wineta, welche in Pommern am Divenowstrom bei Wollin gelegen haben soll, muß nach Gebhardi Geschichte der wendisch-slavischen Staaten sehr bezweifelt werden); aber keine hatte sich einer langen Dauer zu erfreuen. Die einzige slavonische Republik Ragusa erhielt sich aber tausend Jahre, von 656 bis 1806. Sie war zugleich die erste Pflegerin der slavischen Literatur. K.

* **Slavische Sprachen.** Die slavische Sprache, welche in ihren Wurzeln sowohl als in ihren ausgebildeten Wörtern viel Aehnlichkeit mit der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache zeigt, wird von mehr als 80 Völkern, von den östlichen Ländern am adriatischen Meere bis zu den Ufern des nördlichen Eismeers und von der schwarzen Elster (auf dem rechten Elbufer) bis zu den Inseln des russischen Nordar-

*) Vergl. die Geschichte der Wenden in Deutschland in Pölitz's Geschichte der Staaten des deutschen Bundes, 1r Bd. 1. Abthl. Gesch. des österreichischen Kaiserthums. Leipzig 1817, und 2. Abthl. Gesch. der preußischen Monarchie. Leipzig 1818); ein Werk, das die genaueste und lichtvollste Darstellung dieses dunkeln Theiles des Mittelalters im wendischen Elb-, Oder-, Weichsel- und Donaulande enthält. Ueber den letzten blutigen Unterjochungs- und Verfolgungskampf, den der Sachsen Herzog, Heinrich der Löwe, mit den Obotriten kämpfte, s. C. W. Böttiger's Biographie Heinrichs des Löwen. Hannover 1819. Vergl. a. d. Art. Mecklenburg und Wenden.

rchipels an der Westküste von Amerika gesprochen. Nach Dombrowsky ist sie eine Tochter der nicht zu uns gelangten slavonischen Ursprache. Dieses Urslavonische artete in zwei Hauptmundarten aus: die antische und slavische. Jene war die Sprache der östlichen Slaven, der Anten; diese die der westlichen Slaven. Zu dem antischen Sprachstamm zählt Dombrowsky drei Aeste: die russische, die serbische und die croatische Sprache; eben so viel zu dem slavischen Sprachstamm: die böhmische, die sorbische und die polnische Sprache. Im Allgemeinen ist sie weniger ausgebildet, als die der europäischen Literatur-Völker; doch waren die Slaven unter allen europäischen Völkern die ersten, bei welchen die Bibel in ihre Muttersprache übersetzt wurde. — Die russische und die polnische Sprache haben eine nicht unbedeutende Literatur. Die serbische oder illyrische Sprache fängt seit Kurzem an mehr ausgebildet zu werden. Schon im J. 1814 gab Wuk Stephanowitsch in Wien eine serbische Grammatik und einen Band serbischer Nationalgesänge heraus, und im J. 1819 erschien in Wien sein Wörterbuch der serbischen Sprache mit deutscher und lateinischer Erklärung, das über 30,000 wirklich übliche Worte enthält. Die slavische Mundart in Bosnien und in der Bulgarei weicht von der serbischen sehr wenig ab. Von der croatischen Sprache unterscheidet sich die krainische oder windische Mundart, welche so wie die slawakische in Mähren, der böhmischen Sprache nahe verwandt ist. Das Wendische in der Lausitz ist eine aus dem Polnischen und Böhmischen gemischte Mundart; doch weicht das Wendische in der Niederlausitz von jener, oder der sorbischen Sprache sehr ab. Einen hohen Grad von Ausbildung und dadurch von Allgemeinheit hat die böhmische Sprache erlangt. Prag ist der Mittelpunkt der böhmischen Literatur. S. Dombrowsky's Gesch. d. böhmischen Sprache und Literatur Prag 1792. Uebrigens verhält sich das Böhmische, Russische, Croatische und Illyrische gegen die polnische Sprache eben so, wie das Plattdeutsche gegen das Hochdeutsche. K.

Slavonien, s. Sclavonien.

Smalte, s. Schmalte.

Smerdes oder Smerdis, ein Magier und Nachfolger des Kambyses auf dem persischen Thron, für dessen getödteten Bruder gleiches Namens er sich ausgab, und deshalb Pseudosmerdes, der falsche Smerdes, heißt. Er vermählte sich überdieß mit der Atossa, des Kambyses Wittwe, der Tochter des Cyrus. Endlich wurde der Betrug entdeckt, und der Magier ermordet.

† Smolensk. Smolensk, eine der ältesten Städte des russischen Reichs, ehemals zu Polen gehörig, der Schlüssel vom Innern Rußlands und das Thor der Straße nach Moskau, liegt am linken Ufer des Dnepr, und hat etwa 1500 Häuser und 12,000 Einwohner.

Snyders, oder Sneyders, auch Snyers (Franz), einer der berühmtesten Thiermaler, geb. zu Antwerpen 1579, gest. 1657. Zuerst widmete er sich der Fruchtmalerei und war ein Schüler Heinrichs von Bahlen. Er arbeitete viel in Verbindung mit Rubens, der sein Verdienst zu schätzen wußte. Man hat viele Gemälde von ihm mit Figuren von Rubens, Jordans, Hondhorst, Niculant, Mierevelt, und es ist schwer eine Verschiedenheit des Pinsels wahrzunehmen. Philipp III., der eine Hirschjagd von ihm gesehen, bestellte mehrere Jagd- und Schlachtstücke bei ihm: auch ward Snyders erster Maler des Erzherzogs Albert, welcher Gouverneur der Niederlande war. Er stellte die Thiere in seinen großen und reichen Bildern in

ihrer lebendigsten Eigenthümlichkeit im Kampfe dar, und wußte die Zustände der thierischen Seele, als Muth und Furcht, den bis zur Wuth gereitzten Zorn, List und Grausamkeit mit der höchsten Mannichfaltigkeit und kühner Kraft in einem glänzenden Bilde zu vereinigen. Seine Bären-, Wolfs- und Eberkämpfe zieren die größten Gallerien von Wien, München und Dresden. Doch stellte er auch die Thiere in ruhigen Zuständen mit Leben und Wahrheit dar.

Soda. Diesen Namen führt auch dasjenige Alkali, von welchem, unter seinem zweiten Namen Natrum, im Art. Alkalien gehandelt worden ist.

Sogdiana, eine Landschaft im nördlichen Persien, die jetzige Nordbucharei und einen Theil vom Lande Pelur und Klein-Tibet umfassend.

† Sokrates. Bald nach seinem Tode erkannten die Athenienser seine Unschuld an, und betrachteten die Unglücksfälle des Staats als eine Strafe für die an ihm begangene Ungerechtigkeit. Sie widerriefen das Dekret, das ihn zum Tode verurtheilt hatte, ließen den Melitus hinrichten, verbannten seine übrigen Ankläger, und ließen ihm durch Lysippus eine eherne Statue errichten. Sein Aeußeres war von Natur nicht günstig, ja fast häßlich; aber innere Anmuth verschönte ihn und zog alle edeln Menschen zu ihm hin. Kl.

Soldaten in taktischer Hinsicht, besonders der neufranzösischen. Das Heer ist Maschine und besteht aus Söldlingen und Fremden, oder aus Nationalkriegern; es sey begeistert von dem Durst nach Beute und Ruhm, oder von einer großen Idee. Darum ist die Zusammensetzung dieser furchtbaren Maschine nicht gleichgültig. Ihre Form ist ein Ergebniß des Verstandes, der die todte Kraft der Materie belebt. Mit der intensiven und extensiven Ausdehnung dieser mathematischen Herrschaft des Verstandes über die Körperwelt erweitert und vervollkommnet sich auch die Organisation der Soldatenmaschine und die Kunst ihres Gebrauchs. Beide bestimmen sich gegenseitig. In der Geschichte derselben kann man fünf Hauptperioden annehmen: die der römischen Legionen; die der germanischen Feudalheere; die der Erfindung des Schießpulvers; die der taktischen Feldherrnschule unter Ludwig XIV.; und die der strategisch-taktischen Schule der französischen Revolution. I. Die Römer kannten nur sehr unvollkommen den Stellungskrieg, der Monate lang vor der Schlacht um die Palme des Siegs mit Hin- und Herzügen kämpft. Sie brauchten weder Magazine noch Zeughäuser, noch künstlich gedeckte Operationslinien. Cäsar machte in Gallien Märsche von 16 Stunden Weges in 24 Stunden. In den Schlachten entschied die Richtung und die Kraft des Linienkampfs den Sieg. Bis zu den Zeiten des Scipio Africanus, der zuerst fremde Miethstruppen als Hülfsreiterei (Numidier, Spanier u. A.) brauchte, bestand das Heer aus römischen Bürgern und Bundestruppen (Sociis). Auf dem Campus Martius wurden die Legionen aus Verheiratheten und Unverheiratheten von 17 bis 46 und 50 Jahren, gebildet; keiner war befreit, außer wer zwanzig Feldzüge gethan hatte. Vor jedem Kriege wurden die geworbenen Legionen (denn stehende gab es erst unter Augustus) von den Kriegstribunen nach ihrer physischen und moralischen Beschaffenheit geordnet; die jüngern und ärmern nahm man zu den Velites, eine Art leichter Truppen. (Die Bogenschützen und Schleuderer waren Fremde.) Dann wählte man die Hastati aus, welche den Compagnien im Centrum unsrer Linien-Regimenter entsprechen; dann

folgten die Principes, dann die Triarii; endlich die Equites. Die Stärke und die Zusammensetzung der Truppengattung der Legionen waren sehr verschieden (s. d. Art. Legion). Jede stellte ein kleines Heer von 4—6000 Mann dar; sie hatte verhältnißmäßig alle Waffengattungen, Werkleute und Heerbedürfnisse bei sich; die Reuterei war nur der zwanzigste Theil der Legion, etwa 2 bis 300 Pferde; doch fochten die Reiter auch zu Fuß. Die Stärke des Heers beruhte auf dem Fußvolk. Ein Consularheer zählte nie mehr als 18,600 Mann, worunter 1800 M. Reiterei. In gefahrvoller Zeit vereinigte man mehrere Heere; das römische Heer bei Cannä war vierfach, denn es zählte gegen 80,000 Mann. Eine Cohorte war 4 bis 600 Mann. Schutz- und Angriffwaffen waren verschieden nach der Truppengattung. Ein römischer Soldat auf dem Marsche trug an Waffen, Heergeräth (z. B. Lagerpfähle) und Mundvorrath auf 19 bis 20 Tage eine Last von wenigstens 90 Pfd., also das Doppelte von dem, was ein Soldat jetzt trägt; daher vergleicht Vegetius ein mit tausend Pallisaden belastetes Heer einer wandernden Festung. Des Soldaten Körperkraft ward unaufhörlich geübt. Im Lager arbeitete er am Straßen- und Brückenbau, an Aquäducten u. s. w. Er war der beste Wallarbeiter, den man kennt. Das Treffen fingen die Veliten an; hatten sie sich auf die Flügel jeder Legion oder in die Zwischenräume zurückgezogen, so warfen die Hastaten ihre Wurfspieße, 12—15 Schritt weit auf den Feind, dann stürzten sie sich mit dem Schwert auf die feindlichen Glieder. Wurden sie geworfen, so rückten die Principes vor, und jene ordneten sich wieder im Hintertreffen. Wankten die Principes, so zog die dichte Schaar der Triarier, bis dahin auf die Kniee gestützt und mit ihren Schilden gedeckt, herbei. Wich nun der Feind, so trieben ihn vollends die Veliten und die Reiterei in die Flucht. Diese dreifache Linie der Schlachtordnung und der dreifache Kampf gaben der römischen Heerstellung den Vorzug vor der macedonischen Phalanx (s. d.). Uebrigens stand der römische Soldat immer im Lager, selbst in Friedenszeiten (castra stativa); dabei war er stets beschäftigt und strenger Mannszucht unterworfen. Dies erhielt ihn kräftig, und es gab auf Märschen weniger Kranke als bei uns. Ein römisches Heer auf dem Marsche konnte sich binnen sieben Minuten in Schlachtordnung stellen; bei uns brauchen 6000 Mann Infantrie mit ihrem Geschütz eine Stunde Zeit dazu. In den letzten Zeiten der Republick wuchs die Stärke der Heere ansehnlich durch Fremde und Sklaven; aber die innere Kraft nahm ab. Augustus stand als Imperator an der Spitze von 49 Legionen und 19,000 Pferden; dazu kamen noch 10,000 Prätorianer und Provinzialtruppen. Mit der Kriegszucht zerfiel die Kriegskunst. — II. Unter Honorius und Valentinian konnten die Legionen nicht länger der Wuth regelloser Angriffe der Hunnen, Gothen, Vandalen, Burgunder und Franken widerstehen, deren Kriegskunst in ihrer Masse, Körperkraft und stürmischen Entschlossenheit bestand. Erst Carl der Große gab seinen Heeren eine der Tapferkeit des Feindes überlegene Organisation; allein die Chroniken enthalten darüber nichts Näheres. Im 11ten und 12ten Jahrhundert bestanden die Heere aus Lehnsschaaren, die jeder Vasall auf 3 Monate oder 40 Tage zu dem Banner des Lehnsherren führte. Auf so lange nahm jeder seine Bedürfnisse mit sich; war die Zeit vorbei, so ging man nach Hause, der Krieg mochte geendigt seyn oder nicht. Die gepanzerte und mit Lanzen bewaffnete Reiterschaar, Gensdarmes, waren der Kern des französischen Heers; der übrige Haufe bestand aus

schlechtbewaffnetem und ungeübten Fußvolk, meistens Leibeigenen. Als die Künste in Italien wieder auflebten, wurde auch das Kriegswesen verbessert; der Krieg aber mit käuflichen Banden, die von sogenannten Condottieri geworben und befehligt waren, geführt. Die Schonung, mit der diese nur nach Sold und Beute gierigen Schaaren sich gegenseitig bekämpften, war Ursache, daß man auf Kriegslisten und künstliche Bewegungen sann, dadurch aber die Elemente der Taktik aufs neue erfand. Stellungen und Märsche, künstlicher Angriff fester Plätze, Ueberfälle und Vermeidung nachtheiliger Gefechte, bezeichnen die Kriegskunst des berühmten Duguesclin unter Carl V., König von Frankreich (1364—1380). Seine Cammeradschaften, 30,000 Mann, bestanden aus geordneten Haufen in großen Compagnien, die aber dem Lande nach dem Kriege durch ihre Raublust sehr zur Last fielen. Darauf kämpften die Schweizer für ihre Freiheit. Ihre Stärke waren ihr Fußvolk und ihre Gebirge. Um den geschlossenen Gliedern wohlgepanzerter und bewaffneter Ritter zu widerstehen, gaben sie dem Fußvolke Helm und Brustharnisch, Hellebarde und Schwert. Die Siege dieser Pikenmänner erregten die Aufmerksamkeit aller kriegerischen Nationen. Ludwig XI. von Frankreich miethete 6000 derselben, und in den italienischen Kriegen Carls VIII. war das Schweizer-Fußvolk (20,000 Mann) der Schrecken des Feindes; allein es trotzte auch seinem königlichen Soldherrn mit Abfall und Uebergang zu dem Feinde, wenn der Sold nicht gleich gezahlt wurde. Bereits früher hatte man ähnliche Schaaren solcher Lanzenmänner (Lanzenknechte) in Deutschland, Spanien und Frankreich errichtet; insbesondere hatte Carl VII. von Frankreich 15 Ordonnanz-Compagnien (1444) — das erste stehende Heer — und Freischützen (Francs archers 1449) errichtet; 16,000 Mann zu Fuß und 9000 Reiter. Die Schlachtreihen wurden nach den verschiedenen Waffen geordnet. Ludwig XI. brachte das Heer auf 29,000 Mann zu Fuß, und 19,000 Mann Reuterei. Dieß machte in der Folge eine neue Organisation nöthig. Franz. I. theilte die Infanterie in sieben Legionen, jede zu 6000 Mann, doch bald traten Regimenter von 2 bis 3000 Mann an ihre Stelle; diese theilte man später, um die schwere Masse leichter zu bewegen, in Bataillons von 6—700 Mann. Die Schützen waren leichte Truppen, und fochten wie die Velites der Römer; hinter ihnen zogen die geschlossenen Glieder der Lanzen in die Schlacht. — III. Seit dem 16ten Jahrhundert machte der Gebrauch des Schießgewehrs, Büchsen, Musketen und Kanonen, Epoche in der Umbildung der Schlachtordnung. Der berühmte spanische Feldherr Pescara siegte bei Pavia (1525) durch die von ihm klug angewandte Waffe des Feuerrohrs über die französische Reiterei. Allein es dauerte noch lange, ehe man den Gebrauch des schweren Geschützes mit dem der Lanze kunstmäßig verbinden lernte. Dieß versuchte zuerst Puysegür im Anfange der Regierung Ludwigs XIV. Jetzt war die Ueberlegenheit der Artillerie über jede andre Waffe entschieden; doch erhielt sich der Gebrauch der Lanzen noch bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts. Erst um diese Zeit vertauschte die leichte Cavallerie die Lanze mit dem Carabiner; allein die Schutzwaffen, Helm, Küraß u. s. w., wurden zu früh abgeschafft. Seit man statt der Luntenschlösser Hahn und Feuerstein brauchte, ward auch die Musketerie in die erste Schlachtlinie gestellt, und die 6—8 Mann tiefe Schlachtordnung nach und nach vermindert. — IV. Dies geschah vorzüglich seit der Einführung des schon um 1670 in Bayonne erfundenen Bayonnets. Die-

es Gewehr ist Pike und Feuerwaffe zugleich, da es aber, um nicht am Schusse zu hindern, mit einem Knie versehen ist, so kann die Wirkung des Stoßes nicht dieselbe seyn wie bei der Pike. Uebrigens hörte bei der nunmehr gleichen Bewaffnung der Unterschied zwischen leichter und schwerer Infanterie ganz auf, wodurch wichtige Vortheile beim Angriff entbehrt wurden. Die Heere belasteten sich mit einem großen Geschützpark und vielem Gepäck, was die Märsche sehr erschwerte. Endlich konnte man sich noch immer nicht von den Nachtheilen der tiefen Schlachtordnung überzeugen. Uebrigens stellte man schon jetzt die Infanterie in die Mitte, und die Cavallerie auf die Flügel und in die Reserve. (Marsin und Tallard wurden bei Höchstädt (s. Blenheim) geschlagen, weil sie die Reiterei in die Mitte gestellt hatten). Das wichtigste, was die Periode der Kriegskunst unter Ludwig XIV. auszeichnet, ist die Verbesserung jeder Art von Feuergewehr, die Vervollkommnung der Taktik und vorzüglich die Ausbildung der Befestigungs- und Belagerungskunst durch Vauban. Aber in die schwerfälligen Massen des Fußvolks brachte zuerst Friedrich II. durch Einfachheit, Ordnung und Leichtigkeit des Manövers mehr Beweglichkeit. Man feuerte schneller, und auf dem Schlachtfelde erfolgte jede Entwickelung und Schwenkung der verschiedenen Heerabtheilungen mit größerer Bestimmtheit. Zu den größten Generalen jeder Zeit gehörte der Marschall von Sachsen, der schon damals mehr als andre die Kunst des Krieges nach dem Geiste des französischen Soldaten zu berechnen verstand. Seit dem siebenjährigen Kriege galt das preußische Heer für das erste in Europa. Militärs aus allen Ländern eilten zu den Revüen nach Potsdam, um in Friedrichs Schule zu studiren. Aber reich an Theorie, arm an Erfahrung, bildeten sie sich ein, daß der Nationalcharakter des Soldaten und des Heers nicht unter die Kategorie der militärischen Berechnung gehöre. Vielmehr wurde der Soldat durchaus als Maschine behandelt, und der Dienst mit Kleinigkeiten überhäuft. Der französische Soldat, welcher weniger zur bloßen Maschine taugt, als irgend einer, vernachlässigte aus Verdruß darüber wesentliche Theile des Kriegsdienstes. Nur die französische Artillerie behauptete ihren alten Ruhm, weil sie, statt nachzuahmen, selbst Muster war. Die Waffenbereitung insbesondre erreichte die höchste Vollkommenheit unter Ludwig XIV. Dagegen erlitt die französische Kriegszucht, deren Basis die Ehre ist, den empfindlichsten Stoß durch den Kriegsminister Grafen von St. Germain, als er den Stock und die flache Klinge, nach deutscher Art einführen wollte. Uebrigens ward in der Taktik viel gekünstelt, immer verändert, und mit Systemen gespielt; doch am meisten schadete dem Geiste des Soldaten die Art der freiwilligen Werbung. Man stellte Landstreicher und Taugenichtse unter die Fahnen; oft trieben die Werber wahren Menschenraub. Darum nahm das Ausreißen überhand. — V. Alles gewann eine andre Gestalt durch und in der Revolution; zuerst in Frankreich. Das Vaterland, die Freiheit, der Stolz, der neue Schimmer des Ruhms, endlich die Aussicht auf Reichthümer, alles erhob das Kraftgefühl und den Nationalmuth des französischen republikanischen Soldaten zur höchsten Begeisterung *). Indeß war der Anfang des Krieges unglücklich. Die

*) Während der Belagerung von Mahon war der Wein wohlfeil; die Soldaten berauschten sich; ihr Dienst litt, und die strengsten Strafen halfen nichts. Endlich gab der Herzog von Richelieu den Befehl, daß, wer sich betrinke, nie die Ehre haben sollte, Sturm zu laufen. Seitdem ward im Lager kein Trunkener mehr gesehn. — Bei Marengo hatte ein Dragonerregiment sehr gelitten, und

adelichen Offiziere waren zahlreich ausgewandert; andre, zum Theil unbekannte, traten an ihre Stelle; die alten Linientruppen hatten die Kriegszucht verlernt. Jetzt lös'ten sich alle Bande der Subordination auf. Frankreich war ohne Vertheidiger. Da vernahm das Volk den Ruf des Alterthums, daß jeder Bürger selbst das Vaterland schützen müsse, und auf die erste Requisition, die der Unverheiratheten von 18 bis 25 Jahren trat eine Million unter die Waffen. Ihre Schule war das Schlachtfeld; ihre Mannszucht die Begeisterung; ihre Kriegskunst der Ungestüm des ersten Angriffs. Mit gefälltem Bajonnet, Siegeslieder singend, erstürmten sie die feindlichen Batterien. Solcher Muth machte grobes Geschützfeuer unnütz. Als aber die Begeisterung allmählig abnahm, da trat das Schrecken und die Guillotine **) an ihre Stelle; da brauchten die französischen Feldherren wieder Artillerie, und bald entschied den Sieg nur die größere Menge des Geschützes. Wenn Ludwigs XIV. Heer auf 90,000 Mann nicht mehr als 40 Kanonen hatte, und im siebenjährigen Kriege eine eben so starke Armee 190 bis 200 Kanonen; so waren bei Austerlitz, Jena, Friedland, Wagram, Dresden, Leipzig wohl an 1200 Kanonen im Feuer. Die Vermischung der alten Linientruppen mit den Bürgersoldaten machte die neuen Heerabtheilungen in Divisionen, Brigaden, halbe Brigaden (2400 M. oder 3 Bataillone) nöthig. Aber die neuen Verwaltungs- und Wirthschafts-Conseils verursachten viel zu viel Schreibereien und Tabellenwerk. Im Gefolge des Heeres befanden sich eine Menge Commissäre und Agenten, verderblich dem Lande und oft dem Heere selbst. Am wichtigsten war das in Nordamerika's Freiheitskriege ausgebildete Tirailleursystem, das jetzt bei den Franzosen in Anwendung kam; daher wurden die leichten Truppen nicht nur vermehrt, sondern auch neu organisirt. Die Linien-Infanterie lernte zugleich den Dienst der leichten, und bald waren die französischen Scharfschützen eben so furchtbar als die Tyroler und Croaten. Um schnell zu marschiren und jede Bewegung leicht auszuführen, schaffte man die Packwagen bei den Bataillons ab; sie erhielten Packpferde. Das leichtere Geschütz wurde bataillonsweise, 2 Vier- höchstens Sechspfünder, unter die Divisionen vertheilt. Der schwere Artilleriepark blieb zurück und unnützes Gepäck hatte man nicht. Am furchtbarsten unter allen Waffen wurde die schon von Friedrich II. erfundene leichte Artillerie bei den neufranzösischen Heeren ausgebildet; sie manövrirte mit außerordentlicher Leichtigkeit und Schnelle. In der Schlacht bei Dresden (26 u. 27. Aug. 1813) brachten 60 Batterien reitender Artillerie von etwa 240 Stück das feindliche Feuer in Zeit von drei Stunden zum Schweigen. Nur beging man den Fehler, diese Truppen, welche überall vertheilt und überall zusammengezogen werden müssen, in Regimenter zu ordnen. Napoleon führte daher zuletzt eine Regiments-Artillerie bei jedem Corps Linientruppen ein. Auffallend ist es, daß man nicht früher als seit 1793 auf den Gedanken kam, dem Heer-Fuhrwesen eine mi-

Buonaparte versprach den Tapfern, bei der Musterung nach der Schlacht, gute Standquartiere. „Nein, riefen die Soldaten, morgen werde uns die Ehre des ersten Angriffs!" Mit solchen Soldaten konnten geschickte Feldherrn Wunder thun.

**) Als es nach dem Verluste der Weissenburger Linien (13. Okt. 1793) an Feldherren fehlte, foderten die Convents-Commissäre St. Just und Lebas jeden Soldaten, der sich dazu fähig fühle, auf, sich an die Spitze des Heers zu stellen, aber bedrohten ihn mit dem ganzen Zorne des Volks, wenn er sich durch Eigenliebe täuschte, und ein Opfer seiner Vermessenheit würde. Nur elf Offiziere boten sich dar, mit der Verpflichtung zu siegen oder zu sterben; unter ihnen waren Kleber, Pichegrü, Dessaix und Hoche.

litärische Einrichtung zu geben. Diese wichtige Verbesserung wurde bald allgemein nachgeahmt; am vollkommensten wohl in Rußland. Bei der beträchtlichen Größe der Armeen war der Gebrauch von Zelten und Barracken nicht möglich; so kam das verderbliche Bivouackiren auf, ein Gebrauch, der den Franzosen ein entschiedenes Uebergewicht über den Feind gab, aber in Kurzem die Armee durch Krankheiten schwächte. Die großentheils zweckmäßigen Veränderungen in der Bekleidung, Bewaffnung und Verpflegung der Truppen übergehen wir; es ist bekannt, welche Heere sich durch Vermeidung alles dessen, was bloßer Putz und kostbare Spielerei oder wohl gar der Gesundheit nachtheilig ist, auszeichnen. Eben so wenig können wir hier die Grundsätze der neuern Strategie berühren, die ebenfalls Einfluß auf die Anordnung der Märsche, um den Feind auf seiner Streitlinie zu umgehen, oder seine Flügel zurückzuwerfen, auf die Ausbildung des Generalstabs und auf die Organisation der Heerabtheilungen gehabt haben.

Solidarisch, in solidum, s. Alle für Einen.

Solingen, eine durch ihre große Gewerbsamkeit berühmte Stadt in dem Regierungsbezirke Düsseldorf der preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg, ist offen und liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße die Wipper fließt. Sie hat jetzt, ohne das dazu gehörige große Kirchspiel, 3000 Einwohner, mit demselben aber gegen 9000, welche außer Seiden-, Band- und Siamoisenfabriken, vorzüglich wichtige Stahl- und Eisenfabriken unterhalten. Alle nur erdenkliche Sorten von Klingen, Griffen, Bajonneten, Ladestöcken und eine Menge anderer Dinge zu Waffen- und Kriegsgeräth werden hier verfertigt, ferner Messer, Gabeln, Scheeren, Rappiere, Korkzieher, Stiefelhaken, Feuerstahle 2c. Man versteht den Klingen eine solche Härte zu geben, daß sie, ohne eine Scharte zu bekommen, Eisen durchhauen können und liefert sie von einem bis zu fünfzig Corolin. Vor der französischen Revolution wurden hier jährlich 206,000 Pfund Eisen zu Degenklingen, 850,000 Pfd. zu Messerklingen, 7 bis 8000 Karren Steinkohlen und 3 bis 400 Karren Holzkohlen verbraucht. Der Handel mit den solinger Eisen- und Stahlwaaren ist durch ganz Europa ausgebreitet, und geht auch stark nach Amerika.

† Solms, eine berühmte altgräfliche und fürstliche Familie in der Wetterau, deren Stammhaus seit dem 14ten Jahrh. Braunfels war. Des Grafen Heinrichs V., genannt Westerburg nach seiner Gemahlin (st. 1312), jüngerer Sohn Bernhard, ist der Stammvater der noch blühenden Linien. Seine Enkel gründeten 1409 die Linie Solms-Braunfels, und die Linie Solms-Lich; jene stammt von Bernhard dem Jüngern, diese von seinem Bruder Johann ab. Solms-Braunfels theilte sich in drei Zweige; von denen nur der Zweig Greifenstein übrig ist, der im Jahr 1693 den Namen Braunfels annahm, und 1742 in den Fürstenstand erhoben wurde. Solms-Lich theilte sich in zwei Hauptzweige: 1) Lich und Hohensolms, seit 1792 fürstlich, und 2) Laubach, die gräflich geblieben ist. Beide fürstliche Häuser bekennen sich zur reformirten Kirche. — Die Herrschaft Groß-Leipe liegt in Schlesien; die Herrschaft Sonnewalde und die Herrschaft Baruth liegen im preuß. Herzogthume Sachsen; die Herrschaft Wildenfels liegt im k. sächs. Erzgebirge.

† Solothurn. Die Vollziehung der Gesetze, die Verwaltung und die Einleitung der Geschäfte ist einem kleinen Rathe von 21, und die letzte Entscheidung in Rechtsstreitigkeiten einem Appellationsge-

richte von 13 Mitgliedern anvertraut; beide, so wie das Cantonsgericht (für geringere Vergehen) werden aus dem Mittel des großen Rathes besetzt. Die Staatseinkünfte betragen jährlich ungefähr 150,000 Franken. Zur Bundesarmee stellt der Canton 994 Mann, und der Geldbeitrag ist auf 18,097 Franken festgesetzt. Die Hauptstadt Solothurn, liegt in einer der schönsten Gegenden der Schweiz, wo mehr Wiesen als Felder und mehr Hügel als Ebenen, und viele Obstbäume, große Waldungen und überall hübsche Landhäuser sich befinden. Das nahe Juragebirge giebt der Gegend im Allgemeinen den Alpencharakter. Die Stadt ist auf einem sanften Hügel an der Aar gebaut, welche sie in zwei ungleiche durch zwei hölzerne Brücken wieder verbundene Theile trennt. Man zählt 550 Häuser und 4000 Einwohner. Wälle mit angenehmen Spaziergängen umgeben die Stadt, deren Straßen zwar weder eben noch gerade, aber ziemlich breit, reinlich und durch mehrere ansehnliche Gebäude und viele schöne Brunnen geziert sind. Unter den Gebäuden sind zu bemerken: die Stiftskirche des heiligen Ursus mit einem 190 Fuß hohen Thurme, einer schönen Vorderseite und einem schönen Choraltare; die Jesuitenkirche; das Zeughaus mit vielen Harnischen und eroberten Fahnen; die ehemalige Residenz des französischen Gesandten (jetzt eine Kaserne) und das Theater. Man findet hier ein Lyceum und Gymnasium, eine Stadtbibliothek von 8000 Bänden, ein Waisenhaus, eine große Kattundruckerei, eine Kattun-, Leder-, Tabak- und Holzsäurefabrik, eine Buchhandlung, zwei Buchdruckereien und verschiedene geschickte Künstler. Die starke Waarendurchfuhr zu Land und Wasser macht die Stadt lebhaft. Zu der eine halbe Stunde entfernten Einsiedelei der heiligen Verona führt ein anmuthiger Weg an der Seite eines Baches, zwischen Felsen hindurch; auf der Anhöhe, westlich vom Eingange, bietet sich beim Denkmale des Schultheißen von Wenge eine schöne Aussicht dar; entfernter liegt gegen Morgen das Landhaus Waldeck mit angenehmen Anlagen. Beliebt sind auch die Spaziergänge in die Bäder Attisholz und Ammanlak.

Solution, Auflösung, s. d. Art.

Somasker heißen die 1528 zu Venedig vereinigten regulirten Kleriker von St. Majol zur Pflege der Armen und Erziehung der Waisen nach ihrem Hauptsitze, dem Städtchen Somaska im Mailändischen. Sie waren von 1546 bis 1555 mit den Theatinern vereinigt und wurden erst 1568 vom Papste als geistlicher Orden nach Augustins Regel anerkannt. Außer Italien, wo sie sich durch Anlegung von Waisenhäusern und Lehranstalten gemeinnützig machten, haben sie sich nie verbreitet und überhaupt nur im Stillen gewirkt. Noch jetzt unterhalten sie Schulen in Rom und Pavia.

Sommerzeichen. Mit diesem Namen belegt man diejenigen Zeichen der Ekliptik (s. d. Art.), durch welche die Sonne auf ihrer scheinbaren Bahn, während des astronomischen Sommers, ehemals fortrückte; ohne die Veränderung zu berücksichtigen, welche darin durch das Vorrücken der Nachtgleichen (s. d. Art.) vorgegangen ist. Man rechnet daher für die nördliche Hemisphäre noch immer den Krebs, Löwen und die Jungfrau; für die südliche aber den Steinbock, Wassermann und die Fische, zu den Sommerzeichen.

*Sonne. Dieser prächtige Himmelskörper, von welchem Wärme und Leben für uns ausströmt, bietet uns den Anblick einer kreisrunden und glänzenden Scheibe dar; aus welcher Erscheinung, mit Berücksich-

...igung der Beobachtungen, zu denen die Sonnenflecke (s. d. A.) Veranlassung gegeben haben, folgt, daß dieses Gestirn eine der Kugelgestalt sehr nahe kommende Form habe, und sich in einer Zeit, die man etwa auf 25½ Tag festsetzen kann, um seine Achse drehe; indem nur eine Kugel dem Auge, unter allen Stellungen, auf die vorangegebene Art erscheinen kann. Den wahren astronomischen Bezug der Sonne, nicht nur zu unsrer Erde, sondern überhaupt zu allen Haupt- und Nebenplaneten unsres Systems, dem zu Folge sie in dem einen Brennpunkte sehr wenig excentrischer Ellipsen liegt, welche die ersteren, in Begleitung der letzteren, um dieselbe beschrieben, kennen wir seit Keppler (s. d. Art.), und es kommt davon noch etwas im Art. Sonnensystem vor. Ihre Entfernung von der Erde, deren Bestimmung den Astronomen durch Beobachtung ihrer Parallaxe endlich mit ziemlicher Genauigkeit geglückt ist, beträgt in runden Zahlen zwischen 20 und 21 Mill. geographische Meilen; sie ist also über 400 Mal weiter als der Mond von uns entfernt; und, um sich eine anschauliche Vorstellung von dieser Entfernung zu machen, eine Kanonenkugel, die 600 Fuß in der Secunde zurücklegt, würde gegen 26 Jahre zubringen, ehe sie dieselbe erreichte. Der scheinbare Sonnendurchmesser ist dem des Mondes ziemlich gleich, nehmlich etwas über ½°, jedoch, nach Maßgabe der verschiedenen Punkte der Bahn, von denen aus wir denselben beobachten, verschieden; eine nothwendige Folge der eben erwähnten Gestalt dieser Bahn. Noch mehr: die Schlüsse, welche wir aus der verschiedenen Größe des Durchmessers auf die verschiedene Entfernung der Sonne von uns machen, treffen mit demjenigen vollkommen zusammen, was wir, aus andern Gründen, darüber wissen; und diese allerseitige Bestätigung erhebt die Darstellung und Behauptungen der heutigen Astronomie über jeden Zweifel. Die Masse der Sonne verhält sich zur Masse der Erde, den neuesten Angaben der Exposition du Système du monde zu Folge, = 337.086 : 1; im Durchmesser ist sie 112, an Oberfläche 12,700, an körperlichem Raume 1,435,000mal größer; die Erde erscheint, wie sich Biot auf diese Veranlassung ausdrückt, als ein Sandkorn gegen die Sonne, welche ihrerseits nur ein Punkt im unermeßlichen Himmelsraume ist. — Ueber die physische Beschaffenheit des Sonnenkörpers sind die Astronomen von sehr verschiedener Meinung gewesen. Wir wollen die Leser nicht mit Anführung aller dieser verschiedenen Hypothesen ermüden, sondern nur diejenige anführen, welche Herschel aufgestellt hat. Nach seiner Meinung ist die Sonne ein, mit einer ungeheuren, beständig von leuchtenden Wolken erfüllten Atmosphäre umgebener, für sich aber finsterer Körper, auf dessen Oberfläche sich, gleich wie auf unserer Erde, Berge und Thäler befinden. Indem sich seine leuchtenden Wolken an einzelnen Stellen zuweilen zurückziehen und somit den Sonnenkörper theilweise entblößen, entstehen die in einem eignen Art. beschriebenen Sonnenflecke. — Diese Meinung scheint vor der Ansicht von La Place, der sich die Sonne als einen brennenden Körper vorstellt, den Vorzug zu verdienen, weil sie uns den erhebenden Gedanken der Bewohnbarkeit dieses Gestirns fassen läßt, welcher sich mit der weisen Raumnutzung einer gütigen Allmacht besser verträgt. D. N.

Sonnenbahn, s. Ekliptik.

Sonnencirkel, Sonnencyclus, s. Cyclus.

Sonnenjahr, s. Jahr.

Sonnenparallaxe. Was man unter Parallaxe, und na-

mentlich unter Horizontalparallaxe im Allgemeinen zu verstehen habe, ist im Art. Parallaxe gezeigt worden. Die Horizontalparallaxe der Sonne insbesondere haben uns erst die, in den Jahren 1761 und 1769 statt gefundenen so berühmt gewordenen Durchgänge der Venus durch die Sonnenscheibe mit größerer Genauigkeit kennen gelehrt. Da die Erdbahn nemlich die Bahn der Venus einschließt, so muß letzterer Planet zuweilen, zwischen uns und der Sonne, vor dieser vorbeigehen. Die Zeitdauer eines solchen Durchgangs, für den Mittelpunkt der Erde, läßt sich berechnen; auf der Erdoberfläche beobachtet man sie. Der Unterschied beider Resultate läßt auf Horizontalparallaxe, und somit auf die Entfernung beider Himmelskörper schließen. Auf diese Weise ungefähr hat man die mittlere horizontale Parallaxe der Sonne = 8″, 50 gefunden. Die nächsten Durchgänge werden in den Jahren 1874 und 1882 Statt finden.

Sonnenrauch, s. Höhenrauch.

* Sonnensystem. Die neuere Astronomie hat sich zu der Vorstellung erhoben, ein jeder Fixstern sey eine Sonne, der sich, aus Gründen der Analogie, ein System umlaufender Haupt- und Nebenplaneten beilegen lasse. Im engern Sinne versteht man aber unter Sonnensystem unsere Sonne mit ihren Planeten, Monden und Cometen. Demnach gehören zum Sonnensysteme, außer einer unbestimmten Anzahl von Cometen, die Planeten Merkur, Venus, Erde mit einem Monde, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter mit 4, Saturn mit 7, und letztlich Uranus mit 6 Monden. Alle diese Planeten in Begleitung ihrer Monde, laufen sowohl als die Cometen in elliptischen Bahnen um die Sonne, in deren einem Brennpunkte diese thront, und, durch die mächtige Kraft ihrer Anziehung, jene in ihren Bahnen erhält (s. Centralkräfte). Ebenmäßig beschreiben die Monde oder Nebenplaneten, unbeschadet ihrer Bewegung mit den Hauptplaneten um die Sonne, gleichzeitig Ellipsen um die letzteren; wie z. B. eine auf dem Brette umlaufende Kugel mit diesem umhergetragen werden kann, ohne daß dadurch in der ersteren Bewegung etwas geändert wird. Außerdem sind die Planeten einer Umdrehung um ihre eigne Axe (Rotation) unterworfen, welche, verbunden mit der Neigung der letzteren gegen die Ebene der Bahn und dem Verharren in dieser Lage (Parallelismus) auf den erhebenden Gedanken der Bewohnung ihrer aller durch empfindende Wesen führt, zu deren Nutzen jene beiden Einrichtungen angeordnet zu seyn scheinen. Alle Fortschritte der Astronomie, z. B. der kürzlich durch La Place entdeckte Umstand, daß die Jupitersmonde nie alle zugleich verfinstert, und den Nächten des Planeten ihre Erleuchtungen daher nie ganz entzogen werden können, scheinen diese Vermuthung zu bestätigen. Es kann hier nicht der Ort seyn, in das Einzelne aller der Erscheinungen einzugehn, welche unser Sonnensystem darbietet. Uns muß es genügen, nur einiges von dem Merkwürdigsten anzuführen. Dahin gehört z. B. die bewundernswürdige Regelmäßigkeit in der Vertheilung der Planeten durch den Himmelsraum. Schon vor Entdeckung der vier neuen Planeten, Ceres, Vesta, Juno und Pallas, wußte man, daß die Entfernungen der übrigen von der Sonne nach dem Gesetze der Reihe: 4; 4 × 3; 4 × 2. 3; 4 × 4. 3; 4 16. 3; × 4 × 32. 3; 4 × 64. 3. wachsen. In dieser Reihe fehlt, wie man sieht, zwischen den dem Mars und dem Jupiter entsprechenden Gliedern 4 × 4. 3 und 4 × 16. 3, das Zwischenglied 4 × 8. 3, worauf man die Vermuthung gründete, daß sich in dieser Entfernung ein

noch unentdeckter Planet befinden müsse, eine Vermuthung, die durch die Entdeckung jener vier neuen Planeten bestätigt worden ist, welche in der That jene verhältnißmäßige Entfernung haben. Ein anderer merkwürdiger Umstand, welcher ebenfalls auf die Aehnlichkeit zwischen unsrer Erde und den übrigen Planeten hindeutet, ist die starke Abplattung des Jupiters. Es wird in dem Art. Abplattung gezeigt, daß dieselbe von dem ursprünglich weichen Zustande des Erdkörpers und dem Einflusse der Axendrehung darauf abhängig gewesen sey. Da nun Jupiter einer sehr schnellen Axendrehung unterworfen ist, so mußte, unter Voraussetzung eines ursprünglich ebenfalls weichen Zustandes seiner Masse, seine Abplattung sehr bedeutend ausfallen, und dieses hat sich bei der nachherigen Beobachtung auch wirklich so befunden. — Was das Historische dieses Art. betrifft, so begnügen wir uns, auf den Art. Copernicus und Keppler zu verweisen, wo der Antheil, den jeder dieser beiden unsterblichen Männer an Entdeckung der Hauptsätze unsrer heutigen Theorie des Sonnensystems hat, ausführlich dargestellt ist, und schließen mit einer tabellarischen Uebersicht unsers Sonnensystems in den vorzüglichsten Beziehungen.

Durchmesser der Erde, = 1719 geogr. M., Oberfläche = 9,282,060 Q. M. Räumlicher Inhalt = 2,659,310,190 Cubikmeilen.

	Syderische Revolution	Rotation.	Entfernung von der Sonne Geogr. M.	Räumlicher Inhalt. Erde Einheit
Sonne		25 T. 14 St.		1,400,000
Merkur	88 Tage	unbekannt	8,000,000	$\frac{1}{16}$
Venus	$224\frac{3}{4}$ —	23. 22′	15,000,000	1
Erde	1 Jahr —	1 — —	21,000,000	1
Deren Mond . .	— $29\frac{1}{2}$	$29\frac{1}{2}$ — —	v. d. E. 51600	$\frac{1}{16}$
Mars	1 — 322	1 — 39	32,000,000	$\frac{1}{5}$
Vesta	3 — 224	unbekannt	50,000,000	sehr klein
Juno	4 — 131	— —	55,000,000	kl. als Ceres
Ceres	4 — 220	— —	57,700,000	kl. a. Erdmond
Pallas	4 — 221	— —	eben so	" " Erdmond
Jupiter m. 4 Mond.	11 — 314	" 9. 56	108,000000	1474
Saturn mit 7 Monden	29 — 169	" 10. 16	199,000000	1030
Uranus m. 6 Monden	84 — 9	unbekannt	400,000000	unbekannt.

Sonnentafeln. Obwohl sich die Erde um die Sonne bewegt, pflegt man doch bei den Rechnungen, die sich auf den allaugenblicklichen Platz der ersteren in ihrer Bahn beziehen, gegentheils die scheinbare Bewegung der letzteren anzunehmen, weil nur diese wirklich beobachtet wird, und daher, statt des wirklichen Ortes der Erde, den, jedesmal um 6 Zeichen davon verschiedenen, anscheinenden der Sonne anzusetzen. Die Rechnungsdata, welche zur Findung dieses Ortes für jede Zeit erfodert werden, sind zum Nutzen der Astronomen in eigenen Werken zusammengestellt, welche, aus den angegebenen Gründen, den Namen „Sonnentafeln" führen, deren Einrichtung aber hier nicht aus einander gesetzt werden kann.

* **Sonnenwenden.** Wenn man sich den scheinbaren Jahreslauf der Sonne durch die Ecliptik versinnlicht, so findet man, daß sich ihre Abweichung (s. d. Art.) täglich verändern muß, und zwar bis zu ei-

ner gewissen Grenze zu- und dann wieder abnehmend. Die beiden Punkte der Ecliptik nun, in welchen sich die bisherige Zunahme der Abweichung wieder in eine Abnahme zu verwandeln anfängt, heißen eben deßwegen Sonnenwenden oder auch Sonnenstillstands- (Solstitial) Punkte, weil nemlich diese Veränderung in den ersten Tagen kaum zu spüren ist, und die Sonne daher rücksichtlich der Abweichung still zu stehen scheint. Um den 21sten Juni erreicht die Sonne den Punkt der größten nördlichen (Sommersonnenwende), um den 21sten December den Punkt der größten südlichen Abweichung (Wintersonnenwende-Punkt), und macht, in Folge davon, wie bekannt, den längsten und kürzesten Tag.

* Sonnenzeit. Man rufe sich, um einen deutlichen Begriff von dem, was unter Sonnenzeit verstanden wird, zu erlangen, die Erde in der gleichzeitigen doppelten Bewegung, um ihre Axe und in ihrer Bahn um die Sonne, vor die Vorstellung. Während einer Rotation wird etwan 1° in der Bahn zurückgelegt, und um eben so viel muß sich daher die Erde, nach Vollendung der ersteren, noch um ihre Axe umzuwälzen fortfahren, ehe der nemliche Meridian die Sonne wieder erreichen kann. Dieß wird vollkommen klar, wenn man die kreisförmige Bahn der Erde um die Sonne, und, in derselben, die Erdkugel an zwei entsprechenden Punkten verzeichnet. Die Zeit, welche, auf diese Weise, von einer obern Culmination der Sonne bis zur andern verstreicht, heißt allgemein Sonnentag, oder in ihrer auf letzteren bezogenen Eintheilung, Sonnenzeit. Nun sind aber die Räume, um welche die Erde von Tag zu Tag in ihrer Bahn fortrückt, nicht gleich, wozu sich noch ein anderer, von der Neigung ihrer Axe gegen die Ebene der Ecliptik und deren ununterbrochenem Parallelism abhängiger Umstand gesellt, und die wahren Sonnentage können es also auch nicht seyn. Daher unterscheidet man von dieser wahren Sonnenzeit die mittlere, bei welcher letzteren man sich auf eine mit gleichförmiger Geschwindigkeit um die Sonne laufende Erdkugel bezieht, deren Axe zugleich auf der Ebene der Bahn senkrecht steht. Die Sonnenuhren zeigen die vorangegebene wahre, unsre Taschen- und anderen Uhren dagegen, als mechanische Werkzeuge, nur solche mittlere Sonnenzeit; der Unterschied zwischen beiderlei Zeit heißt Zeitgleichung. Zum Nutzen unsrer Leser geben wir hier eine Art von Tabelle derselben, woraus sie ersehen können, was ihre Taschen- oder Penduluhren an jedem ersten Monatstage zeigen sollten, wenn die Sonnenuhr zwölf zeigt:

den 1sten	Januar	— 12	Uhr.	3′	48″
= 1sten	Februar	— 12	=	13′	58″
= 1sten	März	— 12	=	12′	46″
= 1sten	April	— 12	=	4′	8″
= 1sten	Mai	— 11	=	56′	59″
= 1sten	Juni	— 11	=	57′	18″
= 1sten	Juli	— 12	=	3′	14″
= 1sten	August	— 12	=	5′	58″
= 1sten	Septbr.	— 11	=	59′	58″
= 1sten	October	— 11	=	49′	49″
= 1sten	Novbr.	— 11	=	43′	46″
= 1sten	Decbr.	— 11	=	49′	9″

D. N.

Soult (Nicolas), Herzog von Dalmatien, geb. 1769 zu St. Amand, trat schon im 16ten Jahr als gemeiner Soldat ins Militär.

Beim Ausbruch des Kriegs im J. 1792 wurde er bei einem Bataillon Freiwilliger vom Oberrhein Unteroffizier. Dies Bataillon kam zur Mosel-Armee und Soult fand Gelegenheit sich auszuzeichnen, so daß er schnell alle unteren Grade durchlief, 1796 zum Brigade- und 1798 zum Divisionsgeneral ernannt wurde. 1799 machte er gegen Suwarow den Feldzug in Italien, wurde mit Massena in Genua gefangen, in Folge der Schlacht von Marengo aber wieder frei. Nach diesen Beweisen von Talent und Muth, die er gegeben, wurden ihm von jetzt an die wichtigsten Aufträge zu Theil, und im J. 1804 wurde er von Napoleon zur Würde eines Reichsmarschalls erhoben. In den Kriegen von 1805 und 1806 diente er mit der größten Auszeichnung und nahm an den Schlachten von Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau und Friedland den ruhmvollsten Antheil. Bei dem Ausbruch des Kriegs mit Spanien erhielt er hier einen Oberbefehl, verfolgte General Moore auf seinem Rückzuge und wandte sich dann nach Portugall, aus welchem er sich aber bald nachher mit Verlust zurückziehen mußte. Soult blieb während der J. 1819—1813 in Spanien und hatte in den wichtigsten Ereignissen, wegen welcher wir auf die Art. Spanien und Wellington verweisen, Antheil. 1813 wurde er von Napoleon aus Spanien abgerufen, um in dem Krieg gegen Rußland und Preußen gebraucht zu werden, allein nach der für die franz. Waffen so nachtheiligen Schlacht von Vittoria wurde er von Dresden aus wieder nach Bayonne geschickt, um den Oberbefehl über die Trümmer der aus Spanien zurückgeschlagenen franz. Armeen zu übernehmen. Er wurde indessen von Wellington in Folge mehrerer nachtheiliger Gefechte bis unter die Mauern von Toulouse zurückgedrängt, wo am 10. April 1814 (also elf Tage nach der Einnahme von Paris und Restauration der Bourbons) zwischen ihm und Wellington noch eine blutige, abermals für ihn nachtheilige Schlacht gefochten wurde. Soult erkannte jetzt die Bourbons an und wurde vom König zum Militärbefelshaber in der Bretagne ernannt. Zu Ende 1814 wurde er Kriegsminister, welchen wichtigen Posten er bis zu Napoleons Rückkunft im März 1815 behielt, wo er denselben wenige Tage vor Napoleons Ankunft in Paris an Clarke abgab. Während der hundert Tage wurde Soult von Napoleon zum Pair und Majorgeneral ernannt, wohnte den Schlachten von Ligny und Waterloo bei und folgte nach der Capitulation von Paris den Resten der franz. Armee hinter die Loire. Er wurde hierauf in die Ordonanz vom 24. Juli einbegriffen und mußte Frankreich verlassen. Von jetzt an hielt er sich mit Erlaubniß der preuß. Regierung in Düsseldorf auf, da seine Gemahlin aus dem Herzogthume Berg zu Hause ist. Im Mai 1819 erhielt er vom Könige die Erlaubniß zur Zurückkehr nach Frankreich.

Southey (Robert), königl. großbrit. Hofpoet, geb. zu Bristol 1774. Er studirte 1792 zu Oxford in der Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, allein seine revolutionairen Gesinnungen giengen zu dieser Zeit so weit, daß sie ihn nicht allein von seiner Bestimmung ableiteten, sondern er mit seinen Freunden Lovell und Coleridge sogar auf den tollen Einfall kam, an den Ufern des Susquehannah in Nordamerika eine Republik zu gründen, der indeß, wie sich erwarten ließ, scheiterte, worauf Sir Robert mit seinem Oheim, dem Caplan Hill, auf längere Zeit nach Portugal reisete. Im J. 1796 erschein sein episches Gedicht Jeanne d'Arc, wodurch er in einem hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Im nächsten Jahre gab

er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, die ebenfalls gut aufgenommen wurde. Seine 1797 erschienenen Briefe über seine Reisen in Spanien und Portugal wurden nicht minder begierig gelesen. Er erhielt 1801 eine angesehene Stelle in Irland, kehrte jedoch bald nach England zurück, wo er ein bizarres Leben führte. Bis zum J. 1813, wo er zum gekrönten Dichter ernannt wurde, gab er eine beträchtliche Zahl poetischer und historischer Werke heraus, zu deren Verzeichniß es uns hier an Raum fehlt, und von welchen wir nur noch seine als classisch betrachtete Geschichte Brasiliens anführen wollen, von welcher bis jetzt ein Band in Quart erschienen ist. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer Geschichte des spanischen Krieges von 1808 — 1814. Er besitzt, wie man sagt, die vollständigste Bibliothek spanischer und portugiesischer Werke in ganz Europa.

* Spaa, Stadt im vormaligen Bisthum Lüttich, jetzt in der zum Königreiche der Niederlande gehörigen Provinz Lüttich, zehn Stunden von Aachen, in einem romantischen Thale, von waldigen Bergen umkränzt, hat 500 Häuser und 3100 Einwohner, welche ihren Unterhalt meist von den Fremden, die den Sommer über, besonders im Julius und August, aus den meisten Gegenden Europa's, hieher reisen. Der größte Theil der Kurgäste bestand ehedem aus Engländern, Franzosen und Holländern. Die Mineralquellen und Bäder liegen in einiger Entfernung von Spaa. Der Hauptquellen sind vier: der Pouhon, Geronstere, Sauveneire und Tonnelet. Alle sind durch schöne Spaziergänge mit einander verbunden und machen mit den dazwischen liegenden und dazu gehörigen Gebäuden ein großes Ganzes aus. Der Pouhonquell ist an Mineralgehalt der stärkste, und sein Wasser allein wird verführt, und zwar in alle Weltgegenden, selbst in die Tropenländer. Geronstere liegt eine halbe Stunde von der Stadt, in einer sehr angenehmen Waldgegend. Diesen Brunnen trank Peter der Große 1717 mit dem besten Erfolge, und sein Arzt fertigte darüber ein Zeugniß aus, welches in Spaa sorgfältig aufbewahrt wird. Tonnelet ist eine Viertelstunde und Sauveniere eine halbe Stunde von Spaa entfernt. Hier sind die kalten Bäder, welche man unter dem Namen Plongeors kennt, wo der Badende sich kopfunter hineinstürzt, und auf der andern Seite wieder herauskömmt. Von den Spaziergängen heißt einer la prairie de quatre heures, die andere la prairie de sept heures, weil man den einen um vier, den andern um sieben Uhr zu besuchen pflegt. Beide Spaziergänge sind täglich um die genannten Stunden sehr besucht. Gewöhnlich ist zu dieser Zeit auch Musik daselbst. Das Hazardspiel wird in Spaa mit einer Leidenschaftlichkeit getrieben, wie wohl an keinem andern Kurorte. Es sind drei Spielsäle in der Stadt und zwei außerhalb derselben. Außer den Mineralquellen hat Spaa noch einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig von Verfertigung der unter dem Namen Spaa-Arbeit (ouvrage de Spaa) bekannten niedlichen, schön lakirten, kleinen Geräthschaften von Holz, als: Toiletten, Arbeitskästchen, Chatoullen, Dosen, Kaffeebrettern &c., wovon der Absatz, zumal die Kurzeit über, bedeutend ist. Unmittelbar über Spaa, auf einer Bergspitze, hat ein Engländer einen Tempel angelegt, aus welchem man auf der einen Seite Spaa zu seinen Füßen, auf der andern Seite aber eine reizende Aussicht in die Umgegend hat. Dem Tempel gegenüber, auf der andern Seite des Thales, ist der schöne Garten des berühmten englischen Mechanikus Coquerill.

Spanheim (Ezechiel), ein berühmter Gelehrter und Staatsmann,

geboren zu Genf 1629. Er folgte 1642 seinem Vater nach Leyden, wo Salmasius und Heinsius ihm Wohlwollen und Freundschaft erwiesen. Schon 1651 ernannte ihn seine Vaterstadt zum Professor der schönen Wissenschaften und wählte ihn 1652 in den großen Rath. Sein Ruf bewog den Churfürsten von der Pfalz, ihn zu sich einzuladen und ihm die Erziehung seines Sohnes anzuvertrauen. Spanheim benutzte zugleich diese Lage, sich mit dem deutschen Staatsrechte gründlich bekannt zu machen. Nachdem er Italien besucht und dort seine Studien des Alterthums, besonders auch der Münzkunde, mit Eifer fortgesetzt hatte, kam er 1665 nach Heidelberg zurück und trat bald darauf mit Bewilligung seines Fürsten in die Dienste des Churfürsten von Brandenburg, als dessen außerordentlicher Gesandter er neun Jahre zu Paris verweilte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin ward er zum Staatsminister ernannt, und wohnte den Friedensverhandlungen zu Ryswick bei. Der neue König von Preußen ernannte ihn zum Freiherrn und schickte ihn als außerordentlichen Gesandten an die Königin Anna, wo er den ehrenvollsten Empfang fand. Er starb in England 1710. Spanheim besaß umfassende und gründliche Gelehrsamkeit und hat sich vornehmlich als Antiquar und Kritiker bekannt gemacht. Sein Werk de usu et praestantia numismatum antiquorum (4. 1664 und 2 Bde. Fol. 1717), so wie seine Ausgabe und seine französische Uebersetzung der Cäsaren des Kaisers Julian mit Anmerkungen sind sehr geschätzt. Seine Anmerkungen zum Callimachus und andern Schriftstellern, so wie seine Abhandlungen über antiquarische Gegenstände in Grävius Thesaurus sind vortreffliche Bereicherungen der kritischen Literatur. — Sein Bruder Friedrich Spanheim, geb. zu Genf 1632, hat sich als gelehrter Theolog berühmt gemacht. Er studirte zu Leyden, lehrte zu Heidelberg und seit 1670 zu Leyden und starb 1701. Seine Werke, unter denen besonders die auf die Kirchengeschichte bezüglichen geschätzt werden, sind in 3 Foliobänden erschienen. — Der Vater von beiden, Friedrich Spanheim, nimmt ebenfalls unter den gelehrten Theologen seiner Zeit einen ehrenvollen Platz ein und hat viele Schriften hinterlassen.

Spanien (Nachtrag zu den Artikeln im 9ten Bande des Conv. Lexic.: Spanien seit 1808, und Spanien, wie es 1817 ist). Spanien wird den 7. März 1820 eine constitutionelle Monarchie. Ein Wechsel der Dinge, wundervoller als der von Nacht und Tag, hat die Hülle der Willkühr und der Finsterniß von der spanischen Monarchie abgestreift, und — wie durch einen Zauberschlag — ist die Nation hervorgetreten, im Besitze der freiesten Verfassung von Europa! Kein Donner hat die Luft, kein Erdbeben hat den Boden erschüttert; die Sonne ist aufgegangen, und die Nebel sind verschwunden. Aus den Kerkern der Inquisition und aus dem Palaste der Willkühr hat der allgemeine Wille des edeln hispanischen Volks die Constitution vom 18. März 1812 hervorgerufen in das Leben, ohne Rache, ohne Blut. Nicht die Preßfreiheit hat diese Verwandlung — die plötzlichste und allgemeinste, welche je die politische Welt erlebte, — vorbereitet; auch nicht der Meinungskampf einer berathschlagenden Volksversammlung; sondern die Armee. Das kostbarste Werkzeug der Willkühr hat die Willkühr selbst vernichtet. Denn mächtiger als das Bayonnet ist die Idee der Freiheit und des Vaterlandes in der Brust eines Volks, das den Namen Volk verdient; dagegen ist nichts so zerbrechlich als der Thron der Gewalt in einer Zeit, wie die unsrige. Die Nachwelt wird sie nennen das Jahrhundert der politischen Reforma-

tion. — In Spanien entwickelte sich diese Umwandlung aus der Natur der Dinge selbst: aus einem Gesetze, das Welten erschafft und zerstört, wie es die Throne der Könige stürzt und aufrichtet, aus dem Gesetze der Nothwendigkeit. Als Ferdinand (s. IX. S. 282.) in Valencia war, hörte er nicht sein Volk an, das ihm den Thron bewahrt hatte, sondern eine Kaste, die ruhmlos seiner Person zunächst stand. Auf die Meinung des Herzogs von Infantado und auf den Rath des Generals Elio verwarf er die Constitution der Cortes, statt sie zu beschwören. Hierauf zerriß in Madrid der General Eguia mit Bayonnetten die Urkunde der Nation; und die bedeutendsten Mitglieder der Cortes wurden in Kerker geworfen; ein Argueles schmachtete in Ceuta! Zwar versprach Ferdinand VII. (IX. 283.), die Cortes zu berufen und eine liberale Constitution zu gründen; allein er gab dafür der Nation Mönche, Inquisitoren und Jesuiten. In ihrem Gefolge befand sich das ganze Rüstzeug der Verfolgung und Unterdrückung, selbst die Folter. Vergebens warnten freimüthige Männer, wie Empecinado, Ballesteros und Andere den König. Sie wurden verbannt oder eingekerkert. Aber desto tiefer fühlte das Nationalheer die Schande, daß einige aus seiner Mitte das Vaterland — Freiheit und Verfassung — meineidig zu verrathen die Feigheit gehabt hatten. Porlier, Mina, Lacy, Vidal traten, Einer nach dem Andern, an die Spitze der Anhänger des früher von ihnen beschwornen Staatsgrundgesetzes. Sie wurden verrathen und hingerichtet; ihre Freunde zu Hunderten auf die Folter und ins Gefängniß geworfen. Die Inquisition verfolgte alle Liberales als Freimaurer. Elio und Eguia herrschten durch das Schrecken; jener in Valencia, dieser in Granada. Im Cabinet des Königs wechselten fünfundzwanzig Minister; Einer derselben behauptete sich, welcher gegen die so oft erwartete, von zwei Königinnen vergebens erflehte, Amnestie und milde Maaßregeln am entschiedensten sich gesetzt hatte, Lozano de Torres. Und als er endlich dem Herzog von San Fernando weichen mußte, da verübte er (keiner von den Liberales, die dessen beschuldigt wurden) den Streich mit den untergeschobenen Ordres an die Milizen, um das System der Härte, sich und die mit ihm verbundenen Jesuiten in der Höhe zu erhalten. Unterdessen befestigten die Männer von Buenos Ayres, von Chili, von Venezuela und von Neu-Granada ihre Freihet: die Floridas mußten an die vereinigten Staaten abgetreten werden; es verunglückten die Truppen, welche man dem bedrohten Lima zu Hülfe sandte, und die große Armada in Cadix verschlang den Schatz erzwungener Anleihen, den Credit selbst, und kam nicht zu Stande. Gleichwohl beharrte der König auf dieser Unternehmung. Es schien, man wollte die Armee über das Weltmeer hin verbannen, weil man ihren Geist, ihre Vaterlandsliebe fürchtete. Da bildete sich in dem Heere ein geheimer Bund der Offiziere, die Constitution wieder herzustellen und ganze Regimenter beschlossen, sich der Einschiffung zu widersetzen. An die Spitze stellte sich O'Donnel Graf del Abisbal, der Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee; als er aber seinen Ehrgeiz, als Dictator das Schicksal der Monarchie zu leiten, durch die Civilgewalt gehemmt sah, trat er auf die Seite des Königs zurück, und ließ den 8. Juli die Abtheilung der Truppen, welche schon das Zeichen zum Aufstande gegeben hatte, entwaffnen. Darauf unterbrach das gelbe Fieber die Zurüstungen. Endlich ward der Befehl zur theilweisen Einschiffung der Truppen im December 1818 gegeben, und schon sollte sie im Januar 1820 vor sich gehen, als plötzlich vier Bataillone unter dem Oberstlieutenant D. Raphael

Riego, den 1. Januar des Morgens um 8 Uhr, zu St. Juan die von der Nation 1812 beschworne Constitution proclamirten, hierauf das Hauptquartier zu Arcos umzingelten, den (an Abisbals Stelle vom König ernannten) Oberbefehlshaber Calderon, seinen Generalstab und den Seeminister in Verhaft nahmen, sich der Forts San Fernando und S. Petri bemächtigten, die Stadt Isla de Leon (40,000 Einwohner) besetzten, und die in Folge des 8. Juli eingekerkerten Offiziere befreiten. Unter diesen befand sich der von ihnen im Voraus schon zum obersten Anführer bestimmte Ingenieuroberste, Antonio Quiroga. Der Angriff auf Cadiz mißlang. Hier leisteten die Seetruppen Widerstand, und die Insurgenten waren nicht stark genug, die Cortadura, welche die Landenge von Cadiz vertheidigt, zu nehmen; doch eroberten sie la Caracca, wo das Seearsenal, ein Linienschiff, mehrere Kanonierschaluppen, mehrere Transport- und Lebensmittel in ihre Hände fielen, und wo sie gegen 1000(?) Staatsgefangene in Freiheit setzten. Bald wuchs das Nationalheer — so nannten sich die Insurgenten — durch die königl. Truppen, welche zu ihnen übergingen, bis auf 9000 Mann an. Quiroga erklärte im Namen desselben, daß es vom Könige die Annahme der Constitution verlange, und für diesen Zweck siegen oder sterben wolle. Zugleich ward eine provisorische Regierungsjunta in Isla de Leon errichtet. Unterdessen hatten die Offiziere der königl. Truppen in Sevilla dem General Freyre den Oberbefehl übertragen, und der König hatte ihn bestätigt, weil er die Liebe der Soldaten besaß. Vergebens suchte Freyre die Insurgenten durch Amnestie und andere Versprechungen zu entwaffnen. Als er endlich ein Heer von etwa 12000 Mann am Ende des Januars versammelt und mit demselben die Isla de Leon bis Chiclana, Conil und nördlich der Bay von Cadiz umstellt hatte, sah er, daß sein Heer selbst wankte und der Sache der Insurgenten anhing, daß Spanier nicht gegen Spanier und gegen die Ehre und das Glück des Vaterlandes fechten wollten. Er suchte daher nur Cadiz zu sichern, wo ein von dem Obersten San Jago geleiteter Aufstand unter den Truppen und Einwohnern kaum hatte unterdrückt werden können. Indeß beschränkten sich die Insurgenten in ihrem Angriffe blos auf die Cortadura. Um die Verbindung mit der Bay von Gibraltar zu erhalten, sandten sie unter dem kühnen Riego eine Schaar von 2500 Mann nach Algeziras (den 9. Januar), wo ihnen das Volk so wenig als an andern Orten Widerstand leistete. Endlich zog Riego, obgleich von Joseph O'Donnel verfolgt, ungehindert in Malaga (den 9. Februar) ein, und setzte nach einem Gefecht mit O'Donnels Truppen seinen Marsch nach Antequera fort, wie ein Säemann, der das Korn der Constitution ausstreut. Das Nationalheer unter Quiroga aber wandte sich in öffentlicher Rede an den König (den 3. Januar), an die Nation, an das königliche Heer, die Seetruppen und an die Stadt Cadiz: „Sie wollten nicht den Thron stürzen, noch den König verlassen, nur das Vaterland von dem Untergange retten, durch das dem Volke einst beschworne Gesetz." — Die edelste Sprache drückte dieses Gefühl eben so wahr als kräftig in dem Aufrufe an das spanische Volk aus. Sie schilderte die Ursache des Verfalls des Staats und der Nation; sie zeigte die Gefahren des Throns und des Volks ohne Constitution und Freiheit. „Sobald Völker das unumschränkte Eigenthum eines Menschen werden, sind sie lebendig todt." — Spanien erwachte, und die Nation hat gewählt zwischen der bisherigen Regierung und dem Gesetze der Freiheit. Schnell reifte in jeder Provinz unter allen Ständen der Entschluß des Nationalwillens; zuerst in den Städten. Voran gin-

gen Corunna und Ferrol. Dort setzten Volk und Truppen den 21. Februar die Constitution in Kraft. Don Pedro Agar, ein altes Mitglied der Regierung der Cortes, übernahm den Vorsitz der Junta von Gallizien, und wie einen electrischen Schlag empfand ganz Spanien den Ruf: La Constitucion! Vive Quiroga! Vive Riego! In Murcia ward den 29. Febr. die Constitution verkündigt; das Volk zerstörte den Palast der Inquisition, und aus dem Kerker des heiligen Gerichts traten Alpuente und Torrijos an die Spitze der Verwaltung. Bald hatte sich die ganze cantabrische Küste, St. Ander (den 28. Febr.), Oviedo und Bilbao für die Verfassung von 1812 erklärt; darauf erhob sich in seiner alten Kraft Aragonien; die Behörden einmüthig mit dem Volke und den Soldaten zu Saragossa, den 5. März. Auch war der gefürchtete Guerilla-Anführer, Francisco Espoz y Mina (s. d. Art.) aus seiner Verbannung von Paris entkommen und hatte den 25. Febr. zu St. Estevan in Navarra die Fahne des constitutionellen Nationalheeres im nördlichen Spanien aufgepflanzt. Sein Aufruf vom 2. März war drohend gegen Ferdinand „den undankbarsten aller Fürsten." Gleichzeitig nahm Pampeluna aus eigenem Antriebe die Constitution an, welche daselbst der Vicekönig Espeleta in Kraft setzte. Madrid selbst gerieth in Bewegung. Von hier war General Abisbal, statt nach Catalonien sich zu begeben, nach Ocanna (10 Leguas von Madrid) gegangen, wo zum Schutze des Königs ein Heer zusammengezogen werden sollte. Er rief daselbst mit seinem Bruder, Carlos O'Donnel, der das Regiment Kaiser Alexander commandirte, den 4. März die Constitution aus. Darauf vereinigten sie sich mit dem Obersten Riego, der bei Antequera den General Joseph O'Donnel gänzlich geschlagen und überall auf seinem Zuge die Constitution der Cortes eingeführt hatte. General Joseph O'Donnel kehrte mit wenigen Truppen zu dem General Freyre zurück, der nun selbst, nachdem mehrere Bataillone, unter andern das Regiment Soria aus Cadiz d. 18. Febr.) zu den Insurgenten übergegangen waren, und sein Heer kaum noch 7000 Man zählte, die Constitution in Sevilla bekannt machte, worauf in ganz Andalusien Waffenruhe eintrat. Dies alles schreckte den König in seinem Palaste aus seiner Sicherheit auf. Schon am 29. Febr. war die Regierung von dem nahen Ausbruche eines allgemeinen Insurrectionsplanes unterrichtet. Ferdinand setzte daher eine Dictorial-Junta nieder, unter dem Infanten Don Carlos. Doch dieser widerrieth alles Nachgaben, während der Infant D. Francisco für die Berufung der Cortes stimmte, sonst werde der König seine Krone verlieren. Dies zog ihm die Ungnade seines Bruders und vierundzwanzigstündigen Arrest zu. Nun rief Ferdinand den nach Valladolid verbannten General Ballesteros zurück; allein dieser lehnte es ab, an Freyre's Stelle den Oberbefehl zu übernehmen. Auch er stimmte für die Berufung der Cortes. Die Hülfe des heiligen Bundes anzurufen, war zu spät. Ein solcher Schritt würde des Königs Krone und Leben in Gefahr gebracht haben. Eben so wenig Beifall fand Elio's Vorschlag, daß der König sich von Madrid entfernen sollte. Endlich trug Ferdinand den 3. März dem ersten Minister, Herzog v. S. Fernando auf, „weil, so hieß es in der königl. Ordonnanz, der Verfall des Staats endlich seine Aufmerksamkeit gefesselt und seine Sorgfalt in Anspruch genommen habe," den alten Staatsrath wieder herzustellen, welcher zweckmäßige Reformen vorschlagen, und dem alle andere Corporationen, die obern Tribunäle, selbst die Universitäten,

so wie einzelne Patrioten frei und offen ihre Ideen darüber mittheilen sollten. Die bisherigen Rathgeber des Königs verstummten. Alles vereinigte sich, dem geängstigten Monarchen die Berufung der Cortes anzurathen. Ferdinand befahl daher den 6. März ihre Zusammenberufung nach den alten Gesetzen der Monarchie. Allein das Volk rief: Nicht die alten verjährten Cortes wollen wir; wir wollen die Constitution und die Cortes von 1812! — Selbst die Garnison, mit Einschluß der Haustruppen, an welche das Artilleriecorps des Nationalheers, unter Miguel Lopez Danos, und das Geniecorps, unter Felipe Arco Aguero, offne Erkärungen am 4. Febr. erlassen hatten, zeigte sich entschlossen, wenn der König die Constitution nicht annähme, sich mit dem Nationalheer zu vereinigen; doch sollten zwei Bataillone zum Schutze des Königs zurückbleiben. Da bewilligte endlich, — den 7. Abends um 10 Uhr, — obgleich der Infant D. Carlos *) noch widersprach, — auf Zureden des Infanten D. Francisco, des Bischofs von Madrid und des Gen. Ballesteros, — Ferdinand VII., durch die natürliche Folge der Ereignisse dazu gezwungen, dem Drange gebieterischer Umstände, was er so lange der Gerechtigkeit und Weisheit verweigert hatte. Es erschien das berühmte Decret aus seinem Palaste vom 7., in welchem sich der catholische König bereit erklärte, die Cortes von 1812 zu berufen, und nach dem allgemeinen Willen des Volks — siendo la voluntad general del pueblo — die Constitution von 1812 zu beschwören. Dieser Beschluß beruhigte die Hauptstadt. Am 8. stellte General Ballesteros, nach dem Wunsche des Volks, auf Befehl des Königs, die Municipalität (ayuntamiento) von Madrid wieder her, wie sie 1814 unter den Cortes gewesen war. Sie selbst schloß sofort diejenigen Mitglieder aus ihrer Mitte aus, welche damals der Aufhebung der Constitution beigetreten waren. An demselben Tage ward eine allgemeine Amnestie für die wegen politischer Vergehungen Verhafteten und Verbannten bekannt gemacht, worauf das Volk und Ballesteros auch die angefüllten Kerker der Inquisition öffneten, aus denen der verschwundene Graf Montijo hervorkam. Am 9. errichtete Ferdinand VII., der sich nun den König aller Spanier nennt, eine provisorische Junta von elf Mitgliedern, die bis zur constitutionellen Einsetzung der Cortes alle Regierungssachen mit leitet, und ohne deren Genehmigung die Regierung nichts vollziehen darf. An ihrer Spitze steht der Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Toledo (bisher in Ungnade), der an den König in Valencia die bekannte Anrede hielt (IX. 282); Ballesteros ward Vicepräsident. Unter den übrigen bemerkte man den Grafen Taboada, den Bischof von Valladolid de Mechoacan (ein aufgeklärter Staatsmann, vom König früher zum Minister ernannt, bald aber fortgeschickt), Don Manuel Lardizabal, und Valdemoro, der sich einst als Präfect von Valencia dem Rathe des Generals Elio, die Constitution zu verwerfen, widersetzt hatte. Vor dieser Junta und in Gegenwart einer Deputation des Ayuntamiento von Madrid beschwor der König an demselben Tage die Constitution, und wiederholte darauf vom Balcon vor dem versammelten Volke seinen Eid. Dann leistete D. Francisco Ballesteros, den Ferdinand zum General der Centralarmee,

*) Don Carlos ist von seinem Bruder den 14. März zum Oberbefehlshaber der Nationalarmee ernannt worden. Er hat dies dem Heere in einer Proclamation bekannt gemacht, in welcher er den König, seinen Bruder, den großmüthigen Gründer der Freiheit der Nation nennt.

die in Castilien gebildet werden soll, ernannt hatte (ein Mann, der einst unter Wellington nicht dienen mochte), und alle Corporationen von Madrid denselben Eid auf die Constitution in die Hände des Ayuntamiento der Hauptstadt; auch die Garnison und die Garden beschworen das Verfassungsgesetz*). Am 10. erließ der König (aus der Nationaldruckerei, ehemals Imprenta real) ein Manifest an die Nation: „Ich habe 1814 geglaubt, die Constitution sey nicht der Wille des Volks, darum habe ich sie damals nicht angenommen. Jetzt habe ich diese Constitution, nach welcher ihr verlangtet, beschworen, und ich werde ihre festeste Stütze seyn. Vereinigt mit euern Repräsentanten werde ich das Glück haben, an dem großen Werke der Nationalwohlfahrt Theil zu nehmen. Aufrichtig wollen wir wandeln auf der Bahn der Verfassung; ich an eurer Spitze!“ An demselben Tage verlangte der König von der Junta Vorschläge, um die persönliche Freiheit und die Ausübung der Preßfreiheit zu sichern und zu ordnen. Zugleich erließ Ferdinand mehrere Decrete, sämmtlich mit der Eingangsformel, "nach Anhörung der provisorischen Junta und mit ihrer Zustimmung," in welcher er befahl, überall die constitutionellen Behörden mit erfahrnen Männern, welche die Liebe des Volks besäßen, und die öffentliche Meinung kenneten, zu besetzen. Darum mußten die Minister Mataflorida, der Graf Punon de Rostro, und der Herzog d'Alagon, Commandant der Garden, ein Freund Wellingtons, ihren Abschied nehmen. Sie, so wie die Herren Ramirez, Montenegro, Chamorro (von der Camarilla des Königs) und Andere verließen schleunig Madrid. Auch hob Ferdinand selbst am 10. das Inquisitionstribunal in der ganzen Monarchie auf, als unverträglich mit der Constitution, und gemäß dem Decrete der Cortes vom 22. Febr. 1813, das die Inquisition abgeschafft hatte. Darauf stellte am 11. der zum Minister der Gnade und der Justiz provisorisch ernannte D. José Garcia de la Torre (Mitglied der Centraljunta von 1808) alle Verfügungen von 1814 wieder her, die sich auf die Preßfreiheit, welche die provisorische Junta in ihrer Kundmachung an das Volk vom 10. März die Aegide der bürgerlichen Freiheit nannte, und auf die persönliche Freiheit bezogen. Auch gab die provisorische Junta dem König in dem Pater Marina, Canonicus von San Isidoro, einem aufgeklärten Prälaten, der stets zu freisinnigen Grundsätzen sich bekannt hatte, einen andern Beichtvater. In Paris fertigte der spanische Gesandte bereits Pässe aus zur Rückkehr für die Verbannten, unter andern für den Prinzen Masserano. Unterdessen hatte man in Catalonien schon am 10. die Constitution von 1812 wieder hergestellt. In Barcelona mußte sie der Statthalter Castannos beschwören, und der Bischof weihte die Nationalfahnen; worauf das Volk an Castannos Stelle den Marquis D. José de Castellar zum Statthalter ernannte, und die Acten der Inquisition verbrannte. — So hat Spanien in den ersten Monaten des J. 1820 ernst und nachdrücklich auf die Beschlüsse des Congresses von Carlsbad geantwortet.

*) Man findet dasselbe vollständig aus dem Original übersetzt in der Schrift: Die Constitution der Cortes und die Constitution von Südamerika mit historischen Einleitungen und der berühmten Adresse an den König. Leipzig, bei Brockhaus 1820. 1 Thlr. 12 Gr. Sie ist der französischen von 1791 sehr ähnlich und enthält 384 Art. Die Versammlung der Cortes besteht aus ungefähr 150 Mitgliedern; der König ernennt einen Staatsrath von 400 Mitgliedern, auf den Vorschlag der Cortes. In diesem Staatsrath können aber nur vier Geistliche und vier Granden Sitz und Stimme haben. Die Cortes versammeln sich, auch ohne vom König berufen zu seyn, u. s. w.

Die Verwaltung des alten königlichen Cabinets von Madrid, welche in Pariser und Wiener Blättern Lobredner fand, hat sich selbst gestürzt. Denn welche Früchte erzeugte dieser Starrsinn einer mit Tod und Sklaverei verbündeten Staatskunst? – Verlust der Colonien; schmählicher Tod edler Mitbürger; Valencia's Garten mit dem Blute seiner Söhne bespritzt; allgemeine Lähmung der Kraft; Tod in den Adern der öffentlichen Wohlfahrt; giftiger Haß der Serviles und Liberales; Ein Geist der Rache durch das ganze Land; eine Hydra von immer erneuerten Verschwörungen, und zuletzt allgemeiner Aufstand. Der Folter müde und der Willkühr, beschloß ein wahrhaft edles und großes Volk, unter dem Gesetze der Freiheit zu leben und unter einem Throne, der auf einer Verfassung ruhte. Ein Aufstand des Heers erlangte endlich, was blinde Willkühr so hartnäckig der Vernunft und der Gerechtigkeit versagt hatte. Spanien besitzt jetzt eine Nationalrepräsentation und eine Freiheit der Personen und der Presse, wie kein anderes Land in diesem Umfange. Kein Oberhaus; Ein gesetzgebender Körper und ein König stellen die höchste Gewalt dar. Der König ist nicht verantwortlich; die Minister sind es. Uebrigens hat die spanische Constitution das große Verdienst, daß sie der Erklärung der Rechte organische Gesetze beigefügt, welche, indem sie zu Grundgesetzen werden, aus der leeren Formel eine lebendige Karte, eine practische Freiheit machen. Aber wehe dem König und dem Lande, wenn das ränkevolle Gegenwirken einer besiegten Partei das spanische Volk, welches bisher mit Mäßigung und Großmuth handelte, zu der Wildheit des Löwen aufreizen sollte! Noch geht es ernst auf dem Wege der Ordnung und des Rechts; noch hört es auf das weise Wort des Friedens, das die Männer aussprechen, die ihm die Freiheit wiedergaben. Sie zeigen warnend hin auf das Beispiel Englands unter Carl I. und auf Frankreich unter Ludwig XVI. Möge kein Dämon der Rache für das Alte dazwischen treten, und die Wuth der Leidenschaften entzünden! Dann wird die Zukunft zu dem Ruhme der spanischen Nation das Zeugniß der Nachwelt hinzufügen: Sie betrat den Pfad der Freiheit, indem sie fortwandelte auf der Bahn der Großmuth, der Mäßigung und des Rechts!

Spanische Sprache. Besonders durch Lorenzo und Balthasar **Gracian**, der durch sein *arte de ingenio* einen bedeutenden Einfluß auf die spanische Literatur des 17ten Jahrhunderts ausübte, drang auch in die Prosa der verderbliche Gongorismus ein. Vergebens haben sich als Dramatiker **Candamo**, **Zamora**, **Cañizares**, als Lyriker die **zehnte Muse** (die mexicanische Nonne Inez de la Cruz) und einige Andre durch das 18te Jahrhundert hin bemüht, den alten eingebornen Geist wieder zu erwecken, die zwei regelrechten Tragödien des **Montiano** besiegten das vornehme Publikum, das nur dem Volk seine alten Lieblinge nicht zu rauben vermochte. Vielleicht wäre der Gallizismus durch **Huerta** gefallen, wenn er seine Polemik mit mehr Poesie und Geschick durchgeführt hätte. **Yriarte's** literarische Fabeln und sein Lehrgedicht über die Musik, **Arroyal's** Oden, und alle Anakreontik und Horazische Correktheit des vielleicht noch lebenden Professors zu Salamanca, Juan **Melendez** Valdes, auch **Noroña**, **Cadalso**, **Moratin** und **Comella** dürften so wenig als die Academien *de buenas letras* zu Barcelona und Sevilla im Stande seyn, das alte Licht wieder aufschimmern zu lassen. Die schon erfreulich genug **Puristen** genannte, an der eignen Landesblüthe hangende Partei scheint sich zwar zu verstärken, doch die Ober-

hand hat sie, neueren Erfahrungen zufolge, z. B. in der Hauptstadt Madrid noch nicht, und es muß der Zeit und dem Aufstrahlen irgend eines eminenten Kämpfers überlassen bleiben, ob das Bessere siegen oder fallen soll. Wer weiß, ob Deutschland, das schon die Wiege so manches Guten für ganz Europa war, nicht durch seine jetzige schöne Anerkennung die höheren und glühendern Geister, die in Spanien noch schlummern mögen, erwecken, beschämen und entzünden wird, das Panier der wahren Poesie triumphirend und unerschütterlich aufzupflanzen.

Spannung. Wenn man, um gleich ein Beispiel zu wählen, an Fäden, Darmsaiten, Metalldräthe u. s. w. Gewichte hängt, und dadurch die gegenseitige Lage ihrer Theile verändert, ohne sie gleichwohl zu zerreißen, so heißen sie in diesem Zustande gespannt. Es sind von mehrern Physikern Versuche über den Grad der Spannung angestellt worden, welcher man verschiedene Körper unterwerfen kann, bevor sie zerreißen; und die Resultate haben Nutzen für das gemeine Leben gehabt, indem davon das Vertrauen auf Seile u. d. m. abhängt.

Sparbanken, Sparkassen, sind Bankanstalten, errichtet zum Vortheil kleiner Münzkapitalisten und bestimmt zur Aufbewahrung und nützlichen Verwendung ihrer geringen Münzvorräthe. Während es der reichen und wohlhabendern Klasse der Staatsbürger nur selten an Gelegenheit fehlen kann zur sichern Aufbewahrung und vortheilhaften Benutzung ihrer gesammelten größern Münzvorräthe, geräth die ärmere Klasse, wie z. B. Dienstboten, Tagelöhner rc. in dieser Hinsicht fast immer in Verlegenheit, denn eines Theils gewähren ihnen die beschränkten häuslichen Verhältnisse gewöhnlich nicht den erforderlichen Schutz gegen Beraubung und Diebstahl, andern Theils hält es wegen Geringfügigkeit der ersparten Summen fast immer schwer, einen Dritten zu finden, welcher solche kleine Beträge dem Eigenthümer zu verzinsen geneigt und zugleich dafür vollkommene Sicherheit demselben zu gewähren im Stande ist. Dieser Verlegenheit der ärmern Klasse der Bürger abzuhelfen, ist der Hauptzweck der Sparbanken, ihre unmittelbare Wirkung, und schon in dieser Hinsicht ist ihr Einfluß auf den Nationalwohlstand von höchster Bedeutung; aber nicht minder wichtig sind die Vortheile, welche aus dergleichen Anstalten mittelbar der Nation erwachsen, indem dadurch bei dem ärmern, also größern Theile der Bürger, ein Geist der Sparsamkeit erweckt, und lebendig erhalten wird, welcher das wirksamste Mittel zur Erhöhung des Gewerbfleißes und zugleich die kräftigste Schutzwehr gegen Verarmung ist. In England und Schottland sind vortreffliche, nachahmungswerthe Anstalten der Art errichtet, über deren Entstehung und innere Einrichtung man genaue Nachrichten in dem Supplement to the fourth and fifth Edition of the Encyclopaedia Britannica Vol. II. Part. I. (Edinburgh 1816) antrifft. — K. M.

Specialcharten, s. Landcharten.

Specifisch. Man setzt in der Physik das Specifische, als einen Verhältnißbegriff, dem Absoluten, z. B. das specifische Gewicht eines Körpers dem absoluten Gewichte desselben entgegen. Mittelt man z. B. das Gewicht eines Cubiczolls Quecksilber auf der Wagschale aus, so bestimmt man sein absolutes Gewicht; findet man aber durch Versuche, daß dasselbe vierzehnmal schwerer sey, als ein gleich großes Volumen reinen Wassers, welchen letzteren Körper man bei diesen Vergleichen als Einheit zum Grunde zu legen pflegt, so heißt dieß: das specifische Gewicht des Quecksilbers. — Einem Arzneimittel legt man den Na-

men eines specifischen bei, wenn es der damit behandelten Krankheit vorzugsweise angemessen ist; z. B. die China bei Wechselfiebern.

Speculation (philosophische), ist die reine Auffassung oder Erforschung der Vernunftwahrheiten. Sie ist von der Reflexion verschieden, deren sie sich nur als Hülfsmittel zur Entwicklung der Ideen bedient.

Spencer (Georg John), Lord, Ritter des Hosenbandordens, geheimer Rath des Königs, Vorsteher des brittischen Museums und des Charter House (einer mit einer Freischule verbundenen Versorgungsanstalt), und Präsident der royal institution, geb. 1758, ist der Besitzer der größten und glänzendsten Privatbibliothek, welche jetzt in Europa zu finden ist. Den Grund zu derselben legte er im Jahr 1789, durch den Ankauf der bekannten Sammlung des Grafen von Rewiczky, welche er für eine jährliche Rente von 500 Pf. St. an sich brachte, und vermehrte sie in der Folge mit wahrhaft fürstlichem Aufwand durch Emissäre, welche auf seine Kosten alle Länder des Continents bereisten. Der größre Theil dieser Bibliothek ist zu Althorp in Northamptonshire, dem Stammsitze des Lords, aufgestellt, und beläuft sich auf 45,000 Bände; ein anderer Theil steht zu London. Was sich nur Seltnes und Kostbares findet, gehört in ihren Plan, vorzüglich aber ist durch Th. F. Dibdin's bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the 15. century and of many valuable first editions (London 1814. IV gr. 8.) ihre Stärke an den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst und den ersten Ausgaben der Classiker bekannt geworden. Dieser mit der höchsten typographischen Pracht gedruckte Katalog enthält die bis zur Mikrologie genaue, und mit einer Menge der saubersten Kupferstiche, Holzschnitte und Facsimile's erläuterte Beschreibung von 1004 Incunabeln, worunter sich allein 6 xylographische Producte, eine vollständige Folge der vier Werke, welche die ersten Versuche der Kupferstecherkunst enthalten (Monte santo di Dio 1477, Ptolemaeus 1478, Dante 1481, Berlinghieri geographia um 1480) und viele andere bisher noch völlig unbekannte Drucke befinden. Auf den anderweitigen Gehalt der auch durch äußern Glanz sich auszeichnenden Bibliothek kann man aus dem bekannten Katalog der Rewiczkischen Sammlung (Berlin 1794, 8.) schließen. Aus dem Privat- und öffentlichen Leben des Lord Spencer führen wir noch an, daß er bis zum Tode seines Vaters, im J. 1783, unter dem Namen des Lord Althorp bekannt war. Er hat in Cambridge studirt und machte nach Beendigung seiner Studien die gewöhnliche grand tour der englischen Großen. Nach der Zurückkunft von seinen Reisen ward er in das Haus der Gemeinen gewählt, und trat nachher in das Haus der Pairs. Aus einer Whig-Familie herstammend, und in den Grundsätzen seiner Vorfahren erzogen, gehörte Lord Spencer bis zum Zeitpunkt der französischen Revolution zur Oppositionspartei; von dann aber folgte er dem Paniere Pitts und wurde Präsident der Admiralität. Unter seiner Administration schlug Lord St. Vincent die große spanische Flotte, eroberte Duncan die holländische, und vernichtete Nelson die französische zu Abukir. Nach Pitts Zurücktritt im Jahr 1802 gab auch Lord Spencer seine Entlassung. Nach Pitts Tode trat er auf kurze Zeit wieder ins Ministerum als Minister des Innern.

Sperrad ist ein mit sägeförmigen Zähnen versehenes Rad, das mittelst eines Sperrhakens hindert, daß eine nach einer gewissen Richtung bewegte Maschine nicht willkührlich zurückrücken kann.

Spessart, großes Waldgebirge, südwestlich vom Rhöngebirge,

zwischen dem Main und dem Joß- und Sinngrunde, gehörte sonst zum Fürstenthume Aschaffenburg, jetzt zum Untermainkreise des Königreichs Baiern. Die höchste Höhe des Gebirges beträgt nur 2800 Fuß, und befindet sich bei Rohrbrunn, von wo die Abdachung des Spessarts gegen Osten und Westen ist. Im innern Spessart trifft man Granit, Gneis und Glimmerschiefer in Felsen zu Tag ausstehend an. In den Vorbergen ist blos Glimmerschiefer oder Granit. Im hohen Spessart gedeiht nur etwas Sommergetreide, mehr Kartoffeln, Hanf und Flachs; hingegen die mildern Gegenden der Vorberge, welche sich bis an den Main erstrecken, liefern alle Arten von Getreide, Gemüse, Flachs, Klee, Hanf, Obst, Tabak und Hopfen. Der Hauptreichthum jedoch des eigentlichen Spessarts besteht in den großen Waldungen, fast bloß aus Eichen und Buchen. In den Vorbergen hingegen und nach dem Main zu trifft man auch Fichten und Tannen an. Man schätzt die herrschaftlichen Waldungen auf 134,000 Morgen; beinahe eben so viel betragen die Waldungen der Privatpersonen, Grundherren und der Gemeinen. Diese Waldungen liefern eine überaus große Menge Brennholz, welches theils auf der Achse, theils auf mehreren Floßbächen bis an den Main gebracht und von da auf Schiffen weiter, vorzüglich nach Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt und Mainz verführt wird. Fast täglich gehen schwer beladene Holzschiffe, auch große Flöße mit Holz den Main hinab. Auch wird jährlich eine ansehnliche Quantität sogenanntes Holländerholz, deßgleichen vieles Bauholz, auch Nutzholz aller Art gemacht. Eine schöne Chaussée führt von Würzburg durch den Spessart nach Aschaffenburg.

Sphäroid. Wenn sich eine halbe Ellipse, oder eine andere, von dieser Form wenig abweichende Curve um ihre Achse drehet, so heißt der auf diese Weise erzeugte Körper ein Sphäroid. Da unsere Erde eine an den Polen abgeplattete Kugelgestalt hat (s. Abplattung), so gehört sie, nach dieser Erklärung, auch zu den Sphäroiden. Die Fernröhre zeigen Aehnliches, vorzüglich am Jupiter und Saturn, und aus theoretischen Gründen sind wir berechtigt, allen Planeten, oder vielmehr allen einer Rotation unterworfenen Himmelskörper eine sphäroidische Gestalt beizulegen.

* **Spiegel.** Treten wir vor einen lothrecht oder fast lothrecht hängenden Wandspiegel, und nähern uns ihm oder entfernen uns davon, so bemerken wir, daß mit dem Bilde etwas ähnliches vorgeht, und daß dasselbe immer so weit *hinter* dem Spiegel erscheint, als der Gegenstand *vorwärts* von demselben entfernt ist. Auf die Erklärung dieser Erscheinung wird sich ziemlich alles beschränken, was wir hier aus der Theorie der Planspiegel vorzutragen haben. Wir müssen, Behufs dieser Erklärung, zuerst an das catoprische Gesetz erinnern, dem zu Folge jeder auf den Spiegel fallende Lichtstrahl unter dem nemlichen Winkel zurückgeworfen wird, und zugleich in der Zurückstrahlungsebene bleibt. Dieß gilt also von *allen* Lichtstrahlen, die ein leuchtender Punkt auf den Spiegel wirft. Hiernach kann man nun den Spiegel in der Zeichnung durch eine gerade Linie vorstellen, auf welche man, von einem, in einiger Entfernung davon angenommenen Punkte, gerade Linie (Lichtstrahlen) unter verschiedenen Winkeln fallen läßt, und zugleich die *zurückgeworfenen Strahlen, sämmtlich unter den nämlichen Winkeln*, verzeichnet. Zieht man letztere demnächst hinterwärts zusammen, so wird man sie nicht nur in einem Punkte vereinigt, sondern auch rückwärts genau so weit von der den Spiegel vorstellenden gera-

den Linie entfernt finden, als es der erste Punkt vorwärts von derselben ist; und dieser Vereinigungspunkt der reflectirten Strahlen wird in die Verlängerung des vom leuchtenden Punkte auf den Spiegel gezogenen Perpendikels fallen. Bei geringem Nachdenken findet man, daß dem aus geometrischen Gründen nicht anders seyn kann. Was aber hier von einem Punkte gesagt ist, leidet offenbar Anwendung auf alle Punkte eines abgespiegelten Gegenstandes, welcher also, ohne Veränderung seiner scheinbaren Gestalt und Größe, nothwendig so weit hinter dem Spiegel zu stehen scheinen muß, als er vorwärts wirklich davon absteht. Aus dieser Theorie erklären sich nun eine Menge von Erscheinungen, die auf den ersten Anblick viel Ueberraschendes haben. Nachdenkende Leser werden z. B. gleich einsehen, warum eine zu Boden fallende Kugel, in einem Spiegel, der an der Stubendecke befestiget ist, zu steigen scheint u. s. f. — So viel von der Theorie der Planspiegel; jetzt noch einiges Geschichtliche. Die allerältesten Spiegel scheinen metallne gewesen zu seyn. Indeß haben auch die Glasspiegel schon ein sehr hohes Alter; nach Plinius sollen sie auf der Glashütte zu Sidon erfunden worden seyn. Nur bediente man sich noch nicht der heut zu Tage üblichen Belegung, welche Erfindung, Beckmanns Angaben zu Folge, erst im 14ten Jahrhunderte gemacht worden ist. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts erfand ein Franzose, Namens Thevart, die Kunst, das Glas in Tafeln zu gießen, welche allmählig so vervollkommnet worden ist, daß man jetzt zu Paris Spiegel gießt, die 9 Schuh lang, 5 Fuß breit und ½ Zoll dick sind. Noch weit größere werden auf der Spiegelmanufactur zu St. Helens in England und zu St. Ildefonso in Spanien verfertigt; auch Deutschland besitzt zu Braunschweig, Berlin, und an mehreren andern Orten, bedeutende Spiegelmanufacturen. — Der Guß der Spiegel geschieht auf sehr dicken kupfernen Platten, die oft ein Gewicht von mehr als 15,000 Pfd. haben; wonächst die Masse mittelst einer metallenen Walze geebnet, und wenn sie im Kühlofen abgekühlt ist, geschliffen, polirt und dann mit der Folie belegt wird. — Außer den Planspiegeln gibt es bekanntlich krumme Spiegel, von denen der gebräuchlichste der sphärische Hohlspiegel ist (derselbe, dessen man sich beim Rasiren zu bedienen pflegt), und dessen hier noch mit einigen Worten gedacht werden muß. Die auffallende Erscheinung, welche ein solcher Spiegel darbietet, besteht darin, daß bei einer gewissen Entfernung des Gegenstandes, das Bild vergrößert hinter dem Spiegel erscheint, bei einer größeren Entfernung überhaupt aufhört sichtbar zu seyn, und endlich bei einer noch größeren, verkehrt vor denselben tritt und zum freyschwebenden Luftbilde wird. Die Leser können dieß beobachten, wenn sie das Auge fest auf einen Rasirspiegel richten, und nun behutsam rückwärts treten; das Auge wird aus dem Spiegel zu kommen und endlich, vor demselben, frei in der Luft zu schweben scheinen. Der allgemeine Grund dieser Erscheinung ist wieder das oben angegebene Gesetz für die Zurückstrahlung, mit Beziehung auf die Modification, die für den Ort des Bildes des leuchtenden Punkts aus der Kugelgestalt des Spiegels entspringt; ganz deutlich kann dieß nur durch Zeichnung gemacht werden. — In wiefern endlich dergleichen Hohlspiegel Brennspiegel werden, darüber vergl. man den letzteren Art.

Spiegelcabinet. Am gewöhnlichsten besteht ein solches Spiegelcabinet in einem Kasten von der Form eines Vierecks mit gerader

Seitenzahl der inwendig mit Spiegeln getäfelt, oben mit Gaze bedeckt ist und seitwärts eine Oeffnung zum Hineinsehen hat. In der Mitte steht ein einzelner Gegenstand, z. B. ein Bäumchen; welches aber dem Zuschauer unendlich vervielfältigt, gleichsam wie ein Wald, erscheint. Die einander gegenüberstehenden Spiegelwände schicken sich nemlich das Bild immer gegenseitig zu; und da die Vervielfältigung beim parallelen Stande am größten ist, so wählt man die oben angegebene Form. Die Leser können den Versuch auf noch kürzerem Wege machen wenn sie sich zwischen zwei einander gegenüber hangende Wandspiegel stellen; sie werden sich unendlich vervielfältigt erblicken.

Spiegelmikroscop, s. Mikroscop.

Spiegelsextant. Es ist aus der Catoptrik bekannt, daß, wenn ein Lichtstrahl von einer Spiegelfläche zurückgeworfen wird, der einfallende und der zurückgeworfene Strahl mit dem Einfallslothe gleiche Winkel machen; oder daß der Winkel zwischen beiden doppelt so groß ist, als der Winkel eines von beiden mit dem Lothe. Hiervon ist eine scharfsinnige Anwendung in der practischen Geometrie gemacht worden, indem man bei Winkelmaßinstrumenten Spiegel angebracht hat, um somit eine doppelte Gattung der Gradtheilung des Limbus zu bewerkstelligen. Dergleichen, nach diesem Gesetze, mit Spiegeln versehene Höhen- oder Winkelmaßinstrumente, deren weitere Einrichtung sich freilich ohne Zeichnung nicht deutlich machen läßt, heißen nun, nach Maßgabe der Gradezahl, die der Gradbogen faßt, Spiegelsextanten. So faßt der Gradbogen des von Hadley, zur Ausmessung der Höhen der Himmelskörper über dem Horizonte, erfundenen berühmten Schiffsinstrumente (reflectirender Spiegelquadrant) zwar nur 45°; weßwegen dasselbe auch häufig nur der Hadley'sche Octant genannt wird; ist aber gleichwohl in 90° abgetheilt, welche Geltung jene, durch die angebrachten Spiegel, erhalten.

* Spiegeltelescop Reflector. Es ist in dem Art. Spiegel der Fähigkeit der Hohlspiegel Erwähnung gethan worden, die Lichtstrahlen eines Gegenstandes zu einem vor dem Spiegel schwebenden Luftbilde zu vereinigen. Ist dieser Gegenstand so entfernt, daß die von demselben herkommenden Strahlen parallel auf den Spiegel fallen, welcher Fall für die Himmelskörper eintritt, so nimmt das Bild seinen Platz in einer der Hälfte des Radius des Kugelspiegels gleichen Entfernung vor demselben ein, welche, aus den im Art. Brennspiegel entwickelten Gründen, die Brennweite heißt. Diesen Umstand hat man benutzt, um die Hohlspiegel zur Beobachtung der Himmelskörper anzuwenden; und die dazu eingerichteten Instrumente führen den Namen der Spiegeltelescope oder Reflectoren. Die einfachste dießfalsige Vorrichtung wäre unstreitig die, wo man das im Brennraume des Spiegels entstehende Luftbild unmittelbar, und nur Behufs der Vergrößerung, durch ein erhabenes Augenglas betrachtete; und wirklich ist dieß die der Einrichtung zum Grunde liegende Hauptidee. Da sich aber bei dieser practische Schwierigkeiten finden, so haben Newton, und nach ihm Cassegrain mit Gregory Veränderungen angebracht. Newton weist dem Luftbilde, vermittelst einer zweiten Reflexion durch einen geneigten Planspiegel, einen solchen veränderten Platz in der Röhre des Telescops an, daß es, mit mehr Bequemlichkeit von der Seite durch ein plan convexes Augenglas betrachtet werden kann, in dessen Brennpunkt es gebracht worden ist. Gregory durchbohrt den großen Spiegel, stellt demselben einen zweiten,

kleineren Hohlspiegel gegenüber, und betrachtet das auf diese Weise, vermittelst doppelter Reflexion entstehende Luftbild, durch ein oder mehrere in der Richtung der Oeffnung angebrachte Augengläser. Man begreift, daß die Größe der Spiegel und somit ihre Brennweite auf die Größe des Bildes von Einfluß sind. Deßhalb haben die neueren Astronomen dergleichen Instrumente von ganz außerordentlichen Dimensionen angewendet. Herschels (s. d. Art.) sogenanntes Riesentelescop hat 40 Fuß Länge, und der Spiegel wiegt über 20 Centner. Schröter zu Lilienthal besitzt ebenfalls ein solches, wenn auch nicht ganz so großes, Instrument von besonderer Vortrefflichkeit; so löset es z. B. die ganze Milchstraße in lauter unzählbare Sternchen auf.

† Spinnen, Spinnmaschinen. Das Maschinenwesen hat bei aller seiner Vervollkommnung die Feinheit und Gleichheit der Fäden nicht zu erreichen vermocht, welche die Hindu's für ihre, wahrscheinlich schon seit mehreren tausend Jahren in ihrem jetzigen großen Umfange bestehenden zahlreichen Baumwollenwebereien auf der einfachen Spindel, dem einzigen Spinnwerkzeuge, welches sie je kannten, zu bereiten wissen. Das dringende Bedürfniß der Vervielfältigung der Spinnereien mit Hülfe des Maschinenwesens (m. s. d. Art. Maschinen in Fabriken) ward um das J. 1760 in England, wo die schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts stark betriebenen Baumwollenwebereien aus Mangel an Händen am erfoderlichen Gespinnste Mangel litten, so empfindlich gefühlt, daß man mehrere, wiewohl vergebliche Versuche machte, die Spinnmethode zu verbessern; bis endlich im J. 1767 James Hargreaves eine noch ziemlich rohe Spinnmaschine, unter der Benennung spinning jenny, erfand, die anfangs nur acht Spindeln mittelst eines durch Menschenhand gedrehten horizontalen Rades in Bewegung setzte, in der Folge aber bis auf achtzig Spindeln erweitert ward. Schon damals brachte diese Erfindung wiederholte Aufstände der Spinner hervor; die Maschine ward gewaltsam zertrümmert und Hargreave mußte nach Nottingham flüchten, wo er in großer Armuth starb. Eben damals sann schon Richard Arkwright (s. d. Art.) auf seinem Spinnrahmen (spinning frame), der ihn verewigt hat. Aus Furcht vor dem Schicksale seines Vorgängers zog auch er sich nach Nottingham zurück, und vollendete hier seine bewundernswerthe Erfindung, durch eine mittelst eines Mühlwerks oder durch Dämpfe in Bewegung gesetzte Maschine eine große Menge wollener und baumwollener Fäden auf einmal zu spinnen, und zwar dergestalt, daß sie, ohne alle andere menschliche Hülfe als das Anlegen des Spinnstoffes und die Anknüpfung zufällig zerreißender Fäden, den ganzen Spinnproceß vollendete. Die einzige Verbesserung oder Veränderung, die bis jetzt in Arkwrights Spinnrahmen angebracht ist, findet sich an der vor einigen Jahren in England erfundenen, unter der Benennung: the Throstle (die Droßel) bekannte Spinnmaschine, worin zwar Arkwrights Spinnapparat an und für sich ganz unverändert beibehalten, die Vorrichtung, welche ihn in Bewegung setzt, aber dergestalt vereinfacht ist, daß die Schnelligkeit leichter gesteigert, und die Stärke und Beschaffenheit der Fäden mit minderen Kosten verändert werden kann. Im J. 1775 vollendete Samuel Crompton aus Bolton die Erfindung einer Maschine, die den Namen mule jenny erhielt, und zwar bei weitem nicht gleichzeitig so viel Gespinnst liefert als Arkwrights Spinnrahmen, aber dagegen den Vortheil hat, daß die allerfeinsten Fäden, welche den Ruck der Walzen des Spinnrahmens, wenn

er das Garn auf die Spulen wickelt, nicht aushalten können, unversehrt bleiben. Daher gelang es auch im J. 1792 einem gewissen Jonathan Pollard aus Manchester, auf der mule jenny, aus Baumwolle von der Insel Tabago, einen Faden von 278 Gebinden aufs Pfund zu spinnen, wovon das Pfund zu 20 Guineen an die Muslinfabrikanten zu Glasgow verkauft ward. Die mule jenny war eine Zusammensetzung von Arkwrights Spinnrahmen und Hargreaves spenning jenny, und ward ursprünglich durch des Spinners Hand in Bewegung gesetzt; allein William Kelly aus Glasgow erfand im J. 1792 einen Mechanismus wodurch ein Frauenzimmer oder ein Kind zwei Maschinen dieser Art, zusammen von 600 bis 800 Spindeln, in Bewegung setzen konnte. In der Folge fand man, daß vor der Vollendung des Gespinnstes eine besondere Mitteloperation, nemlich die des Ausdehnens oder Reckens (Streching) der Fäden, die Arbeit sehr vervollkommne. Dies geschieht auf einer besonders dazu eingerichteten mule jenny, dergestalt, daß der Faden nur wenig gedreht wird, damit die Ausdehnung möglich bleibe und das Abreißen verhindert werde. Außer diesen Hauptverbesserungen der Spinnmaschinen haben allmählig so große Vervollkommnungen ihrer einzelnen Theile statt gefunden, daß das Product derselben beinahe verdoppelt, und dagegen der Preis des Garns in folgenden erstaunenswerthen Verhältnissen gefallen ist. Es betrug nämlich der currente Preis für die im Handel mit Nr. 100 bezeichnete Sorte: im Jahre 1786 — 38 Schillinge, 1788 — 35 Schil., 1789 — 34 Schil., 1790 — 30 Schil., 1791 — 29 Schil. 9 Pence, 1792 — 16 Schil. 1 Pence, 1799 — 10 Schil. 11 Pence, 1801 — 8 Schil. 9 Pence, 1804 — 7 Schil. 10 Pence, und 1807 — 6 Schil. 9 Pence. Seit dieser Zeit ist er sogar bis auf 4 Schil. 5 Pence, mithin in 33 Jahren beinahe um neun Zehntheile gefallen. Zugleich aber hat die Qualität des Garns so sehr zugenommen, daß die Weber in den nämlichen Arbeitsstunden beinahe eben so viel verdienen können, als vor 25 Jahren, obgleich ihr Lohn seit jener Zeit um ein Viertheil gemindert ist. — In Frankreich ward die erste Spinnmaschine im J. 1787 von Hrn. v. Calonne eingeführt und in den Fabriken zu Rouen, Paris, Lille, St. Quentin, Amiens, Louviers und Montpellier sehr bald mit dem größten Nutzen in Anwendung gebracht. Auch hier zeigte ein Theil der geringeren Volksklassen anfangs feindselige Gesinnungen gegen diese Erfindung, kam aber sehr bald zu besserer Ueberzeugung. Große, durch Wasser oder Dämpfe getriebene Spinnereien gibt es in Frankreich wenig; die meisten werden durch Menschenhände oder durch Pferde in Bewegung gesetzt. Doch sind im J. 1817 vier neue, beträchtliche, durch Dampfmaschinen getriebene Spinnereien in Frankreich angelegt, deren Erfolg noch zu erwarten ist. — In der Schweiz ward die erste Spinnmaschine im J. 1798 zu St. Gallen errichtet und durch ein Wassermühlenwerk getrieben; bis dahin ward alles Gespinnste in diesem Lande auf einfädigen gewöhnlichen Spinnrädern verfertigt, was auch noch jetzt mit einem Zehntel des dortigen Garnproducts der Fall ist. Die feinsten Gattungen über Nr. 80 werden zur Verarbeitung auf den schweizerischen Manufacturen aus England eingeführt. Außer mehreren durch Wasser getriebenen großen Spinnmaschinen, rechnet man in der Schweiz etwa 1200 kleinere von der Gattung der englischen mule jennies, vertheilt in Winterthur und dessen Umgebungen, in der Stadt und dem Canton Zürch, in St. Gallen, Appenzell, Argau, Thurgau, Genf und St. Blasius unweit Basel. Jede dieser durch Menschenhände

n Bewegung gesetzten Maschinen enthält im Durchschnitt 216 Spindeln.
– In Deutschland zeichnen sich die österreichischen Staaten durch aus-
ebreitete Spinnereien aus. In den Umgebungen von Wien gibt es
iele große, durch Wasser getriebene Spinnmaschinen, die dort gänzlich
on den Webereien getrennt gehalten werden. Eine große Anzahl klei-
erer Spinnmaschinen und eine noch bedeutendere Volksmasse einzelner
Handspinner wird durch die großen Baumwollenmanufacturen in Prag,
Kuttenberg, Lettowitz, Grätz, Kettenhof und Ebersdorf, welche zusammen-
enommen mit den übrigen Fabriken dieser Classe in den österreichischen
Staaten 360,000 Menschen beschäftigen, in Bewegung gesetzt. — In
Sachsen ward nach manchen ohne Erfolg gebliebenen Versuchen die
rste bedeutende Spinnmaschine von den Gebrüdern Bernard zu Chem-
nitz mit Hülfe eines englischen Mechanikers angelegt. Ihnen folgten
ald mehrere; allein das Sinken der Preise in Folge der zunehmen-
en Concurrenz auf dem Continent und von England her, hinderte
hren Erfolg und es häuften sich bei den Unternehmern große Vorräthe
inverkäuflichen Garns, welches sie erst während der Blokade der
Elbe im J. 1804 und der Besetzung des Hannöverschen durch franzö-
ische Truppen absetzen konnten. Napoleons Continentalsystem gab den
deutschen Spinnereien neues Leben, bis die Siege der Alliirten im
J. 1813 das Land aufs neue der Concurrenz der Ausländer öffneten.
Immittelst ward in Deutschland während dieser Periode das Maschinen-
wesen, namentlich die Spinnereien, sehr verbessert und vervielfältigt,
und da in Sachsen der Arbeitslohn durchgängig sehr niedrig ist, so
behaupten die dortigen Fabricanten nicht ohne Grund, daß ihre Spin-
nereien es vollkommen mit den englischen aufnehmen könnten, wenn
diese es ihnen nicht an größerem Capitalverlag und an Leichtigkeit der
Anschaffung des rohen Stoffes zuvorthäten. Die sächsischen Spinne-
reien verarbeiten smyrnaische Baumwolle zu Garnsorten von Nr. 16
bis 40; auch mitunter Baumwolle von Neu-Orleans und Fernambuco,
gemischt mit smyrnaischer, doch in der Regel nicht feiner, als bis zu
Nr. 56. Fast alle feineren Garnsorten werden aus England einge-
führt.— Im Preußischen werden die Baumwollenspinnereien von der Re-
gierung sehr befördert. — Die russische Regierung hat auf ihre Kosten
eine große Spinnmaschine in Petersburg anlegen lassen; auf der Spin-
del wird doch gleichfalls hin und wieder Baumwolle versponnen. Doch
führt Rußland jährlich noch etwa 3 Mill. Pfund Baumwollengarn aus
England ein. Die Spinnereien in den nordamerikanischen Freistaaten
Rhode Island, Massachusets, Neu-Jersey und Neuyork erfodern bis
jetzt noch einen zu großen Aufwand an Handarbeit und Capital, um mit
dem Auslande Preis halten zu können. — Zu beklagen ist es, daß
die Maschinenspinnerei für den Flachs bis jetzt noch nicht hat ge-
lingen wollen, obgleich Napoleon den Preis von einer Million Fran-
ken auf die Erfindung einer dazu geeigneten Maschine setzte.

Spiralgefäße der Pflanzen sind feine, in Bündel gesam-
melte Röhren, die durch einen oder zwei spiralförmig aufgewundene
Fäden gebildet werden. In ihnen steigt der Saft, nachdem er von
den letzten Wurzelenden aufgenommen ist, in alle Theile der Pflanzen.
In späterm Alter der Pflanzen entstehen daraus Treppengänge oder
getäfelte Gefäße.

Spirallinie. Die höhere Geometrie betrachtet gewöhnlich zwei
Linien dieser Art: die logarithmische und die Archimedische Spirallinie;
hier kann nur von der bekannteren letzteren die Rede seyn. Die Archi-

medische Spirale entsteht, wenn der Mittelpunkt eines Kreises dergestalt gleichförmig auf dem, indeß die Peripherie ebenfalls gleichförmig durchlaufenden Radius fortrückt, daß er, nach Vollendung Eines solchen Umlaufs, mit dem entsprechenden Umfangspunkte zusammenfällt. Für den verlängerten Radius kann man sich diese Bewegung festgesetzt denken, und diese Spirale geht demnach aus dem Kreismittelpunkte heraus und entfernt sich von demselben in ununterbrochenen Schraubengängen. Die bekannte Spiralfeder einer Taschenuhr mag einen Begriff davon geben. Den Namen führt diese Linie, die die neueren Geometer viel beschäftiget hat, von dem berühmten Archimedes (s. d. Art.).

Spiralpumpe. Eine Pumpe mit einem schneckenförmigen, inwendig mit einem Spiralgange versehenen Rade. Sie hebt, wie man leicht einsieht, das Wasser höher als die gewöhnlichen Pumpen.

Spiritualen heißen die besondern Aufseher über die Frömmigkeit und Moralität der Zöglinge in den Priester-Seminarien der catholischen Bischöffe, welche die Andachtsübungen in diesen Anstalten leiten. Auch eine Partei unter den Franziskanern nannte sich Spiritualen. S. den Art. Franziscaner.

Spitzbergen, das nördlichste Land auf der nördlichen Erdhälfte, welches man gewöhnlich zu Amerika rechnet, und welches 1553 von dem Britten Willoughby entdeckt wurde. Es liegt vom 25. bis 45. Grade der Länge und vom 77. bis 82. Grade der nördlichen Breite, und besteht aus einer großen Insel und unzähligen kleineren. Man hat dieser Inselgruppe diesen Namen deswegen gegeben, weil sie voller spitziger Berge und Felsen ist, die mit ewigem Eise und Schnee bedeckt sind. Im Winter ist diese Gegend völlig unwirthlich, weil das ganze Land mit Eisfeldern umgeben ist und dem Auge nichts als Schnee und Eis zeigt. Die Kälte des Winters, so wie die Hitze des Sommers ist gleich unerträglich; der längste Tag und die längste Nacht währet hier beinahe fünf Monate. An Vegetation ist nicht zu denken, da die Erde fast zehn Monate von Frost mehrere Ellen tief felsenhart gefroren ist. Man findet hier bloß weiße Eisbären, Füchse, Rennthiere, Schnee- und Eisvögel, Seekühe, Wallrosse, Seehunde, Wallfische, Narwalls, Haifische und einen großen Fischreichthum. Niemand bewohnt diese traurigen Gegenden, und nur eine Zeitlang halten sich Russen, auch wohl Menschen von andern Nationen, des Fischfanges wegen hier auf. Der vornehmste Ankerplatz ist Scheerenburg, fast unter dem 80. Grade der Breite. Alle Jahre kommt ein Schiff von Archangel, welches eine Anzahl Russen hieher bringt, und diejenigen, welche im vorhergehenden Jahre sich dahin begeben hatten, wieder zurückführt.

Spitzen sind zarte Gewebe von verschiedenem Stoff nach allerlei Muster und Breite. Sie werden entweder geklöppelt oder mit der Nadel gefertigt; erstere nennen die Franzosen dentelles, letztere points. Jene werden besonders in Frankreich fabricirt. Von den Points übertreffen die brüßler alle andern an Feinheit, Güte, Schönheit und Dauerhaftigkeit. Sie behaupten diesen Ruf schon seit Jahrhunderten und ihre Verfertigung soll noch jetzt 10,000 Menschen beschäftigen.

Spitzen (electrische). Zugespitzte Enden leitender, unisolirter Körper haben die merkwürdige Eigenschaft, daß sie die Electricität äußerst leicht auf große Entfernungen und ohne Funken annehmen und mittheilen (eine Menge von Erfahrungen lehren, daß die Ableiter die Gewittermaterie ohne Funken ableiten können; man findet nur die

Spitzen von der Gewalt gebogen). Ueber die Ursache dieser Erscheinung sind die Physiker nicht einerlei Meinung. Will man zu einem Vergleiche seine Zuflucht nehmen, so stelle man sich, ohne jedoch die Analogie zu weit zu treiben, die Gewitterwolke mit ihrem electrischen Wirkungskreise etwa unter dem Bilde eines Luftballons vor, der mit seinem taftnen Ueberzuge eine stumpfe Stange gefahrlos streifen, an einer Spitze aber sich ritzen und seiner Füllung durch die erhaltene Oeffnung, allmählig entladen würde. Auf diese Weise wird auch das allmählige und somit stille Ueberströmen der Gewittermaterie durch die spitzen, vermittelst ihres Metallfortsatzes mit dem aufnehmenden und vertheilenden Erdkörper in Verbindung stehenden, Ableiter begreiflich.

† Spohr. Nach seiner Zurückkunft aus Italien hat er die Stelle eines Musikdirectors bei dem Theater zu Frankfurt am Main angenommen. Gegenwärtig (im J. 1819) verläßt er diese Stelle wieder, und wird, nachdem er einen Theil von Deutschland wiederum bereist hat, auf mehrere Jahre wie man sagt, nach London gehen. Seine großen Compositionen aus der neuern Zeit, zu welchen die Oper Faust, und Zemire und Azor und mehrere größere Instrumentalstücke gehören, sind noch wenig bekannt, aber mit großem Beifall an einigen Orten gegeben worden. Auch soll der Gesang in jenen Opern viel klarer seyn, als in seinen frühern. T.

* Sprachrohr. Man weiß daß sich der Schall nach Art der Lichtstrahlen ausbreitet und fortpflanzt. Wenn man also, statt in die freie Luft, in eine Röhre hineinspricht, so muß der Schall verstärkt werden, weil die festen Seitenwände der Röhre diejenigen Schallstrahlen die sonst entweichen würden, zusammenhalten. Gibt man hiernächst der Oeffnung dieser Röhre noch eine solche Gestalt, daß die Schallstrahlen nach den, gleich den Lichtstrahlen, erlittnen wiederholten Zurückwerfungen parallel oder doch fast parallel herauskommen; so wird ein so vorgerichtetes Instrument, mittelst dessen man sich nun auf große Entfernungen hörbar machen kann, ein Sprachrohr genannt. Dr. N.

Sprengel (Curt), Professor an der Universität Halle, einer der ersten Botaniker und gelehrtesten Aerzte unserer Zeit, ist 1766 in Pommern geboren. Sein äußeres Leben bietet, wie das Leben der meisten Gelehrten wenig Merkwürdiges dar, und wir führen daher nur einige seiner wichtigsten Schriften an, die ihm nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa den Ruf eines der gelehrtesten Männer unserer Zeit erworben haben. I. Geschichte der Arzneikunde, 5 Thle. II. Anleitung zur Kenntniß der Gewächse. 3 Thle. III. Historia Rei Herbariae. 2 Vol. IV. Geschichte der Botanik. 2 Thle. V. Institutiones medicae. 6 Vol. VI. Handbuch der Pathologie 2 Thle. Diese Werke sind sämmtlich in mehrern Auflagen erschienen nnd in verschiedne Sprachen übersetzt. Sprengel ist vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied und zugleich Vorsteher des botanischen Gartens in Halle.

* Sprengen ist ein Ausdruck, den die Steinhauer, Minirer und Ingenieurs gebrauchen, um damit die schnelle Trennung des Gesteins zu bezeichnen. Granit, Syenit, Grünstein, Porphyr und selbst der Flötzkalk lassen sich nicht anders absondern oder zertheilen, als durch die Gewalt des Schießpulvers, welches durch seine Entzündung plötzlich eine kaum zu berechnende Menge elastischer Flüssigkeit erzeugt, die, durch die Hitze noch mehr verdünnt, jene wundervollen Wirkungen hervorbringt. Um nur einigermaßen den Versuch einer Berechnung bei diesen Wirkungen zu machen, hat man zu finden geglaubt,

daß die Geschwindigkeit jener elastischen Flüssigkeit 10,000 Fuß in einer Secunde betrage. Den Druck, oder die Kraft, womit sich diese Flüssigkeit ausdehnt, hat man gleich tausend Atmosphären gesetzt. Welch erstaunliche Wirkungen durch das Sprengen der Felsen hervorgebracht werden können, haben die neuern Arbeiten an der Straße über den Simplon, an dem Trollhättakanal und an dem großen kaledonischen Kanal bewiesen. Um einen Felsen zu sprengen, muß man zuerst die Gebirgsart, ihr Streichen und die verschiedenen Lager derselben kennen. Man bohrt alsdann ein Loch von einem halben bis zu drittehalb Zoll im Durchmesser, und von wenigen Zollen bis zu mehreren Fußen in der Tiefe. Die Richtung des Loches ist nach dem Streichen der Gebirgsart verschieden. Sie kann unter allen Winkeln von der senkrechten bis zur horizontalen Linie gehen. Ist das Loch hinlänglich tief gemacht, so ladet man es mit Schießpulver, dessen Menge verschieden ist, nachdem der Felsen mehr oder weniger Härte hat. Dann setzt man den Ladestock auf, womit das Pulver zusammengedrückt wird, und bringt nun gebrannten Thon oder kleingestoßene Ziegel darauf, drückt dieß auf das Pulver, während der Ladestock noch in der Mitte feststeht. Endlich füllt man die Höhle mit kleingeschlagenen Steinen oder Erde rings um den Ladestock, drückt dieselben fest, zieht dann den Ladestock heraus und füllt die Höhle, die er gelassen, entweder mit Pulver oder mit Walzen- oder Gerstenstroh, zwischen welches man Pulver hineinschüttet. Ist dieß geschehen, so legt man eine Lunte unmittelbar auf das Pulver, welches zu oberst auf dem Stroh liegt, und zündet diese an, worauf sich ein jeder entfernt, weil nach dem ersten Aufblitzen der Flamme in kurzer Zeit die Spaltung des Felsen mit großem Krachen erfolgt. Doch geschieht an mehrern Orten das Anzünden des Pulvers unten im Loche auch durch eine Rakete, die an der Zündnadel befestigt ist. — Vergl. den Artikel Mine.

Springbrunnen. Was bei der einfachsten Art von Springbrunnen vorgeht, läßt sich aus dem bekannten hydrostatischen Gesetze, daß eine Flüssigkeit in zwei communicirenden Röhren gleich hochsteigt, leicht erklären. Denn man nimmt dem gemäß z. B. ein mit Wasser gefülltes Bassin auf einer Höhe, und eine damit communicirende, tiefer stehende Röhre an, so muß sich das Wasser in letzterer eben so hoch heben wollen, und also, wenn sie nicht dazu lang genug ist, mit Gewalt herausspringen. Wenn der Strahl nachher in freier Luft nicht ganz die nehmliche Höhe erreicht, so folgt dieß ganz natürlich daraus, daß er nicht mehr durch die festen Seitenwände der Röhre zusammengehalten wird. Mit dieser, aus dem bloßen Gewichte des Wassers entspringenden Wirkung, läßt sich nun noch die Kraft eigener Druckwerke vereinigen, um auf diese Weise den Wasserstrahl zu ganz erstaunlichen Höhen zu treiben, wie denn hiervon unsre gewöhnlichen Feuerspritzen, die in so fern hieher zu zählen sind, einen deutlicheren Begriff geben, als eine Beschreibung im Stande ist. — In einem gewissen Sinne gehören auch die, unter dem Namen Heronsball und Heronsbrunnen bekannten Spielereien hierher; es ist davon in einem eignen Art. gehandelt worden (s. Heronsball).

Spröde (in der Physik). Das Spröde an den Körpern wird dem Biegsamen, Dehnbaren entgegengesetzt. Blei z. B. ist biegsam, dehnbar; Glas, spröde. Ueber die eigentlichen Gründe dieser Verschiedenheit, sofern sie von der Art des Zusammenhangs der kleinsten Theile der Körper abhängig ist, weiß die Naturlehre nichts befriedigendes zu sagen.

Spurstein, der allgemeine Name solcher, in der Natur sehr häufig vorkommenden Steine, in welchen man Spuren vegetabilischer oder animalischer Körper findet. Diese Steine führen zu merkwürdigen Schlüssen über eine, unsere Erde vor vielen Jahrtausenden betroffene große Revolution durch Wasser und Feuer.

Spurzheim (Caspar). Dieser bekannte Begleiter des Dr. Gall auf dessen Reisen durch Europa ist 1776 in der Nähe von Trier geboren. Er machte seine medizinischen Studien in Wien, als er im J. 1800 mit Gall bekannt wurde, für dessen Ansichten über Craniologie und Cranioskopie er sich bald so interessirte, daß er sich ihm persönlich anschloß und seit dieser Zeit nicht aufgehört hat, sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen. Er begleitete Gall auf seiner großen Reise (in den Jahren 1805 — 1807) durch Deutschland, die Schweiz, Holland und Frankreich, wo Ersterer an jedem bedeutenden Orte einen oder mehrere Cursus von Vorlesungen hielt, bei welchen ihm Dr. Spurzheim als Demonstrator zu assistiren pflegte. In Paris gaben sie gemeinschaftlich mehrere Memoiren heraus. Spurzheim reisete später nach England, Schottland und Irland, hielt in jedem größern Orte Vorlesungen und suchte seinem Systeme und seiner Lehre, die jetzt von denen Galls in mehreren Punkten abweichen, durch Denkschriften und größere Werke Eingang zu verschaffen.

* **Staat** (respublica, civitas, societas civilis, bürgerliche Gesellschaft). Wenn gefragt wird, was ist der Staat, so heißt dieß nicht, was ist dieser oder jener Staat, sondern vielmehr was soll der Staat seiner Bestimmung gemäß seyn. Die Bestimmung des Staats aber fällt mit der Bestimmung des Menschen zusammen. Der Staat ist die äußere vernunftgemäße Form, in welcher die Menschheit lebt und besteht; denn er ist diejenige gesellschaftliche Vereinigung der Menschen, deren Zweck die freie, gesicherte Anwendung ihrer Kräfte selbst ist. An sich liegt schon im Menschen der Trieb, mit andern seiner Gattung in Verbindung zu stehen, welcher auf mannichfaltige Weise von der Natur genährt wird; allein ihm ist entgegengesetzt der selbstische Trieb des Individuums nach seinen Neigungen zu leben, so wie ihn auch die Natur durch die Hindernisse des Zusammenlebens auf der Erdoberfläche auf andre Weise beschränkt. Wenn nun doch die Verbindung der Menschen zu vollkommener Ausbildung ihrer Natur nothwendig ist, so muß sie von der Art seyn, daß die Einzelnen sich unbeschadet ihrer Individualität in ein Ganzes vereinigen, um geschützt gegen die gemeinschaftlichen Hindernisse eines vernunftgemäßen Lebens den Zwecken der Menschheit nachzustreben. Diese von der Vernunft verlangte Verbindung erfodert eine Menschenmasse, die auf irgend einem Theile der Erde räumlich verbunden ist, und in welcher der Wille, in einem solchen Verein zu leben, herrschend wird, so wie eine zur Behauptung dieses allgemeinen Willens nothwendige, jede einzelne Kraft überwiegende Obergewalt, welche durch den Verein der einzelnen Kräfte gebildet wird. Und dieses ist die bürgerliche Gesellschaft oder der Staat, der, wie hieraus leicht zu sehen, den Zweck des Rechts als einen ursprünglich und wesentlichen umfaßt, aber nicht auf denselben eingeschränkt ist, und in welchen zu treten für jeden einzelnen Menschen Pflicht ist. Ferner leuchtet ein, daß alle andere äußre Gesellschaften in dieser enthalten sind; wie alle einzelne Zwecke des Menschen in dem Begriffe der Humanität. Es ist daher auch einseitig, das Recht, oder die Sicherheit und den Wohlstand als den einzigen Zweck des Staats zu be-

stimmen. Diese einseitige Ansicht entspringt besonders daraus, daß man die Menschen auf einer niedern Stufe der Cultur, auf welcher sie stehen, indem sie zum Staate heran reifen, auffaßt, und den innern Grund des Staats mit den äußern empirischen Veranlassungen desselben verwechselt. So gingen den Staaten meistens Schutz- und Sicherheitsbündnisse der Zusammenlebenden, wodurch man sich gegen Naturgefahren und feindliche Angriffe verband, oder Vergleiche über streitigen Besitz, voran. Aber was hier nächster, durch die Klugheit gebotner Zweck war, und den Verstand zu Maßregeln führte, deren Ausführung dem Staate öfters seinen Ursprung gab, das ist nicht der einzige und Hauptzweck des Staats für alle Culturstufen. — Bisher wurde die Nothwendigkeit des Staats gezeigt; nun fragt man aber weiter im Staatsrechte: wie entsteht ein Staat rechtlich? Und hierüber wollen wir nur folgendes bemerken. Es ist begreiflich, daß nicht die Willkür des Einzelnen den Staat errichten kann, sondern daß es eines damit übereinstimmenden Willens derer bedarf, welche in diese Verbindung treten. Gleichwohl aber hat dieser Wille nicht nothwendig die Form des Vertrags, noch weniger ist es nöthig einen dreifachen Contrakt (Vereinigungs-, Verfassungs und Unterwerfungsvertrag) anzunehmen, wie die Staatsrechtslehrer der ältern Schule herkömmlich gethan haben, da ohnehin weder alle einzelne Individuen ausdrücklich dazu einwilligen könnten, noch überhaupt der hier gefoderte allgemeine Wille der wirkliche Wille jedes Einzelnen ist. Vielmehr da jene höhere Gewalt, als die mit Zwang verbundene Befugniß, alles das, was zum Zwecke des Staats nothwendig ist, anzuordnen und einzuführen rechtlich nothwendig ist, wie der Staat selbst, aber keineswegs zur Wirklichkeit kommt, ohne eine (physische oder moralische) Person, welche die Kraft der Einzelnen zum Zwecke des Ganzen vereinigt, und so den allgemeinen Willen geltend macht: so ist, wo eine solche Person die Kraft der Individuen einer Volksmasse zu diesem Zwecke wirklich verbindet und sie dem allgemeinen Willen unterordnet, der Staat auch auf rechtliche Weise entstanden. Denn es ist dieß nicht denkbar ohne den Willen des Volks. Eine solche Person aber, welche die Obergewalt ausübt, heißt Regent. Mithin ist die Entstehung des Staats mit der Entstehung der beschriebenen Obergewalt und des Regenten Eins. Dies gilt natürlich nur von der ersten Gründung des Staats, nicht von Veränderung der Regierung. Die Geschichte stimmt mit dieser Ansicht überein. Was die Rechte des Staats betrifft, so s. darüber den Art. Staatsgewalt. Der Untergang eines Staats ist durch Natur und Freiheit möglich. Aber nur der Gesammtwille des Volks kann einem Staate eine andre Form geben. — Wenn mehrere selbstständige Staaten einer gemeinschaftlichen höhern Regierung unterworfen sind, so findet ein Staatensystem (systema civitatum) statt; wenn sie aber nur zu gewissen gemeinschaftlichen Zwekken, besonders zu gegenseitiger Vertheidigung und Sicherheit für gewisse Zeit, oder für immer verbunden sind, so nennt man sie im erstern Falle conföderirte Staaten, im letztern Föderativsystem oder Staatenverbindung, Staatenbund (corpus foederatarum civitatum) so z. B. das gegenwärtige deutsche Reich. T.

Staatengeschichte. (Vergl. die Art. Geschichte und Geschichtschreiber.) Betrachtet man die Staatengeschichte nach ihrem Verhältnisse zur allgemeinen (oder sogenannten Welt-) Geschichte; so erscheint sie als Specialgeschichte, denn sie hat die Bestimmung,

die Entstehung, Bildung und die Veränderungen des einzelnen Staats so darzustellen, daß derselbe vermittelst der Darstellung als ein organisches Ganzes erscheine. Als ein organisches Ganzes erscheint aber unter der darstellenden Hand des gründlichen Geschichtforschers und des klassisch gebildeten Geschichtschreibers der einzelne Staat, wenn zuerst die Familienstämme und Völkerstämme genau angegeben werden, aus deren Zusammentretung und Vermischung (bisweilen durch Vertrag, nicht selten durch Eroberung und Gewalt) er bei seinem Entstehen und bei seiner allmähligen Vergrößerung sich bildete; wenn darauf die Verfassung des Staates in den Mittelpunkt seiner Begebenheiten und Schicksale gestellt wird, weil nur darauf die Bildung seiner Eigenthümlichkeit, das Verhältniß der zu ihm gehörenden einzelnen Stände der bürgerlichen Gesellschaft gegen einander, die Entwicklung der verschiedenartigen Gestaltungen des Volkslebens, so wie überhaupt das ganze innere politische Leben eines Staates sich erklären läßt; und wenn endlich aus diesem innern politischen Leben das äußere politische Leben, oder die öffentliche Ankündigung des einzelnen Staates in den äußern Verhältnissen zu seinen Nachbarstaaten, so wie seine ganze Stellung in dem Staatensysteme, zu welchem er als Theil gehört, abgeleitet, und, aus der Wechselwirkung des innern und des äußern politischen Lebens auf einander, entweder das Fortschreiten und die Fortbildung, oder das Rückwärtsschreiten, Sinken, und Veralten, (und bei den bereits erloschenen Staaten zugleich der Untergang derselben), aus zureichenden geschichtlichen Gründen erklärt wird. Wenn nun auch die Geschichtschreiber vieler einzelnen Staaten hinter diesen Foderungen zum Theil zurückbleiben z. B. Schmidts und Galletti's Abhandlungen der deutschen Geschichte, Heinrichs Bearbeitungen der deutschen, französischen und englischen Geschichte u. a.); so haben sich doch auch wieder andere der Lösung dieser Aufgabe sehr genähert. (So Hume in s. Gesch. Englands; Joh. Müller in s. Schweizergeschichte, in s. Gesch. Spittler in s. Gesch. Wirtembergs und Hannovers u. A.) — Allein, außer dieser Behandlung der Gesch. einzelner Staaten, versteht man bei den Deutschen gewöhnlich unter Staatengeschichte den akademischen Vortrag und die schriftstellerische Behandlung der sämmtlichen, das gegenwärtige europäische Staatensystem bildenden Staaten und Reiche, seit ihrer Entstehung bis auf unsre Zeit, so daß man diese Staaten und Reiche zwar einzeln (und ihre Geschichte nicht synchronistisch) behandelt, sie aber in der Darstellung auf einander folgen läßt, um am Ende der Darstellung das ganze europäische Staatensystem, nach dessen einzelnen Bestandtheilen, überschauen und politisch würdigen zu können. In diesem Sinne stellte bereits Sam. v. Pufendorf die europäischen Staaten in s. Einleitung in die Historie der vornehmsten Reiche und Staaten dar, wovon die Auflage vom J. 1733 in 4 Theilen 8. noch immer verglichen zu werden verdient. — Breit und geistlos ist die, zu Heilbronn seit 1760 in 14 Octavbänden erschienene, allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten. — Unvollkommene Grundrisse dieser Staatengeschichte waren: Geo. Chstn. Gebauers Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europ. Reiche und Staaten, Lpz. 1733. 4. und J. Paul Reinhards Einleitung zu den ...lichen Geschichten der vornehmsten Staaten, 3te Aufl. Erlang. 1778. — Im bessern Geiste behandelten die Staatengeschichte: Gtfr. Achen-

wall, in s. Gesch. der heutigen vornehmsten europ. Staaten im Grundrisse, 2 Theile, N. A. Götting. 1779, 8. — J. Chstph. Krause in s. Grundriß der Geschichte der jetzigen, besonders der europ. Staaten, Halle 1788, 8 — J. Geo. Meusel (der neue Bearbeiter des Gebauer'schen Werkes), in s. Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie. Dieses akademische Compendium ward, bei manchen Mängeln, doch wegen der Kürze seiner Darstellung, wegen der Reichhaltigkeit der Literatur, und wegen der Vollständigkeit der beiliegenden genealogischen Tabellen der regierenden Dynastieen, bald so beliebt und gebraucht, daß im J. 1816 die fünfte Auflage davon erschien. — Schon von der vierten Auflage an nahm Meusel durchgehends Rücksicht auf das folgende Werk, welches bis jetzt noch unübertroffen geblieben ist: Ludw. Tim. Spittler, Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, 2 Theile, Berl. 1793, 8. Es berücksichtigt nämlich zunächst bei allen dargestellten Staaten und Reichen das Entstehen und die allmählige Ausbildung der Verfassung derselben; es zeichnet die Geschichte der Staaten in kurzen Umrissen, und in einem edlen und kräftigen Style; es deckt unverhohlen die Fehler und Gebrechen der einzelnen Verfassungen und Regierungen auf, und entwickelt den Einfluß derselben auf die politische Geltung der Staaten in den einzelnen Zeiträumen; es enthält endlich bei jedem einzelnen Staate eine ausgewählte Literatur der dahin gehörenden Schriften, gewöhnlich mit kurzer Angabe ihres Werthes. Nach Spittlers Tode ergänzte, in der zweiten Auflage vom J. 1807, Sartorius dieses Werk, dem es meistens gelang, die Kürze und Kraft des Spittler'schen Styls zu treffen. — Eine Lücke in diesen Schriften aber bleibt es, daß man die Geschichte des Vaterlandes davon ausschloß, weil, nach akademischer Sitte, über Deutschland gewöhnlich besondere Vorträge gehalten und gehört wurden, obgleich nicht verkannt werden kann, daß das europäische Staatensystem nie vollständig zu überschauen ist, wenn bei der Darstellung desselben Deutschland, sein politischer Mittelpunkt seit den drei letzten Jahrhunderten, fehlt. — Heerens schätzbare Geschichte des europäischen Staatensystems seit der Entdeckung beider Indien, wovon 1819 die dritte Auflage erschienen ist, gehörte im strengen Sinne nicht hieher, weil in derselben die einzelnen europäischen Staaten nicht nach ihrer Specialgeschichte, sondern blos nach ihrer Stellung innerhalb des europäischen Staatensystems und nach ihrem Verhältnisse zu demselben, dargestellt worden sind. — Für die Staaten des Alterthums hat Heeren's Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums, 3te Aufl. Götting. 1817, 8. entschiedenen Werth. Q.

Staatsämter, s. Staatsdienst.

Staatsbank, Nationalbank, ist eine solche Bankanstalt, welche entweder aus dem Vermögen der Staatsbürger überhaupt oder dem gesammten Nationalvermögen gebildet ist, unter der unmittelbaren, alleinigen Leitung des Staats steht und von der Nation, vom Staate, mit dem Nationalvermögen garantirt wird. Dergleichen Institute können, wenn sie gut organisirt und ehrlich verwaltet werden, höchst wohlthätig auf den Nationalreichthum wirken, aber mangelhaft organisirt und unredlich verwaltet drohen sie demselben auch große Gefahr; besonders nachtheilig aber können sie werden, wenn sie, wie leider häufig geschehen, von der Staatsregierung als eine Finanzquelle betrachtet und als Mittel benutzt werden, den öffentlichen Schatz

in Zeiten der Noth aus einer Geldverlegenheit zu retten. Daher genießen in der Regel die Privatbanken (s. d. Art.) eines stärkern öffentlichen Credits als die Staatsbanken. K. M

† Staatsform (s. Art. Staat, 4te Aufl. Bd. 9. S. 357.) — Die Staatsform ist auch verschieden nach der Art der Erwerbung der Obergewalt. Ein Staat ist hiernach Erb- oder Wahlstaat, welche Eintheilung sich jedoch nur auf die Aristokratie und Monarchie bezieht. In einem Erbstaat ist durch Verfassung die Erbfolge als das Mittel, wodurch ein neuer Regent bestimmt werden soll, festgesetzt. Ist diese Erbfolge nun durch Erbfolgeordnung (Successionsgesetz) genauer angeordnet, dann heißt der Staat Familienerbstaat; oder der Regent hat das Recht, seinen Nachfolger auf den Todesfall zu bestimmen, dann heißt der Staat Patrimonialstaat; und zwar im engern Sinne, wenn er hierbei an keine verfassungsmäßige Bedingung gebunden ist, und mithin über den Staat wie über sein Privatvermögen (patrimonium) verfügen kann. Den Patrimonialstaaten setzt man überhaupt die Usufructuarstaaten entgegen, in welchen letzteres nicht der Fall ist. Reiche von gemischter Succession sind a) solche, wo nur gewisse Personen wahlfähig sind, (z. B. ehemals Polen und die geistliche Fürstenthümer); b) wo die Succession zwar erblich ist, der Nachfolger aber erst durch die Genehmigung der Reichsstände zur Regierung gelangt. Hier ist bei jedem Thronwechsel ein neuer Unterwerfungsvertrag nöthig. In einem Wahlstaat hängt die Succession vom Willen des ganzen Volks ab, wenn nicht vorhandene Grundgesetze das Recht, zu wählen, auf gewisse Personen beschränken, wie vormals zu Venedig und Genua, oder gewissen Personen (Wahlherren) das Wahlrecht ausschließlich übertragen wird. Die Annahme der Wahl hängt auf Seiten des Gewählten von seiner Willkür ab. Während eines Zwischenreichs, wo kein Monarch existirt, hat das Volk die Regierung, dafern sie nicht Reichsverwesern übertragen wird, deren Rechte vom Willen des Volks abhängen, oder durch Staatsgrundgesetze bestimmt sind. Der Reichsverweser ist (interimistischer) Regent, und dem nachfolgenden Monarchen nicht verantwortlich. Das Volk muß das Recht des gesetzlichen Kronprätendenten anerkennen; aber dieser darf seine Ansprüche keinem Andern übertragen. Ist in einem Erbreiche kein Successionsberechtigter, so kann die Regierungsverfassung durch den Willen sämmtlicher Bürger abgeändert, übertragen werden. —

† Staatsgewalt, die rechtliche und mit Zwang verbundene Befugniß des Staats, alles, was zum Besten des Ganzen nothwendig ist, zu bestimmen und auszuführen. Sie beruht daher auf dem Gesammtwillen (volonté generale) der Bürger, welcher eins ist mit dem Zwecke des Staats und geht aus der Gesammtheit ihrer Kräfte hervor. Sie muß daher ferner die höchste im Staate — mithin Obergewalt (summa potestas) seyn, und ist als solche unabhängig, inappellabel, unverantwortlich, unverletzlich und unwiderstehlich. Diese Obergewalt kommt in der Wirklichkeit nur zur Erscheinung durch Uebertragung derselben auf eine physische oder moralische Person, welche das Staatsoberhaupt, oder auch Fürst, Oberherr, Regent genannt wird (princeps, summus imperans, rex). Er ist also Repräsentant des Staats und der Staatsgewalt. Darum geht auch die Würde des Staats auf ihn über, und diese auf ihn übergehende Würde wird Majestät genannt. In Verhältniß zu ihm ist jeder Ein-

zelne im Staate Unterthan (subditus, subjectus). Das Recht des Regenten geht daher so weit, als der Staatszweck und die Bedingungen der Constitution. Die Gewalt des Regenten ist daher nicht, wie Hobbes behauptete, schlechthin unbeschränkt, eben so wenig ist auch der Regent nach Rousseau bloßer Beamter des Volks. Der Regent kann die Regierung nicht willkürlich veräußern, und die Regierung dauert ununterbrochen fort. Die Staatsgewalt aber umfaßt mehrere Rechte, die man daher Gewalten oder Hoheitsrechte nennt. (S. die Art. Hoheit und Regierungsrechte). Wir wollen dieselben hier einzeln durchgehen. Der Staat darf die Ausübung der Rechte seiner Bürger beschränken, 1. wenn ohne diese Einschränkungen die Sicherstellung der Rechte Aller nicht möglich ist — — u. s. w. wie Art. Staat, 4te Aufl. (Band 9. Seite 362.)

Staats- oder Adreßkalender sind gedruckte Namenverzeichnisse von Staatsbeamten, die entweder mehrere Staaten summarisch umfassen und zugleich statistische Nachrichten mit enthalten, (wie Spieß jetzt herrschendes Europa 1725, woraus Krebel's genealogisches Handbuch entstanden ist; und Varrentrapp's und Wenner's Reichs- und Staatshandbuch seit 1742; und das neueste dieser Art; Hassel's allgem. europ. Staats- und Adreßhandbuch für das J. 1816. 1. Bds. 1. Abth., welche die Genealogie und die Staatskunde der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, mit Einschluß von Oesterreich und Preußen enthält, nebst Wappenkupfern, 2 Abth., welche die Adressen enthält; und 2. Bds. 1 Abth., welche die Genealogie und Staatskunde der sämmtlichen europ. Staaten außerhalb Deutschland und eine statistische Uebersicht von 19 der vornehmsten außereuropäischen Staaten enthält. Die 2 Abth. umfaßt die Adressen. Weimar 1816.) — oder die sich auf einen einzelnen Staat beschränken. In letzterer Hinsicht gibt es noch besondere Adreßcalender oder Verzeichnisse von einzelnen Provinzen, Städten (z. B. der Adreßkalender von Berlin seit 1740, der von Leipzig 1764), Aemtern, Collegien, Ständen, (z. B. das kursächsische geistl. Ministerium von 1725; die österreich. Generalkriegstabellen seit 1745; Zustand der preuß. Armee, 1778; Preuß. Stamm- und Rangliste, 1784; Zustand der sächsis. Armee, seit 1783; Kursächs. Bergwerkskalender 1772 u. a. m.), selbst von den Einwohnern eines Orts ohne Rücksicht auf den Dienst im Staate. Auch gibt es Adels-, Gelehrten-, Künstler- und ähnliche Register. Der Staats- und Adreßkalender im engern Sinne ist gewöhnlich ein amtlich abgefaßter Schematismus des Staats- und Hofhaushalts und aller Verwaltungsbehörden; oft mit mancherlei genealogischen und statistischen Notizen begleitet, wie der ehemalige Almanach impérial von Testu. In wiefern solche Staatskalender die Darstellung der gegenwärtigen Staats- und Hofbeamten (oft der ganzen Hofdienerschaft) zum Gebrauch im bürgerlichen Leben bezwecken, sind sie eine Erfindung der neuern Zeit. Wahrscheinlich ist der jetzt noch fortwährende Almanach Royal in Frankreich der Urvater dieser zahlreichen Familie. Der Buchhändler Laurent Houry zu Paris bereicherte zuerst 1679 seinen Almanach mit statistischen Zusätzen, und verband damit die Namenliste der höheren Staatsbeamten. Bald fand sich Ludwig XIV. durch diese sinnlich bequeme Darstellung seines titelreichen Hof- und Staatsdienstes so geschmeichelt, daß er das dem Houry 1679 ertheilte Privilegium im J. 1699 erneuerte, und sich den Almanach dediciren ließ, der seitdem den Beinamen Royal behalten hat. Im 18ten Jahrhundert

rschienen ähnliche Namenlisten und nach und nach in allen, selbst den leinsten europäischen Staaten, so wie in den verschiedenen Territo- ien des deutschen Reichs. Die ersten darunter waren (1700 — 4) as Namenregister für die vereinigten Niederlande; seit 1704 der Preußisch-Brandenburgische Staatskalender; seit 1720 der Regensbur- ische Comitialkalender; seit 1728 der kursächsische Staatskalender; it 1730 der englische Royal Calendar, u. s. f. bis in die neuere eit. Die Verbreitung dieser Bücherclasse, zunächst eine Folge der rachtliebe und der Sorgfalt der Fürsten, dann auch der Eitelkeit der itulirten, hat zwar auf der einen Seite die Zahl der Titel und lemter, indem ein Hof dem andern nachahmte, und die Titelsucht der Staatsdiener sehr vermehrt; sie hat aber auch auf der andern Seite ie Staatenkunde sehr befördert, so wenig ehemals die Regierungen er Publicität geneigt waren. In so fern hat ihre Abfassung wissen- haftliche Bedeutung. Aber nur wenige, wie der Almanach Royal, er brittische Royal Calendar, der East-India Calendar, der Meck- nburg-Schwerin'sche Staatskalender u. a. m. sind in der That das, as jeder Staatskalender seyn sollte, ein mit kurzen Anzeigen es Mechanismus der Landesverwaltung versehenes, ystematisch geordnetes Namenverzeichniß von Perso- en, welche gegen den Staat in besondrer Verpflich- ung stehn, unter öffentlicher Aufsicht abgefaßt. Ue- rigens gilt allemal, selbst von den planlosesten Werkchen dieser Art, ontenelle's Bemerkung, daß die Staatskalender unter allen Bü- ern die meisten Wahrheiten enthalten. — Ueber diesen Zweig der iteratur und insbesondre über den zweckmäßigsten Schematismus, so ie über die historisch-statistische Benutzung eines Staatskalenders m. Schwarzkopf's treffliche Schrift über Staats- und Adreß- alender. Berlin 1792. K.

Staatslehre oder Staatswissenschaft umfaßt als all- emeine oder philosophische Wissenschaft, Politik und Staats- echt. (S. diese Art.) Staatswissenschaften werden aber uch alle die allgemeinen und empirischen Wissenschaften genannt, elche sich auf den Staat überhaupt beziehen, z. B. Polizeiwissen- haft, Finanzwissenschaft und Cammeralwissenschaften, überhaupt Statistik ꝛc. von welchen in besondern Artikeln die Rede ist.

Staatsökonomie, s. Staatswirthschaft.

Staatsschatz, öffentlicher Schatz, Cammerschatz. Man ersteht darunter bald die Centralcasse des Staats, bald den in dieser Centralcasse aufgesparten, zu künftigen Zwecken bestimmten Vorrath on Metallmünze; in dieser letzten Bedeutung werden jene Ausdrücke ier genommen. — In allen Erdtheilen und fast in allen Jahrhunder- en wurden Staatsschätze gesammelt, sowohl von Beherrschern gesitte- er als roher Völker; in Bern, Berlin und Constantinopel, in China, m Reiche des Großmoguls, in den ehemaligen Königreichen Peru und Mexiko, so wie in den größern afrikanischen Staaten errichtete man Schatzkammern und füllte sie. Es sammelten Schätze vor Jahrtausenden Israeliten, Perser und Römer, im Mittelalter die Herrscher in Euro- a, wie die in Asien und Amerika, und in den neuern Zeiten die Schweiz, Hannover, Hessen und Preußen; es sammelten dergleichen der König David, Papst Sixtus V., Georg II. als Churfürst von Hannover, Na- oleon Buonaparte und Friedrich der Einzige. — Sehr verschieden wa- en die Quellen, aus welchen floß, was in den Schatzkammern sich an-

häufte. Raub und Beute von bezwungenen Feinden lieferte den größten Theil in der alten Welt, Subsidien wurden in den neuern Zeiten von kleinen Staaten auf gleiche Art benutzt, aber die Börsen der Unterthanen waren es, welche die Hauptquelle derselben in unsern Tagen und in den größern Staaten ausmachten. Die Sammlung eines Staatsschatzes auf diesem letztern Wege ist zwar hin und wieder selbst von staatswirthschaftlichen Schriftstellern vertheidigt worden, jedoch mit Unrecht; es läßt sich mit diesen Vertheidigern wohl keinesweges behaupten, die in die Schatzkammer fließende Metallmünze würde von den Unterthanen verschwendet worden seyn, hätte sie ihnen der Staat nicht abgenommen und durch die Niederlegung in dem Schatze zu erhalten gesucht. Nach dem natürlichen Gange der Dinge muß die Sparsamkeit immer die Oberhand behalten über die Verschwendung, und die von der Natur in jedes Menschen Brust gelegte Sehnsucht nach bessern Tagen wird das in den Gewerben angelegte Kapital immer so viel wie möglich zu vergrößern suchen. — Sammelt der Staat einen Schatz, so sind drei Fälle denkbar. Erstens, der Fleiß und die Sparsamkeit der Nation können so groß seyn, daß sie mehr schaffen und in Umlauf bringen als der Staat durch sein Schatzsammeln dem Umlaufe entzieht. Es können aber auch zweitens jener Fleiß und jene Sparsamkeit nur hinreichen, die Lücke auszufüllen, welche des Schatzes wegen gemacht wurde; und wieder drittens kann die Nation selbst beim besten Willen nicht im Stande seyn, das zu ersetzen, was von dem Ertrage ihrer Betriebsamkeit in die Schatzkammer fließt. Im ersten Falle wird der Staat einen Schatz bekommen und das Nationaleinkommen sich dennoch vermehren, im zweiten wird der Staat seine Schatzkammer füllen; aber weder das in den Gewerben angelegte Kapital wird wachsen, noch das Nationaleinkommen und der Wohlstand des Volks, im dritten endlich wird zwar die Schatzkammer gefüllt werden, aber mit ihrer Anfüllung wird das Volk immer ärmer werden. Kurz, man betrachte das Schatzsammeln von welcher Seite man will, immer muß dasselbe den Nationalwohlstand gefährden. Wird auch im ersten Fall die Nation, trotz des Schatzsammelns, wohlhabend, so erhält sie doch immer nicht das Vermögen, das sie erhalten haben würde, hätte der Staat den Schatz nicht gesammelt; im zweiten Falle bleibt der Wohlstand nur auf derselben Stufe, wiewohl sich die Betriebsamkeit vermehren muß, um die Abgabe für den Schatz zu erschwingen; im dritten Falle aber wird die Nation mit jedem Jahre unvermögender, die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, und so führt denn das Schatzsammeln selbst den Staat in die Verlegenheiten, welchen er dadurch entgehen will. Kehrt die in die Schatzkammer geflossene Metallmünze zur Zeit außerordentlicher Ausgaben wieder in den Umlauf zurück, so darf dann freilich die Börse der Unterthanen weniger stark angegriffen werden; aber in dieser Börse findet sich nun auch weniger, als sich ohne den Schatz darin gefunden haben würde. In einem Staate, dessen Regierung mittelst Auflagen einen Schatz gesammelt hat, besitzt die Nation nur die Münzmasse im Schatze, aber da, wo kein Schatz gesammelt wurde, hat sie nicht nur diese Münzmasse, sondern außerdem noch dasjenige, was durch deren nützliche Anwendung gewonnen worden. Was aber die Hülfe betrifft, welche man für den Fall eines Kriegs von einem gesammelten Schatze erwartet, so ist dieselbe immer, wie uns Preußens Beispiel bewiesen, höchst schwach und unzuverlässig. Das Na-

tionalcapital ist nirgends besser als in den Händen der Staatsbürger aufgehoben; sind diese reich und wohlhabend, so bedarf es im Fall eines feindlichen Angriffs jenes Nothmittels nicht, um die Regierung in den Stand zu setzen, sich mit Nachdruck zu vertheidigen; gerade der Wohlstand ihrer Unterthanen ist es, was diese an Vaterland und Regierung kettet und sie bereitwillig macht, der Erhaltung derselben jedes von ihnen gefoderte Opfer zu bringen. K. M.

Staatsverfassung. So lange die Menschen einzeln lebten, war keine Gesellschaft und kein Staat vorhanden, und keine Staatsverfassung. Als die Familien sich bildeten, so entstand Familienverfassung und väterliches Hausregiment. Diese patriarchalische Verfassung ist die älteste, und die Familienverfassung ist noch heutiges Tages bei Jägervölkern und Hirten, welche einen großen Raum zu ihrem Jagdbezirke und zu ihren Viehtriften bedürfen, und wo die Familien daher immer entfernt von einander wohnen müssen, wie wir dieses in der Geschichte von Abraham und Loth sehen. Verbinden sich mehrere Familien, die desselben Geschlechts sind, mit einander, so entsteht ein Stamm, der größer oder geringer an Volksmenge nach der Zahl der verbundenen Familien ist. Diese Form der Gesellschaft finden wir noch in Arabien, in Amerika und überhaupt bei allen Völkern, die in kleinen Verbindungen leben, weil keine großen unter ihnen möglich sind. Diese Einrichtung war bei unsern Vorvätern, als die Römer unter Julius Cäsar zuerst Deutschland entdeckten. Die kleinen Völkerschaften führten vielfach Kriege unter sich, wie dieses immer benachbarte Staaten thun, sie mögen klein oder groß seyn. Da immer nur eine Völkerschaft mit der andern kriegte, oder höchstens zwei bis drei mit einander verbunden waren, so ward ihre Staatseinrichtung auch nur auf diese kleinen Kriege berechnet und sie vermochten nicht, den Römerheeren zu widerstehen, weil diese von einem großen Staat ausgingen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet war. Die erste Verbindung der kleinen deutschen Völkerschaften brachte Hermann zu Stande, und mit Hülfe dieser Verbindung schlug und vernichtete er den Varus mit seinen Legionen, als er ihn im Teutoburger Walde unter nachtheiligen Umständen zu einer Schlacht zwang. Als 16 Jahre später Germanicus mit einem frischen Heere nach Deutschland kam, vermochte Hermann nicht, zum zweitenmale einen Bund zu Stande zu bringen, der mächtig genug gewesen, den Römern zu widerstehen. Diese hatten in ihrem Cäsar eine große Einheit gefunden, und August hatte damals alle Macht in seiner Hand vereinigt. Auch führte er diesen Krieg mit aller Anstrengung, da er eines mächtigen Feindes bedurfte, um seiner Regierung Ansehen, seiner Familie Lorbeeren und einigen unruhigen Köpfen einen rühmlichen Untergang zu verschaffen. Hermann wurde geschlagen, da ihm alle Versuche mißlangen, die kleinen Völkerschaften zu einem großen Staate zu vereinigen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet wäre. Er erregte vielmehr die Eifersucht der Kleinen, welche glaubten, daß er so wie der römische Cäsar nach Alleinherrschaft strebe, und der Befreier des Vaterlandes wurde von den Seinigen ermordet, nachdem er sein 36stes Jahr erreicht und das zwölfte seiner Feldherrnschaft. — Man sieht an diesem Beispiele, daß es ungemein schwer ist, eine Anzahl kleiner Völkerschaften auf dem Wege der Ueberredung und der Gründe zu einer größern Gesellschaft, zu einem größern Staate zu vereinigen. Jeder fürchtet, an seiner Freiheit zu verlieren, und eine allgemeine Eifersucht regiert: daß ein Ande-

rer etwas voraus haben möge. Hierzu kommt noch, daß Niemand vorhanden ist, der Kenntniß von der Einrichtung eines großen Staates hat, und der weiß, wie es zu machen, daß die Gleichheit der Rechte geschützt werde und daß die Freiheit des Einzelnen nicht verloren gehe, indem das Ganze stark werde. — Man ist in Deutschland immer auf Bundesstaaten gekommen, zuerst der Bund der Markomannen, den die Sueven gegen die über die Elbe eindringenden Völker stifteten. Darauf der Bund der Allemannen, der wieder von den Sueven ausging. Dann der Völkerverein des Frankenbundes, der im J. 70 nach Christo entstand; endlich der Sachsenbund, bei dem der Stamm der Cherusker das ausschreibende Volk war. Als an der Spitze des Frankenbundes das Haus der Merovinger blühte, dehnte dieser seine Eroberungen nach dem Main und nach Thüringen und der Weser hin aus, und als dieses Haus durch den Major Domus gestürzt worden, als dieser die Krone auf den Degen stellte, fand Deutschland endlich jene Einheit, nach der Hermann 800 Jahre früher vergeblich gestrebt. Carl war der große Germane, der den alten Thron der Cäsaren bestieg und als Kaiser alle Gauen Deutschlands zu einem Reiche vereinigte. Im 33jährigen Kriege hatte er den Sachsenbund zertreten und unterjocht, und so Deutschlands Einheit mit dem Schwerte erzwungen. — Will man von Staatsverfassung reden, so ist es am besten, daß man vorher sieht, wie die Staaten, wie die Menschenvereine entstehen, man erkennt dann am leichtesten, welchen Gesetzen diese Vereine ihrer innern Natur nach folgen müssen. Das Meiste hängt von Größe desselben ab, und wenn ein kleiner Staat andere Einrichtungen hat, wie ein großer, so kann man deßwegen noch nicht sagen, daß diese unvernünftig sind. Aus diesem Gesichtspunkte muß man die Staatseinrichtungen des Mittelalters beurtheilen, welche für ihre Zwecke sehr gut geordnet waren, und die nur manches Unbequeme hatten, weil sie alle aus einer Menge kleiner bald mehr bald weniger souverainen Staaten zusammengesetzt waren. Die ganze Einrichtung war auf den Krieg berechnet, der von allen alten Völkern als der Naturzustand des Menschen angesehen wurde. Um den Krieg glücklich führen zu können, um Freiheit und Eigenthum zu erhalten, vereinigten sich mehrere Familien zu einem Geschlechte, mehrere Geschlechter zu einem Stamme, mehrere Stämme zu einem Volke. Im Kriege wurde Alles an Alles gesetzt, und das Volk, welches geschlagen wurde, verlor Freiheit und Eigenthum. Die Sieger, die bei diesem Kriegsspiele ebenfalls Alles an Alles gesetzt, theilten die Beute und die Wohnsitze des unterjochten Volkes. Gewöhnlich nahmen sie die Hälfte oder ein Drittel aller Ländereien für sich, und die übrigen überließen sie wieder an die unterjochte Nation gegen Zins. Die Ländereien, welche sie für sich nahmen, gehörten nicht dem Einzelnen, sondern der Gesellschaft, dem Staate, welcher sie an Einzelne zu Lehn überließ. Auf diese Weise entstanden bei den Römern die großen Gemeinäcker von Hunderten und Tausenden von Quadratmeilen (ager publicus), die nachher die Veranlassung zu dem agrarischen Gesetze wurden, welches den Gracchen fallend so großen Ruhm verlieh. (S. den Art. Gracchen.) So nahmen die Franken, als sie Gallien eroberten, den dritten Theil aller Ländereien für sich, welche nun dem Frankenstaate gehörten, und die dieser auf Lehn gab, so daß der, welcher Ländereien vom Staate zu Lehn hatte, gehalten war, auf seine eignen Kosten ins Feld zu rükken, sobald der Lehnsherr ihn rief. Die Franken waren ein Verein von

Völkerschaften, an deren Spitze die Edelinge und Grafen standen, welche nun fortwährend kleine Staaten bildeten, die alle souverain waren, und die, wenn sie eben keinen auswärtigen Feind hatten, gegen den sie sich vereinigten, mit einander Krieg führten. Als das Haus der Carolinger gefallen und Hugo Capet König wurde, vereinigte er die Domänen, welche er besaß, mit dem königlichen Domän, und bildete so ein neues großes Domän, welches die Domänen der Vasallen durchschnitt, indem es sich von den Mündungen der Somme bis nach Blois erstreckte. Nach und nach vereinigte er und seine Nachfolger immer mehr Domänen mit dem königlichen Domän, nachdem Eudes, Graf von Arpin, mit dieser Vereinigung den Anfang gemacht, indem er seine Grafschaft Berry an den König Philipp I. um d. J. 1100 abtrat. Theils durch Heirath, theils durch Kauf, theils durch Krieg waren zu Carls VII. Zeiten schon alle Domänen der Vasallen mit dem Krondomän verbunden, und bloß das der Herzoge von Burgund war noch übrig. Indem so alle kleinen Staaten in einen großen verschmolzen wurden, mußten natürlich die Unbequemlichkeiten, die aus den kleinen Staaten entstanden waren, wegfallen, wozu besonders gehörte: ihr Recht sich zu bekriegen, ihr Recht zu münzen, ihre besondern Gerichtssprengel u. s. w. Indem die königliche Münze münzte, erhielten alle Münzen gleichen Werth, so ungleich sie früher gewesen. Indem der Königsfriede herrschte, konnten die einzelnen Provinzen sich unter einander nicht mehr bekriegen und bei der Anlegung von Landstraßen und Canälen wurden jetzt bloß allgemeine Verhältnisse berücksichtigt statt daß bei der frühern Verschiedenheit der Territorien fast nichts Gemeinsames konnte zu Stande kommen. Carl der Große hatte überall Städte angelegt und begünstigt, um die rohe Zeit zu zähmen, und indem der Geldreichthum und die Gewerbe mächtig wurden, hatten die Könige an ihnen immer eine Hülfe gegen ihre mächtigen Vasallen, die sehr schwer an die Unterwerfung unter die Krone gingen, da ihr Domän ursprünglich so frei und so bevorrechtet gewesen, wie das königliche. Ungefähr in fünf Jahrhunderten haben die französischen Könige mit Hülfe der Städte und des dritten Standes es dahin gebracht, daß der Staat die Einheit erhielt, die er jetzt hat, daß die kleinen Staaten, aus denen er früher bestand, verschwanden, und daß sich das Ganze in ein zusammenhängendes und gleichförmiges Königthum verwandelte. Alle diese kleine Staaten hatten ihre Verfassung, die für ihren Zweck wohl geordnet war. Als aber das Geld und die Städte mächtig wurden, als Amerika entdeckt, als der Welthandel eine neue Richtung genommen, als die Buchdruckerei, die Zeitungen, die Posten eine andere Art des gesellschaftlichen Zustandes herbeigeführt, da mußte sich die Gesellschaft, wenn sie fortdauern wollte, nach andern Formen bewegen, und sich eine andere Einrichtung und eine andere Verfassung geben. — Es würde uns hier zu weit führen, von den verschiedenen Verfassungen reden zu wollen, die unter den europäischen Völkern Statt gefunden haben. Wir wollen hier nur von dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft reden und das Wort Verfassung in dem Sinne nehmen, in dem es seit 1789 gebraucht worden. Die kurze historische Einleitung, die wir vorausgesendet, wird uns eine hinlängliche Basis geben. Der Hausvater ist das erste Element des Staates. Er ist das Haupt des kleinen Staates, den man eine Familie nennt, und vertritt diesen in Wort und That. Frauen, Kinder, Gesinde stehen unter der Mundbarschaft des Hausherrn. Wohnen meh-

rere Familien auf einem gemeinschaftlichen Hofe, so entsteht Hofesverfassung (s. Bauerhof.) — Vereinigen sich mehrere Männer zu einer Einheit, so entsteht ein kleiner Staat, der eine kleine Republik ist (so wie Rom eine Republik von Königen), da in jedem Hausvater die priesterliche und königliche Gewalt wohnt, mit der er auf seinem Ackerhofe herrscht. Ist der Adel vorhanden, so entsteht eine Aristokratie. Unter allen europäischen Völkern ist Adel, und diesem verdankt Europa wohl zum großen Theile seine Ueberlegenheit an Sitte und Zucht vor den andern Welttheilen. Nur die Türken haben keinen Adel als ein asiatisches Volk. In seiner Tiefe beruht der Adel darauf, daß der Mensch nicht bloß ein einzelnes Wesen ist, sondern mit andern Wesen, die er seine Familie nennt, zusammenhängt — und daß er hierdurch nicht allein der Gegenwart angehört, sondern auch der Vergangenheit und Zukunft. — Alles aber ist göttliche Natur, das diesen Zusammenhang der Menschen unter sich beurkundet — das zeigt, daß der Mensch nicht bloß ein Einzelwesen ist. — Also ist die Ehe, diese gesetzliche Verbindung zweier Wesen zur Fortpflanzung des Geschlechts, stets göttlicher Natur gewesen; selbst in den heidnischen Gesetzgebungen. In Rom konnten nur die Patricier rechtsgültige Ehen schließen und Geschlechter (gentes) stiften. Sie hatten die Geheimnisse der Gesetze und der Religion: die Plebejer hingegen lebten nur in einer Art von Concubinat, und vermehrten sich, ohne Geschlechter zu stiften. Erst spät, als die Plebejer zahlreich geworden und ihre Macht gefühlt, erkämpfte Canulejus den Plebejern das Recht, rechtsgültige Ehen (connubia patrum) gleich den Patriciern schließen zu dürfen und Geschlechter zu stiften. Seitdem entwickelte sich unter ihnen jener niedre Adel Roms, der bald mächtiger wurde, als der alte hohe Adel der Patricier, weil er fast alle große Magistraturen des Staates erhielt, und endlich im Senate den Mittelpunkt seiner Stärke hatte. Rom verdankte seine Größe seinen Gesetzen, und seine Gesetze seinem Adel; da gerade dadurch, daß der Adel in Familien (Geschlechter — gentes) fortlebte sich in diesen Familien eine gewisse Verständigkeit entwickelte, politische Staatsmaximen, die vom Vater auf den Sohn erbten, und nun als beständige Größen fortwirkten, da sie nicht in jeder Generation verloren gingen, wie solches immer der Fall ist, wenn die Menschen nicht in Geschlechtern leben. Die Plebejer hatten bessere Kenntniß von der Natur des Adels, als unsere modernen Schriftsteller, die über ihn geschrieben, und sie sahen wohl ein, daß sie zu nichts gelangen könnten, wenn sie keine rechtsgültige Ehe schließen konnten und Geschlechter stiften, in denen sich die politische Maximen eben so fortpflanzten, wie in den Geschlechtern der Patricier. Bei den alten Deutschen, wo jeder Erbe eine rechtsgültige Ehe schloß, und auf seinem Erbe (Ackerhofe) sein Geschlecht fortpflanzte, war jeder Bauer, jeder Wehre adelig, sobald er auf wehrigem Gute saß. Unter ihnen entwickelte sich der Adel in andrer Weise. Da die Vertheidigung des Landes eine Erblast war, die auf der Größe des Heerbanns-Gutes beruhte, so entstand aus den Besitzern der großen Oberhöfe ein Adel, weil diese zu Anführern und Richtern gewählt wurden. Dieses war ein Bauernadel, so wie in den Cantonen Schwyz, Uri und Unterwalden die Herren von Attinghausen, von Reding u. s. w. die seit langen Zeiten zu Landammännern gewählt worden, weil sie zu den Meistbeerbten gehören. — Bei den Franken, die nicht wie die Sachsen auf geschlossenen Höfen wohnten, sondern ihren Boden nach Belieben theilten, beruhte der Adel auf der Kriegsehre und auf adeli-

gem Grundbesitz — auf der Allode. Ein Adel ohne Grundbesitz ist heimathlos und irrend. Ein heimathlicher Boden muß vorhanden seyn, auf dem das Geschlecht wurzelt und fortlebt. Als die Franken Gallien erobert hatten, entstand eine neue Art Adel. Die siegende Nation wird immer für edler und tapferer gehalten, als die besiegte, weil man gerade der größten Tapferkeit den Sieg verdankt, der als ein Gottesurtheil über beide Nationen gerichtet hat. Jeder Franke war im Vergleich mit dem unterworfenen Gallier ein Edelmann. In Hinsicht der Volksmenge mochten die Franken vielleicht nur ein Zehntel von der Volksmenge der Gallier seyn, und sie konnten daher füglich als die Edelleute unter ihnen wohnen. Als beide Nationen mehrere Jahrhunderte vermischt gelebt hatten — als sie dieselbe Sprache redeten — die lingua romana rustica — und vielfach durch einander geheirathet, so wurden einzelne gallische Familien gegen eine Abgabe an den Staat in den Stand der Franken aufgenommen. Diese Ceremonie hieß affranchir und war eine Art Adeln. So wie überhaupt die Territorialhoheit mächtig wurde, und diese im Lande durch ihre Beamte herrschte, so entwickelte sich eine neue Art Adel, der D i e n s t a d e l. So ist in vielen Ländern der Geheimerath adelig, so wie auch der Major, wenn gleich beide bürgerlichen Ursprungs sind. Carl der Große hatte den Grund zum Dienstadel gelegt, indem alle seine Kronbedienten als adelig betrachtet wurden, und es auch wohl größtentheils durch ihre Geburt seyn mochten. Sein Graf (comes), sein Sendgraf (missus), sein Markgraf bildeten bald mächtige Vasallen der Krone, und aus diesem Dienstadel entstanden die nachherigen großen Dynastenhäuser Deutschlands. — Den richtigsten Begriff vom Adel erhält man, wenn man sieht, wie er sich in allen europäischen Ländern entwickelt, und wie er sich überall anders gebildet hat und überall der Zeit gemäß. Ist die Regierung in den Händen des Adels, wie z. B. in Venedig, in Genua und in Rom in seiner zweiten Periode, so ist der Staat eine A r i s t o k r a t i e, ein Wort, welches aus dem Griechischen stammt, und das eine Regierung der Besten, der Vornehmsten bezeichnet, zum Unterschiede von Demokratie, wo alle Bürger ohne Unterschied an der Regierung Theil nehmen. — Die Monarchie hingegen ist die Regierungsform, wo alle Gewalt in der Hand eines Einzigen liegt; in der Hand eines Fürsten oder des Königs. Sie ist erblich, wenn ein regierendes Geschlecht vorhanden, aus dem der Monarch nach dem Rechte der Erstgeburt den Thron besteigt, so wie er durch den Tod seines Vorfahren erledigt worden. Die erbliche Monarchie hat den Vorzug mit der Aristokratie gemein, daß der Monarch adelig ist, daß er einem Geschlechte angehört, und daß sich in diesem Geschlechte gewisse Grundsätze und Maximen fortpflanzen, welche, vom Vater auf den Sohn vererbt, aus einem Jahrhundert in das andere hineinwirken, und dem Staate dadurch eine gewisse Richtung geben und eine Dauer, die beim Wechsel der Geschlechter n i e kann erreicht werden. So ist z. B. bei dem Geschlechte Zollern, das in Brandenburg herrscht, die Idee eines strengen und wohl geordneten Staatshaushalts eine Regierungsmaxime gewesen, die vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, und die mit am meisten dazu beigetragen, das Geschlecht so mächtig und den Staat so groß zu machen. Die Völker fühlen das Wohlthätige dieser Erbmonarchie vermöge eines inwohnenden Triebes, und daher rührt ihr unaufhaltbarer Drang gegen diese Regierungsform, wie Justus Möser es nennt. — Fragt man nun, welche von diesen dreien Regierungs-

arten die beste ist, ob die, wo das Volk regiert, oder die, wo die adeligen Geschlechter regieren, oder die, wo nur ein Geschlecht regiert, so kann man hierauf antworten: Jede ist gut unter gewissen Umständen, und jede ist schlecht unter andern Umständen und in andern Zeiten. Die Erhaltung der Freiheit und des Eigenthums ist der Zweck jeder Staatsverfassung. Deßwegen begeben sich die Menschen in Gesellschaften. Die Entwickelung der Cultur und der gesellschaftlichen Anlagen und Annehmlichkeiten ist eine Folge der Gesellschaft, aber nicht ihr Zweck. Freiheit und Eigenthum sind die ersten und die einzigen Bedingungen des gesellschaftlichen Vereins. — Bei einer Volksregierung ist nie von einer Regierung des Pöbels die Rede, sondern blos von einer Regierung der Haus- und Familienväter, die etwas sind und etwas haben, und die sich in eine Gesellschaft verbinden zu wechselseitigem Schutz. Unter Menschen, die weiter nichts sind wie Menschen, kann keine Staatsverbindung Statt finden, weil nichts Festes unter ihnen zu finden, was sie zusammenhält, was dem Ganzen das gehörige Gewicht, die gehörige Schwere gibt — das aplomb, was zu jedem Bestehen nothwendig ist. Dieses ist der Besitz, diese mystische Verbindung, die zwischen dem Menschen und den Dingen Statt findet, die er sein Eigenthum nennt. Die Dinge sind so ziemlich den einen Tag wie den andern — besonders das Grundeigenthum oder das unbewegliche Vermögen — und indem dieses den Menschen und der Gesellschaft eine gewisse Festigkeit gibt, kann sich etwas Gesetzmäßiges in ihr entwickeln. Eine Menge Menschen ohne Besitz gleichen einer Sandscholle, auf der nichts wachsen kann, weil der Wind den Sand jeden Tag umlegt, und wenn die Menschen die besten und aufgeklärtesten sind und wenn der Sand der fruchtbarste wäre, man bringt doch darauf nichts in die Höhe, gerade der großen Beweglichkeit wegen die nichts anschlagen läßt. Vieler leeren Rednerei über Volksregierung entgeht man, wenn man sich vorher über den Begriff des Volks näher erklärt, und unter Volk bloß Hausherren und Familienväter versteht. So ist es auch in allen Volksregierungen, die nirgend aus besitzlosen Menschen zusammengesetzt sind. So hat Hamburg bei einer beträchtlichen Volksmenge von 100,000 Menschen nur 9000 Bürger. Es kann nämlich Niemand das große Bürgerrecht erhalten und durch Abgebung seiner Stimme Antheil an der Regierung des Staates nehmen, der kein Grundeigenthum von 3000 Mark Banko hat, oder der nicht 3000 Mark Banko als Hypothek auf Grundstücken stehen hat. Die andern Bürger, die bloß das Bürgerrecht haben, wohnen als Schutzverwandte unter diesen, und müssen als passive Staatsbürger die Gesetze befolgen, welche jene als aktive Staatsbürger machen und an deren Abfassung diese keinen Theil haben. Eine solche Volksregierung kann aber nur bei einem ganz kleinen Menschenvereine Statt finden, der nahe liegende Zwecke hat, und solche, die jeder Bürger begreift. Ist der Verein größer, so kann er sich nur dann erhalten, wenn regierende Geschlechter, Patricierfamilien, in ihm entstehen, welche den Staat bilden, und wenn in diesen Familien sich bleibende Regierungsmaximen entwickeln. Ist der Staat noch größer, so bedarf er zu seiner Erhaltung eines einzigen Geschlechts, welches ihm Dauer bei seinen Regierungsmaximen gibt und Einheit in allen seinen Bewegungen. Dieses Bedürfniß führt dann zum erblichen Königthume. Wenn man jetzt von Verfassungen redet, so redet man immer in Beziehung auf große Staa-

ten. Frankreich, das durch seine Revolution diese Ideen hervorgerufen, ist ein solcher großer Staat, der unter allen seinen Verfassungsversuchen sich doch am Ende nur bei derjenigen beruhigen konnte, die einem großen Staate angemessen ist, in welchem die Bevölkerung eine solche Dichtigkeit erhalten, daß 3000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen *). Frankreich kann uns als Anhaltpunkt und als Leuchthurm bei unsern Untersuchungen dienen. Das Königthum hatte sich nach und nach unter den Capetingern völlig ausgebildet, und Frankreich war ein königliches Domän von 10,000 Quadratmeilen, in welchem der König unumschränkt herrschte. Eine solche Herrschaft läßt sich nur durch eine große Persönlichkeit des Fürsten führen, so wie die von Carl dem Großen und Friedrich dem Großen. Da es aber nicht im Laufe der Dinge liegt, daß große Fürsten ohne Unterbrechung auf einander folgen, so müssen die Institutionen dasjenige ersetzen, was der Persönlichkeit des Fürsten abgeht. Auch der größte Fürst kann nicht ohne Gesetze regieren, selbst wenn er ein Mark Aurel ist. Sein Wille, seine Einsicht kann nicht überall seyn, und er muß, wenn die Haushaltung des Staates sich regelmäßig bewegen soll, allgemeine Vorschriften geben, nach denen sich Alles bewegen soll — nach denen seine Amtleute verwalten, seine Richter Recht sprechen — da der Fürst doch nicht überall selbst verwalten, nicht überall selbst Recht sprechen kann. Könnte er dieses, so bedürfte es freilich solcher Vorschriften und Gesetze nicht, da der König in allem, was er thut, unfehlbar, weil kein Höherer über ihn gestellt ist, der solches zu beurtheilen und zu richten vermag. Diese Gesetze, die der König gibt, wird er selbst nie übertreten. Wie sollten Andre sie achten, wenn er sie selbst nicht achtete? Auch finden wir, daß große Fürsten stets den Gesetzen eine große Ehrfurcht erweisen. So ehrte Friedrich der Große den Spruch seiner Gerichtshöfe, wenn sie das Recht nicht zu Gunst der Majestät bogen, und gegen ihn sprachen, und als jener Müller ihm sagte: Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre, dann könnten Sie mir wohl die Mühle abnehmen — da mochte er wohl fühlen, daß sein kleiner Staat auf einer starken Grundfeste ruhe, da der Begriff des Rechts und des Gesetzes so stark im Volke geworden. — Die Entwerfung guter Gesetze ist aber ungemein schwierig, weil sie eine große Kenntniß des gesellschaftlichen Zustandes eines Volks voraussetzt und zugleich eine große Kenntniß der Gesetzgebung anderer Völker, um sich an dieser zu belehren, da jede Gesellschaft in ihrer Bewegung doch immer eine große Aehnlichkeit mit andern Gesellschaften hat, die in derselben Zeit leben, die auf derselben Stufe der Cultur stehen und ähnliche Einrichtungen unter sich getroffen. Der Fürst wird daher bei der Entwerfung der Gesetze kenntnißreiche Männer zu Rathe ziehen, die seine Einsichten mit den ihrigen unterstützen. Ist der Fürst so geartet wie Antonin der Fromme oder wie Mark Aurel, so wird er, indem er einsieht, daß von der Vollkommenheit der Gesetze die Vollkommenheit der Regierungsweise zum größten Theil abhängt, eine Anstalt im Staate gründen, wodurch diese Vollkommenheit der Gesetze der Nation für immer gesichert wird, auch wenn das Recht der Erstgeburt einmal einen Fürsten auf den Thron führen sollte, der weniger Talente, auch weniger guten Willen hätte. Er wird eine Institution gründen, wodurch es

*) Nordamerika, wo erst 300 auf einer Quadratmeile wohnen, kann bei allen diesen Untersuchungen nicht eher in Betracht kommen, bis seine Bevölkerung die Dichtigkeit der europäischen Staaten hat, welches ums Jahr 1900 seyn wird.

dem Fürsten unmöglich wird, schlechte Gesetze zu machen, wenn er gleich immer die Macht behält, gute Gesetze nicht zu machen, indem er solchen Gesetzentwürfen die königliche Sanction nicht ertheilt, die nicht seinen Beyfall haben. Bei der Gesetzgebung muß das Streben des Gesetzgebers immer dahin gehen, daß der Gesetze möglichst wenige sind, weil sie ohne dieses dem Volke nicht bekannt und gegenwärtig seyn können und es sie schon übertritt aus Unkenntniß derselben. Es ist daher gut, wenn die Entwerfung der Gesetze durch gewisse Formen erschwert wird. Allein dieses reicht nie hin, um die Gesetze auf der möglichst kleinsten Zahl zu halten, wenn der Mechanismus ihrer Entwerfung nicht zu gleicher Zeit so geordnet ist, daß die Gesetze sehr vollkommen und sehr einfach werden, so daß jedes Gesetz eine große Menge Fälle unter sich begreift. Wenn die Gesetzgebung in der Weise geordnet ist, wie in England und Frankreich, so erhalten die Gesetze diese Einfachheit und Allgemeinheit, wie die Erfahrung, die immer die beste Lehrmeisterin ist, solches gelehrt hat. Der Fürst wird deßwegen die Gesetzgebung in ähnlicher Weise ordnen und festsetzen, daß die Minister, welche mit der Ausführung der Gesetze beauftragt sind, ihm den Entwurf zu einem neuen Gesetze vorlegen, wenn sie finden, daß ein solches nothwendig ist: daß aber dieser Entwurf, ehe er dem Könige vorgelegt wird, der solchen heiligt (sanctionirt) und zu einem Gesetze erhebt, vorher im Staatsrathe entworfen werde, der aus weisen und kundigen Männern besteht, welche der König um sich versammelt; daß wenn er in diesem überlegt und entworfen ist, er in die Kammer der Deputirten des Volks gebracht werde, welche ein zweiter Staatsrath ist, in den das Volk durch Wahl die kundigsten Männer aus seiner Mitte sendet; daß wenn er auch in diesem Staatsrathe gebilligt, er in die Kammer der Pairs gebracht werde, in welcher die Stammhalter der alten Geschlechter sitzen, die durch einen großen Besitz und durch einen erlauchten Namen an die bestehende Ordnung der Gesellschaft geknüpft sind. Und erst wenn in diesen drei Staatsräthen jede Einwendung gegen den Gesetzentwurf gemacht worden, die sich gegen ihn machen läßt, kann er dem Fürsten vorgelegt werden, der nun, nachdem er alle diese Einwendungen gehört, nach eigner Einsicht beurtheilt, ob er ihn zu einem Gesetze heiligen will oder nicht. Diese Einrichtung der Gesetzgebung macht die Grundlage von dem, was man heutiges Tages unter einer Verfassung versteht und von dem viele, die darüber reden und schreiben, nicht die klarsten Begriffe haben. Man sieht, daß eine solche Regierungsart den Vortheil der monarchischen, der aristokratischen und der demokratischen Verfassung in sich vereinigt. Zuerst hat der Staat eine große Einheit in seinem Könige, in welchem die gesetzgebende, die richterliche und die ausübende Gewalt liegt. Er ist es, der das Gesetz heiligt und ihm den Charakter der Macht giebt. Er ernennt seine Minister, Regierungsräthe und Amtleute, die die Verwaltung des Landes zu besorgen haben; er ernennt die Richter, welche in den Gerichtshöfen das Recht sprechen, und alles, was geschieht, geschieht in seinem Namen und überall erscheint dieselbe Einheit und dieselbe Majestät und nirgends eine Zweiheit. — Da die Königswürde erblich, so ist der Thron nie unbesetzt und jeder Prinz des regierenden Hauses besteigt ihn, so wie die Natur ihn heraufführt, ohne Wahl, ohne eignes Zuthun und ohne Zuthun Anderer. Also ist nie ein Zwischenreich mit seinen gewöhnlichen Zerrüttungen, nie eine Wahlcapitulation, in der die Wähler die Rechte der Krone kränken können, und was die Haupt-

sache ist, es ist nie ein Emporkömmling auf dem Throne. Jeder, der nicht von der Natur nach den Rechten der Erbfolge heraufgeführt wird, ist ein Staatsverbrecher (die Fälle ausgenommen, die das Familiengesetz vorgesehen, als Blödsinnigkeit u. dergl.) Der gefeierte Feldherr, der große Minister, der Majordom des Hauses findet den Abstand zwischen sich und dem Throne immer noch unermeßlich und fühlt den Vorrang, den der entfernteste Prinz des Hauses vor ihm hat. Alle Factionen, die sich um die Krone entspinnen können, sind dadurch in ihrer Wurzel durchschnitten, und der König ist, wie ein großer politischer Schriftsteller sich ausdrückt, schon dadurch eine Wohlthat, daß er existirt, daß er die Stelle besetzt hält, nach der der Ehrgeiz großer Generale oder mächtiger Dynasten streben könnte und so das Volk durch Factionen und Bürgerkriege entzweien. Diesem großen Unglücke wird durch nichts so sicher, als durch ein regierendes Geschlecht vorgebeugt, wo alle Prinzen des Hauses die Stufen des Thrones umstehen und verhindern, daß Keiner ihn gegen die Gesetze der Erbfolge einnehme, auch dann nicht, wenn diese einen schwachen Fürsten zur Regierung gerufen. Das zweite Element der Staatsverfassung ist das aristokratische — die Kammer der Pairs. Eine Aristokratie stirbt nicht und indem sie aus einem Jahrhundert ins andre fortdauert, entwickeln sich in ihr gewisse Regierungsmaximen, die sie nie verläßt, und indem sie solche befolgt, gewinnt der Staat eine große Dauer. Eigennützig für sich ist das Symbolum jeder Aristokratie, allein die Macht der Krone ist zu groß, als daß sie Rechte von dieser usurpiren könnte, — und Vergünstigungen zum Nachtheile des Volks an sich zu ziehen, ist ihr völlig unmöglich, da ihr die Kammer der Deputirten gegenüber steht. Das dritte Element ist das demokratische, das des Volks. Es liegt in den Deputirten, welche die Meistbeerbten unter sich wählen und in die Kammer der Deputirten senden. In England haben 150,000 Hausväter das Stimmrecht, in Frankreich 100,000. In diesem Lande hat es Jeder, der 300 Franken Steuern bezahlt und 30 Jahre alt ist. Wählbar ist jeder Hausvater, der 1000 Franken Steuern bezahlt und 40 Jahre alt ist. Dieser Meistbeerbten, aus denen die 243 Deputirten gewählt werden, sind in allen Departements und in allen Städten, Flecken und Dörfern über 17,000 zerstreut. Dieses Element wird stets aus der Gegenwart genommen und bleibt stets bei der Gegenwart, es vereinigt immer alle Fortschritte des Zeitalters und der Gesellschaft in sich und verhindert das Veralten der Institutionen, an dem endlich selbst die besten Einrichtungen zu Grunde gehen, wenn sie nicht mit der Gesellschaft fortschreiten. Aber gerade weil dieses Element aus der Gegenwart genommen ist, ist es auch in der Gegenwart stark, und weil es stark ist, kann es geneigt werden, Mißbrauch von dieser Stärke zu machen. Der gewöhnlichste aber ist der, daß es, durch den Widerstand gereizt, den es in dem aristokratischen und königlichen Elemente findet, die ganze Macht an sich nehmen und den Staat aus einem Königthum in eine reine Republick verwandeln will. Diesen Irthum beging das demokratische Element im Jahr 1791 in Frankreich und stürzte den Thron. Nachdem es diesen gestürzt, ging es selbst in der Anarchie unter, und die Anarchie wurde dann wie gewöhnlich ein furchtbarer Boden für die Despotie. Meist sind alle gute Köpfe im 20. Jahre Republikaner, und ein Gemeinwesen, das auf die Basis einer vollkommenen Gleichheit geordnet ist, scheint ihnen das beste. Im 30.

Jahre, nachdem sie Machiavelli, Montesquieu, Möser studirt, finden sie, daß die Gesellschaft sich auf eine andere Weise bewegt, als sie es sich vor zehn Jahren vorgestellt haben. Im 40. sind sie der Meinung, daß die erbliche Monarchie die vollkommenste Verfassung für einen großen Staat ist und daß die Völker nicht ohne Ursache immer nach dieser gestrebt. Man gewinnt also schon dadurch ungemein, wenn man, wie in Frankreich, bestimmt, daß die, welche gewählt werden, 40 Jahre alt seyn müssen, und die, welche wählen, 30. Ferner dadurch, daß nur Meistbeerbte können gewählt werden, denen mit bürgerlichen Unruhen und mit einem Déplacement des fortunes nicht sonderlich gedient ist, und die daher in sich gehen, wenn die Minister ernsthaft mit ihnen reden und ihnen die Gefahr zeigen, in welche sie den Staat bringen — und nicht blos das Ministerium. Endlich regelt man die Deputirtenkammer durch das aristokratische Element der Pairskammer, das jeden Beschluß der Deputirtenkammer lähmen kann, indem es nicht denselben Beschluß faßt und hierdurch keine Zustimmung gibt. Hierzu kommt, daß es zu den Vorrechten der Krone gehört, daß sie in jedem Augenblicke die Deputirtenkammer vertagen kann, oder aber auflösen und dann von den Meistbeerbten eine neue kann wählen lassen. In dieser Einrichtung liegt eigentlich das Geheimniß der Erhaltung, denn wie auch eine Deputirtenkammer beschaffen seyn mag, die Krone kann sie zum Stillstande bringen, weil sie die Maschine auflösen und in ihre Bestandtheile zerlegen kann, wo dann alle Deputirten sich gleich wieder unter das Volk verlieren, und ihr Urtheil von den Meistbeerbten empfangen, indem sie vor den Richterstuhl der Wahlen gestellt werden. Tacitus sagt (33, 878): „Denn alle Nationen und Städte werden entweder vom Volke oder den Vornehmsten oder von einem Einzigen regiert. Ein Staat, wo das Beste von jeder dieser drei Regierungsformen vereinigt erscheint, ist leichter anzupreisen als hervorzubringen und kann, wenn er auch einmal zur Wirklichkeit kommt von reiner Dauer seyn." Das Urtheil eines Mannes, der so viel über Staatsverfassung nachgedacht und so sehr in der großen Welt gelebt, ist von einem großen Gewichte. Aber Tacitus kannte die neuen Formen der Gesellschaft nicht, welche diese angenommen, seit durch die Erfindung der Druckerei, der Zeitungen und der Posten eine öffentliche Meinung andrer Art entstanden ist, welche über die ganze Fläche des Staates zerstreut ist, und nicht blos in der Hauptstadt concentrirt, wie in den Staaten der Alten. Das flache Land und die Städte in den Provinzen reden ebenfalls mit, und da sie die Mehrheit der Stimmen haben, da ¾ aller Einwohner immer auf dem Lande wohnen, so kann keine Faction in der Hauptstadt gegen sie aufkommen. In diesem Verständigtseyn über das allgemeine Interesse des Staates liegt die Möglichkeit der Erhaltung der Staatseinrichtung und dieses ist jetzt durch den leichten Verkehr, in welchem alle gebildete Männer mit einander durch Bücher und Zeitungen stehen, leichter möglich, als zu den Zeiten der Römer. Soll die öffentliche Meinung gut unterrichtet seyn, so muß über das Oeffentliche auch öffentlich geredet werden. Dieses geschiehet in der Kammer der Gemeinen, in welcher die Minister mit den Verständigsten des Landes die Angelegenheiten desselben verhandeln, und indem diese Verhandlungen in den Zeitungen gedruckt werden, verbreitet sich eine große Verständigkeit über die Landesangelegenheiten, da jeder hört, wie die Männer darüber reden, die am besten unterrichtet sind, und dies sind

doch unstreitig die Minister. Noch ein Umstand darf nicht unerwähnt bleiben, der ungemein zur Erhaltung dieser Verfassung beiträgt, wann sie einmal im Staate vorhanden ist. Der Fürst lernt alle Talente kennen, die in der Nation vorhanden, da diese durch den natürlichen Mechanismus der Dinge in die Höhe getragen werden, selbst wenn sie auch bloß als Advocat oder Zeitungsschreiber ihre politische Laufbahn anfangen. Unter diesen Talenten wählt er seine Minister. Er hat keine Ursache, daß er den beschränkten Köpfen den Vorzug geben sollte, und am Ende hält sich auch einer Kammer gegenüber immer nur ein talentvolles Ministerium. — Denn sobald größere Talente in der Kammer sind, muß entweder das Ministerium fallen oder es muß sie an sich ziehen und in sich aufnehmen. Hierdurch kommt es dann, daß stets die größten Talente im Ministerio sind, wie man auch jetzt solches in Frankreich sieht, wo von Allem, was in der Kammer gesprochen wird, stets das beste, das klarste, das stärkste von der Seite der Regierung und der Minister kommt. Eine Regierung, die stark ist und aus großen Talenten besteht, ist zugleich eine kühne, und eine solche geht nicht zu Grunde. Hierzu kommt noch, daß bei dieser Staatseinrichtung das Ministerium immer aus gleichartigen Elementen besteht — indem es sich durch eine Coalition bildet — und daß es immer einig ist, weil es sich immer vertheidigen muß. Ein Fürst von großem Geiste wird eine solche Verfassung als die würdigste erkennen und zugleich als die, in welcher es ihm am leichtesten ist, das ganze Leben des Staates zu übersehen und seine Pflicht als Fürst zu erfüllen. Er soll nämlich den Staat erhalten, indem er die Ordnung der Gesellschaft erhält, in der sie sich bewegt. Die Bewegung selbst überläßt er aber der Gesellschaft, so wie der Natur die Folge der Jahreszeiten. Denn jeder Staat ist ein Gemeinwesen, jedes Gemeinwesen ist nach Gesetzen geordnet und die Einrichtung sey nun so oder anders gemacht, der Staat ist immer ein Gemeinwesen; und so lange man den Begriff eines Gemeinwesens nicht verläßt, wird man jedem Gliede immer seine richtige Stelle anweisen können, dem Könige, dem Adel, den Ministern, dem Volke. An diesen Begriff des Gemeinwesens hat auch wohl Friedrich der Große gedacht, als er sagte: der König wäre der erste Beamte des Staates. Nun ist zwar jede Gesellschaft, so wie die Ehe, göttlicher Natur, und indem das Königthum der Gipfel der Gesellschaft ist und der Mittelpunkt aller Institutionen, ist in ihm jenes Göttliche in höherem Grade vorhanden, als in jedem andern Theile der Gesellschaft; allein irriger Weise hat sich aus der Lehre des Papstthums ein Wahnbegriff von der göttlichen Sendung der Könige entwickelt, und aus diesem jene Lehre des blinden Gehorsams, zu dem die Völker verpflichtet wären, weil ihnen Gott die Könige als seine Statthalter gesendet. Diese Lehre hat England lange bewegt und die Stuarts, welche sie behaupteten, um einen der schönsten Throne von Europa gebracht*). Bei den Germanen konnte jeder Hausherr (Wehre), der in

*) Das gratia Dei, welches die Könige in ihren Titeln haben, ist andern Ursprungs. Bei den Germanen konnte kein Mann den andern strafen, da alle in ihrer Wehre mit priesterlicher und königlicher Gewalt verrichten. Nur der Priester der Manni war beim Zuge der Generalgewaltiger und er konnte strafen, allein nicht auf Befehl eines Menschen, sondern als auf den Befehl Gottes, „gratia Dei.“ Hierdurch blieb die Würde des Mannes ungekränkt. Die gesalbten Könige nahmen dieses gratia Dei mit in ihren Titel als Zeichen, daß die priesterliche und königliche Würde in ihnen vereinigt sey.

eine Mannie getreten, sich von dieser trennen und in den Naturzustand des Krieges zurücktreten, vermöge der souverainen Gewalt, die in jedem Hausvater wohnte, der auf seinem Ackerhofe und dessen Umwallung als Priester und König herrschte. Indem nun die Gesellschaft sich gegen ihn bewaffnete, strafte sie ihn, wenn er unterlag, nicht jure imperii, sondern jure belli. Und so es ist auch noch, und alle Rednerei, die man über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs geführt, ist leer, wenn man von diesem Gesichtspunkte ausgeht (s. d. Art. Aufruhr). Es leidet keinen Zweifel, daß jeder Hausherr sich von dem Staatsvereine, in den er getreten, wieder lossagen kann, vermöge der priesterlichen und königlichen Gewalt, die in jedem Hausherrn wohnt. Er tritt dann in den Naturzustand des Krieges zurück, in welchem er seine Gefahr auf seine eigne Hand bestehen mag; da er nicht mehr im schützenden Vereine der Gesellschaft lebt, wenn er in diesem Kriege unterliegt und Gut und Leben verliert, so verliert er dieses jure belli und nicht jure imperii. Anders ist es mit den Schutzverwandten, welche zwischen den Staatsbürgern wohnen. Diese werden als Aufrührer gestraft, die sich gegen die Gesellschaft auflehnen, in deren Schutz sie sich begeben *). Eine Monarchie ist das vollendete Königthum, dessen Grundlage das regierende Haus, im Laufe der Jahrhunderte mit dem Volke zu einem Ganzen verwachsen ist. Ihre Stärke liegt in der Einheit, die der regierende König gibt und in der Vollkommenheit der Gesetzgebung, da der ganze Staat sich nach Gesetzen bewegt. In jedem Staate, in der Autokratie, wie in der Synkratie, muß eine verfassungsmäßige (oder herkömmliche) Theilung der Geschäfte statt finden, wenn die Staatsgewalt gesetzmäßig ausgeübt werden soll. Die, welche Recht sprechen, haben keinen Theil an der Verwaltung, und die, welche Einfluß auf die Entwerfung der Gesetze haben (die Volksdeputirten), haben keinen auf die Ausführung derselben; sie sprechen kein Recht nach diesen Gesetzen und sie haben keinen Antheil an der Verwendung der Steuern, die sie bewilligen. Durch diese Theilung der Geschäfte hält eine Institution immer die andere in den Schranken der Verfassung und ver-

*) Uebrigens hat bisher in der Charakteristik der verschiedenen Staatsformen viel Unbestimmtheit der Begriffe geherrscht. Man hat nicht gehörig die innere Staatsform von der äußern unterschieden. Jene sollte man die Regierungsform (Kratie), d. i. diejenige Einrichtung eines Staates nennen, welche die Art der Ausübung der höchsten oder Staatsgewalt betrifft; diese — die äußere — sollte die Herrschaftsform (Archie) heißen, welche die Darstellungsart der höchsten Gewalt bezeichnet. Hierauf beruht der wesentliche Unterschied zwischen Autokratie und Synkratie, zwischen Monarchie und Polyarchie. Die alte Aristotelische Unterscheidung von Monarchie, Aristokratie, und Demokratie (oder Politie, wie Aristoteles sagte) reicht bei weitem nicht aus, weil sie die äußere und die innere Staatsform, die Darstellungs- und die Ausübungsart der höchsten Gewalt unter einander mischt. Die Monarchie sowohl als die Polyarchie — wenn Einer oder Mehrere die höchste Gewalt darstellen — kann bald eine Autokratie — wie Rußland und die ehemalige Republik Venedig — bald eine Synkratie — wie Großbritannien und mehrere Schweizer-Kantons — seyn. Was wir jetzt repräsentative oder stellvertretende Verfassung nennen, ist nichts anders als Synkratie, d. h. diejenige Staatsform, vermöge der der Monarch oder auch die Polyarchen, als Darsteller der höchsten Gewalt, diese Gewalt nur unter Mitwirkung des Volkes durch dessen Stellvertreter ausüben, im Gegensatze der Autokratie, d. h. derjenigen Staatsform, vermöge welcher der Monarch oder auch die Polyarchen, als Darsteller der höchsten Gewalt, diese ohne alle Mitwirkung des Volks ausüben. Uebrigens steht die Autokratie (die unbeschränkte Monarchie oder Polyarchie) unter dem Gesetz, das sie selbst gegeben. Nur die beiden Staatsungeheuer, welche jede Form ausschließen, weil sie keine haben, die Despotie und die Anarchie in welchem es jeden Tag anders ist, bewegen sich nicht nach Gesetzen, so wie der Tolle, der jeden Tag eine andere fixe Idee hat, nicht nach Gesetzen denkt. D. Red.

hindert sie, ihre Gränze zu überschreiten. Die Institution der Minister hält die Institution der Deputirten in ihren Schranken und diese wieder jene. Das Wesentliche dieser Staatseinrichtung beruht darauf, daß jeder Act der Verwaltung und der Rechtspflege sich auf ein Gesetz beziehen muß, so daß immer den Gesetzen gehorcht wird und nicht bloß den Staatsdienern. Nun können aber die Minister dem Könige keinen Gesetzentwurf vorlegen, der nicht früher die Zustimmung der Kammern gehabt. Das Volk gehorcht also immer solchen Gesetzen, zu deren Entwurf es seine Zustimmung gegeben. Unter diesen Gesetzen ist das wichtigste das der Steuererhebung. Doch kann der Fürst von dieser Steuerbewilligung in Hinsicht der Unterhaltung seines Hofes unabhängig seyn, weil für diesen die Krondomainen vorhanden sind. Da für die neu hinzugekommenen Ausgaben neue Steuerausschreibungen erfoderlich sind, muß auch der Finanzplan immer aufs neue vorgelegt werden, weil die neuen Bewilligungen gewöhnlich nur auf ein Jahr gemacht werden. Da die Minister ohne das Steuergesetz die Verwaltung nicht fortsetzen können, sind sie genöthigt, sich so zu betragen, daß sie in den Kammern immer die Mehrheit auf ihrer Seite haben. Ein unredlicher, ein verschwenderischer, ein talentloser Minister wird sich aber nie in der Mehrheit erhalten können, und so wird denn diese Regierungsart zuletzt immer die Aristokratie der rechtlichsten und talentvollsten Männer, die in der Gesellschaft vorhanden. Für gewisse Arten von Vergehen können die Kammern die Minister vor Gericht stellen. Nämlich, wenn sie der Verrätherei oder der Verschwendung oder Veruntreuung des Staatsvermögens sich schuldig gemacht haben. In diesem Falle tritt die Kammer der Gemeinen als Kläger bei der Kammer der Pairs auf, welche sich dann in den hohen Gerichtshof des Reichs umbildet und die in den Anklagestand gestellten Minister vorfodert. Dieses ist ein Fall, der indeß fast gar nicht eintritt, denn das Ministerium ist immer das Ministerium der Mehrheit in den Kammern, und sobald er schlecht wird, fällt es, indem es die Mehrheit verliert. Denn bei der großen Durchsichtigkeit des ganzen Staatshaushaltes und bei den Kenntnissen, die die Opposition vom Regierungswesen hat, können die Fehltritte der Minister kaum auf eine Woche lang der Kammer verborgen bleiben. Die Oeffentlichkeit und die Freiheit der Presse sind nothwendige Bedingungen dieser Regierung. Vergl. d. Art. Preßfreiheit und Preßgesetze*). Bg.

Staatsverwaltung (administratio civitalis), wird von der Staatsverfassung unterschieden, und ist die wirkliche Ausübung der Staatsgewalt, oder die Regierung, besonders insofern sie gewissen

*) Aus dem Gesagten folgt, daß ein Staat auch ohne Verfassungsgesetz sehr gute Verwaltungsformen haben kann, aber er kränkelt stets an einem ungewissen Zustande, denn wer bürgt dafür, daß der Monarch oder die Polyarchen sich nicht an die Stelle des Gesetzes, das die Verwaltung bestimmt und leitet, setzen, woraus nothwendig Despotie oder Anarchie — meistens in einzelnen Fällen — entstehen muß. Und wo gibt es Schuz gegen diese einzelnen Anfälle von Despotenlaune oder planloser Willkür, wenn man sich nicht auf ein Verfassungsgesez berufen darf, das (wie der aragonische Justizia) der stumme Richter zwischen dem Herrscher und dem Beherrschten ist? Ein Monarch, der nie der Staat selbst ist, sondern nur der Schlußstein des Staatsgebäudes, wird selbst seine Macht gesicherter und freier ausüben, wenn er, der Schlußstein, durch ein festes Gewölbe getragen wird, durch eine gute Verfassung, welche selbst den Autokraten dem Gesez und der Ordnung der Verwaltung unterwirft. Worauf beruht endlich der Staatscredit? Zulezt doch nur überhaupt auf einer Verfassung, welche das National- und das Staatsvermögen, so wie die Verwaltung des leztern, einem Geseze anvertraut, das von zufälliger Persönlichkeit unabhängig ist. D. Red.

Aemtern übertragen ist; hier unterscheidet man in neuerer Zeit die collegialische und die bureauxkratische Verwaltung (Bureauxkratie). Letztere ist die Verwaltungsart, wo die Geschäfte der Staatsverwaltung oder eines Verwaltungszweiges einem einzigen Vorsitzenden (Präsident, Director) übertragen ist, welchem andere Geschäftskundige (Räthe) nur mit berathender Stimme zur Seite stehen, und bearbeiten, was ihnen jener aufgibt — so herrschte z. B. sonst in Frankreich das Ansehen der Präsidenten über das der bloß consultirten Räthe. Collegialisch ist dagegen die Verwaltung, wo jene Geschäfte gewissen Collegien übertragen sind, in denen die Stimmenmehrheit entscheidet. Sie ist volksthümlicher als die Bureauxkratie, welche besonders da statt findet, wo Ministerialgewalt herrscht. Betrifft jedoch die Verwaltung solche Gegenstände, bei welchen es auf schnellen Entschluß und pünktliche Vollziehung ankommt, (z. B. Steuer-, Domainen- und Staatskassenverwaltung) so ist die bureauxkratische Verwaltung sehr nützlich und zweckmäßig, wenn nur die Directoren wirklich und fortdauernd verantwortlich gemacht sind. Hingegen muß bei allen Gegenständen der Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege die collegialische Behandlung eintreten, bei welcher die Beschlüsse nach vorgängiger gemeinschaftlicher Berathung durch Stimmenmehrheit gebildet werden. Zu bemerken ist jedoch noch, daß man unter Bureauxkratie auch den ausgearteten Zustand der Staatsverwaltung versteht, wo die öffentlichen Behörden sich der Regierung bemächtigt haben und sie nach Willkür ausüben, indem der Regent selbst nur ein Schattenbild ist und sonst kein Gegengewicht in der Verfassung den Mißbrauch ihres Ansehens verhütet.

Staatswissenschaft, s. Staatslehre.

Staberrad wird jedes unterschlächtige Wasserrad mit zwei Kränzen, zwischen welchen die Stäbe festsitzen, genannt. Gemeiniglich beträgt die Höhe eines solchen Rades 12 bis 18 Fuß, die Breite 4 Fuß und das Gefälle 2 Fuß.

† Stadion (Philipp Graf von), aus einer Familie in Oberschwaben herstammend, welche dem Hause Oesterreich stets eifrig ergeben gewesen und demselben große Dienste geleistet hat, wurde 1793 in Mainz geboren. Gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder Friedrich besuchte er die Universität Göttingen, und trat nach Beendigung seiner Studien unter Kaunitz in die diplomatische Laufbahn. Noch nicht 24 Jahre alt, wurde er als bevollmächtigter Minister nach Stockholm geschickt. Dies geschah in dem wichtigen und kritischen Augenblick, wo Gustav III. zu Gunsten der Osmanischen Pforte einen Angriff auf Rußland machte, der diesem sehr gefährlich hätte werden können, wenn es nicht dem Grafen Rasumovski gelungen wäre, in der schwedischen Armee einen Aufstand zu erregen, der die Plane des ehrgeizigen Königs lähmte. Stadion benahm sich bei diesen delicaten Verhältnissen mit großer Klugheit. Nach der Krönung Leopolds II. wurde er als Ambassadeur an das Cabinet von St. James gesandt. Da aber Thugut die wichtigsten Geschäfte durch den Grafen von Mercy d'Argentau verhandeln ließ, fand es Stadion angemessen, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Er blieb während der ganzen Dauer des Thugutschen Ministeriums ohne Anstellung. Im J. 1801 erhielt Graf Trautmannsdorf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und Stadion wurde jetzt als Minister erst an den berliner, dann 1805 an den petersburger Hof gesandt, wo er die

neue Coalition gegen Frankreich negocirte, während Metternich dasselbe Geschäft zu Berlin hatte. Der unglückliche Erfolg dieser Coalition ist in jedermanns Gedächtniß. — Er zog sich nach dem wiener Frieden von allen Geschäften zurück, übergab dem Grafen Metternich das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und ging auf seine Güter in Böhmen. Im Jahr 1813 wurde Stadion wieder zur Theilnahme an den großen Entwürfen dieser Zeit aufgefodert. Nach der unglücklichen Schlacht von Lützen (2. May) wurde er ins Hauptquartier des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen gesandt, wo er während des Waffenstillstandes vom 4. Juni den Beitritt seines Hofes zur großen Coalition unterhandelte. Später nahm er an den Verhandlungen zu Frankfurt zu Chatillon und endlich an denen zu Paris den thätigsten Antheil. Nach dem pariser Frieden kehrte er nach Oesterreich zurück und erhielt das Finanzministerium. Ueber seine Leistungen auf diesem wichtigen Posten sehe man d. Art. Oesterreichische Staatspapiere.

Stael-Holstein (Anne Germaine von), geborne Necker, eine hochbegabte Frau, die man die größte Schriftstellerin aller Zeiten und Länder genannt hat, und ohne Uebertreibung wenigstens die geistreichste Frau unsers Zeitalters nennen kann. Seit Voltaire und Rousseau schrieb niemand mit gleicher Kraft in der französischen Sprache. Eine seltene Begünstigung äußerer Umstände trug viel bei, die Geistesanlagen zu entwickeln und eigenthümlich auszubilden, die sie der Natur verdankte. Ihr Vater, Jacob Necker (s. d. Art.) wohnte seit 1750, als Mitglied eines großen Handelshauses und später als Resident der Republik Genf, seiner Heimath, in Paris, wo Frau von Stael 1768 geboren wurde. Kaum war sie neun Jahre alt, als ihr Vater durch seine Erhebung zum Finanzminister (1777) den glänzenden Kreisen der Hauptstadt noch näher gerückt ward. Ihre Mutter, die Tochter eines Geistlichen in der französischen Schweiz, frommsinnig, strengsittlich, lernbegierig und verständig, aber zu metaphysischem Grübeln geneigt, und in ihrem Benehmen gezwungen, übernahm die erste Erziehung ihrer Tochter, und früh lernte das lebhafte Kind mit angestrengtem Fleiße, und hörte viele Unterredungen an, die über die Fassungskraft seines Alters gingen. Das Neckersche Haus ward von den ausgezeichnetsten Männern der Hauptstadt besucht, und wie andere Frauen jener Zeit, die auf literarische Bildung Anspruch machten, sammelte auch Frau Necker berühmte Gelehrte um sich, unter andern Raynal, Marmontel, Thomas. Die Aufmunterung zum Reden, die das junge Mädchen in diesen Gesellschaften erhielt, und die vielen Anregungen ihres Geistes hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Richtung ihrer innern Thätigkeit; sie bildeten die seltene Unterhaltungsgabe, wodurch Frau von Stael sich auszeichnete, und weckten früh ihre Neigung zu geistigen Kampfspielen, aber, da man in jenen Gesellschaften mehr auf glänzende und spitzfindige, als gründliche Erörterung der Gegenstände sich verstehen mochte, auch wohl den Hang zu auffallenden Meinungen, der sich besonders in ihren ältern Werken sichtbar macht. Das muntere Mädchen schloß sich jedoch seit früher Jugend weniger an die strengsinnige Mutter, bei welcher sie einen peinlichen Zwang fühlte, und hing mehr an ihrem Vater, dessen Geistesstimmung der ihrigen verwandter war, und der es besser als Frau Necker verstand, den Geist seiner Tochter nach seiner Eigenthümlichkeit zu erregen. So bildete sich die gegenseitige Anhänglichkeit, die von seiner Seite als innige

Zärtlichkeit, mit welcher ein gerechter väterlicher Stolz sich vereinte, von ihrer Seite als schwärmerische Liebe, als eine fast an Anbetung gränzende Verehrung erschien. Mit so lebhaftem Entzücken aber Necker die Auszeichnung seiner Tochter und ihre herrlich erblühenden Geisteskräfte bemerkte, so wenig ermunterte er sie zu schriftstellerischen Arbeiten. Er, von Natur den Schriftstellerinnen abhold, hatte selbst seiner Frau solche Beschäftigungen untersagt, besorgt, daß der Gedanke, sie beim Eintritte in ihr Zimmer zu stören, ihm das Gefühl eines lästigen Zwanges geben werde. Um sich nicht einem ähnlichen Verbote auszusetzen, hatte seine Tochter sich seit ihrer zartesten Jugend in der Gewohnheit befestigt, Unterbrechungen ohne Unmuth zu ertragen, und gleichsam im Fluge zu schreiben, so daß es ihm, wenn er sie immer stehend, oder auf die Ecke eines Kaminsimses gestützt fand, nicht einfallen konnte, sie in einer ernsthaften Beschäftigung zu stören. Von ihrer zartesten Jugend an beschäftigte sie sich mit schriftlichen Arbeiten. Als im Jahre 1781 ihres Vaters berühmter Bericht über den Staatshaushalt (compte rendu) erschien, schrieb sie ohne ihren Namen einen Brief, welcher Neckers Aufmerksamkeit auf sich zog, der sogleich ihre Darstellungsweise darin erkannte. Bald nachher, in ihrem elften Jahre, machte sie Auszüge aus Montesquieu's Werke über die Gesetze, mit eigenen Bemerkungen begleitet, und selbst Raynal wollte um diese Zeit sie veranlassen, für seine Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien, einen Aufsatz über den Widerruf der Verordnung von Nantes zu schreiben. Ihre ältesten Schriften, die durch den Druck bekannt wurden, sind drei Erzählungen, die sie aber erst 1785 herausgab, worauf ein Lustspiel (Sophie 1786) und zwei Trauerspiele (Johanna Grey und Montmorency 1787) folgten. Das erste Aufsehen aber erregte die junge Schriftstellerin durch ihre Briefe über Rousseau's Schriften und Charakter (Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau), die im Jahre 1788 nur in wenigen Abdrücken bekannt gemacht wurden, im folgenden Jahre aber in einer vermehrten Auflage erschienen. Nicht lange vorher hatte Fräulein Necker das Band der Ehe, aber nicht aus freier Wahl, geknüpft. Ihr Herz scheint einem edlen Manne, dem Vicomte Matthieu de Montmorency, gehört zu haben, mit welchem sie während ihres ganzen Lebens durch innige Freundschaft verbunden war; aber der schwedische Gesandte in Paris, der Freiherr von Stael-Holstein, ein Mann von wackerer Gesinnung und edlem Benehmen, nur weit älter als sie, war desto glücklicher in seinen Bewerbungen, da Frau Necker, eine eifrige Protestantin, darauf bestand, daß die Wahl auf einen Mann ihres Glaubens fallen sollte, und sein König, dessen Liebling er war, ihm auf mehrere Jahre die Gesandtenstelle zusicherte, um Fräulein Necker gegen die Besorgniß zu sichern, Frankreich verlassen zu müssen.

Die Revolution, welche ungefähr gleichzeitig mit ihrer Verheiratung ausbrach, hatte auf ihre Geistesrichtung und ihr Schicksal einen entscheidend wichtigen Einfluß. Theilnahme am öffentlichen Leben mußte in ihrem Geiste früh und kräftig erwachen. Ihre Jugend fiel in die Zeit großer Ereignisse, welche, obgleich sie anfangs nur auf einen fernen Welttheil beschränkt zu seyn schienen, doch die leise vorbereitete neue Gestaltung Europa's beschleunigten; das erste Ministerium ihres Vaters (1777—81) brachte den häuslichen Kreis, worin sie aufwuchs, der großen Welt und dem Staatsleben noch näher, und

Verhandlungen über Staatssachen waren schon zu jener Zeit, selbst in den Gesellschaftssälen gebildeter Frauen, Hauptgegenstände der Unterhaltung. Mit den politischen Ansichten ihres Vaters vertraut und mit den freisinnigen Gedanken genährt, wodurch mehrere ausgezeichnete franz. Schriftsteller ihren Zeitgenossen eine neue Richtung gaben, mußte sie seit ihrer frühesten Jugend von Freiheitsliebe entflammt werden, und schon in ihrer Schrift über Rousseau ward diese Gesinnung kräftig ausgesprochen. „Weder ihrer Gemüthsart — sagt Frau Necker de Saussure — nach ihrem Schicksale konnte die allgemeine Bewegung gleichgültig seyn, da sie dem Mittelpunkte der gewaltigen Wirkung nahe war, durch ihren Geist sich zu allen aufgestellten Grundsätzen erhob, und durch alle Begebnisse in ihren Gefühlen berührt wurde. Wo alle Köpfe erhitzt waren, konnte ihr Kopf nicht gleichgültig bleiben. Sie bewunderte Englands Verfassung eben so sehr, als sie Frankreich liebte, der Gedanke, die Franzosen so frei zu sehen, als die Engländer, sie auf gleicher Linie zu erblicken in Beziehung auf alles, was die Rechte der Menschheit sichert und die Würde derselben aufrichtet, mußte ihre feurigsten Wünsche befriedigen, und wenn man erwägt, daß mit dieser Aussicht sich die Hoffnung verband, ihr Vater werde zu einer solchen Wohlthat beitragen und Dank dafür ernten, so wird man über ihre Begeisterung nicht erstaunen." Sie hat in ihrem nachgelassenen Werke umständlich erzählt, wie die großen Ereignisse sie ergriffen haben und welchen Antheil sie an der bewegten Zeit genommen. Ihres Vaters Verbannung (1787) machte einen eben so erschütternden Eindruck auf sie, als seine bald nachher (1783) erfolgte Berufung ins Ministerium und die hohe Volksgunst, die ihn umgab, das Herz der bewundernden Tochter erhoben. Als der Sturm der Revolution, der ihm bald zu mächtig ward, im September 1790 ihn zwang, für immer vom Schauplatze des öffentlichen Lebens abzutreten, und Zuflucht in seiner Heimath zu suchen, mußte seine Tochter mit den Ihrigen in Paris bleiben. Sie sah bald nach so feurigen Hoffnungen mit tiefem Schmerz ihre Erwartungen betrogen. „Bei einem Mitgefühle, welches selbst gegen gleichgültige Menschen so lebhaft war, daß es eigener Schmerz wurde, bei einem Abscheu gegen Willkühr, der alle Kräfte ihrer Seele erregte, ward sie bei dem Anblicke der Herrschaft des Schreckens mehr als irgend jemand mit Entsetzen erfüllt. Unter denjenigen, welche nicht die theuersten Gegenstände ihrer Zuneigung beweinten, konnte niemand mehr als sie leiden. Mit der innigsten Theilnahme an fremdem Schmerze, mit schrecklichen Besorgnissen für ihre Freunde, verband sich der Gedanke, daß der Name der Freiheit für immer geschmäht, und ihres Vaters Name gleiches Schicksal erfahren werde. Was sie auf Erden vergötterte, die Freiheit und ihres Vaters Ruhm, schien ein Streich niederzuwerfen." Während Robespierre's Herrschaft wirkte sie edelmüthig, selbst eigene Gefahr nicht scheuend, dem Tode Opfer zu entreißen, und hatte den hohen Muth, eine kräftige und beredte Vertheidigung der gefangenen Königin, die ihr noch immer abhold gewesen war, bekannt zu machen. Nach dem Aufstande vom 10. August verschob sie ihre Abreise von Tage zu Tage, da sie nicht allein sich retten wollte, während so viele Freunde in Gefahr schwebten. Am 2. September, als die Sturmglocke zu Aufruhr und Mord rief, wollte sie Paris verlassen, aber vom empörten Pöbel aufgehalten, entging sie nur durch eine wunderbare Vereinigung rettender Umstände seiner Wuth und kam glücklich

auf dem Landgute ihres Vaters an, das nun die sichere Zuflucht aller Unglücklichen ward, welche der Tyrannei in Frankreich entronnen waren. Als Schweden die französische Republik anerkannt hatte, ging ihr Mann wieder als Gesandter nach Paris, und auch sie kam 1798 dahin zurück. Die ruhigere Verwaltung, die mit der Herrschaft des Directoriums anhob, erlaubte ihr, Verbindungen anzuknüpfen, die sie benutzte, die Zurückberufung mehrerer Ausgewanderten zu bewirken. Barras ward ihr Beschützer, als die übrigen Directoren Verfolgungen gegen sie verhängen wollten, und sie gewann selbst so viel Einfluß, daß Talleyrand (s. d. Art.), der im Jahre 1799 aus seiner Verbannung in Amerika zurückkehrte, auf ihre nachdrückliche Empfehlung durch Barras zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Während dieser ruhigen Zeit wandte sie sich auch wieder zu den schriftstellerischen Arbeiten. Dahin gehören zwei politische Schriften: Ueber den Frieden mit dem Auslande — und über den innern Frieden, worin sie ihre Ansichten über Frankreichs Lage im Jahre 1795 mittheilte, und die merkwürdige Aeusserung niederlegte, daß Frankreich nur durch willkührliche Kriegerherrschaft zur gesetzmäßigen Monarchie gelangen werde. Ein Jahr später erschien eine Abhandlung über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker (De l'influence des passions sur le bonheur des individues et des nations. Lausanne et Paris 1796, 2te Aufl. 1797), ein Werk, das bei einem großen Reichthume tiefer und lichtvoller Gedanken doch keine vollständige Ausführung des vorgelegten Gegenstandes ist, und eine so verfehlte Anlage des Planes hat, daß es nicht als harmonisches Ganzes vollendet werden konnte. — Ihre häuslichen Verhältnisse nahmen ungefähr um diese Zeit eine unglückliche Wendung. Die Verbindung mit ihrem Manne, der in seinen Neigungen ihr wenig ähnlich war, und in Hinsicht auf Geistesbildung weit unter ihr stand, war vom Anfange an ziemlich kalt gewesen, wie es bei einem so ungleichen Verhältnisse nicht anders seyn konnte, zumal da sie, bei aller schonenden Achtung, die sie ihm, wie man versichert, bewiesen hat, doch ihre Eigenthümlichkeit, wie es scheint, ihm zu scharf entgegenstellte. Endlich, als sie das Vermögen ihrer Kinder gegen den Einfluß seiner unbedachtsamen Freigebigkeit sichern zu müssen glaubte, wie uns Frau Necker de Saussure erzählt, kam es zu einer Trennung, die jedoch nicht lange dauerte: denn als er, von Altersschwäche und Kränklichkeit gebeugt, die Pflege der Seinigen brauchte, näherte sich Frau von Stael ihm wieder, und reis'te im Jahre 1798 mit ihm nach der Schweiz, aber er starb, ehe sie das Landgut ihres Vaters erreichte.

Den Mann, der auf das Schicksal ihres spätern Lebens einen so feindselig störenden Einfluß hatte, Buonaparte, hatte sie kurz vorher zum erstenmale gesehen, als er nach dem Frieden von Campo Formio (1797) nach Paris zurückkehrte. Der Glanz des Ruhmes, der ihn umgab, hatte die Einbildungskraft der Franzosen lebhaft entzündet, und auch Frau von Stael näherte sich ihm, wie sie uns selbst erzählt (Considérations sur la révol. franç. II. 1797), mit einer verwundernden Bestürzung, wozu aber bald eine drückende Furcht sich gesellte. Je öfter sie ihn sah, desto schüchterner ward sie, und sie fühlte dunkel, daß keine Regung des Herzens auf ihn wirken könne. Sie hielt es dennoch für möglich, ihn für die Sache der schweizerischen Unabhängigkeit zu gewinnen, als man, um Geld zur Unternehmung gegen Aegyp-

ten zu erhalten, einen Einfall in die Schweiz machen wollte, wozu die Unruhen im Waadtlande den Vorwand liehen. Später sah sie selber, daß ihr Versuch mißlingen mußte, und sie gesteht offen, daß alle Fehler, die sie in der Politik begangen, aus ihrem Wahne geflossen, die Menschen seyen durch die Wahrheit, wenn sie ihnen mit Kraft vorgestellt werde, zu bewegen. Die Gefahr, welche der Schweiz drohete, trieb sie aus Paris und sie eilte zu ihrem Vater nach Coppet, wo bei dem Einfalle der Franzosen eine Schutzwache unter dem jetzigen Marschall Suchet ankam; bald nachher aber, als Genf mit Frankreich vereinigt wurde, kehrte Frau von Stael nach Paris zurück, um die Ausstreichung ihres Vaters von der Liste der Ausgewanderten zu bewirken. Eine ruhige Heiterkeit schien dem Abende seines Lebens aufzugehn, und Frankreich die Schuld der Gerechtigkeit ihm abtragen zu wollen. Auch Buonaparte besuchte ihn, kurz vor seinem Uebergange über den St. Bernhard, im Sommer 1800, und machte während der langen Unterredung einen guten Eindruck auf ihn, da er mit Vertrauen von seinen künftigen Entwürfen sprach. Neckers Wahrheitseifer aber verdarb alles. In seiner Schrift: Letzte Ansichten über Politik und Finanzen (dernières vues de politique et des finances), die er im Jahre 1802 herausgab, nannte er zwar Buonaparte den nothwendigen Mann, und rühmte den hohen Geist des Gewaltigen, aber er beurtheilte auch freimüthig die consularische Verfassung, und berührte Buonaparte's Entwurf, eine Monarchie in Frankreich zu gründen und sich mit einem neuen Adel zu umgeben. Buonaparte, der seine Entwürfe nicht zuvor verkündet wissen wollte, ließ Neckers Werk in den Zeitschriften angreifen; auf sein Geheiß schrieb der Consul Lebrun einen herben Brief an Necker, worin er ihm rieth, sich nicht mehr mit Staatsangelegenheiten abzugeben, und Frau von Stael wurde von Paris verbannt, unter dem Vorgeben, daß sie ihrem Vater falsche Berichte über Frankreich mitgetheilt habe. Während der Verbannung, die sie auf viele Jahre von ihrem geliebten Geburtsorte entfernte, lebte sie bei ihrem Vater in Coppet, meist aber auf Reisen, und nur einmal war sie seitdem, im Jahre 1806, auf einige Tage heimlich in Paris.

Ihr schriftstellerischer Ruf war indeß desto höher gestiegen, da sie durch zwei Schriften, die sie nach langem Schweigen herausgab, auch viele Gegner gereizt hatte. Ihr geistvolles Werk über das Verhältniß der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen (De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales. Paris 1800, 2 Bde. 8.) fand viele Widersacher, unter welchen Fontanes der scharfsinnigste und würdigste war, und allerdings hat sie den Einfluß der Literatur auf den Charakter und das Glück der Menschheit wohl überschätzt, und über die vergangene und künftige Geschichte derselben zu zuversichtliche Behauptungen ausgesprochen. In einem weitern Kreise verbreitete ihren Ruf der Roman Delphine (1802, 3 Bde.), ihr treues Abbild, wie sie in ihrer Jugend war, die Schilderung eines durch Geist und Empfindung dem gewöhnlichen Maaße entweichenden Wesens, das mit den beengenden Schranken der Sitte und des Geschlechts in einen unglücklichen Kampf geräth, ein Werk, das von einigen Beurtheilern zu hoch erhoben, und von andern so tief herabgesetzt wurde, daß Frau v. Stael, die sonst nie zu ihren frühern Schriften zurückkehrte, sich gedrungen fühlte, in einem besondern Aufsatze den sittlichen Zweck der

Delphine zu vertheidigen. Einige Zeit nach der Erscheinung dieses Werks, im Jahre 1803 machte sie ihre erste Reise nach Deutschland. Die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters trieb sie bald zur Rückkehr, aber ehe sie die Schweiz erreichte, empfing sie (im April 1804) die Todesbotschaft. Ihr Herz blieb bis zu ihrem letzten Augenblicke mit des Vaters verehrtem Bilde beschäftigt sie hörte nicht auf, mit ihm zu leben und fühlte sich durch ihn beschützt, getröstet, durch seinen Beistand aufgerichtet „Alles was mein Vater mir gesagt hat — spricht sie (Considérations sur la révol. franç II. 311) zwölf Jahre nach seinem Tode — ist felsenfest in mir, alles was ich durch mich selber gewonnen, kann verschwinden, der Bestand meines Wesens aber ruht auf meiner Anhänglichkeit an sein Andenken, ich habe geliebt, was ich nicht mehr liebe, geachtet, was ich nicht mehr achte; der Strom des Lebens hat alles weggerissen, nur nicht diesen großen Schatten, dort auf dem Gipfel des Berges, der mir das künftige Leben zeigt." Die Stimmung, worein ihres Vaters Tod sie versetzte, entwickelte ihre Glaubensansichten, und machte die frommen Regungen ihres Gemüths beständiger und lebhafter. In dieser Stimmung schrieb sie jenen trefflichen Aufsatz über Neckers häusliches Leben, den sie der Sammlung seines Nachlasses (Manuscrits de M Necker publiés par sa fille 1805) vorsetzte. In keinem ihrer Werke lernt man so genau sie selber kennen.

Um ihren Schmerz zu zerstreuen, reis'te sie im Jahre 1805 nach Italien. Seit dieser Zeit war A. W. Schlegel, den sie in Berlin kennen gelernt hatte, ihr beständiger Begleiter, und sein Umgang ist nicht ohne Einfluß auf ihre Geistesrichtung und ihre Ansichten, besonders über Kunst und deutsche Litteratur, geblieben. Die Frucht ihrer Reise nach Italien war Corinna (Corinne ou l'Italie, Paris 1807. 2 Bde. 8 6te. Aufl 1817. 3 Bde. 12.), das vollendetste, glänzendste ihrer Werke, besonders in Hinsicht auf Darstellung ein Erzeugniß des Genius, worin ein Roman und ein reizendes Gemählde von Italien glücklich verschmolzen sind. Durch Friedrich Schlegels gelungene Uebersetzung ist es auch Eigenthum der deutschen Literatur geworden. Im J. 1810 ging Frau v. Stael nach Wien, um neuen Stoff zu dem Werke zu sammeln, das sie schon auf ihrer ersten Reise durch Deutschland entworfen hatte, einem Gemälde dieses Landes in Beziehung auf Sitten, Litteratur und Philosophie. Die Censur hatte die Handschrift des Werkes mit ängstlicher Sorgfalt durchgesehen und viele Stellen weggestrichen, aber kaum war der Druck vollendet, als die ganze Auflage auf Befehl des damaligen Polizeiministers Savary weggenommen und sogleich vernichtet wurde. „Ihr seyd ein Volk und Ihr weinet!" hatte sie ja den Deutschen zugerufen, und der Geist, welcher überall in der Schrift wehte, war dem Interesse der Willkührherrschaft so sehr entgegen, daß die Unterdrückung des Buches zwar ungerecht aber nichts weniger als ungereimt war. Erst zu Ende des Jahres 1813 erschien das Werk (3 Bände) unverstümmelt zu London, darauf 1814 auch zu Paris und in einer neuen Ausgabe zu Leipzig (bei Brockhaus), welche sich durch eine schätzbare Einleitung von Villers und dadurch auszeichnet, daß die im Texte übersetzte Stellen aus den deutschen Dichtern und Prosaisten im Original beigefügt sind. So reich dieses Werk an scharfsinnigen, geistvollen Gedanken ist, und so achtungswerth durch die Wärme, womit es den Franzosen deutsche Art und Kunst empfiehlt, so hat man doch mit vollem Rechte viele schiefe Ansichten und falsche Meinungen gerügt, und gerade

in dieser Schrift, mehr als in ihren andern Werken, einen auffallenden Mangel an Uebereinstimmung in Grundsätzen gefunden.

Frau von Stael ward nun härter verfolgt, und ihre Verweisung von Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Selbst ihre Freunde, welche die Verbannte besuchten, setzten sich grausamer Verfolgung aus. Den Aufenthalt auf dem väterlichen Landgute, den man ihr gestattete, verschönerte eine neue Verbindung, die sie ungefähr um diese Zeit unter Umständen knüpfte, die bezeichnend für ihre Eigenheit sind. Ein junger Offizier aus Südfrankreich, de Rocca, kam, durch Wunden geschwächt, aus Spanien zurück, wo er mit glänzender Tapferkeit gefochten hatte, und lebte in Genf. Einige theilnehmende Worte, die Frau von Stael zu ihm sprach, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und entflammten sein Herz und seine Einbildungskraft. „Ich werde sie so sehr lieben, daß sie mich am Ende heirathen soll," sagte er früh zu einem Freunde. Die Umstände begünstigten seine Wünsche. Frau von Stael, durch Leiden gebeugt, hatte sich schon länger mit dem Gedanken vertraut gemacht, einem geliebten Manne noch einmal ihre Freiheit zu opfern, und mit der Hoffnung, in England eine ruhige Zuflucht zu erhalten, nicht selten auch den Wunsch vereint, dort einen edlen Mann zu finden, den sie eines solchen Opfers würdig achten könne. Die neue Verbindung machte sie glücklich, wiewohl ihre Lage dadurch schwierig wurde, da sie die Bedingung festsetzte, ihre Ehe geheim zu halten. Sie hat es den Ihrigen selbst gestanden, daß sie dies mißbilligte, wie uns Frau Necker de Saussure erzählt, mit der Versicherung, ihre Freundin sey nur durch eine Scheu, wovon sie selbst ihr Muth nicht befreite, und durch die Anhänglichkeit an einen Namen, den sie berühmt gemacht, verleitet worden, auf einer Bedingung zu bestehen, die sie in eine zweideutige Stellung bringen mußte.

Sie wollte um jeden Preis das Land verlassen, wo sie Andere in ihr Schicksal zu verwickeln fürchtete, aber von Beobachtern und Kundschaftern umringt, sah sie die Gefahren und Schwierigkeiten bei der Flucht. Sie kämpfte lange unschlüssig gegen den Gedanken, das Grab ihrer Aeltern und die Schweiz, ihr zweites Vaterland, zu verlassen, und wie eine Verbrecherin über Land und Meer zu fliehen. Im Frühjahre 1812, im letzten Augenblicke, wo die Flucht noch möglich war, entschloß sie sich endlich zur Abreise, als man sie sogar mit Gefängniß bedrohte, wenn sie sich nur einen Tag von ihrer Wohnung entfernen würde. Sie eilte, von den französischen Heeren verfolgt, über Wien nach Moskau. Bei dem Vorrücken der Franzosen ging sie nach Petersburg, und bald darauf, im Herbste 1812, nach Stockholm. Hier erschien ihre kurz vorher vollendete Schrift über den Selbstmord (Réflexions sur le suicide), worin sie die Hülfsmittel aufzeigt, die Religion und Moral dem Unglücklichen darbieten, mit einer Widmung an den Kronprinzen von Schweden, der sie sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Im Anfange des folgenden Jahres ging sie nach England, wo sie großes Aufsehen machte. Sie war noch in London, als die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris ankam, und auf die Frage eines englischen Ministers, was sie wünsche, hatte ihr lebendiges Vaterlandsgefühl nur die offene Antwort: Buonaparte möge siegen und — fallen. Nach langer Verbannung, deren traurige Ereignisse sie in einer besondern Schrift (Dix années d'exile) theilweise erzählt hat, welche in der Sammlung ihrer Werke erscheint, landete sie im Jahre 1814 zu Calais, und die ersten

Menschen, die sie am Ufer sah, waren — preußische Soldaten. Die fremden Fürsten empfingen sie mit hoher Auszeichnung, und ihr Einfluß hat nicht wenig beigetragen, den Rückzug der fremden Kriegsvölker zu beschleunigen. Im folgenden Jahre, als Buonaparte von Elba zurückkehrte, verließ sie Paris und eilte nach Coppet. Buonaparte ließ sie nach Paris rufen, da man sie bei dem neuen Verfassungswerke brauche, aber sie weigerte sich mit den Worten: „Er hat die Constitution und mich zwölf Jahre entbehren können und auch jetzt liebt er keine von uns beiden." Gleich nach des Königs Rückkehr erhielt Frau von Stael endlich durch Einschreibung ins große Buch Vergütung für die alte Schuld von zwei Millionen, die ihr Vater bei seinem Abschiede im öffentlichen Schatze zurückgelassen, eine Schuld, die einst selbst das Directorium anerkannte und in geistlichen Gütern bezahlen wollte, was aber Necker ausschlug; Buonaparte hingegen hatte seit 1802 keine Vorstellung darüber mehr angenommen.

In einem glücklichen häuslichen Kreise, an der Seite eines geliebten Gatten, eines trefflichen Sohnes und einer liebenswürdigen, höchst gebildeten Tochter, die mit einem Manne von ausgezeichneten Verdiensten, dem Herzoge von Broglio, verbunden war, geachtet und gesucht von den geistreichsten Männern der Hauptstadt, und von der Hoffnung erhoben, ihr Vaterland nach so vielen Stürmen im Genusse einer freien Staatseinrichtung zu erblicken, lebte sie in Paris, und nur der Schmerz über Frankreichs Besetzung durch fremde Heere bewegte sie so lebhaft, daß sie sich vorgenommen hatte, ihre Heimath wieder zu verlassen und erst nach dem Abzuge der Verbündeten zurückzukehren. Bis zu ihrer letzten Krankheit beschäftigte sie sich mit den **Betrachtungen über die wichtigsten Ereignisse der französischen Staatsumwälzung** (Considérations sur les principaux évènements de la révolution française, Paris 1819, 3 Bde., 8. Leipz. bei Brockhaus 1819, 3 Bde.), worin sie der Nachwelt ein kostbares Vermächtniß hinterlassen wollte. „Es ist die Frucht, welche die belehrendste Vergangenheit in einem mit der Zukunft beschäftigten Geiste gereift hat." Wenige waren besser als Frau v. Stael im Stande, die Wichtigkeit der Gegenstände zu würdigen, die sie hier überschaute, und niemand hatte auch so wenig Anlaß als sie, die Thatsachen aus persönlichen Rücksichten zu beschönigen und zu entstellen; daher athmet das Werk den ächten Geist geschichtlicher Unpartheilichkeit. Drei verschiedene Zwecke laufen darin neben einander: die Rechtfertigung des öffentlichen Lebens ihres Vaters, die treue Darstellung des Ganges und der Bedeutung der Revolution, und die Entwickelung der politischen Grundsätze, welchen die Huldigung unsers Zeitalters gebührt. Frau v. Stael hat diese Zwecke mit geübter Denkkraft und lebendigem Geiste durchgeführt. Wenn auch nach ihrer Darstellung der öffentlichen Wirksamkeit ihres Vaters noch nicht alle Zweifel eine befriedigende Lösung gefunden haben, so hat sie doch zu der gerechten Würdigung des edlen viel verkannten Mannes mit siegreichen Gründen gezwungen. In ihrer Darstellung der Revolution hebt sich Buonaparte's Schilderung hervor, die zu dem bedeutendsten gehört, was über den Außerordentlichen gesagt worden, obgleich man vielleicht nicht verfechten kann, was man behauptet hat, daß Buonaparte so auf die Nachwelt kommen **soll**, so auf die Nachwelt kommen wird, wie Frau v. Stael ihn geschildert hat. Ihre politischen Grundsätze stellen das gesetzlich freie Staatsleben ihrem Volke als das Ziel hin, dem es selbst durch die Verwirrung des Revolutionssturmes, oft

unbewußt, nachgestrebt hat, und ihr Zweck ist, zu zeigen, daß Frankreich eine der brittischen ähnliche Verfassung haben müsse. Aus diesen verschiedenen Zwecken aber, welche die Verfasserin sich vorgesetzt hat, entsteht der Mangel an Einheit des Planes, worin der Hauptvorwurf besteht, denn man dieser geistvollen, kräftig anregenden Schrift machen kann; den der Umstand, daß Frau v. Stael, durch der Tod ereilt, dem ganzen Werke nicht die letzte Vollendung geben konnte, muß gegen andre Gebrechen nachsichtig machen. — Mitten in dem glücklichen Verhältnisse, dessen Frau von Stael sich erfreute, nahm der Tod sie hinweg. Seit dem Anfange des Jahres 1817 kämpfte sie mit den schmerzlichen Leiden, wozu der Kummer während ihrer Verbannung, ihr langer Winteraufenthalt im Norden (1812) und der Schmerz über den Verlust eines geliebten Sohnes, der sie ein Jahr später traf, den Keim gelegt hatten. Die Krankheit nahm gegen den Sommer eine bedenkliche Wendung. Schmerzlich war ihr das Scheiden vom Leben und von ihren Lieben, und furchtbar, wie sie selber zu ihrem Arzte sagte, der Gedanke an die körperliche Auflösung, so wenig der Tod, moralisch betrachtet, Schrecken für sie hatte. Bis zu ihrem letzten Augenblicke behielt sie völlige Gemüthsruhe und hoffnungsvoll waren ihre Gedanken auf die Wiedervereinigung mit ihrem Vater gerichtet. Ich glaube zu wissen, sagte sie eines Tages, wie aus einem Traume erwachend, was der Uebergang vom Leben zum Tode ist, und bin überzeugt, Gottes Güte macht ihn uns leicht; unsere Gedanken verwirren sich und der Schmerz ist nicht sehr lebhaft. So ward es ihr gewährt. Lange vor ihrem stillen Hinscheiden war der schwere Kampf geendet. In den ersten Morgenstunden des 14 Jul. 1817 aus tiefem Schlaf erwachend, erwiederte sie auf die Frage, ob sie schlafe, ihrer treuen Pflegerin: Schwer und tief! Es waren ihre letzten Worte. Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme und Trauer. Unter der Aufsicht des deutschen Arztes Friedländer, der sie in Vereinigung mit dem alten Arzte Portale und dem erfahrnen Wundarzte Jurines behandelt hatte, ward ihre Leiche fast auf ägyptische Weise mumienartig gegen Verwesung verwahrt. In dem verschlossenen bleiernen Sarge wurde ein Spiegelglas über dem wohl erhaltenen Gesichte angebracht, und darauf die Leiche nach Coppet geführt, wo man sie in der Familiengruft, ihren Aeltern gegenüber, beisetzte. — Eine geistvolle Schilderung der seltenen Frau gab uns unlängst ihre vertraute Freundin und nahe Verwandte, Frau Necker de Saussure in Genf, in der Notice sur le caractére es les écrits de Mad. de Stael, welche der eben zu Paris begonnenen Sammlung der Werke der Frau von Stael vorgesetzt ist, und im 18ten Stücke der Zeitgenossen in einer vollständigen Verdeutschung mitgetheilt wird. Es muß hier auf diese treffliche Darstellung, welche Frau von Stael als Schriftstellerin, so wie in ihren häuslichen und geselligen Verhältnissen schildert, verwiesen werden; doch mögen auch hier ein Paar Züge des Bildes stehen, das die Verfasserin mit fester Hand, und zwar mit Liebe, doch nicht mit blinder Vorliebe, gezeichnet hat. „Sie zog unwiderstehlich an, und hatte sie anfangs in Erstaunen gesetzt, so wußte sie bald zu fesseln. Die Art von Kraft, die mißfällig seyn kann, war ihr nicht eigen, sie besaß eine verführerische Mischung von kräftiger Empfindung und Biegsamkeit des Charakters. Es war so viel Wahrheit, so viel Liebe, so viel Größe in ihr, die göttliche Flamme war so glühend in ihrer Seele, so hell in ihrem Geiste, daß man den edelsten Neigungen des

Innern zu folgen glaubte, wenn man sich an sie schloß, und man betrachtete sie als ein Wesen, das einzig war, durch die Theilnahme, welche sie einflößte, und durch die hinreißende dramatische Wirkung, die sie machte. Genie und Weiblichkeit waren innig in ihr vereint; wenn jenes durch sein Uebergewicht herrschte, so schien diese, bei ihrer regen Empfindlichkeit gegen Schmerz, sich zu unterwerfen, und zu der lebhaftesten Bewunderung gegen sie gesellte sich stets ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent durchdrang sie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, es gab ihren unbedeutendsten Aeußerungen seine Farbe, es gab ihrer Güte, ihrem Mitleide eine rührende, siegreiche Beredsamkeit; aber es war auch die Qual ihres Lebens. Diese außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieses Feuer, die in ihren Schriften sich offenbaren, konnten durch ihre Lebensschicksale nicht ausgelöscht werden. Ihre Seele war, wenn ich so sagen darf, lebenvoller als jede andere. Sie liebte, sie sah, sie dachte mehr; sie war fähiger zur Hingebung als zum Handeln, zuweilen auch fähiger zum Freudengenusse, aber auch empfänglicher für Leiden, und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geist war Schuld an ihren Leiden, und aus ihren hohen Einsichten hat sie nur Trost geschöpft; es war ihre mächtige, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit sie die Seelen bewegte, was ihre eigene Seele erschütterte und ihre Ruhe störte. Und diese Gabe, die erhabenste vielleicht von allen diese Gabe, einzig in ihrer Verbindung mit andern eben so erstaunlichen machte sie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau. Es war ein zu großes Mißverhältniß zwischen ihr und Andern. Sie hatte das Geschick der Menschheit lange vorher begriffen, ehe sie sich zur Ergebung stimmte. Das Leben, zu bitter für sie in seinen Schmerzen, war ihr zu einförmig in den Genüssen, die es darbietet, und jener schöne Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, das Mißverhältniß zwischen unsern Wünschen und unserm Loose, erhielt bei dem Blicke auf Frau von Stael eine neue Kraft. Man glaubte einen höhern Geist zu sehen, den ein neidisches Schicksal dem Elende und den Täuschungen des Erdenlebens ausgesetzt und der bei seinen hohen Vorzügen das Leere und das Unglück dieses Lebens nur desto tiefer fühlte." — „Man sieht bei ihr bestimmt hervortreten, was in den meisten Seelen nur unbestimmt sich regt, weil sie nur durch den herrlichen Umfang ihrer Geistesgaben außerordentlich war. Alles war eigenthümlich bei ihr, aber nichts Seltsames in ihrem Wesen. Keine fremdartige Form war ihr eingedrückt worden, und selbst die Erziehung hatte keine tiefen Spuren bei ihr zurückgelassen. So wie auf ihre Urtheile, die sich in ihrer Aufrichtigkeit ungestüm äußerten, die öffentliche Meinung nie Einfluß gewann, eben so wenig wirkten in ihrem Innern Eigensinn und Laune darauf ein. Man wurde von ihr in ein dichterisches Gebiet eingeführt, in eine neue, und doch der wirklichen ähnliche Welt, wo alle Gegenstände, wenn auch größer und auffallender, wenn auch lebhafter gefärbt, doch in ihren gewöhnlichen Formen und Verhältnissen erschienen. Keine in unserer Natur gegründete Eigenschaft und Stimmung ward bei ihr vermißt, und nur das Erkünstelte und Kindische allein ist ihr fremd geblieben. Für alle Gemüthsregungen war sie empfänglich, jedes begeisterte Gefühl ward von ihr begriffen, jede Ansicht von ihr aufgefaßt, und nichts Großes, nichts Bedeutendes hat sich in verschiedenen Erdgegenden und in verschiedenen Zeitpunkten der Gesittung im menschlichen Herzen entwickelt, das

nicht in ihrem Innern einen Anklang gefunden hätte. In der wichtigsten Beziehung endlich, in Hinsicht auf die Religion, kann das Beispiel der Frau von Stael auch belehrend seyn. Dieser selbstständige Geist, dieser Verstand, dem jedes Licht so willkommen war, überzeugte sich von Tage zu Tage mehr von den hehren Wahrheiten des Christenthums. Das Leben hat für sie seine Bestimmung erfüllt, denn durch so viele Wechsel führte es sie zu jenem großen Gedanken, wohin wir alle auf so verschiedenen Wegen gelangen." — „Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Erziehung, die sie dem Leben verdankte. Begabt mit der empfänglichsten Seele, in einem Alter, wo die ganze beseelte Schöpfung dem Rufe zur Erhöhung der Fähigkeiten zu folgen scheint, erweitert und übt sie unaufhörlich ihren Geist. Freundschaft und Kindesliebe haben bei ihr eine schwärmerische Stimmung. Die ersten frommen Regungen empfängt sie auch als ein Gefühl und vielleicht als die Quelle der erhabensten Empfindungen. Die Jugend kommt, das Alter, wo die Vernunft sich in Zweifeln regt und zugleich die Begeisterung ihre Flügel hebt, wo das Herz alles, der Geist nichts glaubt, wo die Untersuchung aller Fragen zur Verwerfung aller Urtheile führt, und wo sehr oft bei einem rauhen Stoicismus der Grundsätze die Sophismen der Leidenschaften nichts vermögen. Der Einfluß dieser Lebenszeit und eines mit ihr einstimmigen Zeitalters mag bei Frau von Stael merklich seyn; aber der Gedanke an die Gottheit ist unverändert in ihrem Herzen geblieben, und eine frühzeitige Beobachtungsgabe führt bald zu dem großen Ereignisse, daß die Leidenschaften nicht glücklich machen. Sie erklärt alle irdischen Gefühle für gefährlich, und bei dem Schiffbruche ihrer Hoffnungen sieht sie kein sicheres Rettungsmittel, als Mildthätigkeit und Ergebung, zwei ganz christliche Tugenden, welchen sie unter andern Namen huldigt. Späterhin richtet sie ihren forschenden Blick auf die Geschichte und die Werke des menschlichen Geistes; sie erstaunt über ihre Entdeckungen und das Christenthum erscheint ihr in seiner wahren Gestalt. Der große Einfluß, und noch mehr die Schönheiten desselben erwecken ihre Ueberraschung. Sie fühlt, daß nur eine geheime Uebereinstimmung mit dem Herzen und mit allem was gut und groß in unserer Natur ist, jene Wirkungen erklären kann, und allmählich bereitet sie sich, eine der „Menschheit heilsame Lehre als ein göttliches Gesetz anzunehmen." Ueber die schriftstellerische Eigenheit der Frau von Stael sagt die Verfasserin: „Man könnte unter allen Schriftstellern Rousseau am ersten in Vergleichung mit ihr stellen, weil sich bei ihm dieselbe Vereinigung von Geisteskräften fand; aber er unterscheidet sich darin von ihr, daß er diese Kräfte nicht auf ein gemeinschaftliches Ziel richtete. Oft verläugnete er die edelste Hälfte seines Wesens, und die ganze Spitzfindigkeit seines Geistes aufbietend, um seine Gefühle Lügen zu strafen, war er ein Zweifler in der Philosophie und Menschenhasser im Leben mit jener Seelengluth, die Glaube und Liebe entzünden. Er war ein vollkommenerer Meister in seiner Kunst; seine Darstellungen sind vollendeter, tiefer gedacht vielleicht, und doch steht er durch mindere Aufrichtigkeit, durch mehr Rederei, mehr Sophismen, als Denker unter ihr, während sein wilder Stolz, seine herbe, rauhe Sinnesart, seinem Talente eine finstre Gluth geben, die gar nicht dem edlen Feuer gleicht, das Frau von Stael beseelt. Das Menschengeschlecht, das Rousseau zu lieben glaubte, war nur ein ihm selber unbekanntes Ideal. Frau von Stael liebt, was sie umgibt, und trägt auf die Menschheit ihre Zuneigung gegen ihre Angehörigen

über. Was vielleicht ihrer Darstellung an Vollendung abgeht, wird mehr als ersetzt durch den Zauber der ersten Aufwallung, durch die Frische der Begeisterung, wenn man so sagen darf. Es ist ein Bach, der lebendig aus der Quelle springt und funkelt in seinem Hinrieseln. Ihr Talent ist aber auch noch auf andere Weise, als durch jene Vereinigung verschiedener Geisteskräfte ausgezeichnet. Jede hat eine auffallende Eigenthümlichkeit, und doch haben alle das gleiche Gepräge, das der Frau von Stael eigen ist. Dieses Gepräge verdankt sie ihrem Charakter, sie verdankt es der Kraft, so wie der Beweglichkeit ihrer Eindrücke, den plötzlichen Aufwallungen von Unwillen, Mitleid, Stolz, aber auch dem Umstande, daß sie nie die Weiblichkeit verleugnet. Vielleicht ist dies das Geheimniß ihres Zaubers. Sie spricht als Frau zu dem Leser, sie setzt sich persönlich mit ihm in Beziehung, um ihm zu sagen, was in ihrer und seiner Seele vorgeht, aber sie weiß sehr wohl, daß man die Ansprüche ihres Geschlechts sehr bald vergessen würde, wenn sie aufhörte, ihm liebenswürdig und anziehend zu erscheinen; mag sie daher ihn aufzuklären oder zu blenden suchen, sie läßt ihre Ueberlegenheit nie drückend fühlen, und mag sich nie einen Vorzug anmaßen. Es scheint, der Zufall habe ihr einen guten Platz vor der Bühne der sittlichen Welt gegeben, und sie erzählt uns den aufgefaßten Gedankengang." Die Freundin hat nur leise die Mängel der Darstellung berührt, welche sie besonders in den ältern Schriften der Frau von Stael findet; aber es möchte sich wohl im Allgemeinen behaupten lassen, daß der Geschmack der Frau von Stael nicht ganz rein, ihr Styl unregelmäßig und anspruchvoll ist, und ihr Streben nach Wirkung und die nothwendig daraus entstehende Uebertreibung zuweilen der Richtigkeit ihres Urtheils nachtheilig gewesen sind und der Darstellung von Thatsachen eine verdächtige Farbe gegeben haben. In allen ihren Werken aber, selbst in denjenigen, die man mehr als eine Sammlung herrlicher Bruchstücke, denn als durch Einheit verknüpfte Darstellungen betrachten muß, findet man weit mehr eigenthümliche, tiefe Beobachtung, größern Scharfsinn bei lebhafter Einbildungskraft, philosophischere Blicke auf das Menschenherz, die Politik und Literatur als in vielen andern Schriftstellerinnen. Manche ihrer Meinungen, zumal über Lebensverhältnisse, mögen die Prüfung nicht aushalten, weit untadelicher aber ist sie in der Politik, wo sie sich stets als eine warme Freundin und Schutzrednerin der Freiheit und freisinniger Grundsätze zeigt, und mehr beneidenswürdig als tadelnswerth erscheint jene empfängliche Stimmung, die nach allem, was sie erfahren und gelitten, sie noch immer verleitet, das Verdienst früherer Versuche zu politischen Verbesserungen zu überschätzen, und die Hoffnung auf deren künftiges Gelingen zu hoch zu spannen. Mag sie auch mit zu großer Zuversicht eine bessere Zukunft verkünden, ihre Schriften wirken doch kräftig dahin, ihre Vorhersagung zu rechtfertigen. W. A.

Staffa, eine der hebridischen Inseln, welche wüst und unbewohnt, aber berühmt wegen der Fingalshöhle und des Riesendamms ist. (S. beide Art.)

Stägemann (F. A. von), k. preuß. Staatsrath, Sohn eines Landpredigers, ist 1763 in der Uckermark geboren. Früh seiner Eltern durch den Tod beraubt, kam er nach Berlin in das Schindlerische Waisenhaus, besuchte dann 1782 das treffliche Gymnasium zum grauen Kloster, und ging nach Halle, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er bei der K–

gierung in Königsberg angestellt, bald in höhere Geschäfte gezogen und 1806 als Mitglied des Generaldirectoriums und Hauptbankocommissarius nach Berlin berufen. 1807 wurde Stägemann vortragender Rath beim jetzigen Staatskanzler, dem Fürsten von Hardenberg, und nach dem unglücklichen Tilsiter Frieden Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergesetzten Immediatcommission. Während des nun folgenden Ministeriums des Hrn. von Stein stand Stägemann diesem (bis 3. Dec. 1808) als vortragender Rath zur Seite und ward auch als solcher zur Regierung der Kriegscontributionsgeschäfte mit nach Erfurt gesandt. 1809 ward er Staatsrath und seit dem Wiedereintritt des jetzigen Fürsten Staatskanzlers in das Ministerium (1810) fortwährend im Wirkungskreise desselben beschäftigt, so daß er ihn auch in dem ganzen Befreiungskriege und späterhin nach Wien zum Congreß begleitete. 1819 wurde er an die Spitze der Redaction der Staatszeitung gestellt, deren Bestimmung, auf die öffentliche Meinung im Sinne der Regierung einzuwirken, jedoch nur unvollständig erreicht zu werden scheint. Als Dichter hat Stägemann in seinen herrlichen, gemüthreichen und kräftigen vaterländischen Gesängen, die eine vertraute Bekanntschaft mit der classischen Literatur beweisen und den kühnsten Geistesflug athmen, ein Denkmal hingestellt, das in der großen Zeit von 1812 15 mächtig gewirkt hat, nach seinem ganzen Kunstwerth aber vielleicht erst von der Nachwelt gewürdigt werden wird.

Stahlfederwage, eine Art Ziehwage, welche aus einer nach einer Kreislinie gebognen stählernen Feder besteht, deren Scala auf der einen Seite 1-170, auf der andern von 150 340 Pfund angibt.

Stallfütterung, s. Rindviehzucht.

Stände-Versammlungen. Der wichtigste Gegenstand, welcher gegenwärtig das öffentliche Leben der Völker beschäfftigt, ist eine auf Repräsentativ-Verfassungs-Gesetze gegründete freie Volksvertretung. Nach dem Urtheil eines berühmten Staatsmanns, des preuß. Ministers des Innern, Baron von Humboldt, müssen neue Verfassungen, wenn sie dauerhaft und beglückend seyn sollen, so viel möglich auf einen historischen Grund (heißt dieß, auf dem Boden des Feudalwesens??) gebaut werden. Man hat bei ihnen von gut geordneten Gemeindeverfassungen — dieser Grund und Boden aber ist nicht historisch sondern muß erst gebildet werden *) — auszugehen, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusammenzufügen. Der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen aber muß in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden: in der Gewöhnung der Bürger an dem gemeinen Wesen einen von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkte aus mitzuwirken und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken. ‚Wird aber wohl dieser allerdings wesentliche Nutzen erzielt werden, wenn man landständische Verfassungen auf den historischen Boden des Feudalwesens

*) Eine freie Gemeindeverfassung kann allerdings die practische Vorschule eines öffentlichen und stellvertretenden Gesammtwesens seyn daher erschien in Baiern (17 Mai 1818), die neue Verfassung vorbereitend, eine zweckmäßige Verordnung über die Verfassung und Verwaltung der Gemeinen. Auch in Würtemberg wurde der Weg zu einer zeitgemäßen Verfassung, durch die königlichen Verordnungen (31. December) 1818 für die neue Gestaltung des Gemeindewesens gebahnt.

aufführt?" Dagegen erklärte sich der Minister von Stein in dem Circular, das er 1808 bei Niederlegung seines Ministeriums an die obersten Behörden der preußischen Monarchie erließ, in Ansehung einer Ständeversammlung in Preußen so: die Erbunterthänigkeit ist vernichtet; das unbeschränkte Recht zum Erwerbe des Grundeigenthums proclamirt; die Städte sind für mündig erklärt; die Gewerbe sind frei. Noch ist eine Nationalrepräsentation zu schaffen. Dabei bleibe das Recht und die Gewalt des Königs heilig; eine Reformation des Adels ist nothwendig; der Bauer muß noch mehr gehoben werden u. s. w. Doch wir wollen uns hier nur auf die Angabe der gegenwärtigen Ständeversammlungen beschränken. Die Idee einer repräsentativen Verfassung, an deren Verwirklichung und Ausbildung der Zeitgeist seine edelsten Bestrebungen verwendet, ist in mehrern Staaten auf verschiedene Weise realisirt worden. Nordamerika hat das erste Beispiel gegeben. Frankreich, die Niederlande, Polen und Südamerika (am Plata) sind gefolgt. Auch das südliche Deutschland hat sich nun vollständig für diese politische Reformation erklärt. Der 13te Art. der Bundesacte hat, freilich unbestimmt, dieselbe ausgesprochen. Daher ist er hier und da in der Ausführung sehr dürftig, der 14. Art. dagegen mit großer Freigebigkeit realisirt worden. — Die Fürsten hatten nämlich geglaubt, in Octroiverfassungen und im Zweikammerwesen den Vereinigungspunkt des 13. und des 14. Art. der B. A. zu finden. Die gegenwärtigen Ständeversammlungen ruhen entweder noch ganz auf dem historischen Boden des alten Feudalwesens; oder sie sind durch ein neues Verfassungsgesetz begründet worden. Letzteres ist entweder aus einem Vertrage entstanden, wenn die Verfassung von der Regierung und dem Volke durch gemeinschaftliche Berathung und gemeinschaftlichen Beschluß bestimmt worden ist, wie in älterer Zeit in fast allen europäischen Staaten, z. B. in Portugall auf dem Reichstage zu Lamego, in Ungarn, Polen, dem deutschen Reiche, Schweden, Großbritannien u. s. w., und in der neuern Zeit in Amerika, in den Niederlanden, in Frankfurt am Main, und kürzlich erst in Würtemberg; oder es ist dem Volke durch den Regenten gegeben, als Geschenk bewilligt worden; eine solche Octroiverfassung haben Frankreich, Baiern, Nassau, Baden, Lichtenstein, Lippe, Galizien, Polen, u. A. m. erhalten. Die historisch oder herkömmlich gebildeten Verfassungen haben daher größtentheils Feudalstände oder ständische Corporationen zur Grundlage; die neuen Verfassungsurkunden aber haben entweder gemischte ständische Formen in dem sogenannten Zweikammernsystem (z. B. in Baiern, Nassau, Baden, Würtemberg), oder reine repräsentative Formen, und letztere wiederum entweder nach dem Maßstabe der numerischen Bevölkerung (wie in Amerika), oder nach dem Maßstabe des steuerbaren Vermögens (wie in Frankreich und den Niederlanden), oder nach dem Maßstabe der schon vorhandenen Classen oder Corporationen der Staatsbürger, eingeführt. Das Zweikammersystem (Ober- und Unterhaus in Großbritannien; Pairs- und Deputirtenkammer in Frankreich) in Deutschland (Kammer der Reichsräthe in Baiern; Herrenbank in Nassau u. s. w.) ist zum Theil eine Folge des 14. Art. der Bundesacte und der ehemaligen Feudalverfassung. Man wollte nämlich den vormals mehr Bevorrechteten nicht zu viel entziehn, und führte daher eine erbliche oder Castenrepräsentation ein, weil man fürchtete, daß die Wahlrepresatation darauf antragen möchte, der

aufrecht erhaltenen Macht der höhern Staatsdiener und dem nur beschränkten Privilegienthum noch engere Schranken zu setzen. In den Vereinigten Staaten gibt es zwar auch einen Senat und ein Haus der Repräsentanten; allein der Senat entsteht aus freier Wahl und hat also keine Aehnlichkeit mit unsern erblichen ersten Kammern. Sodann beruht die gesetzgebende Gewalt des Congresses vorzüglich auf dem Hause der Repräsentanten und der Senat übt mit dem Präsidenten gemeinschaftlich die vollziehende Macht aus. — Die öffentliche Stimme hat sich ganz gegen die Beibehaltung der Feudalstände, so wie großentheils auch (z. B. die würtembergischen Stände den 17. Sept. 1819, wo der Prälat von Abel über die Nachtheile der Abtheilung in 2 Kammern sprach) gegen das Zweikammersystem erklärt. Denn die sogenannte erste Kammer ist gewöhnlich nur eine Magnatenkammer, in der Prinzen, Bischöfe, erbliche Barone, Mediatisirte, Erbstandesherren, Kronbeamte und Diener des Fürsten bei einander sitzen. Will jedoch eine solche Magnatenkammer wirklich eine Nationalkammer seyn, so darf sie nicht im Geheimen, nur unter sich rathschlagen; eben so wenig darf sie, da sie nicht vom Volke gewählt ist, außerdem noch besondere Vorrechte vor den übrigen Classen besitzen, die ihr ein von diesen politisch und ökonomisch abgesondertes Interesse geben; denn dadurch entsteht ein Gegensatz mit dem Volke, der sich mit der Natur der Volksvertretung nicht verträgt. Will sie selbst aber unabhängig seyn, so darf kein von der Regierung Besoldeter darin sitzen. Endlich darf die Magnatenkammer nicht gleichen Antheil an der Steuerbewilligung ausüben, wie die Volkskammer. Dagegen ist ein vom Volke frei gewählter Senat mit der Idee der Volksrepräsentation ganz verträglich, und als eine wahre Nationalkammer zu betrachten. Uebrigens sollte man die Mediatisirten nicht als ein Hinderniß der freien Wahlrepräsentationen ansehen; denn der 14. Art. der Bundesacte, welcher sie auffallend begünstigt, ist eben so schwer zu vereinbaren mit dem wohlverstandenen Inhalt des 13. Art., als mit der wahren Souverainetät der Bundesglieder selbst. Aus denselben Gründen erklärt sich die öffentliche Meinung gegen den Plan, die Volksrepräsentation auf Corporationen, statt auf numerischen Massen zu errichten. Jenes würde nur eine Repräsentation von Repräsentirenden seyn. Insbesondre würde sich eine adlige Kammer, wo sie als Corporation stünde, immer zur Regierung halten, wenn diese den Volkswünschen entgegen wäre, und der Regierung selbst ihr Nein entgegenstellen, wenn die Regierung mit dem Volke über etwas eins wäre, was dem Adel nachtheilig schiene. Zwei müssen seyn: Stände und Regent; aber zwischen beiden darf nicht ein Dritter eingeschoben seyn, der ihnen durch sein Nein hinderlich, durch sein Ja den Vertretern eine Bürde wird. Zwischen Fürst und Volk darf Niemand stehn, als das sittlich-intellectuel-praktische Verdienst des Staatsbürgers in der Staatsverwaltung. Nur dieses vermag den Thron auf die Achtung und das Vertrauen der Regierten zu stützen; bloße Liebe zu der Persönlichkeit des Regenten vermag dieß nimmer. Diese Liebe wird sogar sich nur als Mitleid und Bedauern zeigen, wenn der Regent durch Prinzen, Hofadel und privilegirte Kasten vom Volke abgesondert steht, durch das schwarze Glas seiner Lieblinge die freisinnigen Männer seines Volks betrachtet, und das gegebene Fürstenwort dem argwöhnischen Vorurtheil seiner Umgebungen nachsetzt. — Aus Rudhart's Uebers. d. verschied. Staatsverfassungen über Volksvertretung (München 1818. Fol.), kann

man mehrere Ständeversammlungen genauer kennen lernen. Folgende Staaten haben entweder noch die alten Feudalstände, oder gar keine ständische Verfassung, oder repräsentative Ständeversammlungen. I—XI. Die 22 Vereinigten Staaten, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Schweden, Norwegen, Polen, die 22 Cantons der Eidgenossenschaft, die freie Stadt Krakau, die vereinigten Staaten der jonischen Inseln, und die Rep. San Marino haben theils bloß freigewählte, theils gewählte und erbliche Repräsentanten. S. die einzelnen Art. XII. Dänemark hat seit 1660 keine Reichsstände mehr. (S. Dänemark.) XIII. In der preußischen Monarchie wird, um das Wort des Königs vom 22. Mai 1815 zu erfüllen, an einer ständischen Verfassung gearbeitet. XIV. In Sardinien sind Landstände (3 Classen) nach der alten Form vorhanden. Piemont und Savoyen haben keine Stände. In Genua hat das Volk die ihm versprochene Repräsentation noch nicht erhalten. XV. Im Königreiche beider Sicilien (s. d. Art.) wurde, nach Aufhebung des Feudalwesens, die Nationalrepräsentation zwei Parlamenten übertragen. XIV.—XXI. Modena, der Kirchenstaat, Toscana, Parma, Lucca, und das österreich-lombardisch-venetianische Königreich haben keine landständische Verfassung. Doch wurde in Lucca 1818 ein Staatsrath von 9 Mitgliedern gebildet, der die gesetzgebende Gewalt mit dem Regenten theilt; auch das lombardisch-venetianische Königreich erhielt 1815 eine Verfassung, nach welcher wenigstens permanente Collegien (die beiden Centralcongregationen in Mailand und Venedig, und für jede Provinz eine Provinzialcongregation) aus verschiedenen Classen der Nation, den kaiserl. Landesverwaltungsbehörden an die Seite gesetzt sind. XXII. Spanien und XXIII. Portugal (s. d. A.) hatten Cortes (s. d. A.). Ihre Wiederherstellung ist der spanischen Nation 1814 versprochen worden. Bloß Navarra, Biscaya und Guipozcoa haben ihre alten Landstände behalten. In Portugal ist die Junta der drei Stände ganz vom König abhängig, und wurde von ihm neuerlich bloß aus adligen Mitgliedern zusammengesetzt. XXIV. Das russische Reich ist eine Autokratie, ohne ein die Nationalrepräsentation betreffendes Verfassungsgesetz. XXV. In der österreichischen Monarchie haben Ungarn, Siebenbürgen und Galizien (seit 1817) besondre ständische Verfassungen; die deutschen Erblande haben die alte behalten; in Tyrol wurde sie 1816 und in Krain 1818 wieder hergestellt; auch das neue Königreich Illyrien erhielt Landstände, zu deren Mitgliedern nur Gutsbesitzer genommen werden können. Ueberhaupt bestehen die Landstände unter der Ens, in Steyermark, Kärnthen, Böhmen, Mähren, Galizien und Lodomirien, mit Einschluß der Bukowina, aus 4 Classen: Prälaten, Herren, Ritterstand, Bürgerstand oder Städte. Nur in Tyrol besteht die 4te Classe aus dem Bauernstande, indem die Herren und Ritter eine Classe bilden. In Steyermark baten die bürgerlichen Rittergutsbesitzer im Jan. 1819 um Zulassung zu dem Landtage. — Besondre Aufmerksamkeit verdienen die Ständeversammlungen der deutschen Bundesstaaten. XXVI.—XXVIII. Die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, von Hohenzollern-Hechingen und von Hohenz. Sigmaringen regieren bis jetzt noch ohne eine neubegründete ständische Verfassung. XXIX.—XXXI. In den Herzogthümern Anhalt Dessau, Köthen und Bernburg, sind die gemeinschaftlichen Landtage seit 1698 eingegangen. XXXII.—XXXVI. In dem Königreiche Sachsen (s. d. A.) trat der

Landtag den 17. Oct. 1817 und im J. 1819 in seiner früheren Feudalform zusammen. Eben so blieb die alte ständische in den Herz. S. Meiningen (2 Classen), und in dem Herz. S. Gotha (3 Classen), und Altenburg (2 Classen), so wie in den Ländern des ältern und jüngern Hauses Reuß. XXXVII. Für Holstein wird in Folge der königl. Erklärung vom 19. Aug. 1816 eine ständische Verfassung mit Deputirten in Copenhagen unterhandelt; und die frühere Verfassung des mit Holstein vereinigten Lauenburgs ward 1817 bestätigt. XXXVIII. Im Herzogthum Oldenburg wurde 1819 an einer landständischen Verfassung gearbeitet. XXXIX — XL. In den Großherz. Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz besteht noch, mit wenigen Abänderungen, die alte ständische Verfassung (Ritterschaft und Landschaft); die von beiden Großherzogen den 23. Nov. 1817 erlassene Bekanntmachung setzte die vertragsmäßigen Rechte zwischen den beiden Regenten und ihren gemeinschaftlichen Ständen, welche nach der vorigen Form fortdauerten, fest. Diese Verfassung wurde im März 1818 unter die Gewährleistung des deutschen Bundes genommen. XLI. Im Herzogthum Sachsen-Coburg wurden, nach dem Decrete vom 16. März 1816 die bisher getrennten Landschaften von Coburg und Saalfeld in Einen Körper vereinigt, und die Stände, welche aus gebornen (den Rittergutsbesitzern) und gewählten Mitgliedern (aus den Stadträthen, aus dem Bürger- und Bauernstande) bestehen sollten, als Vertreter der sämmtlichen Staatsbürger anerkannt. XLII. Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt hat d. 8. Jan. 1816 Landstände in seinem Fürstenthume eingeführt. XLIII. — XLIV. Im Fürstenthum Lippe wurde die alte ständische Verfassung im J. 1817 wieder hergestellt; der von der Fürstin Pauline für Lippe-Detmold im J. 1819 gegebenen neuen ständischen Verfassung aber, nach welcher die Volksvertretung auf dem Grundeigenthume beruht, und in die 3 Classen der schriftsässigen Gutsbesitzer, des Bürger- und des Bauernstandes zerfällt, wurde vom Fürsten von Schaumburg-Lippe beim Bundestage widersprochen. Die Schaumburg-Lippe oder Bückeburg'schen Landstände (2 Mitgl. von der Rittersch., 4 vom Bürger- und Abgeordnete vom Bauerstande) versammelten sich seit 1815 jährl., zuletzt im Juni 1819. XLV. Das Fürstenthum Waldeck erhielt durch den Hausvertrag vom 19. April 1816 eine Verfassung, nach welcher die Landschaft durch die Besitzer landtagsfähiger Rittergüter, durch 13 Abgeordnete der Städte, und durch 10 Vertreter des Bauernstandes gebildet wird. Sie haben die Theilnahme an der Gesetzgebung, die Bewilligung und Regulirung der Steuern, die Verwaltung der Landescassen, das Petitionsrecht, einen landschaftlichen Ausschuß, und eine landschaftliche Kammer. XLVI. Der Fürst von Lichtenstein (zu Nikolsburg) hat in dem Fürstenthum Lichtenstein den 9. Nov. 1818 eine landständische Verfassung nach dem Muster der in den k. k. öster. deutschen Staaten bestehenden eingeführt, und das Recht der in 2 Classen (Geistliche und Deputirte) eingetheilten Landmannschaft bloß denen ertheilt, die einen Steuersatz von 2000 Fl. ausweisen, 30 J. alt, von gutem Rufe und verträglicher Gemüthsart sind. XLVII. Das Großherzogthum Luxemburg hat dieselbe Verfassung, wie das Königreich der Niederlande (s. d.). Es sendet zu den Generalstaaten 4 Mitglieder und hat eigene Provinzialstaaten, zu denen 20 aus der Ritterschaft, 20 aus der Bürgerschaft und 20 vom Lande alle 3 Jahre (jährlich ⅓) neu gewählt werden. XLVIII. — LI. In der freien Stadt Frankfurt erschien,

nach langen Verhandlungen (den 18. Jul. 1816) eine Ergänzungsacte der alten Stadtverfassung. Eben so ward in den 3 Hansestädten die frühere Verfassung, ohne wesentliche Veränderung, hergestellt. — In folgenden deutschen Staaten hat die Bildung einer ständischen Verfassung theils die Erwartung sehr erregt, und mehr oder weniger ihr entsprochen, theils wird sie noch mit Sehnsucht erwartet. Wir werden nur bei den wichtigen länger verweilen. LII. Im Königreiche Hannover, dessen Verfassung noch durchgesehen wird, bestand — seit 1814 — eine (den 5. Jan. 1819 berufene) einzige repräsentirende Versammlung, in welcher nach 3 Curien (Stifter, Ritterschaft, Städte und Flecken) über die Gesetzgebung und das Finanzwesen — nicht öffentlich — verhandelt und abgestimmt wurde. Sie soll künftig aus 2 Kammern bestehen. LIII. Im Herzogthume Braunschweig wurden die bisherigen Landstände (Prälaten, Ritterschaft und Städte) im Dec. 1814 und im J. 1819 von dem Prinzen Regenten, als Vormund, in der alten Form aufs neue versammelt. LIV. In Kurhessen ist der Entwurf einer neuen landständischen Verfassung vom März 1815 und April 1816 von den alten Ständen (3 Curien: Prälaten, Ritterschaft, Städte,) nicht angenommen, jedoch der Bauerstand in die allgemeine Versammlung mit aufgenommen worden. Seitdem hat kein Landtag statt gefunden. LV. Das Großherzogthum Hessen wird im J. 1820 eine ständische Verfassung erhalten. LVI. In Hessen-Homburg gibt es bis jetzt keine Landstände. LVII. Im Herzogthum Nassau bestehn nach der Verfassung vom 2. Sept. 1814 die Landstände, welche jährlich einmal versammelt werden, 1) aus Mitgl. der Herrenbank, wozu die Prinzen des Hauses, die vom Herzog mit erblicher oder lebenslänglicher Stimme Ernannten (aus dem Fürsten-, Grafen- oder Freiherrnstande), und die Deputirten der adligen Gutseigenthümer mit 6 Virilstimmen gehören; 2) aus der Kammer der 22 Landesdeputirten. Die Wahl geschieht auf 7 Jahre. Die Sitzungen sind öffentlich. Ohne Zustimmung der Landstände kann in der Gesetzgebung und über die Abgaben nichts verordnet werden; auch können sie deßhalb Vorschläge machen, so wie auf gerichtliche Untersuchung wegen Vergehungen der Minister und Landescollegien antragen. LVIII. Im Großherzogthume Sachsen-Weimar hat die Vertragsverfassung vom 5. Mai 1816, deren Garantie der deutsche Bund im März 1817 übernommen hat, eine einzige Versammlung von 31 auf 6 Jahr gewählten Abgeordneten der 3 Stände, als: 11 aus dem Stande der Rittergutsbesitzer (ohne Rücksicht auf Stand, Geburt und Religion), mit Einschluß des Abgeordneten der Universität Jena; 10 aus dem der Bürger, und 10 aus dem der Bauern, eingeführt. Der 2te und der 3te Stand wählen ihre Abgeordneten mittelbar durch Wahlmänner. Jeder Ort stellt je auf 50 Häuser einen Wahlmann. Der Landtag wird von 3 zu 3 Jahren berufen. Er hält seine Sitzungen nicht öffentlich; doch hat der Großherzog im J. 1819 die bisher nicht Statt gefundene Oeffentlichkeit bei dem Landtage in Vorschlag gebracht; denn eine Repräsentation ohne Oeffentlichkeit hat kein Vertrauen in der öffentlichen Meinung. Ein stehender Ausschuß (das Palladium jeder repräsentativen Verfassung) leitet die Angelegenheiten der Stände des Großherzogthums auch außerhalb dem Lande. Ohne ihre Einwilligung kann kein Gesetz gegeben und keine Auflage erhoben werden. Sie haben das Recht, Vorschläge zu machen, und Beschwerde gegen die Minister und andre Beamte zu führen. (Die Universität Jena hat kürzlich bei den Ständen

darauf angetragen, das Ministerium wegen Oken's Dienstentlassung, als einer Verletzung der Verfassung, zur Verantwortung zu ziehn.) LIX. Im Herzogthum Sachsen-Hildburghausen besteht nach der Verfassung vom 27. Nov. 1817 die Landschaft aus 18 Abgeordneten des Landes, die auf 6 Jahre vom jeden Stande aus seiner Mitte gewählt werden, als: 6 von den Rittergutsbesitzern; 5 von dem der Bürger; 6 von dem der Bauern, und 1 von dem geistlichen oder Lehrstande. Der Landtag wird in der Regel alle 3 Jahre berufen. Er hat das Recht der Mitwirkung zur Gesetzgebung, zur Finanzverwaltung, das Recht der Vorschläge, der Beschwerdeführung, und der Anklage gegen Staatsdiener. Auch ist ein fortdauernder Ausschuß niedergesetzt. LX. Im Königreiche Baiern hat die Octroiverfassung vom 26. Mai 1818 das Zweikammersystem eingeführt. 1. Die Kammer der Reichsräthe (welche im J. 1819 selbst heraldische Abzeichnungen erhielt), ist zusammengesetzt a) aus den Prinzen des königl. Hauses, b) den Kronbeamten des Reichs, c) den Erzbischöfen, d) den Mediatisirten, als erblichen Reichsräthen, e) einem vom Könige bestimmten Bischof und dem Präsidenten des protestantischen General-Consistoriums, f) aus den Personen, welche der König lebenslänglich oder erblich zu Mitgliedern dieser Kammer ernennt. Die erblichen müssen adlige Gutsbesitzer seyn. 2. Die Zahl der zur zweiten Kammer gewählten (108) Abgeordneten richtet sich nach den Familien, so daß auf 7000 Familien ein Abgeordneter kommt; zu jener Zahl stellen die adligen Gutsbesitzer und Gerichtsherrn ein Achtel, die Geistlichkeit beider Kirchen eben so viel; die Städte und Märkte, welche wenigstens 500 Familien haben, ein Viertel, und die Classen der übrigen Landeigenthümer, welche keine gutsherrliche Gerichtsbarkeit haben, (der Bauernstand) zwei Viertel der Abgeordneten, und jede der 3 Universitäten 1 Mitglied. Der Abgeordnete zu dem Reichstage kann nur aus den Wahlmännern genommen werden, und die Fähigkeit eines Wahlmanns hängt von seiner Volljährigkeit und seinem Steuersimplum ab. Der unerlaubte Einfluß eines Beamten auf die Bestimmung der Wahl wird bestraft, selbst mit Cassation. Alle 6 Jahre wird eine neue Wahl vorgenommen. Jeder Abgeordnete vertritt das ganze Land, und erhält keine Instruktion von den Wahlmännern; als Entschädigung aber eine Taggebühr von 6. Fl. Der König beruft alle 3 Jahre wenigstens einmal die Stände; er kann die Sitzungen, welche in der Regel 2 Monate dauern, verlängern, auch vertagen und auflösen. Im letztern Falle muß längstens binnen 3 Monaten eine neue Wahl der Abgeordneten vorgenommen werden. Die Verhandlungen sind in der zweiten Kammer in der Regel öffentlich. Die Abstimmung geschieht in geheimer Sitzung. Ohne Zustimmung beider Kammern kann kein neues Gesetz gegeben, noch ein altes abgeändert oder erläutert werden. Der König allein hat die Initiative, und er allein sanctionirt die Gesetze. Das Budget wird zuerst der Kammer der Abgeordneten vorgelegt. Beide Kammern bewilligen die Steuern nur auf 6 Jahre. Die Staatsschuld steht unter Gewährleistung der Stände. Diese haben u. a. auch, wenn beide Kammern darin einverstanden sind, das Recht der Petitionen, und das Recht, gegen Staatsbeamte aller Classen wegen Verletzung der Verfassung eine Anklage zu erheben. LXI. Das Großherzogthum Baden erhielt den 22. August 1818 ein Verfassungsgesetz, nach welchem die Landstände in zwei Kammern getheilt sind. Die erste besteht aus den Prinzen des Hauses, aus den Häuptern der standesherrlichen

Familien und deren Zweige, aus dem Landesbischof, aus einem von dem Großherzog auf Lebenszeit ernannten protestantischen Geistlichen mit dem Range eines Prälaten, aus 8 Abgeordneten des grundherrlichen Adels, aus 2 Abgeordneten der Landesuniversitäten, und aus den vom Großherzog, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, zu Mitgliedern dieser Kammer ernannten Personen. Die zweite Kammer besteht aus 63 Abgeordneten der Städte und Aemter, die alle 2 Jahre zu ½ erneuert, durch jedesmal neugewählte Wahlmänner gewählt werden. Alle 2 Jahre muß eine Ständeversammlung Statt finden. Die Sitzungen beider Kammern sind in der Regel öffentlich. Auch nach geendigtem Landtage besteht ein ständischer Ausschuß. Die Stände haben das Recht der Mitwirkung zur Gesetzgebung und Finanzverwaltung. Bei Finanzgesetzen werden, wenn die Mehrheit der ersten Kammer dem Beschlusse der zweiten nicht beitritt, die Stimmen beider Kammern zusammengezählt, und der Beschluß wird nach der absoluten Mehrheit gefaßt. Noch ist folgende Bestimmung bemerkenswerth, daß alle organischen Beschlüsse des deutschen Bundestages, welche die verfassungsmäßigen Verhältnisse Deutschlands, oder die Verhältnisse deutscher Staatsbürger im Allgemeinen, z. B. die Preßfreiheit, betreffen, im Großherzogthum Baden ohne weiteres als Gesetz gelten, sobald sie vom Staatsoberhaupte bekannt gemacht worden sind. Uebrigens können die Stände, mit Zustimmung der Mehrheit in jeder Kammer, gegen die Minister und obersten Staatsbehörden Beschwerde führen. Auch können sie den Großherzog um den Vorschlag eines Gesetzes bitten. LXII. Im Königreich Würtemberg ward 1819 die Grundverfassung vertragsmäßig zwischen dem König und den Ständen gebildet. Nach dem Entwurfe vom 3. März 1817, welcher den 2. Juni von den Ständen verworfen, im J. 1819 aber mit geringen Abweichungen angenommen wurde, bilden sämmtliche Stände ein Ganzes, das in 2 Kammern abgetheilt ist. (Nach dem Entw. vom J. 1815 sollte die ständische Repräsentation des Königreich eine einzige Kammer bilden; und dieß war auch in der Versammlung der Stände im Sept. 1819 der Wunsch der Mehrheit und des Volks!) Die erste, die der Standesherren, besteht aus den Prinzen des königl. Hauses, aus den Häuptern der fürstl. und gräfl. Familien und den Vertretern der standesherrlichen Gemeinschaften, und aus den vom König erblich oder (ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögen aus den würdigsten Staatsbürgern) auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern. Die zweite, die Kammer der Abgeordneten ist zusammengesetzt aus 13 Mitgl. des ritterschaftlichen Adels, aus sämmtlichen protestantischen Generalsuperintendenten, aus dem Landesbischof und 2 kathol. Geistlichen, aus dem Kanzler der Universität, aus einem, von jeder der Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen, gewählten Abgeordneten, und aus einem vom jedem Oberamtsbezirke gewählten Abgeordneten. — Aus dieser Uebersicht ergibt sich, wie weit sich das ächte auf freie Wahl gegründete repräsentative System in Europa, insbesondre in Deutschland, verbreitet hat. Versuche, dasselbe zu unterdrücken, oder die Stände in bloße Bewilligungsmaschinen (vergl. d. A. Landstände) und Corporationsrepräsentanten zu verwandeln, dürften schwerlich gelingen; und nur von der gerechten Erfüllung des in liberalem Geiste gedachten 13. Art. der B. A. hängt das fernere Vertrauen zwischen den Völkern und den Regierungen in Deutschland ab. (Man vergl. Weitzel's Abh. Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? Wisbaden

1819.) — Die ersten ständischen, im Geiste des Repräsentativsystems gehaltenen Versammlungen haben in Deutschland Weimar, Nassau, Hildburghausen, Baiern und Baden erlebt. Die in den letztern beiden Staaten sind theils durch die Oeffentlichkeit, theils durch die Wichtigkeit ihrer Verhandlungen besonders merkwürdig geworden, und es hat sich in denselben ein politischer Charakter zu entwickeln angefangen, der selbst dem Auslande (England und Frankreich) Achtung eingeflößt hat. Der Staatshaushalt war sowohl in der baierschen als in der badenschen Ständeversammlung der wichtigste Gegenstand der Prüfung; hiernächst die Rechtspflege. Mit der Gründlichkeit der Prüfung hielt die Freimüthigkeit talentvoller Redner in beiden Staaten gleichen Schritt. Zwar führte dort, wie hier, die Lebhaftigkeit der Verhandlung manchen Redner über die Linie der Mäßigung hinaus; in Baiern wurden sogar Anträge gemacht, die man, weil sie nicht durchzusetzen waren und nur zwecklos die Gemüther aufreizten, lieber hätte unterlassen sollen, z. B. der Antrag, die Offiziere und die Armee durch einen Eid auf die Constitution zu verpflichten; allein das Licht, das sich durch Rede und Gegenrede über das Innere der Verwaltung verbreitete, hat den Gemeingeist des Volks mächtig erhoben und die Regierung über vieles aufgeklärt, namentlich die von Baiern über schreiende Justizmißbräuche, und die von Baden über die Unhaltbarkeit des Adelsedicts vom 16. April 1819. Zu den freimüthigsten und gründlichsten Rednern gehörten in der baierschen Ständeversammlung, unter mehrern, die Deputirten Behr, von Hornthal, Merkel, von Seuffert, Häcker, Stephani, Freiherr von Grafenreuth, Schäzler u. A. Dadurch, daß von Hornthal bei den äußerst wichtigen Verhandlungen über das Budget, wo der Finanzminister, Freiherr von Lerchenfeld, viel Rednertalent zeigte, die Einsicht der Rechnungen verlangte, indem ihm die vorgelegten Auszüge aus denselben nicht genügten, und daß die zweite Kammer den Armeeaufwand von 8 Millionen auf 7 Millionen Fl. herabsetzte, auch den von der Kammer der Reichsräthe wegen Mehrung der Heerausgaben gemachten Antrag (am 9. Juli) verwarf, entstanden die heftigsten Reibungen. Der König entschloß sich zuletzt, monatlich 25,000 Fl. aus seiner Cabinetscasse zu dem Armeeaufwande anzuweisen. Auch wurden über die Abschaffung des Lotto, über Duellverbote, und über die Vorzüge der öffentlichen Rechtspflege, der Geschwornengerichte und der Trennung der Gewalten, trefliche Vorträge gehalten. Allein die Ansicht, daß die Theilung der ständischen Versammlung in 2 Kammern die Realisirung der zweckmäßigsten Einrichtungen und der Forderungen, die die Zeit und das allgemein anerkannte Bedürfniß des Landes machen, nur zu leicht hemmen könne, ward durch die Erfahrung in Baiern bestätigt. Denn der von der Kammer angenommene Beschluß, auf Einführung von Landräthen anzutragen, wurde in der ersten Kammer zwar von 16 Mitgliedern, an deren Spitze der Kronprinz und die Herzoge von Birkenfeld und Leuchtenberg standen, lebhaft unterstützt; aber 18 Stimmen waren dagegen. Zwei Stimmen der Reichsräthe entschieden also die Mehrheit überhaupt. Doch ward die Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens von der ersten Kammer genehmigt. Uebrigens gaben nicht nur die erste Kammer, sondern auch die Minister selbst durch tadelnde oder auffällige Bemerkungen zu manchen lebhaften und starken Aeußerungen in der zweiten Kammer die Veranlassung. Unter den Resultaten der ersten baierschen Ständeversammlung, welche im Febr. 1819 ihren Anfang nahm und den 16.

Juli 1819 ihre Sitzungen schloß, und den 25. auseinander ging, sind die wichtigsten: die Verbesserung der Gerichtsordnung und mehrere genauere Bestimmungen in den Etats der Einnahme und der Ausgabe; ein neues Zollgesetz u. s. w. Vor allem aber muß die sichtbare Belebung und Aufklärung des Gemeingeistes in Ansehung der öffentlichen Angelegenheiten, welche sich besonders durch den Empfang mehrerer Deputirten bei ihrer Heimkehr zu erkennen gab, hier bemerkt werden. Doch das schönste Zeugniß für die Volksvertretung überhaupt hat die edle baiersche Regierung selbst ausgestellt. Das königl. baiersche Justizministerium hat nämlich allen Justizbehörden eine erneuerte strenge Aufsicht auf alle Theile der Verwaltung der Justiz empfohlen, und in der Verfügung darüber u. a. sich so ausgedrückt: „Es ist eine der schönsten Früchte ständischer Verfassungen, daß die Regierung durch sie die Wünsche und Bedürfnisse des Volks, das Volk den reinen und ernstlichen Willen der Regierung kennen lernt; jene Wünsche und Bedürfnisse nicht unbeachtet zu lassen, ist ungetheilte heilige Pflicht." — Die Verhandlungen der badenschen Ständeversammlung, welche den 22. April 1819 eröffnet wurde, betrafen hauptsächlich das Staatsdieneredict vom 30 Jan., wobei sich der Deputirte Hüber gegen die Bestimmung desselben erklärte, nach welcher Staatsdiener unter fünf Dienstjahren nach Gutdünken mit Ruhegehalt entlassen, andre ohne Rücksicht auf Dienstjahre versetzt werden können; ferner den Antrag des Deput. von Lotzbeck, in Ansehung des freien Verkehrs unter den deutschen Bundesstaaten, welchen der Abgeordnete von Liebenstein in einer gehaltvollen Rede unterstützte. Der Großherzog genehmigte darauf den Antrag beider Kammern, wegen dieses freien Verkehrs im Innern von Deutschland sowohl beim Bundestage, als auch mit den einzelnen Regierungen zu unterhandeln. Auch erhoben sich Stimmen für die Herstellung einer gesetzmäßigen Preßfreiheit, über die Ausführbarkeit einiger Art. der Bundesacte und über die Competenz der Bundesversammlung. In der ersten Kammer schlug der Freiherr von Türkheim vor den Großherzog zu bitten, dahin zu wirken, daß wenigstens die Grundlinien der Gesetzgebung und Gerichtsverfassung der Bundesstaaten so viel als möglich in Uebereinstimmung gebracht werden möchten; ein Antrag, den auch der Staatsminister von Berstett unterstützte, der aber wohl ein frommer Wunsch bleiben dürfte. Die Gründe, welche mehrere Deputirte in der zweiten Kammer, Kern, Winter, von Liebenstein u. A. dem Standes- und Grundherrlichkeitsedict vom 16. April 1819 entgegensetzten, daß es nämlich die verfassungsmäßigen Rechte des Volks verletze und eben so sehr den Rechten der Souverainetät als der bürgerlichen Freiheit widerstrebe, bewirkten den Beschluß der zweiten Kammer, den Großherzog um die Zurücknahme des Edicts zu bitten. Eben so beschloß diese Kammer mit 57 Stimmen gegen 1, bei der Regierung auf die baldigste Abstellung des zu starken Wildstandes, und auf die Vorlegung eines Gesetzes über den Wildschaden anzutragen. Auch ward die Abschaffung des Zehnten beschlossen, und der vom Großherzog der zweiten Kammer vorgelegte Gesetzentwurf, die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft betreffend, dankbar angenommen. Ferner bewilligte die zweite Kammer Zuschüsse zu der Dotation der Universität Freyburg. In der ersten Kammer zeichneten sich mehrere Stimmführer aus, darunter die Markgrafen von Baden-Hochberg, der Fürst von Fürstenberg, der Hr. von Zyllnhart, die

Herren von Gemmingen, der protestantische Prälat Hebel, der Bisthumsverweser von Wessenberg, und der Abgeordnete der Universität Freyburg, von Rotteck, von dem u. a. der Antrag, die bestehenden Beschränkungen der Studienfreiheit in Baden aufzuheben, und der Antrag für die Rechte der deutschen kathol. Kirche gemacht wurden. Endlich nahmen den 15. Juli die Verhandlungen über das Budget ihren Anfang, und da die Regierung selbst auf Ersparnisse bei den Apanagen und bei dem Gesandschaftswesen hinzudeuten schien, so wurden die beiden Apanagen der verwittweten Großherzogin und der verwittweten Markgräfin, der jährliche Aufwand für die Gesandtschaften und der für das Militär, so wie der gefoderte außerordentliche Aufwand, jedoch sehr gemäßigt, von der zweiten Kammer herabgesetzt. Dieß und anders mehr erregte starken Widerspruch. Auch nahm die zweite Kammer ihre Einwilligung zu einem Staatsanlehn von 3 Millionen zurück, weil die Regierung die Theilnahme der Stände an der Negotiation durch eine Commission abgelehnt hatte. Weil also dem Ministerium eine zu starke Opposition entgegenstand, so beschloß der Großherzog, die Versammlung (den 28. Juli) noch vor der Erledigung des Budgets zu vertagen und das Budget für 1819 und 1820 provisorisch in Vollzug zu setzen. — Im Allgemeinen darf man überall, wo die Volksrepräsentation ihre Pflicht thut, der Zukunft mit Vertrauen entgegensehn; sollte aber die Reaction, welche die ersten Ständeversammlungen in Deutschland von der Feudalaristokratie erfahren haben, zunehmen und die Regierungen mißtrauisch gegen die Volkswahlen machen, so dürfte leicht der kaum erwachte Gemeingeist der deutschen Völker in einen feindseligen Parteigeist übergehen, und auf jeder Seite würden Ultras (s. d. A.) die Stimme der Leidenschaft da hören lassen, wo nur das Recht und die Vernunft für allgemeine Wohlfahrt sprechen sollten! K.

Stangencirkel, ein zur praktischen Geometrie gehöriges Werkzeug; eine Stange mit senkrechten Spitzen an beiden Enden, deren eine beweglich ist um sehr große Cirkel zu beschreiben.

Starhemberg, ein alter, in der Staats- und Kriegsgeschichte der österreichischen Monarchie berühmter Name! Das Geschlecht stammt von den Ottokaren, ehemaligen Markgrafen in Steiermark ab, und zwar von Gundacker, der im 12. Jahrh. das Schloß Starhemberg in Niederösterreich baute, nach welchem sich sein älterer Sohn nannte, während die Nachkommen seines zweiten Sohnes sich nach einem andern Schlosse Herren, dann Grafen von Losenstein nannten. Diese starben aus im J. 1602. Das Haus Starhemberg theilt sich in 2 Linien, und die ältere davon (oder die Rüdiger'sche) in mehrere Zweige, von denen der älteste 1765 die fürstliche Würde, nach dem Rechte der Erstgeburt, erhalten hat, und in Oesterreich beträchtliche Lehnsherrschaften z. B. die Grafsch. Wäremberg, Weinsbach und Neidharting, die Burgherrsch. Efferding, Schaumburg, Dürrenstein, Karlsbach, Schönbühl, das ganze Thal Wachau u. a. m. besitzt. Der jetzt regierende Fürst Ludwig von Starhemberg (geb. 1762), Majoratsherr seit 1807, ist k. k. wirkl. geh. Rath, Kämmerer und bevollmächtigt. Minister am turiner Hofe.

Starhemberg (Ernst Rüdiger, Graf von), geb. 1635, starb im J. 1701 als k. k. wirkl. geh. Staats- und Conferenzminister, Hofkriegsraths-Präsident, Gen. Feldmarschall und Commandant von Wien. Dieser tapfere Krieger aus Montecuculi's Schule hat sich durch die Vertheidigung von Wien gegen die Türken unter dem Großvezier Kara Mu-

stapha, vom 9. Juli bis zum 12. Sept. 1683, berühmt gemacht. Mit unglaublicher Thätigkeit stellte er im Angesichte des Feindes den gänzlich vernachlässigten Wehrstand der Stadt binnen fünf Tagen wieder her, bewaffnete die Bürger und feuerte den Muth der schwachen Besatzung und aller Einwohner durch sein Beispiel zum entschlossensten Widerstande an. Er schlug mehrere Stürme des erbitterten Feindes zurück, zerstörte die Werke der Belagerer durch häufige Ausfälle, ließ durch Gegenminen die des Feindes sprengen, und sorgte eben so klug als kräftig für die Polizei in der geängstigten Stadt, als er muthig mit persönlicher Gefahr überall dem Feinde sich entgegenstellte. Erst am 11. Sept. näherte sich das christliche Heer, das kaum 70,000 M. zählte, zum Entsatze. An der Spitze desselben griff Johann Sobieski, König von Polen, den 12. Sept. mit Tagesanbruch das türkische Heer an, welches 170,000 M. stark war. Die Schanzen wurden genommen, und gegen Abend das Lager erstürmt. Die Türken flohen in der Nacht, Lager und Geschütz, nebst unermeßlichen Vorräthen, fielen in die Gewalt des Siegers. Die Belagerung selbst hatte ihnen 48,000 M. gekostet, darunter 3 Paschen und 16 Agas, in der Schlacht waren über 20,000 Türken gefallen. Vom christlichen Heere waren 3000 verwundet und über 1000 todt. Der Belagerten Verlust belief sich bei den Linientruppen auf 5000 Todte und 1000 Verwundete; bei der Bürgerschaft auf 200 Todte und gegen 600 Verwundete, ohne die an der Seuche Verstorbenen. Am 13. Sept. empfing der König von Polen Starhembergen in dem eroberten Lager, umarmte und begrüßte ihn als Helden und Bruder. Den 14. langte Kaiser Leopold an. Starhemberg erhielt von ihm einen kostbaren Ring, 100,000 Reichsthaler, den Feldmarschallstab, die Würde eines Staatsministers und in sein Wappen den Stephansthurm. Aus Dankbarkeit machte die gerettete Bürgerschaft das große Starhembergische Haus auf der Wieden von allen Abgaben frei. Der hispanische König sandte ihm den Orden des goldnen Vließes. Späterhin commandirte Starhemberg in Ungarn das Fußvolk unter dem Könige von Polen; aber bei seiner Heftigkeit entzweite er sich mit dem Könige, so daß dieser, ohne Starhemberg's Beistand, das blutige Treffen bei Barkan lieferte. Nachdem Starhemberg, vor Ofen verwundet, den Heerbefehl hatte aufgeben müssen, war er in Wien als Hofkriegsraths-Präsident mit der Organisation des kaiserlichen Heeres beschäftigt. Verstand und Energie, unbiegsame Standhaftigkeit und soldatische Strenge waren die Hauptzüge in Starhembergs Charakter, den man übrigens von Unversöhnlichkeit und Eigenliebe nicht ganz freisprechen kann.

Starhemberg (Guido Graf von), geb. 1657, gest. 1737, k. k. Feldmarschall und Gouverneur von Slavonien, war der Vetter des vorigen, und während der Belagerung von Wien sein Gen. Adjutant. Durch seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit that er dem Feuer Einhalt, das bei dem großen Brande am 15. Juli 1683 schon die Pulverkammer zu ergreifen drohte. Er focht bei mehrern Ausfällen an der Spitze der Truppen, vertrieb den Feind von dem Burgravelin, und hinderte ihn durch Schanzen und Bollwerke in den Gassen weiter vorzudringen, als er sich am 4. und 5. Sept. der Burg- und Loibel-Bastei bemächtigt hatte. In der Folge zeichnete sich Graf Guido bei dem Sturme auf Ofen (1686) und Belgrad (1688), in dem Treffen von Mohacz, durch die Vertheidigung von Esseg, in der Schlacht von Salankemen und in der bei Zentha (1697) aus; hierauf in Italien, wo er 1703 an Eugens Stelle den Oberbefehl

führte, den franz. Feldherrn Vendome von dem Eindringen in Tyrol abhielt, und die Vereinigung des österreich. Heers mit dem des Herz. von Savoyen bewirkte. In Spanien, wo er ohne Hülfsmittel und große Streitkräfte, auf bloße Vertheidigung beschränkt, einen überaus lebhaften kleinen Krieg mit überraschenden Märschen, schlauen Ueberfällen (z. B. der von Tortosa 1. Dez. 1708) und Zerstörung der feindlichen Magazine führte, nannte man ihn el gran Capitan. Nach den großen Siegen, die er über Philipps von Anjou Heer bei Almenara (27. Juli 1710) und bei Saragossa (d. 20. Aug.) erfochten hatte, eroberte er Madrid und ließ daselbst den Erzherz. Karl als König ausrufen. Allein Mangel und Verrath nöthigten ihn, sich über Saragossa nach Barcellona, wo seine Magazine waren, zurückzuziehn. Vergebens suchten ihn Vendome und Philipp bei Villaviciosa von Saragossa abzuschneiden. Als Karl, nach seines Bruders Joseph Tode, in die deutschen Erblande zurückgekehrt war, blieb Starhemberg als Vicekönig in Barcellona; allein ohne Streitmittel und von den Alliirten verlassen, konnte er nichts Großes ausführen, und mußte in Folge des Neutralitätstractats vom 14. Mai 1713 Barcellona räumen, und sich mit seinen wenigen Truppen auf englischen Schiffen nach Genua übersetzen lassen. Seitdem lebte Starhemberg in Wien, und vertrat in Eugen's Abwesenheit dessen Stelle als Hofkriegsraths-Präsident. Ernst und streng, stets gleichmüthig und ohne Frauenliebe, leuchtete er seinem Heere, das er mit strenger Kriegszucht lenkte, auch in der Mäßigkeit, in der Kunst zu entsagen, als Beispiel voran. Er war, nach des Frhrn von Hormayr Ausdruck, das treue Bild eines deutschen Herrn aus des Meisters Herrmann von Salza schöner Zeit. Arm im Geiste der Ordensregel, gab Starhemberg alles, was er hatte, den Armen, hoffnungsvollen Rittern des Ordens, und den Soldaten, die ihn schon um seiner Sorgfalt in der Krankenpflege willen liebten. Seine Unerschrockenheit war so groß, daß man von ihm sagte: „Er würde, wenn der Himmel einfiele, die Farbe nicht ändern." Einst ließ Eugen, bei einer Tafel im Lager, hinter Starhembergs Sitz, ihm unerwartet, als des Kaisers Gesundheit ausgebracht wurde, einige Böller losbrennen, und in demselben Augenblicke als das Zelt rückwärts zusammenstürzte, von allen Seiten die Feldmusik erschallen; allein Starhemberg trank, ohne sich nur umzusehn, das Glas langsam aus, und lächelte kaum. — Ob er gleich nicht Eugens persönlicher Freund war, so schätzte er ihn dennoch, und die Feindschaft zwei so edler Männer erzeugte für den Staat den rühmlichsten Wetteifer.

Stapfer (Ph. Alb.), geb. zu Bern 1766, wurde, nachdem er in seiner Vaterstadt und in Göttingen seine Studien vollendet hatte, in ersterer als Professor der Philologie und Philosophie angestellt und erhielt zugleich die allgemeine Leitung des öffentlichen Unterrichts. Nach der Besitznahme der Schweiz durch die französischen Armeen im J. 1798, wurde er mit Luthard und Jenner an das franz. Directorium gesandt, um die Zurücknahme der usurpatorischen Maaßregeln zu bewirken, welche damals über die Schweiz von der franz. Regierung und ihren Unteragenten, unter welchen der berüchtigte Rapinat sich besonders durch Uebermuth und Frechheit auszeichnete, verhängt wurden. Rapinat verfehlte auch nicht, Stapfern als einen Feind der franz. Republik zu denunciren und auf dessen Entfernung zu dringen. Die helvetische Regierung hielt aber fest und Stapfer blieb auf seinem Posten als Minister des öffentlichen Unterrichts. Als solcher unter-

stützte er Pestalozzi und verschaffte demselben die freie Benutzung des Schlosses Burgdorf. 1799 wurde er aufs neue bei dem franz. Directorium angeklagt und dieses decretirte, daß Stapfer mit Usteri, Escher, Mayer, Koch und Kuhn vor eine Specialcommission gestellt werden sollte, allein nach Rewbells Austritt aus dem Directorium kam dies Decret nicht zur Ausführung. Nach dem 18. Brumaire wurde Stapfer zum bevollmächtigten Minister bei Napoleon ernannt. Er hatte als solcher nicht blos die gewöhnlichen diplomatischen Functionen wahrzunehmen, sondern auch über die künftige Regierungsform zu unterhandeln, welche die Schweiz annehmen sollte. Er wendete zugleich in diesem Zeitpunkt (1802) durch Energie und Klugheit die schon damals projekrirte Vereinigung von Wallis mit dem franz. Reiche ab, die freilich acht Jahre später (1810) doch ausgeführt wurde. Wir können den bürgerlichen Unruhen, dem Kampfe der Factionen und dem Streite der Parteien, die durch den vorherrschenden Einfluß der franz. Regierung ewig unterhalten und genährt wurden, so sehr auch Stapfer darein verflochten war, hier nicht folgen und beschränken uns anzuführen, daß er bei der nach Paris berufenen Consulta (in welcher Stapfer zunächst Aargau und Thurgau repräsentirte), der die sogenannte Mediationsacte folgte, zu den Unitariern gehörte, und daß er es war, der die Denkschrift entwarf, welche von diesen der Consulta zur Feststellung der Einheit eingereicht wurde. Indessen war Stapfer einer der 10 Deputirten, die als Ausschuß die Mediationsacte mit den Commissarien der franz. Regierung und mit Napoleon selbst unterhandelten und sie unterzeichneten. Nach der Organisation der neuen Regierung wurde Stapfer zur Regulirung des Finanzwesens der Republik gebraucht und vom Canton Aargau in den großen Rath gewählt. Man hat mehrere Schriften von ihm, von welchen wir hier nur die Voyage pittoresque de l'Oberland bernois anführen wollen. Zu der in Paris erscheinenden Biographie universelle hat er mehrere treffliche Art. über deutsche Gelehrte geliefert (z. B. über Adelung, Büsching, Kant u. s. w.), welche beweisen, daß er mit der deutschen Literatur innig vertraut ist.

*Statistik, (Staatenkunde). Zwei große Kreise bilden den Umfang der geschichtlichen Wissenschaften: der Kreis der Vergangenheit und der Kreis der Gegenwart. Die Zukunft ruht für irdische Wesen theils in den Idealen der Philosophen und der Dichter, theils in den Berechnungen des Politikers; doch zunächst im Schooße der Götter. Von jenen beiden Kreisen der Zeit aber wird der Kreis der Vergangenheit durch die Geschichte, der Kreis der Gegenwart durch die Statistik und Geographie (Staaten- und Erdkunde) dargestellt. Daraus folgt theils die wesentliche Verschiedenheit der Geschichte und Statistik, so wie das Fehlerhafte ihrer Vermischung; theils daß die gewöhnliche Ansicht irrig war, nach welcher Statistik u. Geographie blos historische Hülfswissenschaften seyn sollten. Zu den letztern gehören Chronologie, Genealogie, Heraldik, Numismatik und Diplomatik nach allen ihren Verzweigungen; allein die Erd- und Staatenkunde bilden einen, der Geschichte gleichgeordneten, wissenschaftlichen Kreis, indem ihnen, und ihren Zweigen, der Specialstatistik und Specialgeographie einzelner Erdtheile, einzelner Reiche, Völker, Provinzen u. s. w., die ganze große Sphäre der Gegenwart angehört. So wie aber jedes Volk, jeder Staat und jedes Reich, als ein politisches Ganzes, nur nach der

Ankündigung eines doppelten Lebens, des innern und des äußern, und nach der Wechselwirkung zwischen beiden richtig aufgefaßt und erschöpfend dargestellt werden kann; so beruht auch der Grundcharakter der Geschichte darauf, die politische Ankündigung und Gestaltung der untergegangenen und der bestehenden Völker, Staaten und Reiche, nach der Wechselwirkung ihres innern und äußern Lebens, im Kreise der Vergangenheit darzustellen, und der Grundcharakter in der Statistik: das innere und äußere politische Leben der Völker, Staaten und Reiche, und die Wechselwirkung zwischen beiden, im Kreise der Gegenwart zu verzeichnen. Deßhalb ist die Statistik die Wissenschaft, welche die politische Gestaltung (den Organismus) der Reiche und Staaten des Erdbodens, nach der Ankündigung ihres innern und äußern Lebens im Kreise der Gegenwart, im Zusammenhange darstellt; und Schlözers sinnvolles Werk hat hohe Wahrheit, wenn er sagt: „die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und die Statistik eine stillstehende Geschichte." – Ist der Grundcharakter der Statistik in der Darstellung des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche im Kreise der Gegenwart richtig aufgefaßt; so ergibt sich daraus theils das, was in den Umfang der sogenannten Theorie der Statistik gehört (nämlich eine philosophisch-politische Entwickelung aller einzelnen Bedingungen des innern und äußern politischen Lebens der Staaten und Reiche, so wie die Versinnlichung des Zusammenhanges und der Wechselwirkung dieser Bedingungen in der öffentlichen Ankündigung dieser Staaten und Reiche); theils die wissenschaftliche Behandlung der Statistik der einzelnen Staaten und Reiche des Erdbodens selbst. Jede Specialstatistik muß nämlich zuerst das innere, und sodann das äußere politische Leben des darzustellenden Staates und Reiches vollständig schildern. Zu der Darstellung des innern Lebens im Kreise der Gegenwart gehören aber: 1. die Grundmacht des Staates nach Land und Volk; a) Länderbestand und physische Beschaffenheit der einzelnen Theile; Lage, Gränzen, Flächeninhalt, Oberfläche und Boden, Gebirge, Wälder, Flüsse, Clima 2c.; b) Volk, nach der Gesammtheit der Bevölkerung; nach der Nationalverschiedenheit (ob Deutsche, Slaven, Finnen 2c.); nach der bürgerlichen Verschiedenheit (Adel, freie Grundbesitzer, Leibeigene, Höflinge, Beamtete, Gelehrte, Kaufleute, Handwerker, Krieger 2c.) und nach der kirchlichen Verschiedenheit; 2. die Cultur des Volkes; a) die physische und technische (Feldbau, Gewerbfleiß, Handel); b) ästhetische (Künste, Kunstanstalten, Kunstsammlungen); c) die intellectuelle (Wissenschaften, Schul- und Bildungsanstalten, häusliche Erziehung, Akademien, Buchhandel, Gelehrsamkeit überhaupt); d) die moralische (Sitten des Volkes und seiner einzelnen Stände, Würdigung des Nationalcharakters in sittlicher, religiöser und politischer Beziehung), 3. die Verfassung des Staates (Charakter der Regierungsform, ob monarisch oder republikanisch, ob autokratisch oder beschränkt. die letztere ob repräsentativ oder mit Ständen, namentlich mit beibehaltenen Feudalständen, ob die Repräsentation in einer Kammer oder in zweien, ob Antheil der Volksvertreter an der Gesetzgebung oder blos an der Besteuerung, ob Verantwortlichkeit aller Staatsbeamten bei alleiniger Unverletzlichkeit des Regenten; Verhältniß der Kirche zum Staate (ob hierarchisches oder Territorialsystem, ob Concordate mit Rom 2c.). Beigefügt wird die Uebersicht über die Familie des

Regenten, über die Hausgesetze, über Hofstaat, über die Ritterorden u. s. w.; 4. die Verwaltung des Staates, (Uebersicht über die sämmtliche weltliche und geistliche Behörden; im Einzelnen das Detail a) der Gerechtigkeitspflege, b) der Polizeiverwaltung, c) der Staatswirthschaft und Finanzverwaltung, d) Kriegswesens). — Im zweiten Theile wird bei der Darstellung des äußern politischen Lebens entwickelt: 1. die Stellung des Staates in der Mitte des europäischen Staatensystems als Macht des ersten, zweiten, dritten oder vierten politischen Ranges, und besonders das Verhältniß zu den unmittelbaren Nachbarstaaten; 2. bei den deutschen Staaten das Verhältniß derselben zu der Gesammtheit des deutschen Staatenbundes; eben so bei den helvetischen Cantonen und bei den nordamerikanischen Freistaaten das Verhältniß der einzelnen Staaten zur politischen Gesammtheit u. s. w.; 3. der Einfluß des innern politischen Lebens (nach der Cultur, Verfassung und Verwaltung) auf die mehr oder weniger kraftvolle Ankündigung des äußern Lebens, und der Rückwirkung der äußern Verhältnisse des Staates auf die innern; 4. die Gesammtheit der noch geltenden Verträge des dargestellten Staates in Beziehung auf alle Mächte und Staaten des Auslandes (Friedensschlüsse, Bündnisse, Handwerksverträge, Conventionen rc.), mit Angabe der Quellensammlungen, wo sie in extenso stehen, mit Bezeichnung ihres Hauptinhaltes, und mit Andeutung ihrer wohlthätigen oder nachtheiligen Einwirkungen auf das innere und äußere politische Leben. — Nach dem Vorgange einiger neuern Statistiker (z. B. Hassel's in der Statistik von Oesterreich und Rußland, Stein's in der von Preußen, Wichmann's in der von Rußland, Pölitz's in der von Sachsen u. a.), kann in der Einleitung zur Specialstatistik einzelner Staaten und Reiche eine Uebersicht über den allmähligen Anwachs oder die Verminderung derselben nach Areal und Bevölkerungszahl gegeben werden, weil diese geschichtlichen Resultate nicht immer denen, welche Statistik erlernen, oder statistische Handbücher nachschlagen, völlig gegenwärtig sind. — Von der Geographie ist die Statistik dadurch wesentlich und wissenschaftlich unterschieden, daß, wenn gleich mehrere einzelne Stoffe beiden gemeinschaftlich angehören, doch nach der Behandlung und Stellung dieser Stoffe im Gebiete der Wissenschaft, die Geographie überall dem Oertlichen, die Statistik aber bei ihrer Zusammenstellung einer leitenden Idee folgt. Die Geographie gibt das Besondere und Verschiedene im Staate, wo sie es antrifft; die Statistik hingegen stellt es unter dem Allgemeinen zusammen, und verbindet das Gleichartige. (So nennt z. B. die Geographie die Berge, Flüsse, Wälder in den einzelnen Provinzen, wo sie sich befinden; die Statistik aber gruppirt alle Berge, Flüsse und Wälder zu einer Uebersicht, und nach einer Aufeinanderfolge ihrer politischen Wichtigkeit. So gedenkt die Geographie der Fabriken, Manufacturen, des Großhandels, der Dicasterien, der Universitäten, Lyceen, Seminarien u. s. w. bei den Oertern, in welchen sie getroffen werden; die Statistik hingegen ordnet sie unter wissenschaftliche Standpunkte u. s. w.). Fehlerhaft bleibt es daher, daß mehrere Geographen der neuern Zeit die Statistik geplündert haben, um sich zu bereichern (umgekehrt ist es nicht geschehn). — Was die wissenschaftliche Bearbeitung der Statistik betrifft, so entstand sie auf deutschem Boden, und ihr gab Achenwall im J. 1749 Namen und die erste systematische Form. Seit seiner Zeit hat man diese neue und selbstständige

Wissenschaft von Geschichte und Erdkunde völlig getrennt und unabhängig und selbstständig von beiden angebaut. Doch schon vor ihm hatten, außer einigen Italienern (Sansovino, Botero) und Franzosen (d'Avity), unter den Deutschen: Conring (gest. 1681 zu Helmstädt), Oldenburger, Conrings Zögling (gest. 1678 zu Genf, Verfasser des thesaurus rerum publicarum, 4 Tom. Genev. 1675. 8.), J. Andr. Bose gest. 1674 zu Jena. — Schubart gab dessen introductio in notitiam rerum publicarum orbis universi, Jen. 1676, 4. heraus —), Gastel in seinem Werke: de Statu publico Europae novissimo, Norimb. 1675. fol., und von Zech (unter dem angenommenen Namen von Frankenberg) in seinem europäischen Herold, N. A. 2 Thl. Leipzig 1705 Fol., so wie die Holländer: de Luca (descriptio orbis etc. Lugd. Bat. 1655. 8.) und Everh. Otto (primae lineae notitiae Europae rerum publicarum, Traj. 1762. 8.), um die wissenschaftliche Behandlung der zur Statistik gehörenden Stoffe sich verdient gemacht. Nach Conrings Vorgange erneuerte Achenwall den Vortrag der Statistik auf Universitäten. Sein Compendium führte seit der zweiten Auflage den Titel; Staatsverfassung der europ. Reiche im Grundrisse, und erlebte 7 Auflagen, von welchen, nach Achenwalls Tode, die sechste (1781 und 1785). Schlözer und Sprengel besorgten, die 7te Sprengel (1798) allein. — Nach Achenwall gaben akademische Compendien dieser neuen Wissenschaft. Chstn. Wilh. Franz Walch (Jena 1749), und Joh. Paul Reinhard (Erlang. 1755). — Zur Theorie und Geschichte der Statistik gehören: Gatterer's Ideal einer allgemeinen Weltstatistik (Gött. 1773, 8.) — Schlözer's (treffliche, aber unvollendete Theorie der Statistik (Gött. 1804, 8.). — Niemann's Abriß der Statistik (Altona 1807, 8.). — Leop. Krug's Ideen zu einer staatswirthschaftlichen Statistik (Berl. 1807, 4.) Minder wichtig sind die Schriften von Mader, Goeß, Schöpf, Butte, Zizius. Erschüttern wollte die Statistik als Wissenschaft Lüder, theils in seiner Kritik der Statistik und Politik, (Gött. 1812, 8.); theils in seiner kritischen Geschichte der Statistik, (Gött. 1817, 8.); er traf aber in seiner Leidenschaftlichkeit nur einzelne Mängel im Anbaue der Statistik, und nicht die Wissenschaft selbst. — In Hinsicht der systematischen und compendiarischen Behandlung erwarben sich um die Statistik Verdienste: Toze, Remer, Meusel (von s. Lehrbuche der Statistik erschien 1817 die vierte Aufl., die freilich vieles zu wünschen übrig läßt), Sprengel (unvollendet), Milbiller, Mannert, und, in Verbindung mit der Geographie, Hassel (in s. vollst. Handb. der neuesten Erdbeschreibung und Statistik — noch unvollendet —) und Stein (Handb. der Geographie und Statistik, 4te Aufl. 1819). Die Literatur der Statistik gab Meusel (N. A. 2 Thle.) mit vielem Fleiße und sehr vollständig. — Die tabellarische Behandlung der Statistik, gegen welche neuerlich viele Stimmen sich erklärt haben, darf freilich nicht die systematische Behandlung der Wissenschaft verdrängen, und zur Oberflächlichkeit führen. Allein für den ersten Anlauf, um eine allgemeine und deutliche Uebersicht über alle zum Staatsleben gehörende, und durch Zahlen ausdrückbare, Gegenstände zu gewinnen, sind statistische Tabellen brauchbar, sobald sie nur mit sorgfältigstem Fleiße und aus den besten vorhandenen Quellen bearbeitet werden. Die bessern (zum Theil aber durch die Zeitverhältnisse veralteten)

sind von Randel (1786 und 1792), Brunn (1786), Eckhart (4 Hefte, 1804), Ehrmann (1805), Höck (1805 und 1811), and Hassel. Von des Letztern statistischem Umrisse der sämmtlichen europ. Staaten erschienen 1805, Fol. 2 Hefte, welche bloß Deutschland darstellen. Später folgten (1808, Fol.) seine statistischen Uebersichtstabellen der sämmtlichen europ. und einiger außereuropäischer Staaten. Crome's hieher gehörende Schriften sind auch mit Tabellen ausgestattet. — Von den neuern Werken, welche die Erd- und Staatenkunde lexikographisch behandelt haben, gehören hieher: die neue Auflage des sogenannten Hübner'schen (von Hübner blos mit einer Vorrede versehenen) Staats-, Zeitungs- und Conversationslexicons, Leipz. 1804 8.; — die neue, von Mannert besorgte Auflage von Jäger's Zeitungslexicon, (3 Thle., Nürnb. 1805 1811, 8.); die unvollendet gebliebenen größern Werke (in Quart) von Winkopp (bis 4ten Theiles 2te Abthl., Leipz. 1804 ff.), und Ehrmann (bis 4ten Theiles 1ste Abthl., schlecht von Husuadel angefangen, besser von Schorch fortgesetzt, Erfurt. 1804, ff); — und, seit den neuesten politischen Veränderungen: Hassels allgemeines geographisch-statistisches Lexicon (2 Thle, Weimar 1817, 8.) so wie Steins neues geographisch-statistisches Zeitungs-Post- und Comptoirlexicon, auf 4 Thle berechnet, wovon 1818 und 1819 die beiden ersten Bände erschienen sind. Eine Sammlung der neuen Staatsverfassungen seit dem Jahre 1787 befindet sich in dem Werke: die Constitution der europ. Staaten seit den letzten 25 Jahren, 2 Thle. Leipz. 1817. 8. (wo der dritte Theil das Werk beendigen soll) — In tabellarischer Form sind die Hauptgegenstände dieser neuen Verfassungen dargestellt in Rudharts Uebersicht der vorzüglichsten Bestimmungen verschiedener Staatsverfassungen über Volksvertretung. München 1818, Fol. — Unter den speciellen Werken über Statistik verdienen genannt zu werden: Stäudlin's kirchliche Geographie und Statistik (2 Thle, Tüb. 1804, 8.). — Norrmann's Handbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde, Hamb. 1785. ff. 8. (der erste Theil behandelt in 5 Bänden Deutschland, der zweite in 4 Bänden die Schweiz); — Canzler, tableau de l'Electorat de Saxe. Dresd. 1786, 4; — Rehfues, Spanien nach eigener Ansicht 2c. (4 Thle, Frkf. 1813. 8.); — Herbin und Peuchet, Statistique de la France, 7 Thle (Paris 1803 8.); — Colquhoun, a treaetis on the wealth, power and resourees of the british Empire (Lond. 1814. 4., Deutsch von Fick, 2 Thle, Nürnb. 1815. 4.); — dann über Rußland Wichmann und Hassel; über die Türkei von Hammer und Lindner; über Oesterreich Bisinger, Hassel, Demian, André; über Ungarn Schwartner; über Preußen Mirabeau, Krug, Demian Stein; über Dänemark Thaarup; über Sachsen Pölitz 2c. Unter den Wörterbüchern in historisch-statistischer Hinsicht über einzelne europäische Staaten, zeichnen sich aus die von Crusius über Oesterreich, von Krug über Preußen, von Kolb über Baden, von Schumann über Sachsen 2c. — Eine vergleichende Darstellung der Umbildung Europens seit den letzten 30 Jahren enthält: Europa, nach s. politisch-geographischen Veränderungen, seit dem Ausbruche der franz. Revolution bis zum Schlusse des wiener Congresses, 3 Lieferun-

gen (Weimar 1807, 11 und 16. Fol.). — Ueber den hohen Werth der Statistik und ihren wichtigen Einfluß auf die innere Staatsverwaltung der Länder ist nur eine Stimme; die Speculationen der Theorie, Raisonnements und Systeme können ohne die Fackel der Erfahrung keine zuverlässigen, brauchbaren Resultate liefern. Man muß nothwendig ins Detail gehen und Thatsachen sammeln, will man nicht auf Irrwege gerathen, und nie wird man dahin gelangen können, für die verschiedenen Verwaltungszweige im Staate einen sichern Führer zu haben, so lange es noch an ächten Notizen über die Beschaffenheit und Cultur des Bodens, den Gewerbfleiß der Einwohner und den Gang ihres Handels fehlt. Allein in Ansehung der Mittel, zu dergleichen Notizen zu gelangen, haben die Regierungen in den meisten Fällen Fehlgriffe gethan; denn, um den Zustand oder die Kräfte des Landes genau zu kennen, hielten sie es für hinreichend, das Materielle, was sich zählen und verzeichnen ließ, auszumitteln. Gesetzt indessen, dieß Materielle hätte sich noch so genau ausmitteln lassen, was übrigens fast immer eine Unmöglichkeit ist; so giebt es zugleich in den Staaten und unter den Völkern ein Capital von geistiger und moralischer Kraft, das sich in der Wirklichkeit verkündigt, ohne daß man es in Zahlen auszudrücken und in Worten auszuprägen vermag. Es war daher ein Wahn engherziger Politiker, wenn man sich rühmte, den Staat auf einem Kartenblatte zu übersehen. Daß aber die materiellen Staatskräfte, ohne Berücksichtigung des geistigen Lebens im Innern der Völker, nicht ausreichen; daß es vielmehr darauf ankommt, wie sie genutzt werden; daß die wahren Staatskräfte daher geistig, nicht materiell sind; daß zwar diesen eine gewisse materielle Masse zu Gebot stehen müsse; daß sich aber schlechterdings hier kein Zahlenverhältniß bestimmen lasse; daß es also ein eitler Wahn sey zu glauben, mit den materiellen Kräften wachse die Kraft eines Staats überhaupt in gleichem Verhältnisse, — dies wurde vergessen, freilich nicht so vergessen, daß nicht einzelne bessere Köpfe es empfunden und gesagt haben sollten; aber, was unendlich schlimmer ist, und worauf hier Alles ankommt, es wurde praktisch vergessen; denn alles Streben und Trachten der Politik ging nur dahin, die materiellen Kräfte zu vermehren, nicht die freie geistige Bildung zu befördern, wodurch allein jene lebendig werden. Die ganze neuere Geschichte liefert den Commentar dazu. Nicht zu leugnen aber ist es, daß es hier die Statistiker waren, die den Praktikern in die Hände arbeiteten, die auf diesem Wege endlich dazu beigetragen haben, die praktische Politik zu verderben. Indem sie den Cabinetten den vermeinten Gewinn oder Verlust an Quadratmeilen, an Menschen und an Vieh vorrechneten, gingen diese Grundsätze in die praktische Staatskunst über, und das ganze, unter dem Namen des Acquisitions- und Arrondirungssystems berüchtigte, System der neuern Politik erhielt dadurch seine Ausbildung. Wenn aber jeder Staat etwas Edleres als Maschine ist, wenn er eine moralische Person bildet, die ihre Grundsätze, ihre Handelsweise, überhaupt ihre eigene individuelle Existenz hat, die bei jedem anders ist und seyn muß; so gehört zur Kunde eines Staats etwas mehr und etwas Höheres, als die gewöhnlichen Tabellenstatistiker darunter zu bezeichnen pflegen, und deßhalb haben wir das Wesen der Statistik in die vollendete Auffassung und Darstellung des innern und des äußern politischen Lebens der Völker-Staaten und Reiche des Erdbodens nach allen weiter oben aufgestellten Bedingungen, gesetzt. — Q.

Stau. Es sind, in dem Art. Ebbe und Fluth, die merkwürdigen, diese Erscheinung begleitenden Umstände erklärt worden. Wenn das Meer hierbei nun seinen höchsten oder niedrigsten Stand erreicht hat, so verharrt es eine kurze Zeit darin, ehe es wieder merklich zu fallen oder zu steigen anfängt, und dieser Zustand scheinbaren Stillstehens wird Stau genannt.

Steatit, s. Speckstein.

Stechheber, ein gläsernes Gefäß, das einen birnförmigen Bauch hat und oben in eine kürzere, unten in eine längere Röhre endigt; letztere hat eine sehr enge Oeffnung. Man bedient sich desselben, um z. B. Wein aus einem Fasse zu schöpfen. Zu diesem Ende steckt man den Heber mit dem untern Ende in das Spundloch. Der Wein tritt jetzt so hoch in den Heber, wie er im Fasse steht; soll er noch höher steigen, so braucht man nur durch Saugen die Luft in dem obern Theile des Hebers zu verdünnen. Verschließt man nun die obere Oeffnung mit dem Daumen luftdicht, so kann man den gefüllten Heber aus dem Fasse ziehn, und der Wein wird nicht eher herausfließen, als bis man den Daumen hinwegzieht. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Drucke der äußern Luft.

Steffens (Henrich), ein berühmter Philosoph und Naturforscher, geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen, wo sich sein Vater, welcher Districtschirurg in Obstherred war, zur Einrichtung eines Siechhauses befand. 1776 kam sein Vater nach Drontheim, 1779 nach Helsingör. Hier besuchte der Sohn die gelehrte Schule. Da er stille Religiosität und Rednergabe zeigte, wurde er zum Theologen bestimmt. Indeß fing schon jetzt das Studium der Natur an, ihn zu beschäftigen und anzuziehn. 1785 ward sein Vater nach Röskilde und endlich 1787 nach Kopenhagen versetzt. Hier erhielt er zwei Hauslehrer, die aber herzlich schlecht waren. Mehr als ihnen verdankte Steffens der Lectüre und dem eignen Studium. Büffon machte Epoche in seinem Leben. Der Trieb, die Natur zu erforschen, ergriff ihn unwiderstehlich, und er entschied sich für dieses Studium. Im J. 1790 bezog er die Universität. Er kam mit bedeutenden Männern in Verbindung, die seine Studien förderten und seine Lage angenehm machten. Nachdem er sich 1794 von der Gesellschaft für Naturgeschichte hatte prüfen lassen, erhielt er ein Stipendium von 150 Thalern, um eine Sommerreise nach Norwegen zu machen. Hier verlebte er den Sommer in Bergen und faßte im Herbst den verwegenen Entschluß, nach Deutschland zu reisen, den er auch ausführte. In der Mündung der Elbe litt er Schiffbruch und rettete nichts als sein Leben. Höchst abentheuerlich verlebte er den Winter von 1794 — 95 im Hamburg, kehrte dann nach Kopenhagen zurück und begab sich 1796 nach Kiel. Hier änderte sich seine Lage. Hensler und Fabricius nahmen sich seiner auf das liebevollste an. Auf ihren Rath hielt er Vorlesungen über die Naturgeschichte, zugleich gab er Privatunterricht. Sein Hang zur Speculation nahm indeß zu; der Zwiespalt, in den ihn Spinoza mit sich selbst gesetzt, ward endlich durch Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur versöhnt. Er war bereits Doctor, Adjunct der philosophischen Facultät und bekannt als Schriftsteller. Von dem Grafen Schimmelmann durch Stipendien unterstützt, ging Steffens jetzt nach Jena, wo er Schelling fand und den Winter blieb. Dann ging er über Berlin nach Freiberg, wo der große Werner sein Lehrer und Freund ward. Hier schrieb er seine Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde. 1802 reis'te er nach Däne-

mark zurück. Seine Vorlesungen in Kopenhagen erregten das höchste und allgemeinste Interesse, aber einige bedeutende Personen wurden seine Gegner. Da er seine äußere Thätigkeit dadurch gelähmt sah, folgte er 1804 einem Rufe zu einer Professur in Halle. Hier machte die unglückliche Jenaer Schlacht seiner Wirksamkeit ein Ende. Den Sommer 1807 und den Winter 1808 — 9 verlebte er bei Freunden in Holstein, Hamburg und Lübeck, und kehrte dann nach Halle zurück, wo er nicht ohne Gefahr Antheil an den stillen Unternehmungen der Patrioten in Hessen und Preußen nahm. Vor Ausbruch des Kriegs hatte er in Halle die Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft drucken lassen; nach demselben die geognostisch-geologischen Aufsätze und eine kleine höchst kühne Schrift über die Idee der Universitäten. Von dem Handbuch der Oryktognosie erschien der erste Theil. Im Herbst 1811 kam er nach Breslau. Mit dem lebendigsten Eifer nahm er an der Begeisterung des Volks Theil, als die Stunde der Befreiung erschien. Mit Flammenworten regte er die Studirenden an, trat selbst in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte mit bis zur Einnahme von Paris, worauf er seinen Abschied und das eiserne Kreuz erhielt. Zwei wichtige und gehaltvolle Werke sind seitdem von ihm erschienen: Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, und die Karikaturen des Heiligsten, von welchem letztern der 2te Theil noch erwartet wird. — Die Streitigkeiten, in die ihn seine Ansichten vom Turnwesen verwickelt haben, übergehen wir. — Er ist übrigens jetzt ordentlicher Professor der Physik und der philosophischen Naturlehre zu Breslau.

Steifer Wind. Mit diesem Namen belegt der Seemann jeden anhaltenden starken Wind.

*Stein. Man versteht unter Steinen alle feste und harte Körper, die aus solchen Theilen zusammengesetzt sind, welche sich in reinem Zustande bloß für sich, nicht wie die Salze im Wasser, noch wie die Erdharze in Oelen auflösen, oder wie Metalle durch den Hammer strecken und ausdehnen lassen. Die Bestandtheile der Steine sind gewisse noch unzerlegte Grunderden. S. Mineralien.

Steinpech. Das sogenannte Erdfett, welches in seiner flüssigen Gestalt den Namen Erd- oder Steinöl, wenn es dagegen zäher ist, den Namen Erd- oder Steinpech trägt, wird an vielen Orten der Erde, namentlich in der Nähe von Vulkanen, zum Theil auf dem Wasser schwimmend, angetroffen. Das Steinöl ist von braunrother Farbe, seiner Natur nach aber noch nicht gehörig untersucht. Sein Gebrauch gegen erfrorne Glieder ist bekannt.

Stellrad. Bekanntlich befindet sich in den Taschenuhren ein Stellzeiger, durch dessen Verschiebung man einen schnelleren oder langsameren Gang der Uhr bewirken kann. Dieser Stellzeiger sitzt nehmlich auf dem Stellrade, durch welches die Spiralfeder stärker oder schwächer gespannt, und somit der Gang der Uhr geändert wird.

Sterbelisten. Tabellen der Gebornen, Gestorbnen und Getrauten in einem Bezirk, einem Kirchspiel, einer Stadt oder einem Lande finden wir erst seit dem sechzehnten Jahrhundert eingeführt. Ihr Werth ist anerkannt, denn sie liefern dem Statistiker wie dem Staatsmanne und Regierungsbeamten beglaubigte Thatsachen, woraus er zunächst auf die Bevölkerung, dann aber auch auf die Ursachen der zu- oder abnehmenden Sterblichkeit und selbst auf den Wohlstand der Bewohner schließen kann. Den ersten Versuch einer statistischen und politischen Untersuchung dieser Listen machte J. Graunt

zu London 1662 in seinen Natural and political Observations on the bills of mortality. Ein treffliches und bis jetzt noch nicht übertroffenes Werk dieser Art lieferte J. P. Süßmilch unter dem Titel: die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts (vierte Aufl. 1775—76 in 3 Bden.) Was die Einrichtung der Sterbelisten betrifft, so müssen zuvörderst die Fehlgeburten von den lebendig Gebornen geschieden, dann aber bei letztern Geschlecht, Alter und Ursache des Todes genau angegeben werden. Der erste und letzte Punkt sind mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da die Fehlgeburten meist verheimlicht werden, zur Angabe der Ursache des Todes aber ärztliche Kenntnisse gehören, die nicht allenthalben angetroffen werden. Daher werden denn auch befriedigende und wahrhaft belehrende Sterbelisten noch lange ein Gegenstand frommer Wünsche bleiben.

Sterblichkeit, s. Lebensversicherung.

Sterkel (Johann Franz Xaver), ein beliebter deutscher Tonsetzer, geb. zu Würzburg 1750, bildete sich als Organist und Clavierspieler, widmete sich dann dem geistlichen Stande und nahm die Organistenstelle in dem ehemaligen Stift Neumünster mit der damit verbundenen Vicarie an. Durch sein Clavierspiel wurde er dem Churfürsten von Mainz empfohlen, der ihn 1778 in seine Dienste nahm, zu seinem Hofcapellmeister machte und im folgenden Jahre eine Kunstreise nach Italien machen ließ, wo er sich mit großem Beifall hören ließ, viele höchst angenehme Compositionen hervorbrachte und auch eine Oper, Farnace, für das königliche Theater in Neapel schrieb. Im J. 1781 rufte ihn sein Churfürst zurück und übertrug ihm ein Canonicat, neben dessen Verwaltung er sich eifrig der Musik hingab, indem er mehrere höchst wohlgefällige und ausdrucksvolle Melodien dichtete und sich so um das musikalische Lied großes Verdienst erwarb, so wie auch mehrere Sonaten, Sinfonien und Clavierconzerte schrieb, und mehrere gute Clavierspieler und Sänger bildete. Im J. 1793 erhielt er die durch Righini's Abgang erledigte Kapellmeisterstelle zu Mainz und schrieb in dieser Zeit mehreres für die Kirche. Die unglückliche Zeit, wo sein Fürst und Gönner Mainz verlassen mußte, unterbrach auch seine Wirksamkeit. Er wandte sich nach seiner Vaterstadt, und schrieb daselbst mehrere Messen für das Hoforchester in Würzburg und eine Menge sehr beliebt gewordener und verbreiteter Clavierstücke. Einen Ruf nach Polen nahm er nicht an. Nachher wurde er von dem Fürsten Primas, seinem Herrn, 1807 als Kapellmeister nach Regensburg berufen. Er errichtete hier eine gute Singschule, und schrieb wahrscheinlich zum Behufe derselben mehrere Sammlungen von Canzonetten, Arien und Liedern, welche sehr bekannt geworden sind. Die politischen Umwälzungen der neuesten Zeit führten ihn wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er beinahe 84 Jahr alt am 12. October 1817 starb.

Sternkegel. Die Kosten der Himmelsgloben, und der Umstand, daß man die Sterne auf ihrer äußern Fläche, statt in der Wirklichkeit an der innern Fläche der Himmelskugel erblickt, hat auf den Gedanken geführt, jede der beiden Himmelshalbkugeln auf der innern Fläche eines Kegels so darzustellen, daß der Pol in die Spitze, der Aequator aber in den Umkreis der Grundfläche fällt. Dergleichen Kegel sind zwar wohlfeil, verzerren aber wie man leicht einsieht, die Physionomie des Himmels doch sehr, daher man besser thut, sich der Sternkarten (s. d. Art.) zu bedienen.

Sternschanze heißt eine Schanze, deren Umfang aus ein- und ausgehenden Winkeln besteht.

* Sternschnuppen, Sternschüsse. Jeder kennt diese Lichterscheinung, die man an heitern Abenden sieht, und die in einem Fortschießen der Sterne oder einem Schneuzen derselben so ähnlich sieht. Man hat über sie ganz verschiedene Meinungen gehabt; die des Volks war: daß die Sterne sich wirklich schneuzten, so wie eine Kerze und daher der Name. Die Gelehrten glaubten, sie seyen so wie die Irrlichter ganz nahe bei der Erde, und der gallertartige Schleim, den man im Herbste auf den Wiesen findet, und den sie tremella meteorica nannten, sey herunter gefallene Sternschnuppenmaterie. Dieses ist nicht. Dieser Schleim sind halbverdaute Frösche, welche die Wasservögel im Fliegen ausspeien, wenn sie zu viel gefressen haben, und wenn sie zu schwer sind.. Man findet, wenn man ihn untersucht, Froschzehen, Froscheier, kleine Schneckenhäuschen und dergl. in ihm. Wenn die Wasservögel ihn des Nachts bei ihren Zügen ausspeien, so phosphorescirt er im Herunterfallen, und indem man hingegangen und die leuchtende Masse gefunden, so hat man geglaubt, daß dieses eine heruntergefallene Sternschnuppe wäre. — Durch das bloße Ansehen der Sternschnuppen konnte man keine nähere Kenntniß dieser merkwürdigen Lufterscheinung erhalten. Man mußte sie beobachten, und so daß man zuerst alles bestimmte, was einer Messung und einer Berechnung unterworfen war, ihre Größe, ihre Entfernung, ihre Geschwindigkeit und ihre Bahnen. Um diese Bestimmungen zu machen, mußten von zweien oder mehreren Beobachtern correspondirende Beobachtungen angestellt werden, wobei sie wenigstens eine Standlinie von 3 Stunden zwischen sich hatten, damit auf diese Beobachtungen nachher die Rechnungen der sphärischen Trigonometrie könnten angewendet werden. Diese Beobachtungen wurden zuerst im J. 1798 bei Göttingen von Brandes und Benzenberg angestellt, wobei der eine zu Clausberg und der andere zu Dransfeld die ganze Nacht hindurch bis in den November im freien Felde die Sternschnuppen beobachtete. Von 22. correspondirenden Beobachtungen war folgendes das Resultat: Die Sternschnuppen sind in allen Entfernungen von der Erde von 3, 6, 10, 15, 20 bis 30 Meilen. Es wurde sogar eine beobachtet die 34 Meilen von der Erde war und zu Presburg in Ungarn im Zenith stand. Ihre Geschwindigkeit ist so groß wie die der Erde auf ihrer Bahn, nämlich 4 bis 5 Meilen in 1 Sekunde. Die Richtung ihrer Bahn ist verschieden. Einige gehen horizontal, andere gehen auf die Erde zu, noch andere gehen von der Erde weg, indem sie in die Höhe steigen wie eine Rakete. Ihre Größe ist verschieden. Die größten scheinen einen Durchmesser von 300 Fuß zu haben. Einige von ihnen scheinen kleine Feuerkugeln zu seyn, (welche kleine Planeten oder kometenartige Nebel sind, so im Weltraume herum ziehen, und auf ihrem Wege unsern Luftkreis durchschneiden und sich dann entzünden und ballen und platzen, und als Steinregen nieder fallen). Andere scheinen bloße electrische Funken zu seyn, welche zwischen unsichtbaren electrischen Wolken in den höheren Gegenden unserer Atmosphäre hin und herschlagen: eine Art Wetterleuchten in höheren Regionen. In folgenden beiden Schriften findet sich das Ausführlichere über diesen Artikel: Versuche die Entfernung, die Geschwindigkeit und die Bahnen der Sternschnuppen zu bestimmen, von Brandes und Benzenberg. Hamb. bei Perthes. Und:

Ueber die Bestimmung der geographischen Länge durch Sternschnuppen von Benzenberg, ebenfalls bei Perthes. Bekanntlich hat man mehrere Methoden, die geogr. Länge zu bestimmen. Eine ist durch Raketen, deren Platzen zwei entfernte Beobachter an ihrer Uhr beobachten, wo dann der Unterschied der Zeit den Unterschied der Länge angibt. Ist der eine 1 Grad nach Osten, so zeigt seine Uhr schon 10 Uhr, wenn die des andern erst 9 Uhr 56 Min. zeigt. Sternschnuppen sind hiezu geeigneter, da sie viel höher und viel glänzender sind wie eine Rakete, und also viel weiter können beobachtet werden.

Stetigkeit. Die Geometrie versteht unter stetigen Größen solche, deren Theile ununterbrochen an einander liegen; alle Ausdehnungen, die sie betrachtet, sind stetige Größen. Die Natur kennt in diesem Sinne keine Stetigkeit; wie dicht uns ein Körper vorkommen möge, so sind wir doch genöthigt, Zwischenräume in demselben anzunehmen; er bleibt wenigstens dem Wärmestoffe durchdringlich u. s. w. — In einem andern Sinne beziehen wir die Stetigkeit auf die einander folgenden Zustände denen ein Körper in einer bestimmten Rücksicht unterworfen ist indem wir fragen, ob diese Veränderungen sprungweise oder allmählig geschehen. Ein fallender Körper erlangt eine immer größere Geschwindigkeit. Wird ihm dieselbe durch die auf ihn wirkende Schwerkraft rückweise, oder ohne Unterbrechung (mit Stetigkeit) beigebracht? Wenn wir uns die wachsende Fallgeschwindigkeit des Körpers unter dem Bilde eines aus einer Röhre in ihn einfließenden Wasserstroms vorstellen, müssen wir letzterer Meinung seyn.

† Stettin, ist groß und wohlgebaut, gut befestigt und hat fünf lutherische Kirchen, 1700 Häuser und, ohne Militär 21,700 Einwohner. Auf dem Königsplatze steht eine Friedrich dem Großen errichtete Statue von carrarischem Marmor.

* Steuern. Man nennt Steuern diejenigen Abgaben, die von den einzelnen Gliedern der Gesellschaft zur Erhaltung des Ganzen an das Ganze gesteuert werden. So hat man Kirchensteuern, Schulsteuern, Armensteuern, Gemeindesteuern u. s. w., und alle diese Steuern beziehen sich jedesmal auf eine größere oder kleinere Gesellschaft, deren Glieder sie sich wegen gesellschaftlicher Zwecke auferlegt haben. Die größte von diesen Gesellschaften ist die Staatsgesellschaft, welche ihre Bedürfnisse ebenfalls durch Beisteuern der einzelnen Glieder aufbringt. — Diese Beisteuern sind überall so alt wie der Staatenverein selber, und selbst im alten Germanien finden wir solche Beiträge, die dem Herzoge gegeben wurden, freiwillig zwar und angenehm als Ehrengeschenk, aber doch dem Bedürfnisse entgegenkommend. So sagt Tacitus. — Die älteste allgemeine Steuer in Deutschland ist der Zehnte, den Carl der Große einführte, um auf diese Abgabe sein christliches Deutschland zu gründen. Diese sehr hohe Abgabe, die mehr betrug als jetzt in irgend einem Lande die Grundsteuer, war zur Erhaltung der Kirchen, der Schulen und der Armen bestimmt, und hiedurch eine eigentliche Staatsabgabe, da eben diese Institutionen des Christenthums nach der Carolingischen Einrichtung eigentliche Staatsinstitutionen waren, so wie jetzt die Universitäten. Denn das Christenthum war das Band, das alle germanischen Völker umschlang, und das Carl klug benutzte, um ein deutsches Reich zu stiften, und ein deutsches Kaiserthum zu gründen: ein Unternehmen, welches nicht leicht war, und das achthundert Jahr vorher Hermann, dem Gründer der deutschen Freiheit, das Leben gekostet, nachdem er das 36ste Jahr seines Alters

und das 12te seiner Feldherrnschaft erreicht hatte. Wären die Zehnten immer als eine Staatsabgabe behandelt worden, hätte man sie nie versetzt, verkauft, verschenkt, und strenge darauf gehalten, daß der Zehnte eben so wenig als die Grundsteuer einer Gemeine je Privateigenthum hätte werden können, so hätte diese Abgabe hingereicht, alle Staatsbedürfnisse mit ihr zu bestreiten. Denn bei der großen Ausdehnung, die später der Ackerbau erhielt, waren die Zehnten von einem ungeheuern Ertrage, und da sie in Frucht waren, so sanken sie nie wie die andern Steuern, welche in Geld entrichtet werden, und eben wegen des Sinkens des Silbers, wenn sie auf denselben Sätzen stehen bleiben, zuletzt fast völlig verschwinden. Allein unter Carls schwachen Nachfolgern gingen seine großen Institutionen fast ganz zu Grunde, und jeder bemächtigte sich des allgemeinen Reichsgutes, so viel er konnte und mochte. Die Reichsbedientenstellen wurden erblich. Aus ihnen entwickelte sich die Landeshoheit. Der Heerbann wurde vergessen und die ganze Kriegseinrichtung beruhte auf dem Lehnwesen. Der Zehnte, diese große Reichssteuer, war in den Händen der Klöster, der Domcapitel, der Fürsten, der Edelleute und vieler andern Personen bürgerlichen Standes und hatte so aufgehört eine allgemeine Reichssteuer zu seyn. Die einzige Geldabgabe, die vor dem sechszehnten Jahrhundert in Deutschland bekannt war, war der gemeine Pfennig, eigentlich eine Viehsteuer. Aber mit dem Jahre 1555 änderte sich alles, da in diesem durch den Reichsabschied allgemeine Reichs- und Kreissteuern eingeführt wurden. Der Grund dazu war schon früher durch die sogenannten Römermonate gelegt worden. Diese waren eine Abgabe, welche sich auf folgende Weise gebildet hatte. In früheren Zeiten zogen die Kaiser, nachdem sie in Deutschland gewählt und gekrönt worden, nach Rom, um sich vom Papste als lombardische und römische Könige krönen zu lassen. Alle Vasallen des Reichs begleiteten den Kaiser mit ihren eignen Lehnleuten. Wer nicht mitzog, dessen Lehn war verfallen. Die Dauer dieses Zuges war auf sechs Wochen bestimmt, und dieses nannte man einen Römermonat. Als man später unter Kaiser Sigismund anfing, besoldete Dienstleute zu halten, so konnte ein Vasall seine Verpflichtung mit dem Kaiser zu ziehen, gegen ein Bestimmtes abkaufen. Er gab 12 Gulden für einen Reiter und 4 Gulden für einen Füßer. Hienach wurde nun eine Reichsmatrikel berechnet, in der festgesetzt war, wie viel jeder Reichsstand für so einen Römerzug zu zahlen habe. Das ganze Reich bezahlte dem Kaiser zu einem Römermonat 20,000 Mann Füßer und 4000 Mann Reiter, also für beide 128000 Gulden. Diese Summe von 128000 Gulden wurde nun nachher bei verschiedenen andern Gelegenheiten dem Reichsoberhaupte bewilligt, und so entstanden denn allgemeine Reichssteuern unter dem Namen Römermonate. Die Reichsstände bezahlten sie zum Theil selbst, zum Theil legten sie sie auf ihre Hintersassen, die ehemaligen Reichsbürger (Edelleute und freie Bauern) um, und sandten die Gelder in eine der vier Legestädte (Frankfurt, Leipzig, Nürnberg, Augsburg) die ihnen am nächsten war. Die Einnehmer dieser Steuern hießen Pfennigmeister. In dem großen Staate des Reichs war eine Menge kleiner Staaten (die Landesterritorien) entstanden, welche ihre Bedürfnisse in ähnliche Weise aufbrachten, und die Reichsteuern und die Landessteuern wurden zu gleicher Zeit, so wie noch jetzt, erhoben, wo die Hauptsumme für Reichsbedürfnisse, und die Zulagecentime für-

Provinzial- und gemeine Bedürfnisse ist. Für die Reichssteuern fand von Seiten der Landschaft keine weitere Bewilligung statt, wenn diese einmal von Seiten der Reichsstände waren bewilligt worden. Und obgleich früher die Reichsstände solche aus ihren Kammergütern und Reichslehnen allein bestritten, so war doch seit dem Reichstage von 1543 ihnen gestattet, auch hiefür ihre Unterthanen anzusprechen, weil sie nicht mehr im Stande waren, ihre Abgaben an Römermonaten und Kammerzielen (für das Reichkammergericht) aus ihren Mitteln zu bezahlen. — Allein anders verhielt es sich in Hinsicht der Bewilligung für die Landessteuern, welche die Landeshoheit für die Landesbedürfnisse foderte. Diese hingen von den Landsassen ab, die solche bewilligten und die zu dem Ende auf den Landtagen versammelt und hier von der Landeshoheit um die Steuerbewilligung begrüßt wurden. — Die Landtage (s. den Art.) haben vom Jahre 1555 an in allen deutschen Ländern zuerst eine feste und bestimmte Gestalt erhalten. Denn erst von diesem Zeitpunkte an wurden sie jährlich gehalten, weil das Geldbedürfniß die Landeshoheit nöthigte, die Landsassen jährlich zu versammeln, um von ihnen sich eine jährliche Beisteuer zu erbitten, woher dann diese den Namen Beden erhalten. Früher sind auch schon Landtage gehalten worden, aber nicht jährlich, nicht zu bestimmten Zeiten, sondern alle 10, 20 oder 30 Jahre einmal, je nachdem ein Landesbedürfniß solches foderte, entweder wegen Geldverwilligungen, um Pfandschaften einzulösen, oder Ankäufe zum Besten des Landes zu machen — oder wegen Eheberedungen der Erbtöchter und dergleichen. Seit 1555 sind aber die jährlichen Landtage aufgekommen, von denen die gemeinen Landsassen, so solche eben so gut besuchten, wie die andern Landsassen, so zur adeligen Dienstmannschaft gehörten, nach und nach wegblieben, bis dann endlich die adeligen oder ritterbürtigen Landsassen, die ohnehin zuletzt ganz allein waren, den Beschluß faßten: daß sie in Zukunft nur ihres Gleichen auf den Landtagen zulassen, und bei diesen dieselbe Ahnenprobe einführen wollten, die bei Turniren und Stiftern schon seit 300 Jahren in Gebrauch war. Die Periode dieser Einführung der Ahnenprobe fällt bei den Landschaften überall ums Jahr 1600. (In Cleve und Mark 1598; in Westphalen 1601 u. s. w.). Hiedurch kam es dann, daß nur ein kleiner Theil der Landsassen die Landtage besuchte, und an der Steuerbewilligung Theil nahm. — Als die adeligen Landsassen allein waren, suchten sie sich auch steuerfrei zu machen, da es ihnen unrecht schien, daß sie als der geborne Kriegsstand der Nation Steuern zur Landesvertheidigung bezahlten, weil sie den Contingent an der Landesbewaffnung in natura stellten. Diese Steuerfreiheit des Adels ist überall noch sehr jung, und man kann das Jahr 1660 für das Normaljahr annehmen, obgleich sie in dem einen Lande etwas früher, und in dem andern Lande etwas später zu Stande gekommen. (in Westphalen 1654; in Jülich und Berg 1664). Auf diese Weise ist denn auf deutschen Landtagen die sonderbare Gewohnheit entstanden, daß diejenigen, welche die Steuern bezahlten, sie nicht bewilligten, und diejenigen, die sie bewilligten, keine bezahlten. — Diejenigen Steuern, die auf Landtagen bewilligt wurden, waren größtentheils Grundsteuern (also direkte). Auch wurden wohl Zoll, Accise, Licent und ähnliche Steuern bewilligt, welche zu den indirekten gezählt werden. Die Entstehung dieser indirekten Steuern muß man ebenfalls historisch verfolgen, um so auf diese Weise eine klare Ansicht von ihrem inneren Wesen zu erhalten.

Sie sind um so wichtiger, da sie später auf die Form des Staates einen so großen Einfluß geübt haben. Diese Steuern sind zuerst in Städten entstanden, wo die Bürger in ihnen ein leichtes Mittel fanden, um die Abgaben, so für die allgemeinen Bedürfnisse des kleinen Staates der Stadt mußten beigebracht werden, auf eine völlig gleichförmige Weise und ohne alle lästige Controlle zu erheben. Denn die Städte hatten unsichtbare Reichthümer unter den Menschen eingeführt, die sich wesentlich von dem Reichthume des Landeigenthums unterschieden, der so offen lag, und vor jedermanns Augen sichtbar. Diese Unsichtbarkeit der städtischen Reichthümer hatte bald zum Geheimnisse des Reichthums geführt, und keiner sagte oder gab an, wie reich er eigentlich sey, indem nehmlich der Eine wegen seiner Verhältnisse Ursache hatte, reicher zu scheinen als er war, und der Andere wieder ärmer, indeß der Dritte selber nicht wissen wollte, wie viel oder wie wenig er besaß. Eine Vermögens- und Einkommensteuer war daher von den städtischen Reichthümern gar nicht in der Weise zu erheben, als dieses beim Landreichthume, mit Hülfe des Landcatasters, möglich war. Da die Städte sehr bevölkert und sehr enge gebaut waren, so konnte jeder Bürger nicht alles das in seinem Hause haben oder thun, was zu den Bedürfnissen des Lebens gehörte, und für vieles wurden gemeinschaftliche Anstalten getroffen. Man baute statt der Handmühlen eine gemeinschaftliche Wasser- oder Windmühle; ferner ein gemeinschaftliches Backhaus, ein gemeinschaftliches Brauhaus, ein gemeinschaftliches Schlachthaus, eine gemeinschaftliche Wage, — und das gesammte Capital der Lebensbedürfnisse mußte jährlich durch diese gemeinschaftliche Anstalten mehrmals hindurch, und indem man bei diesem Durchgange eine kleine Abgabe erhob, so wie der Müller den Mahlschatz von dem durch seine Mühle hindurchgehenden Getreide, war man sicher, daß diese am Ende des Jahres eine bedeutende Summe eintrage und daß diese sich auch völlig gleichförmig auf alle Bürger vertheile. Man kann nicht läugnen, daß diese Einrichtung sehr zweckmäßig war, und selbst die, welche am stärksten gegen indirekte Steuern sind, werden eingestehen, daß die Städte ihr Steuersystem auf eine zweckmäßige Weise geordnet hatten. Freilich war man klug genug, die Steuersätze nicht hoch zu stellen — nahm doch der Müller, so in der städtischen Mühle die Frucht in Mehl verwandelte, nicht mehr als ein Sechszehntel oder ein Vierzigstel von dem Getreide, so durch seine Hände und durch seine Mühle ging. Die Erfindung, daß man von allem, das die Controlle passirte, die Hälfte oder ein Drittel nehmen könnte, wurde erst später von einigen Dummköpfen gemacht, so im Finanzministerio angestellt waren. Hiemit war denn die Defraude und mit dieser die Controlle und all das Lähmende für den Verkehr gegeben, was sich im Gefolge dieser beiden befindet. — Zuerst machte man in Frankreich die Entdeckung, wie man von Seiten des Staates die indirekten Steuern cultiviren könne und wie der Minister hiedurch unabhängig von den Ständen werde. Von Frankreich aus pflanzte sich diese Entdeckung nach Deutschland fort, und hier fand man ebenfalls den großen Vortheil, der in den indirekten Abgaben liege, da sie einzeln und gleichsam tropfenweise und unmerkbar eingingen, und daher keinen Widerspruch fänden, wie die Grundsteuer, bei der man gleich von Hunderttausenden reden müsse, statt daß bei jenen nur von Pfennigen oder höchstens von Groschen die Rede sey. Und so hat sich denn besonders in Preußen unter

Friedrich dem Großen das Zoll-, Accise- und Regiesystem auf dieselbe glänzende Weise entwickelt, wie in Frankreich. Auch wurden die Preußen eben so arm dadurch wie die Franzosen, eben weil es die Gewerbe lähmte, und weil es ein stetes Hinderniß war, daß ein gerechtes und einfaches Steuersystem aufkommen konnte. — Zu einem solchen gehört aber zuerst und vor allen Dingen, daß die Geldangelegenheiten der Gesellschaft von den Deputirten der Gesellschaft berathen werden. Dann, daß diese die Summe bestimmen, die aufgebracht werden soll, und die Art, wie sie beigebracht werden muß. Wenn dieses ist, so kommt man bei den indirekten Steuern immer auf das alte Princip der Städte: daß sie nicht hoch seyn müssen, und daß es eine Tollheit ist, wenn man die Hälfte oder ein Drittel vom Werthe der Dinge als Steuer für den Staat nehmen will, wie z. B. beim Salz, bei den Getränken, beim Tabak u. s. w. (s. den Art. Vereinigte Gefälle). Im Gegentheil werden alle Sätze so niedrig gestellt, daß keine Defraude möglich und keine Controlle nothwendig ist. Das, was diese Steuern dann eintragen, das wird dankbar genommen, aber es wird ihnen keine Summe festgestellt, die sie eintragen sollen. Das übrige wird dann auf die direkten Steuern genommen, bei denen keine Defraude möglich, eben weil sie das Unbewegliche und Sichtbare treffen. Nur setzen die direkten Steuern eine genaue Kenntniß des Landes voraus, eine genaue Statistik jeder Gemeine, damit man jeder Gemeine ihre gerechte Quote zuweisen kann, die sie zu tragen hat. Und diese genaue Statistik ist eben das Cataster. — Bei allen Steuern kann man das als Grundsatz annehmen: Nirgends wirken die indirekten Steuern hemmend auf die Gewerbe, wo man die Sätze so niedrig stellt, daß keine Defraude vorhanden und keine Controlle nothwendig ist. Und doch tragen sie bei diesen niedrigen Sätzen bedeutende Summen. Nirgends sind die direkten Steuern zu hoch, wenn sie gleichförmig vertheilt werden. Was sie unerträglich macht ist, nicht ihre Höhe nach Quadratmeilen gerechnet, sondern die ungleiche Vertheilung in der Quadratmeile, wobei, wie das neue Cataster gezeigt hat, die eine Gemeine 40 p. C. die andere 10 oder 12 bezahlt. Endlich: Nirgends sind die Leute mit den Steuern zufrieden, sie mögen niedrig oder hoch seyn. Sie klagen jetzt, haben vor 25 Jahren geklagt, und werden über 50 Jahre klagen. Die meisten, welche klagen, wissen selber nicht einmal, ob sie Ursache haben oder nicht. Ein Finanzminister muß sich daher durch diese Klagen blos aufmerksam machen lassen, aber nicht bestimmen. Nur eigene Kenntniß des Steuerwesens, eigene Untersuchungen und eigene Ansicht müssen ihn bestimmen. Er muß gerecht gegen alle seyn, und schon blos aus Politik, wenn er sonst keine Gründe dazu in seinem Gewissen findet. Denn ungleich vertheilte Steuern können nie hoch seyn und nie große Summen tragen. Uebrigens ist der Steuerjammer eine Art Freudenhimmelchen für die Menschen, das sie sich durchaus nicht nehmen lassen. Il faut plumer la poule sans qu'elle crit, dieses ist eine Aufgabe, die kein Finanzminister im Stande ist zu lösen. Wie haben die Rheinländer, seit sie Preußisch sind, nicht über ihre Grundsteuern geschrien, und wie haben sie den Finanzminister gebeten, daß er doch bedenken möge: daß in der Mark Brandenburg die Quadratmeile nur 800 Thlr. Grundsteuer zahle, wohingegen am Rheine die Quadratmeile 5000 Thlr. bezahle. Davon aber hat kein Mensch gesprochen, daß zu den glücklichen Zeiten Carl Theodors im Jahr 1756 die Quadratmeile Bauerngut in Berg

und Jülich 2000 Malter Korn an Steuer gegeben, und daß jetzt dieselbe Quadratmeile Bauerngut nur 640 Malter an Steuer gibt. — Den meisten Steuerlärm machen die Frauen, welche es nie dem Finanzminister verzeihen, wenn er Ursache ist, daß der Kaffee theurer wird, und die überhaupt geneigt sind, alle Steuern für eine unnöthige Erfindung zu halten, woher sie denn auch nie sich ein Gewissen daraus machen, sie zu defraudiren. — Wenn von der einen Seite der Steuerjammer, dem wir der Gründlichkeit wegen einen eignen Artikel widmen, unverständig ist, so ist er, und das ist eben das Beste, von der andern Seite auch durchaus unschädlich. Denn dieselbe Unwissenheit, die die Ursache ist, daß sie sich beschweren, die ist auch die Ursache, daß sie nichts dagegen machen. Sie wissen auch nicht einmal, wie so etwas anzufangen. Ein Finanzminister, der dumm und schlecht genug ist, kann daher Steuern, die im hohen Grade ungerecht sind, fortbestehen lassen, ohne daß dieses eine andere Folge hat, als daß sie wenig eintragen. Wie groß die Unwissenheit in Hinsicht des Steuerwesens ist, das sieht man am besten bei der Verfertigung des Catasters, wo man viele Mühe hat, die Eigenthümer dahin zu bringen, daß sie die neuen Rollen so genau durchsehen, daß man sicher ist, daß nirgend ein Irrthum beim Zahlen- und Namenschreiben vorgefallen. Das Einzige, was man gefunden, das hilft, ist das: daß man sie ein Jahr lang nach der neuen Rolle bezahlen läßt, und sie dann fragt, ob Fehler darin sind. Das Uebrige, was sich auf den Artikel Steuern bezieht, findet sich unter den Art. Cataster, Grundsteuer, Vereinigte Gefälle, u. s. w., wo das Nähere über sie kann nachgelesen werden. — Uebersehen wir noch einmal die Geschichte des Steuerwesens in Deuschland im Ganzen, so finden wir, daß sie sich sehr füglich in vier Perioden theilen läßt. — Erste Periode. Freiwillige Beiträge für den Herzog. — Füllung des Heerwagens der Gemeine. Von Christi Geb. bis auf Carl den Großen. Zweite Periode. Carl theilt Deutschland in Gaue oder landräthliche Kreise, an deren Spitze der Graf steht. Dieser mustert jährlich als Oberster dreimal den Heerbann, und die Heerbannspflichtigen müssen ihm jährlich etwas Privatkorn, einen Batepfennig, oder ein Huhn geben. Dieses waren die ersten stehenden Steuern für die Kriegseinrichtung. Für die Institution der Kirche, auf die Carl das Reich gegründet, war der Zehnte bestimmt. — Zu diesen Steuern kamen die Heerbannsbrüche oder Strafgelder derer, die nicht mit ins Feld gezogen, ferner die Heersteuern oder Hostendienste von denen, so sich als schwächlich angaben und zu Hause bleiben wollten. — dann die Sendgelder für den Sendgrafen und für die Bischöfe, die im Lande zur Kirchenvisitation herumreisten; ferner die Charitativen und Auxiliengelder für den König, — endlich die königlichen Zölle. Diese Steuern trafen alle den Adel wie die Geistlichkeit; und diese blieb nur in so fern verschont dabei, daß jeder Kirche ein steuerfreier Hof zugestanden war. Außerdem hatte der Sendgraf beim Ausbruche eines Krieges noch die Befugniß, auf zwei Drittel des im Felde stehenden Getreides Beschlag zu legen und es als Magazinkorn zu nehmen. Diese Periode dauerte vom 9ten Jahrhundert bis zum 12ten. Dritte Periode. Die Lehnmiliz und die Dienstmannschaft verdrängen den Heerbann, und mit ihm kommen zugleich alle die Einrichtungen in Verfall, auf die er gegründet war. Die Lehnmiliz war in liegenden Gründen bezahlt oder in Renten, die hierauf angewiesen, und fast der ganze Boden verwandelte sich in Lehn-

und Zinsgut, der bloß von Hintersassen gepflügt wurde, die zu keinen Steuern weiter verpflichtet waren, da ihr Herr den Reichsdienst in natura zahlte. In dieser Periode wurden also fast gar keine eigentlichen Steuern mehr bezahlt, auch war Niemand mehr vorhanden, den man darum hätte ansprechen können; denn Adel und Geistlichkeit stellten ihre Dienstleute, und waren daher von rechtswegen steuerfrei. Diese Periode dauerte vom 12ten bis zum 15ten Jahrhundert. Vierte Periode. Als das Schießpulver erfunden worden, und hiedurch eine neue Kriegseinrichtung eingeführt wurde, so fanden die Fürsten, daß man mit größerem Vortheile eine Soldmiliz errichten könne, die zwar aus geringen und schlechten Leuten bestehen könne, die aber auch viel ergebener, als die Lehnmiliz, in der viel Eigenmacht zu finden, da sie einmal auf Grund und Boden gefestigt. Dieses führte denn nach und nach zu den stehenden Truppen, zu dem miles perpetuus, dem Soldmanne, welcher eben, weil er auf den beweglichen Sold angewiesen, ungemein ergeben war, und weil er ergeben, sehr brauchbar, um neue Herrschaft zu gründen. Große Steuern waren in seinem Gefolge, die von den Landständen gefordert und unter dem Namen Beden als subsidium charitativum der Landeshoheit bewilligt wurden. Diese Periode hat vom 16ten Jahrhundert bis zu Ende des 18ten gedauert. Mit der französischen Revolution hat die fünfte Periode begonnen, indem diese die ganze Kriegseinrichtung wieder geändert, und statt der Soldheere — Bürgerheere ins Feld gerufen hat. Dieses hat nun wieder zu den Volksheeren und zum Heerbann geführt, wodurch, wie es scheint, auch im Steuerwesen eine Veränderung eingeleitet worden, indem der dritte Stand hiedurch mächtig geworden, und er die Steuerverwilligung wieder an sich gebracht hat, so wie in alter Zeit. Bg.

Steuerfreiheit. Die Steuerfreiheit ist eine neue Erfindung, die gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gemacht worden (in Westphalen 1654, in Berg und Jülich 1664 u. s. w.). Früher war Niemand steuerfrei, und die adeligen Landsassen trugen eben so wohl zu den Landesbedürfnissen bei als die Nichtadeligen. Die Steuerfreiheit hat sich auf eine ganz einfache Weise folgendermaßen entwickelt. Vor der Hälfte des 15ten Jahrhunderts waren nirgends regelmäßige und jährliche Landtage, sondern die Landsassen versammelten sich alle 10, 20 oder 30 Jahre, je nachdem eine Landesangelegenheit solches forderte, entweder wegen einer Geldverwilligung für Ablösung von Pfandschriften, oder wegen Verfügungen in der Erbfolge, wenn das regierende Haus im Mannsstamme dem Erlöschen nahe, oder wegen Eheberedungen für die muthmaßlichen Erbtöchter u. s. w. Als aber mit dem Jahre 1555 allgemeine Reichssteuern aufkamen, die jährlich mußten erhoben werden, und als die Landeshoheit genöthigt war, für ihre Bedürfnisse auch jährlich einen Beitrag von der Landschaft zu erbitten, so kamen auch die jährlichen Landtage auf. (Vergl. den Art. Landtage und Steuern). Auf diesen Landtagen wurden die Steuern gemeinschaftlich bewilligt und auch nachher gemeinschaftlich bezahlt. Die größeren Landsassen, die sämmtlich zur adeligen Dienstmannschaft gehörten, und die als Dienstleute auch verpflichtet waren, auf den Placitis ihres Herrn zu erscheinen, fehlten nie, indeß die gemeinen Landsassen, denen die jährlichen Landtage kostbar und beschwerlich vorkamen, vielfach ausblieben: welches, so lange Alle an den gemeinschaftlich bewilligten Steuern bezahlten, auch von weiter keinem erheblichen Nachtheile war. Als nach einem halben Jahrhundert von den gemeinen Landsassen nur sehr selten welche erschienen, und sie schon lange nicht mehr die Mehr-

heit besaßen, so faßten die Adeligen den Beschluß: daß sie in Zukunft blos solche Landsassen zulassen wollten, die zur adeligen Knappschaft gehörten, und die solches mit 8 Wappen nachweisen könnten. Auf diese Weise wurde auf den Landtagen die Ahnenprobe eben so eingeführt, wie bei Turniren und Domstiftern. Die gemeinen Landsassen waren nun gesetzlich von den Landtagen ausgeschlossen. Dieses war um das Jahr 1600 (in Cleve und Mark 1599, in Westphalen 1601 u. s. w.). Indeß bezahlte der Adel noch nach wie vor Steuern, und erst nach einem halben Jahrhunderte brachte er es dahin, daß er sich steuerfrei machte (in Westphalen 1654, in Berg und Jülich 1664, wie solches schon angeführt). In einigen Ländern brachte er seine Steuerfreiheit dadurch zu Stande, daß er den Städten ebenfalls einen Theil ihrer Steuern erließ, und sie so für seine Sache gewann. In Westphalen erließ er 1654 den Städten ein Drittel von den bisherigen Steuern. In andern Ländern trat er in Kampf mit den Städten, z. B. in Berg und Jülich, und diese processirten mit ihm vor den Reichsgerichten. Indeß die Städte oder eigentlich die Städtchen waren damals schwach, sie hatten wenig Muth, waren schlecht vertreten, und zu einem Vergleiche geneigt. Dieser wurde in Berg und Jülich dahin getroffen, daß nur die eigentlichen Rittersitze (das Castellum, dasjenige, was zwischen Graben, Ederen und Zäunen liegt), — steuerfrei seyn sollte. So war es z. B. im Herzogthum Geldern, wo blos dieses steuerfrei war, das nur höchstens 3 oder 4 Morgen betrug, nicht aber die andern Länder, so außerhalb lagen und zum Gute gehörten. Allein als der Adel einmal für einen Theil seiner Besitzungen die Steuerfreiheit hatte, so erwarb er sie auch für die übrigen, und im Jahre 1750 war, laut eines Berichtes des Marquis D. Itter an den Churfürsten Carl Theodor, bereits die Hälfte alles Bodens in den Herzogthümern Jülich und Berg steuerfrei, nehmlich alles, was dem Adel und der Geistlichkeit gehörte. Denn so wie der Adel behauptete, daß er als der geborne Kriegerstand für die Nation fechte, so behauptete die Geistlichkeit, daß sie für die Nation bete, und ihre Quote an der Landesvertheidigung ebenfalls in Natura abtrage, woher sie denn unmöglich noch außerdem zu den Steuern beitragen könne. — Auf diese Weise hat sich im 17ten Jahrhundert überall in Deutschland die Steuerfreiheit gebildet, und diese war eine der Hauptursachen, daß der Adel so verhaßt war, und so völlig allein stand, ohne alle Theilnahme der Nation. Als die Stürme der Revolution kamen, die eben durch diese Steuerfreiheit des Adels in Frankreich veranlaßt worden, so verschwand diese Steuerfreiheit überall, und nichts freute das Volk so sehr als diese Gerechtigkeit der Dinge, die nun geübt wurde. Der Adel mußte nun von seinen Gütern ebenfalls bezahlen, nachdem er ungefähr durch einen Zeitraum von 150 Jahren frei gewesen. Durch die Aufhebung der Steuerfreiheit wurde das Bauerngut ungemein erleichtert, da das, was sonst die halbe Fläche tragen mußte, jetzt die ganze Fläche trug. — Hiezu kam, daß die Steuern bei weitem nicht in dem Grade erhöht wurden, in welchem seit 1789 das Silber gegen die Frucht gehalten, und beide Umstände machten, daß der Bauer jetzt viel weniger bezahlt als sonst. (In den Herzogthümern Jülich bezahlt er gegen Frucht gerechnet jetzt gerade ein Drittel von dem, was er im Jahr 1750 unter Carl Theodor bezahlte). Hiezu kam noch auf dem linken Rheinufer die Aufhebung der Zehnten (vergl. den Art.) — Die Aufhebung der Steuerfreiheit ist aber auch noch von einer andern

Seite wichtig. Sie hebt den Unterschied zwischen den gemeinen Landsassen und den adeligen Landsassen auf, welche die Nachkömmlinge der ehemaligen Dienstmannschaft sind, — sie macht, daß die Nation wieder ein Ganzes wird, indem alle dasselbe Interesse haben, und sie ist deswegen eben so wichtig, wie die Aufhebung der Accise, wodurch der Unterschied zwischen Stadt und Land gefallen, und alle Anfeindungen, die aus dieser Scheidung hervorgingen. — Durch die Aufhebung der Steuerfreiheit, (die in Preußen zuerst durch die königliche Cabinetsordre vom 27. October 1810 in ihrer ganzen Allgemeinheit ausgesprochen wurde) — ist ein großer Schritt zu einem besseren gesellschaftlichen Zustande, und zu einer wahren Nationalvertretung geschehen — indem jetzt der große Landsasse das Interesse des kleinen vertritt, und der kleine das Interesse des großen. Bz.

Steuerjammer. Der Steuerjammer spielt beim Steuerwesen eine so große Rolle, daß man ihn in einem besonderen Artikel abhandeln muß, wenn man einigermaßen gründlich verfahren will. — Der älteste Steuerjammer, der in Deutschland bekannt ist, ist der, den die Sachsen anstellten, als Carl der Große ihnen den Zehnten, als eine allgemeine Grundsteuer auflegte, und hatten damals hiezu wirklich auch einige Ursache, da sie bis dahin gar keine Steuern bezahlt hatten, und der Kaiser sie hiedurch auf einmal in zehnthörige Leute verwandelte, die das Eigenthum an einem großen Theile ihres Erbes verlohren. Die Sachsen sagten: der Zehnte ist eine Grundsteuer, und obendrein eine sehr hohe. Eine Grundsteuer aber ist eine Rente, die von einem Capital gegeben wird, das derjenige im Gute hat, der die Rente bezieht, — der Kaiser nimmt uns also, indem er uns zu zehnthörigen Leuten macht, ein Capital weg, das wenigstens ein Fünftel von unserem ganzen Ackerbesitz beträgt. Er nimmt dieses Capital aber von uns, die er zuerst besteuert, weil, wenn wir unsern Acker verkaufen, der Ankäufer darauf Rücksicht nimmt, und er gerade so viel weniger gibt, als dieses Capital beträgt, so der Kaiser uns jetzt nimmt. Hierauf antwortete der Kaiser: „Mein Ministerium ist auch dieser Meinung. Allein ich halte dafür, daß die Grundsteuer wie der Zehnte eine Verbrauchssteuer sind, die auf die Fabrikation des Korns gelegt wird — und die wie jede andere Verbrauchssteuer der Fabrikant blos vorschießt und der Consument bezahlt. — Es bleibt daher bei der Abgabe. Denn ich kann mein Reich nicht in die Luft bauen und von der Luft leben lassen. Auf große Institutionen muß es gegründet seyn, und diese müssen wieder einen Boden haben, auf dem sie wurzeln und von dem sie leben." — Und also hatte der erste Steuerjammer in Deutschland durch den Spruch des Kaisers seine Erledigung gefunden. — Seit der Zeit ist nun auch oft ein Steuerjammer in Deutschland gewesen, daß es zu weitläuftig seyn würde, sie alle aufzuzählen. Wir wollen uns begnügen, nur noch dessen zu erwähnen, der im Jahr 1740 in Schlesien entstand, als Friedrich der Große festsetzte, daß eine allgemeine Grundsteuer solle gegeben werden, die vom adeligen Gute 28 p.C. vom Bauerngute 33 p.C. und vom geistlichen Gute 50 p.C. des reinen Einkommens betrage. Es wurden hiegegen auch anfangs starke Vorstellungen gemacht, — allein am Ende blieb es doch dabei, so wie der König es festgestellt. Später zeigte der Minister von Struensee, daß die Grundsteuer eine Rente sey, und daher unveränderlich — dieses fordere die Gerechtigkeit. — Gleichförmig vertheilen dürfe man sie daher nicht. — Hienach scheint es mit der Ungerechtig-

keit zu gehen, wie mit dem Weinwachs, der auch nur in gewissen Jahren ergiebig ist. Hat man einmal so ein gutes Jahr gehabt, wie 1740, so kann man lange mit dem Ertrage haushalten, und unterdeß die zartesten Gesinnungen von Recht und Gerechtigkeit äußern. Der meiste Steuerjammer entsteht immer bei neuen Steuern, wenn diese auch nicht höher sind, als die alten; wenn sie nur andere Flecke der Quadratmeile treffen als die vorigen, so entsteht doch schon ein großes Geschrei. Dasselbe Geschrei entsteht selbst dann noch, wenn sie niedriger sind, und wenn sie gleichförmiger vertheilt werden. — Die Ursache von diesem Steuergeschrei rührt daher, daß diejenigen, die nun mehr bezahlen, schreien, diejenigen aber, so weniger bezahlen, stillschweigen. Die Ursache aber, daß diejenigen, die mehr bezahlen, anfangen zu schreien, liegt nicht so sehr in bösem Willen, als weil es hergebracht ist, über die hohen Steuern zuschreien, welches man bereits vor 100 Jahren gethan, und welches man höchstwahrscheinlich nach 100 Jahren ebenfalls noch thun wird. Denn ungemein wenig Menschen haben so viel Uebersicht über ihre Steuerquote und über die Steuerquote ihrer Gemeine, daß sie angeben können, um wie viel sie nach ihrer Meinung zu hoch sind. Man bringt daher stets Neunzehntel des gesammten Steuerjammers zum Schweigen, wenn man erklärt: daß man blos diejenigen hören wolle, die angeben könnten, um wie viel sie überbürdet seyen. Indeß gibt es denn doch auch einen Steuerjammer, der nicht blos theoretisches Knallsilber ist, und der daher rührt, daß die Leute wirklich zu viel bezahlen. Dieser kann nun in zweierlei seinen Grund haben: entweder bezahlt man 1) im allgemeinen zu viel, oder aber 2) die Steuern sind im allgemeinen zwar nicht zu hoch, aber drückend auf einzelnen Punkten, wegen der ungleichen Vertheilung. Hier soll besonders von der Grundsteuer die Rede seyn, der sich Niemand entziehen kann, der unbewegliches Eigenthum besitzt, da die Verbrauchsteuern leicht an der Defraude eine gewisse Gränze finden, die der Minister bei seinen Zollsätzen nicht überschreiten darf, wenn er den Ertrag nicht mit den Schmugglern theilen will. Alle Untersuchungen, ob der Steuerjammer gegründet seye oder nicht, müssen damit anfangen, daß man berechnet, ob die Steuern im allgemeinen zu hoch sind. Gewöhnlich behaupten die Steuerpflichtigen, sie könnten sie nicht geben; es sey unmöglich, sie beizubringen. Da man über dasjenige, was möglich und nicht möglich, an Grundsteuern beizubringen, leicht in leere Worte gerathen kann, so muß man sich vorher darüber einigen, blos über genaue Zahlen zu reden, und die Möglichkeit von dem, was eine Quadratmeile an Grundsteuern aufbringen kann, nach dem zu berechnen, was sie bereits in den verschiedenen Ländern an Grundsteuer aufgebracht hat. So z. B. bezahlt in der Mark Brandenburg die Quadratmeile 800 Thlr. Grundsteuer, in Posen 900, in Schlesien 3500, am Rheine 5000 und in Frankreich im Jahr 1819 sogar 15000 Thlr. Redet man bei Steuerüberbürdungen von einem bestimmten Lande, so erleichtert man die Untersuchung oft dadurch ungemein, daß man berechnet, was sonst die Quadratmeile an Grundsteuer bezahlte und was sie jetzt bezahlt. Diese Rechnung muß man in Frucht führen, und dabei die mittleren Marktpreise in den letztvergangenenen 30 Jahren zum Grunde legen. So bezahlte z. B. die Quadratmeile Bauerngut in den Herzogthümern Berg und Jülich ums Jahr 1750 an Grundsteuer den Werth von 2000 Malter Korn.

Jetzt 1819 bezahlt die Quadratmeile Bauerngut den Werth von 340 Malter Korn an Grundsteuer. So bezahlte in Schlesien im Jahr 1740 die Quadratmeile den Werth von 700 Malter Korn an Grundsteuer und 1819 den Werth von nur 350 Malter. — Aus solchen und ähnlichen Zahlen kann man leicht beurtheilen, wie es mit den Klagen über Ueberbürdung im allgemeinen beschaffen ist. Nicht so leicht sind aber die Klagen zu beurtheilen, welche aus der Ueberbürdung einzelner Gegenden und einzelner Gemeinen entstehen. Denn diese können allerdings sehr gegründet seyn, und indeß die Steuern im Ganzen niedrig sind, können doch einzelne Gemeinen, die das Doppelte und Dreifache von dem bezahlen, was ihnen zukommt, sehr darunter leiden. Auch hat das Cataster gezeigt, daß es gar nicht selten, daß eine Gemeine das Doppelte und Dreifache bezahlt hat. — Um über diese Klagen eine Uebersicht zu gewinnen, muß man in solchen Gemeinen alle Pachtungen und alle Kaufbriefe aufnehmen, diese in eine Tabelle stellen, und bei jedem Stück die Steuer stellen, die der Eigenthümer davon das letzte Jahr bezahlt hat. Wenn eine solche Aufnahme an Ort und Stelle von ein paar unpartheiischen Männern gemacht wird, so ist es nicht schwer, eine solche Uebersicht über die in der Gemeine bestehenden Steuerverhältnisse zu gewinnen, daß man wohl beurtheilen kann, ob der Steuerjammer, der erhoben worden gegründet sey oder nicht. — Die Hauptsache ist nur die, daß die Untersuchung von Unpartheiischen geschehe, die in der Gemeine weder angesessen, noch begütert sind. Denn die rechtlichsten und kenntnißreichsten Männer machen sich vielfach ein Gewissen daraus, etwas zu sagen, was dem Interesse ihrer Gemeine schädlich sey, und sie fürchten sich in den Augen ihrer Mitbürger, wo nicht verhaßt, doch unbeliebt zu machen, wenn sie die Wahrheit sagten, und die Gemeine käme dadurch, daß sie die Wahrheit gesagt, in einen höhern Steueranschlag. Bg.

† Steyermark. Der Flächeninhalt beträgt 400 Quadratmeilen, mit mehr als 800,000 Einwohnern.

Stheno, eine der Gorgonen (s. d.)

Stiefel, wird in der Hydraulik beim Röhrwerke diejenige Röhre genannt, worin das Ventil gesetzt und die Pumpenstange sammt dem Kolben auf und ab bewegt werden.

Stilleben, nennt man in der Malerei ein Gemälde, auf welchem Früchte, Confect oder andere genießbare Sachen, z. B. Wein, aber kein lebendiges Wesen vorgestellt sind.

Stilles Meer, ein Name der Südsee (s. d.)

Stimmgabel, s. Stimmung.

Stirnrad heißt in der Mechanik dasjenige Rad, welches die Kammen oder Zähne an der Stirne, d. i. auf seiner Peripherie hat. Die Eintheilung der Stärke und die Höhe der Zähne sind die wichtigsten Erfordernisse hiebei. Bei der Eintheilung richtet man sich darnach, daß das Getriebe so oft umlaufe, als man zu seiner Absicht nöthig hat.

Stöchyometrie, Elementarmeßkunst. In dem Art. Verwandtschaft (chemische) sind die allgemeinsten Grundzüge einer Theorie der chemischen Verbindungen und Auflösungen gegeben. Man heißt nun insbesondere Neutralität denjenigen Zustand der Auflösung zweier Stoffe, da jeder derselben sein eigenthümliches Kra-

zeichen verloren zu haben scheint; wie etwa das Küchensalz ein Beispiel abgibt, das aus einer Verbindung von Salzsäure und Mineralalkali besteht, in welcher der eigenthümliche Charakter jedes dieser beiden Elemente erloschen zu seyn scheint. Dabei kommen, wie im Allgemeinen von selbst erhellt, im angeführten Art. aber mit noch mehrerem erörtert ist, auch die quantitativen Verhältnisse jener Stoffe in Betracht, und die Wissenschaft von den quantitativen Verhältnissen, unter welchen die chemischen Stoffe (Elemente) mit einander stehen, wenn sie in Auflösung und Neutralität treten, wird von der neuern Chemie sehr passend mit dem Namen der Stöchyometrie, Elementarmeßkunst, belegt.

Stoff (in der Nationalökonomie) heißt die ganze Masse von Dingen, woraus Güter bestehen oder erzeugt werden können. Man unterscheidet drei Hauptgattungen von Stoff, nämlich 1) Urstoff, welcher die ganze rohe Natur bezeichnet, sowohl die Dinge, welche die Natur unabhängig von menschlicher Arbeit bereits hervorgebracht, als auch die Urquelle solcher Dinge selbst; vorzüglich also der Grund und Boden. 2) Productstoff, die Masse von Dingen, welche dem Hinzutritt der menschlichen Arbeit ihr Entstehen, wenigstens ihre gegenwärtige Gestalt, verdanken. Derselbe heißt a) natürlicher Productstoff, so lange die Dinge in ihrem ersten rohen Zustande sich befinden, in welchem sie vermittelst der Arbeit des Menschen dem Schooße der Natur entnommen worden, z. B. Getraide; hingegen b) industrieller Productstoff, wenn die Dinge, nachdem sie durch menschlichen Fleiß aus dem Schooße der Natur hervorgegangen, veredelt oder wenigstens auf irgend eine Weise verändert worden sind; z. B. Fabrikwaaren. 3) Capitalstoff, der über das gegenwärtige, höchstens nächste Bedürfniß überschießende Vorrath von Gütern, welche unmittelbar gegen andere Güter umgesetzt werden können, wie z. B. in den meisten Fällen die Metallmünze. Man nennt denselben auch lebendiges Capital. (S. d. Art.). K. M. M.

Stolgebühren, jura stolae nennt man die Gebühren, welche für Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Confirmations-, Beicht- und ähnliche priesterliche Handlungen von denen, welche sie verlangen, an die Geistlichen zu entrichten sind, weil die Stola (s. d. Art.) der amtliche Schmuck der zu solchen Handlungen befugten Geistlichen ist. Unter den Protestanten wird die Stola zwar nur noch von den Geistlichen der englischen Kirche getragen, den Ausdruck „Stolgebühren" haben jedoch auch die Lutherischen und Reformirten aus dem alten Kirchenrechte zur Bezeichnung der Accidentien ihrer Pfarrer beibehalten. Unter die Rechte des Klerus ist die Forderung solcher Gebühren nur allmählig gekommen. Wie die Lehrer der alten Kirche überhaupt blos durch freiwillige Gaben (Oblationen) ihrer Gemeinen unterhalten wurden, so war es auch schon lange dem Gutdünken der Laien überlassen, ob und wie sie ihre besondre Erkenntlichkeit für die oben genannten priesterlichen Amtshandlungen bezeigen wollten. Was bei solchen Gelegenheiten in die Opferstöcke der Kirchen einer Diöcese kam, floß noch im 6. Jahrh der Kirchencasse des Bischofs zu, der davon den Pfarrern ihren Antheil gab. Seitdem erhielt aber jeder Pfarrer die Befugniß, dergleichen Accidentien in seiner Parochie allein und für sich selbst einzunehmen, daher sie nun Parochialrechte durch das Herkommen gleichsam gesetzlich und nach und nach auf gewisse Taxen gebracht wurden. Jedoch wiederholten die Kirchenversammlungen bis in das 10. Jahrh. die Verordnung, daß die

Pfarrer sie nicht fodern, sondern nur, wenn sie freiwillig gegeben würden, annehmen dürften. Erst im 16. Jahrh. wurde aus dieser Erlaubniß ein durch die geistlichen Behörden bestätigtes Recht (jus), daher diese Gebühren nun jura stolae hießen. Die Taxen derselben sind verschieden, wie die Formen und Namen, unter welchen sie entrichtet werden; unter den Protestanten in Deutschland hat jede Parochie darin ihre eigne Einrichtung, so daß die wenig bestimmten, allgemeinen Kirchengesetze hierüber sich nach der Gewohnheit jedes Orts modificiren. L.

Stoß der Körper. Was man unter Stoß der Körper verstehe, ist aus der Erfahrung hinreichend bekannt; nicht so leicht ist es, die verwickelten Gesetze des Stoßes aufzufassen. Wir müssen uns zuerst erinnern, daß es in jedem Körper einen Punkt, seinen Schwerpunkt, gibt, in welchem man sich seine ganze Masse vereint vorstellen kann. Mit Beziehung darauf, heißt der Stoß central oder excentrisch, nachdem die Richtung, in welcher sich der Schwerpunkt des stoßenden Körpers bewegt, auch durch des gestoßnen Körpers Schwerpunkt geht, oder nicht: gerade ist er, wenn jene Richtung auf der Ebne, in der sich beide Körper berühren, senkrecht steht; sonst schief. Ferner macht es, wie auch bereits die Erfahrung lehrt, beim Stoße einen Unterschied, ob die sich stoßenden Körper unelastisch (im Sinne der Theorie, welche vollkommen harte Körper annimmt, obwohl die Natur dergleichen nicht kennt), oder elastisch sind. — Hier können nur die allgemeinsten Sätze aus der Theorie des geraden Stoßes harter Körper vorgetragen werden. Wegen der Untersuchungen über den geraden Stoß elastischer Körper, und den schiefen Stoß, welche uns hier zu weit führen würden, müssen wir auf die betr. Lehrbücher verweisen. Was also den geraden Stoß harter Körper betrifft, so scheint hiebei, wie beim Stoße überhaupt, ein Theil der Bewegung des einen Körpers in den andern überzugehen. Ferner kommen, wie fast von selbst erhellt, nicht nur die Geschwindigkeiten, sondern auch die Massen der betr. Körper in Betracht; und man wird als ein Axiom betrachten können, daß, wenn zwei vollkommen harte Körper, unter der Bedingung der Gleichheit des Products aus den respectiven Geschwindigkeiten in die respectiven Massen, gerade gegen einander stoßen, plötzliche Ruhe beider eintrete. Wenn z. B. auf dem Billard zwei Kugeln gerade zusammenstoßen, deren eine doppelt so groß ist als die andere, aber nur halb so schnell läuft als die kleinere, so würde dieser Zustand plötzlichen, vollkommnen Stillstandes beider eintreten müssen, wofern auch alle andern Umstände der Theorie genau entsprechend und die Kugeln also vollkommen unelastisch wären. Hat Gleichheit jener Producte nicht Statt, so gehen beide Körper nach dem Stoße in der Richtung desjenigen fort, für den jenes Product größer ist, und zwar mit einer Geschwindigkeit gleich dem Quotienten der Differenzen der Producte durch die Summe der Massen. Wenn um Behufs der Augenscheinlichkeit wieder zum vorigen Beispiele unsere Zuflucht zu nehmen, auf dem Billard eine kleine langsam rollende Kugel gerade gegen eine große und schnell rollende trifft, so prellt die kleinere in der Richtung der größeren, welche ihren Weg in derselben fortsetzt, zurück. Hatten beide einerlei Richtung, statt entgegengesetzter, so muß im obigen Ausdrucke für die resultirende Geschwindigkeit, statt der Differenz die Summe gesetzt wer-

den *). — Drückt man endlich den hienach gefundenen Werth der resultirenden Geschwindigkeiten in beiden Fällen, statt, wie hier geschehen ist, durch Worte, in algebraischen Zeichen aus, so sind auch die Veränderungen, welche in den ursprünglichen Geschwindigkeiten jedes der beiden Körper vorgehen, durch ein wenig Rechnung leicht gefunden. Wir wollen nur noch bemerken, daß der physicalische Apparat, unter dem Namen der Percussionsmaschine, eine Vorrichtung zur Anschaulichmachung der Gesetze des Stoßes enthalte. D. N.

Stourdza, (Alexander von), kais. russ. Staatsrath, (der Verf. des berüchtigten Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne) ist der Sohn eines angesehenen moldauischen Bojaren, der aus Griechenland abstammen soll. Die Anhänglichkeit, welche der Bojar Stourdza den Russen im Kriege 1788 ff. mit der Pforte bewiesen hatte, nöthigte ihn, nach dem Frieden von 1792 auszuwandern. Er wurde russischer Staatsrath. In seiner Jugend hatte er sich mehrere Jahre in Venedig, Triest und Wien aufgehalten, auch einige Zeit in Leipzig studirt, und sich vorzüglich mit der classischen Literatur beschäftigt. Auf ähnliche Weise sorgte er für die Erziehung seines Sohnes Alexander der ebenfalls eine Zeitlang seiner Studien wegen in Deutschland gelebt hat, wo seine Schwester, ehedem Hofdame der Kaiserin von Rußland, eine geistreiche Frau, mit dem nachmaligen (jetzt abgegangenen) Staatsminister des Großherz. von Sachsen-Weimar, Grafen von Edling, vermählt ist. Herr von Stourdza besitzt Geist und mancherlei Kenntnisse, aber noch mehr jene kecke Anmaßung eines unruhigen Ehrtriebs, welcher so gern sich vordrängt, ehe noch Zeit und Reife dazu berechtigen. Darum schrieb er über Gegenstände, welche sein jugendlicher, nur fragmentarisch entwickelter Verstand zu übersehen und zu beurtheilen noch nicht fähig war. Die Jesuiten hatten in Rußland Zweifel über die Reinheit der Lehre der orientalischen Kirche zu verbreiten gesucht; dieß veranlaßte zuerst den Herrn v. Stourdza als Schriftsteller sich zu versuchen, und Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche zu schreiben, welche Herr v. Kotzebue aus dem Französischen (Leipz. 1817) zu übersetzen für gerathen hielt. Der Verfasser hat sich bemüht, in dieser kleinen Schrift die Vorzüge der griechischen Kirche vor der abendländischen zu entwickeln; er hat aber viele seiner Behauptungen auf mystische neuplatonische Ansichten und gesuchte Gleichnisse gebaut. Uebrigens steht er, nach dem Inhalte derselben, noch ganz auf dem Standpunkte, auf welchem unsere Theologen im 17 Jahrh. gestanden haben, und daraus erklären sich auch des Herrn von Stourdza Urtheile über die deutschen Universitäten und Theologen. Als in Aachen den Congreßgesandten 1818, oder auch wohl nur der russischen Gesandtschaftskanzlei handschriftliche Bemerkungen über deutsche Volksangelegenheiten, zugeschickt worden waren, erhielt Herr v. Stourdza vom russischen Ministerium den Auftrag, daraus eine Denkschrift abzufassen. So entstand sein Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, wozu ihm, wie versichert wird, auch Herr Prof. von Loder in Moskau seine etwas trüben Ansichten von

*) Die Theorie nimmt nämlich in beiden Fällen an, die Kugeln vereinigten sich im Augenblicke der Berührung zu einer einzigen, und meint mit obigem Ausdrucke die Geschwindigkeit dieser vereinigten Masse. Insofern ist das gewählte Beispiel also unzuläßig, aber es gewährt wenigstens, rücksichtlich der Richtung nach dem Zusammentreffen, vollkommne Bestätigung der Theorie; und darauf kam es besonders an, da die Geschwindigkeit eine theoretische Speculation bleibt.

deutschen Universitäten mitgetheilt haben soll. Herr von Kotzebue erklärte nachmals in seinem Wochenblatte, daß diese Denkschrift einen officiellen Ursprung habe, und Herr von Stourdza stellte selbst, als zwei Studenten in Jena wegen der darin gegen die deutschen Universitäten ohne Beweis gewagten Beschuldigungen auf eine stürmische — unter den höheren Ständen jedoch nicht ungewöhnliche — Art, von ihm Genugthuung foderten, die etwas sonderbar abgefaßte Versicherung aus, qu'il avoit pensé, écrit et rédigé ce mémoire sur l'ordre de —. Er fand bald darauf für gut, Deutschland, nachdem er sich mit der Tochter des Staatsraths Hufeland verheirathet hatte, zu verlassen, und lebt jetzt ganz den Studien in Rußland auf seinen Gütern drei Meilen von Szkloff. Von seinem Schriftchen, welches die politischen Annalen 1819 in deutscher Uebersetzung aufgenommen haben, wurden anfangs in Aachen nur 50 Exemplare gedruckt und an die verschiedenen Gesandtschaften vertheilt. Doch bald circulirten von demselben so viele Exemplare, daß es ein Gegenstand der Neugierde und Speculation wurde. Zuerst ward es durch das englische Blatt the Times verbreitet, dessen Inhaber es durch seinen Correspondenten in Aachen erhalten hatte. Dann erschien davon ein (wie man sagte, durch Herrn Schöll besorgter) Nachdruck in Paris. Die gänzliche Unkenntniß des Gegenstandes, den es darstellen wollte, die Feindseligkeit der darin enthüllten Ansicht und Absicht, so wie die Härte der darin aus einzelnen Vorfällen abgeleiteten allgemeinen Beschuldigungen gegen die deutschen Hochschulen und den deutschen Volksgeist überhaupt, die nur durch die Keckheit der Vorschläge, wie alles Gerügte anders einzurichten sey, übertroffen wurden, erregte allgemein Unwillen. Man sah bei diesem Anlaß, daß es in Deutschland noch ein Nationalgefühl gibt, das mit edler Entrüstung die Schmach empfand, sich von einem am Geiste selbst noch unmündigen Moldauer über seine wichtigsten Zwecke und edelsten Nationaleinrichtungen vor ganz Europa in eine Art von Anklagezustand versetzt und wie einen verwilderten und unfolgsamen Knaben auf die mönchisch-scholastischen Formen einer Zwangheilsordnung zurück gewiesen zu sehen. Die deutschen Regierungen beachteten diese Vorschrift des jungen Ausländers, wie sie ihre Völker zu erziehen hätten, mit stillschweigender — Mißbilligung. Wenigstens nahm Preußens Monarch darauf keine Rücksicht, als er in Aachen die Stiftungsurkunde der Universität Bonn ausstellte. Bald erschienen heftige Gegenschriften. Die beste Antwort war des verstorbenen von dem gebildeten Europa in solchen Sachen als stimmfähig anerkannten Villers vor mehrern Jahren geschriebenes Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne. Als die gründlichste Prüfung der Stourdza'schen Denkschrift nennen wir Krug's Anti-Stourdza (Leipz. 1819), auch franz. unter dem Titel: Etat actuel de l'Allemagne ou examen et réponse au mémoire de Mr. de Stourdza sur l'état de l'Allem. sous le rapport juridique, moral, politique et religieux. Jetzt ist Stourdza's Schrift selbst in Deutschland fast vergessen; aber seine irrigen Ansichten haben nach dem bekannten: semper aliquid haeret, eine Partei gefunden, die darnach gern handeln möchte. Indeß fand Stourdza's Meinung von Deutschland selbst in Rußland nicht allgemeinen Beifall, und das in Petersburg von der Regierung unterstützte Journal, der russische Invalide, theilte die sehr spöttischen Bemerkungen der speierschen Zeitung über dieses Machwerk ohne Rückhalt mit.

* Strafe, Strafbarkeit. Der Begriff der Strafe setzt voraus den des Uebels. Jede Strafe wird als Uebel angesehen, und bezieht sich auf vorhergegangene Handlungen, als Folge derselben. Nun aber gibt es Uebel, welche nach Naturgesetzen auf gewisse Handlungen folgen (Naturübel), und welche nur uneigentlich Strafe genannt werden, in so fern wir einen moralischen Gesetzgeber und Richter annehmen, der dieser Verknüpfung Ursache ist. Im eigentlichen Sinne wird Strafe genannt ein Uebel, das auf Zwang beruht. Zwang aber ist die Kraftäußerung freier Wesen gegen den Willen anderer gerichtet; und dieser Zwang wird von dem Menschen für ein Uebel gehalten, weil dieser seiner Natur nach einen Trieb nach Unabhängigkeit und Genuß hat. Strafe ist also ein Zwang, der als Folge mit Uebertretung eines Gesetzes verknüpft wird. Der Vater straft z. B. sein Kind, wenn es seinem Willen, der demselben als Gesetz gelten sollte, zuwider gehandelt hat. Aber die Strafe in dieser Beziehung ist Züchtigung; sie bezieht sich auf den Zweck der Erziehung, und soll dahin wirken, dem Handeln des Kindes eine bessere Richtung zu geben. Sie wird aber nach der subjectiven Ansicht der Aeltern bestimmt. — Fragen wir aber, in welcher Beziehung der Zwang zu dem Rechte überhaupt steht, so werden wir auf den Begriff der Strafe im juristischen Sinne kommen. — Der Zwang, der nichts als solcher ist, widerspricht dem Rechte. — Die Forderung der Vernunft nämlich, welche sich in dem Rechtsgesetze ausspricht, geht auf ein Rechtsverhältniß unter Menschen schlechthin, d. h. ein Verhältniß, in welchem die freie Zweckthätigkeit der Personen, welche zur Bestrebung der nothwendigen Zwecke und Bedürfnisse der vernünftig-sinnlichen Naturen und mithin zum Behuf einer naturgemäßen Existenz Aller gefodert wird, vollkommen anerkannt und gesichert werden soll. Durch den bloßen Willen eines Einzelnen kommt ein solches Verhältniß nicht zu Stande, es muß also zur Herbeiführung desselben äußerlich gewirkt werden, und die Vernunft würde sich widersprechen, wenn sie das Verhältniß selbst einestheils geböte und die Wirksamkeit zur Errichtung desselben anderntheils verböte. Nun wird aber das Wirken zu diesem Zwecke auf einer gemeinschaftlichen Verbindung beruhen, und hauptsächlich gegen die demselben entgegenstehenden Hindernisse gerichtet seyn. Die Hindernisse liegen in dem Unrecht, das seinen Ursprung in dem sinnlichen Triebe des Menschen hat, der dem vernünftigen Wollen widerstreitet. Nun kann aber die Sinnlichkeit nicht aufgehoben werden, weil das Recht auf der vernünftig-sinnlichen Natur des Menschen beruht, und durch Handeln in der Sinnenwelt sich äußert. Es bleibt also als Mittel zur Sicherung eines Rechtsverhältnisses nichts anders übrig, als der That selbst, in welcher sich die Sinnlichkeit widerrechtlich äußert, entgegenzuwirken, und durch solches Entgegenwirken die Willkür in ihre Sphäre zurückzutreiben und dadurch den Verletzenden zur Anerkennung derselben zu nöthigen. Ein solches Wirken gegen die rechtsverletzende Willkür ist juridischer Zwang, mag er sich nun durch wirkliche Gewaltübung (mechanischen Zwang) oder nur durch Androhung der letztern (den sogenannten psychischen Zwang) äußern. Wenn aber der Zwang der Vernunft nicht widersprechen, sondern das Mittel zur Bewirkung des von ihr gefoderten Rechtsverhälnisses seyn, das Recht nicht aufheben, sondern sichern soll, so muß er mit dem Rechte selbst so eng verbunden seyn, daß er als Folge der Rechtsverletzung

und ihr ganz entsprechend erscheint, mithin die Rechtsverletzung aufhebt, oder die durch sie entstandene Ungleichheit wieder ausgleicht. Ein solcher Zwang ist kein einseitiger, d. i. von der Willkür eines Einzelnen ausgehender, weil eben durch denselben das Recht verletzt wird; auch kein bloß gegenseitiger, d. h. kein solcher, den zwei Parteien sich zufügen, weil ein solcher das Rechtsverhältniß selbst unter ihnen aufhebt, so lange es keinen Dritten gibt, der als Richter Befugniß und Auftrag hat, ihre Ansprüche zu beurtheilen und auszugleichen; sondern er ist vielmehr ein allseitiger, d. h. ein solcher, der durch Gründung einer Rechtsgesellschaft entsteht, dem sich ein jeder durch seinen Eintritt unterwirft, und der in Form eines allgemeinen Willens durch das Gesetz ausgesprochen und nach dem Gesetz durch Richterspruch gehandhabt wird, gegen jeden widerrechtlichen Zwang der Einzelnen. Denn wenn die Gesellschaft den Zweck hat, das Recht in einer bestimmten Verfassung darzustellen, so muß ihr auch das Mittel zustehen, diesen Zweck auszuführen gegen jedes einzelne Mitglied, welches diesem Zweck zuwiderhandelt, und dieses Mittel muß mit der Rechtsverletzung in dem Verhältnisse wie Wirkung zur Ursache stehen, mithin der Gesinnung und Handlung des Uebertreters entgegengesetzt seyn. Ein solcher Zwang aber ist Strafe, die rechtliche Strafe also nur in der Rechtsgesellschaft möglich, und daher nur in der Rechtsgesellschaft oder im Staate ein gesichertes Recht. Sonach ist nun die Strafe im juridischen Sinne (poena forensis) der Zwang, welcher als Folge mit der Uebertretung eines Gesetzes in der Rechtsgesellschaft verknüpft wird, oder der gesetzlich bestimmte Zwang, der im Staate auf unerlaubte Handlungen folgt. Es gibt zwar auch eine sogenannte Conventionalstrafe, d. h. eine durch Uebereinkunft zweier oder mehrerer Parteien auf die Uebertretung des unter ihnen abgeschlossenen Vertrags gesetzte Strafe, allein diese erhält ihre Wirkung nur dadurch, daß in einer Rechtsgesellschaft oder im Staate die Parteien sich an den Richter wenden, und von ihm die Beurtheilung ihrer Rechtsansprüche, und die Geltendmachung ihrer Rechte fodern können; keine Partei ist an sich Richter über die andere. Eben so haben auch einzelne Gesellschaften das Recht zu strafen, unter Voraussetzung von Gesetzen, nur in sofern sie dem Staate oder der Rechtsgesellschaft überhaupt untergeordnet sind. Das Recht zu strafen, oder das Strafrecht überhaupt beruht auf der Nothwendigkeit eines gesetzlichen Zwangs, als Mittel zur Realisirung einer Rechtsgesellschaft gegen Uebertreter des Gesetzes; und in so fern dieses Mittel Folge und Aeußerung des Gesellschaftswillens ist, so ist das Strafrecht auch kein besonders erworbenes Recht des Staats, (wie diejenigen gemeint haben, die es aus einem besondern Abbüßungsvertrage, pactum expiatorium, haben herleiten wollen,) sondern ursprünglich in dem Begriffe der Rechtsgesellschaft gelegen. Auch ergibt sich daraus, daß eigentlich und an sich die Strafe keinen besondern Zweck hat, sondern mit dem Wesen der Rechtsgesellschaft so genau zusammenhängt, daß sie wie die Reaction im gesunden Organismus auf die durch ein partielles Organ bewirkte Lebensstörung folgt. In so fern man aber die Strafe theils in Hinsicht ihrer Zufügung (Strafanwendung), theils nach ihrer gesetzlichen Bestimmung oder Festsetzung betrachten kann, so unterscheidet man auch von jenen den Rechtsgrund der Zufügung, der eben in der Nothwendigkeit der Rechtsgesellschaft selbst liegt, zu welcher sie das Mittel ist, und von der Ursache der Zufügung, welche in unerlaubten Handlungen besteht.

auf welche sie als entgegengesetztes Uebel folgt, den Rechtsgrund der Bestimmung oder der Strafandrohung, welcher in der Nothwendigkeit der Gesetze überhaupt liegt, und die Ursache der Strafgesetze, die in der Möglichkeit Gesetze zu verletzen liegt. Weil nun die Strafe in letzterer Hinsicht, oder in so fern sie durch das Gesetz als nothwendige Folge unerlaubter Handlungen bestimmt wird, auch als zukünftig und nach ihrer wahrscheinlichen Wirkung auf die Bürger betrachtet wird, so läßt sich mit der Strafe der Zweck der Abschreckung wohl verbinden. — Die Strafe ist ferner nach Verschiedenheit der gesetzwidrigen Handlungen, mithin auch Verschiedenheit der Gesetze und Rechte, welche übertreten und verletzt werden, sehr verschieden. Es gibt daher eine Civilstrafe, die sich auf Verletzungen privatrechtlicher Verhältnisse (ersetzliche Rechte der Privaten) bezieht, welche durch kein besonderes Strafgesetz verboten sind, und von dem Civilgericht beurtheilet werden. Ferner eine Polizeistrafe, welche sich auf Polizeivergehen bezieht, d. i. Handlungen, wodurch gewisse von der Obrigkeit zur Sicherheit oder zur Beförderung des geistigen und physischen Wohlseyns der Bürger getroffne Maßregeln und Veranstaltungen verletzt werden. Solche Verletzungen werden nach der Größe und Schädlichkeit und des Ungehorsams bestraft. Im eigentlichen und vorzugsweisen Sinne wird jedoch unter Strafe die Criminalstrafe verstanden, welche gegen Verbrechen im engern Sinne (crimina, Criminalverbrechen), d. i. Verletzung solcher Rechte gerichtet ist, in denen die Rechtsgesellschaft selbst mittelbar oder unmittelbar angegriffen, und wodurch ein ausdrückliches positives Gesetz (Criminalgesetz) übertreten wird. Sie ist also eine Strafe, die auf gewisse, aus Willkür der Bürger hervorgehende, und durch das Criminalgesetz bestimmte Verletzungen der ursprünglichen und daher unersetzlichen Rechte der Bürger und der Gesellschaft erfolgt. — In so fern nun die Strafe gesetzlich bestimmt werden soll, so fragt sich zuerst, nach welcher Regel soll diese Strafe festgesetzt werden. Diese Regel wird man das Princip des Strafrechts nennen können. Die Frage nach dem Strafrechtsprincip in diesem Sinne zerspaltet sich aber in folgende drei Fragen: 1) wie muß eine Strafe beschaffen seyn, wenn sie rechtlich, d. i. dem Rechtsgesetze gemäß seyn soll; 2) in so fern Strafen im Gesetz voraus bestimmt werden, wie werden Verbrechen durch die Strafe am sichersten verhindert; dieses wäre das politische Princip der Strafe; und 3) endlich, wie muß, wenn ein Verbrechen begangen ist, die Strafe beschaffen seyn, um zugleich auf den Willen der Menschen einzuwirken, moralisches Princip. Was das erstere, oder das rechtliche Princip aller Strafgesetzgebung insbesondere anlangt, so erhellt aus dem obigen, daß, weil das Recht die Norm desselben seyn soll, dasselbe einzig die Angemessenheit des in der Strafe enthaltenen Zwangs an die in der Handlung liegende Gesetzwidrigkeit fodert. Es kann daher ausgesprochen werden in dem Satze: wie das Verbrechen, so wie Strafe; und wird angeordnet dadurch, daß der Verbrecher selbst in dem Maße seiner Rechte verlustig und als bloß sinnliches Wesen behandelt wird, als er das Recht anderer verletzt hat. Dieß ist also das Princip der Ausgleichung, welches eine gestörte Gleichheit (d. i. eben das Recht) voraussetzt. Die zweite Frage, oder das politische Princip, bestimmt die Strafe (Strafandrohung) als Abschreckungsmittel; so wie das moralische Princip sie als Besserungs- und Sicherungsmittel betrachtet. Der Staat, der

mehr als bloße Rechtsgesellschaft ist, soll die letztern Ansichten von der Strafe, die, einzeln berücksichtigt, zu mancherlei Verirrungen und Extremen führen müssen, mit der rechtlichen Norm so viel als möglich zu verbinden und ihr unterzuordnen suchen. Indessen kann nicht geläugnet werden, daß nicht nur diese Verbindung, sondern auch die Anwendung des rechtlichen Princips für sich, das nicht als materielle Ausgleichung zu nehmen ist, sondern oft durch Compensation bestimmt werden muß, in der Praxis großen Schwierigkeiten unterworfen ist, welche aber die Aufgabe an sich nicht aufheben. (S. A. Wendt's Grundzüge der philosophischen Rechtslehre. Leipzig 1811. 8. S. 102 — 113 und 216 — 220). Die Anwendung der Strafe (Bestrafung) im besondern Falle setzt aber eine richterliche Untersuchung voraus, durch welche eine rechtswidrige Handlung, als unter einem bestimmten Strafgesetze begriffen, anerkannt, und die derselben entsprechende Strafe dem Urheber zuerkannt worden ist. Hier tritt die juridische Zurechnung (imputatio) ein. Sie kann hier nur statt finden, wenn das Factum, welches die Merkmale des Verbrechens hat, die Wirkung einer freien (d. i. durch Einsicht und Willkür bestimmten) Handlung ist. Sie fällt hinweg bei Unmöglichkeit der Einsicht und Mangel willkürlicher Bestimmung. Ist nun in letzterer Hinsicht das Verbrechen und die Abwendbarkeit der Strafe überhaupt (Strafbarkeit) erwiesen, so fragt sich, in welchem Grade und Maße jenes dem Urheber zuzurechnen und die gesetzlich bestimmte Strafe auf ihn anzuwenden ist. Dieß nennt man die Größe der Strafbarkeit (relative Strafbarkeit). Sie richtet sich dem Vorigen gemäß 1) nach dem Grade der innern Gesetzwidrigkeit der Handlung (subjective Quantität des Verbrechens), d. i. dem Grade der freien Einsicht und Willkür des Urhebers bei Begehung der rechtswidrigen Handlung. Je größer daher die Kenntniß des Verbrechers von der Strafbarkeit und Schädlichkeit seiner Handlung überhaupt und im bestimmten Fall, und je größer die Nachlässigkeit oder der böse Wille (Vorsatz) ist, desto größer die Strafbarkeit. Je mehr aber der Verbrecher Gründe und Veranlassungen hatte die Handlung nicht zu begehen, desto größer und strafbarer ist sein Vorsatz, je mehr Veranlassungen zur Unterlassung des Verbrechens vorhanden waren, desto weniger Zurechnung. Sie richtet sich 2) nach der Größe der Schädlichkeit der Handlung des Verbrechens (objective Quantität des Verbrechens). Das Verbrechen ist hiernach um so strafbarer, je größer die Verletzung ist, die in der Handlung erkennbar ist, a) in Hinsicht der Wichtigkeit und Zahl der Rechte, welche verletzt werden; b) in Hinsicht der äußern Thätigkeit des Verbrechers zur Bewirkung der strafbaren Handlung: ob diese nämlich nur Versuch, oder angefangenes, oder wirklich beendigtes und in allen Beziehungen vollkommnes Verbrechen ist (s. Verbrechen); und nach dem Grade des äußern Antheils an der rechtswidrigen Handlung. Nach diesen beiden verbundenen Rücksichten bestimmt der Richter die Strafe und deren Vollstreckungsart, wobei ihm das Gesetz noch besondere Schärfungs- und Milderungsgründe an die Hand gibt. Ueber die Arten der Strafen siehe man den folgenden Artikel. T.

Strafen. Verbrechen und Strafen in criminalistischer Hinsicht sind Correlate; daher müssen wir hier im Allgemeinen die Lehre von den Verbrechen mit abhandeln. Die letztern sind nämlich solche freie Handlungen, welche durch ein Strafgesetz verboten sind. Freiheit, d. h. die Fähigkeit sich zur Begehung oder Unterlassung einer Handlung zu bestimmen, ein strafedrohendes Gesetz, und die Verpflichtung,

dem Gesetze zu gehorchen, sind nothwendige Erfodernisse zum Begriffe eines Verbrechens und zur Vollziehung der Strafe an dem Thäter. Je nach dem die Verbrechen aber in dem Vorsatze (dolus) des letztern, oder bloß in seiner Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit (culpa) ihren Grund haben, theilt man sie wiederum in vorsätzliche, eigentliche oder wahre Verbrechen (delicta dolosa) oder in schuldhafte oder Scheinverbrechen (delicta culposa) ein. Unter zufälligen Verbrechen (delictum casuale) versteht man solche unerlaubte, oder schädliche Handlungen, deren Schädlichkeit weder in dem Vorsatze, noch in der Schuld des Thäters, sondern bloß in einem zufälligen Ereignisse ihren Grund hat. Handlungen dieser Art gehören daher bloß dem Namen nach zu den Verbrechen, sind keiner Strafe, aber wohl der criminalrichterlichen Untersuchung unterworfen. Ferner werden die Verbrechen eingetheilt in schwere (atrocia) und nicht schwere (non atrocia); in solche, welche Spuren hinterlassen (delicta facti permanentis), und in solche, die keine Spuren hinterlassen (delicta facti transeuntis). Die erstere Eintheilung hat auf die Strafbestimmung, die letztere auf das Untersuchungsverfahren Einfluß. Die Unterlassungen der durch Gesetze bei Strafe gebotenen Handlungen heißen Unterlassungsverbrechen (delicta omissionis), im Gegensatze der Begehungsverbrechen (delicta commissionis). Im Zweifel nimmt man bei Unterlassungsverbrechen an, daß sie aus Fahrlässigkeit, nicht aus Vorsatz, begangen sind. Die Eintheilung in kirchliche (ecclesiastica), und weltliche Verbrechen (delicta saecularia) hat bei den Protestanten keinen Gebrauch. Practisch wichtiger ist aber bei Bestimmung der Strafen die altdeutsche Eintheilung in handhafte oder nicht übernachtete (die nicht zur Nachtzeit begangen sind), und in nicht handhafte oder übernachtete, ingleichen die Eintheilung in prämeditirte sind nicht prämeditirte Verbrechen. Der Unterschied zwischen Verbrechen, die an Haut und Haar, und solchen, die ohne Hals und Hand geschehen, hat in der Gränzbestimmung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit noch practischen Werth. Mehrere von einem Subiect an einem und demselben Gegenstand, aber zu verschiedenen Zeiten, begangene Verbrechen von einer Gattung heißen fortgesetzte (delicta continuata); sind sie an unterschiedenen Gegenständen verübt, so heißen sie wiederholte Verbrechen (delicta repetita). Hat Jemand mehrere Verbrechen verschiedener Gattung begangen, so nennt man diejenigen, welche nicht das Hauptverbrechen ausmachen, zusammenfließende (delicta concurrentia). Unter peinlichen oder Criminalverbrechen im engern Sinn versteht man solche, worauf eine Todes-, eine entbehrende Leibes- oder eine der letztern gleich geachtete Strafe steht. Verbrechen, denen eine geringere Strafe folgt, heißen Civil- oder geringe Verbrechen, geringe Frevel, Begünstigungen. Strafbare Handlungen gegen die allgemeinen, bürgerlichen und natürlichen Pflichten nennt man gemeine, hingegen solche, welche bloß wider besondere Verpflichtungen eines Subiects gehen, besondere Verbrechen. Sind die gewöhnlichen peinlichen Rechtsvorschriften hinsichtlich der Gerichtsbarkeit, des Verfahrens und der Bestrafung bei einem Verbrechen anzuwenden, so ist es ein delictum non exceptum, im entgegengesetzten Fall ein delictum exceptum. Gemeinverbrechen (delicta universitatis) sind solche, die in dem Willen und der vereinten Thätigkeit, oder doch in dem Auftrage aller Gemeindeglieder ih-

ren Grund haben. Bei der Bestrafung der Missethat sieht man darauf, ob der Urheber seine That so weit ausgeführt habe, als er sich vorgesetzt hatte; dann ist ein vollbrachtes Verbrechen (delictum consumatum) vorhanden. War das nicht der Fall, und war bloß die Absicht ohne äußere Handlungen da, so heißt es ein vorgesetztes Verbrechen; zeigt sich jedoch der Vorsatz schon in äußeren Handlungen, so ist ein versuchtes, und wenn der Verbrecher bereits mit der wirklichen Begehung der Missethat beschäftigt war, ein angefangenes Verbrechen, (delictum inchoatum, conatus delinquendi proximus) vorhanden. Die bloßen Anstalten zur Begehung einer Missethat nennt man versuchtes Verbrechen in engerer Bedeutung (attentatum delictum, conatus delinquendi remotus). Je nachdem die Strafe in den Gesetzen ausdrücklich bestimmt ist, oder nicht, theilt man die Verbrechen in benannte und unbenannte ein. Zur Anwendung einer gesetzlichen Strafe wird der Vorsatz des Verbrechers erfodert, und daß er von der Missethat deutliche Begriffe gehabt habe. Bei jeder an sich unerlaubten Handlung wird dieser Vorsatz zwar vermuthet, allein scheinbare Entschuldigungsgründe und starke Vermuthungen werden zugelassen, um die Größe und Strafbarkeit des Vorsatzes zu mindern. Der Vorsatz, zufolge dessen der Missethäter ein Verbrechen nach seinem ganzen Umfange wollte, heißt der eigentliche oder dolus directus; hier findet die ordentliche gesetzliche Strafe Statt. Wollte der Verbrecher das Verbrechen nicht seinem ganzen Umfange nach begehen, so heißt es ein entfernter Vorsatz (dolus indirectus), und es findet in der Regel hier nicht die gesetzliche, sondern eine außerordentliche Strafe Statt. Ein Verbrecher aus Nachlässigkeit wird nach den verschiedenen Graden der Schuld bestraft. Die höchste Fahrlässigkeit (culpa lata) wird, wenn von Schadenersatz oder Bestrafung geringerer Fehler die Rede ist, dem Vorsatze gleich geachtet. Eine gesetzliche Lebens- oder schwere Leibesstrafe ist hier nur dann zulässig, wenn die Gesetze sie ausdrücklich für das schuldhafte Vergehen bestimmten, oder die begangene Nachlässigkeit für den ganzen Staat schädlich geworden ist. Das zufällige Verbrechen, oder eine leicht unerlaubte, aber durch Zufall schädlich gewordene Handlung, wird nicht bestraft, wenn nur der Thäter diese Handlung am rechten Orte, zur rechten Zeit und auf die gehörige Weise vornahm. Um den Gesetzen, welche theils an sich unerlaubte, oder den Staats- und gesellschaftlichen Zwecken zuwiderlaufende Handlungen verbieten, Kraft und Nachdruck zu geben, wurden Strafen eingeführt. Diese sind nun entweder Criminal- oder Polizeistrafen. I. Die Criminal-, peinliche oder schweren Strafen sind solche, welche größere Verbrechen zum Gegenstande haben. Sie bestehen 1. in Lebensstrafen, die man auch Todesstrafen nennt, (s. den Art. Todesstrafe). 2. Die Freiheitsstrafen sind a) bloß freiheitbeschränkend, als Gefängniß und Verweisung außerhalb des Landes, b) freiheitbeschränkend und mit Beschwerlichkeiten verbunden, Zuchthausstrafe, Karrenschieben u. s. w., c) eben solche, die noch durch schmerzhafte Uebel geschärft sind, z. B. Zuchthausstrafe mit Willkommen und Abschied, Karrenschieben mit Tragen eines eisernen Halsringes u. s. 3. Bloßen körperlichen Schmerz erregende Strafen oder Leibesstrafen sind a) Verstümmelungen, die aber in besser geordneten Staaten abgeschafft sind, b) schmerzerregende, dem Körper unschädliche Uebel z. B. Ruthenstriche u. s. w. Diese finden häufig bei geringern Vergehungen, oder bei jungen, noch nicht

ganz verderbten Missethätern Statt. 4. Die **Ehrenstrafen** sind theils als Folgen der peinlichen Strafen überhaupt zu betrachten, oder es sind auch für sich bestehende Strafen, die einen größern oder geringern Verlust der Ehre bewirken. Man kann sie eintheilen: a) in solche Ehrenstrafen, wodurch alle Ansprüche auf gemeine bürgerliche Ehre vernichtet werden, z. B. Zerbrechung des adlichen Wappens durch den Schinder, Brandmarkung und der gewöhnlich damit verbundene Staupenschlag, Verlust des ehrlichen Begräbnisses, bürgerlicher Tod, Aufhängen des Bildnisses an den Galgen; b) in solche, wodurch eine besondere bürgerliche Ehre, jedoch ohne nachtheilige Folgen für die gemeine Ehre entzogen wird, als: Cassation, Verlust des Adels, Ausschließung von Gilden und Zünften, Absetzung vom Amte, c) in solche, die bloß Beschämung und Züchtigung zum Zweck haben. Diese können nach dem Stande des Verbrechers und der Größe der Missethat auch mit körperlich empfindbaren Uebeln verbunden seyn, z. B. Halseisen, spanischer Mantel u. s. w., oder sie sind das nicht, wie Suspension vom Amte, Kirchenbuße, gerichtlicher Verweis, Abbitte, Widerruf einer Injurie u. s. w. Die letztere Classe der Ehrenstrafen wodurch hauptsächlich die Besserung des Gezüchtigten bezweckt werden soll, zieht häufig die Anrüchtigkeit nach sich, besonders dann, wenn sie in einem für den Bestraften körperlich beschwerenden Uebel besteht. Der höchste Grad der Ehrenstrafe ist immer der Todesstrafe gleichzuachten. Der **bürgerliche Tod** ist eine Rechtsvorstellung (fictio juris), vermöge welcher Jemand hinsichtlich aller oder einiger rechtlichen Handlungen als wirklich todt betrachtet wird. Nicht immer ist dies als Ehrenstrafe anzusehen, da Jemand durch Abwesenheit, Nachlässigkeit oder Unwissenheit Veranlassung zu einer bürgerlichen Todeserklärung geben kann, die dann nur hinsichtlich der von ihm versäumten Handlungen rechtliche Wirkung hat. 5. **Vermögensstrafen** haben nicht allemal einen Verlust oder eine Kränkung der Ehre zur Folge. Sie finden hauptsächlich Statt a) bei Wucherern b) Falschmünzern, c) Zollbetrügern, d) Pasquillanten, e) Ehebrechern, f) Aufkäufern von Lebensmitteln, g) wegen begangener Lehnsfehler, h) Weinverfälschung, i) anderer Fälschungsverbrechen und Defraudationen, k) bei Pfuschern und Böhnhasen, l) bei entlaufenen Soldaten, die in fünf Jahren nicht zurückkehren, und m) besonders in polizeilichen und fiscalischen Fällen. Außer dem Verbrechen des Hochverraths erstrecken sich die Vermögensstrafen gewöhnlich nur auf einen Theil der Güter, und vorzüglich auf die Werkzeuge, womit die Verbrechen verübt worden sind. Auch auf Vermögensstücke, die nach der That veräußert wurden, hat der Fiscus Ansprüche, wofern nicht die Veräußerung rechtmäßig war. II. **Bürgerliche und Polizeistrafen** sind solche, welche nicht als Folge eines peinlichen Verbrechens, sondern als Strafe eines geringen Vergehens zu betrachten sind, und daher auch von dem Civilrichter verhängt werden können. Sie sind hauptsächlich 1. Geldbußen; doch behält eine von dem Landesherrn in eine Geldbuße verwandelte peinliche Leibesstrafe ihre Natur als Criminalstrafe bei, ohne doch in der Regel mit Ehrlosigkeit verbunden zu seyn; 2. Gefängnißstrafe, z. B. Bürgerzwang oder Bürgergehorsam, welche jedoch mit einer peinlichen Gefängnißstrafe nicht in Verhältniß steht; 3. solche Geldstrafen, die weder einer Leibesstrafe gleich sind, noch in eine solche verwandelt werden dürfen; 4. Ausstellung an den Straf- (nicht an den Schand-) pfahl; 5. Verurtheilung zu gewöhnlichen Hand- und Feldar-

halten; 6. der Stockschilling, oder die Züchtigung mit Schlägen; 7. die Confination, oder Landes-, Stadt- und Bezirksumzäunung, wodurch Jemand verpflichtet wird, sich ausserhalb eines gewissen Bezirks nicht zu entfernen; 8. Absetzung vom Dienst ohne Infamie; 9. Suspension von der Amtsführung auf eine gewisse Zeit; 10. gerichtlicher Verweis; 11. gerichtlicher oder öffentlicher Widerruf; 12. gewissermaßen auch die Abbitte und die Ehrenerklärung. Die Strafe kann nur den Urheber eines Verbrechens und seine vorsätzlichen oder schuldhaften Theilnehmer treffen. Geldbußen, die bei Lebzeiten des Verbrechers nicht erkannt worden sind, können auch nicht nach seinem Tode Statt finden, wofern er nicht, um der Strafe zu entgehen, sich selbst ermordet, oder auf andere widerrechtliche Weise das Urtheil zu vergrößern sucht. Wenn die Gesetze des Orts, wo das Verbrechen begangen wurde, von denen, wo die Missethäter zur Untersuchung gezogen worden, verschieden sind; so hat gewöhnlich die gelindere vor der schärfern Strafe den Vorzug. Bei schweren oder eigentlichen Halsverbrechen wird jedoch die Strafe in gedachtem Falle nach gemeinem Rechte bestimmt. Die Strenge der Landesgesetze trägt zur Schärfung der Strafe eines auf fremdem Gebiet begangenen Verbrechens nicht bei. Bei Verschiedenheit des Gerichtsgebrauchs hat der des Untersuchungsgerichts den Vorzug. Die Strafen theilt man auch ein in ordentliche oder gesetzliche und willkürliche Strafen. Erstere sind durch das Gesetz ausdrücklich für einen vorkommenden Fall bestimmt; letztere werden von dem Richter in solchen Fällen erkannt, wo die gesetzliche Strafe nicht Statt haben kann, oder wo überhaupt die Bestimmung der Strafe dem richterlichen Ermessen überlassen ist. Die Veränderung gesetzlicher oder auch durch richterlichen Ausspruch erkannten Strafe findet Statt, 1. wenn der Hauptzweck der Strafe durch die Anwendung derselben nicht erreicht wurde, 2. wenn die Vollziehung überhaupt unmöglich, oder doch höchst schwierig ist, 3. wenn sie nicht sowohl dem Verbrecher, als einem Unschuldigen nachtheilig seyn würde, 4. wenn der Stand oder die persönlichen Verhältnisse des Verbrechers eine Ausnahme nothwendig machen. Doch muß der Unterrichter wegen einer solchen Strafveränderung erst bei dem Oberrichter anfragen. Die Strafen fallen überhaupt weg im Falle 1. der unbedingten Freisprechung, 2. der völligen Begnadigung, denn oft kann die Begnadigung auch beschränkt seyn, und nur in einer Milderung der Strafe bestehen, 3. der völligen Abolition oder Aufhebung des Proceßverfahrens, 4) der Verjährung des Verbrechens, welche in der Regel zwanzig Jahre, bei Unkeuschheitsverbrechen, mit Ausschluß des Ehebruchs und der Blutschande, fünf Jahre dauert, 5. der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, 6. der Lossprechung von der Instanz, wenn keine neuen Anzeigen und Beweise sich ergeben, 7. des Todes des Verbrechers, wofern er kein Hochverräther war, oder wo nicht ein solcher Fall vorhanden ist, daß eine Strafe am Bildnisse Statt gefunden hätte. 8. bei geringen Vergehungen im Falle des Vergleichs, der Compensation, des Schadenersatzes, der Fürbitte des Beleidigten: Leibesstrafen fallen überhaupt weg, 9. wenn der Verbrecher vor Vollziehung derselben wahnsinnig oder auf solche Weise krank wird, daß die Strafe einen unheilbaren Nachtheil für seine Gesundheit haben würde. Gewöhnlich werden im letztern Falle die Leibesstrafen in Geldbußen verwandelt. Die Verbindlichkeit zum Ersatze des Schadens erlischt aber nicht mit der Strafe. Vergl. den Art. Criminalrecht.

Strafrechtsprincip. Strafrechtstheorie. In der philosophischen Rechtswissenschaft versteht man unter jenem einen Grundsatz, aus welchem sich das Strafrecht des Staats logisch ableiten läßt; unter dieser aber das System des Strafrechts, welches auf solch einem Grundsatze ruhet. Die Auffindung eines dergleichen Princips, welches philosophisch richtig und zugleich geeignet sey, die Erscheinungen der positiven Gesetzgebung und der Praxis theils vor dem Richterstuhle der Philosophie zu rechtfertigen, theils sie zu verbessern, ist eine wichtige Aufgabe der Speculation, womit, nachdem insonderheit Beccaria (s. d. besond. Art.) in Deutschland bekannt geworden, viele deutsche Gelehrte, und in der neuern Zeit namentlich Feuerbach, Gönner, Zachariä, Grollmann, Henke u. a. sich beschäftigt haben. Je nachdem man sich Besserung (des Verbrechers und aller ihm ähnlich Gesinnten) oder Abschreckung als den Hauptzweck der Strafe denkt, ergeben sich zwei wesentlich verschiedene Ansichten, die unter dem Namen der Besserungs- und Abschreckungstheorie bekannt, und einander selbst in Hauptpunkten entgegengesetzt sind. Müller in der Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde hat auf einen Mittelweg, auf eine Abhaltungstheorie hingedeutet, die ungefähr auf folgenden ziemlich populären Grundsätzen ruht. Der Staat als Rechtsinstitut soll möglichst die Idee des ewigen Rechtsfriedens realisiren. Dazu gibt er Gesetze, und vollstreckt sie. Das Hauptvollstreckungsmittel ist psychologischer Zwang, (im Allgemeinen: Nöthigung des Willens durch eine Vorstellung). Ueberall, wo der verletzte Rechtszustand durch Zwang von Seiten des Staates vollkommen wieder hergestellt werden, und dem Verletzten vollständiger Ersatz vom Verletzer verschafft werden kann; da ist schon das Daseyn der bürgerlichen Staatsgewalt, und die Unwiderstehlichkeit ihrer Macht ein psychologischer Zwang, der von Rechtsverletzungen abzuhalten hinreicht, weil der Ersatz den Vortheil des Verletzenden nicht nur aufhebt, sondern auch leicht übersteigt. In Fällen hingegen, wo der Verletzer hoffen kann, dem Zwange zur Wiederherstellung des gestörten Rechtsverhältnisses, zum Ersatz des Schadens, zur Einbuße seiner durch die Rechtsverletzung erlangten Vortheile zu **entgehen**, entweder weil es unmöglich seyn wird, ihn dazu zu zwingen, oder weil der Beweis der Verletzung unsicher ist; da bedarf es zur Abhaltung des Egoismus noch eines andern **Uebels**, welches den Vortheil der Verletzung aufwiegt, und der Hoffnung, unüberführt zu bleiben, als eine Gefahr entgegen tritt. Dieses Uebel heißt Strafe. Besserung kann dabei untergeordneter Nebenzweck, aber nie Hauptzweck seyn, weil er als solcher nicht in dem Begriffe der Rechtsvollstreckung durch Zwang liegt. **Abschreckung** kann es auch nicht seyn, weil **abschrecken** nichts anders heißt, als eine Leidenschaft (Furcht oder Entsetzen) gegen eine Leidenschaft (Lust, Begierde nach dem Genuß des Vergehens) bewaffnen, welches gefährlich ist, weil der Kampf zweier Leidenschaften leicht die Willensmeinung aufhebt, und oft Schlimmeres bewirkt, als der Verbrecher wollte, so daß z. B. der Dieb aus blinder Furcht vor dem Strange zum Mörder oder Brandstifter, ja selbst **vor** der That die Lust dazu durch die Wirkung leidenschaftlicher Furcht nur größer werden kann. Der Hauptzweck des Strafübels wäre also auf **Abhaltung des Egoismus** zu beschränken, und der Staat hätte die Strafübel möglichst so zu bestimmen, daß sie den noch der **Ueberlegung** fähigen Egoismus psychologisch nöthigen können, von seinem

Wunsche nach dem Genuß des Unrechts abzustehen. So fällt wenigstens aus der Strafrechtstheorie diejenige grausame Consequenz weg, welche die Härte der Strafe mit dem Reize zum Verbrechen wachsen läßt, den jedoch die Praxis wiederum als Milderungsgrund gelten zu lassen geneigt ist; auch wird die Klippe des Unrechts umschifft, welches darin liegt, einem Verbrecher Qualen zur Abschreckung Anderer zuzufügen, und welches nicht einmal seinen Zweck erreicht, weil die Furcht sich abstumpft, je öfter und heftiger sie erregt wird, und weil der häufige Anblick grausamer Strafvollstreckungen die Völker verwildert, indem es dieselben an Grausamkeiten gewöhnt. S. die angez. Schrift S. 54 u. 95. Auf der andern Seite leitet eine solche Theorie von der gefährlichen Milde des Besserungssystems ab, welches die Verbrecher in Zuchthäuser bringt, deren Einrichtung ihre Lage vor dem Verbrechen an Vortheilen übertrifft; so daß man Beispiele von Leuten hat, welche sich vergingen, um auf diese Art gebessert zu werden. Mcr.

Strahlenbrechung (astronomische). Refraction. In dem Art. Brechung der Lichtstrahlen wird im Allgemeinen von der Richtungsveränderung gehandelt, welche die Lichtstrahlen bei ihrem Uebergange in ein anderes Mittel erleiden. Diese Lehre findet eine specielle und sehr wichtige Anwendung in der Astronomie; und man kann von der astronomischen Strahlenbrechung als einem Haupttheile der allgemeinen Theorie der Strahlenbrechung abgesondert handeln, und letztere dagegen zur Unterscheidung mit dem Namen der physicalischen Strahlenbrechung (Dioptrik) belegen. Die irdische Atmosphäre ist aus einer unendlichen Menge von Luftschichten zusammengesetzt, deren Dichtigkeit mit ihrer Annäherung gegen den Erdkörper zunimmt. Wenn also ein Lichtstrahl von irgend einem Gestirne, nach seinem Durchgange durch den Aether des Himmelsraums unter einer schiefen Richtung, in die dichtere Erdatmosphäre eintritt, so muß er dem Einfallslothe (hier, wo von einer Kugel die Rede ist, also dem entsprechenden Radius) zu gebrochen werden; und diese Näherung muß bei dem Uebergange in immer dichtere Luftschichten zunehmen. Der Lichtstrahl setzt seinen Weg nicht mehr in unveränderter gerader Richtung, sondern in einer gegen die Erdoberfläche hohlen Curve fort, und das Gestirn erscheint daher dem Beobachter in der Tangente des nächsten Punktes derselben, also höher in demselben Vertical, dessen Ebne der Lichtstrahl während dieser allmähligen Krümmung gegen den Radius aber nicht verlassen hat. Das allgemeine Phänomen der Refraction besteht also darin, daß sie die scheinbare Höhe der Gestirne, ohne Aenderung des Verticals, vergrößert, oder, was dasselbe sagt, ihren Zenithstand vermindert. Da aber die Größe der Brechung nicht allein von der Natur des brechenden Mittels, sondern zugleich von der Größe des Winkels abhängig ist, den der einfallende Strahl mit dem Einfallslothe macht, dieser Winkel aber im Horizont am größten ist, und von da bis zum Zenith, wo er = 0 wird, abnimmt; so muß auch ebenmäßig die Refraction vom Horizont, wo sie am größten ist, gegen das Zenith hin bis auf 0 abnehmen. Die Entfernung der Himmelskörper kömmt dabei nicht in Betracht; der Lichtstrahl leidet offenbar darum nicht mehr oder weniger Brechung, weil er vor deren Eintritte einen größeren oder geringeren Weg durch den Himmelsraum zurückzulegen hatte. Eben so wenig darf man sich dem auch nicht ungewöhnlichen Irrthum überlassen, als wenn die Refraction Ursache der scheinbaren

Vergrößerung der Himmelskörper im Horizont sey. Letztere, und namentlich die von Jedermann beobachtete, auffallende, scheinbare Vergrößerung des Mondes im Horizont beruht ganz eigentlich auf einer optischen Täuschung, indem wirkliche Messungen keine merkliche Größenverschiedenheit für den Horizont und den Zenith geben. Dagegen können Sonne und Mond wirklich bereits um ihren ganzen scheinbaren Durchmesser von beiläufig 30 unter den Horizont hinabgesunken seyn, und gleichwohl noch in demselben erscheinen, indem die Horizontalrefraction etwa von der nämlichen Größe ist. — Die Astronomie lehrt eine Menge von Methoden kennen, um die Größe der Refraction durch Beobachtung zu finden; im Allgemeinen ist ersichtlich, daß dieselbe, für die Fixsterne, der Differenz zwischen der berechneten und der beobachteten Höhe gleich sey; für Sonne, Mond und Planeten kömmt dabei noch die Parallaxe in Betracht, welche den Abstand dieser Himmelskörper vom Zenith gegentheils wieder vermehrt (s. Parallaxe), und also, Behufs der Bestimmung des wahren Orts, vom Betrage der Refraction hinwiederum abgezogen werden muß. Die Refraction selbst bedarf aber ihrerseits auch wieder einer Correction, indem ihre Größe von der veränderlichen Dichtigkeit des brechenden Mittels, nämlich der irdischen Atmosphäre, abhängig ist; dem zu Folge man bei ihrer Bestimmung den Barometer- und Thermometerstand zu berücksichtigen hat. In den astronomischen Tafeln finden sich die diesfalsigen Correctionen im Voraus berechnet.— Von besonders wohlthätigen Folgen ist die Refraction für die Bewohner der Polargegenden, denen sie die Sonne noch über dem Horizonte erscheinen läßt, wenn sie gleichwohl schon längst unter denselben hinabgesunken ist (s. oben); und da die Dicke der Luft in diesen Ländern die Brechung außerordentlich vermehrt, so wird somit eine bedeutende Verkürzung der sonst halbjährigen Polarnacht verursacht. — Auch auf die scheinbaren Höhen irdischer Gegenstände, z. B. von Bergspitzen, hat die Refraction, wie man leicht einsieht, einen Einfluß; so wie sie gleichfalls bei einer Menge von Lufterscheinungen, von denen wir nur der sogenannten Fata Morgana (s. d. Art.) erwähnen wollen, mitzuwirken scheint. — D. N.

Strahlenbüschel. Wenn die electrische Materie in hinreichender Menge aus den electrischen Spitzen (s. Spitzen, electrische) hervorströmt, so geschieht dies in Gestalt eines Büschels von Strahlen, dem man den obigen Namen gegeben hat. Im Dunkeln gewährt diese Erscheinung ein schönes Schauspiel.

Strahlenkegel. Jeder, von eignem oder fremdem Lichte erhellte körperliche Punkt sendet Lichtstrahlen nach allen Richtungen aus. Denkt man sich diese Strahlen von einer ebenen Fläche, z. B. einem Planspiegel, aufgefangen, so entsteht ein Kegel, dessen Grundfläche dieser Spiegel, und dessen Spitze jener Punkt ist, und der daher Strahlenkegel heißt. Im Art. Spiegel ist davon Anwendung zur Erklärung der catoptrischen Erscheinungen gemacht worden.

Stralsund ist durch den Frieden zu Kiel (1814) an Dänemark, und von diesem durch den Cessionstractat vom 4. Juli 1815 an Preußen abgetreten, jetzt der Hauptort eines Regierungsbezirks der preußischen Provinz Pommern und enthält über 1500 Häuser mit 13,500 Einwohnern.

Strauß, eine Vögelordnung, die sich durch ihre Größe, freie Zehen und kurze, zum Fliegen untaugliche Flügel ohne Schwungfedern auszeichnet. Das generische Kennzeichen der Strauße besteht in hohen Lauf-

füßen und einem kegelförmigen Schnabel. Der afrikanische Strauß hat nur 2, der amerikanische 3 Zehen; jener ist 8 Fuß hoch, dieser kleiner.

Streckwerke sind Maschinen, wodurch das Ausdehnen der Metalle aus der Dicke in die Länge und Breite für irgend einen Zweck, z. B. für Münzen, bewirkt wird. Ein solches Werk besteht entweder aus Hämmern, die durch ein Räderwerk in Bewegung gesetzt werden, oder gewöhnlicher Weise aus Walzen, die die Metalle drücken. Auf den Streckwerken wird meistens Silber, Kupfer, Zinn, Blei und Staniol zu Platten bis zu einer Nordmaldicke verarbeitet.

Streichwinkel, wird in der Fortification der Winkel genannt, welchen die Vertheidigungslinie mit der Courtine macht.

Strelitz (Meklenburg) s. Meklenburg.

Strixner (Nepomuk), ein ausgezeichneter Künstler, durch dessen Talente die Lithographie wesentlich ausgebildet worden, geb. 1782 zu Altöttingen. Nachdem er die Anfangsgründe der Kunst zu Wasserburg bei einem Bildhauer, Namens Eichhorn erlernt hatte, ging er 1797 nach München, wo er anfangs Mitterers Unterricht im Zeichnen, dann seit 1799 Dorners und endlich v. Mannlichs Unterricht im Kupferstechen genoß. Seine ersten Arbeiten im Stich waren 18 Blätter Studien nach Rafael in Conturen, denen später zwei ausgeführte Köpfe nach Rafael folgten. Als Freiherr von Aretin sich mit Senefelder verband, um den Steindruck auf eigentliche Kunstgegenstände anzuwenden, und man zum ersten Versuch das Dürersche Gebetbuch wählte, übernahm Strixner die Ausführung, die zur Bewunderung wohl gelang. Nicht minder ausgezeichnet ist sein Antheil an dem unter dem Titel: les oeuvres lithographiques, bekannten Werke in 72 Heften. Die Tuschmanier erhielt durch ihn ihre Vollkommenheit; auch die Lichtplatte verdankte ihm wesentliche Verbesserungen. Aeußerst glücklich ist er in der Behandlung des Steinstichs; die Federzeichnungsmanier hat er mit der Kreidemanier in Verbindung gebracht. Die glänzendsten Erfolge davon sehn wir in dem von ihm nach Gemälden der münchner und schleisheimer Gallerie gelieferten Blättern. Sein von dem seltensten Talent unterstützter rastloser Eifer verspricht der Lithographie für die Zukunft immer größere Vervollkommnung. — Die Akademie der bildenden Künste zu Wien ernannte ihn bereits 1812 zu ihrem Mitgliede.

Stroh nennt man die ausgedroschenen Getraidehalme. Man unterscheidet es nach den verschiedenen Getraidearten, ferner nach seiner Beschaffenheit in langes oder Schütten- und krummes oder Wirrstroh. Der Gebrauch des Strohs in der Oekonomie ist sehr mannichfach. Das beste Stroh, meist von Roggen, gebraucht der Landmann zu Strohdächern, Strohseilen und Häckerling, das Waizenstroh zum Futter für die Kühe, und zum Einstreuen; das Wirrstroh bloß zum Einstreuen zur Vermehrung des Düngers. — Auch wird das Stroh von Fabrikanten zu allerlei Geflechten verarbeitet, unter denen den ersten Platz die florentiner Hüte (s. Hut) einnehmen. Das Stroh, welches dazu gebraucht wird, ist von einem Getraide ohne Bart, das unreif abgeschnitten wird. — Nach Lapostolle's Behauptung sind Strohseile treffliche Blitz- und Hagelableiter. Mit einem Aufwande von 3 Franken läßt sich ein Strich von 60 Morgen Landes gegen beide Uebel sichern.

Strohhut, s. Hut.

Stromcharte wird die genaue Verzeichnung des Laufs eines Stroms, seiner Ufer, Untiefen, Werke u. s. w. genannt.

Strömung, s. Meer.

Strontianerde. Bei dem Orte Strontian in Schottland bricht ein Fossil, welches vom Orte den Namen Strontianit erhalten hat, und in dem sich eine eigenthümliche Erde, die Strontianerde vorfindet. Die neuere Chemie rechnet dieselbe zu den Urstoffen. Sie geht mit den Säuren neutrale Verbindungen ein, von denen diejenigen, welche im Weingeiste auflöslich sind, namentlich der salzsaure Strontian, demselben die merkwürdige Eigenschaft ertheilen, mit einer schönen carminrothen Flamme zu brennen.

Strudel, Wasserwirbel, gewisse der Schiffahrt mehr oder weniger gefährliche, spiralförmige Drehungen des Wassers, häufiger auf dem Meere, oft aber auch in Flüssen. Die Ursachen derselben sind verschieden, zuweilen gibt der Zusammenstoß entgegengesetzter Strömungen, zuweilen das Anprallen der Wellen gegen versteckte Klippen u. s. w. die Veranlassung zu Entstehung der Wirbel, zuweilen verbinden sich diese Umstände, um sie äußerst heftig zu machen. — Der berühmteste unter den bekannten Strudeln ist der Mal oder Moske-Strom an der norwegischen Küste. Bergmann (Weltbeschreibung, I. 378 ff.) sagt davon, daß er vollkommen einem umgekehrten hohlen Kegel gleiche, und daß der Wassersturz so unbeschreiblich heftig sey, daß sich die Schiffer auf der einen Seite in einer Entfernung von fast 6 Meilen halten müssen. Die Ursache dieses Strudels ist gleichfalls in einem Zusammenstoßen von Strömungen zu suchen, welche hier aus dem Wechsel der Ebbe und Fluth entspringen. D. N.

Studentenwesen. Das deutsche Studentenwesen, der Geist, der Ton, die geselligen Verhältnisse der Studirenden haben sich nach den Einflüssen des jedesmaligen Zeitgeistes und der veränderten Einrichtung der Universitäten ungemein verschieden ausgebildet. Bei der Stiftung der ersten deutschen Hochschulen wurden alle Studirende, nach dem Vorbilde der Universität Paris, in Bursen abgetheilt. Dies waren abgesonderte Gesellschaften, deren jeder ein Meister der freien Künste als Aufseher und Hofmeister vorstand, welcher den Studienplan eines Jeden einzurichten und überhaupt auf Fleiß, Betragen und Sitte der ihm Untergebenen zu sehen hatte. Ungeachtet dieser strengen, fast schülermäßigen Beschränkung der Studirenden (Bursarien, Burschen), wurde doch der Zweck der Ordnung, Ruhe und Gesetzlichkeit, der ihr zum Grunde lag, gar schlecht erreicht; denn manche Magistri führten eine sehr nachlässige Aufsicht und ließen ihren Studenten allen freien Willen, um recht viele in ihre Bursen zu bekommen, da diese, wenn es nicht etwa gestiftete Freibursen waren, sie für ihr Rectorat bezahlen mußten; manche unterwiesen selbst ihre Lehrlinge in allen nur möglichen Schlechtigkeiten, und durch das enge Zusammenleben vieler wurden alle geselligen Laster zu einem sehr hohen Grade ausgebildet. Daher kam es denn, daß die Bursen, anstatt Schulen des Fleißes und der Tugend zu seyn, Freistätten des Müssiggangs und alles Bösen und Unreinen wurden. Sauferesen wechselten mit Ausschweifungen in der Liebe, Zänkereien, Schlägereien und Zweikämpfen ab; aller bessere Geist in Leben und Wissenschaft ging verloren und machte wesenlosen, geist- und nutzlosen Förmlichkeiten Platz. Da kam denn heran eine Zeit der dunkeln Männer (obscurorum virorum), welche nach Kräften stritt mit dem aufge-

henden Lichte und dem bessern Geiste, welchen Hutten, Reuchlin, Erasmus und ihre Schüler durch die Verbreitung der griechischen und römischen Literatur in Deutschland weckten; Luthers Kraft und Begeisterung, die wie ein Blitzstrahl die Völker erleuchtete, begründete ihn durch das ewige Wort Gottes. Da sahen die Studenten, welche während der Zeit des Kampfes sich in zwei Parteien geschieden hatten, vollkommen ein, daß es auch unter ihnen nicht so bleiben könne, verließen ihre verderbten und verderbenden Meister, und wählten sich Vorsteher aus ihrer Mitte. Landsleute hielten zu Landsleuten und so entstanden geschlossene Verbindungen unter dem Namen Landsmannschaften oder Nationen, deren jede ihre eigenen Statuten, Aemter und Cassen hatte. Aber auch diese Verhältnisse erzeugten viel Schlechtes und Unwürdiges. Es dauerte nämlich nicht lange, so wollten die Vorsteher und Aelteren die Herren spielen und fingen an, die Jüngern und Neuangekommenen unwürdig zu behandeln. Nach der Verschiedenheit des Burschenalters entstanden zwei Klassen unter den Studirenden, Schoristen (Aufseher, Präceptoren) und Pennäle (Untergebene, Lehrlinge). Letztere wurden von jenen ganz wie Schuljungen behandelt und mußten alle kleinen und niedern Arbeiten für sie besorgen. Dies Unwesen, das man Pennalismus oder Nationalismus nannte, und das Schöttgen in s. Geschichte des Pennalismus (1747) mit Treue geschildert hat, bot fast hundert Jahre lang allen Gesetzen der Regierungen Trotz, bis es endlich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts mit Auflösung der Nationen in dieser Form aufhörte. Aber man riß ein, ohne etwas Neues aufzubauen, man verbot schlechthin alle Verbindungen, ohne zu bedenken, daß es immer noch vielen Jünglingen Bedürfniß blieb, sich fester an einander anzuschließen. Daher entstanden sehr bald geheime Verbindungen unter dem Namen: „Orden." In ihnen erhielt sich noch manches von dem alten Pennalismus, aber in gefälligerer Form und anderer Art und Ordnung. Die Schoristen wurden zu Senioren, die Pennäle zu Füchsen, die unbestimmten Statuten zu einer Constitution und die eigenmächtigen Bestimmungen der Schoristen zu einem stehenden Gesetze, Comment, welches letztere sich allein über die Ehre, deren Verletzung, Verlust und Wiedererlangung verbreitete. Da aber die Orden, welche jedesmal nur wenige Mitglieder zählten, sich zu Richtern der ganzen Hochschule aufwerfen wollten und überhaupt ihre Schattenseite, Scandalsucht, Renommisterei, Rohheit, Stolz und Anmaßung, bemerkbarer wurde, machten sich zu Ende des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts mehrere Landsleute unter einander verbindlich, nicht unter sie zu treten. Aus diesen negativen Verbindungen wurden allmählig positive, welche den Orden geradezu die Spitze boten und sie bald unterdrückten. Diese Landsmannschaften, die eben so geheim, aber nicht Verbindungen für die ganze Lebenszeit waren, wie jene, und sie hinsichtlich der Zahl ihrer Mitglieder wenig übertrafen, nahmen, da sie auch zum Theil von Ordensmitgliedern gebildet waren, fast alles mit hinüber, was jene auszeichnete. Das pennalistische Aristokratenwesen, das Commentwesen, die leidige Scheinehre, die Herrschaft des Schlägers, die Anmaßung und der hochfahrende Ton gegen Nichtverbündete, hatten auch in diesen Gesellschaften ihren Wohnplatz aufgeschlagen und die Parteisucht war vergrößert und mehr ausgebildet in eine andere festere und bestimmtere Form gegossen worden. Wie es nämlich damals in dem zerstückelten, zerrissenen und von Parteien ge-

trennten deutschen Vaterlande aussah; so ahmte es der Student auch auf der Hochschule nach, indem auch dort die Landsmannschaften der einzelnen Stämme Partei gegen einander nahmen und sich gegenseitig wacker befehdeten. Die Grundgesetze dieser Vereinigungen sind ungefähr diese: 1) Alle Studenten, welche Antheil und Stimme bei den öffentlichen Sachen der Hochschule haben wollen, theilen sich nach Volksstämmen in geschlossene Verbindungen (Landsmannschaften, Corps, Kränzchen), deren jede eine besondere Verfassung haben kann. Kein anderer „honoriger" Student kann Antheil und Stimme bei allgemeinen Burschen-Angelegenheiten haben. 2) Alle Studenten haben nach der Zeit ihres Aufenthalts auf Universitäten verschiedene Rechte. 3) Jede Verbindung, sie sey so zahlreich als sie wolle, hat nur eine Stimme im Repräsentanten- oder Seniorenconvent. 4) Der Seniorenconvent gibt allein für alle Studenten Gesetze. Er hat Feste anzuordnen und Verrufe (Achts- oder für Ehrlos-Erklärungen, auszusprechen. 5) Ob der Bruch des Ehrenworts, das dem Senate und bei der Immatriculation gegeben wird, infamirend sey, bleibt dem Ehrgefühle eines Jeden überlassen (!) (!) Dumm, dummer Junge, und dergleichen ehrenrührige Worte ziehen absolute Foderung nach sich. Wer es unterläßt, kommt in Verruf. Verruf ist die „absolute academische Infamie." — Diese Verbindungen, deren Grundvesten auf den Schein und Schimmer einer eingebildeten Ehre erbaut waren, deren Grundsätze und Handlungsweise den bestehenden Gesetzen so sehr als der Idee eines rechten Burschenlebens zuwiderliefen, und gegen welche sich eine Uebereinkunft der gesammten Reichsstände zu Regensburg vom 14. Juni 1793 erklärte, die in der Form eines Reichsgutachtens abgefaßt ward (s. Häberlins Handb. des d. Staatsrechts, Th. 1., S. 508 ff.), konnten den, aus den Befreiungskriegen in den Schooß der Wissenschaften zurückkehrenden Vaterlandsvertheidigern unmöglich gefallen. Sie hatten erkennen gelernt, daß das Heil der Deutschen nur in Einheit und in Einigkeit bestehe, daß Gesetzlichkeit und Ordnung die ersten Grundsätze eines wackern Bürgers seyen und daß alles selbstsüchtige Parteiwesen untergehen müsse in der Idee eines gemeinsamen, in gesetzlicher Freiheit neu erblühenden Vaterlandes; sie haben den Schein von der Wahrheit, die äußere Ehre von der innern, die Form vom Geiste unterscheiden gelernt und konnten dies Landsmannschaftswesen unmöglich ruhig mit ansehen. Da gab es natürlich Kampf, und um mit vereinten Kräften gegen die Parteisüchtler anstreben zu können, so gaben sich die, welche Einigkeit wollten, eine Form, frei und öffentlich. So entstand die Burschenschaft, also genannt, weil sie die Gesammtheit aller Studenten, mit altherkömmlichem Worte Bursche, unter Einem Gesetze vereinigen wollte. Jena war es, wo zuerst alle Parteien zur Einheit verschmolzen. Auf den meisten andern Hochschulen blieb sie noch im Kampfe mit den Landsmannschaften. Die Burschenschaft ist auf mehreren Hochschulen sogleich den Universitätsbehörden offen entgegen gekommen, um die Bestätigung ihrer Vereinigung von den Regierungen zu erhalten. Diese aber haben Bedenken getragen darauf einzugehen, nach der Ansicht: daß jede Verbindung der Hochschüler, die sich nicht blos auf Kunst und Wissenschaft bezieht, als ein Staat im Staate nicht geduldet werden dürfe. Ob die Festhaltung dieses Grundsatzes richtig und für das deutsche Studentenwesen vortheilhaft und zweckmäßig sey, kann hier nicht untersucht werden; nur das ist zu sagen, daß die öffentlich bekannt gewordenen

Zwecke der deutschen Burschenschaft sind: mit der Vertilgung des Landsmannschaftsgeistes und seiner Formen, des Commentwesens, und aller schnöden Grundsätze in Ehrensachen, den Geist der Vaterlandsliebe, Einigkeit, Ordnung, Oeffentlichkeit und gesetzmäßigen Freiheit zu wecken und durch eine, diesem gemäß gebildete Form, festzuhalten. So hat sich bis jetzt das Studentenwesen auf den deutschen Hochschulen gestaltet. Wer den Gang desselben aufmerksam beobachtet, wird finden, daß es aus dem jedesmaligen Geiste der Zeit und den Verhältnissen der Hochschüler sich entwickelte. Gefährlich in politischer Hinsicht war es nie, und dürfte es jetzt am wenigsten seyn, da es mehr als je die Bildung des Geistes beabsichtigt. Der Geist aber ist ewig in seinem Fortschreiten.

Stundenkreis. Es ist im Art. Sternzeit gesagt worden, daß die Fixsterne ihren scheinbaren Umlauf um die Erde in 24 Stunden Sternzeit vollenden, während dieser Zeit also 360° der Himmelskugel, oder in 1 Stunde 15° zurücklegen. Denkt man sich nun zwei um 15 Grade geographischer Länge von einander entfernte Beobachter, so folgt, daß der eine von ihnen den nämlichen Fixstern um 1 Stunde Sternzeit, oder wenn von der Sonne die Rede ist, letztere um 1 Stunde Sonnenzeit, später im Meridian habe, als der andere. In solcher Beziehung auf einander heißen die Meridiane sehr paßlich Stundenkreise, welchen Namen ihnen die Gnomonik beilegt. D. N.

Stundenwinkel heißt derjenige Winkel, welchen irgend ein Stundenkreis (s. d. Art.) mit dem Meridian des Beobachters einschließt. Ist es z. B. nach einer Sonnenuhr 10 Uhr Morgens, und also die Sonne noch um zwei Stunden vom Meridian entfernt, so schließt ihr Stundenkreis mit demselben in diesem Augenblicke einen Winkel von 30° ein. D. N.

Sturzrad heißt im Bergbau ein sehr hoher Radhaspel, mittelst dessen die aus dem Schacht heraufgezogenen Tonnen ausgestürzt werden können.

Subnormale. Unter der Normale versteht man eine Gerade, die auf einer Curve in einem Punkte derselben senkrecht ist. Das, zwischen ihr und der, demselben Punkte entsprechenden, rechtwinklichten Ordinate, enthaltene Stück der Axe der Abscissen heißt die Subnormale. Wie die Tangente mittelst der Subtangente bestimmt wird, auf ähnliche Art gibt die Differentialrechnung eine Formel für die Subnormale, um sonach die Normale zu ziehen. D. N.

Subtraction ist das Verfahren, eine Zahl um so viel Einheiten zu vermindern, als eine andere enthält. Z. B. 26 weniger 14 gleich 12. Hier wird 26 um so viel Einheiten vermindert, als die Zahl 14 enthält. Die Zahl, von welcher subtrahirt wird, heißt Minuendus, die, welche subtrahirt wird, Subtrahendus und das dadurch erlangte Resultat, die Differenz. Das Zeichen der Subtraction ist — (minus). So heißt 9 — 5 = 4, neun weniger oder minus fünf ist gleich vier. Jedesmal ist der Subtrahendus zur Differenz addiret gleich dem Minuendus.

Süchet, Herzog von Albufera, franz. Marschall, ist 1772 in Lyon geboren. Er widmete sich früh dem Kriegsdienste, durchlief schnell die untern Grade, und zeichnete sich, wie Napoleon und andere berühmt gewordene franz. Generale, zuerst vorzüglich bei der Belagerung von Toulon aus, wo das Bataillon, welches Süchet commandirte, den General Ohara zum Gefangenen machte. Er wurde 1796 zur italienischen Armee versetzt, wo er Gelegenheit fand, sich in dem ersten Feldzuge Napoleons durch Muth, Kühnheit und Umsicht be-

merkbar zu machen. Seine Beförderung zu höheren Graden blieb nicht aus, und er wurde bald als einer der talentvollsten Offiziere des Generalstabs betrachtet, wie er denn bei Massena und bei Joubert auch als Divisionsgeneral den wichtigen Posten eines Chef de l'état major bekleidete. In den Feldzügen von 1805 und 1806 war er einer der thätigsten und glücklichsten Feldherrn Napoleons. In dem letztern hatte er das erste Zusammentreffen mit den Preußen bei Saalfeld zu bestehen. Sein Corps begann nicht minder den ersten Angriff bei Jena. Bei dem Ausbruche des Krieges in Spanien wurde er dorthin geschickt, und verweilte daselbst fast immer siegreich bis nach der Schlacht von Vittoria. Von seinen Waffenthaten in Spanien führen wir nur an, daß er zur Einnahme von Saragossa beitrug, Tortosa, Taragona und Valencia bezwang und die spanischen Armeen überall, wo er mit ihnen zusammentraf, aus dem Felde schlug. Erst nach der Schlacht von Vittoria zog er sich nach den Pyrenäen zurück. Er erhielt den ehrenvollen Auftrag, den heimkehrenden Ferdinand VII. zu empfangen und zur spanischen Armee zu begleiten. Nach der ersten Restauration wurde er von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich und zum Militärgouverneur vom Elsaß ernannt. Während der 100 Tage commandirte er in Lyon die Armee des Südens. Da er unter Napoleon die Pairswürde angenommen hatte, wurde er bei der zweiten Restauration aus der Kammer der Pairs entfernt, aber 1819 wieder in dieselbe aufgenommen.

† Südamerika. In Südamerika liegen fünf Gouvernements: das Königreich Neugranada, ein Tropenland, das Erderschütterungen und Orkanen unterworfen ist, von 64,956. Q. M., mit 2 Mill. Menschen. Es gränzt im O. an Caraccas, und portug. Guyana; im W. an das stille Meer; im S. an den Maranhon und Peru; im N. an das caraibische Meer und an Guatimala. Bei einem Ueberflusse an allen tropischen Erzeugnissen zum Theil von vorzüglicher Güte, und an europäischen Producten, besitzt es einen großen Reichthum an Pferden und Maulthieren. Außer Salz in Menge, gewinnt man fast alle schätzbaren Mineralien, auch Platina und Quecksilber. Unter allen Colonien hat es die reichsten Goldminen, mit einer jährlichen Ausbeute von 18,000 Mark: an Werth 5,250,000 Fl. An Neu-Granada's Küste bei Paria, in der Nähe der Insel Trinidad und der Mündung des Orinoko, landete zuerst Columbus auf seiner 4ten Reise im Aug. 1498; dann beschrieb Amerigo Vespucci das Land. Die ersten Niederlassungen in Neu-Granada gründeten um das J. 1510 die Spanier Ojeda und Nicuessa. Das Land wurde bis 1536 entdeckt und erobert; die Regierung desselben wurde 1547 einem Generalcapitän und 1718 einem Vicekönig übergeben. Die beiden obersten Gerichtshöfe oder kön. Audienzen befanden sich in Santa Fé und in Quito; die übrigen Regierungsbehörden und der erzbischöfliche Sitz, so wie der des Vicekönigs, in der Hauptstadt Santa Fé de Bogota, die Quesada im J. 1538 auf einer 8694 Fuß hohen Anden-Ebene unter 4° 6' N. B. angelegt hat. Sie zählt 30,000 Einw. und besitzt eine Universität (seit 1610). In der Nähe ist der berühmte Wasserfall von Tequendama, wo der Bogota oder Funza sich 600 F. tief in einen Abgrund stürzt, aus welchem er unter dem Namen Rio Meta hervorkommt, und endlich in den Magdalenen-Strom fällt. Unter den Ureinwohnern, welche zur Zeit der Eroberung des Landes durch Benalcazar und Quesada an Cultur den Mexikanern und Pe-

ruanern sehr nahe kamen, waren die Bewohner von Quito und die Muyscas die gebildetsten. Nach einer alten Sage war Bochica, Sohn der Sonne, ein weisser Mann in langen Kleidern mit einem ehrwürdigen Barte, ihr Gesetzgeber, Lehrer des Ackerbaus und der Stifter einer Theokratie, ähnlich der des Dalai Lama. Er führte zuerst den Kalender ein. Man opferte ihm alle 15 Jahre einen fünfzehnjährigen, im Tempel erzogenen Knaben. Sein Arm zerriß die Felsen in Tequendama, so daß der Wassersturz einen Andensee in die fruchtbare Ebene verwandelte, auf welcher jetzt Santa Fé liegt, das sich eines beständigen Frühlings erfreut. — Neu Granada besteht aus 16 Provinzen, von denen Veragua mit der Hauptst. St. Jago de Veragua noch zu Nordamerika gehört. Diese und die beiden anstoßenden Provinzen, Panama, mit der Hauptst. gl. Nam. an einer Bai des stillen Meers, und mit der Hafenstadt San Felipe de Puerto Bello (Porto Bello) an dem karaibischen Meere, und Darien, mit der Hauptst. Santa Cruz de Cana heißen zusammen auch Tierra firme. Oestlich davon liegt die Provinz Carthagena mit der Hauptst. gl. N., welche der Eroberer des Landes D. Pedro de Herredia an einer sichern und eben so geräumigen als großen Bai des karaibischen Meeres im J. 1533 anlegte. Diese befestigte und wichtige Hafenstadt zählt jetzt 25,000 Einw. In einiger Entfernung davon liegt das Dorf Turbaco, berühmt wegen seiner schönen Gärten und paradiesischen Lage; vier Meilen davon haben mitten in einem Palmenwalde 18 bis 20 kleine Schlammvulkane einen Morast gebildet. Der Magdalenen-Fluß, an dessen Ufern der beste Cacao wächst, scheidet von Carthagena die Provinz Santa Marta, deren Küste Columbus schon im J. 1497 entdeckte. Die im J. 1554 gegründete Hauptstadt Santa Marta hat einen befestigten Hafen. In der Nähe von Rio de la Hacha nach Maracaybo hin wohnt der kriegerische, noch nicht unterjochte, Urstamm der berittenen Goahiros, die von den westindischen Schleichhändlern Waffen und Pulver gegen Perlen, Farbeholz, Pferde u. s. w. eintauschen. Oestlich von S. Marta liegt die an Venezuela ostwärts gränzende Provinz Merida (mit hohen Gebirgen und dem Rio Apure) mit der Hauptst. gl. N. Am östlichsten liegt die an Varinas gränzende Prov. S. Juan de los Llanos mit der Hauptst. gl. N. Weniger angebaut sind die mit Waldgebirgen bedeckten Provinzen im Innern von Neu-Granada; Antioquia, berühmt wegen ihrer Goldgruben in dem Distrikt Cauca; und Choco, mit Goldwäschen und Platina-Minen. Beide sind arm, wenig bekannt und meist von Sklaven bewohnt. In der Mitte des Vicekönigreichs liegt die fleißig angebaute Provinz Santa Fé mit der Hauptstadt. Ueber die an S. Fé gränzende Provinz Quito s. d. A. Auf der Hochebene von Quito am Fuße des Vulkans Pichincha herrscht ein ewiger Frühling. Sie ist häufigen Erdstößen ausgesetzt. Am 4. Febr. 1797 zerriß eine furchtbare Erschütterung den ganzen Landstrich und verschlang in einer Secunde 40,000 Menschen. Hier ward von franz. und spanischen Mathematikern unter Ludwigs XV. Regierung ein Grad des Meridians gemessen. In Quito liegen die Städte S. Miguel de Ibarra mit 10,000, Otabalo mit 15,000, Latacunga mit 12,000, Riobamba (das am 4. Febr. 1797 von einem Bergsturze verschüttet und an einem minder gefährlichen Orte wieder aufgebaut wurde) mit 20,000 Einw., Guayaquil mit einem wichtigen Hafen am stillen Meere, und 10,000 E., Cuenga mit 20,000 E. u. a. m. Von den übrigen Pro-

vinzen Neu-Granada's gränzt Jaen de Bracamores an Peru; Maynas, der Sitz vieler Missionen, an Peru, und an den Maranhon mit Brasilien; Quixos gränzt ebenfalls an das portugies. Guyana; Popayan, das häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, mit der Hauptst. Popayan (25,000 E.) und Tacames, mit der Hauptst. gl. N. (die berühmten Smaragdgruben 20 Meil. südlich) stoßen an das stille Weltmeer. — Das Generalcapitanat Caraccas, ein theils von Bergen umzogenes, theils mit ungeheuern Llanos angefülltes Tropenland, mit ewig milder Frühlingsluft und frei von giftigen Insecten, enthält mit dem spanischen Guyana 23,242, ohne Guyana 12,960 Q. M. mit 1 Mill. Einw. Die Ottomacken, zu deren Nahrungsmitteln auch eine fette Tonerde mit gehört, die Karaiben und Arowaken sind unabhängig im Besitz des innern Landes geblieben. Die Pflanzungen liefern vorzüglich Cacao, jährlich 120,000 Centner, und Tabak mehr als eine Mill. Ct. Die Viehzucht ist sehr bedeutend, der Bergbau gering; der Handel lebhaft, vorzüglich der Schleichhandel mit der brittischen Insel Trinidad. Durch die Revolution sind die 7 Provinzen Neu-Andalusien oder Cumana, Barcelona, Venezuela, oder das eigentliche Caraccas, welches Venezuela und Coro begreift, Maracaybo, Varinas und Guyana, nebst der Insel Margarita im karaibischen Meere, der Schauplatz eines grausamen Bürgerkrieges geworden. Vergl. d. A. Caraccas, Venezuela und Südamerik. Revolution. Die steile Küste dieses Landes, das westlich an Neu-Granada, südlich an Peru und holländ. Guyana, östlich an das atlantische und nördlich an das karaibische Meer gränzt, hat Columbus 1498 entdeckt; das Land selbst wurde von Spaniern erobert und colonisirt, dann von einer deutschen Handelsgesellschaft, der Familie Welser in Augsburg, die es 1528 von Karl V. für eine Schuld als ein castilisches Lehn erhielt, sehr willkürlich verwaltet. Der König von Spanien entzog daher 1550 den Welsern die gemißbrauchte souveräne Gewalt, und stellte einen Kronbeamten als General-Capitän der Caraccas an. Die Hauptst. Caraccas (span. Caracas, nach einem Stamme der Urbewohner so genannt) wurde 1567 von Diego de Losada (unt. d. 10° 30′ 15″ N. B.) erbaut. Vor dem Erdbeben (26. März 1812), durch welches 12,000 Menschen ihr Leben verloren, zählte sie 50,000 Einw. Zwei Stunden davon liegt der befestigte Hafen La Guayra, eine Stadt mit 8000 E. Außer mehrern Küstenströmen und andern Flüssen, die hier in den Orinoko fallen, wie der Apura und Cassiaquiari, ist unweit der Stadt Valencia, in einer gesunden, fruchtbaren und reizenden Gegend der See von Valencia zu bemerken, in welchen sich 20 Flüsse ergießen, ohne daß er einen sichtbaren Abfluß zeigt, und gleichwohl nimmt seine Wassermasse allmählig ab. Nach Caraccas sind die bedeutendsten Städte: Cumana, mit einem befestigten Hafen und 17 000 E.; Barcelona nueva, mit 14,000 E., am Neveri, eine Stunde vom Meere, der Sitz des Schleichhandels mit Trinidad; Coro mit 10,000 E. auf einer Landzunge, welche den Golf von Maracaybo und die karaibische See scheidet; Puerto Cabello mit einem Hafen und 8000 E.; Maracaybo mit 24,000 E., die Schiffbau treiben, u. a. m. Im Innern des Landes liegen Tocuyo mit 10,200 E. Barquisimeto mit 11,300; Varinas mit 6000, S. Fernando de Apure, am Apure, mit 6000 E u. a. m. Das große Steppenland der Prov. Guyana, mit noch unerforschten Gebirgsstrecken, wird durch den Caroni in Ober- und

Unter-Guyana getheilt. Jenes liegt westlich, dieses östlich an jenem Flusse. Beide sind überaus fruchtbar, aber von kriegerischen, wilden Stämmen bewohnt, unter welchen die Karaiben die grausamsten sind. Der Reichthum des Landes besteht in Viehheerden; doch gibt es auch einige Taback- Baumwolle- und Indigo-Pflanzungen. Hier liegt in den Wildnissen der unbesiegten, freien Guayecas der See Parima, das vermeintliche El Dorado. Die Hauptstadt des spanischen Guyana, S. Tomé oder Angostura, liegt an einer Stromenge des Orinoko, 90 span. Meilen vom Atlantischen Meere, mit dem Fort Port Rafael, das gegenüber auf dem linken Ufer des Orinoko liegt. Die übrigen Städte dieses wüsten Landes gleichen bloßen Dörfern; die südliche Gränze gegen das portugies. Guyana ist durch mehrere Forts gedeckt. Die durch die Perlenfischerei zu der Zeit, als Columbus sie entdeckte, berühmte Insel Margarita (jetzt Neu Sparta genannt) ist ihrer Lage wegen wichtig. Ein acht span. Meilen breiter Canal, durch den alle Schiffe nach Cumana, Barcelona und La Guayra segeln, trennt sie vom festen Lande. Sie hat drei Häfen. Die Hauptst. Asuncion, in der Mitte der Insel, ist unbedeutend. Diese Insel, deren größte Länge 50, und die größte Breite 20 M. beträgt, war der Anfangspunkt der südamerik. Revolution. Sie zählte vor 1810 über 16,000 Einw., Weiße, Schwarze und Gemischte. Ihr Muth und ihr Freiheitssinn hat sich im Juli 1817 bewährt, als sie den Angriff des spanischen Generals Morillo vereitelte. Unter andern ward von einem Haufen Weiber ein spanisches Piquet von 60 Mann in der Nacht aufgehoben und im Triumph nach der Stadt gebracht. Man verwarf die angebotene Amnestie, und führte den kleinen Krieg mit solchem Erfolg, daß Morillo mit großem Verluste schon im Sept. 1817 die Insel wieder verlassen mußte. — Das Vicekönigreich Peru, ein weites, zwischen den Andes und dem Weltmeer liegendes Thal ist in den Valles an der Küste sumpfig und fruchtbar, auf den Sierras steinig und minder fruchtbar. Die Größe berechnet Fischer zu 44,650 Q. M. Ohne Potosi und Quito begreift Peru nach von Humboldt, nur noch einen Raum von 30,000, (nach And. 21,662) Q. M. Unter den Einwohnern) (1½ Millionen) sind etwa 130,000 Weiße und 240,000 Mestizen; die übrigen sind Indianer. Die Zahl der Neger ist nicht groß. Die Kroneinkünfte werden sonst jährlich auf 1,034,000 Pf. St. geschätzt, wovon 216,600 in den königl. Schatz flossen. Der Vicekönig, dessen Sitz zu Lima ist (s. d. A.), hat einen jährlichen Gehalt von 12,600 Pf. St. und außerdem noch gewisse Monopole und Gefälle. Peru hat 2 königl. Gerichtshöfe oder Audienzen, zu Lima (seit 1543) und zu Cuzko. Ueber die Geschichte und die natürliche Beschaffenheit dieses Landes s. d. A. Peru. Der Handel ist durch die neuesten Zeitereignisse sehr gestört. Für ihn bietet die 400 Stunden lange Küste mit mehr als 30 Häfen, 20 Buchten und 60 Rheden große natürliche Vortheile dar. Der Bergbau wird bei dem Mangel an Quecksilber und Holz nicht sehr sorgfältig betrieben. Es gibt 4 Kupfer-, 4 Quecksilber-, 12 Blei- und 680 Silbergruben, 70 Goldbergwerke und Wäschen. Die reichsten Silbergruben sind die von Pasco oder Lauricocha. Sie liegen 13,000 F. hoch über dem Meere, und liefern jährlich 2 Mill. Piaster Ausbeute. Die Minen von Chota oder Gualgayoc in Truxillo sind reicher als die von Potosi, liegen 13,385 Fuß hoch, und geben jährl. blos an Silber gegen 44,000 Pfund Ausbeute: die von Huantajaya in Arica, in einer wasserleeren Wüste, geben jährl. 53,000 Pf. Hier fand man kürzlich gediegene Massen Silber, eine von zwei, die andre von

acht Centnern. Gold gewinnt man in Tarma aus den Bergwerken zu Pataz und Huilies, und in der Wäsche an den Ufern des Maranon Alto. In den J. 1791 bis 1801 wurden in Lima 5,466,000 Pf. St. oder 1,113,000 Pf. St. jährlich gemünzt; darunter 3450 Mark Gold und 570,000 Mark Silber. Peru wird in 7 Intendancias getheilt. 1. Truxillo, die nördlichste mit der Hauptst. gl. N., die 5800 Einw. zählt. Der Hafen heißt Guanchaco. Unter den übrigen Städten sind zu bemerken: Piura, die erste Niederlassung der Spanier in Peru; sie ward 1531 von Pizarro gegründet, und hat jetzt 7000 Einw.; S. Juan de la Frontera; Moyobamba u. a. m. In Caxamarca steht noch der Palast des Inca Atahualpa, den die von ihm abstammende Familie Astorpilcos bewohnt. 2. Tarma, mit der Hauptst. gl. N. 5600 Einw. In Guanuco sieht man die Ruinen eines Palastes der Incas, eines Sonnentempels und der großen Straße von Cusco nach Quito. 3. Lima. 4. Guancavelica mit Quecksilber-Gruben. Auf den Hochebenen gibt es zahlreiche Heerden des peruvianischen Schaafes, oder Vicuña, 5. Guamanga mit der Hauptst. gl. N. oder San Juan de la Victoria (26,000 Einw.). In den Gebirgen gibt es Heerden von dem peruvianischen Kamel oder Huanucos. 6. Cuzco mit der Hauptst. Cuzco (13° 25, S. B., welche Manco Capac gründete. Als Pizarro diese Stadt im J. 1534 eroberte, war sie groß und prächtig, jetzt liegt sie zum Theil in Trümmern. Auf der Stelle des berühmten Sonnentempels steht ein Dominikanerkloster. Von den Einwohnern (ungefähr 32,000) sind drei Viertel Indianer, die gute Flanell-, Baumwoll-, und Lederwaaren verfertigen. Außer einer Universität gibt es hier eine Schule für die Kinder der indianischen Caziken. In der Nähe sieht man die Ueberreste der Festung der Incas von kühner Bauart. 7. Arequipa, mit der Hauptst. gl. N., die 24,000 Einw. zählt. Zwanzig span. Meilen davon liegt der Hafen Aranta und 96 M. weit der Hafen Ocana. Auf dem Rücken des hohen Caylloma entspringt der Apurimac, oder der eigentliche Maranhon auf einem kleinen Bergsee (16° 10′ S. B.). An die Provinzen des Plata-Stromes gränzt der District Arica, mit der St. gl. N., die einen Hafen hat. Oestlich von der peruanischen Andenkette breiten sich große Landstrecken, zusammen von 8 — 10,000 Q. M., bis in das Plata-Gebiet und nach Brasilien aus; dahin gehören die Pampas del Sacramento mit Colonna, oder das Land der Missionen, am Ucayale, Cassiquin und Ypari, in welchem die Jesuiten mehrere indianische Stämme bekehrt haben. Der letzte Reisende in diesem Lande, Pater Girval, will hier im J. 1791 an 25 verschiedene Stämme entdeckt haben, unter welchem die Conibos, Panos, Chipeos, Piros u. a. m. zum Theil das Christenthum angenommen haben, die übrigen aber sehr wild und kriegerisch, einige sogar Anthropophagen sind. Das Land ist mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt; doch haben die Missionarien der Jesuiten mehrere Dörfer für Ackerbau und Viehzucht angelegt, und Pater Girval sah im Lande der Panos in dem Dorfe Sariacu ein Kloster, das Anna Rosa, eine in Lima erzogene Italienerin, die von dem Stamme, wie ein Oberhaupt verehrt wurde, gestiftet hatte. Andere Nomaden-Stämme die nördlich von den Pampas der Missionen den Landstrich Chunchos, zwischen Brasilien und Peru bewohnen, sind wenig bekannt. — Das Generalcapitanat Chili oder Chilé, die Kornkammer von Südamerika, ist ein schmales Küstenland, das herrliche Thäler und Ebenen einschließt, und auf einem Flächen-Raum

von 10,440, nach Andern von 22,574 span. Q. M. über 1,200,000 Bew., ohne die unabhängigen indianischen Stämme, zählt. Von Peru ist durch den wüsten Landstrich Atacama, und vom Plata-Lande (Buenos Ayres) durch die 20,000 F. hohe Andenkette, auf der 15 Vulkane beständig Feuer speien, geschieden. Im Süden stößt es an das öde Magellanen-Land. Der Generalcapitän hatte abwechselnd seinen Sitz zu San Jago, (33° 26′ S. B.) Hauptst. mit 30,000 Einw. (jetzt soll die Zahl bis auf 50,000 gestiegen seyn), und zu Concepcion (oder Penco) (36° 47′ S. B.) mit 13,000 E. Das Land war in 13 Partidos getheilt. Zu Chile gehören der Archipel von Chiloe (47 Inseln) und der von Chonos oder Guaytecas. Vom 36° S. B. an gehört das Land den unabhängigen Stämmen der Araucanen, Cunches und Huilliches u. a.; auch die Anden in Chile sind von freien Völkern bewohnt. Chile wurde von Almagro 1535, dann von Valdivia 1540 bis 1550, welcher San Jago im J. 1541 und auch Concepcion gründete, hierauf von Villagran bis 1557, und zuletzt von Hurtado de Mendoza entdeckt und erobert; allein der blutige Krieg mit den Araucanen dauerte fast ununterbrochen fort bis 1641; seitdem hat dieses tapfre und gebildete Volk seine Unabhängigkeit fortwährend behauptet. Nur im Lande der Cunches ist es den Spaniern gelungen, drei Forts anzulegen: das wichtigste Fort Maullin, der Chaco Bay von Chiloe gegenüber, ist ihre südlichste Besitzung in ganz Chile. — Das Land wird oft von Erdbeben erschüttert, gewöhnlich drei bis viermal des Jahres; doch haben seit 1520 nur fünf große Erdstöße Statt gefunden. Die 120 Flüsse, welche von den Anden herab kaum 300 engl. Meilen bis ins Meer strömen, befördern sehr die Fruchtbarkeit, den innern Verkehr und den Welthandel. Unter den Seen ist der Villarica am Fuße des großen Vulcans gl. N. der größte. Salz-, Mineral- und heiße Quellen sind in Menge vorhanden. Man findet alle Halbmetalle, Blei, Eisen, Zinn, viel Kupfer (in mehr als 1000 Gruben) zum Theil gediegen, Gold (über 12 000 Mark jährl.) und Silber (mehr als 30,000 Mark jährl. Die zahlreichste Classe der Einwohner besteht aus Creolen, die wohlgebildet, brav, talentvoll und gewerbfleißig sind. Ueberhaupt hält man die Chilioten für das freisinnigste, höflichste, gastfreiste und großmüthigste Volk im spanischen Amerika. Ein Drittel des gesammten Grundeinkommens besitzt die Geistlichkeit, deren jährliche Einnahme auf 10 Mill. Piaster geschätzt wird. Die herrschende Sprache ist die spanische; nur an den Ufern des Arauco ist das Chili-Dugu, die alte Landessprache, im Gebrauch geblieben. Unter den 36 einheimischen Thierarten des Vicuña die Andenhöhen; das araucanische Schaf wird als Lastthier gebraucht; das Guanuco ist das amerikanische Kamel; die Puda, eine Art wilder Ziege, wird gezähmt; das Guemul, eine Art Pferd und Esel, bewohnt die unzugänglichen Gebirge; das Vizcacha, ähnlich dem Fuchse und dem Kaninchen, hat ein feines Fell, das man zu Hüten nimmt; der Pagi ist dem Löwen, der Culpeu dem Wolfe ähnlich, und so gibt es mehrere andere Thierarten, die in einigen Stücken denen der alten Welt gleichen, aber kleiner sind. Die Europäer haben Pferde, Esel, Maulthiere, Rindvieh, Schweine, Ziegen, Hunde, Schafe, Katzen eingeführt, die sämmtlich größer und stärker geworden sind, als die Stammrasse. An Vögeln ist Chile eben so reich als Mexico; an See- und Flußfischen ist Ueberfluß. Laternenträger, Leuchtwürmer u. a. Insecten erhellen bei Nacht die Wälder und am Tage schimmern die Felder und Gärten

von den schönsten Schmetterlingen. Die wilden Bienen erzeugen Wachs in Menge. Muskitos, Mücken und giftige Insekten kennt man in Chile nicht; doch gibt es unschädliche Spinnen und Scorpionen, so wie eine Art Schlangen. — Der Handel mit Europa und mit Peru hat in der neuern Zeit sich vermindert; der mit Buenos-Ayres hat zugenommen. Bisher schätzte man die gesammte Einfuhr von Peru und Chile auf 11½ Mill. Piaster jährl. Die Ausfuhr von Erzeugnissen der Landwirthschaft auf 4, an Gold und Silber an 8 Mill. Piaster. Die reichsten Gold- und Kupferminen sind in der Provinz Copiapo, mit der Hauptst. gl. N. am Copiapo, dessen Mündung einen guten Hafen bildet. In der Prov. Coquimbo gibt es ebenfalls wichtigen Bergbau; Wein, Oliven u. a. europäische Früchte werden in Menge erzeugt. Die Hauptst. und der Hafen heißen eben so. Der letztere liegt an der Bai von Coquimbo, welche geräumig und sicher ist. In der Provinz Quillota ist der Hafen Valparaiso (33° S. B.) der Mittelpunkt der Schifffahrt und des Handels mit Peru. In der Prov. Melipilla ist die Ebene am Mappo-Fluß unweit der Hauptst. Melipilla oder S. Josef de Logrono, durch den Sieg des Generals San Martin über die Spanier merkwürdig geworden. In der Prov. Maule, mit der Hauptst. Talca, wohnt der kriegerische Stamm der Promaucianer. In der Prov. Puchacay ist die Bai von Talcaguana ein sichrer Ankerplatz, für die Schiffe die, aus Europa und Buenos Ayres kommen. Die südlichste Prov. Huilquilemu ist durch den Biobiofluß, an welchem längs der Gränze mehrere starke Forts angelegt sind, von dem Lande der Araucanen geschieden; doch besitzen die Chilioten noch die Stadt Valdivia am Fluß gl. N. unter 40° 5' S. B. mit einem schönen Hafen. Längs der Küste von Chile liegen eine Menge zum Theil unbewohnter Inseln, welche den Wallfischfängern von England und Nordamerika zum Landungsplatze dienen. Der Chiloe-Archipel ist von trefflichen Matrosen bewohnt, Hauptort Castro (42° 40 S. B.). In dem indianischen Theile oder in Araucanien (vom Biobio 36° bis 45° S. B.) sind die Araucanen durch physische und geistige Bildung der ausgezeichnetste Stamm; doch lieben sie starke Getränke und sind Polygamen. — Das Vicekönigreich Rio della Plata oder Buenos Ayres (s. d. A. Buenos Ayres, Paraguay und Plata), das größte und eins der reichsten Länder in der neuen Welt, gränzt nördlich an die Amazonen-Wildniß, östlich an Brasilien und an das Atlantische Meer, südlich an Patagonien und an das südatlantische Meer; westlich ist es durch die Anden von Peru und Chile geschieden. Das ganze Land von 55,000 Q. M. mit 1,500 000 Creolen, Spaniern und Indios fideles ohne die bravos oder barbaros), ist eine ungeheure Niederung, die einzelne Hügelreihen von etwa 600 Fuß Höhe durchschneiden; südlich am rechten Plaufer breiten sich die Pampas, und am linken die holzleere Weideflur der Banda oriental aus; nördlich und westlich erheben sich amphitheatralisch die großen Waldgebirge eines Arms der Cordilleren, welcher sich zwischen dem 15 und 20° S. B. durch die Provinz Chiquitos bis zu den Gebirgen von Paraguay und Brasilien hinzieht. — Der erste Entdecker dieses Landes war Juan Diaz de Solis, welcher 1515 mit zwei spanischen Schiffen in die Mündung des Plata segelte, und das Land in Besitz nahm, aber von den Indianern erschlagen ward. Hierauf segelte 1526 Sebast. Cabot, in spanischen Diensten, denselben Fluß hinauf und entdeckte Paraguay. Er nannte den Hauptstrom, weil ihm die India-

ner, vorzüglich die Guaranis, viel Silber, das sie aus dem östlichen Peru erhalten hatten, brachten und er hier reiche Silberadern vermuthete, Rio de la Plata, d. i. Silberfluß. Doch sandte Spanien erst im J. 1553 den Don Pedro de Mendoza dahin ab, um eine Colonie zu gründen. Dieser baute Buenos Ayres. Hier hatte ein Generalcapitän seinen Sitz; die Verwaltung aber war von Peru abhängig. Bei dem Monopolsystem des Mutterlandes, das jährlich nur eine Flotte in den Plata sandte, war Buenos Ayres von Europa wie abgeschnitten. Bald wußte aber der Schleichhandel diese reiche Hirten- und Ackerbau-Colonie zu benutzen; daher führte Spanien seit 1748 die Registerschiffe ein, welche zu jeder Zeit im Jahre, mit einem Freischein des Raths von Indien versehen, nach dem Plata segeln durften. Nun wurde Buenos Ayres ein wichtiger Handelsplatz. Endlich erklärte die Regierung 1778 sieben und im J. 1788 fünf andre spanische Häfen zu Freihäfen, so daß der Handel mit Buenos Ayres und nach den Häfen des stillen Meeres nicht mehr auf Cadix beschränkt blieb. In demselben Jahre 1778 wurde das ganze Plata-Land zu einem Vicekönigreich erhoben. Nun stieg die Zahl der Registerschiffe, deren bisher etwa 15 in zwei oder drei Jahren nach Südamerika segelten, auf einmal bis auf 170, und wuchs immerfort, bis im J. 1797 der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, welcher den Handel von Buenos-Ayres plötzlich zu vernichten drohte. Seitdem hat er sich öfter wieder gehoben; doch ist er auch durch die neuesten Vorfälle sehr gestört worden. S. d. A. Buenos Ayres und den folgenden. — Buenos-Ayres war anfangs eine bloße Ackerbau-Colonie; allein durch die Vereinigung der östlich und südlich von den Anden gelegenen peruanischen Landstriche (Potosi, Chargata, Porco, Oruro, Chucuito, Lo Paz und Carangas) mit dem Vicekönigreiche Rio de la Plata, ist dieser Staat in den Besitz von reichen Erzgruben gekommen. Man schätzte die jährliche Ausbeute für die Krone auf 2200 Mark Gold und 414,000 Mark Silber, ohne was durch den Schleichhandel nach Peru und Europa geführt wurde. Die übrigen Producte und die Gegenstände des Handels s. u. d. Art. Buenos-Ayres und Plata. Das Vicekönigreich wurde in fünf Gouvernements getheilt. 1) In dem Gouvernement Buenos-Ayres liegt die Hauptstadt gl. N. der nunmehrigen Republik der vereinigten Provinzen von Südamerika. Die Stadt hat 60,000 gebildete und wohlhabende Einwohner, von denen ein Recensent in den Wiener Jahrb. V. glaubt, daß sie so wenig als die Einwohner von Chile, Paraguay, Venezuela, Margarita u. s. w. für die Freiheit reif seyn sollen; wahrscheinlich aus dem Grunde, nach welchem der Recensent die Preßfreiheit den deutschen Völkern abspricht. Die Stadt Monte-Video, am östlichen Plataufer, mit dem besten Hafen an diesem Strome, hat gegen 20,000 Einw. und ist seit 1816 von den Portugiesen besetzt. (S. oben.) Santa-Fe, am Einflusse des Salado in den Plata, ist der Stapelort des Handels nach Peru mit Paraguay-Thee. Maldonado, am linken Plataufer, hat einen guten Hafen bei der Einfahrt in den Strom. Der nördlichste Handelspunkt am Plata ist Las Corrientes am Zusammenflusse des Parana und Paraguay. Die geschichtlich merkwürdige, zuerst von den Portugiesen 1678 angelegte, und von den Spaniern 1777 großentheils zerstörte Colonie del Sacramento ist jetzt nur noch wegen ihres Hafens am östlichen Plataufer zu bemerken. Unter den Missions-Ländern ist Guarani-

am südlichen Ufer des Parana bekannt. Im Norden des Gouvernements wohnen die kriegerischen Abiponer, an der südlichen Gränze die Patagonier. 2) Im Gouvern Los Charcas oder Potosi, das zuerst Pizarro 1538 colonisirte, liegt die Hauptst. Chuquisaka, oder La Plata, mit 14,000 Einw., und das berühmte, im J. 1547 erbaute Potosi (s. d. Art.). Doch ist die Bevölkerung dieser Stadt von 160,000 E., die sie im Jahre 1611 hatte, in neuerer Zeit bis auf 30,000 gefallen. Noch liefern die 300 Gruben des 4360 Fuß hohen, kegelförmigen Berges Hatun Potocsi, der 3 Meilen im Umfange hat, jährlich zwischen 5 und 600,000 Mark Silber. In der Nähe gibt es mehrere besuchte warme Heilquellen. Auf dem Gebirge nach Peru hin liegt Porco mit 22,000 Einw.; der Rio Grande bewässert die fruchtbare und gut angebaute Provinz Cochabamba (Peru's Kornkammer) mit der Hptst. Oropesa; am Parapeti liegt die schön gebaute Stadt La Paz mit 20,000 E., welche vorzüglich mit Paraguay-Thee handeln. Nahe am Tilicaca-See bei Tiahanuaco (17° 17′ S. B.) stehn noch mehrere Pyramiden und in Stein gehauene colossale Figuren, welche älter seyn sollen als die Periode der Incas. Hier, an jenem See, sagt man, sey Manco Capac zuerst den Völkern erschienen; daher hatten die Incas, seine Nachfolger, einen prächtigen Sonnen-Tempel auf einer Insel des Sees erbaut, zu dem die Peruaner wallfahrteten. Bei der Ankunft der Spanier aber rissen ihn die Priester ein, und warfen die Schätze desselben in den See. Hier steht auch noch die vom fünften Inca erbaute Binsenbrücke über den 80 — 100 Ellen breiten Drain. Sie wird von starken Binsentauen getragen, welche queer über den reißenden Strom gelegt sind. Der Inca führte seine Armee über die Brücke und befahl die stete Unterhaltung derselben; ein Gesetz, das auch die Spanier vollziehen lassen. Zu dem Vicekönigreiche Buenos-Ayres gehörte noch bis zur Revolution der größtentheils wüste Landstrich Atacama, der westlich von den Anden, südlich von der peruvianischen Provinz Arica, und nördlich von der chilischen Provinz Copiapo bis an das stille Meer sich erstreckt, und wegen seiner Fischereien wichtig ist. Er gehörte als eine besondere Provinz zu dem Gouvernement Los Charcas; unter den östlichen Provinzen derselben Statthalterschaft sind wichtig: Apolabamba, wegen der von Franciscanern angelegten Missions-Colonie; Santa Cruz de la Sierra und Chiquitos, wo die Jesuiten am Ende des 17. Jahrh. ihre Missionen so zweckmäßig einrichteten, daß sie noch fortbestehen; auch in der Provinz Mojos (Moxos) die nördlich von jenen, östlich an Brasilien und westlich an Peru gränzt, sind mehrere Missionen am Beni-Strome angelegt worden. Allein das wenig bekannte gebirgichte Chakos-Land am Pilkomayo versuchten die Jesuiten vergeblich zu colonisiren. Chakos und Moxos sind von wilden Nomaden-Stämmen bewohnt, die ihre Unabhängigkeit behaupten. — 3) Das Gouvernement Paraguay gränzt nördlich an den See Xarayes, nordwestlich an Chakos und Chikitos, westlich an Tucuman, von welcher Provinz es der Paraguay-Fluß trennt, östlich an Brasilien, und südlich wird es durch den Parana von den Guayra-Missionen in Buenos-Ayres geschieden. Die Hauptstadt Asuncion (24° 47′ S. B). gründete Juan de Salinas; doch wurde das Land erst von Irala völlig unterworfen. Die Eroberer behandelten die Eingebornen als Sklaven, bis die Jesuiten seit 1556 die väterlich milde Leitung derselben übernahmen. Sie gewannen in kurzem ihre Liebe und Zutrauen in ei-

der Insurgenten aufs Neue das Uebergewicht. Morillo behauptete sich nur mit Mühe in den Küstenprovinzen, und der Vicekönig Samano in Neu-Granada war zu schwach, um der am Ende des J. 1818 unter Santander's Anführung aufs neue um sich greifenden Insurrection Einhalt thun zu können. Der kühne Mac Gregor hatte zu gleicher Zeit eine Landung unternommen und den 10. April Portobello überrumpelt; allein er unterließ die nöthige Vorsicht, wurde den 24. von den Spaniern überfallen, und konnte sich allein kaum mit der Flucht retten. Dagegen ward der Feldzug in Venezuela von Bolivar mit Erfolg eröffnet. Sein Heer bestand im Anfang des J. 1819 aus 5000 M. Fußvolk und 2500 M. Reiterei an regelmäßigen und kriegsgeübten Truppen, ohne die undisciplinirte berittene Landwehr aus den Llanos, und 4000 M. Engländer. Nach mehrern zum Theil sehr blutigen Treffen gelang es ihm, obgleich mit großem Verluste, über die Gebirge von Neu-Granada zu dringen, und sich mit den Insurgenten dieses Landes, welche unter Santander die Truppen des Vicekönigs Samana geschlagen hatten, zu vereinigen. Auch General Marino schlug den 10. Juni 1819 die königlichen Truppen in der Provinz Barcellona, und Gen. Urdanette eroberte die Hauptstadt Barcellona. Seitdem sind die Republikaner bis Santa-Fé de Bogata vorgedrungen, und Gen. Paez soll am 13. Aug. in diese Stadt eingerückt seyn. Dagegen mißlang der gleichzeitige Angriff von der Seeseite unter Brion am 5. Aug. auf Cumana. Morillo sieht sich jetzt abermals auf die Stadt Caraccas, Carthagena, Santa Maria, Rio de la Hacha und wenig andere Küstenplätze beschränkt. Da nun keine Wahrscheinlichkeit da ist, daß er von Spanien aus Verstärkungen bekommen kann, so dürfte der Sieg der Republik Venezuela entschieden seyn, wenn die Generale derselben nach Einem Plane den Krieg fortsetzen. Ihre innere Ausbildung hat einen festen und geordneten Gang erhalten. Schon am 20. Nov. 1818 erließ Bolivar in ihrem Namen zu Angostura ein Manifest, in welchem Venezuela seine Unabhängigkeit von Spanien und seine politische Selbstständigkeit, für die es seit dem 10. April 1810 gekämpft habe, feierlich kund machte und zugleich erklärte, daß die Republik nie wieder unter Spaniens Joch sich beugen, noch mit dieser Macht je anders als nach den Grundsätzen der völkerrechtlichen Gleichheit unterhandeln wolle. Hierauf ward den 15. Febr. 1819 der Congreß von Venezuela, in welchem bereits fünf Deputirte aus Neu-Granada saßen, in Angostura förmlich eröffnet. Bolivar, der bisherige oberste Director, wurde zum Präsidenten, und Zea (s. d. A.) zum Vicepräsidenten erwählt. Der Bürger Roscio ist Präsident der Repräsentanten-Kammer, und Manoel Palacio, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Bolivar hat hierauf dem Congresse einen nach dem Muster der brittischen Constitution entworfenen Verfassungsplan vorgelegt. Diese Verfassung, welche Religions- und Preßfreiheit und das Palladium der öffentlichen Rechte, Geschwornen Gerichte, umfaßt, ward von dem Congresse im Sommer 1819 vollendet, und durch die ganze Republik gesetzlich kund gemacht. Gegenwärtig ist der Congreß hauptsächlich mit der Vereinigung Neu-Granada's und Venezuela's zu Einer Republik beschäftigt. —

II. Die Republik der vereinigten Provinzen von Südamerika, pag. 559. † Die Republik nahm den stolzen Namen der vereinigten Provinzen von Südamerika an und setzte den 3. Dec. 1817 ein Reglamento provisorio fest, das als

Constitution bis zur endlichen Bestimmung der Verfassung gelten sollte. Der nach dieser Form gewählte souveräne Congreß eröffnete seine Sitzungen den 25. Februar 1816, wo der oberste Director, D. Martin Pueyrredon, den Deputirten dringend empfahl, den bisherigen provisorischen Zustand aufzuheben und die Constitution zu vollenden. „Die Lage des jungen Freistaats erheischt," sagte Pueyrredon, „daß mein Nachfolger mehr militärische Kenntnisse habe, als ich. Ich werde dann von meinem schwierigen Posten steigen und der Nation zeigen, daß es leichter ist, zu gehorchen als zu befehlen." Nun wurde den 25. Mai 1819 die neue Constitution, ganz der nordamerikanischen ähnlich, publicirt, und an Pueyrredons Stelle, der nicht wieder zum Ober-Director ernannt seyn wollte, trat der General Roudeau. Um gegen die große Armada, welche in Cadix (s. Spanien) ausgerüstet wurde, Vertheidigungsanstalten zu treffen, wurden nicht nur Waffenstillstand und Verträge mit Paraguay und mit dem Heerführer der Banda-Oriental, Artigas, geschlossen, sondern auch General San Martin von seiner Expedition gegen Peru abberufen. Die conföderirte Republik der verein. Prov. v. S. Amer. besteht gegenwärtig aus folgenden 6 Provinzen: Buenos-Ayres, Mendoza, Tucuman, Cordova, Salta und Corrientes. Sie sind die am meisten bevölkerten und enthalten fast ⅘ der Gesammt-Bevölkerung des ehemaligen Vicekönigreichs. Zu dem Generalcongreß sollen je 15,000 Wähler einen Deputirten schicken. Die Staatseinkünfte bestehen meistens in Zöllen und belaufen sich auf 3 Millionen Piaster jährlich. Das Heer ist 30,000 Mann stark, darunter 12,148 M. Linientruppen; der Rest besteht aus 7041 Civicos oder Gauchos (eine Art Kosaken, oder bewaffnete und berittene Hirten, und 10,573 Milizen oder Nationalgarden. Die Marine besteht fast nur aus Corsaren, welche aber den spanischen Handel auf allen Meeren von Lima bis Cadix beunruhigen. Unter allen Städten hat Buenos Ayres die größten Anstrengungen gemacht, um Truppen und Geld herbeizuschaffen. Sie übte daher in den Regierungsangelegenheiten einen überwiegenden Einfluß aus. Dieß war die Ursache, daß endlich der Föderalismus in der Verfassung obsiegte. Diese beruht auf persönlicher Freiheit und Gleichheit, auf dem Wahlrechte, auf der Toleranz und auf der Preßfreiheit. Es gibt in der Republik keinen Adel und keine mächtige Geistlichkeit. Die Pfarrer müssen die patriotischen Schriften, welche ihnen die Regierung zuschickt, von den Kanzeln ablesen. Auch läßt die Regierung die politischen Schriften der Nordamerikaner übersetzen, um den Geist der Mitbürger Franklin's in das empfängliche Gemüth der Völker am Plata zu verpflanzen. Für die öffentliche Erziehung sind gute Anstalten errichtet und es giebt in der Hauptstadt wenig Knaben, die nicht lesen und schreiben könnten. — Ueb. die Gesch. und den statistischen Zustand dieser Republik vergl. The Reports on the present state of the United Provinces of South America, drawn up by Mss. Rodney and Graham, (Neue Amer. Commissare in Buenos-Ayres) with Documents and Notes, Lond. 1819. und die Constitution Spaniens von den Cortes gegeben, nebst den Constitut. Südamerika's. Mit historischen Einleitungen. Leipz. 1820. — III. Die militärische Republik des Oberfeldherrn Artigas begreift die Provinzen Banda-Oriental und Entre Rios, eine mit Weideplätzen bedeckte Fläche, welche sich östlich vom Plata, 600 Meilen vom N. nach S. und 500 Meil.

vom W. nach O. bis Brasilien ausbreitet. Artigas, den die Unzufriedenen aus eigenem Antriebe zu ihrem General und Protector erwählt hatten, kündigte den Portugiesen den Krieg an, weil sie in das Land der Orientalen eingedrungen waren und Requisitionen erpreßt hatten. Die Hauptst. des Landes, Monte-Video, ist jetzt im Besitze der Portugiesen, welche im J. 1819 Artigas Truppen in mehreren Treffen besiegt haben. Artigas hat sein Hauptquartier zu Purificacion, im Mittelpunkte des Landes. Er selbst hat Gesundheit, Ruhe und alle Genüsse des Reichthums aufgeopfert, um in dieser Wildniß der Beschützer eines armen, für die Freiheit und für ihn begeisterten Hirtenvolks zu seyn. Von Buenos-Ayres fiel er ab, weil man ihn zurückgesetzt und bei seinem trotzigen Unmuthe darüber geächtet hatte. Artigas halbnackte Krieger erhalten keinen Sold, sondern bloß eine kleine Ration Fleisch, ein wenig Yerva und Tabak. Mit dieser elenden Nahrung und bei der strengsten Disciplin hält der Orientale unglaubliche Strapatzen aus. Der Kampf ist ihm eine Lust; er verlangt keinen Pardon und stirbt mit dem Wunsche für die Rettung seines geliebten Vaterlandes. In Artigas Lager sieht man weder Paraden noch glänzende Uniformen. General und Soldat kleiden sich, wie es die Umstände erlauben. Artigas verlangt keine fremde Unterstützung. Was er von Fremden als Unterstützung empfängt, dafür gibt er volle Entschädigung. Alle seine Häfen sind Freihäfen. Dabei ist der Protector sehr bemüht, Schulen zu errichten; er handhabt eine strenge, schnelle und unpartelische Justiz. Das Volk selbst ist unwissend, ohne moralische und religiöse Grundsätze. Die Volksmenge wird auf 50,000 geschätzt. — IV. Die Republik Paraguay, unter dem Director Francia, genießt eines innern Friedens und hohen Wohlstandes, indem sie sich in die Streithändel der Nachbarn nicht mischt. Nach Graham beläuft sich ihre Volkszahl auf 300,000 Seelen; ihre Miliz, meistens Indianer, welche dazu von den Jesuiten abgerichtet worden sind, ist gegen 30,000 M. stark. Sie wird sich wahrscheinlich mit der Kreolen-Republik am Plata conföderiren. — Es haben sich also neun Provinzen dieses Vicekönigreichs von Spanien losgerissen; von den königlichen Truppen aus Peru wurden im Anfange des J. 1819 noch folgende fünf, obwohl mit Mühe und nur theilweise, behauptet: Potosi, la Plata, Cocha-Bamba, la Paz und Puno. — V. Die Republik Chile hat sich, nachdem das Volk seit dem 10. Sept. 1810 für seine Freiheit gekämpft hatte, den 1. Jan. 1818 für unabhängig erklärt. Anfangs stand ein Congreß an der Spitze der Regierung. Allein zwei Parteien, die der Carrera und die der Lorrains, kämpften um den Einfluß. Als jene, obwohl eifrige Republikaner, die oberste Gewalt an sich rissen, entstanden Unordnungen, weshalb das von dem Vicekönige von Lima 1813 nach Chile gesandte Heer einige Vortheile erhielt. Die Carreras verloren die Schlacht von Raucagua d. 2. Oct. 1814, und wurden abgesetzt, worauf die Lorrains einem tapfern Officier, O'Higgins, den Heerbefehl übertrugen. Dieser schloß mit dem spanischen General einen Vergleich, nach welchem Chile die Regierung der Cortes in Spanien anerkannte, und eine gewisse Zahl Deputirte zu denselben schicken sollte. Allein der Vicekönig verwarf diesen Vergleich. O'Higgins wurde geschlagen; die Spanier eroberten die wichtigsten Städte und verbannten die Häupter der Insurgenten auf die Insel Juan Fernandez. Darauf sammelte Ge-

neral San Martin von Buenos-Ayres die zerstreuten Insurgenten zu Mendoza in Ostchili, und nachdem er von Buenos-Ayres eine Verstärkung von 2000 Mann an sich gezogen hatte, unternahm er den berühmten Marsch über die Anden (s. Martin San), und lieferte den Spaniern das berühmte Treffen bei Chacabuco (den 12. Febr. 1817), wo er sie aufs Haupt schlug und ihren General Marco gefangen nahm. Dieses Ereigniß kann als die Wiedergeburt von Chile angesehen werden. Die Carreras verloren nun alles Ansehen. Auch San Martin erklärte sich für die Partei der Lorrains, weil er bei dieser am meisten Talente, Kraft und Einheit bemerkte. Er unterstützte die Meinung seines Freundes O'Higgins's, daß in den Zeiten der Gefahr die Regierung mit Einheit und Stärke ausgerüstet seyn müsse, um das Vaterland zu retten; dann erst sey es Zeit, an die Aufstellung einer republikanischen Verfassung zu denken. Die Congresse hatten Mexico und Venezuela zu Grunde gerichtet. O'Higgins wurde darauf von dem Congresse als Oberdirector an die Spitze gestellt. Zwei Brüder Carrera, die eine Gegenrevolution im demokratischen Sinne zu bewirken suchten, wurden verurtheilt und entflohen *). Indeß behaupteten sich die Royalisten noch zu Talcahuano. Von hier aus unternahm der span. General Osorio im März 1818 einen neuen Angriff auf Chile. In dieser Gefahr brachten die Bürger der Hauptstadt Santiago dem Staate ihr ganzes Silberzeug dar, und erklärten (d. 5. März 1818), daß dessen Stelle nicht eher ersetzt werden sollte, als bis das Vaterland gerettet sey. Das Andenken an diese patriotische That wurde durch eine Inschrift an den Säulen beim Eingange in die Stadt verewigt, wo es heißt: „Fremder, der du dieses Land betrittst, Nationen des Erdkreises, entscheidet, ob ein solch Volk unterjocht werden kann!" — Osorio ward von San Martin in eine Ebene gelockt. Hier gelang es dem spanischen Feldherrn zwar, das Heer von Chile, bei dem sich San Martin nicht befand, des Nachts zu überfallen, es gänzlich zu zerstreuen und das Geschütz zu erobern. Allein San Martin zog schnell alle Reserven zusammen, und erfocht in der Ebene von Maipo, den 5. Apr. 1818, einen entscheidenden Sieg, der die zweite Befreiung von Chile zur Folge hatte **). Denn nach einer zweiten Niederlage bei S. Fé haben die königl. Truppen im Januar 1819 Chile gänzlich geräumt, und sich in das Land der Araucanen zurückgezogen. Hierauf rüstete sich Chile zu einem Angriffe auf Peru. Zwar schickte Spanien eine Expedition von etwa 1200 Mann aus Cadiz nach Lima; allein die Mannschaft der Maria Isabella empörte sich, führte das Schiff nach Buenos-Ayres und trat zu den Insurgenten über. Die Officiere wurden von der Republik nach Lima geschickt. Um dieselbe Zeit segelte Lord Cochrane mit einem Linienschiffe von England nach Südamerika und trat als Admiral in die Dienste der Republik Chile, welche ihm im April 1819 eine Flotte von 9 Kriegsschiffen, von 60 bis 61 Kanonen, übergab. Er ging darauf mit 4 Fregatten von Val-

*) Ein dritter Carrera flüchtete sich nach Buenos-Ayres und später nach Nordamerika. Dieselben hatten im Jahre 1818 die Provinz Cuyo von Buenos-Ayres losreißen und sich der Regierung daselbst bemächtigen wollen. Der Gouverneur von Cuyo, Lizuraga, ließ sie daher nach einem öffentlichen Processe und öffentlich gesprochenen Urtheile hinrichten.

**) Von den gefangenen spanischen Officieren wurden den 8. Februar 1819 der General Ordonez und 30 Officiere auf Befehl des Gouverneurs von San Luis hingerichtet, weil sie einen Aufstand unternommen hatten, um sich des Platzes zu bemächtigen.

paraiso unter Segel, setzte die ganze Küste von Peru in Blokadezustand, und sperrte Callao, den Hafen von Lima. Zugleich marschirte San Martin zu Lande nach Peru. Allein er wurde mit einem Theile des Heeres abgerufen zur Vertheidigung von Buenos-Ayres gegen die große Armada, die aus Cadix im Sept. 1819 auslaufen sollte, (was bekanntlich durch die Insurrection der Truppen und dann durch das gelbe Fieber verhindert wurde). Lord Cochrane's Angriff auf Callao mislang; dagegen erbeutete er eine reiche spanische Handelsflotte in einem andern Hafen von Peru. — Der Sitz der Regierung von Chile ist Santjago. — VI. Auch im Vicekönigreiche Peru ist der Wunsch nach Unabhängigkeit, mit Ausnahme der Hauptst. Lima rege geworden. Hier stand in der Provinz Arequipa, 1515 der Priester Mugnecas als Obergeneral an der Spitze der Insurgenten; allein er wurde im April 1816 gefangen und nebst 12 andern Häuptern hingerichtet; sein Anhang aber zerstreut. — VII. In Mexico, eigentlich Neuspanien, s. Pag. 559. III. † Zu Mina's Unglücke trug vorzüglich die vom Vicekönig Apodaca erklärte allgemeine Amnestie bei, welche von den meisten Häuptern der einzelnen Provinzen angenommen wurde. Der einzige Pater Torres setzte den Kampf fort, und erhielt einige Vortheile im J. 1818. Allein es ist ihm bis jetzt nicht gelungen, den Congreß und die Republick von Mexico wieder herzustellen. Dagegen hat sich die mexikanische Provinz Texas, nachdem hier das von ausgewanderten Franzosen errichtete Champ d'Asyle von den Spaniern zerstört worden war, den 23. Juni 1819 für unabhängig erklärt. Hier steht General Long an der Spitze der Insurrection. Sollte ein Krieg zwischen den vereinigten Staaten von Nordamerika und Spanien ausbrechen, so würde dies auch für Mexico große Folgen haben. — Der Schade, den die unter der Flagge der südamerikanischen Insurgenten auf allen Meeren zwischen Europa und Amerika kreuzenden Caper, oft auch bloße Seeräuber, dem spanischen Handel und andern Nationen zugefügt haben, bewog die brittische Regierung im J. 1819. eine Flotte nach Südamerika zu schikken, deren Bestimmung noch unbekannt ist. Das Seeräubernest aber, die von den mexikanischen Insurgenten unter dem Commodore Aury besetzte floridanische Insel Amelia, wurde schon im Dec. 1817 von den vereinigten Staaten in Besitz genommen. Seitdem ist das spanische Florida selbst in Gefahr, eine Provinz der vereinigten Staaten zu werden. Spanien hat neuerlich den wegen Abtretung der Floridas geschlossenen Vertrag nicht genehmigt, und 3000 M. von Cadiz unter dem General Cagigal nach der Havannah geschickt, der daselbst Ende Aug. 1819 angekommen ist, und als Generalcapitän sowohl die drohende Insurrection auf Cuba unterdrücken, als auch die Floridas behaupten soll. — Bis jetzt hat keine fremde Macht die Unabhängigkeit der spanischen Amerikaner anerkannt. Der Prinz-Regent hat sogar im Nov. 1817 allen brittischen Unterthanen verboten, Dienste bei den Insurgenten zu nehmen, und im Quart. Rev. Nr. 34 (Lond. 1817, Nov.) sind die Gründe entwickelt, welche der brittischen Politik jede Verbindung mit den neuen Republiken verbieten. Die brittische Regierung soll sogar dem König Ferdinand VII. den Besitz seiner Colonien (freilich unter vorausgesetzter Aussöhnung nach billigen Grundsätzen unter brittischer Vermittlung) garantirt und dafür die Abtretung einer Provinz — entweder Cuba oder die Floridas — versprochen erhalten haben. Von den vereinigten Staaten sind Commissäre und Handels-Agenten

sowohl nach Buenos-Ayres und Santjago, als nach Angostura geschickt worden; denn schon jetzt hat sich für die Britten und für die Nordamerikaner in dem span. Amerika ein neuer großer Weltmarkt eröffnet. Die Schranken, in welchen Spanien den Handel Amerika's eingezwängt hielt, sind durchbrochen und können nicht wieder aufgerichtet werden. Indeß darf man nicht erwarten, daß Südamerika den Rang in der Weltgeschichte sobald einnehmen wird, den Nordamerika schon jetzt behauptet. Die spanischen Länder sind durch ungeheure Gebirge, schroffe Abgründe und Meere von einander getrennt; das Volk ist in Kasten gespalten, wenig zahlreich, bigott, größtentheils unwissend und roh, und nichts weniger als zur Ordnung erzogen, wie Nordamerika's Bürger waren. Hier entschied eine Revolution Alles; dort müssen mehrere durchkämpft werden, die auch im glücklichsten Ausgange nicht Alles entscheiden. Gleichwohl erzieht nichts so schnell die Völker zur Cultur, als die Freiheit. — Außer Neuspanien sind gegenwärtig dem Mutterlande noch unterworfen Guatimala, Peru, ein Theil von Neugranada, Havanna, Portorico und St. Domingo. Die Menge reicher Capitalisten und Sklavenbesitzer macht hier die Mehrzahl jedem Aufstande abgeneigt: allein die Macht des Monopolsystems und die der Inquisition sind vernichtet, und der Gewalt der liberalen Ideen, welche überall gewurzelt haben, wird auf die Länge nichts widerstehen. Ueber die Gesch. der südamerik. Revolution vergl. man das Exposé to the Prince Regent of England by Mr. W. Walton (London 1816); die Artikel von Blanko White im Journal El Español; die Historia de la Revolucion de Mexico, por el Dr. D. José Guerra; die Historical Sketch of the Revolution of the United Provinces of South-America, written by Dr. Gregorio Funes, and appended to his History of Buenos Ayres, Paraguay and Tucuman; ferner des Repräsentanten Clay treffliche Rede im Congresse zu Washington 1818 (s. d. Journ. Amerika, Oct. 1818, No. 25 fgg.); und die Outline of the Revolution in Spanish America, by a South-American, der bei vielen Ereignissen Augenzeuge war, London 1817. Eine interessante Vergleichung des nordamerikanischen Freiheitskampfes mit England und des südamerikanischen mit Spanien findet man im Quart. Review XXXIV. Lond. Nov. 1817 S. 530 fgg. De Pradt in s. Schrift: L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle, stellt die Meinung auf, Amerika sey für Spanien verloren — was jedoch nur von dem spanischen Handelsmonopol schon jetzt behauptet werden kann — Frankreich müsse daher seine Colonien daselbst aufgeben, und die Sache der Independenten unterstützen, um, mit ihnen verbunden, die brittische Seemacht zu stürzen, indem es Amerika's Handel an sich ziehe. Dieser Gedanke ist nicht ausführbar, weil Nordamerika und England, nebst Brasilien schon factisch den Besitz des spanisch-amerikanischen Handels unter sich getheilt haben; Frankreichs Colonien aber, nach einem liberalen System regiert, die Cultur in Westindien und in Guyana's Wildnissen sicherer bei sich aufnehmen und weiter verbreiten können, als wenn sie jetzt in den Zustand der Anarchie, unter wilden Negern geriethen. Es wäre ein Unglück für Europa, wenn es alle Colonien verlöre; allein es wird sie behalten, wenn es an Spaniens Beispiel lernt, wie es sie nicht regieren soll. K.

Süden, s. Mittagspunkt.

Südpol, s. Pol.

* Südsee, das stille Meer, der große Ocean, ist der größte Ocean, und hat zu Gränzen gegen Westen die Ostküsten von Asien, gegen Osten die Westküsten von Amerika. Gegen Norden verengert es sich allmählig zwischen Asien und Amerika bis zur Straße Anian, durch welche es mit dem nördlichen Eismeere zusammenhängt. Gegen Süden stößt es seiner ganzen Länge nach an das südliche Eismeer. Außer einigen asiatischen und amerikanischen Inselgruppen enthält es den ganzen fünften Welttheil Australien. Man theilt es in drei Meere, nämlich 1) in die Nordsee, bis zum Wendekreise des Krebses, folglich in der nördlichen gemäßigten Zone, mit veränderlichen Winden, doch vorherrschendem Westwinde; Theile desselben sind der nordische Archipelagus, das ochotzkische oder tungusische Meer, das japanische Meer und der Meerbusen von Korea; 2) in die Mittelsee, oder das eigentliche stille Meer, zwischen den beiden Wendekreisen, folglich in der heißen Zone, mit Ostpassat-Winden, enthält die schönsten und größten Inselgruppen Australiens und im Osten den californischen Meerbusen und den Meerbusen von Panama; 3) in die eigentliche Südsee, vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südlichen Eismeere, hat wieder veränderliche Winde, unter welchen die Westwinde vorherrschen, und enthält nur wenige Inseln.

Suffeten, s. Carthago.

Suggestivfragen heißen in der Rechtssprache solche Fragen des Richters an den Inquisiten, welche schon Bestimmungen angeben, die sich erst aus der Antwort hätten ergeben sollen. Sie können nach den Umständen zweckmäßig oder unzweckmäßig seyn.

Suidas, ein griechischer Grammatiker, der nach Einigen im 11. Jahrh. unter der Regierung des Kaisers Alexius Comnenus, nach Andern noch vor dem 10. Jahrh. blühte. Er schrieb ein historisches und geographisches Wörterbuch, das, wiewohl nicht durchaus genau, doch von größter Wichtigkeit ist, da es vieles enthält, was man anderwärts vergebens suchen würde. Die beste Ausgabe ist von Küster, Cantabr. 1705, 2 B. Fol.

Sulkowski. Dieses gräfliche polnische Geschlecht theilt sich in zwei Linien. Die ältere führt den gräflichen Titel; die jüngere wurde 1752 mit der reichsfürstlichen Würde beliehen, und besitzt Güter in Polen und Schlesien. Sie theilt sich in zwei Aeste: Schlesischer Ast: Fürst Johann Nepomuck, Herz. zu Bielitz, war poln. Oberster in kais. franz. Diensten, besitzt das Fürstenth. Bielitz im österreichischen Oberschlesien, mit 9500 Einw., und resid. zu Bielitz, einer Manufacturstadt von 4300 Einw. 2) Polnischer Ast: Fürst Anton Paul, Graf zu Lissa, resid. zu Reißen (Ridzin) im Königr. Polen, und ist polnischer Gen. Lieut. in russ. Diensten. Dem fürstl. Hause gehören, außer der Ordination Ridzin und der Herrsch. Luschwitz in Posen, noch andre polnische Güter und das Incolat oder Bürgerrecht in Niederösterreich. Ein Pole, Namens Joseph Sulkowski, geb. 1774, ein Zögling und Verwandter des Fürsten August Sulkowski, Woywoden von Posen, zeichnete sich als franz. Brigade-General und erster Adjutant Buonaparte's aus. Er hatte 1792 unter Zabiello gegen die Russen, dann in Frankreich bei der Armee von Italien gedient, wo er die Schanzen des Georgen-Forts bei Mantua nahm. Er wurde damals Buonaparte's Adjutant und begleitete ihn auch nach Aegypten, wo er in mehreren Treffen verwundet, und zwiege,

kaum genesen, bei dem Aufstande von Cairo, als er sich durch seinen Eifer und seine Menschenliebe zu weit hinreißen ließ, getödtet wurde. Buonaparte gab einem Fort von Cairo den Namen Sulkowski.

Sumach, ein Pflanzengeschlecht der dritten Ordnung der fünften Classe. Der virginische Sumach wird zum Schwarzfärben, der Firnißsumach (auch nordamerikanischer Giftbaum genannt), der in Japan und Nordamerika wächst, zur Firnißbereitung gebraucht.

Summa wird in der Arithmetik jeder Erfolg einer Addition genannt; es ist daher die Summe allen addirten Theilen gleich.

Summenformel ist die Formel, welche ausdrückt, wie die Summe aller Zahlen einer geometrischen oder arithmetischen Reihe ohne weitläufige Addition gefunden wird. In arithmetischen Reihen ist die Summe aller Glieder gleich der Summe des ersten und letzten Gliedes multiplicirt mit der halben Zahl der Glieder. Ist die Zahl der Glieder ungleich, so läßt man das erste oder letzte Glied weg und addirt dies nachher besonders hinzu. In geometrischen Reihen ist die Summe aller Glieder gleich dem letzten Gliede, multiplicirt mit 2, minus das erste Glied. Also:

$$2 + 4 + 6 + 8 + 10 + 12 + 14 + 16 + 18 + 20 = 110.$$

$$2 + 4 + 8 + 16 + 32 + 64 + 128 + 256 + 512 = 1022.$$

Sumpf, ziemlich gleichbedeutend mit Morast, Moor, Bruch oder Gebrüche, bezeichnet einen Ort, der weder für Schiffe noch Kähne fahrbar, noch für Menschen oder Fuhrwerk gangbar ist, also einen Ort, wo die Erde so mit Wasser vermischt ist, daß daraus eine schlammichte Oberfläche entsteht. Die Physik versteht unter Sumpf jedes Gewässer, das keinen sichtbaren Abfluß hat, und zählt folglich alle Landseen hieher, von denen keine Flüsse ausgehen.

Sumpfluft, ein eignes Gas, welches sich bei der Fäulniß animalischer und vegetabilischer Stoffe, mithin vornehmlich auch in Sümpfen entwickelt und von dem Wasserstoffgas (s. Gas) durch nichts als durch das größere specifische Gewicht und einen größern oder geringern Zusatz von Kohlenstoff verschieden ist.

† Sundische Inseln. Zu den kleinern gehören: Bali oder Klein-Java, Lombok, Flores, Sumbava, Timor, Sandelbosch und andere, wovon einige über fünfzig Meilen lang sind.

Suovetaurilia, ein bei den Römern nach geendigtem Census gewöhnliches Sühnopfer, welches aus einem Schweine, einem Schaf und einem Rinde bestand, daher der Name. Alle diese Thiere waren männlichen Geschlechts, um den männlichen Muth des römischen Volks zu bezeichnen.

Superlativ, s. Nomen.

Surate, eine Stadt im brittischen Hindostan, etwas nordwärts von Bombay, am Flusse Tappee. Sie zählt über 600,000 Einw. von allerlei Nationen und ist wegen ihres Handels und ihrer Manufakturen, welche Seidenzeug, Brokat, gedruckte Leinwand, Gold- und Silberwaaren, feine Holz- und Perlmutterarbeiten liefern, von Wichtigkeit. Sie ist der Sitz eines von den Britten pensionirten Nabobs.

Surf, nennen die indischen Schiffer eine besondere Art von Schwanken des Meeres in Gestalt aufgethürmter Wellen. Zuweilen

bildet der Surf nur eine einzige Welle längs des Ufers, zuweilen mehrere auf eine Stunde in die See hinein. Der Surf fängt jedesmal in einiger Entfernung von dem Orte an zu entstehen, an dem das Wasser sich bricht, vergrößert sich dann, indem er dem Ufer näher rückt, hängt oft 15 bis 20 Fuß hoch über demselben, und stürzt fast senkrecht in sich selbst mit einem Getöse zusammen, das man bei stiller Nacht mehrere Stunden weit hören kann. Das Wasser scheint, wenn sich der Surf erhebt, gegen das Ufer getrieben zu werden. Die Bewegung erstreckt sich blos auf das Innere des Wassers und läßt sich mit der vergleichen, die ein angeknüpftes und nicht scharf gezogenes Seil, das am andern Ende gefaßt, und im Kreise verschleudert wird, bekommt.

Süßerde, der deutsche Name der Glycinerde, welche sich im Beryll, Smaragd und Euclas findet und ihren Namen darum erhielt, weil sie mit Säuren süße Salze bildet.

Süßholz, ein vegetabilisches Material von medicinischem Gebrauche, eigentlich die Wurzel eines Pflanzengeschlechts, welches vier Gattungen begreift und zur vierten Ordnung der siebenten Classe gehört. Aus dem Süßholze werden der bekannte Lakritzensaft, die Reglise, die Süßholzstangen oder Huststangen u. s. w. bereitet.

Synodischer Monat, s. Monat.

Syenit, s. Granit.

Synekdoche, die Vertauschung, eine Sprachfigur, vermöge welcher bald ein Theil für das Ganze oder umgekehrt das Ganze statt eines Theils, bald die Einheit für die Mehrheit, bald der Stoff, woraus etwas besteht, für das daraus bestehende Wesen oder Ding genannt wird.

Synkratie bedeutet diejenige Art von Staatsverfassung, wo das Volk durch selbstgewählte Mittelspersonen an der Ausübung der höchsten Gewalt, besonders desjenigen Zweiges derselben, welcher die Gesetzgebung und Besteurung betrifft, einen gewissen Antheil nimmt, also in sofern sich selbst oder den Staat mitregiert. Da jene Mittelspersonen die Stelle des Volks vertreten oder es vor dem Regenten repräsentiren, so heißt eine synkratische Staatsverfassung auch eine stellvertretende oder repräsentative. (S. den Art. Volksvertreter). Der Synkratie steht entgegen die Autokratie, wo die Person, welche die höchste Gewalt im Staate darstellt, sie auch ganz allein, ohne irgend einen Theilnehmer des Volks, ausübt. (S. den Art. Autokratie). Denn die von dem Autokraten aus dem Volke gewählten Beamten vertreten nicht die Stelle des Volks, sondern sind bloße Organe der höchsten Gewalt selbst oder Stellvertreter des Regenten, weil dieser nicht überall selbst gegenwärtig seyn und unmittelbar wirken kann. Daher sind auch in einer synkratischen Verfassung die öffentlichen Beamten, welche die Stelle des Regenten in der Ausübung der höchsten Gewalt vertreten, nicht geeignet, zugleich die Stelle des Volks zu vertreten. Der Regent würde dadurch einen solchen Einfluß in der Versammlung der Volksvertreter auf die von ihr zu fassenden Beschlüsse gewinnen, daß die angebliche Synkratie nur eine versteckte Autokratie wäre. Die Synkratie verträgt sich also wohl mit der Monarchie (wie in England und Frankreich) aber nicht mit der Autokratie (wie in Rußland und Dänemark). Doch setzt das Daseyn einer synkratischen Verfassung schon ein gebildetes und mündiges Volk voraus. Ein solches Volk aber strebt auch nothwendig nach einer solchen Verfassung als der ihm allein angemessenen.

Syrten hießen im Alterthum vornemlich zwei gefährliche Untiefen an der nordafrikanischen Küste, jetzt Golfo di Sidra und Golfo di Capos. Die eine wurde die größere, die andere die kleinere Syrte genannt. Das Wort Syrte bezeichnet im Griechischen (von συρω, ich ziehe) einen Strudel.

T.

*T, der zwanzigste Buchstabe des deutschen Abc, welcher stark ausgesprochen wird, und dadurch von dem sanftern D unterschieden ist.

*Tabulatur (fälschlich Tablatur), ist ein Kunstausdruck, welcher vorzüglich ehedem in der ausübenden Tonkunst gebraucht wurde, und den Inbegriff aller musikalischen Schriftzeichen bedeutete, deren man sich bei Aufsetzung eines Tonstücks bediente. Die Hauptzeichen bestanden ehedem in Buchstaben, Ziffern, und den die Octave, in welcher ein Ton genommen werden sollte, bezeichnenden Linien. Die übrigen zur Bezeichnung der Pausen und des Notenwerths erfoderlichen Zeichen findet man in Walthers musikalischem Lexikon, Tab. XXI. Dieser musikalischen Schrift durch Buchstaben bediente man sich bis zum 11ten Jahrhundert, in welchem die eigentliche Notenschrift aufkam. (S. d. Art. Noten.) Da letztere eine italienische Erfindung war, so wurde sie im Gegensatz der ersteren die italienische Tabulatur genannt. Doch ist dieser Name bald verschwunden und man nennt jetzt die erstere, d. i. die alte musikalische Schrift durch Buchstaben Tabulatur, oder deutsche Tabulatur. Aus derselben schreiben sich einige noch jetzt übliche Namen und Zeichen her, durch welche man die Octave bestimmt, welcher ein Ton angehört. Man theilte nämlich ehemals die Töne in Octaven ein, jede von c bis h heraufwärts gerechnet, und unterschied 1) die unterste Octave (auch die große genannt) reichend von [Noten] bis [Noten]. Die in derselben liegenden Töne wurden und werden auch noch hie und da mit großen Buchstaben bezeichnet, C D E ꝛc. 2) die heraufwärts folgende Octave, auch die ungestrichene genannt, deren Umfang [Noten] bis [Noten] ist, und deren Töne durch kleine Buchstaben angedeutet werden z. B. c, d, e, ꝛc. 3) Die dann aufwärts folgende eingestrichene Octave, von [Noten] bis [Noten], deren Bezeichnung durch kleine Buchstaben mit einem Striche auf folgende Weise geschieht $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\bar{e}$ $\bar{f}$ ꝛc. 4) die zweigestrichene von [Noten] bis [Noten], bezeichnet durch $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{d}}$ $\bar{\bar{e}}$ ꝛc. Und so bezeichnet man

auch einen höheren Umfang der Töne heraufwärts durch die Benennung dreigestrichen und viergestrichen (welches jetzt besonders bei unsern Pianoforte's vorkommt, deren Höhe sehr groß ist). Hierbei ist noch zu bemerken, daß alle unter der großen Octave liegenden Töne Contratöne genannt wurden. — Eine andere Bedeutung des Ausdrucks Tabulatur siehe man in dem Art. Meistersänger. In der Malerei verstand man sonst auch die Decken- und Wandmalerei darunter. T.

* Tact bedeutet vorzüglich in der Musik 1) das Maß, nach welchem man eine Reihe von Klängen, als zeiterfüllende Größen, gleichförmig abtheilt; dann diese Abtheilung selbst, besonders wenn sie genau ist (wie wenn man sagt, ein Sänger oder Spieler habe keinen Tact); ferner 2) die Abschnitte, welche durch diese gleichmäßige Abtheilung auf einander folgender Klänge entstehen, und das gleichmäßige Verhältniß, in welches sie dadurch zu einander treten, die Noten eines Tacts und oft auch die ganze Tactnote; endlich 3) eine gleichmäßige (nach einem bestimmten Maße einzutheilende) Bewegung überhaupt, wie sie auch beim Gehen und Tanzen vorkommt. Denn die Verschiedenheit der Klänge in Hinsicht ihrer Höhe und Tiefe (Töne) bestimmt den Tact so wenig, daß Tact auch ohne diese statt finden kann; aber nicht ohne Verschiedenheit der Zeitdauer und des Accentes. (S. Rhythmus). Der Grund des Tactes liegt darin, daß wir ohne denselben eine Reihe von Bewegungen und Tönen nicht als Ganzes auffassen würden. Um dieses zu können, müssen uns die aufeinanderfolgenden Klänge und Rückungen als Theile gleichförmig wiederkehrender Abschnitte erscheinen — denn in dieser gleichförmigen Wiederkehr erkennen wir eben die Einheit des Mannichfaltigen in der Zeitfolge (d. i. den Rhythmus), und es ist daher der Tact für Bewegungen und Töne dasselbe, was die Symmetrie und ihre Verhältnisse für die räumliche Figur. Durch den Tact theilen wir den Rhythmus in Glieder und nehmen beim Fortschreiten der Bewegungen und Klänge gleichförmige Zeittheile wahr, indem jene Abtheilungen nicht nur überhaupt gleiche Zeitdauer haben, sondern sich auch in Hinsicht ihrer Zeitglieder entsprechen. Im Gegentheil würde die Empfindung der gleichmäßigen Fortschreitung aufgehoben werden, wenn z. B. Dreiviertelstact und Vierviertelstakt immer vermischt hinter einander vernommen würden, in welchem Falle zwar beide so vorgetragen werden könnten, daß einer eben so viel Zeit als der andere erfüllte, aber beide sich in der Zahl der Rückungen oder Zeittheile widersprächen. Es ist also der Tact ein Gleichmaß auf einanderfolgender Zeittheile, eine Zeitabtheilung in der fortschreitenden Bewegung, durch welche das Aufeinanderfolgende in gleich lang dauernde und gleich gemessene Glieder zerfällt. Dieses Gleichmaß wirkt zugleich angenehm auf das Gehör, wie das symmetrische Verhältniß der Körper auf das Auge, und hat nach der Verschiedenheit seiner Glieder wiederum eine verschiedene Bedeutung. Denn der Tact ist verschieden nach der Gleichheit oder Ungleichheit seiner Glieder in Hinsicht der Zeit, welche sie ausfüllen, so daß man den gleichen Tact denjenigen nennt, welcher aus gleichen Gliedern besteht, dessen Theile also gleiche Zeiten ausfüllen (auch gerader Tact, weil seine Glieder eine gerade Zahl bilden), ungleichen oder ungeraden Tact denjenigen, welcher aus ungleichen Zeittheilen besteht. Dieses sind die zwei Tactarten, unter welche alle übrige gehören. Der Unterschied der leichtern und schwerern, der schnellern und langsamern Bewegung wirkt zur Entstehung der untergeordneten Tactarten. Der gleiche Tact nun ist der Viervierteltact

oder ganze Tact (bezeichnet C oder $\frac{4}{4}$), den man sonst in einen großen und kleinen eintheilte. Der Zweivierteltakt $\frac{2}{4}$ unterscheidet sich von ihm nur durch die größere Schnelligkeit seiner Bewegung, und ist nach Apels Ausdruck derselbe, nur im verjüngten Maßstabe; noch schneller und leichter ist der nicht sehr gebräuchliche Zweyachteltact $\frac{2}{8}$ so wie dagegen der Zweizweitel- oder Allabrevetact (bezeichnet $\frac{2}{2}$ oder C) nur schwerer und länger vorgetragen wird, als der Zweyvierteltact, und daher höchstens Achtel als die kürzesten Noten duldet. Die gerade Tactart kann nicht mehr als vier gleiche Zeittheile haben, weil mehrere sich nicht würden zählend wahrnehmen lassen, mithin der Grund des Tactes, die abtheilende Verschiedenheit, durch dieselben sich verlieren würde; und alle mehr enthaltende Tactarten durch Unterabtheilungen in einfache aufgelöst werden. Der ungleiche oder ungerade Tact, welcher mehr Mannichfaltigkeit verstattet als der gleiche, kommt zurück auf den Dreivierteltakt ($\frac{3}{4}$). Durch schnellere Bewegung der Zeittheile desselben entsteht der Dreiachteltakt; im schweren Vortrage der $\frac{3}{2}$ Takt. Durch Vermehrung der Dreizahl entsteht der schwere $\frac{6}{4}$, $\frac{9}{4}$ und der leichte $\frac{6}{8}$, [illegible], $\frac{9}{8}$ und der $\frac{12}{8}$ Tact, als die übrigen ungleichen Tactarten. Letztere beiden sind schon seltener üblich. Ueber 12 ungleiche Zeiten hinaus würde ebenfalls keine vernehmliche Unterscheidung möglich, mithin der Tact nicht mehr faßlich und gänzlich ermüdend seyn. Andere ungleiche Zahlen aber, z. B. 5 und 7 bilden keine bestehenden Tactarten, da sie nach Apel keine reinen, sondern aus Geraden und Ungeraden zusammengesetzte Zahlen sind. Daher hat man auch ehedem alle ungeraden Tactarten Tripeltact genannt, indem nur die aus drei Zeiten entspringende ungerade Tactart dem Ohre natürlich ist. Ein Tact endlich, der aus einer Zeit bestünde, würde ebenfalls unmöglich seyn, da man eine Zeit stets in mehrere zerlegen kann, und der Tact sich auf eine Gleichartigkit des Verschiedenen bezieht. Aus diesem allem geht auch hervor, daß die Tactarten keine willkürliche Erfindungen sind, wie Rousseau anzunehmen schien. Uebrigens schreibt man den ungeraden Tactarten eine größere Lebhaftigkeit im Ausdrucke der Gemüthszustände als den geraden zu. — Was die Tacttheile betrifft, so haben sie einen verschiedenen innern Werth, durch den Accent. Hiernach unterscheidet man gute und schlechte Tacttheile (nota buona und nota cattiva, thesis und arsis, Niederschlag und Aufschlag genannt). Ein guter Tacttheil ist derjenige, der den Accent hat. Ein solcher verlangt bei der Gesangscomposition auch eine lange Sylbe, der schlechte eine kurze. Gute Tacttheile sind in den gleichen Tactarten der erste (thesis), dieser hat absolut das größte Gewicht, weil er den Anfang des Tactes entscheidet. Werden die halben Tacte des Viervierteltacts in Viertel verwandelt, so erhält das erste und dritte Viertel den Accent, letzteres jedoch einen schwächern, weil sich hier die Viertel unter einander wie die Tacttheile verhalten, welche die Viertel ausmachen. Einen noch schwächeren Accent erhalten das dritte und sechste Achtel, wenn die Viertel in Achtel verwandelt werden. Bei den ungeraden Tactarten hat wiederum im Dreizweiteltact das erste Zweitel das Gewicht, in dem Sechsvierteltact das erste Viertel das größte, das zweite und fünfte Viertel ein relativ schwächeres Gewicht, und so fort. Daß aber durch diese Verschiedenheit des Accentes verschiedene Tactarten selbst bei gleichgeltenden Noten unterschieden sind, sieht man z. B. durch eine Vergleichung des Dreizweitel und Sechsviertel, so wie des Dreiviertel und Sechsachteltactes.

nämlich 3/2 wird accentuirt

6/4 . . .

Ferner 3/4 . . .

6/8 . . .

Dieses ist auf die Composition gegebener Worte leicht zu beziehen. Die Worte z. B. lebe, liebe, hoffe u. s. w. würden an sich am schicklichsten in den Zweiviertelact passen, weil Länge und Accent in den ersten Sylben dieser Worte sich gleich sind; dagegen die Worte: selig sind die Auserwählten, sich mehr für den Vierteltact schicken, als für den Zweiviertelact. Der Gebrauch einer falschen Tonart und die Vermischung einfacher und zusammengesetzter Tactarten ist an den Verrückungen jener Verhältnisse und besonders dadurch zu erkennen, daß der Accent auf eine falsche Stelle oder auf einen schlechten Tacttheil fällt. In den Büchern von Kirnberger (Kunst des reinen Satzes 2 Thl. 2 Abschn. 2. Abthl.), Koch (Versuch einer Anl. zur Composition 1 Thl. 2 Abthl. 2 Abschn.) und Wolf (Unterricht in allen Theilen der zur Musik gehörigen Wissenschaften 44 Kap.) u. a. findet man Mehreres über diesen Gegenstand. Für den Erfinder des neuern Tactes wird Franco von Cölln (s. Geschichte der Musik) gehalten. Bei den Griechen wurde der Tact zum Gesange des Chors anfangs durch Holzschuhe (κρουπεζια), dann durch eiserne, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum angegeben. Man sehe darüber Böttigers Programm: quid sit docere fabulam. — Tactstrich ist der Strich, durch welchen die Abschnitte, welche der Tact im Rhythmus bildet, bezeichnet werden, z. B. T.

† Tactmesser. Der geschickte Mechaniker Mälzel in Wien hat diese Maschine auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht. Sie wird jetzt auch in Orchestern gebraucht, und die berühmtesten Tonsetzer, z. B. Beethoven, haben das musikalische Zeitmaß ihrer Werke nach diesem Chronometer bestimmt. Man kann diesen Chronometer in jeder bedeutenden Musikhandlung in Leipzig und Wien kaufen. Der als Componist und Theoretiker bekannte Gottfried Weber in Mainz hat in der Leipziger mus. Zeitung 1813 Nro. 27 und 48, Jahrg. 1814 Nro. 27 und 41, und Jahrg. 1815, Nro. 5, zur Bestimmung der Schnelligkeit, mit welcher der Tact eines Tonstücks genommen werden soll, folgende einfache Methode angegeben. „Das einfachste und sicherste Chronometer ist ein einfaches Pendel, d. h. blos ein Faden, an dessen Ende eine Bleikugel befestigt ist. Bekanntlich schwingt ein Pendel desto geschwinder, je kürzer es ist, und je länger es ist, desto langsamer. Man braucht also nur am Anfange eines Tonstücks die Länge des Pendels hinzuschreiben, dessen Schläge den Tacttheilen des Tonstücks entspre-

chen z. B. Allegro 8″ Rhein. 2/4 d. h. an diesem Allegro sollen die Tacttheile (hier die Viertel) so geschwinde genommen werden, wie die Schläge welche ein 8 rhein. Zoll langes Pendel thut. So wie dann ein also bezeichnetes Tonstück vorkommt, darf man nur den Faden des Pendels acht Zoll lang nehmen, und die Kugel daran ein paarmal hin und herschwingen lassen, so gibt jeder Pendelschlag genau den Grad der Geschwindigkeit an, in welchem der Tonsetzer die Viertel des Allegro ausgeführt haben will, und genauer als die schwankenden Ausdrücke Allegro, molto oder poco Allegro es im Stande sind. Diese Tempobezeichnung hat das Vorzügliche, daß sie ohne alle Maschine überall verstanden und angewendet werden kann, wo nur ein Zwirnsfaden und etwa eine Flintenkugel von beliebiger Größe zu finden, und wo das Zollmaß bekannt ist, und man nicht vergißt, daß jeder Pendelschlag einen Tacttheil (also Viertel im 2/4, 3/4, 4/4 Tact Achtel im 3/8, 6/8, 9/8, 12/8 Tact) bedeuten soll. Sollten bei äußerst geschwinden Bewegungen die Tacttheile gar zu kurz, bei äußerst langsamer Bewegung zu lang werden, so könnte man der Bequemlichkeit halber eine Ausnahme von der Regel machen und im erstern Falle z. B. halbe Tacte, im letztern die Achtel nach dem Pendelschlag bestimmen. Es bedarf auch keiner besondern Vorsichtsmaßregeln bei dem Gebrauche des Pendels, da die feinen Unterschiede hier nicht bemerkbar sind. Diese allgemeine Benutzung verdienende Bemerkung läßt der genannte Weber zugleich, nebst einem bezollten Maßstab, bei den von ihm herausgegebenen Tonstücken abdrucken.

Tafelstein, s. Diamant.

* Tag, eigentlich die Zeit einer Axendrehung der Erde, oder ferner auch, die davon etwas verschiedene Zeit (s. Sternenzeit) zwischen zwei nächsten Durchgängen des Sonnenmittelpunkts durch die obere Hälfte des Meridians (obere Culmination). Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit diesem Ausdrucke aber nur die Dauer des Verweilens der Sonne über dem Horizonte, und setzt diesem natürlichen Tage jenen astronomischen oder bürgerlichen Tag entgegen. Der Astronom nämlich zählt seinen Tag von einer obern Culmination der Sonne zur andern; der bürgerliche Gebrauch hingegen von Mitternacht zu Mitternacht; der erstere seine Stunden bis zu 24 ununterbrochenfort; wogegen der letztere, wie bekannt, mit der 12ten Stunde abbricht. Die erste Stunde nach Mitternacht also, welche zugleich die erste Stunde des neuen Calendertags ist, macht die 13te Stunde des alten astronomischen Tags aus; und die erste St. des neuen astronomischen Tages ist dagegen die erste Nachmittagsstunde der alten bürgerlichen. Bezicht man den Tag in der oben zuerst angegebenen Bedeutung auf die Axendrehung der Erde (Sterntag), so ist er, gleich dieser, zu allen Zeiten, von unveränderlicher Dauer. Der Sonnentag dagegen ist, wegen der ungleichen Geschwindigkeit der Sonne in ihrer Bahn, zwar für die ganze Erde, aber nicht zu allen Zeiten gleich lang. (Vergl. d. Art. Sonnenzeit). Die Dauer des natürlichen Tages ist für die verschiedenen Puncte der Erdoberfläche verschieden. Um sich dieß zu versinnlichen, rufe man die scheinbare tägliche Bewegung der Sonne um die Erde vor die Einbildungskraft. Diese Bewegung erfolgt in Kreisen, deren Ebenen sämmtlich dem Aequator parallel sind (Parallelkreisen). Der Horizont der Bewohner des Aequators theilt sowohl letzteren, als sämmtliche

Parallelkreise in gleiche und gleichliegende Hälften; daher sich in diesen Gegenden die Sonne immer eben so lange **über** als **unter** dem Horizonte aufhält, d. h. Tag und Nacht immer gleich lang sind. Nähert man sich, vom Aequator aus, den Polen, so ändert sich die Lage der Parallelkreise gegen den entsprechenden Horizont immer mehr; in der einen Hälfte des Jahres werden die **Tage**, in der andern die **Nächte** bei dieser größeren Annäherung zum Pole immer länger, bis unter dem Pole selbst (abgesehen von andern Einflüssen) nur ein sechsmonatlicher Tag mit einer eben so langen Nacht abwechselt. Aus der Abhängigkeit der Tageslänge von der Lage der Parallelkreise gegen den Horizont, wird auch begreiflich, warum an den Aequinoctialtagen, wenn die Sonne im Aequator selbst ist, Tag und Nacht auf der ganzen Erde gleich lang sind. Der Aequator nehmlich als ein größter Kreis der Kugel, wird von **allen** Horizonten, als ebenfalls größten Kreisen, in zwey **gleiche** Hälften getheilt; nur die beiden Poli, deren Horizont der Aequator selbst ausmacht, sehen die Sonne in diesen beiden Tagen rings durch ihren ganzen Horizont laufen. — Die äussersten Parallelkreise (Wendekreise), welche die Sonne nördlich und südlich vom Aequator beschreibt, sind vom letzteren bekanntlich nur um etwa 23½° entfernt; eben so weit aber stehen die Polarkreise von den Polen ab. Also berühren sich, wie man bei einigem Nachdenken leicht findet, der Horizont der Bewohner der Polarkreise und die Wendekreise, dergestalt daß der eine der letzteren ganz über, der andere aber ganz unter dem Horizonte steht. Jene Gegenden haben daher Einen Tag von vollen 24 Stunden und Eine eben so lange Nacht im Jahre. Von den Polarkreisen an nach den Polen hin nimmt die Dauer des längsten Tages sehr schnell zu; in eben dem Maße aber auch die Dauer der längsten Nacht; und wie ungleichmäßig diese Theilung zu den verschiedenen Jahreszeiten auch überhaupt ausfalle, so hat doch, nach der Ausgleichung, jeder Punkt der Erdoberfläche während eines Jahres die Sonne 6 Monate über und eben so lange **unter** dem Horizonte. D. N.

Tagebogen. Es ist in d. Art. **Tag** angeführt worden, daß die verschiedenen Parallelkreise des Aequators von den verschiedenen Horizonten auch in verschiedene Hälften getheilt werden. Diejenige dieser beiden Hälften nun, welche **über** dem Horizonte steht, heißt der **Tagebogen** des betr. Gestirns, indem die Dauer der Sichtbarkeit dieses Gestirns auf die Zeit beschränkt ist, welche dasselbe in dieser Hälfte zubringt. Aus jenem Artikel erhellt zugleich, daß, nach Maßgabe der gegenseitigen Lage von Horizont und Gestirn, des letzteren **ganzer** Tagekreis (s. d. Art.) **über** oder **unter** dem Horizont stehen, und das Gestirn also, dem betr. Beobachter, entweder gar nicht **unter**- oder gar nicht **aufgehen** kann. D. N.

Tagekreise. Diesen Namen erhalten die Parallelkreise des Aequators **besonders** mit Bezug auf die verbundene, scheinbare tägliche und jährliche Bewegung der Sonne um die Erde. Die Sonne beschreibt nehmlich (s. Tag), wenn sie sich nicht im Aequator befindet, täglich einen andern Parallelkreis desselben, welcher in Bezug auf diese Bewegung, ihr jedesmaliger **Tagekreis** ist. Gleichergestalt kann man den Begriff auch auf andere Gestirne ausdehnen. D. N.

Tagezeichen, die **astrologische** Benennung der Sterne

der des Widders, der Zwillinge, des Löwen, der Waage, des Schützen und Wassermanns.

Tajo (spanisch und auf portugiesisch Tejo), ist einer von den großen Flüssen der pyrenäischen Halbinsel, welcher fast in der Mitte von Spanien, aus einer kleinen Quelle, Pic-izquierdo genannt, in der Landschaft Aragonien, auf der Sierra von Albaraccin und den Gebirgen der Muela de San Juan, welche acht Monate des Jahres mit Schnee bedeckt sind, entspringt. Er vergrößert sich nach wenig Schritten seines Laufes durch andere Quellen, und fließt durch die Ebenen, welche seinen Namen führen, in die Provinz Cuença, die er von den Provinzen Soria und Guadalaxara scheidet. Nachdem er einige Gebirge, die seinen Strom unterbrechen, überwunden, fließt er sanft durch die Provinz Toledo, bewässert die schönen Gärten von Aranjuez, wendet sich um die Mauern von Toledo herum, geht dann durch die Stadt Talavera, durchfließet Estremadura, wo zu Alcantara eine prächtige 670 Fuß lange Brücke über denselben führt, und betritt dann, nachdem er 80 Meilen lang Spanien durchflossen hat, das Königreich Portugal, welches er 32 Meilen lang durchströmt. Bei Salvaterra unterhalb Santarem theilt er sich in zwei Hauptarme, den neuen Tejo und Mar del Pedro, vereinigt sich bei Villafranca, erhält eine Breite von zwei Meilen, und mündet sich zuletzt unterhalb Lissabon in das atlantische Meer. Der Tajo fließt von Nordosten nach Südwesten, ist in Spanien wegen seiner vielen Klippen und Untiefen nicht schiffbar, sondern blos in Portugal, wo er bis über Abrantes hinauf befahren wird und bis Santarem Ebbe und Fluth hat. Er hat gewöhnlich trübes Wasser und tritt jährlich (besonders in Portugal) über seine Ufer aus. Seine vornehmsten Nebenflüsse sind auf der Nordseite: der Xarama (mit dem Henares, Manzanares und Tajuna), Guadarrama, Alberche, Tintar, Alagon, Erzas, Ponzul, Laca und Cecere; und auf der Südseite: der Guadiela, Algodor, Torcon, Sedana, Vusa, Alija, Ibor, Magasca, Salor, Sever, Alpiarza, Zatas und Almansor.

Takelasche (Takel, Takelwerk), alles was zur Ausrüstung und Regierung eines Schiffs gehört, Taue, Segel, Segelstangen, Wieden, Rollen, Anker u. s. w. Daher abtakeln so viel heißt, als jenes Geräthe einem Schiffe abnehmen und ins Zeughaus bringen, takeln hingegen ein Schiff mit seinen Masten, Segeln, Stangen und Tauwerk so in Stand setzen, daß es in See stechen kann. Die wichtigsten Vorrichtungen zur Fortbringung eines Schiffs sind die Segel, zu deren Aufspannung ein Mast errichtet wird. Die Masten erhalten ihre Befestigung nach den beiden Seiten des Schiffs durch das Tauwerk. Das ganze System von solchen Tauen an einer Seite des Schiffs heißt Want, und wird zu Strickleitern eingerichtet, um auf die Masten steigen zu können. Auf den eigentlichen Masten errichtet man noch ein oder zwei andre, die man Stengen nennt. Bei der vollständigsten Takelasche führt ein Schiff drei Masten und das Bugspriet (ein Mast, der vorn schräg aus dem Schiffe liegt). Die Segel, welche nach dem Maste, an dem sie sich befinden, verschiedene Namen erhalten, werden durch horizontal liegende Hölzer geführt, die man Rahen (Segelstangen) nennt. Mit Hülfe der Segel wird der Wind zum Bewegen des Schiffes benutzt. Die Seite, von welcher der Wind herkommt, nennt der Seefahrer die Luffseite (Luftseite), die, nach welcher er hinweht, die Leeseite. Mittelst der schiefen Stellung der Segel aber wird es möglich, daß Schiffe mit

einerlei Winde nach gerade entgegengesetzten und sich an der Leeseite nach allen Winkeln kreuzenden Richtungen fahren können. Eben so kann man das Schiff mit Hülfe der Segel nach allen möglichen Richtungen drehen und in dieser Lage erhalten. Noch leichter geschieht dies, so lange das Schiff in Bewegung ist, durch das Steuerruder. Um das Schiff auf einer Stelle zu erhalten, läßt man den Anker zugehen, d. h. in den Grund fallen; oder man legt das Schiff bei, indem man die Segel den Wind in entgegengesetzten Richtungen empfangen läßt. Doch kann man, ohne Zeichnung, dies Verfahren selbst nicht deutlich machen. Außer durch Segel wird das Schiff auch noch in Bewegung gesetzt durch das Rudern und Ziehen. Das letztere geschieht u. a. durch ein segelndes Fahrzeug, was man ins Schlepptau nehmen, oder durch ein ruderndes, was man bugsiren nennt. Mehr über dieß alles findet man in den bei dem Art. Seemannschaft angeführten Schriften.

Talkerde, s. Magnesia.

Talkstein, ein dem Speckstein nahe verwandtes, fettig und schlüpfrig anzufühlendes Fossil.

† Talleyrand-Perigord ist Oberkammerherr Ludwigs XVIII., Pair von Frankreich, Ritter des goldnen Vließes, des St. Stephan-, des St. Leopold-, des Elephanten-, des St. Andreas-, des Rauten-, des schwarzen Adler-, des Sonnen-Ordens u. a. m. Großofficier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts u. s. w.

Tanais, bei den Alten der Name des Don.

Tancred, ein Edelmann aus normannischem Geschlecht, der sich durch seine Heldenthaten beim ersten Kreuzzuge auszeichnete und mannichfach von den Dichtern besungen worden ist.

Tang (fucus) ist der Name für Gewächse des Meeres und salzigen Wasser, welche mit den Conferven und Ulven zu der natürlichen Familie der Algen gezählt werden. Von den Conferven unterscheidet sich der Tang dadurch, daß er keinen gegliederten Bau hat. Die äußere Gestalt ist übrigens sehr verschieden. Den feinsten Fäden bisweilen ähnlich, werden sie doch oft blattartig, oft buschig und von knorpligem Bau. Ihre Früchte sind entweder unvollkommen und als bloße Keimkörner anzusehen, oder ächter in Schoten befindlicher Saamen.

* Tangente, im Allgemeinen jede gerade Linie, welche mit einer krummen (wenigstens mit jeder solchen krummen, die von einer geraden bloß in zwei Punkten geschnitten werden kann), nur Einen Punkt gemein hat, und ganz auf einer Seite derselben liegt (geometrische Tangente). Im trigonometrischen Sinne besonders: derjenige Theil der Berührenden beim Kreise, welcher auf dem Endpunkte eines der, den zugehörigen Bogen einschließenden Radien senkrecht steht (folglich den Kreis in diesem Punkte berührt), und vom verlängerten andern Radius (der Secante) geschnitten wird. Die trigonometrischen Tangenten, deren man sich außer dem Sinus, Cosinus u. s. w. zur Auflösung der Dreiecke bedient (s. d. Art. Trigonometrie), sind ihrem relativen Werthe nach (d. h. mit Beziehung auf einen Halbmesser von einer gewissen Größe, für jeden Kreisbogen berechnet, und solche ihre Werthe, oder meistens deren Logarithmen in den trigonometrischen Tafeln, neben den Sinus und Cosinus derselben Bogen angesetzt. Wie diese Berechnung der trigonometrischen Tangenten, durch Beziehung auf Sinus, Cosinus und Radius geschehe, läßt sich, bei Verzeichnung dieser Linien und des zugehörigen Kreisbogens, durch bloße Vergleichung der entstehenden, beiden ähnlichen Dreiecke, sogleich

übersehen. — Zur Bestimmung der geometrischen Tangente, vermittelst der Subtangente, ertheilt die Differential-Rechnung unter dem Namen der directen Methode der Tangenten, eine sehr einfache Anleitung. Sie denkt sich nämlich die beiden Dreiecke, deren eins Tangente, Subtangente und dem Berührungspunkte entsprechende, senkrechte Ordinate; das andere aber die Differentiale des Bogens und der Coordinaten bilden (Leibnitzens sehr paßlich sogenanntes charakteristisches Dreieck): und findet durch Vergleichung dieser beiden Dreiecke die Subtangente $= \frac{y \Delta x}{dy}$. Um also den Werth der Subtangente für jede beliebige Curve zu bestimmen, hat man nur die Gleichung dieser Curve, für rechtwinklichte Coordinaten, zu differentiiren; aus letzterer Differentialgleichung den Werth $\frac{\Delta x}{dy}$ zu ziehen, und diesen mit y zu multipliciren. — Dieser directen Methode der Tangenten setzt die höhere Analysis eine umgekehrte Methode der Tangenten entgegen (s. wegen Letzterer d. Art. Inversa methodus tangentium). — Beim Clavier- oder Flügelbau heißen Tangenten die kleinen messingenen oder hölzernen Stäbchen, welche hinten auf dem Clavis stehen, und wenn dieser durch den Druck der Finger in Bewegung gesetzt wird, hinten an die Saiten schlagen. D. N.

Tangentialkraft. Um überhaupt einen anschaulichen Begriff davon zu erlangen, wie die Planeten, in Folge der Anziehung, welche die in dem einen Brennpunkte ihrer elliptischen Bahnen ruhende Sonne auf sie ausübt, sonst aber frei im Weltenraume schwebend, diese Bahnen beschreiben können, denke man sich, sie hätten uranfänglich in einem beliebigen Punkte derselben vom Finger der Allmacht einen Impuls erhalten, um sich in der, diesem Punkte entsprechenden, tangentiellen Richtung geradlinicht fortzubewegen. Damit vereinigte sich die Anziehung der Sonne (Centripetalkraft; s. d. A. Centralkräfte), und der Planet mußte also die Diagonale des Parallelogramms beschreiben, dessen Seiten jede dieser beiden Bewegungen, einzeln genommen, für eine gewisse Zeit darstellen. Im folgenden Zeitabschnitte würde der Planet, auch ohne alle weitere Einwirkung einer Kraft, und blos seiner Trägheit gehorchend, den angefangenen Weg in der Richtung dieser Diagonale fortsetzen; die Centripedalkraft wirkt aber wiederum auf diese erlangte Geschwindigkeit, um den Planeten aufs neue von der letzterhaltenen Richtung abzulenken. Auf diese Art entspringt, wie schon die Fortsetzung einer nach obigen Angaben entworfenen Zeichnung augenscheinlich lehrt, Bewegung um den Mittelpunkt der Kräfte (Central-Bewegung), und zwar blos in Folge der Centripetalkraft, wenn man nämlich von jenem ursprünglichen Impulse als der angeblichen Ursache der sogenannten Centrifugalkraft (s. d. A. Centralkräfte), abstrahirt. Dem Planeten wohnt in jedem Punkte seiner Bahn eine gewisse Schwunggeschwindigkeit (Folge seiner seitherigen Bewegung, also ganz eigentlich Wirkung der Trägheit), oder ein Bestreben bei, die letzterhaltene diagonale Richtung fortzusetzen und sich somit zugleich vom Mittelpunkte der Kräfte zu entfernen. Diesem Bestreben widersetzt sich die, nach diesem Punkte gerichtete, Anziehungs (Centripetal) kraft. Letztere läßt sich aber wieder in zwei andere Kräfte zerlegen, deren

erstere (Normalkraft) auf der Bahn senkrecht ist und also bloß dazu verwendet wird, den Planeten in derselben zurückzuhalten, zu verhindern, daß die krummlinichte Bewegung nicht in ein Entfliehen nach geradlinichter Richtung ausarte; die letztere aber in die Richtung der Bahn selbst fällt, folglich darin nichts andert, sondern nur auf die Geschwindigkeit wirkt: und diese letztere Kraft nun ist die hier betrachtete Tangentialkraft, so genannt, weil das Element der Curve mit der Tangente zusammenfällt. — Die Betrachtung der Lehre von den Centralkräften ist deßhalb von so ganz außerordentlicher Wichtigkeit, weil die durch Theorie nicht unterstützte Einbildungskraft der Aufgabe fast erliegt, sich einen freien schwebenden Körper zu denken, der unaufhörlich um einen, Anziehung auf ihn ausübenden, Punkt rotirt, ohne gleichwohl je mit diesem Punkte zusammenzustürzen. Allein diese Schwierigkeit wird wegfallen, wenn man es sich, nach dem Vorgetragenen, nur recht versinnlicht, daß selbst die Verbindung der Centripetalkraft mit der, dem Planeten schon beiwohnenden, Geschwindigkeit, weit entfernt das Schwungbestreben desselben zu vermindern, sogar oft auf Vergrößerung desselben wirkt, und die Natur dieser Verbindung, bei richtigem Verhältnisse der Centripedalkraft zum ursprünglichen Impuls, also das Zusammenfallen mit dem Sonnenkörper ganz unmöglich macht. Es ist noch zu bemerken, daß beim Vortrage dieser Lehre gewöhnlich des aus den angeführten Gründen entspringenden Bestrebens des Planeten, sich vom Mittelpunkte der Kräfte zu entfernen, unter dem Namen der Centrifugalkraft gedacht werde, daß wir aber Anstand genommen haben, dasjenige mit dem Namen einer Kraft zu belegen, was offenbar nur Wirkung der Trägheit ist. Von dem ursprünglichen Impuls ist dabei so wenig mehr die Rede, als, bei der Theorie des Pendels, von dem ersten Stoße, der ihn in Bewegung setzt, wonächst er, andere Einflüsse bei Seite gedacht, in bloßer Folge der Einwirkung der Schwere, seine Schwingungen in alle Ewigkeit fortsetzen würde: ein Gleichniß, welches uns, bei Behandlung dieser schwierigen Materie, immer sehr paßlich vorgekommen ist.

D. N.

* Tanz. Tanzkunst. Tanz ist die strenge rhythmische Bewegung des menschlichen Körpers durch die Füße. Einer solchen Bewegung überläßt sich selbst der noch ungebildete Mensch gern, sobald ein mächtiges Gefühl der Freude und Freiheit ihn treibt und über den gewöhnlichen Zustand erhebt. Der vollendete Zustand aber strebt auch, sich angemessen, harmonisch und mit ungewöhnlichem Maße zu verkünden. Darum finden wir Tänze der Wilden, und feierliche Tänze bei festlichen Gelegenheiten, Kriegs- und Friedenstänze, Hochzeittänze rc. überall, und überall die Bewegung des Körpers an die Veräußerung eines innern Zustandes angeknüpft; und hierin besteht die Grundlage der Tanzkunst. Wird nun einestheils den Bewegungen der Füße, und mit ihnen den sie begleitenden Geberden des Körpers, die möglichste Ausbildung, mithin die größte Mannichfaltigkeit, Fertigkeit und Biegsamkeit, und das wohlgefälligste Maß in der Folge ihrer Bewegungen (Eurhythmie) gegeben, und tritt anderntheils das Talent hinzu, die mannichfaltigsten Gefühlszustände, Stimmungen und Situationen durch jene rhythmischen Bewegungen anschaulich und nach Willkür auszudrücken; so zeigt sich die Tanzkunst als schöne Kunst, die in Hinsicht der Geberden eine (durch die Bewegungen des ganzen Körpers) beschränkte Mimik (s. d. Art.), in Hinsicht der Folge die-

Bewegungen eine rhythmische Kunst ist, und sich darum mit der Musik, welche den vollkommensten Rhythmus hervorbringt und erweckt, am liebsten verbindet (s. d. Art. Kunst, schöne Künste). Als rhythmische Mimik ist sie daher auch den Gesetzen des Rhythmus, so wie den allgemeinen Gesetzen der Mimik und der Kunst überhaupt unterworfen. Sie ist also hiernach keine bloße, wenn auch künstliche, Bewegung der Füße; und selbst die größte Fertigkeit im Springen und Hüpfen macht noch nicht den schönen Tanz. Eben so ist sie auch von dem unwillkürlichen Ausdruck beschränkter Gemüthszustände durch eine rhythmische Bewegung des Körpers, welchen wir bei dem gesellschaftlichen Tanze des gemeinen Lebens finden, durch höhere Bedeutsamkeit, Mannichfaltigkeit und willkürliche Beherrschung des Ausdrucks verschieden. Da sie aber als schöne Kunst betrachtet etwas Inneres, in sich Vollendetes, harmonisch veräußern und zur Anschauung bringen soll, so fragt sich, welches ist der Kreis von Stoffen, welche diese Kunst zu bearbeiten und darzustellen fähig ist. Die natürlichste Antwort ist: nur dasjenige ist Stoff dieser Kunst, was sich durch mannichfaltige abwechselnde, rhythmische Bewegungen des ganzen Körpers, und die dadurch gebildeten Formen desselben, so wie in den diese Bewegungen begleitenden Geberden ästhetisch versinnlichen läßt. Denn da der Tanz zwar von den Bewegungen der Füße ausgeht, aber nicht auf dieselben durchaus eingeschränkt ist, sondern der ganze Körper zugleich in abwechselnden Formen und Geberden angeschaut wird; so läßt sich auch der Tanz als ein ästhetisches Ganzes bestimmter, auf einander folgender Gefühle, Meinungen und Situationen ausbilden; und die Musik, indem sie die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleitet, wirkt, wie bei der Begleitung der poetischen Worte, zur Verstärkung des lyrischen Ausdruckes mit. Aber er ist, wie wir sagten, durch die Bewegung des ganzen Körpers beschränkt, insofern es nämlich unmöglich ist, den Geberden die Ausführung und deutliche Ausbildung zu geben, welche in dem Zustande des ruhenden, oder in weniger abgemessener Folge bewegten und fortschreitenden Körpers möglich ist. Sonach hat also die Mimik, in ihrer selbstständigen Ausbildung, namentlich als Pantomime im engern Sinne (s. d. Art.), einen noch größern Spielraum, als die Tanzmusik, und die letztere muß, selbst in ihrer höchsten Gattung, dem Ballet, immer von jener unterstützt werden. Die Tanzkunst nämlich beschränkt sich auf die Darstellung solcher Zustände und deren Verbindung, welchen eine strengrhythmische Bewegung des Körpers entspricht, und die durch letztere für sich verständlich sind. Von der andern Seite sind aber doch von ihr eben sowohl die bloß künstliche Mechanik als der Ausdruck der sinnlichen Wollust und des thierischen Wohlgefühls, als der Würde der schönen freien Kunst überhaupt widersprechend, ausgeschlossen. Der Tanz, als Kunstwerk betrachtet, kann daher auch nicht eigentlich eine abgeschlossene poetische Handlung im Sinne des Drama, am allerwenigsten eine tragische Handlung darstellen, welchem Unternehmen schon die abgemessene Bewegung des Körpers anschaulich widerspricht; sondern er kann entweder 1) nur einzelne Gefühle und Neigungen, oder 2) eine Reihe von Gefühlen und Situationen einer sinnlichen Handlung zusammenreihen, deren Einheit dann mehr in der Einheit der Wahrnehmung und des Gefühls besteht. Das Hülfsmittel dieser Anreihung ist die pantomimische Darstellung und die scenische Kunst, wodurch das pantomimische Ballet entspringt (s. Pantomime). — In der letztgenannten Beziehung theilt man den Tanz in

den *lyrischen* und in den *dramatischen* ein. Mit dieser Eintheilung verbindet sich eine andere, welche Art und Anwendung des Tanzes überhaupt betrifft, nämlich die Eintheilung des Tanzes in den *gesellschaftlichen* und in den *theatralischen*. Der gesellschaftliche Tanz (d. i. derjenige, welcher das gesellschaftliche Vergnügen zum Zwecke hat, und gewöhnlich nur von Liebhabern [Dilettanten] ausgeführt wird) ist *meistens* lyrischer Art, er drückt eine einzelne Stimmung, z. B. die ernste und anständige, heitere, hüpfende, wilde und ungebundene Freude rc. aus. Aber er ist selten kunstmäßig, oder muß wenigstens zur *niedern* Gattung der Tanzkunst gerechnet werden. Zu dieser Gattung gehören auch verschiedene Nationaltänze, welche eignen Rhythmus haben und mit eignen Melodieen begleitet werden. Sie sind zugleich als characteristische Tänze von vorzüglichem Werthe. Hieher gehören die Menuet, die Allemande, die Angloise, die Polonoise, der Ländler, Walzer, die Eccossoise u. s. w. — Zu den *theatralischen* Tänzen gehören theils die *lyrischen* Tänze, welche in Opern und Schauspiele eingeflochten sind, oder als Zwischenspiele aufgeführt werden; theils die *Ballets* im engern Sinne (s. *Ballet*), in welchen sich die Tanzkunst in ihrem höchsten Umfange und Vermögen zeigt, nämlich der *dramatische Tanz*, welcher ein historisches oder mythisches und poetisches Factum zum Gegenstande hat. Man macht gewöhnlich die Eintheilung in idealische, characteristische und groteske Tänze. Am angemessensten ist ein Stoff aus der *romantischen* und *idyllischen* Welt, dem sich das Komische und Groteske leicht einflicht. Der Anspruch an die einzelnen Charaktere, die hier zusammenwirkend erscheinen, ist nicht so streng, wie im recitirten Drama oder im Singspiel, nicht einmal wie in der eigentlichen Pantomime; doch müssen dieselben sich anschaulich aussprechen, und zu einem bewegten Gemälde verbunden seyn. Um die Folge dieser künstlichen Bewegungen, wie die Töne eines Tonstücks, schriftlich oder vielmehr bildlich zu verzeichnen, hat man die *Chorographie* erfunden (s. d. Art.). — Ueber die Geschichte der Tanzkunst nur Folgendes. Wenn man von den Tänzen der alten Griechen und Römer hört, und berichtet wird, man habe den Archilles, den Alexander rc. die Liebesgeschichte des Mars und der Venus, die Freiheit rc. getanzt, so ist dieses von der fortschreitenden, pantomimischen Darstellung eines Charakters oder einer Fabel, weniger von dem eigentlichen Tanze zu verstehen, da überhaupt das Wort tanzen, saltare (s. d. Art. *Pantomime*) bei den Alten in sehr weiter Bedeutung genommen, auch das Geberdenspiel dazu gerechnet ward, und bei den Griechen ὄρχησις die Kunst der Geberden und Bewegungen überhaupt bezeichnete, mithin die Action in sich begriff. Ueberhaupt war die Tanzkunst bei den Griechen früherhin von Poesie und Schauspielkunst gar nicht getrennt. Der Tanz wurde sogar bei allen religiösen Festen, verbunden mit Hymnengesang angewendet, und die Griechen, bei welchen diese Kunst *Orchestik* hieß, erreichten auch in ihr einen hohen Grad der Vollkommenheit, so fern diese vorzüglich in der zarten *Bedeutsamkeit* der Geberden und Bewegungen besteht, die wie der Gang des Schauspielers durch *Tact* geregelt waren. Von den *Römern* pflanzte sich der Tanz auf die Volksbühnen der Italiener fort. Schon im 16. Jahrh. schrieben mehrere Italiener (z. B. Rinaldo Corso und Fabricius Caroso) über den Tanz. Sie und vorzüglich die Franzosen (*geborne Tanzmeister*, wie sie Kant nennt), haben die *neuere Tanzkunst* ausgebildet und

auf den höchsten Gipfel ihrer heutigen Vollkommenheit gebracht, so daß das Ballet der pariser großen Oper lange Zeit das non plus ultra der Tanzkunst gewesen zu seyn scheint, und zum Theil noch ist. Was der Deutsche jedoch auch in diesem Fache zu leisten im Stande ist, zeigt das in seiner Art einzige Kinderballet in Wien, von dem genialen Tanz- und Balletmeister Horschelt errichtet. Unter Ludwig XIV. wurde durch Beauchamp der erste Grund zu dem künstlichen theatral. Tanz der Franzosen gelegt. Noch mehr aber verdankt die Tanzkunst dem als Theoretiker und Praktiker berühmten Noverre (s. d. Art.), welcher sowohl d'Arbeau's als Romeau's Schriften über die Tanzkunst weit hinter sich zurückließ. Auch heutzutage bilden die französischen und italienischen Tänzer zwei verschiedne Schulen, von welchen jedoch die erstere das Uebergewicht hat. Die Namen Gardel, Vestris rc. zeigen das Höchste der neuern Tanzkunst an, und mehrere jetzt beliebte Ballette, vorzüglich Zephyr und Flora, sind fast weltberühmt geworden. — Indessen ist es doch auch nicht zu läugnen, „daß der theatralische Tanz auch zu einem seiltänzerischen Springen, Equilibriren und Kunststückmachen ausgeartet, und der Tanz immermehr die plastische Kraft und Bedeutung verloren hat. Je riskanter und halsbrechender eine Stellung ist, desto größer der Triumph, und die Franzosen haben auch in dieser Hinsicht die Palme errungen." Ausführlich handeln über die Geschichte des Tanzes im Allgemeinen Bourdelot histoire de la danse sacrée et profane, ses progrés et ses révolutions depuis son origine etc. Paris 1724. 12. und Cahusac traité de la danse anc. et moderne, Paris 1753, 12. 3 Thle. (auch deutsch). Ueber den Tanz der Griechen und Römer: Rambach von Orchestik oder Tanzkunst der Griechen im 3ten Bande S. 617 seiner Uebersetzung der Potterschen Archäologie, und Bergsträßer Gedanken von der Orchestik oder über den Tanz der Alten im 3ten Bde des Schirachschen Magazins der deutschen Kritik; über die Tänze der Juden insbesondere Zeltner de choreis vet. Judaeorum diss. Altorf 1726. 4. und Renz de religios. saltationibus vet. Judaeor. Lips. 1738. 4.; von den christlichen Tänzen, Brömel (von den Festtänzen der ersten Christen, Jena 1701, 4); von den Tänzen der Chinesen, Mémoires sur les Danses chinoises in den Variétés literaires Bd. 1. S. 472 und Bd. 2. S. 309; von den Tänzen wilder Völker, Lafiteau in s. Moeurs des sauvages Thl. 1. S. 181, 203, 410 und in den Reisebeschreibungen rc. — Theoretische Anweisungen zur Tanzkunst sind nach Noverre wenige von Bedeutung geschrieben worden. Zu ihnen gehören Martinets Anfangsgr. d. Tanzk. mit vorzügl. Rücksicht auf die Menuet, a. d. Franz. Lpz. 1797; Kattfuß Taschenb. für Freunde und Freundinnen der Tanzkunst oder Choregraphie rc. Lpz. 1800—1802 in 2 Thln. m. K. und Mädels Tanzk. f. d. elegante Welt rc. Erf. 1805. T.

Tanzmusik. Das Eigenthümliche dieser Musik beruht auf dem Vorherrschen des Rhythmus, welcher die tänzerischen Bewegungen hebt und unterstützt. Bei wilden Völkern ist diese musikalische Begleitung, (denn hier ist die Musik dienend und untergeordnet,) sehr einfach, ja monoton. Einige bedienen sich, wie wir wissen, nur der eintönigen Trommel oder Cymbel. Bei den kunstsinnigen Griechen tanzte man zum Gesang. Heutzutage aber ist die Tanzmusik reine Instrumentalmusik und es fehlt unsern gewöhnlichen Tanzstücken das Characteristische in dem Grade, als der Tanz blos zum unwill-

kürlichen Ausdrucke der Empfindung durch Bewegung der Füße herabgesunken ist. Nur die Melodie der Nationaltänze weniger gebildeter Völker zeichnet sich noch durch einen Charakter aus, welcher schwer nachzuahmen ist. Die höhere theatralische Tanzmusik (Balletmusik) aber setzt voraus, daß der Componist alle Arten des Rhythmus hervorzubringen, und durch diesen vorzüglich Charakter und Empfindung zu bezeichnen geschickt sey. In dieser Gattung haben sich große Meister ausgezeichnet, z. B. Benda, Weigl, Winter, Hummel, Gyrowetz, Reichardt, Righini, Clementi, Pleyel, Kauer, Müller, Wranizky u. T.

Taprobana, bei den Alten der Name der Insel Ceylon.

Tarquinius Superbus, der siebente und letzte der alten römischen Könige, der durch seinen Uebermuth und seine Zwingherrschaft (was beides sein Beiname bezeichnet) sich mit Recht verhaßt machte, und nebst seinem Sohne, Sextus (dem Schänder der Lucretia), die Veranlassung war, daß Rom in einen Freistaat umgewandelt wurde. Schon seine Thronbesteigung war durch ein scheußliches Verbrechen gebrandmarkt; denn er hatte seinen Schwiegervater, den vorigen König, Servius Tullius, auf Anstiften, wie es heißt, der eignen Tochter desselben, seiner Gattin, ermordet. Um sich als eigenmächtiger Gebieter zu sichern, umgab er sich mit einer bewaffneten Leibwache, die meist aus Ausländern bestand. In mehrern Kriegen mit den Nachbarn zeigte er sich als einen tüchtigen und glücklichen Feldherrn; doch alles dieß schützte ihn nicht gegen den Unwillen der von ihm Unterdrückten, an deren Spitze sich Brutus stellte (s. d. Art.). In einem Alter von 76 Jahren, nach einer 25jährigen Regierung, mußte er mit seinem Sohne flüchten, und starb 90 Jahr alt, in Kumä, nachdem er umsonst, durch List und Gewalt versucht hatte, sich seiner vorigen Herrschaft wieder zu bemächtigen, indem er zuerst eine Verschwörung zu seinen Gunsten in Rom anzuzetteln suchte, und dann, da dies mißlang, mit Hülfe des etruskischen Königs, Porsenna, und nachher der Sabiner, Lateiner und anderer benachbarter Völkerschaften, die Römer bekriegte.

Tarsus, die alte große Hauptstadt Ciliciens, eine Zeitlang der Sitz eigner von der persischen Oberherrschaft abhängiger Könige. Es ließen sich hier unter der Regierung der Seleuciden viele Griechen nieder, die sogar eine Art von hoher Schule für Philosophie und Philologie daselbst gründeten, welche zur Zeit der römischen Kaiser sehr berühmt war und in ihrer größten Blüthe stand. Hier wurde der Apostel Paulus geboren und empfing seine gelehrte Bildung. Jetzt ist es ein armer Ort; doch zeugt der Umfang der alten Mauern von der ehemaligen Größe.

Taschenbücher- und Almanachsliteratur in Deutschland. „Die deutsche Literatur unserer Tage bietet im Gegensatze zu der frühern ein merkwürdiges Bild dar. Wir brauchen kaum ein halbes Jahrhundert zurückzugehen und die Bücherbänke in Deutschland blicken uns finster, streng, gelehrt, fast abschreckend an. Ungeheure Folios gönnen auch den beleibtesten Quartanten nur unwillig einen Raum und diese sehen wieder mit Stolz auf das noch scheu sich anschmiegende Geschlecht der Octavbände herab. Wie anders ist es jetzt u. s. w." So beginnt eine gehaltreiche Beurtheilung der Almanachsliteratur von 1820 im Hermes St. IV., die sich von den gewöhnlichen Recensionen der Almanache, wie sie sich in unsern Tageblättern befinden, wie eine Lessingsche Kritik von einer Müllnerschen

und Böttigerschen unterscheidet, und wir müssen unsere Leser einladen, von derselben vollständig Kenntniß zu nehmen, wenn sie sich über diesen Zweig des deutschen Bücher- und Literaturwesens, wie er geworden und wie er ist, genau unterrichten wollen. Bei unserm beschränkten Raume können wir uns nur einige literarisch bibliographische Andeutungen darüber erlauben. Der Ursprung unserer jetzigen Taschenbücher für die elegante Welt verliert sich in die Anhänge, welche man den Kalendern für das Volk, dergleichen z. B. der hinkende Bote seit länger als anderthalb hundert Jahren gewesen, jährlich zu geben pflegte. Es entstand die Idee, den gebildetern Ständen bei der Gelegenheit, wo sich auch diese mit einem Kalender für das nächste Jahr zu versehen pflegten, eine Sammlung kleiner unterrichtender und unterhaltender Aufsätze in die Hände zu liefern. Man begnügte sich dabei zuerst mit einer blos zierlichen Form. Nach und nach steigerte sich das Bedürfniß durch die sich mit diesem Zweige der Literatur beschäftigende Industrie und Concurrenz. Man fügte Kupfer hinzu, anfangs wenige und von geringem Kunstwerth. Chodowiecky und sein ausgezeichnetes Talent für die Charakteristik in kleinen Zeichnungen begünstigte und entwickelte diese Liebhaberei bald außerordentlich. Die Ansprüche an die chalkographische Ausstattung so wie an den äußern Schmuck haben sich seit dieser Zeit immer gesteigert und wir sehen jetzt nicht blos alle unsere eigenen Künstler zum wahren Kunstverderb mit diesen Lilliputblättern beschäftigt, sondern sie genügen selbst nicht für das Bedürfniß, und die Unternehmer suchen sogar die Chalkographen in Frankreichs und Englands Hauptstadt auf. Wo ferner noch vor zwanzig bis dreißig Jahren eine einfache Broschirung zureichte, sieht man jetzt mindestens saubere Bände mit Goldschnitt und Figuren, und gar nicht selten sind Bände von echtem Maroquin, von Seide, ja vom zierlichsten Moire mit silbernen Schlössern. So viel Hunderte vor dreißig Jahren dem Unternehmer ein solches Büchlein kostete, eben so viel Tausende muß er jetzt darauf verwenden und das Unternehmen ist gegenwärtig fast halsbrechend für die Buchhändler geworden; denn irgend ein zufälliger Umstand, der sie hindert, das Taschenbuch zeitig auf den Markt zu bringen, der es nur um einige Wochen verspätet, kann den Verlust des ganzen darauf verwendeten Kapitals nach sich ziehen. Dieselbe Steigerung, welche in den Ansprüchen auf das Aeußere Statt gefunden, ist auch bei der Zusammenstellung des Inhalts eingetreten und wir sind dahin gekommen, daß sich fast die ganze poetische Literatur der Deutschen in diese Ephemeren geflüchtet hat und nur in dieser Form noch Sammlungen gedeihen. Auch sind die Ansprüche der Autoren, welche Beiträge dazu liefern, in gleichem Grade gestiegen; man verlangt und bezahlt in Goldstücken, wo sonst einige Silberthaler zureichten, ja es gibt eine Classe von sonst achtbaren Schriftstellern unter uns, welche ein förmliches Gewerbe mit ihren Erzeugnissen für Taschenbücher treiben und ihre Producte jährlich höher auszumünzen suchen. Man bestellt wohl gar bei ihnen, wie man sich ein Kleid bestellt, Gedichte, Erzählungen und Aufsätze aller Art nach vorgeschriebenem Maaß und sie übernehmen es, jeden gegebenen Auftrag pünktlich auszurichten, so fern nur der dafür erheischte ansehnliche Ehrensold bezahlt wird, was nicht selten sogar pränumerando geschehen muß. Man sieht hieraus, daß diese Unternehmungen jetzt in der Regel nicht blos von den Verlegern, sondern auch von den Dichtern, Autoren und Redactoren aus Industrie

betrieben werden, und das Publikum dies bemerken muß, so darf man nicht minder annehmen, daß ihre Culminationsepoche vorüber und ihr Herabsinken nahe ist. Wir wollen hier nur noch über diejenigen Taschenbücher, welche in ihrer Epoche die größte Celebrität erlangten oder noch besitzen, einige literarisch bibliographische Notizen geben.

Eines der ersten Taschenbücher dieser Art, die in Deutschland mit Beifall gelesen wurden, war das Lauenburger. Es erschien zuerst 1770 und wurde bis 1798 fortgesetzt, fristete sich darauf noch zwei Jahre unter andern Titeln und erlosch dann. — Die Gothaischen Hofcalender, welche auch die Genealogie der europäischen und deutschen Fürstenhäuser lieferten und außerdem mancherlei brauchbare Notizen mittheilen, erschienen zuerst 1764 und von 1766 an auch französisch. Sie sind ohne alle oder doch ohne bedeutende Unterbrechung bis jetzt fortgesetzt worden und haben besonders im Auslande eine Art von diplomatischer Autorität gehabt. Ihr Absatz ist gegen sonst sehr gesunken. — Lichtenbergs Beiträge und sein fortgesetzter geistreicher Commentar zu den verkleinert darin mitgetheilten Hogarthischen Kupferstichen waren es vorzüglich, was dem Göttinger Taschenkalender von 1776 bis 1813, wo er aufhörte, ein großes Lesepublikum verschaffte. Er erschien zugleich eine Zeitlang in einer franz. Uebersetzung. Das Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer, welches unter der Redaction von Claudius (nicht des Wandsbecker, sondern des Leipziger) erschien, hatte sich durch die eine Zeit lang mit Glück fortgeführte Geschichte der darin eingeführten Familie Ehrenberg ein großes Publikum erworben. Am Ende schlief dies freilich aus Langerweile dabei ein und das Taschenbuch hörte nun (1813) einige Jahre auf, bis ein neuer Verleger und ein neuer Redacteur (Herr Hofrath Rochlitz) es (1818) wieder ins Leben zurückriefen. — Das ebenfalls in Leipzig erscheinende Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, das vor allen andern ein großes Glück in der deutschen Lesewelt gemacht hat, erschien zuerst 1791 im Verlage von Voß und Leo und wird bis jetzt (1820) und zwar seit zwei Jahren sogar zweifach fortgesetzt. Der erste Jahrgang kostete 16 Gr., die spätern stiegen successiv bis 1 Thlr. 16 Gr. Die Redaction der ersten Jahrgänge hatte der als Bibliograph und Buchhändler bekannte Roch, in dessen Verlag auch das Taschenbuch bald nachher überging. Später kam es in den Verlag des Buchhändlers Enoch Richter (Firma Gleditsch), in welchem es ungestört eine Reihe von Jahren blieb und während welcher Zeit es der Hofrath Becker und nach dessen Tode der Hofrath Kind redigirten. Letzterer, der das Eigenthumsrecht an diesem Taschenbuche für die Beckerschen Erben zu besitzen behauptete, gerieth darüber mit dem genannten Verleger in Streit, der eine Trennung beider zur Folge hatte. So besitzt das deutsche Publikum seit zwei Jahren (1819 und 1820) ein doppeltes Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, von welchem das eine durch Kind bei Göschen und das andere bei Gleditsch durch den Prof. Wendt in Leipzig zusammengestellt wird. Das Cottaische Taschenbuch für Damen wurde 1798 begonnen. Er hat sich durch die bedeutenden Connexionen dieser Handlung stets interessanter Beiträge von Huber, Pfeffel, Lafontaine, Göthe und Jean Paul zu erfreuen gehabt und sich dadurch erhalten. Das Aeußere dagegen ist, wie bei allem Cottaischen Verlag

höchst vernachlässigt. — Cotta unternahm 1802 ein ähnliches Taschenbuch in französischer Sprache unter dem Titel: Almanach des Dames, und ließ dasselbe in Paris zusammenstellen und drucken, wie auch dort die Kupfer dazu stechen. Es ist eine Compilation von pieces fugitives, und sein Verdienst beschränkt sich auf die oft hübschen Kupferchen. — Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft wurde 1800 von dem Buchhändler Wilmans, damals in Bremen, unternommen, und wird jetzt bis mit Erfolg fortgesetzt. Der jetzige Redacteur ist Stephan Schütze. Die Minerva, ein ebenfalls sehr beliebtes Taschenbuch, das 1809 zuerst herauskam und wahrscheinlich von dem Verleger, Herrn Gerhard Fleischer, selbst zusammengestellt wird, hat sich durch die Idee, zu den Kupfern Darstellungen aus den Werken Schillers zu wählen, welche von Böttiger mit einem Commentar begleitet wurden, sehr beliebt gemacht. Ueber diese Commentare erklärt jener Recensent im Hermes sich folgendermaßen: „Selten bestraft sich wohl das Entfernen von einem durch Neigung und Kenntniß angewiesenen Wirkungskreise (archäologischen Studien) auffallender als bei diesen Kupfererklärungen (Böttigers)." „Der Verf.," bemerkt der Recs. weiter, „sich auf Anlaß Shakspeare's und Schillers an die bewegte literarische Gegenwart hingebend, macht ein Angeschlossenbleiben an die schöne, antike Vergangenheit für die Zukunft doppelt wünschenswerth, und wenn dieser Aufsatz (zu Minerva 1820) wirklich der letzte dieser Art seyn soll, so haben die Freunde des Alterthums gewiß sich und ihrer Belehrung Glück deßhalb zu wünschen. Nicht schwer, doch hier zu weitschichtig, würde eine Aufzeichnung von Irrthümern und Widersprüchen seyn, in welche der Verf. durch ein System, kein System zu haben, verfallen mußte, so daß selbst das Richtige und Feine untergeht oder wirkungslos bleibt. Es genüge, ein so heterogenes Personal als das folgende, dem nach der Reihe Lob gespendet wird (und nirgends in geringer Gabe), auszuheben, um ein Erreichen allerseitiger Befriedigung, wo nicht allerseitigen Gefallens, als eine literarische Unmöglichkeit darzustellen: Shakspeare, Schiller, Münter, Apel, Göthe, Gerstenberg, Bouterweck, Wieland, Lucian Buonaparte, Dannecker, Ramberg, Kügelgen, Seckendorf, Raphael, Tischbein, Bengel-Sternau, Müllner, Raupach, Mellisch, Eßlair, Talma, Madam Schröder, A. W. Schlegel, Collin, Millin, Genelli, Wiener Modejournal, Klingemann, Zimmermann in den Originalien, die Originalien selbst, Peucer, Robert, Whateley, Steevens, Herder, Tieck, Garrick, New monthly magazine, Füßli, Madam Bethmann, Blümner, Madam Siddons, Einsiedel, Gozzi, Garlieb Merkel, Holbein, Blumenhagen; alle diese Namen werden in einer bunten Mosaik auf ein Paar Bogen excerpirt, citirt und gelobt. Kommt hingegen einmal ein leichter Tadel vor, so fehlt es an der rechten (oder an aller) Gründlichkeit, welche in der Nennung des Namens besteht u. A. Ein Anderes ist es bei diesem Commentator, wenn der Gescholtene nicht mehr lebt, wie es z. B. mit Wetzeln u. A. der Fall ist." Im Jahre 1815 erschien unter der Leitung Fouqué's und des Buchhändlers Schrag das Frauentaschenbuch, das wegen seines meistens wohlgewählten Inhalts und seiner zierlichen Kupfer beim Publikum freundliche Aufnahme fand. Zu den beliebten Ephemeren dieser Art sind ferner noch Cornelia von Schreiber, Penelope von Theodor Hell und Vergiß mein nicht von Clauren Heun zu zählen. Die Aglaja, welche in Wien von

Wallishäuser herausgegeben und vielleicht auch zusammengestellt wird, zeichnet sich durch sehr sauber in punktirter Manier ausgeführte Kupfer von John aus. Nicht minder machen wir noch auf die Alpenrosen, ein in Bern erscheinendes Taschenbuch, aufmerksam, das von Wyß, Kuhn, Hegner (dem geistreichen und gemüthvollen Verfasser der Molkenkur, Salv's Revolutionstage und der Reise unter dem Titel: Auch ich war in Paris) und andern schweizer Gelehrtern und Dichtern oft mit trefflichen Beiträgen ausgestattet ist. — Wir erwähnen des Taschenbuchs Urania zuletzt, weil es von dem Herausgeber dieses Lexicons geleitet wird. Dieses Institut erhielt dadurch, daß es zum größern Theil Werke liefert, welche die Ehre, nicht den äußern Werth eines Preises gesucht haben, und nicht aus einer Bestellung hervorgegangen oder auf die Autorität eines Namens aufgenommen worden sind, einen eigenthümlichen Charakter. Nach dem die ersten Jahrgänge dieses Taschenbuches (für 1810, 12, 15, 17) auf die gewöhnliche Weise unter verschiedenen Redactionen waren zusammengestellt worden, faßte der Unternehmer desselben den Gedanken, ihm durch öffentliche Preisaufgaben, zu denen alle Dichter Deutschlands eingeladen würden, einen höhern Werth zu geben. Er setzte daher Preise aus auf die beste poetische Erzählung und auf das beste Lehrgedicht in der Epistelform. Das Glück krönte gleich den ersten Versuch (im J. 1818) mit einem seltenen Erfolg. Ein junger Dichter, Ernst Schulze, fühlte sich durch sie besteigert, und es entstand „die bezauberte Rose, eine poetische Erzählung in drei Gesängen," die als das schönste Gedicht, das die deutsche Poesie in dieser Gattung besitzt, genannt werden kann, und so lange dauern wird, als es eine deutsche Sprache und Poesie gibt. Es ist seitdem vielfach gedruckt und nachgedruckt worden und befindet sich in den Händen von Tausenden *). Merkwürdig wurde dabei noch der Umstand, daß die Krönung dieses Gedichts die letzten Stunden des jungen Sängers versüßte. (Man vergleiche darüber den Art. Schulze (Ernst) im achten Bande.) Auch in den folgenden Jahren 1819 und 1820 ist die Ausbeute der Preisaufgaben nicht gering gewesen und man kann hoffen, daß der Herausgeber dieses Institut auf die so glücklich begonnene Weise fortsetzen werde. Wenn auch nicht unsere ersten Dichter zur Concurrenz treten werden, so bietet sie doch unsern jungen noch namenlosen Dichtern Gelegenheit dar, ihre Kräfte zu versuchen und verschafft ihnen die Gewißheit, blos nach ihrem Talent und nicht nach Nebenrücksichten beurtheilt zu werden. — Die äußere Ausschmückung der Urania gehört auch zu den vorzüglichsten.

Wir führen weiter noch verschiedene deutsche Taschenbücher auf, die sich besondern Zwecken gewidmet hatten oder noch widmen. Unter diesen verdient vor allen das von Mohn herausgegebene Niederheinische Taschenbuch (Düsseldorf bei Schreiner) genannt zu werden, welches in sechs Jahrgängen von 1799, 1800, 1, 2, 3 und 5) eine Reihe der schönsten Bilder der damaligen Düsseldorfer Gallerie in vortrefflichen Stichen von Heß mittheilte, welche Blät-

*) Die dritte Auflage dieses Gedichts ist 1820 in fünf verschiedenen Ausgaben erschienen, die nach ihrer verschiedenen Ausschmückung 1 Thlr. — 1 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. — 2 Thlr. 12 Gr. und 3 Thlr. kosten.

er diesem Taschenbuche für Sammler einen dauernden Werth zusichern. — Der unermüdliche und unerschöpfliche Kotzebue begann 1803 in dramatisches Taschenbuch unter dem Titel: Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande," welches bis zu seinem Tode im Jahre 1819 mit großem Beifalle fortgesetzt worden ist. Es enthält neben vielen Trivialitäten auch eine nicht geringe Zahl lebendiger, geistreicher und unterhaltender dramatischer Gemählde, die noch lange unsere Bühne und die Darstellungen von Dilettanten erheitern werden. Für das Jahr 1820 erschien die Sammlung noch aus Kotzebue's Nachlaß gefüllt. Von 1821 an übernimmt Theodor Hell (Winkler) eine neue Zusammenstellung *)

Oefters sind auch ausgezeichnete Werke unserer Dichter zuerst in der Gestalt von Taschenbüchern von den speculirenden Verlegern geliefert worden, So brachte Wieweg in Braunschweig 1793 Göthe's Hermann und Dorothea zuerst als Taschenbuch, Unger in Berlin 1802 Schillers Jungfrau von Orleans; eben so auch Cotta späterhin auf gleiche Weise Göthe's natürliche Tochter, letztere jedoch mit geringerem Glücke.

Noch müssen wir der deutschen Musenalmanache erwähnen, obgleich dieselben gegenwärtig nicht mehr an der Mode sind, und von Verlegern und Buchhändlern als die incurrantesten Artikel betrachtet werden. Die berühmteste Sammlung derselben ist die von Bürger und Voß. Der französische Almanach des Muses brachte beide Freunde auf den Gedanken, eine ähnliche Sammlung für Deutschland zu bilden, und ihr Bemühen wurde in jener durch den bekannten Göttinger Freundesverein für die deutsche Poesie so bedeutungsreichen Zeit mit großem Erfolge gekrönt. Von 1770 bis 1776 gaben beide Dichter die Sammlung unter dem Titel: Göttingischer Musenalmanach (auch Blumenlese) gemeinschaftlich heraus. Von 1777 — 1794 besorgte sie Bürger allein. Von 1795 bis 1803, wo er aufhörte, war Carl Reinhard der Herausgeber. Voß begann 1777 eine besondere Sammlung in Verein mit Göckingk, welche bis 1798 fortdauerte und sich von jener durch den Titel Hamburgische poetische Blumenlese auszeichnete. Auch Schiller begann 1796 eine solche Sammlung und durch die Aufnahme der Xenien erhielt dieser erste Jahrgang einen so außerordentlichen starken Absatz, daß er mehremal neu aufgelegt werden mußte. Es erschienen nachher noch die Jahrgänge 1797—1800. Zu den anziehendsten Sammlungen dieser Art wurde auch der Wiener Musenalmanach gerechnet, welcher in den Jahren 1781 — 88 und 96 von Blummauer und Ratschky herausgegeben und dann einige Jahre lang von Leon fortgesetzt wurde. In neuerer Zeit hat sich das Interesse an diesen ausschließlich poetischen Blumenlesen so vermindert, daß gegenwärtig auch nicht eine einzige Sammlung dieser Art mehr besteht. Wetzel kündigte für 1820 ein neue an, allein der Tod raffte den talentvollen Dichter weg, ehe er den ersten Jahrgang hatte ordnen können. B — s.

*) Auch der sich in allem versuchende D. Müllner hat einige Jahre lang einen dramatischen Almanach für Privatbühnen herausgegeben. Da er selbigen aber mehr als ein Vehikel betrachtete, sich dabei auf eine geschickte Weise loben zu können, so hat er aus Mangel an Absatz bald aufgehört.

Taste, s. Clavis.

*Tatarei, das Land der Tataren. Man unterschied ehemals in den geographischen Werken die europäische und asiatische Tatarei, jene hieß die kleine, diese die große Tatarei. Zu der europäischen rechnete man die Halbinsel Crimm, das Land der Nogaier Tataren, der Budschiakischen Tataren oder Bessarabien und einen Theil des Landes zwischen dem Dniester und Dnepr oder die Otschakowsche Provinz. Nachdem aber (seit 1784) alle diese Länder unter die Oberherrschaft Rußlands gekommen sind, hat die ehemalige Benennung der europäischen Tatarei aufgehört, und sie bildet jetzt die russischen Statthalterschaften Taurien (s. d.), Cherson — von 904 Quadratmeilen mit 300,000 Einw. — in welchem die Städte Cherson, Odessa und die Festung Otschakow, und Jekatarinoslaw, von 1510 Q. M. mit 541,000 Einw. — Außer den Tataren leben hier auch Leute aus verschiedenen Nationen, die größtentheils durch den Handel dahin gezogen worden sind. Die asiatische Tatarei verdient wegen ihrer ungeheuern Ausdehnung mit Recht den Namen der großen. Sie gränzt an die Provinzen des asiatischen Rußlands, Persien, Tibet und das chinesische Reich. Der nördliche Theil derselben (Dschagatai) enthält große Steppen; ein Theil der Einwohner zieht als Nomaden umher. Die Völkerschaften, welche diesen Theil bewohnen, sind sehr von einander verschieden; sie leben größtentheils unter eignen Fürsten (Chans); einige derselben stehen jetzt unter russischem Schutze, doch meistens nur auf entfernte Art. Der südliche Theil der großen Tatarei heißt die große Bucharei (s. d.), ein hochgelegenes, 20,000 Q. M. großes, angebautes und bevölkertes Land. Der Handel den die Russen mit der Bucharei treiben, ist sehr bedeutend. Unter mehrern Handelsstädten der letztern ist Samarcand, ehemals die Residenz Timurs, eine der vorzüglichsten. Die kleine Bucharei steht unter chinesischer Oberherrschaft.

*Tataren, ein sehr zahlreiches, in Europa und Asien in sehr vielen Zweigen und unter verschiedenen Benennungen verbreitetes Volk, dessen eigentlicher Name Turk oder Turkomannen war. Einst herrschend und als Eroberer das Schrecken ihrer Nachbarn, nicht ohne Cultur, wovon noch Ueberreste und Denkmäler sich finden, gehorchen sie jetzt grostentheils fremden Regenten. Nur in einigen Gegenden Asiens, die für den Eroberer wegen ihrer Unfruchtbarkeit nicht anlockend, oder wegen ihrer Entfernung nicht wohl zugänglich waren, haben sie noch ihre Unabhängigkeit behauptet, sind aber auch deswegen weniger bekannt geworden. In Rußland machen sie durch ihre große Anzahl — man schätzt sie auf drei Millionen Köpfe — ein Hauptvolk unter den Bewohnern dieses Reiches aus. Die meisten tatarischen, zu Rußland gehörigen Horden sind in den südlichen Provinzen des Reichs eigentliche Staatsbürger, in festen Sitzen und mit einigen sehr vervollkommneten Gewerben; sie sind für Rußland das, was ehedem die Mauren in Spanien waren, stille, friedfertige und fleißige Menschen, die zur Cultur des Landes beitragen. Einige tatarische Colonien sind in den Gouvernements Orenburg, Kasan und Tobolsk unter russische Dörfer zerstreut; mehrere Horden gehören bloß als abhängige Schutzverwandte zum russischen Reiche. Die verschiednen im russischen Reiche lebenden tatarischen Volkszweige sind: die eigentlichen Tataren, die Nogaier, Baschkiren, Kirgisen, Jakuten und Teleuten.

Die eigentlichen Tataren sind Abkömmlinge der beiden großen Horden, welche die Nachfolger Dschingis-Chans in Sibirien und an der Wolga errichteten. Zu ihnen werden die kasanischen, astrachanischen und taurischen Tataren gerechnet. Bei diesen Stämmen ist noch die wahre Nationaleigenthümlichkeit, auch im Aeußern, bemerkbar. Der ächte Tatar ist wohlgebildet, von mittlerer Größe, schlank, mit kleinen aber lebhaften und viel sagenden Augen, der Kopf ist oval, das Haar dunkel, die Gesichtsfarbe frisch und lebhaft, Haltung und Betragen ist anständig und selbst nicht ohne Würde. Dabei ist er offen, freundlich, theilnehmend und gastfrei, friedfertig aber muthvoll, liebt Unterricht und Künste, Ackerbau und Handwerke. Auch das weibliche Geschlecht ist nicht ohne Anmuth und Reiz. Der fünfte Theil dieser Tataren hat die christliche Religion angenommen, die übrigen sind noch Mohammedaner. Sie leben in Städten und Dörfern, aber auch unter Zelten, zum Theil nomadisirend. Die in Sibirien zerstreut lebenden Tataren haben, durch Vermischung mit andern Völkerschaften, ihren eigenthümlichen Charakter verloren. Einige von ihnen sind ansässige Landbauer, die meisten nomadisiren. In Ansehung der Religion sind sie Mohammedaner oder Heiden. Die Nogaier, die um den Kuban und die Wolga oder auch in andern Gegenden zerstreut leben, Mohammedaner sind und größtentheils nomadisiren, stehen in der körperlichen Bildung und in Rücksicht der Civilisation weit unter den eigentlichen Tataren. Noch viel tiefer stehen die Baschkiren (Baschkurt), die in den Gouvernements Orenburg und Perm leben, aus 27,000 Familien bestehen, im Sommer nomadisiren, im Winter sich in Dörfern und hölzernen Häusern aufhalten und eine bürgerliche Verfassung haben, welche der Verfassung der Kosaken ähnlich ist. Sie dienen, wie diese, im Kriege. In ihrer äußern Bildung ist viel Verschiedenheit. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich durch ein plattes Gesicht, größere Ohren und stärkeren, mehr mit Fleisch belegten Gliederbau von den eigentlichen Tataren. Sie sind sehr unreinlich, roh, dreist, kriegerisch und unbiegsam, aber gewandt und gastfrei. Ihre Hauptbeschäftigung ist Vieh- und Bienenzucht, ihre Religion die mohammedanische. Weit mehr, als die übrigen, nähern sich den eigentlichen Tataren in der äußern Bildung den Kirgisen, die in der großen Orenburger Steppe wohnen, bloß Viehzucht treiben, unter Zelten wohnen und Mohammedaner sind. Die Jakuten und Teleuten, der Anzahl nach die schwächsten Volksstämme, haben fast alle Aehnlichkeit mit den eigentlichen Tataren verloren, sind fast ganz ohne Cultur, haben Götzendiener und nomadisiren. Die in Rußland zerstreut lebenden Bucharen haben alle Vorzüge des ächten Tataren, wohnen meistens in Städten und Dörfern und sind fleißige Arbeiter.

Taubheit ist Mangel des Gehörs aus krankhaften Ursachen. Diese können bei dem künstlichen Baue des Ohrs sehr verschieden seyn, und sind oft schwer zu erforschen. Dahin gehören Verknöcherungen, Anschwellungen, abgelagerte Krankheitsstoffe, Unempfindlichkeit des Trommelfells und der Nerven u. s. w. (S. auch d. Art. Taubstumme.)

Taucherglocke. Schon früh dachte man darauf, den Tauchern unter dem Wasser Luft zu verschaffen. In Aristoteles Problemen kommt eine Stelle vor, wo von einem Kessel gesprochen wird, der

umgekehrt dem Taucher auf den Kopf gesetzt werde und ihm so viel Luft erhalte, als er nöthig habe. Eine ganz verschiedne Vorrichtung ist die, welche in den ältesten Ausgaben von Vegetius Kriegskunst abgebildet ist. Hier hat der Taucher eine lederne Kappe um den Kopf; an dieser ist in der Gegend des Mundes eine lange lederne Röhre befindlich, die bis an die Oberfläche des Wassers reicht und durch die er also Athem holen kann. Seit 1538 finden wir die Taucherglocke in Gebrauch. In diesem Jahre nemlich ließen sich vor Kaiser Carl V. zu Toledo zwei Griechen sehen, die unter einem großen umgekehrten Kessel mit brennenden Lichtern sich unter das Wasser ließen und nach geraumer Zeit trocken wieder herausgezogen wurden. Baco von Verulam beschreibt eine ähnliche Maschine von Metall, und als einige Schiffe von Philipps Armada bei der Insel Mull in den schottischen Gewässern gescheitert waren, machte man vielfache Versuche, die versunkenen Schätze durch Vervollkommnung der Taucherkunst zu bergen. Allein diese Versuche schlugen fehl und erst hundert Jahre darnach (1687) gelang es einem gewissen W. Phipps, einen Theil jener Schätze, 300,000 Pf. St. an Werth, hervorzuziehn. Am berühmtesten ist die Taucherglocke geworden, welche E. Halley 1716 erfand. Diese war 8 Fuß hoch, mit Blei überzogen, und am untern Rande dergestalt mit Gewichten beschwert, daß sie überall gerade zu stehen kam. Oben war ein starkes Glasfenster eingesetzt und im Umfange waren lederne mit Luft angefüllte Schläuche befindlich, die durch Röhren mit dem innern Raum der Glocke in Gemeinschaft standen. Halley machte selbst mehrere Versuche damit. Er ließ sich zehn Klafter tief ins Meer und versicherte, bei ruhiger See sey durch das Fenster der Glocke so viel Licht hineingefallen, als zum bequemen Lesen und Schreiben nothwendig gewesen. Auch der Schwede Triewald machte sich durch Verbesserung der Taucherglocke bekannt. Er ließ die Glocke nur bis an den Hals der Tauchers gehn.

* **Taufgesinnte** nennen sich diejenigen Christen, welche die Taufe der Kinder verwerfen, nur Erwachsene dieses Sakraments fähig achten und jeden auch schon getauften Christen, der zu ihrer Partei übertritt, wiedertaufen, daher sie bei ihrem Aufkommen im 16. Jahrh. und noch bis in die neuern Zeiten von ihren Gegnern Wiedertäufer oder Anabaptisten genannt wurden. Die in der ältesten christlichen Kirche allerdings nicht üblich gewesene Kindertaufe (s. Taufe) war schon im Mittelalter von mehreren separatistischen Parteien, z. B. von den Petrobrusianern, Katharern, Piccarden u. a. m. für unstatthaft erklärt, aber in der herrschenden Kirche aus wichtigen Gründen beibehalten worden. Als nun der Fortgang der Reformation jeder neuen Meinung freien Lauf zu öffnen schien, wurden 1521 zu Zwickau in Sachsen zuerst einige Feinde der Kindertaufe laut, mischten sich zum Theil im Bauernkriege unter die Rebellen und schieden ihr gesetzloses fanatisches Treiben völlig von der Sache des Protestantismus (s. d. Art. Münzer). Mit ihren unberufenen, auch von Laien verrichteten Wiedertaufen der Erwachsenen verbanden sie Grundsätze, die aller kirchlichen und bürgerlichen Ordnung widerstrebten, indem sie weder das christliche Lehramt noch die obrigkeitliche Gewalt anerkennten, sondern eine völlige Gleichheit aller Christen einführen wollten. Der besonders unter dem gemeinen Volke am Rhein, in Westphalen, Holstein, der Schweiz und den Niederlanden seit 1524 merkbaren War-

mehrung ihres Anhanges setzten die Obrigkeiten bald scharfe Maßregeln entgegen. In Deutschland ergingen seit 1525 kaiserliche und Reichstags-Verordnungen gegen die Wiedertäufer, an vielen wurde die angedrohte Todesstrafe vollzogen, was auch in der Schweiz und den Niederlanden geschah; nur der Landgraf von Hessen begnügte sich, sie einsperren und unterrichten zu lassen. Dennoch sammelten sich immer neue, durch die Reisen ihrer Propheten und Lehrer zusammenhängende Haufen dieser Leute, deren Lehre damals aus folgenden Sätzen bestand: „Die Gottlosigkeit herrsche überall, ein neues Geschlecht heiliger Menschen müsse gegründet werden, ihnen ohne Unterschied des Geschlechts sey die Gabe der Weissagung und Auslegung göttlicher Offenbarungen verliehen, daher bedürfe es für sie keiner Gelehrsamkeit, denn das innere Wort gelte mehr als das äußere; kein Christ solle Processe führen, obrigkeitliche Aemter verwalten, schwören, und etwas Eignes haben, sondern allen alles gemein seyn." Mit solchen Meinungen kamen **Johann Bockhold** oder **Bockelson**, ein sechsundzwanzigjähriger Schneider aus Leyden, und **Johann Matthias** oder **Matthiesen**, ein Becker aus Harlem, 1533 nach der eben für die Reformation gewonnenen Stadt **Münster** in Westphalen, wo sich bald ein Theil des aufgeregten Volkes, unter andern auch der evangelische Prediger **Rothmann** und der Rathsherr **Knipperdolling**, zu den Wiedertäufern schlug. Vergebens ließ der Magistrat ihnen die Kirchen verschließen; sie erstürmten mit ihrem täglich wachsenden Anhange das Rathhaus und erzwangen gegen Ende des Jahrs einen Vergleich, der die Freiheit der Religionsübung beider Parteien sichern konnte. Doch verstärkt durch allerlei unruhiges Gesindel aus den benachbarten Städten machten sie sich kurz darauf gewaltsam zu Herren der Stadt und jagten die Gegenpartei hinaus. Matthiesen trat als Prophet auf und überredete das Volk, sein Gold, Silber und andres bewegliches Gut zum gemeinen Gebrauche auszuliefern und alle Bücher außer der Bibel zu verbrennen, verlor aber bei einem Ausfalle gegen den Bischof von Münster, der die Stadt belagerte, das Leben. Nun warfen sich Bockhold und Knipperdolling zu Propheten auf. Die Kirchen wurden zerstört, zwölf Richter wie in Israel über die Stämme bestellt, und auch diese Regierungsform bald wieder umgeworfen, indem Bockhold sich unter dem Namen **Johann von Leyden** zum Könige des neuen Zions (so nannten die münsterischen Wiedertäufer ihr neues Reich) erheben und förmlich krönen ließ. Seit diesem Zeitpunkte (1534) wurde Münster ein Schauplatz aller Ausschweifungen wilder Schwärmerei, viehischer Wollust und unmenschlicher Grausamkeit. Die Einführung der Vielweiberei, das Loslassen aller Zügel gesetzlicher Ordnung mußte dem bethörten Volke die Rohheit, Habsucht und Raserei seines jungen Tyrannen und seine täglich wachsende Gefahr von außen verbergen. Bockhold lebte in fürstlicher Pracht und Schwelgerei, ließ Manifeste zur Empörung gegen auswärtige Regenten, gegen den Papst und Luthern ausgehen, drohete mit seiner Rotte alle Andersdenkenden zu vernichten, machte sich den Seinen durch häufige Hinrichtungen furchtbar und wußte, während Hunger und Seuchen in der Stadt wütheten, den Taumel der unglücklichen Bewohner zu einem hartnäckigen Widerstande gegen die Belagerer zu benutzen. Von diesen wurde Münster endlich den 24. Juni 1535 durch Verrätherei eingenommen und dem

Reiche der Wiedertäufer durch Hinrichtung ihrer Anführer ein Ende gemacht. Bockhold, Knipperdolling und Krechting wurden mit glühenden Zangen zu Tode gemartert und dann in eisernen Käfigen am Lambertusthurm zu Münster zum Schrecken aller Rebellen aufgehenkt. Indeß hatten doch nicht nur einige von den 26 Aposteln, welche auf Bockholds Befehl ausgegangen waren, sein Reich zu verbreiten, hie und da Eingang gefunden, sondern auch mehrere von der münsterischen Rotte unabhängige Lehrer der Wiedertaufe und des schwärmerischen Glaubens an die Stiftung eines neuen Reiches reiner Christen fortgefahren, ihre Visionen und Offenbarungen in den oben genannten Gegenden zu verbreiten. Sie verwerfen zwar die Vielweiberei, Gütergemeinschaft und Grausamkeit gegen Andersgesinnte, welche in Münster ausgeübt worden war, pflanzten aber die übrigen Lehren der älteren Wiedertäufer und eigne irrige Meinungen von der Menschwerdung Christi, zu denen der damalige Sacramentsstreit Anlaß geben konnte, auf ihre Anhänger fort. Die merkwürdigsten dieser anabaptistischen Propheten waren Melchior Hoffmann und David Joris. Jener, ein Kürschner aus Schwaben, der sich als Lehrer seiner Partei erst 1527 in Kiel, dann 1529 in Emden, endlich in Straßburg herumtrieb, wo er auch 1540 im Gefängnisse starb, bildete besonders durch seine chiliastischen Verheißungen einer ihm und seinen Jüngern bevorstehenden Erhebung eine eigne Secte, deren zerstreute Glieder sich unter dem Namen der Hoffmannianer lange in Deutschland erhielten, bis ihre Reste endlich den Taufgesinnten zufielen. Daß Hoffmann noch vor seinem Tode widerrufen habe, gestanden sie nie ein. Tiefer und phantasiereicher zeigte sich David Joris oder Georg, ein Glasmaler aus Delft, geb. 1501 und 1534 wiedergetauft, in seinen vielen theosophischen Schriften, die bei aller Verworrenheit der Begriffe doch durch Schwung und Innigkeit blenden konnten und neben schlichten Erzählungen von den seltsamen Visionen und höheren Eingebungen, deren Joris sich rühmte, durch einen geheimnißvollen Vortrag christlicher Lehren größere Wunder ahnen lassen, als sie aussprechen. Durch solche Mittel sammelte er bei dem Bemühen, die streitenden Parteien der Wiedertäufer zu vereinigen, sich selbst einen Anhang von Stillen im Lande, die, wie die Gichtelianer Böhme's Schriften, seine Werke, besonders sein 1542 zu Deventer erschienenes Wunderbuch, studirten, und ihn als eine Art neuen Messias verehrten. Schwankend in seinen Meinungen irrte er lange umher, bis er endlich, um Verfolgungen zu entgehen, 1544 unter dem Namen Johann von Brügge in Basel Bürger ward und nach einem zwölfjährigen ehrbaren Leben in der Gemeinschaft der Reformirten 1556 daselbst starb. Erst 1559 kam seine geheim gebliebene Ketzerei an den Tag; ruchlose Lehren und Handlungen wurden ihm meist ohne Grund Schuld gegeben, worauf der basler Rath ihn verurtheilen und seinen Leichnam verbrennen ließ. Ein Freund dieses Joris war Nicolai, der Stifter der Familisten, die jedoch nicht unter die Wiedertäufer gehören (s. d. Art. Liebesfamilie). Da nach den münsterischen Unruhen unter den Evangelischen allmählig der Grundsatz geltend wurde, keinen Ketzer, der nicht Empörungen stiftete, am Leben zu strafen, konnten diese und ähnliche Haufen von Sonderlingen ihr Wesen im Stillen treiben, wenn sie sich ruhig verhielten. Doch bis über die Mitte des 16. Jahrh. standen unter den

Wiedertäufern noch Propheten auf, die häufige Störungen der bürgerlichen Ordnung verursachten und daher die nicht geringe Zahl der Märtyrer dieser Secte vermehren mußten, wie denn auch unter den Ketzern, die Alba in den spanischen Niederlanden hinrichten ließ, nicht wenige Wiedertäufer waren. Der Duldung würdig wurden sie erst, nachdem ihr bisheriges verworrenes Treiben der Ordnung, Ruhe und bürgerlichen Sitte gewichen war, welche die Einrichtungen Menno's (s. d. Art.) unter ihnen begründet hatten. Dieser besonnene Mann verband sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu geregelten Gemeinen, welche unter dem Namen Mennoniten, Mennisten oder Taufgesinnte, wie sie sich selbst jetzt noch nennen, im nördlichen Deutschland und Holland mit pünktlicher Nachahmung aller Eigenheiten der ältesten apostolischen Kirche ein für sich bestehendes Kirchenthum stifteten. Nur konnte er nicht hindern, daß sie schon 1554 über den Grad der bei dem Kirchenbanne anzuwendenden Strenge uneinig wurden. Die Strengeren belegten jedes einzelne Vergehen wider Sitte und Kirchenordnung mit dem Banne und trieben die Folgen desselben so weit, daß auch die eignen Ehegatten und Verwandten aller Gemeinschaft mit den Bestraften entsagen sollten, die Gelinderen wollten nur bei beharrlichem Ungehorsam gegen die Gebote der heiligen Schrift überhaupt den Bann anwenden, und dieser Strafe selbst nicht nur mehrere Arten von Ermahnungen und Verweisen (gradus admonitionis) vorangehen lassen, sondern auch außer dem kirchlichen Verhältnisse keine Folgen einräumen. Da kein Theil nachgab und die Strengen sofort den Bann über die Gelinden aussprachen, so blieb es bei der noch jetzt fortdauernden Trennung der Taufgesinnten in zwei Hauptparteien. Die Gelinden heißen Waterländer, weil ihre ersten Gemeinen im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Franecker wohnten, wurden aber von den Strengen auch Grobe und zur schimpflichen Bezeichnung ihrer minderen Reinheit Dreckwagen genannt; dagegen die Strengen, welche aus Friesen in und um Emden, flämischen Flüchtlingen (Flamingern) und Deutschen bestanden, sich Feine d. h. besonders Gottselige und Genaue nannten. Menno billigte nicht ganz die übertriebene Strenge der Feinen, wollte aber doch weder die Friesen verlassen, deren Lehrer er war, noch neue Trennungen verursachen. Erst nach seinem Tode 1565 brach die Zwietracht unter den Feinen aus und diese zerfielen in drei Parteien, unter denen die Flaminger, ohnehin als Exulanten eifriger und fanatischer als die übrigen, bei der äußersten Strenge des Kirchenbanns beharrten, die Friesen wenigstens nicht ganze Gemeinen damit belegen und ihn auch bei einzelnen Excommunicirten nicht bis zur Zerstörung ihrer Familienverhältnisse treiben wollten, die Deutschen aber sich nur durch strengere Vermeidung alles Luxus von den Friesen unterschieden. Zu diesen Deutschen gehörten die in Holstein, Preußen, Danzig, der Pfalz am Rhein, Jülich, Elsaß und der Schweiz angesiedelten, wie auch bis zum dreißigjährigen Kriege in Mähren stark verbreiteten Taufgesinnten. Sie haben sich durch das Concept von Kölln (ein dort angenommenes Glaubensbekenntniß) 1591 wieder mit den Friesen vereinigt, hauptsächlich weil ihre Trennung den Handelsverkehr störte, in dem die Taufgesinnten bald viel Thätigkeit zeigten und eine Quelle des Wohlstandes fanden. Mit diesen vereinigten Friesen und Deutschen verbanden sich nach mehreren vergeblichen Friedensversuchen endlich auch die strengsten Taufgesinnten, die ohne Unterschied ihrer Herkunft den Namen Flaminger beibehal-

ten hatten, auf einer Synode ihrer beiderseitigen Lehrer zu Harlem im J. 1649, indem sie fünf Glaubensbekenntnisse 1) die Friedensschrift der Flaminger zu Amsterdam v. J. 1630, Olyff Tacxken (Oelzweig) betitelt, 2) Jan Cenisons Bekenntniß der vereinigten Friesen und Hochdeutschen v. J. 1630, 3) Jan Cornelissens Confession der 1632 zu Dortrecht versammelt gewesenen Flaminger 4) das Concept von Kölln und 5) Jacob Outermanns Bekenntniß an die Generalstaaten v. J. 1626, mit Vorbehalt der Glaubensregel des göttlichen Wortes, als symbolische Bücher ihrer Partei anerkannten. Dadurch wurde nun zwar die feindselige Erbitterung, mit der sie einander bisher gegenseitig verbannt, verfolgt und die Ueberläufer von einer Partei zur andern wiedergetauft hatten, doch keineswegs allen Parteiungen unter den Taufgesinnten gesteuert. Schon gleich nach der Vereinigung der Friesen mit den Deutschen sonderte sich von jenen ein Haufen Unzufriedener ab, die diesen Verein und die mildere Kirchenzucht mißbilligten, unter Jan Jacob, ihrem Lehrer, eine eigne Gemeine nach den strengsten Grundsätzen bildeten und den Namen Janjacobschristen erhielten, aber nie zahlreich wurden. Während der Friedensunterhandlungen der Flaminger mit den Friesen trat unter jenen ein friesischer Landmann Uke Wallis mit der Meinung auf, daß Judas und die Hohenpriester, weil sie durch die Hinrichtung Jesu Gottes Absicht erfüllt hätten, selig geworden wären, und sammelte seit 1637 eine besondere Partei, welche zwar diese Meinung aufgab, aber doch durch Widerwillen gegen jede Vereinigung und Rückkehr zur äußersten Strenge der alten Flaminger von den übrigen Taufgesinnten geschieden blieb. Diese Ukewallisten oder Gröninger, weil ihre Secte in der Gegend von Gröningen entstand, nahmen Unzufriedene aus den vereinigten Parteien auf und nannten sich daher vorzugsweise die alten Flaminger oder die alten Friesen, wurden aber von ihren Gegnern auch Dompelers, d. h. Untertaucher, genannt, weil einige ihrer Gemeinen das dreimalige Untertauchen des ganzen Körpers bei der Taufe anwendeten, dagegen die übrigen Taufgesinnten das Besprengen des Kopfs für hinlänglich halten. Außer Friesland haben sie sich, wiewohl nicht zahlreich, nach Litthauen und Danzig verbreitet: auch stimmen die Taufgesinnten in Gallizien (Reste der ehemaligen mährischen), welche wegen ihrer Kleidertracht in Knöpler (die die Kleider zuknöpfen) und Heftler (welche statt der Knöpfe Heftel von Drath brauchen und Bärte tragen) getheilt sind und etwa 24 Familien einfacher Landleute ausmachen, in der Beibehaltung der älteren Lehre und strengen Handhabung des Bannes bei merkwürdiger Sittenreinheit mit den Ukewallisten überein. Zu der Partei der alten Flaminger oder feinsten und nicht vereinigten Taufgesinnten gehören noch die Danziger und die Schweizer. Jene bestehen aus einigen kleinen Gemeinen im danziger Gebiete, in Ostpreußen und in den Niederlanden, welche letztere von danziger und preußischen Familien abstammen, und nennen sich auch Clarchen, Clarici (die Feinen), wie man aus ihrer 1678 bekannt gemachten lateinischen Confession sieht. Die Schweizer sind Reste der schweizerischen Exulanten, die während der im 16ten und 17ten Jahrh. anhaltend fortgesetzten Verfolgungen der Taufgesinnten in der Schweiz nach den Niederlanden kamen, und machen jetzt nur zwei kleine Gemeinen aus. Diese verschiedenen, nicht vereinigten Zweige der sogenannten Feinen oder alten Flaminger haben ein festes Beharren bei den alten Grundsätzen und Gewohnheiten der ganzen Secte mit einander gemein. Sie ver-

werfen den Ausdruck Person in der Trinitätslehre, erklären nach Menno's Dogma die Unsündlichkeit der Menschennatur Christi daraus, daß er in dem Leibe Mariens aus Nichts von Gott erschaffen, obwohl von dem Blute der Mutter genährt worden sey, halten nur die Taufe ihrer Partei für gültig und taufen sogar solche wieder, die von einer ebenfalls strengen Partei zu ihnen übergehen, so daß z. B. Danziger sich bei den Ukewallisten und diese bei jenen die Wiedertaufe gefallen lassen müssen, und beobachten das Fußwaschen als eine von Christo gebotene Handlung nicht blos gegen Reisende ihrer Partei, wie auch die vereinigten Feinen thaten, sondern in gottesdienstlichen Versammlungen. Den Eid, die Bekleidung obrigkeitlicher Aemter und jede nur durch Gewalt mögliche Vertheidigung des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens, halten sie wie alle Taufgesinnte überhaupt, für unerlaubt, daher sich diese sonst ohne Unterschied die waffenlosen Christen nannten; nur beobachten die alten Flaminger hierin und in der Kirchenzucht eine größere Strenge und Consequenz, als die übrigen Taufgesinnten. Unsittlichkeit, Waffentragen, Verheirathung mit einer Person außer der Gemeine, Luxus in Kleidung und Hausgeräthe bestrafen sie durch Excommunication ohne Gradus admonitionis und dehnen die Kraft des Bannes immer noch auf das häusliche Leben aus. Die Danziger schlossen sogar die, die sich abmalen ließen, zu Bestrafung der Eitelkeit aus. Ueberhaupt suchen sie dem Beispiele der Einfachheit, Reinheit und demokratischen Verfassung des ersten apostolischen Kirchenthums, dessen Wiederherstellung ursprünglich allen Taufgesinnten Herzenssache war, immer noch am genauesten nachzukommen, daher sie ihre Lehrer durch die ganze Gemeine wählen und keine Amtskleidung tragen lassen und die Gelehrsamkeit geringschätzen. In neuern Zeiten haben sie freilich viel von ihrer Strenge allmählig nachgelassen, und besonders die Wiedertaufe der Ueberläufer aufgegeben, dagegen Christen, welche blos in ihrer Kindheit getauft wurden, noch bei allen Parteien der Taufgesinnten nur durch Wiedertaufe aufgenommen werden können. Die 1649 vereinigten Flaminger, Friesen und Deutschen, welche anfangs auch zu den Feinen gehören wollten, neigten sich nach und nach zu den Gelinden und Groben, zu denen sie jetzt eben so wie die durch Zusammentritt einzelner Gemeinen verbrüderten Friesen und Waterländer, Waterländer, Flaminger und Friesen, Flaminger und Waterländer gerechnet werden. Doch verschwanden mit der Zeit auch diese verschiedenen Benennungen, da sie keine Verschiedenheit der Lehren und Grundsätze mehr bezeichneten. Desto wichtiger wurde die in der großen Gemeine der vereinigten Waterländer, Flaminger, Friesen und Deutschen 1664 durch die Neigung eines Theils derselben zu den Grundsätzen der Remonstranten entstandene Trennung. Galenus Abrahamssohn von Haen, ein gelehrter Arzt und Lehrer der Taufgesinnten, von sanftem Charakter und ausgezeichneten Gaben, wurde der Anführer dieser neuen Partei, die man nach ihm Galenisten nannte. Er behauptete, daß weniger die Lehre als ein frommes Leben über den Werth des Christen entscheide und daher keinem Redlichen und Schriftgläubigen die Kirchengemeinschaft zu verweigern sey, und verrieth dabei socinianische Ansichten von Christo und dem h. Geiste. Samuel Apostool, ebenfalls Arzt und Lehrer der Gemeine, erklärte sich mit dem orthodoxen Theile derselben gegen solche Neuerungen und für das Festhalten der alten Bekenntnisse und Gewohnheiten. Die Frage, welcher von beiden Parteien das bisher gemeinschaftlich besessene Kirchengut bei der

Trennung verbleiben solle, wurde durch die holländische Regierung zum Vortheile der Galenisten entschieden, weil diese sich für, die Apostoolen (so nannte man die altgläubige Partei) aber gegen die fernere Kirchengemeinschaft der verschieden Gesinnten erklärten. Daher blieben die Galenisten im Besitze der Kirche, welche im Giebel das Zeichen des Lammes hatte und Gelegenheit gab, sie die Gemeine vom Lamme zu nennen. Die Apostoolen, gegen 700 Köpfe stark, hielten nun ihren Gottesdienst abgesondert erst in den Houtinen, dann auf dem Singel in der Sonne, einem Hause zu Amsterdam, nachdem sie Gemeine von der Sonne genannt wurden. Da diese Namen jedoch nur die Gemeinen zu Amsterdam angehen, bezeichnet man die beiden Hauptparteien der Gelinden oder Groben, denen sich in der Folge alle übrigen Taufgesinnten dieser Gattung, namentlich die vereinigten Flaminger und Waterländer den Apostoolen, die Waterländer bei den Thoren den Galenisten, anschlossen, richtiger nach der Verschiedenheit ihrer Grundsätze. Es gibt daher jetzt, außer den oben beschriebenen nicht vereinigten Zweigen der alten Flaminger oder eigentlichen Feinen, zwei Hauptparteien der Taufgesinnten, die Apostoolen, welche sich wegen ihrer Anhänglichkeit an die nach Menno's Lehre aufgesetzten älteren Confessionen Mennoniten im engeren Sinne nennen, und die Galenisten, die man Remonstrantisch-Gesinnte, auch Arminian-Baptisten, nach Arminius, dem Stifter der Remonstranten, nennt. Die Mennoniten behaupten, weil sie auch zu den Gelinden gehören, zwar nicht mehr Menno's Dogma von der Schöpfung Christi in dem Leibe Mariens, taufen auch keinen Ueberläufer wieder, belegen bloß grobe Vergehungen mit dem Banne und lassen ihm Warnungen vorangehen, verlangen auch keine gänzliche Meidung der Gemeinschaft mit den Excommunicirten, halten aber noch sorgfältig über das Verbot des Eides, der Kriegsdienste und der Theilnahme an obrigkeitlichen Aemtern. Das von einem ihrer Lehrer, Cornelius Riß, abgefaßte und 1776 zu Hamburg deutsch erschienene Glaubensbekenntniß der wahren Mennoniten stimmt fast ganz mit dem reformirten Lehrbegriffe überein. Jetzt sind sie bei der Erschlaffung der Kirchenzucht unter den Feinen in Holland und Deutschland von diesen wenig verschieden. Am weitesten vom Glauben und von der Kirchenzucht der alten Taufgesinnten sind die Remonstrantischen abgewichen. Sie verwerfen alle symbolischen Bücher, gestatten die größte Lesefreiheit, daher es unter ihnen viele Socinianer gibt, dulden Andersgesinnte und nehmen Christen von allen Confessionen auf, jedoch nur in wenigen Gemeinen ohne Wiedertaufe; die Feinen und Mennoniten betrachten sie als Brüder. Den Bann üben sie fast nur durch Ausschließung vom Abendmahle und noch seltener aus als letztere, gestatten Kriegsdienste und Verwaltung obrigkeitlicher Aemter, selbst den Aussageeid und verbieten nur den Versprechungseid. Sie achten die Gelehrsamkeit hoch und haben zu Amsterdam ein Seminarium zur Bildung ihrer Prediger errichtet, an dem auch Jünglinge von der Mennonitischen Partei Antheil nehmen. In Holland erlangten die Taufgesinnten schon unter Wilhelm I. Duldung und 1626 vollkommene Religionsfreiheit. In diesem Lande sind jetzt 131 Gemeinen mit 183 Lehrern von allen Parteien der Taufgesinnten, unter denen die meisten zu den Remonstrantischen, etwa ein Drittheil zu den Mennoniten und nur einzelne nicht zahlreiche Gemeinen zu den Feinen gehören. Die Taufgesinnten in Deutschland, wo sie besonders in den Rheinländern häufig sind, in Ostpreußen, in

Schweiz, Elsaß und Lothringen halten sich zu den eigentlichen Mennoniten. Im Cultus der Taufgesinnten aller dieser Parteien findet man wenig Abweichung von den Formen des protestantischen Gottesdienstes, doch stehen sie den Reformirten auch hierin näher als den Lutherischen. Die Feinen haben Aelteste oder Bischöfe, die die Sacramente verwalten, Lehrer, welche predigen, und Diaconen oder Almosenpfleger, und wählen alle diese Beamte durch Stimmenmehrheit der Gemeinen; die Mennoniten haben Lehrer und Diaconen, von denen erstere die eigentlichen Pastoren, die andern nur Vermahner oder Prediger sind, beide aber von dem Kirchenrathe (Presbyterium) gewählt werden. Eben so halten es die Remonstrantischen. Im Allgemeinen verdienen die Taufgesinnten das ihnen sonst beigelegte Lob des Fleißes, der Wirthlichkeit, Stille und Sittenreinheit noch jetzt, nur haben sich viele unter ihnen so sehr an die Weltsitte gewöhnt, daß das Gepräge der Eigenheiten ihrer Secte sich immer mehr verwischt und dieselbe überhaupt in Verfall und Abnahme zu seyn scheint. Außer aller kirchlichen Verbindung mit den hier beschriebenen Nachkommen der alten Wiedertäufer bildete sich die Secte der Baptisten in England. Wiedertäufer, die sich vom festen Lande nach England geflüchtet hatten, wurden unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern mit Feuer und Schwert verfolgt, auch Elisabeth verbannte alle Taufgesinnte. Erst im Anfange des 17ten Jahrh. gründeten die Baptisten in Großbritannien ihre Gemeinen, welche meist aus Ueberläufern von den Presbyterianern bestanden, daher sie auch schon um 1630 in Particular- oder Antinomian-Baptisten, die ganz bei der Lehre Calvins, auch im Artikel von der Prädestination, blieben, und in General- und Universal- oder Arminian-Baptisten zerfielen, die den Calvinischen Lehrbegriff in diesem Punkte verließen und bei einer den Remonstranten eigenen Gleichgültigkeit gegen Unterscheidungs-Lehren auch socinianischen Meinungen den Zugang zu ihren Gemeinen öffneten. Noch eine dritte Secte stiftete in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. ein gewisser Franz Bampfield unter den Baptisten, indem er die Feier des Sonnabends oder Sabbaths einführte, daher seine Anhänger Sabbatharier hießen; diese verloren sich aber meist wieder aus England und dauern nur noch in Nordamerika fort. Alle Baptisten haben gleich anfangs von den Eigenheiten der Taufgesinnten nur die Verwerfung der Kindertaufe und den Gebrauch, die Erwachsenen zu taufen, angenommen. Sie thun dieß durch dreimalige gänzliche Untertauchung, weshalb sie von den Holländern unter die Dompelers gerechnet werden. Den Eid, die Kriegsdienste und die Verwaltung obrigkeitlicher Aemter erlauben sie, in ihrem Geiste und Cultus stimmen sie mit den übrigen Dissenters in Großbritannien überein, mit denen sie auch 1689 Religionsfreiheit erhielten. Seitdem besolden sie eigne Lehrer, welche selten Laien sind und in der Regel in den Lehranstalten der Presbyterianer ihre Bildung erhalten. Im Anfange des 16ten Jahrh. hatten sie in England 147 Gemeinen ihrer drei Partien, unter denen die Particular-Baptisten ungeachtet ihrer strengeren Kirchenzucht nach und nach die zahlreichsten wurden, eigne Seminarien für ihre Prediger anlegten und in der Mitte des vorigen Jahrh. den Kirchengesang bei ihrem Gottesdienste einführten. In Nordamerika, wohin im 17ten Jahrh. viele Mennoniten gekommen waren und noch jetzt bestehende Gemeinen gestiftet hatten, sind auch die Baptisten weit verbreitet. Im Staate Kentucky haben sie 16 Gemeinen mit 30 Predigern und in den meisten

der übrigen Freistaaten wenigstens einige, im Ganzen 956 Kirchen der Particular-Baptisten, 20 der Universal-Baptisten und 12 der Sabbatharier. Ihre Thätigkeit in der Bekehrung der Heiden und in der Bedienung von Christen, die keine Gemeinen bilden, durch reisende Prediger, verschafft ihnen immer größern Anhang. Die Baptisten in England stifteten 1792 eine Missionsgesellschaft, welche jetzt 21 Missionsplätze in Ostindien und auf den Inseln, mit 42 Missionären unterhält. Die gelehrten Sprachforscher D. Carey und D. Marshman, welche mit Unterstützung der großbritannischen Bibelgesellschaft die Uebersetzung der Bibel in 7 lebenden orientalischen Sprachen besorgen und in ihrer Druckerei zu Serampore gegenwärtig ans Licht stellen, sind Baptistische Missionsprediger. — Unter die Abkömmlinge der alten Wiedertäufer rechnet man endlich noch die Dunkers, welche in den nordamerikanischen Freistaaten Pensylvanien und Maryland einige Congregationen haben. Sie stammen von deutschen Flüchtlingen ab, welche im 17ten Jahrhundert nach Nordamerika kamen. In Rücksicht der Taufe der Erwachsenen sind sie Dompelers und stimmen mit den Baptisten überein, weichen aber darin von ihnen ab, daß sie, wie die alten Wiedertäufer, es für unerlaubt halten, Processe zu führen, Waffen zu tragen, zu fechten, zu schwören und Zinsen zu nehmen. Ihre Dogmen scheinen nicht bestimmt zu seyn. Der Hauptpunkt ihres Glaubens ist die Meinung, daß die künftige Seligkeit nur durch Büßungen, Entsagungen und Selbstpeinigungen erworben werden könne.* Ephrata, ein Dörfchen in Pensylvanien, das auch Dunkerstown heißt, ist ihr Hauptort. Hier leben die unverheiratheten Glieder der Secte in abgesonderten Häusern wie Mönche und Nonnen äußerst mäßig, genießen blos Vegetabilien, kleiden sich in weiße Kutten, sprechen wenig, und theilen ihre Zeit zwischen Arbeit und Gebet. Ermahner und Diaconen, bei den Frauenzimmern Diaconissinnen, führen die Aufsicht. In ihren Versammlungen, welche die Geschlechter täglich abgesondert, und nur einmal wöchentlich am Sabbath zusammen halten, darf jeder laut beten und sprechen. Die besten Sprecher halten Vorträge. Ihr Gesang ist nach dem Zeugnisse des Reisenden Liancourt harmonisch und sehr wohllautend, ihre Liturgie höchst einfach, ihr Wandel rein und ihre Industrie bewunderungswerth. Das Abendmahl halten sie des Nachts, und verbinden damit ein Liebesmahl, wobei sie Fleisch essen, einander die Füße waschen, den Bruderkuß und Handschlag geben. Wer sich verheirathet, gehört nicht mehr zu den vollkommenen Brüdern und Schwestern, die gar keinen Umgang mit einander haben, sondern zu den Verwandten der Gemeine, welche in benachbarten Orten wohnen, und ihre Kinder den Vollkommenen zur Erziehung überlassen, aber fortfahren an den wöchentlichen Versammlungen der Gemeine Theil zu nehmen. Aus dem ansehnlichen Fond der Gemeine, der durch den Ertrag ihrer Arbeiten wächst, erhalten die Verwandten, wie die Vollkommenen ihren Unterhalt. — So sind denn aus den Nachkommen der alten Wiedertäufer, die durch ihre Empörung gegen jede gesetzliche Ordnung, durch vorgebliche Offenbarungen und chiliastische Schwärmereien die Welt umstürzen wollten, friedliche Christen geworden, die wegen ihrer bürgerlichen Tugenden von jeder weisen Regierung gern geduldet werden, und statt des prophetischen Dünkels ihrer Vorfahren nur durch Sittenreinheit streben, eine Gemeine Gottes zu seyn. E.

*Taurien (Taurischer Chersones), eine Statthalterschaft des europäischen Rußlands. Sie begreift die Halbinsel, welche ehe-

mals die Crimm (s. d.) hieß, die Halbinsel Taman, jetzt Tmutarakan, und die Länder und Steppen, welche die Nogaischen und Budschiakischen Tatarn bewohnen. Auch steht mit derselben die Provinz der Kosaken des schwarzen Meeres in Verwaltungsverhältnissen. Sie hat, nach Hassel, einen Flächeninhalt von 1646 Quadratmeilen mit 301,400 Einwohnern, nach Wichmann nur 1025 Q. M. und 207,000 Einw., mithin nur 201 Menschen auf 1 Q. M. Diese Länder, welche in ältern Zeiten von Scythen und griechischen Colonisten bewohnt wurden, dann eine Zeitlang unter den griechischen Kaisern standen, vom Ende des 12ten Jahrhunderts zum Theil den Genuesern gehorchten, wurden im 13ten Jahrhundert von den Tataren, und am Ende des 15ten Jahrhunderts von den Türken erobert. Die Crimm hatte ihren eigenen Chan, der aber von dem türkischen Kaiser abhing, von diesem die Bestätigung seiner Würde erhielt, und ihm zur Heeresfolge verpflichtet, mithin türkischer Vasall war. Seit dem J. 1698 drangen russische Heere wiederholt in die Crimm ein, deren Bewohner durch ihre Streifzüge häufig Verderben über die benachbarten Provinzen verbreiteten, aber nur Verwüstung des Landes, ohne es behaupten zu können, waren die Resultate der russischen Unternehmungen. Allein im J. 1771 wurde die Crimm von den Russen, unter Dolgorucki, erobert, und die Pforte war genöthigt im Frieden zu Kutschuck Kainardschi (s. Friedensschlüsse) 1774 die Crimm als ein völlig unabhängiges Land anzuerkennen, das unter einem, von der Nation selbst gewählten, Chan stehen sollte. Der Chan Shahin Gueray, dessen Wahl die Russen unterstützt hatten, fand sich, von der türkischen Gegenparthei gedrängt, endlich veranlaßt eine Zuflucht in Petersburg zu suchen. Nach seinem Tode erklärte Rußland, durch ein Manifest vom 19. April 1783, die Crimm für russisches Eigenthum, und die Pforte, die einen neuen Krieg zu wagen sich scheute, trat durch eine Convention (im Januar 1784) die Crimm völlig an Rußland ab. Die Crimm hörte nun auf ein eigner Staat zu seyn, und wurde, nebst den dazu gehörigen Provinzen, unter dem alten Namen Taurischer Chersones oder Taurien dem russischen Reiche einverleibt. Dem kaiserlichen Titel wurde der Zusatz: Czar des taurischen Chersones, hinzugefügt. Potemkin, der zu der, freilich nicht ohne Gewaltsamkeit erzwungenen, Unterwerfung der tatarischen Einwohner mitgewirkt hatte, erhielt von seiner Monarchin den Beinamen: der Taurier. Das Land wurde in eine russische Statthalterschaft umgewandelt, und in Kreise getheilt, deren es gegenwärtig sechs gibt. Es sind in dieser Statthalterschaft viele, aber nicht große Städte. Simferopol, eine ehemalige Residenz der Chane, ist der Hauptort; wichtig ist die Festung Kinburn an der Mündung des Dnepr; Perecop (Orcapi) ist eine Festung auf der Landenge, welche die Crimm mit dem festen Lande verbindet; die Städte Feodosia (Theodosia), Sewastopol und Eupatoria sind bedeutend wegen des Handels auf dem schwarzen Meere, der nun fast ganz in den Händen der Russen ist. Das asowsche und schwarze Meer umgeben die Halbinsel auf beiden Seiten; ein Meerbusen, welchen das erstere bildet, wird das faule Meer oder auch Siwasch (russisch Guiloiemore) genannt. Bei dürrer Jahreszeit trocknet er unter Verbreitung eines unangenehmen Geruchs von dem stehenden und faulenden Wasser ganz aus; dann kann man ihn zu Fuß und zu Pferde passiren; zu andern Zeiten kann er beschifft werden. Der Theil von Taurien zwischen der Landenge und dem Dnepr besteht aus großen Ebenen, die zum Theil unfruchtbar und unangebaut

(Steppe) sind. Der nördliche Theil der Crimmschen Halbinsel ist wasser- und holzleer, mit magerem, salzigem, zum Ackerbaue untauglichem Boden; ihre südliche gebirgige Hälfte aber gehört zu den schönsten, fruchtbarsten, reizendsten Ländern der Welt. Die Thäler, in denen sich kleine Flüßchen und Bäche schlängeln, sind vortrefflich angebaut; sie haben ergiebige Aecker, schöne Weinberge und eine große Anzahl bewohnter Dörfer. In den Gärten hat man Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Pflaumen, Mandeln, Granaten, Feigen, Birnen, Aepfel, Melonen, Arbusen. Der beste Wein wächst bei Sudak und Koos, welche Gegenden in guten Jahren 30,000 Eimer Wein liefern. Der Sudaksche Wein gleicht dem Champagner vollkommen. Ein Reisender, Clarke, der 1800 und 1801 diese Gegenden besuchte, rühmt die Thäler Balaklawa und Baidar als die schönsten, und nennt die Gegend zwischen Kutschuck-Koi und Sudak paradiesisch, wo alle Arten von europäischen Früchten den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen. Diese Halbinsel bringt außer den genannten Produkten auch viel Getreide, Hirse, Tabak, Honig, Wachs, Seide hervor; desgleichen ist die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht erheblich. Die Schafe liefern die sehr bekannten und beliebten krausen, grauen Lämmerfellchen, die den Namen der crimmischen führen. Die Haupteinwohner sind mahommedanische auf der Halbinsel ansässige Tatarn, welche Ackerbau, Viehzucht, Handlung und Gewerbe treiben. Auch leben hier Russen, viele Griechen und Armenier, Juden, Zigeuner, Europäer von verschiedenen Nationen, indem die russische Regierung viele Ausländer als Colonisten in das Land zieht, und denen, die sich hier niederlassen wollen, dreißig Freijahre bewilliget. Der Handel wird theils von den Tataren selbst, theils von den im Lande sich niedergelassenen Griechen, Armeniern und Juden betrieben. Das ehemalige Caffa (s. d. Art.), jetzt Feodosia, war 200 Jahre hindurch, so lange es die Genueser besaßen, eine der wichtigsten Handelsstädte, und die ganze Halbinsel überhaupt war ehemals in verschiedner Hinsicht ein merkwürdiges Land. Ein Verzeichniß von mehreren Schriften über Taurien und die Crimm, s. in Wichmann's Darstellung der russischen Monarchie 1813, 1r Thl. S. 24. Eine Erwähnung verdient auch des holländischen Admirals Kinsbergen Karte von der Crimm in 4 Blättern.

* **Tauris**, an den Flüssen Spintscha und Atschi, hat 300 Caravanserais, 250 Dschamien und Moscheen mit glasirten Ziegeln bedeckt, 20,000 Häuser und 150,000 Einwohner. Sie ist mit Mauern von Backsteinen umgeben, die durch viele ungeheure Thürme gedeckt werden. — Jetzt ist sie die Residenz des Prinzen Abbas Mirza, des Kronerben von Iran, welcher nach europäischer Art organisirte und exercirte Truppen unterhält (s. d. Art. Persien).

* **Tautologie**, nach Anderer Aussprache **Tavtologie**, heißt in der Sprachdarstellung die Bezeichnung eines Begriffs durch mehrere Ausdrücke, welche ganz dasselbe sagen, oder die Zusammenstellung solcher Ausdrücke, wodurch der Begriff nur unnöthig wiederholt wird, z. B. wie Engel in seiner Lobrede auf Friedrich den Großen sagt: große Anstalten können scheitern, können fehlschlagen. Sie ist verschieden von der Wiederholung derselben Ausdrücke, die zuweilen mit Nachdruck (und um die Aufmerksamkeit auf einen Begriff zu leiten) gebraucht wird, so wie auch von der Anwendung mehrerer Ausdrücke, durch welche ein Gegenstand von verschiednen Seiten oder mit verschiednen Graden der Lebendigkeit bezeichnet wird. Sie ist

unnöthige Wiederholung desselben Gedankens in anderer Form, und daher ein Fehler gegen die natürliche Kürze der Rede, welcher meist unbewußt begangen wird, indem der Sprechende oder Schreibende durch die zweite Bezeichnung einen andern Gedanken, oder einen bedeutsameren Ausdruck anzuwenden glaubt. Ihre Quelle ist Gedankenlosigkeit und Armuth der Gedanken, Mangel an Sachkenntniß und Gewandtheit in der Sprache. Oft glaubt man durch einen solchen Ausdruck die Sache deutlicher zu machen oder zu erschöpfen, und will sich selbst durch das hinzugefügte zweite Zeichen genauer bestimmen oder verbessern. Es ist daher bei vertraulicher Mittheilung, welcher eine gewisse Nachlässigkeit nicht hoch angerechnet werden darf, und folglich beim freien mündlichen Vortrage dieser Fehler eher zu verzeihen, als beim vorbereiteten und schriftlichen Vortrage.

Tautochronisch oder isochronisch (vom griechischen ἰσόχρονος, gleichzeitig), nennt man Wirkungen, welche in gleichen Zeiten erfolgen, z. B. die Schwingungen des Pendels, die, wenigstens im theoretischen Bezuge, sämmtlich von gleicher Dauer sind.

Tautochronische Linie. Die Cycloide (s. d. A.) hat die merkwürdige Eigenschaft, daß ein fallender Körper ihren tiefsten Punkt immer in gleich langer Zeit erreicht, er mag nun bis dahin einen größeren oder kleineren Bogen der Curve zu durchlaufen haben: die, in dem nämlichen Verhältnisse wachsende, Geschwindigkeit gleicht jene Verschiedenheit aus. Die Curve heißt deßhalb tautochronisch. Hier ist von der Schwerkraft die Rede, die den fallenden Körper belebt; für andere Kräfte gibt es tautochronische Linien von anderer Gestalt; diese Untersuchungen gehören aber nicht hieher.

Taxidermie heißt die Lehre, Thiere gehörig auszustopfen und aufzubewahren.

Telamon, s. Argonauten.

* Teleskop, soviel als Fernrohr, s. d. Art. Fernrohr und Spiegelteleskop. Hier wollen wir noch folgendes hinzufügen. Teleskope unterscheiden sich dadurch von Perspectiven oder Sehröhren gewöhnlicher Art, daß sie metallene, concavgeschliffene Spiegel haben, welche die sich darin abbildenden Gegenstände ungeheuer vergrößert zurückgeben. Pater Mersenne entdeckte es (Mitte des 17ten Jahrhunderts), durch den Engländer Hadley (1726) und den Schotten Short wurde es verbessert, durch Herschel zur Vollkommenheit gebracht. Herschel gab dem Spiegel, der im Grunde des Rohres liegt, eine solche Stellung, daß der Brennpunkt desselben nicht nach der Axe oder Mitte der Röhre, sondern nach dem untern Rande der obern Oeffnung fällt, — damit der Beobachter, wenn er oben hineinsieht, sich die Bilder der Gegenstände nicht selbst verdunkle. Dorthin stellt also nun der Beobachter sein Ocularglas, und beobachtet bei vollem Lichte die in diesem Spiegel abgebildeten Gegenstände, indem ihr Bild mit seinen Lichtstralen ungehindert über seinen Kopf hinweg in die Röhre hineinfällt. Das große Herschel'sche Teleskop von 40 engl. Fuß Länge und 4 Fuß 10 Zoll im Durchmesser, vergrößert die Fixsterne 3000 Mal. Dieses Riesenteleskop war in Slough aufgestellt, und ist von Lucian Bonaparte gekauft worden. Eine nähere Beschreibung davon findet man in der Dresdner Abend-Zeitung St. 12., 1818.

Tellurium (in der Mineralogie), ein durch Klaproth untersuchtes, bis jetzt nur gediegen, und nur in den Goldgruben Sieben-

bürgens angetroffenes Metall von zinnähnlicher Farbe. Es hat unter allen bekannten Metallen die geringste specifische Schwere.

Tellurium (in der Astronomie), eine, besonders den Anfängern in den astronomischen Wissenschaften zu empfehlende, Maschine zur Anschaulichmachung der, in der Theorie der Bewegung der Erde um die Sonne vorzutragenden Lehren. Es bezieht sich namentlich auf den beständigen Parallelismus der Erdaxe und die daraus entspringenden Folgen für Abwechselung der Jahreszeiten, Tageslängen u. s. w.; wobei die Einbildungskraft einer Unterstützung durch ein Modell vorzüglich bedarf. Die Axe der, den Erdball vorstellenden Kugel ist unter einem Winkel von 66 1/2° gegen die Ebene desselben geneigt, und wird durch eine Kette ohne Ende, in dieser Stellung erhalten, während man die Erde einen Umlauf um die, durch eine zweite Kugel vorgestellte, Sonne beschreiben läßt. Aus letzterer Kugel ragt eine, den Sonnenstrahl vorstellende, bewegliche Spitze hervor, die man bis zur Erdkugel vorschieben und so zeigen kann, welchen Punkten derselben der Sonnenstrahl zu jeder Zeit vertical entspricht.

Tenaille, s. Außenwerke.

Tenedos, eine allberühmte Insel des Aegeischen Meeres, unweit der asiatischen Küste, da wo Troja lag. Sie hatte 80 Stadien im Umfange und einen Apollotempel. Noch führt sie den alten Namen, der schon bei Homer vorkommt.

Teniers (David), Vater und Sohn, zwei berühmte Mahler der flamändischen Schule. Besonders ausgezeichnet ist der Sohn. Er war im Jahr 1610 zu Antwerpen geboren, und wählte zum Vorbild in seiner Kunst den großen Rubens, den er im Helldunkel sogar noch übertraf. Wenige Mahler haben die Natur mit so ungemeiner Treue nachgeahmt; keiner hat ihn in der Zartheit des Pinsels und in der Schönheit des Colorits übertroffen. Die gewöhnlichsten Gegenstände seiner Darstellungen sind Scenen der Fröhlichkeit; aber auch Schlachten, Heereszüge, Thiere, Seestücke gelangen ihm nicht minder vollkommen, und erhielten unter seiner Hand ein neues Leben, eine eigenthümliche Gestalt. So zahlreich seine Werke sind, so stehen sie doch in hohem Preise. Teniers lebte übrigens in sehr glücklichen und angenehmen Verhältnissen, meistens zu Antwerpen und Brüssel, und starb an letzterm Ort im Jahr 1694.

Teplitz, Stadt und berühmter Badeort im Leutmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, in einer lachenden fruchtbaren Ebene zwischen dem hohen Erzgebirge und dem böhmischen Mittelgebirge, verdankt seine Entstehung den warmen Quellen, die Ritter Kolostus, wie es heißt, 762 hier entdeckte. Er ließ hier ein Schloß bauen, und nannte es Teplauliczе (Warmort). Gegenwärtig sind hier 324 Häuser und gegen 2500 Einwohner. Die Stadt ist nicht regelmäßig gebaut, die Häuser aber sind mit freundlichen hellen Farben übertüncht. Die Herrschaft Teplitz gehört dem Fürsten Clary, der hier ein geschmackvolles Schloß mit einem herrlichen Garten besitzt, welcher stets zum Gebrauch geöffnet ist. Das Schauspielhaus am Schlosse hat Professer Thell in Dresden erbaut. Die Schloß- und Dechant-Kirche ist sehr einfach gebaut. Auf dem Todtenacker bei Schönau ist Seume's von Elise Frau von der Recke errichteter Grabstein, so wie das Grabmal des russischen Generals Mellesino, das des Fürsten von Anhalt-Pleß und andre Gräber der bei Culm gefallenen Krieger zu bemerken. Das Merkwürdigste der Stadt sind ihre Bäder. Das große Männerbad, die zwei Weiberbäder in der Stadt, und

das Weiberbad in der Vorstadt wurden im J. 1580 errichtet. Später kamen eine Menge andere hinzu, z. B. das warme, mittlere und kühle Bad im fürstlichen Herrnhause, mit einem Garten, wo der schöngefaßte Gartenquell eine auflösende Trinkquelle, eine zum Augenbade und eine zum Baden enthält. In Teplitz sind gegenwärtig 23 Stadt-Badebecken. Man glaubt, ein unter der Erde fortbrennender Steinkohlenflötz erhitze die Sumpfwasser dieses Thals und löse die Kalklager und Schwefelkiese auf, welche in den heißen Quellen aufsprudeln, und nur einmal, am Tage des Lissaboner Erdbebens (1. Nov. 1755), 6 — 7 Minuten lang gänzlich ausblieben, dann aber eine halbe Stunde lang in blutrother Farbe mit solcher Gewalt und Menge ausbrachen, daß sie alles überschwemmten. Sieben Bäder haben besonders gefaßte Quellen: das große Männerbad und das gemeine Weiberbad in der Stadt, das Frauenbad in der Vorstadt, das tiefe Bad und die Fürstenbäder. Die Einwohner, welche das Lob der Reinlichkeit, Dienstfertigkeit und Billigkeit verdienen, ernähren sich nicht blos von den durch die Badegäste herbeigeführten Geschäften, sondern treiben auch viel Ackerbau, und verfertigen etwas Tuch, Leinwand, wollene Bademäntel, Beinkleider und Strümpfe. Teplitz ist der Sitz eines fürstlich Claryschen Amtes. Das nahe, schöngebaute Dorf Schönau wird der Stein-, Schlangen- und Schwefelbäder wegen von Curgästen bewohnt. Auch sind hier schöne und große Hospitäler für Arme und für das Militär angelegt, z. B. die große Caserne für die Kranken der böhmischen Armee, welche sich monatlich ablösen. — In den reizenden Umgebungen von Teplitz besuchen die Fremden den Wacholderberg, die originelle Anlage der Schlackenburg, das Dorf Dorna mit einem angenehmen Garten und merkwürdigen Porphyrlagern, das ehemalige Jesuitenstift Mariäschein, die Bergstadt Graupen mit einer Burgruine, das Jagdschloß Doppelburg, das Kloster Ossegg, das Städtchen Bilin mit einem Sauerbrunnen, die Ruine des Schloßbergs bei Teplitz, den Millschauer Berg mit einer unendlichen Aussicht, das Städtchen Dux mit einer Naturaliensammlung, Kunstsachen, Gemählden und mancherlei Reliquien von Wallenstein, Schwatz mit einem Garten, und Culm, wo 1813 eine Schlacht vorfiel (s. Culm, Schlacht bei), zu deren Andenken der König von Preußen im Jahr 1818 daselbst ein von Eisen gegossenes pyramidalisches Denkmal, dessen Spitze das eiserne Kreuz bildet, mit einer einfachen Inschrift, setzen ließ, welches Bischof Eylert von Potsdam mit einer passenden Rede einweihte. Ueber Teplitz s. des Raths Eichler Beschreib. Prag 1818.

Termiten, eine höchst merkwürdige Art von Insecten. Man nannte sie bisher auch weiße Ameisen, Holzläuse, Verwüster. Jetzt werden sie unter dem Namen Termiten als ein eigenes Geschlecht in die fünfte Ordnung unter die Insecten mit häutigen Flügeln gesetzt. Es gibt Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Von den fünf verschiedenen Gattungen dieser Insecten, die man bis jetzt kennt, ist die gemeine Termite, deren Vaterland Ostindien, Neuholland und Afrika innerhalb der Wendekreise ist, die berühmteste. Das Männchen und die Geschlechtslosen gleichen bei oberflächlicher Ansicht der Kopflaus; letztere auch in der Größe, wogegen die Männchen fast noch einmal so lang sind. Bei den Weibchen ist schon die natürliche Größe viel beträchtlicher; bei ihnen findet aber der merkwürdige Umstand Statt, daß zur Zeit der Befruchtung ihr Hinterleib dermaßen anschwillt, daß das Insect eine Länge von drei Zoll erlangt. Wahr-

scheinlich werden aber nicht alle Weibchen, sondern nur die Königin in einem Stocke befruchtet. Das Weibchen ist in diesem Zustande so mit Eiern angefüllt, daß es binnen 24 Stunden deren wohl 80,000 legt. Aus den Eiern entwickeln sich Maden, die nach einiger Zeit in den Nymphenstand übergehn, worin sie bis auf die fehlenden Flügel dem vollkommnen Insect ziemlich gleichen. Den Nachrichten zufolge gibt es in jedem Stock auch einen König, der wahrscheinlich allein die Königin befruchtet. Die Geschlechtslosen besorgen die Arbeit und Geschäfte. Ob sich die Männchen und Weibchen auch begatten, oder ob sie blos da sind, um beim Abgang den König und die Königin aus ihrer Mitte zu ersetzen, ist bis jetzt noch nicht bestimmt. — Die Termiten wohnen in bewundernswürdigen Gebäuden, die sie mit vereinter Kraft über der Erde errichten. Es sind kegelförmige, aus Sand, Lehm und ähnlichen Stoffen aufgeführte Hügel, 10 bis 12 Fuß hoch, am Fuße von einem Umfang von 7 bis 8 Fuß, und von solcher Festigkeit, daß mehrere Menschen hinaufsteigen können. Sie ähneln in der äußern Form den Hütten der wilden Afrikaner, und finden sich in manchen Gegenden von Afrika und Neuholland so häufig, daß man aus der Ferne ein Dorf zu sehen glaubt. Das Innere ist ungemein künstlich eingerichtet. Die dicken Wände enthalten eine Menge röhrenförmiger Gänge, von denen manche fast einen Fuß im Durchmesser haben. Im Innersten sind die Wohnungen des Königs und der Königin, um sie her die Zellen der Geschlechtslosen, dann kommen die Zellen der Jungen und endlich die Vorrathskammern. Die Geschlechtslosen als die Arbeiter sind in steter, rastloser Thätigkeit. Hier bringen sie Baumaterialien herbei, dort reißen sie Zellen ein und errichten neue; hier werden die Jungen, dort der König und die Königin besorgt. Dem Menschen sind die Termiten sehr schädlich, denn sie schweifen weit umher, dringen in die Wohnungen der Menschen, und zerstören, wenn sie nicht zeitig entdeckt und verjagt werden, alles darin Befindliche bis auf Stein und Metall, ja die Wohnungen selbst. Das scharfe Oel aus dem Acaciensaamen schützt vor ihnen, und was damit bestrichen ist, lassen sie unberührt. Die Afrikaner essen sie.

Ternate, s. Gewürzinseln.

Ternaux, Chef eines der ersten und reichsten Handelshäuser Frankreichs, dessen Thätigkeit zugleich die ansehnlichsten Wechselgeschäfte und die bedeutendsten Manufacturen in feinen Tüchern und in Shawls, die nur den ächten Cachemir-Shawls an Feinheit und Schönheit nachstehen, umfaßt, ist zugleich Abgeordneter von Paris in der Deputirtenkammer, wo er zu der Partei der Doctrinaires gerechnet wird. Er ward 1818 gewählt und hatte Benjamin Constant zum Mitbewerber. Ternaux wurde von dem damaligen Ministerium (von Richelieu-Lainé) sehr unterstützt, und seine Erwählung machte großes Aufsehen. Frankreich verdankt dem Hause Ternaux die größten Fortschritte in der Industrie, und erst im verflossenen Jahr (1819) hat dasselbe versucht, Cachemir-Ziegen in Frankreich einheimisch zu machen, zu welchem Ende es eine große Heerde von 1200 Stück einführen ließ. Man gab die Kosten dieses Versuchs auf 50,000 Thaler an. Die Resultate desselben müssen sich erst in der Folge ergeben.

Territion, s. Tortur.

Territorialpolitik und Territorialausgleichungen. Die Zersplitterung des deutschen Reichs in eine Menge landesherrlicher Gebiete (s. d. Art. Westphälischer Friede) hatte zur Folge, daß jeder Landesherr in seinem Lande sich als unabhängig zu

betrachten anfing, und wenn nur einigermaßen die auswärtigen Verhältnisse ihn begünstigten, sein Gebiet zu vergrößern suchte. So geschah es, daß einzelne deutsche Fürsten in die Reihe europäischer Mächte vom zweiten und dritten Range eintraten, und ihre Politik mit dem System einer europäischen Hauptmacht verflochten, was sie dem Interesse des deutschen Reiches und dem ihrer Mitstände entfremdete, öfter auch mit beiden in feindselige Reibung brachte. Die Stellung der deutschen Fürsten unter sich und zum Ganzen wurde also statt concentrisch zu bleiben, wie es die Natur eines wohlorganisirten Staatskörpers verlangt, immer mehr excentrisch. Zwar hielt das Reich noch bis zum Basler Frieden zusammen, weil eine gesunde Politik den ersten deutschen Mächten, vorzüglich Friedrich dem II., in der Erhaltung desselben die eigene Sicherheit zeigte; allein jener Zusammenhang war locker, und die Verbindung Oesterreichs mit Italien, Preußens mit Polen, und Hannovers mit England zu sehr in das politische Schicksal von ganz Europa verwebt, als daß das deutsche Reich bei eindringender Gefahr in der Mitte von Europa seinen eigenen politischen Schwerpunkt hätte behaupten können. Schon diese Schwäche des Ganzen mußte jeden einzelnen deutschen Landesherrn bewegen, seine volle Aufmerksamkeit auf Erhaltung und Wohlfahrt seines Hauses und Landes vorzugsweise zu richten. Das System nun, welches er in Hinsicht auf das Reich und auf Europa, so wie in Hinsicht auf seine Nachbarn, sowohl in den innern als in den äußern Angelegenheiten seines Landes beobachtete, nannte man Territorialpolitik. Sie suchte, wenn es nicht anders seyn konnte, ihren Zweck auch auf Kosten des Ganzen oder des Schwächeren zu erreichen. Dieß zeigte sich zuerst im westphälischen Frieden; dann wußte vorzüglich das Cabinet Ludwigs XIV. diese Territorialpolitik der deutschen Höfe für seine Zwecke zu benutzen. Endlich gab der Basler Friede, dann der zu Campo Formio den deutschen Fürsten auf dem Rastadter Congresse die Ueberzeugung, daß, so wie die mächtigsten deutschen Staaten zunächst nur für ihren Vortheil mit Zustimmung Frankreichs zu sorgen bedacht gewesen waren, ihnen gleichfalls nunmehr nichts übrig sey, als eben so zu handeln. Damit begann nach dem Lüneviller Frieden jener statistische Seelenhandel mehrerer deutschen Höfe mit Talleyrand zu Paris, der durch den Reichsdeputationsreceß in eine gewisse publicistische Form gebracht wurde. Als nachher die Triple-Allianz Oesterreichs, Englands und Rußlands im J. 1805 die süddeutschen Fürsten gewissermaßen in Napoleons Arme stieß; so erfolgte ein neuer Länderhandel durch das Mediatisiren im Rheinbunde. Dieser dauerte fort, bis der Umsturz der alten und der Aufbau der neuen Ordnung in Europa und Deutschland die Ausgleichung der Länderansprüche aller Betheiligten durch Tausche, Mediatisirung, Theilungen u. s. w. zur Hauptaufgabe des Wiener Congresses machte. Kaum war diese Ausgleichung geschehen, als der Pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 neue Tausche, Theilungen und Gränzberichtigungen zur Folge hatte. Es ist hier nicht der Ort, jede Quadratmeilen- und Seelenabschätzung, wie sie nach den Foderungen der Territorialpolitik der verschiedenen deutschen Staaten ausgeführt wurde, einzeln anzugeben. Wir bemerken nur, daß man dabei, wo nicht gerechte Entschädigungsansprüche und vorhandene Verträge das Geschäft bedingten, von dem Grundsatze ausging, Aufopferungen an Landgebiet nur dann zu verlangen, wenn die Wohlfahrt des ganzen Bundes diese nöthig machte; übrigens nahm man auf Lage (Contiguität), finanzielle und militärische Verhältnisse bei

den Länderausgleichungen Rücksicht; doch wollte man für das Ganze solche Einrichtungen treffen, daß dadurch die Einheit und Wohlfahrt der Nation mehr befestigt und begründet, die ehemalige Zerspaltung des Reichs durch das Territorialinteresse aber so viel als möglich vermieden würde. In diesem Sinne erklärten sich 1815 Oesterreich, Preußen und Hannover. Gleichwohl konnte nicht vermieden werden, daß auch kleine Bezirke in verschiedene Portionen zerrissen und diesem oder jenem, oft durch mehrere andere Staaten weit davon entfernten Staate zugetheilt wurden, was künftig noch mehrere Ausgleichungen und Tausche zur Folge haben wird. Daß es dabei vielfache Territorialstreitigkeiten geben mußte, liegt in der Sache. Wir gedenken hier nur eines Beispiels statt aller, des jüngst erst entschiedenen, merkwürdigen Territorialstreits zwischen Baiern und Baden. Das Ganze ist die höchst lehrreiche Geschichte eines staatsrechtlichen diplomatischen Processes, in welchem ein Souverän an die öffentliche Meinung appellirte, und den Proceß gewann. — Aller Zwist ging von dem zwischen Oesterreich und Baiern zu Ried den 8. Oct. 1813 — einseitig über das Interesse eines Dritten — abgeschlossenen Vertrage aus. Denn als sich Baiern durch jenen Vertrag mit Oesterreich (noch vor der Schlacht bei Leipzig) dem großen Bunde zur Befreiung Europa's anschloß, stipulirte es zugleich für sich in geheimen Artikeln gewisse Bedingungen, die in seiner Territorialpolitik lagen, und Oesterreich übernahm die Zusage der übrigen Bundesmächte. Der 2te geheime Art. bestimmte nämlich eine Oesterreich und Baiern angemessene Militärlinie; im 4ten Art. willigte Baiern in die Abtretung von Ländereien, die zu der neuen Gränzabrundung Oesterreichs erfoderlich seyn könnten, und begnügte sich mit der allgemeinen Zusicherung einer vollen Entschädigung. Dagegen versprach Oesterreich im 3ten Art. sich zu verwenden, und nöthigenfalls alle seine Streitkräfte aufzubieten, um dem Könige von Baiern die vollkommenste, auf die geographischen, statistischen und finanziellen Verhältnisse berechnete, dem Königreiche Baiern wohlgelegene und mit demselben ununterbrochen zusammenhängende Entschädigung zu verschaffen. — Späterhin wurde Würtemberg in dem Vertrage vom 2. Nov. 1813 (also nach der Schlacht bei Leipzig) die Verbindlichkeit zu allen Länderabtretungen auferlegt, welche die geographischen, militärischen und politischen Verhältnisse der deutschen Staaten erheischen möchten. Auch Baden mußte den 20. Nov. sich alle Cessionen gefallen lassen, welche die Befestigung und Erhaltung von Deutschlands Macht und Unabhängigkeit erfodern würde. Hierauf schloß Baiern mit Oesterreich zu Paris den geheimen Vertrag vom 6. Jun. 1814, wornach Baiern an Oesterreich Tirol und Vorarlberg sofort abtrat, Salzburg aber und das Inn- und Hausruckviertel noch abtreten sollte, und dafür Würzburg und Aschaffenburg erhielt; Oesterreich hingegen versprach abermals, sich zu verwenden, daß nicht nur Mainz, sondern auch möglichst ausgedehnte Besitzungen auf dem linken Rheinufer, so wie die alte Rheinpfalz an Baiern abgetreten, und daß Würtemberg, Baden, Darmstadt und Nassau bewogen werden sollten, die wegen Herstellung directer Communicationen erfoderlichen Gebietstheile abzutreten. (Vergl. Schöll: Hist. des traités de paix. X. 581 fgg. und XI. 567 fgg.) In diesem Sinne schlossen die Gesandten von Oesterreich, Rußland, Preußen und Baiern, ohne Mitwirkung und Einwilligung Badens — welches vielmehr dagegen protestirte — und der übrigen

deutschen Fürsten, welche Länder abtreten sollten, einen Tractat zu Wien den 23. April 1815, nach welchem Baden den Main- und Tauberkreis, so wie die rechte Rheinpfalz an Baiern und andre Landestheile an Würtemberg abgeben, dafür aber am linken Rheinufer entschädigt werden sollte. Dieser Tractat ward von den hohen Mächten nicht ratificirt. Gleichwohl enthielt das (ebenfalls ohne Badens Mitwirkung abgefaßte) Wiener Protocoll vom 3. Nov. 1815 ähnliche geheime Verpflichtungen für Baden, und zu den obigen für Oesterreich bestimmten Ausgleichungsgegenständen kam noch das Breisgau hinzu. Im Pariser Protocoll vom 3. Nov. 1815 wurden die übrigen Abtretungen Baierns an Oesterreich nochmals bestimmt, und sodann ein gegenseitiger Cessions- und Gränzvertrag den 14. April 1816 zu München zwischen Oesterreich und Baiern abgeschlossen, der die Territorialverhältnisse beider Staaten ordnete. Die Entschädigung wegen des nicht geleisteten Zusammenhangs der Länder sollte nach diesem Vertrage in Frankfurt ausgemacht werden; und in geheimen Artikeln garantirte Oesterreich für sich und seine Alliirten dem König von Baiern und dessen Erben den Heimfall der Rheinpfalz mit 167,000 Einw., wenn die gerade und männliche Linie des jetzt regierenden Großherzogs von Baden aussterben sollte; der 2te, 3te und 4te geheime Art. bestimmten als Entschädigung für die nicht erfüllte Bedingung des geographischen Zusammenhangs eine von Oesterreich jährlich an Baiern zu zahlende Summe von 100,000 Gld. so lange, bis der badensche Main- und Tauberkreis (95,000 Einw.) nach dem Aussterben der geraden und männlichen Linie des regierenden Großherzogs wirklich an Baiern fiele, was Oesterreich in Frankfurt durchzusetzen versprach. — Dagegen bewies Baden, daß alle diese Verfügungen von Oesterreich und Baiern über die Länder eines Dritten, ohne Zustimmung dieses Dritten nur einseitig, und für denselben nicht verpflichtend seyen, daher Baiern wegen seiner Entschädigung sich einzig an den versprechenden und dazu verpflichteten Theil, also an Oesterreich, zu halten habe. Von Baden seyen in seinem Beitrittsvertrage vom 20. Nov. 1813 nur solche Abtretungen in einem geheimen Artikel versprochen worden, qu'exigeront les arrangemens futurs en Allemagne, calculés pour le maintien de la force et de l'indépendance de ce pays. Im 4ten Art. habe man dem Großherzog seine Souverainetät und Besitzungen garantirt. Auch nach dem zweiten Beitrittsvertrage Badens vom 12. Mai 1815 soll die politische Existenz des Großherzogthums Baden unangetastet bleiben. Ueberdieß widersprächen jene Verträge Oesterreichs mit Baiern der deutschen Bundesacte, nach welcher die deutschen Bundesstaaten sich gegenseitig über ihre sämmtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen Gewähr leisten. — Man sieht, wohin die sich selbst widersprechende Freigebigkeit der Diplomatik mit Garantien und Abtretungen, mit Entschädigungen und Versprechungen, bald in geheimen, bald in öffentlichen Verträgen geführt hat. Alles kam auf die leicht zu entscheidende Frage an, ob ohne Baierns Vergrößerung durch eine badensche Ländermasse mit etwa 260,000 Einw. die Behauptung der Unabhängigkeit des deutschen Staatenbundes gefährdet, und ob, wenn dieß nicht der Fall sey, Oesterreich allein, ohne daß ein Dritter die Kosten dazu hergäbe, Baiern zu entschädigen verpflichtet sey? Daß Baden von 1802 bis 1812 sich von 240,000 auf eine Million, Baiern von 1 1/2 Mill. auf 3 1/2 Mill. Einw. vergrößert, jenes also in einer Zeit von 10 Jahren sich vervierfacht, dieses nur einen Zuwachs von zwei

Fünftheilen seiner früheren Bevölkerung erhalten hatte, konnte an sich kein Grund seyn, Baden zu Länderabtretungen zu nöthigen. Indeß war es klar, daß Baden selbst durch jene Vergrößerung nicht so stark geworden sey, um Frankreichs unmittelbarem Angriffe einen Damm entgegenzusetzen. Allein der deutsche Bund kann und soll ja so wenig durch Baden als durch Baiern allein in seiner Unabhängigkeit geschützt werden, sondern durch die zweckmäßig organisirte Einheit des Ganzen, durch die noch zu bauenden Bundesfestungen (wo Baiern gerade wegen Ulm die meisten aus seiner Territorialpolitik entspringenden Schwierigkeiten macht) und durch das deutsche Bundesheer! Der Wiener Congreß hatte freilich, da er mit den verschiedenen Interessen der Territorialpolitik sich vorzugsweise beschäftigte, die organische Befestigung des Ganzen in wesentlichen Punkten aus dem Auge verloren; erst im J. 1819 fanden dieß die Diplomatiker selbst und traten im November d. J. in Wien zusammen, um das Verfehlte wieder gut zu machen. Jener Territorialstreit zwischen Baiern und Baden nahm bald einen sehr ernsthaften Charakter an. Der Großherzog von Baden erklärte den 4. October 1817 sein ganzes Gebiet, das alte und das neue, wie es dermalen bestand, für ein auf alle künftige Zeiten untheilbares und unveräußerliches Ganze, und zur Nachfolge in dasselbe die von seinem Großvater in einer Ehe zur linken Hand erzeugten und zu Markgrafen von Baden erhobenen Grafen von Hochberg (s. d. Art.) für berechtigt; darauf erschien in der Hamburger Zeitung (März 1818) ein Schreiben des Großherzogs von Baden an den König von Baiern, und des Letztern Antwort. Der Großherzog berief sich auf die öffentliche Meinung; und diese Meinung war allerdings für ihn. Doch zugleich sagte ihm sein richtiges Gefühl, daß der Thron am festesten durch die Einheit desselben mit dem Volke gestützt würde, darum stellte er seinem Volke die von demselben mit Dank und Freude empfangene Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818 aus, welche jene Declaration vom 4. Oct. 1817 als Bestandtheil enthält. Das Volk war mit dieser Verfassung so zufrieden, daß selbst die Pfälzer von ganzem Herzen Badner wurden. Nun erschienen Schriften von beiden Theilen, um die öffentliche Meinung aufzuklären; u. a. 1) von Bignon: Coup d'oeil sur les démêlés de Bavière et de Bade; 2) Baden und Baiern; 3) Actenstücke zur Beleuchtung der badenschen Territorialfrage (für Baiern aus officieller Feder), Deutschland 1818; — 4) des Prof. v. Moshamm freimüthige Betrachtungen über die badensche Territorialangelegenheit. Unterdessen ward die Ausgleichung der verschiedenen Länderansprüche an eine in Frankfurt niedergesetzte Territorialcommission, zu der die vier Hauptmächte ihre Gesandten Clancarty (englischer), Anstetten (russischer), Humboldt (preußischer) und Wessenberg (österreichischer) ernannten, verwiesen. Auch fiel in diese Zeit der Congreß zu Aachen. Baden mußte nach dem bisherigen Gange der diplomatischen Verhandlung allerdings fürchten, daß die Cabinetter ihm entgegen seyn möchten. Es beschloß also durch eine diplomatisch-militärische Demonstration jeder (bei dem nahen Todesfalle des kranken Großherzogs, der keine männliche Nachkommenschaft hatte, wahrscheinlichen) vorläufigen militärischen Occupation seiner von Baiern in Anspruch genommenen Provinzen zuvorzukommen, und bot daher seine Linientruppen und die Landwehr auf, zusammen 30,000 Mann, welche die Gränzen besetzten. Das Volk griff freudig zu den Waffen. Dieser auffallende

Schritt war klug berechnet. Der heilige Bund konnte unmöglich einen Arrondirungskrieg mitten in Deutschland gut heißen, welchen die öffentliche Meinung schon im Voraus für ungerecht erklärt hatte. Oesterreichs diplomatische Verwendung für Baiern konnte also in Aachen nicht Eingang finden; auch gab es manche Territorialfrage in Polen und anderwärts, die Oesterreich beunruhigen mochte. Darum ward der badensche Territorialstreit an die Commission in Frankfurt verwiesen. Bald darauf starb (den 8. Dec. 1818) der Großherzog, sein Oheim Ludwig folgte ihm, der badensche Landtag wurde eröffnet (im April 1819) und den 10. Jul. 1819 ward zu Frankfurt (im Namen der vier großen Mächte ein Vertrag (es war die letzte Handlung der Territorialcommission, welche sich nun auflös'te) mit Baden abgeschlossen, nach welchem Baden von Oesterreich die Herrschaft Hohen-Geroldseck (2 1/2 Q. M. mit 4500 Einw.) in der Ortenau erhielt, dagegen einen verhältnißmäßigen Theil des Amtes Wertheim an Oesterreich abtrat; alle fremden Ansprüche auf die Pfalz und den Breisgau sollten abgethan, das Großherzogthum demnach überhaupt in seiner Integrität garantirt und die Succession der Grafen von Hochberg von den großen Mächten anerkannt seyn. Jene Abtretung von Hohen-Geroldseck an Baden erfolgte den 4. Oct.; dafür trat Baden den 27. Oct. 1819 das Amt Steinfeld (5,800 Einw.) an Oesterreich, dieses aber gedachtes Amt an Baiern ab. Durch diese Ausgleichung ist der Streit entschieden, wofern nicht künftig wieder geheime Artikel zum Vorschein kommen; denn Oesterreich ist Baiern die versprochene Entschädigung noch immer schuldig geblieben. — K.

Tertie, der 60ste Theil einer Secunde. — Tertien-Uhren sind solche, die auch diese Unterabtheilung der Zeit noch angeben.

Teschen, die Hauptstadt des Fürstenthums gleiches Namens im österreichischen Schlesien, von welchem seit 1766 der sächsische Prinz Albert den Titel als Herzog von Sachsen-Teschen führt.

* Teschener Friede vom 13. Mai 1779, zwischen der Kaiserin-Königin Maria Theresia und dem König von Preußen Friedrich II. — Mit dem Tode des Kurfürsten von Baiern Maximilian Joseph, den 30. Dec. 1777, war die jüngere oder Wilhelm'sche Linie des Hauses Wittelsbach erloschen, welche seit 150 Jahren in Deutschland eine (zum Theil von Frankreich geleitete) wichtige Rolle gespielt und dem Reiche in der Person Carls VII. einen Kaiser gegeben hatte. Nach dem Staats- und Lehnrechte und nach den Hausverträgen war, als nächster Agnat, der Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz, das Haupt der ältern oder Rudolphinischen Linie, der Nachfolger. Gleichwohl nahmen der Kaiser Joseph II. mehrere mit Baiern vereinigte Reichslehen, die Kaiserin-Königin Maria Theresia einige ehemals böhmische Lehen und andre Landestheile von Baiern, die verwittwete Kurfürstin von Sachsen, als Allodialerbin, verschiedene angebliche Allodialherrschaften und Capitalien, und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin die Landgrafschaft Leuchtenberg in Anspruch. Oesterreich ließ sofort nach dem Tode des Kurfürsten jene Provinzen (fast das halbe Baiern, 234 Q. M.) besetzen, und der Kurfürst von der Pfalz, welcher keine legitimen Nachkommen hatte, erkannte in einem zu Wien den 3. Jan. 1778 abgeschlossenen Vergleiche die Gültigkeit der Foderungen des Wiener Hofes an. Allein der Kurfürst war theils überhaupt, theils nach Familienverträgen mit den Agnaten des Hauses, nicht zu solchen Verfügungen berechtigt, und jener Vertrag war ohne

die Zustimmung des nächsten Agnaten, Carls II., Herzogs von Zweibrücken, des Hauptes des Birkenfeld'schen und Nachfolgers des Sulzbachischen Astes, welcher mit Carl Theodor ausstarb, ungültig. Das Verfahren des Wiener Hofes erregte daher allgemeinen Unwillen. Friedrich II. sah die deutsche Reichsverfassung und mit dieser das bestehende Gleichgewicht und die Sicherheit der preußischen Monarchie bedroht. Er sandte deshalb insgeheim den Grafen von Görtz an den Herzog von Zweibrücken nach München, worauf der Herzog, Preußens Schutz vertrauend, dem Wiener Vertrage nicht nur nicht beitrat, sondern auch durch eine dem Reichstage den 16. März übergebene Erklärung seine Rechte verwahrte. Da nun Frankreich blos die Rolle eines Vermittlers übernahm, so versuchte Friedrich erst den publicistischen Weg, um Oesterreich von der Ungültigkeit seines Verfahrens zu überzeugen; allein vergeblich. Zwar wollte Maria Theresia so wenig den Krieg, als Friedrich; allein Joseph und Kaunitz bestanden hartnäckig auf die Vollziehung des Vertrags vom 3. Jan. Friedrich erklärte daher den 3. Jul. die Unterhandlungen für abgebrochen, und drang den 5. Jul. über Glatz und Nachod mit 100,000 M. in Böhmen ein. Die Elbe trennte sein Heer von dem österreichischen, das eben so stark war. Joseph führte den Oberbefehl, unter ihm Lascy. Der Herzog Albert von Sachsen-Teschen deckte mit 30,000 M. Mähren, und Laudon stand mit 20,000 M. an der Gränze gegen die Lausitz. Hier rückte das zweite preußische Heer unter dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, mit Einschluß des sächsischen Bundesheeres 113,000 M. stark, den 17. Jul. über Gabel in Böhmen ein. Laudon wußte jedoch die Vereinigung beider Heere zu verhindern, und Lascy vermied eine Hauptschlacht. Also mußten wegen Mangel an Unterhalt beide preußische Heere im October Böhmen wieder räumen. Während hierauf der König österreichisch Schlesien besetzte, überfiel der österreichische General Wurmser den preußischen General Prinzen von Hessen-Philippsthal den 18. Jan. 1779 bei Habelschwert in der Grafschaft Glatz und nahm ihn mit 1200 M. gefangen. Unterdessen hatte Maria Theresia schon im Jul. 1778, ohne Josephs Wissen, Friedens-Unterhandlungen im Lager des Königs durch den Baron von Thugut angeknüpft, wobei auch die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit der preußischen Monarchie zur Frage kam. Im December 1778 traten Frankreich und Rußland als Vermittler hinzu; und Katharina ließ ein Heer unter Repnin gegen die Gränze von Galizien vorrücken. Hierauf ward Waffenstillstand, und man eröffnete einen Friedenscongreß zu Teschen den 14. März 1779. Graf Cobenzl unterhandelte im Namen von Maria Theresia, Baron Riedesel preußischer, Baron Breteuil französischer, Fürst Repnin russischer Seits. Carl Theodor (welcher Josephs Interesse gegen Zweibrücken begünstigte) sandte den H. von Törring, Zweibrücken den H. von Hohenfels, und das mit Preußen alliirte Sachsen den Grafen Zinzendorf. Da bald darauf Rußland mit der Pforte zu Constantinopel den 21. März 1779 Friede gemacht hatte, so befürchtete Oesterreich, Katharina möchte sich ganz mit Preußen verbinden. Es gab also nach, und der Friede ward zu Teschen den 13. Mai 1779 unterzeichnet. So endigte ein Krieg, an dem Pfalz, für welches er geführt wurde, keinen Theil nahm, so wenig als Baiern, das streitige Land, den Schauplatz dazu hergab, zum Vortheil des Kurfürsten Carl Theodor, gegen dessen Willen der Krieg Statt gefunden hatte. Durch jenen Krieg wurde die Nebenlinie Birkenfeld (jetzt Her-

iog Wilhelm in Baiern, residirt in Bamberg) welche aus ungleicher Ehe entstanden war, nach Aussterben der Hauptlinie Zweibrücken-Birkenfeld, für erbfähig erklärt; der freie Heimfall der fränkischen Fürstenthümer an Preußen nach dem Primogeniturrechte ward von Oesterreich anerkannt. Meklenburg erhielt das Privilegium de non appellando; Kur-Pfalz trat in den Besitz des ganzen bisherigen Kurfürstenthums Baiern und erhielt Mindelheim, überließ jedoch das Innviertel (38 Q. M.) an Oesterreich; Kursachsen wurde für seine Allodialerbschaft mit sechs Mill. Gld. und mit der von Böhmen an Pfalz und von Pfalz an Sachsen abgetretenen Lehnshoheit über Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein (s. Schönburg) abgefunden. Das Reich bestätigte diese Beendigung des sogenannten baierschen Erbfolgekriegs im J. 1780. Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie des teschener Friedens. Da nun derselbe den westphälischen Frieden aufs neue bestätigt hatte, so wurde Rußland auch der Garant des Friedens von Münster und Osnabrück, was ihm Recht gab, sich in die Angelegenheiten des deutschen Reichs zu mischen. Friedrich II. verlangte nichts, nicht einmal den Ersatz der Kriegskosten. Ihm ward dafür der Ruhm zu Theil, daß er allein das Recht und die Verfassung des Reichs vertheidigt und die Fortdauer des Hauses Pfalz-Baiern in Süddeutschland geschützt habe. Darum hing der baiersche Landmann Friedrichs Bild unter seine Schutzheiligen auf. Friedrich selbst schloß späterhin, damit nicht ähnliche Eingriffe von Oesterreich in die deutsche Reichsverfassung, um das bisherige Gleichgewicht aufzuheben, erfolgten, den deutschen Fürstenbund (s. d. Art. und d. Art. Friedrich II.) Vergl. v. Dohm's Denkwürdigk. meiner Zeit, 1r. Band.

Tethys (nicht zu verwechseln mit Thetis), eine Tochter des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde) und Gemahlin ihres Bruders Oceanus, dem sie mehrere tausend Söhne und Töchter gebar, Flüsse, Bäche und Quellen. In den Orphischen Hymnen heißt sie die Königin im meerfarbnen Gewande. Sie erscheint als personificirtes Meer, und ihr Name (die Ernährerin, Amme) scheint darauf hinzudeuten, daß man das Wasser als das zur Erzeugung und Ernährung aller Dinge Nothwendige betrachtete.

† Tettenborn. Im J. 1818 trat er aus dem russischen Dienst in den badenschen zurück, leitete die wichtige Territorialangelegenheit, deren glücklichen Ausgang Baden vornehmlich ihm verdankt, erwarb sich nicht minder um die Verfassungsurkunde großes Verdienst und ist jetzt badenscher Gesandter am Wiener Hofe.

Teutoburger Wald, der Schauplatz der berühmten Völkerschlacht zwischen dem römischen Feldherrn Quinctilius Varus und dem Cherusterfürst Hermann, welche sich im Jahre 9 n. Chr. Geb. ereignete. Die Ursachen, so wie die einflußreichen Folgen dieser Deutschland von dem Joche der Römer befreienden Schlacht, sind in den Artikeln Hermann und Varus, auf welche hier verwiesen wird, näher angedeutet, deßhalb bedarf es hier nur der Erörterung der Gegend, wo sie statt fand, und dieses war nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller der Teutoburger Wald. Obgleich diese Benennung noch jetzt vorhanden ist und eine Bergkette im Lippeschen dadurch bezeichnet wird, so ist sie dennoch nicht genau bestimmend, weil die Römer ohne Zweifel einen größeren Bezirk, als jene Bergkette, darunter begriffen. Aus dieser Ursache hat es verschiedene Meinungen über das eigentliche Schlachtfeld gegeben. Die richtigste ist ohne

Zweifel die, welche dasselbe in die Nähe von dem Badeorte *Pyrmont* und zwar einige Stunden davon westlich verlegt, weil sich dort noch eine Menge Namen und Gegenstände des Alterthums bis jetzt erhalten haben, die sich nur auf jenes Blutbad beziehen, und von keinem andern Zufall entstanden seyn können. Hierzu gehören insbesondere folgende: der *Hermannsberg*, auch *Arminiusberg* genannt, ein einzeln gegen anderthalb Stunden von Pyrmont entfernt liegender Berg, auf welchem jetzt die Gränzen von Pyrmont, Lippe und Preußen zusammen treffen. Es soll der Sage nach die Burg Hermanns darauf gestanden haben, auch finden sich noch Ueberreste von Mauerwerk, Wällen und dergleichen. Ob die Deutschen damaliger Zeit aber auch schon feste Burgen bauten, ist hier nicht zu untersuchen; wenigstens geht aus dem Namen hervor, daß Hermann ihn einstmals im Besitz hatte. Ferner der *Varen-* oder *Varusbusch*, eine kleine Anhöhe, wo der Sage nach das Zelt des Varus gestanden haben soll; der *Kriegsbusch*; das *Streit-*, das *Siegesholz*, der *Siegeshof*, das *Siegesfeld*, der *Blut-* oder *Heldenbach* u. a. m. befinden sich mehr oder weniger in der Nähe des Hermannsberges. Ebenso gibt es in derselben Gegend viele Schanzen und Gräben, auch zwei Reihen *Grabhügel*, in welchen Asche, Knochen und Urnen gefunden werden. Letztere gleichen denen, welche unläugbar deutschen Ursprungs sind. Noch sind nicht alle Hügel geöffnet, und es ist also Hoffnung vorhanden, vielleicht künftig noch mehrere, auf jene Begebenheit hinweisende, Alterthümer zu finden. Sowohl das Vorstehende, als auch der nicht zu übersehende Grund, daß sich mehrere Sagen von jener Völkerschlacht bei den Bewohnern der Gegend noch bis jetzt erhalten haben, und daß diese Sagen sich auf daselbst noch vorhandene Ueberreste alter Zeit beziehen, beweisen wohl genügend die Richtigkeit der obigen Meinung, daß nemlich das Schlachtfeld in dieser Gegend und insbesondere die erstern Tage über statt fand, wenn auch das Ende derselben, da die Römer sich möglichst nach den festen Plätzen am Rheine zurückzuziehen suchten, — auf dem *Winne-* (oder *Sieges-*) felde, im Lippeschen, erfolgte.

Thaler, s. *Joachimsthaler*.

Thauwetter, Aufthauen des Eises, der Vorgang in unserer Atmosphäre, da Eis und Schnee wieder flüssig zu werden anfangen. Die Ursachen dieser Erscheinung, namentlich des oft überaus schnell und ganz unerwartet eintretenden Thauwetters, sind bei weitem noch nicht gehörig erforscht. Sichtbar sind die Wirkungen der Sonnenstrahlen, der warmen Süd- und Westwinde; allein diese Gründe reichen zur Erklärung in allen Fällen nicht hin; und man sieht sich fast gezwungen, der Meinung derjenigen Naturforscher beizutreten, welche ein *Centralfeuer* (s. d. Art.), und ein öfters, unverhältnißmäßiges Hervorbrechen der daher entstehenden Grundwärme annehmen. Leichter läßt sich erklären, warum beim Eintritte und Anhalten von Thauwetter oft eine empfindliche Kälte verspürt wird, indem bei Verwandlung so großer Eismassen in Wasser, eines festen Körpers in einen tropfbar-flüßigen, allerdings eine ungeheure Menge Wärmestoff verschluckt werden muß (s. *Wärme*). Oft beruhet diese Empfindung scheinbar vermehrter Kälte bei eintretendem Thauwetter aber auch auf einer, durch die mit eingetretene *Naßkälte* verursachten, Sinnentäuschung, welche durch das Thermometer sogleich widerlegt wird. — Ueber mehrere, beim *künstlichen* Aufthauen des Eises vorkommende, merkwürdige Umstände gehen wir weg, weil sie sich unmittelbar auf

die Theorie des Wärmestoffs beziehen, und wir daher auf diesen Art. verweisen müssen.

Theatercoup, ein Ausdruck, welcher von der sich früher bildenden französischen Bühne und Theaterkritik entlehnt worden ist. Coup an und für sich bedeutet schon im gemeinen Leben eine gewaltsam ausgeführte, und daher überraschende, mehrentheils auch gewagte Handlung, weil es ursprünglich von scharfen und schneidenden Instrumenten, vorzüglich vom Schwerte, gebraucht wird, wie unser deutsches Wort Hieb und Stich. Auf das Schauspiel angewendet, hieße daher ein Coup ein schnell, unvorbereitet eintretendes und daher überraschendes Ereigniß, wodurch der dramatische Dichter die Handlung unterbricht; und dieses ist die erste und eigentliche Bedeutung des obigen Ausdrucks. Da nun jedes Drama in einer zusammenhängenden und beschlossenen Reihe von Handlungen bestehen soll, die sich aus sich selbst entspinnt, in sich verwickelt und auflöst, so ist ein solcher Theatercoup im Drama überhaupt unzulässig. Es fallen aber unter diesen Begriff nicht die überraschenden Handlungen und Wirkungen, welche durch den Charakter der Personen, z. B. eines Wildfangs im Lustspiele, vorbereitet und in ihnen begründet sind, sondern die Begebenheiten, wodurch die Dichter unvorbereitet und mithin willkührlich den Zusammenhang der dramatischen Handlung unterbricht, gesetzt auch sie wären in dem geschichtlichen Stoffe, welchen er bearbeitet, gegeben. Daß so viele Theatercoups in Schauspielen von Theaterdichtern gebraucht oder von Beurtheilern ungerügt übersehen werden, kommt daher, weil dramatische Werke so selten als organisches Ganzes gefaßt oder gebildet werden, und die Mehrzahl der erstern auf einen flüchtigen Effect hinwirkt, weshalb die Theatercoups vorzüglich in Spectakelstücken zu Hause sind, — oder auf Spannung der Erwartung, welche man durch eine Verwicklung der Handlung steigert, die nur von außen her gewaltsam auflösbar ist, und gleichsam durch Zerhauen des Knotens bewirkt wird. Am meisten kommen daher auch solche Theatercoups bei der Auflösung vor, und eine bessere Haltung der Charaktere würde sie in den meisten Fällen entbehrlich machen. Es ist natürlich, daß im Gebiete des Wunderbaren (wie z. B. in dramatischen Märchen und der romantischen Oper) die Freiheit des Dichters größer ist, als im strengen, der Wirklichkeit gleichsam näheren Drama; doch bleibt auch hier fehlerhaft was, ohne in dem Charakter dieser Gattung und der Idee der besondern Fabel begründet zu seyn, von außen her den Gang der Handlung verändert. — Weil ferner Ueberraschung eine gewöhnliche Wirkung des Theatercoups ist, so hat man auch jedes eine starke Ueberraschung und Ergreifung beabsichtigende und bewirkende Mittel der theatralischen Darstellung einen Theatercoup genannt. Es ist aber klar, daß auch der rauschendste Beifall der Menge das willkührliche Herbeiziehen oder grelle Hervorspringen eines auffallenden Ereignisses, welches den natürlichen Gang der Handlung unterbricht, nicht rechtfertigen kann. Da nun, je öfter dergleichen Hülfsmittel gebraucht werden, sie desto mehr ihre überraschende Wirkung verlieren und die poetische Armuth des Dichters beurkunden, so hat man überhaupt auch 3) ein verbrauchtes Mittel der dramatischen Auflösung Theatercoup genannt, wodurch der Autor, wie man sich ausdrückt, den Knoten schnell zerhaut. Dieß geschieht besonders oft durch Erkennungsscenen oder Rettungsscenen, wiewohl dieselbe Handlung dem Inhalte nach hier vorbereitet, dort willkührlich überraschend seyn kann.

Theaterdichter heißt derjenige, welcher zum Behuf der Darstellung auf der Bühne ein dramatisches Gedicht fertiget. Nicht jeder **dramatische Dichter** ist in diesem Sinne Theaterdichter, weil man auch für Gedichte, die zur Darstellung auf der Bühne weder geeignet, noch bestimmt sind, der dramatischen Form sich bedienen kann; wie z. B. Göthe im Faust. Umgekehrt nennt man bisweilen Leute Theaterdichter, die eben so wenig **Dichter** sind, als z. B. ein Wachsstock ein Stock. Es sind die Verfertiger derjenigen Theaterstücke, welchen das Wesen der Poesie fehlt; das Ringen der Phantasie nach einer das Gemüth befriedigenden Idealisirung der Begebenheiten, Handlungen, Sitten und Charaktere. Eine dritte Bedeutung hat das Wort als Amtstitel. Theaterdichter heißt derjenige, welcher bei einer Bühne angestellt ist, um für dieselbe Gelegenheitsgedichte (Antritts- und Abschiedsreden, Festspiele u. dergl.) zu schreiben. Die reisenden italienischen Opergesellschaften pflegen ihn Signor Poëta zu nennen, und er ist dort eine sehr untergeordnete Person, auch selten mehr, als ein Schreiber, der Sylben zählen, und reimen kann. In Deutschland fängt dies Amt an, aus der Mode zu kommen, weil die Directionen überall leicht Gelegenheitspoeten finden, welche für ihre Festbedürfnisse auf Bestellung arbeiten. Ein anderes Geschäft dieses Amtes, das Verfertigen von Theaterstücken, oder das leidige Bearbeiten schon existirender, nach Maßgabe des vorhandenen Personals, seiner Fähigkeiten oder seiner Wünsche, wird jetzt meistens von Schauspielern selbst, oder von Schriftstellern ihrer nähern Bekanntschaft betrieben.

A. Kir.

Theilbarkeit, die Eigenschaft der Körper, in Theile getrennt werden zu können. Wir gehen über den zwischen dem dynamischen und atomistischen Systeme geführten Streit, ob die Materie in's Unendliche theilbar sey, als müssig, weg; so lange die Körper unsern Sinnen erkennbar und unsern Instrumenten zugänglich sind, sind sie offenbar auch theilbar; die Quantität eines Körpers kommt aber bei seiner Natur nicht in Betracht, und die Gränze der Theilbarkeit ist also lediglich subjectiv. — Interessanter für ächte Naturforschung, deren Grundlage Erfahrung ist und bleiben muß, sind Beispiele von wirklich ausgeführter, weitgetriebener Theilung der Körper. Ein Gran Kupfer in Salmiak aufgelöst, färbt gegen 400 Rheinl. Cubiczoll Regenwassers, und leidet dabei, nach Musschenbroek's Berechnung, eine Zertrennung in fast 400 Millionen erkennbare Theile. Andere Beispiele enthält der Art. **Geruch**.

Theile der Körper. Man kann einen Körper entweder **mechanisch** in seine **Theilganze zertrennen**; oder **chemisch** in seine **Bestandtheile zerlegen**. Dieser Unterschied wird am besten durch ein Beispiel erhellen. Das Küchensalz besteht aus einer innigen Vereinigung von Salzsäure und sogenanntem Mineralalcali. Zerkleinert man einen Klumpen Küchensalz, so erhält man Salzkörner, Theilganze jenes Klumpens; scheidet man aber, durch chemische Hülfsmittel, die Salzsäure aus ihrer bisherigen Verbindung mit dem Mineralalcali, so erhält man die Bestandtheile des Salzes. Verbindet man, umgekehrt, ähnliche Theilganze zu einem Ganzen, z. B. Salzkörner zu einem Salzklumpen, so entsteht eine **Zusammenhäufung**, Aggregation; verbindet man aber, nach dem obigen Beispiele, Salzsäure und Mineralalcali zu Küchensalz, so entsteht eine **Mischung**. Die **Vermengung** unterscheidet sich von der Zusammenhäufung durch die Ungleichartigkeit der Theile des Gemenges.

Pfeffer und Salz z. B. werden zu einander gemengt, unter einander vermengt. —

Theilungsinstrument, eine in den neueren Werkstätten zur Verfertigung astronomischer Instrumente, eines Ramsden, Reichenbach u. a. zur höchsten Vollkommenheit gebrachte Maschine, um Bogen- und Cirkelwerkzeuge, welche einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben, auf das schärfste in Grade, Minuten u. s. w. zu theilen. Auch in der Uhrmacherkunst gebräuchlich.

Themisto, s. Athamas.

Theodolit, ein mathematisches, mit Fernröhren versehenes Instrument zum Aufnehmen der Gegenden und Messen der Winkel und Höhen.

Theorem, Lehrsatz, s. Lehrsatz.

Thermen (thermae), dem Namen nach eigentlich und ursprünglich warme Heilquellen, warme Bäder. Später dachte man sich dabei prachtvolle Badeanlagen, verbunden mit Spiel- und Uebungsplätzen, mit Musik- und Büchersälen, und mit Spaziergängen im Freien, welche unter dem südlichen italischen Himmel und bei den verderbten Sitten gleichsam als öffentliche Lustgemächer angesehen wurden. Unter den römischen Kaisern, welche sich durch Erbauung solcher Prachtanlagen auszeichneten, sind vorzüglich zu merken: Nero, Titus, Caracalla und Diocletian. Sie sind Denkmäler der Architektur, auf welche die alten römischen Künstler stolz seyn durften.

Thessalonich (Saloniki, Salonichi oder Selanik, in den ältesten Zeiten Therma), eine osmanische Stadt in der Sandschak gleiches Namens, welche man gewöhnlich zu Makedonia rechnet. In Rücksicht der Volksmenge ist sie die dritte Stadt und in Rücksicht des Handels die nächste nach Constantinopel in den europäischen Besitzungen der Osmanen. Sie liegt am Ende des durch viele Anschwemmungen in neuern Zeiten sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbusens und an dem steilen Abhange des Berges Kurtiah, in der Gestalt eines Halbzirkels erbaut. Hohe Mauern und Festungswerke umgeben diese Stadt, welche sich vor andern türkischen Städten durch eine größere Reinlichkeit auszeichnet und 70,000 Einwohner hat, darunter 10,000 Griechen und 23,000 Juden, welche letztern ohngefähr 3 bis 4000 Häuser bewohnen. Unter den Europäern, die sich hier aufhalten, sind mehr Deutsche und Franzosen, als Engländer. Die Straßen sind enge und ungepflastert, die Häuser im türkischen Style erbaut. Man findet hier zehn große, mehrere kleine Moscheen, neun Bäder, griechische Kirchen, griechische Klöster, eine catholische Kirche und eine jüdische hohe Schule, Hora genannt, mit 20 Lehrern, mehr als 1000 Zöglingen von vier bis vierzig Jahren, und mit vielen Büchersälen. Die zwei vorzüglichsten Moscheen sind zwei ehemalige der heiligen Sophia und dem heiligen Demetrius geweihete griechische Kirchen. In der letztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und zwei Gallerien tragen. Das mit sieben Thürmen versehene Castell liegt von einer Seite auf einer Anhöhe, von da man eine entzückende Aussicht auf den ganzen Meerbusen, die Stadt, die unabsehbaren Ebenen Macedoniens und die sie durchschlängelnden Flüsse hat. Der größte Theil der zum Castell gehörigen Mauer läuft längs des Meeresufers hin; sie wird jedoch von dem Hafenthore in der Richtung nach Westen hin unterbrochen. Dort befindet sich ein geräumiger sicherer Hafen, welcher 300 Schiffe fassen kann, und in welchen Schiffe aus allen Häfen der Türkei und aus vielen christlichen Ländern einlaufen. Die Industrie

dieser Stadt besteht in Verfertigung von vielfarbigen Fußteppichen, welche vorzüglich von Juden verfertigt werden, und großen Ruf haben, von Tuch, Seiden- und Baumwollenwaaren und Saffian. Weit wichtiger aber ist der Handel; denn Thessalonich ist die Hauptniederlage fast aller Handelswaaren der europäischen Türkei, deutscher und anderer europäischer Handelsartikel. Auch wird ein bedeutender Geld- und Wechselhandel nach Wien und Smyrna getrieben. Getreide, Baumwolle, Tabak, und Bauholz sind die vorzüglichsten Ausfuhrartikel. 1789 wurden 110,000 Ballen Baumwolle und eine Million Pfund Wolle ausgeführt. 1776 betrug die Ausfuhr über fünf Millionen und die Einfuhr über drei Millionen Piaster. Der hiesige District bringt jährlich 30 bis 40,000 Ballen Tabak, jeder zu 275 Pfund hervor. Man findet in und außer der Stadt noch viele Alterthümer mit Inschriften. Auf den Ebenen in der Gegend von Thessalonich lag Pella, die alte Hauptstadt Makedoniens. Nordwärts von diesen Ebenen zieht sich eine hohe Bergkette, jetzt Xerolivado genannt.

Theurung. Fast in allen Ländern Europa's hört man in unsern Tagen Klagen über Theurung, besonders der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, und fast überall sieht man die Regierungen emsig beschäftigt mit Maßregeln und Vorkehrungen, um solchen Klagen abzuhelfen. Aber der Zweck in dieser Hinsicht konnte immer nur höchst unvollkommen erreicht werden, so lange man sich über die Fragen: was ist Theurung? und worin liegt ihr eigentlicher Charakter? noch nicht gehörig verständigt hatte. Theuer und wohlfeil sind Begriffe, die mit den Begriffen von Werth und Preis und dem Verhältnisse des Einen zum Andern in der innigsten Beziehung stehen, aber gerade hierüber ist man im Allgemeinen noch so wenig im Reinen, daß man fast täglich die Ausdrücke theuer und kostbar, so wie wohlfeil und unkostbar mit einander verwechseln hört. So lange eine Waare nicht mehr kostet, als ihre Hervorbringung gekostet, mag dieselbe wohl kostbar seyn, aber ihr Preis ist dennoch nur angemessen; theuer wird derselbe erst, wenn er jene Schaffungskosten beträchtlich übersteigt, und wohlfeil, wenn er unter dieselben sinkt. — Was insbesondere die Maßregeln betrifft, welche hin und wieder in Deutschland getroffen wurden, um den hohen Preisen des Getreides abzuhelfen und die Bürger zu sichern vor den Gräueln einer Hungersnoth, so mußten dieselben häufig ihren Zweck gänzlich verfehlen und sogar ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, weil die Behörden, deren Beurtheilung die Wahl solcher Maßregeln überlassen worden, eine Entscheidung in dieser wichtigen Angelegenheit wagten, ohne zuvor die Hauptfrage, welche hierbei zu erörtern ist, gründlich untersucht, den Hauptpunkt, worauf es ankommt, genau erwogen zu haben, nämlich die Natur der Theurung. Soll nämlich irgend eine zu Markte gebrachte Waare fernerhin regelmäßig hervorgebracht werden, so muß nothwendig der angemessene Preis derselben, d. h. der zu ihrer Hervorbringung erfoderlich gewesene Aufwand, vom Käufer bezahlt werden. Dieser angemessene Preis aber hat in der Regel drei Bestandtheile, nämlich die Grundrente, den Kapitalgewinnst und den Arbeitslohn. Steigt der Marktpreis über den angemessenen, so wird er ein theurer, sinkt er unter denselben, so wird er ein wohlfeiler Preis. Da nun jene drei Bestandtheile des angemessenen Preises sehr schwankend sind, und durch mannichfaltige Umstände modificirt werden, so muß der angemessene Preis des Getreides selbst zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhält-

nissen höchst verschieden seyn. Der in Metallmünze ausgedrückte Nennpreis des Getreides kann daher zu der einen Zeit sehr hoch, und dennoch nichts weiter als der angemessene Preis desselben seyn, so wie er umgekehrt bei veränderten Umständen niedrig stehen und dennoch theuer seyn kann. Gesetzt z. B. der Aufwand, dessen der Landbauer im vorigen fruchtbaren Jahre bedurfte, um zehn Malter Korn zu erzeugen, reiche im gegenwärtigen schlechten Jahre kaum hin, fünf Malter hervorzubringen, so wird, wenn voriges Jahr der angemessene Preis des Malters vier Rthlr. war, derselbe im jetzigen acht Rthlr. seyn; stand nun der Marktpreis des Korns im vorigen Jahre auf 5 Rthlr., so war dies ein theurer Preis, so wie, wenn er im gegenwärtigen Jahre 7 Rthlr. beträgt, der Preis offenbar wohlfeil ist. Da der angemessene Preis des Getreides von so vielen zufälligen Umständen abhängt, über die der Mensch schlechterdings nicht zu gebieten vermag, so muß es nicht wenig auffallen, wenn man in unsern Tagen noch immer von einem Maximum der Getreidepreise reden hört, dessen Bestimmung doch so ganz unmöglich ist. Wer ein solches Maximum vorzuschlagen wagt, bedenkt gar nicht, daß man dazu einer vollkommen genauen Kenntniß der jedesmaligen Grundrente, der Kapitalgewinnste und der erfoderlichen Arbeitslöhne bedarf, und daß diese drei Elemente des Preises fast bei jeder Gattung der Urproduction, so wie in jedem Jahre verschieden sind, daß also auch das Maximum des Getreidepreises jedes Jahr und fast in Ansehung eines jeden einzelnen Produzenten höchst verschieden ausfallen muß. — Herrscht Handels- und Gewerbfreiheit im Lande, so wird der Marktpreis dem angemessenen immer sehr nahe kommen; daß er nicht viel höher steige, dagegen schützt die Concurrenz der Produzenten, die dem Getreidebau, sobald er größern Gewinn als andere Productionen verspricht, sogleich mehr Kapitale und Productivkräfte zuwenden werden, so daß der angemessene Preis bald wieder hergestellt seyn muß. Fällt aber der Marktpreis tief unter den angemessenen, so werden die Produzenten eilen, ihre Getreidefluren in Tabak-, Cichorien-, Lein-, Waid-, Kümmel-, Hanf-, Rübsaat- oder Saffranfelder umzuwandeln, und so wird das natürliche Gleichgewicht bald wieder hergestellt seyn. Unpolitische, die Gewerb- und Handelsfreiheit störende Gesetze können zwar den Marktpreis des Getreides eine Zeitlang tief unter dem angemessenen halten, höchst traurig sind dann aber immer die Folgen davon. Der Landmann wird zu Grund gerichtet, vom Getreidebau, der ihm nur Schaden bringt, abgeschreckt und das jährliche Kornerzeugniß vermindert. Landwirthschaftliche Cultur kann nur durch die Hoffnung des Gewinns befördert werden, was die Größe desselben vermindert, hält jene zurück, und da der Werth der Landgüter durch den Grad ihrer Cultur bestimmt wird, so müssen erzwungene wohlfeile Preise diesen herabsetzen. In einem Prozesse, der zwischen einem Kirchenpatron und einem Pfarrer darüber entstand, daß dieser im Kirchengebete nicht die Bitte um Abwendung sehr wohlfeiler Zeiten beten wollte, fällte der berühmte Canzler Ludewig in Halle das Urtheil: daß es allerdings erlaubt sey, im Kirchengebete um Abwendung wohlfeiler kornverächtlicher Zeiten zu beten. (S. Hall. gel. Anz. 1734. S. 122.) — Dagegen, daß eine Sache nicht mehr koste, als die Production derselben mit einem billigen Gewinn beträgt, schützt die Concurrenz der Produzenten als Verkäufer der Sache, so lange der Production selbst keine Hindernisse in den Weg gelegt werden; den Produzenten auf der andern Seite zu

ter den Alten der erste, der einen Abschnitt in seinem Werke de re rustica über die Krankheiten der Pferde und Kühe hat. Celsus soll mehreres darüber geschrieben haben, doch haben wir es nicht. Ein eigentliches Werk darüber schrieb zuerst Vegetius, der im vierten Jahrhunderte lebte und vier Bücher de arte veterinaria schrieb. — Mit dem alsdann beginnenden Verfalle der Wissenschaften überhaupt konnte von dieser am wenigsten die Rede seyn, und was in dieser Art bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts etwa geleistet wurde, bezog sich ganz auf die Krankheiten des Pferdes, als des Thieres, das wegen seines hohen Preises den eigennützigen Menschen noch am ersten, besonders in England und Frankreich, bestimmte, seine Krankheiten zu erforschen, zu heilen. Inzwischen wüthete im 18ten Jahrhunderte zwischen 1746 — 1750 eine große Rindviehpest, und sie war es, die die Aufmerksamkeit großer Aerzte, wie der Regierungen, auf sich zog. Ramazzini, Lanzisi in Italien, Feuvages in Frankreich schrieben darüber. In Frankreich wurden in dieser Zeit Roßarzneischulen zur Bildung tüchtiger Kurschmiede und Roßärzte angelegt, die ein gewisser Bourgelet, Professor in Lyon, unter seiner Oberaufsicht hatte. Dieser Bourgelet erwarb sich nicht allein durch seine Vorträge in diesem Zweige der Vieharzneikunde große Verdienste, sondern noch mehr trug er zur Verbreitung richtiger Kenntnisse durch seine zahlreichen Schriften und seine Aufsätze in der Encyklopädie bei. Er war ein ungemein wissenschaftlich gebildeter Roßarzt, und übertraf darin noch seinen Collegen Genson in der Dauphiné, den die Leser in Marmontels Denkwürdigkeiten näher kennen lernen (1r Th. S. 50 u. folg.). Alle die Namen anzuführen, die vorzüglich in Frankreich, jedoch auch in Deutschland in diesem Fache berühmt wurden, wäre hier zu weitläuftig. Vergessen dürfen wir jedoch nicht, daß sich darunter die eines Linné, eines Camper, eines Gibson, der aus einem geschickten Wundarzte ein noch geschickterer Roßarzt wurde, eines Brecken, der Boerhave's Schüler war, u. s. f. befinden. In London ward im J. 1790 eine große Anstalt zur Bildung von Roßärzten errichtet, wozu die angesehensten Grundeigenthümer beitrugen. — Inzwischen kann es Keinem aus diesem Ueberblicke entgehen, daß es 1. eigentlich nur vorzüglich Aerzte waren, die hier die Bahn brachen und das Vorurtheil besiegten, das dagegen sprach; 2. daß die Roßarzneikunde vorzugsweise der Zweig war, der am frühesten und am besten cultivirt wurde. Es verging noch manches Jahr, ehe über die Krankheiten des Rind- und Schafviehes gleiches Licht verbreitet wurde, und noch jetzt in diesem Augenblicke handeln nur wenig Schriftsteller die Krankheiten dieser Thiere, noch weniger die der Schweine, der Hunde ꝛc. mit der Genauigkeit ab, welche in Hinsicht des Pferdes schon lange beobachtet wurde. In Deutschland ist das Rohlwessche Vieharzneibuch noch immer das umfassendste in der Art. Noch seltner finden sich aber gebildete Thierärzte. Gute, wackere Roßärzte findet man wohl, wenigstens in allen großen Städten, bei großen öffentlichen Gestüten, und für ihre Bildung ist durch eine Menge Anstalten von Seiten der meisten Staaten gesorgt. Die Behandlung des Horn-, Schaf- und Borstenviehes ist aber meistentheils fast überall dem Landmann selbst und dem meist eben so ungebildeten Hirten überlassen. Was wir noch von Thierarzneischulen haben, läuft fast allein auf Roßarzneikunde hinaus und was für Thierarzneikunde gethan ward, verdanken wir, in Deutschland wenigstens, fast allein den Aerzten, die diesen Gegenstand zu u-

nem Nebenstudium machten. Auf solche Art droht eine Rindviehpest, Schafseuche rc. allemal dem Wohlstande des Landes einen empfindlichen Stoß zu versetzen, weil es immer an Männern fehlt, die mit gehöriger Kenntniß und kräftigem Willen ihr entgegen arbeiten. Aus gleichem Grunde geht jährlich eine Menge der herrlichsten Kühe zu Grunde, weil die Entbindung den rohen Händen eines unkundigen Hirten anvertraut bleibt. Gewiß würde der Staat ein verdienstliches Werk beginnen, der für die Bildung tüchtiger Hirten in dieser Hinsicht sorgte; eine Sache, die den Wohlstand der einzelnen Landleute, denen eine Kuh oft alles ist, wie des Landes überhaupt — in so fern z. B. die Ausbreitung einer Rindviehpest am sichersten dadurch gehemmt würde — in unzähligen Fällen sicherte.

Thomisten, s. Thomas von Aquino und Scholastiker.

Thon, ein sehr verbreitetes Mineral, meist von grauer, aber auch anderer Farbe, regelloser Gestalt, erdigem Bruch, das sich mehr oder weniger fettig anfühlt, das Wasser begierig absorbirt, durch das Brennen hart wird und bei starkem Kalk und Eisengehalt in heftiger Gluth schmilzt. Die Bestandtheile sind Kieselerde, Thonerde, Wasser und in der Regel auch etwas Kalk, Eisenoxyd und Spuren salzsaurer Verbindung.

Thor, Thouth oder Theuth, eine uralte, etwas räthselhafte Gottheit der Aegyptier, und zugleich eine Hieroglyphe, womit sie den Anfang des astronomischen Jahres bezeichneten. Nach ihnen war er der Urheber des astronomischen Jahres, und der Ordner der Gestirne und ihres Laufes. Ihm schrieb man auch wohl die Erfindung der Schrift und der Wissenschaft überhaupt zu; daher seine Aehnlichkeit mit dem griechischen Hermes und römischen Merkur, mit dem ihn Cicero (de nat. deorum III. 22) zusammenstellt.

Thran, ein flüssiges Fett, welches zum Theil von selbst auslaufend, anderen Theils aber, durch künstliche Mittel in den Thransiedereien, aus dem Specke der Wallfische, Robben, auch wohl der Heringe, wenn sie im Uebermaaße gefangen oder zum Verkaufe zu schlecht sind, gewonnen wird.

Thule. Unter diesem Namen kommt bei den Alten ein Land vor, das sie als die äußerste Gränze der Erde nach Norden bezeichnen. Wahrscheinlich nahmen die Alten selbst nicht immer dasselbe Land, oder dieselbe Insel dafür an, ja Viele dachten sich wohl gar kein bestimmtes Land darunter. Daher die große Ungewißheit, und die abweichenden Meinungen der Gelehrten. Nach Pytheas sollte es eine Insel seyn, 6 Tagereisen nördlich von Britannien. Manche dachten sich darunter eine der schottländischen Inseln, Andre und zwar die meisten, die norwegische Küste, noch Andre Island, und dieser Meinung ist auch Mannert.

Thüringerwald ist ein bekanntes deutsches Waldgebirge, eine Fortsetzung des Fichtelgebirges, und hängt im Südosten mit diesem zusammen, welcher Zusammenhang in der Gegend von Münchberg und Gefrees im Obermainkreise des Königreichs Baiern sichtbar ist. Der Thüringerwald erstreckt sich vom 50° 58′ bis zum 51° 10′ der Nordbreite, und erhebt sich in der Nähe der Städte Eisenach, Markfuhl und Salzungen aus dem Werrathale, und zieht sich südöstlich an der Gränze des vormaligen obersächsischen und fränkischen Kreises fort, bis er in der Gegend von Lobenstein ins Saalthal (wo er jedoch den Namen Frankenwald erhält), und um Cronach ins Main-

thal abfällt. Die Länge desselben beträgt 15 und die Breite zwei bis vier Meilen. Es ist ein langer Gebirgszug mit einem schmalen Kamme, und wird nur in der Nähe des Schneekopfs, an der Straße zwischen Suhl und Ohrdruf, zu einer breiten Fläche, von einer halben Meile im Durchmesser. Spitzen und Zacken wird man nirgends gewahr. Es gibt auf dem ganzen Gebirgsrücken nur drei kahle Felsengipfel, den Gerberstein, unweit Altenstein, den Tröbberg bei Winterstein und den Hermannsberg bei Oberschönau. Uebrigens sind die ausgezeichnetsten Punkte für dessen Ansicht der Inselsberg, der Schneekopf, der Küchelheyer, gewöhnlich Kickelhahn genannt, bei Ilmenau und der Burzel bei Breitenbach. Der Inselsberg erhebt sich hoch über die ganze Bergkette, ist nach einigen 2604, nach Andern 2791 oder 2832 Fuß hoch, und auf seiner obern Fläche ganz frei von Wald. Hier stößt das gothaische und hessische Gebiet zusammen. Der südliche Theil des Inselberges heißt der Inselstein, und ist eine steile nackte Felsenwand. Man sieht den Inselsberg fast in ganz Thüringen, ja vom Brocken. Der Schneekopf giebt nebst dem durch eine tiefe finstere Bergschlucht zusammenhängenden eben so hohen oder noch höhern Beerberge dem Inselsberge an Höhe nichts nach, oder übertrifft ihn wohl sogar, indem er nach Einigen 2760, nach Andern 2975 Fuß hoch ist, kann aber nicht überall gesehen werden, und hat daher nicht das ausgezeichnete Ansehen des Inselsberges. Der Dollmar liegt am äußersten Ende eines der südwestlichen Gebirgsarme, und seine große runde Basaltkuppe wird auf der ganzen fränkischen Seite gesehen. Der höchste Rücken des Hauptgebirges des Thüringerwaldes, so wie die höchsten Felsengipfel bestehen aus Granit, Thonschiefer und vorzüglich aus Porphyr, welcher hier am weitesten verbreitet ist. Das ganze Gebirge ist bis auf die äußersten Höhen mit Wald bedeckt, welcher meistens aus Tannen und Fichten besteht; einige Gegenden sind auch mit Laubholz, größtentheils Buchen bewachsen. Von dem Rücken des Thüringerwaldes fallen die Hauptthäler nach zwei Richtungen, nordöstlich und südwestlich, ab. Von dem größten Theile jenes nordöstlichen Abhanges fallen alle Gewässer der Elbe, von dem westlichen und 2/3 des südlichen der Weser, und von dem kleinsten Theile im Süden dem Main zu. Eine besondere Merkwürdigkeit des Thüringer Waldes ist der Rennweg oder Rennsteig, ein Weg, der vom Anfange des Gebirges bis zur Saale ununterbrochen auf der Höhe des Rückens fortläuft, und nur wenige bewohnte Orte berührt. Von dem hessischen Antheile an bis zu dem reußischen Gebiete ist er überall mit hohen Gränzsteinen besetzt. Dem Harze ist der Thüringer Wald zwar in Ansehung seiner Höhe, Länge und Breite und seines Holzreichthums gleichzusetzen, aber nicht in Hinsicht des Metallreichthums und des Bergbaues. Das einzige Metall, das man in großer Menge findet, ist Eisen, besonders in dem preußischen und hessischen Antheile der vormaligen Grafschaft Henneberg, wo auch zahlreiche Hüttenwerke im Gange sind. Einige aus dem thüringer Walde kommende Flüsse führen Goldsand bei sich, und bei Ilmenau wurde vormals auch auf Silber gebauet. Der thüringer Wald gehört nicht einem Fürsten, sondern der Großherzog von Weimar, die sämmtlichen Herzöge des sächsischen Hauses, der Kurfürst von Hessen, der König von Preußen, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, auch der König von Baiern besitzen Theile dieses Gebirges. Zum Behuf derer, die das thüringer Waldgebirge bereisen wollen, dient vorzüglich von Hoffs und Jacobs thüringer Wald, Gotha 180[illegible]

in 2 Bdn., mit Landcharten und Kupferstichen. Zum Beschluß geben wir von einigen theils am Fuße, theils auf der Höhe des Gebirges liegenden Orten die Erhöhung über der Meeresfläche an: Oberhof 2256, Gehlberg 1890, Zella St. Blasii 1266, Georgenthal 1003, Ruhla 966, Gotha 756 und Eisenach 546 Fuß hoch.

Tibur, eine der ältesten und ansehnlichsten Städte Latiums, am Flusse Anio (jetzt Teverone), da wo jetzt Tivoli liegt, in einer quellenreichen, anmuthigen Gegend. Kaiser Hadrian hatte hier eine prächtige Villa, aus der wir noch viele Alterthümer besitzen.

Tiedge (Christoph August), der unter den Dichtern Teutschlands einen ausgezeichneten Ruhm behauptet, ward 1752 zu Gardelegen in der Altmark geboren. Sein Vater war hier Rector der Stadtschule, ward aber wenige Jahre darauf als Conrector an das Gymnasium zu Magdeburg versetzt, wo er 1772 gerade in dem Zeitpunkte, als jener sein ältester Sohn die Universität beziehen wollte, starb, und eine zahlreiche Familie in der größten Dürftigkeit hinterließ. — Tiedge, der sich der Rechtswissenschaft widmete, entwickelte während seines dreijährigen Aufenthalts zu Halle ausgezeichnete Fähigkeiten. Nach vollendeten Studien ging er 1776, die juristische Laufbahn bei Seite lassend, nach Elrich, in der ehmaligen Grafschaft Hohenstein, zu der von Arnstädt'schen Familie als Hofmeister. Hier in einer herrlichen Gegend, gar bald in nähere Bekanntschaft getreten mit dem liebenswürdigen Dichter Göckingk, lebte er mehrere Jahre seinem Berufe und den Musen, die ihn in Verbindung brachten mit Gleim und Klamer Schmidt. Auch machte er hier schon die nähere Bekanntschaft der Frau von der Recke. Die ersten dichterischen Versuche Tiedge's, unter denen auch eine Operette in der damals beliebten Weißeschen Manier ist, stehen in der Zeitschrift Olla Potrida; auch findet man von den namhaft gemachten Jahren an seine frühern Gedichte, die Beifall erhielten, in den von Bürger und von Voß herausgegebenen Musenalmanachen. — Nachdem Tiedge im Sommer 1784 einen Besuch bei Gleim gemacht hatte, folgte er bald dessen Einladung, und zog nach Halberstadt, wo er in ununterbrochener Verbindung mit seinem Gleim und mit Klamer Schmidt lebte. 1792 zog er zu dem Domherrn von Stedern als Gesellschafter und Privatsecretär, und blieb auch nach dem im nächsten Jahre erfolgten Tode des Domherrn bei dessen nachgelassener Familie, mit der er nach Neinstädt bei Quedlinburg zog. Er ging dann mit der Frau von Stedern im Anfange des Jahres 1797 nach Magdeburg, wo er mit Archenholz, Matthisson und von Köpken glückliche Tage verlebte, kehrte aber wieder zu dem Landsitze zurück, dessen Umgebung er in vielen seiner Gedichte (die Roßtrappe, die Lauenburg u. s. f.) besang. Fortdauernde körperliche Leiden der Frau von Stedern bestimmten sie das benachbarte Quedlinburg zu ihrem Wohnorte zu wählen (1798). Tiedge begleitete seine Freundin und ihre zwei Töchter, deren Erziehung und Bildung er sich zum Beruf machte, dorthin, wo sie im Frühjahre 1799 nach einem langwierigen Krankenlager starb. Zwar hatte sie, vor ihrem Tode, durch testamentarische Verfügungen für Tiedge's bürgerliche Subsistenz gesorgt; zwar hatte er durch Gleims Vermittelung am Domstifte zu Halberstadt schon 1793 eine kleine Vicariatspräbende (ein Domcommissariat) erhalten, aber sein Gemüth war durch diesen Verlust zu tief erschüttert, als daß er in einer Gegend hätte länger verweilen können, wo alles ihn mit schmerzlichen Erinnerungen erfüllte. Er resignirte seine Präbende zu Gunsten eines jüngern Bru-

ders, machte mehrere Reisen im nordöstlichen Deutschland, und hielt sich abwechselnd längere Zeit zu Halle und zu Berlin auf. In dieser Stadt traf er wieder zusammen mit der Frau von der Recke, seiner Freundin, welche gleich ihm die Liebe zur Dichtkunst und zu allem Hohen und Schönen der Geistesbildung durchs Leben begleitet. Tiedge ward ihr Hausgenosse und Gesellschafter, machte mit ihr mehrjährige Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien (1805 — 1808), und lebt als treuer Lebensgefährte bei und mit der würdigen Matrone, die, durch körperliche Leiden und reiche Erfahrungen bestimmt, ihren Lebenskreis auf eine fruchtreiche Häuslichkeit beschränkt, gewöhnlich den Winter hindurch zu Berlin, in den Sommermonaten in den böhmischen Bädern zu Teplitz und Carlsbad und auf dem Landgute der Herzogin von Curland, zu Löbichau bei Altenburg. Tiedge erwarb sich als Dichter zuerst einen Namen durch seine poetischen Episteln, eine Dichtungsart, welche damals durch die Bemühungen Gleims, Jacobi's, Klamer Schmidts und Göckingk's mit besonderer Vorliebe in Deutschland aufgenommen wurde. Wenn die genannten Dichter, jeder nach seiner Weise, dem Weg folgten, welchen die geistreichen leichten französischen Epistel dichter betreten hatten, so zeigte Tiedge eine Originalität, die sich zur didaktischen Poesie hinneigte, und bei der Ausbildung satirischer Gemälde, wie bei der Verherrlichung großer Naturscenen, einen ernstern Charakter festhielt, dessen zarteste Töne rein elegisch sich aussprechen. Hiebei offenbarte Tiedge ein tiefes reiches Gemüth und strebte nach einer Eleganz der Sprache, welche die leichte Gewandtheit der epistolarischen Mittheilung nicht beeinträchtigte. Durch so hervorstechende Eigenschaften empfohlen, trat er dann 1801 hervor mit seiner Urania, einem lyrisch-didaktischen Gedichte, dessen in kurzer Jahresfrist auf einander folgende zahlreiche Auflagen die günstigste Aufnahme bezeugen, welche jedoch mehr die einzelnen lyrischen Theile (später von Himmel in Musik gesetzt), und die eingewebten trefflichen Episoden, Rhapsodien und Gnomen fanden, als daß das Werk als ein poetisches Ganzes angesprochen hätte. Der mit Einsicht dem Gedicht vorgesetzte Plan konnte dieses nicht beseitigen, sondern verrieth vielmehr, daß die bedeutendsten Theile des Ganzen selbständig gebildet und dann nach jenem Plane zusammengestellt, nicht aus dessen lebendigem Bewußtseyn hervorgegangen sind, weshalb denn auch die Verbindungen und Uebergänge der verschiedenen Theile mehr rhetorische Gewandtheit offenbaren, als poetische Einheit und gestaltendes Leben. Selbst der rühmliche Fleiß, den Tiedge bei den neuern Ueberarbeitungen dem Gedichte widmete, konnte diesen in dem Wesen desselben liegenden Mangel nicht beseitigen; wie sich denn überall das Talent des Dichters mehr offenbart in der Ausführung, als in der Gestaltung des Ganzen seiner poetischen Productionen. — Ein zweites didaktisches Gedicht, der *Frauenspiegel* (1807), welches sich nach seinem Inhalte und seiner Anlage mehr hinneigt zum epistolarischen Styl, für welchen Tiedge ein so entschiedenes Talent hat, wurde vielleicht wegen seiner Eintönigkeit, mit Kälte aufgenommen, wogegen seine *Elegien* und vermischten *Gedichte* (2 Theile 1806 und 1807) einen Beifall ärndteten, der dadurch noch ausgebreiteter wurde, daß die beliebtesten Companisten viele lyrische Stücke der Sammlung mit sehr gefälligen Musiken begleiteten. Vorzüglich unter den Elegien sind Gedichte, die in der Würde des Vortrags, in der Tiefe der Empfindungen und in der Hoheit der Gesinnung den schönsten Blüthen der deutschen Poesie beigezählt werden können, z. B. die Elegie

auf das Schlachtfeld; auch mehrere Lieder sind anerkannt trefflich. Weniger glücklich scheint der Dichter im Fache der Romanzen zu seyn; denn man wird hier oft eine mahlende Wortfülle, erzählende Breite und enggeschlossene Manier der Redeform gewahr, die das Element des romantischen Lebens zerstören. — In den beiden kleinen Liederromanen: das Echo und der singende Baum, nähert sich der Dichter dem idyllischen Epos; in beiden Kränzen ist manches zarte Lied eingeflochten; doch wird gerade bei dieser Anerkennung am sichersten bemerkt, daß oft das Lied der Erzählung Eintrag thut, und dagegen die Erzählung lückenbüßende Lieder einweben ließ, die ohne diese Rücksicht eine freie Wahl würde ausgesondert haben. Auch bietet der zuletzt genannte Liedercyklus ein belehrendes Beispiel dar, daß die leiseste Ahnung des Bemühens eines Dichters, naiv seyn zu wollen, den Begriff des Naiven selbst zerstört.

Tierney (George), Mitglied der Kammer der Gemeinen in England, und eines der bedeutendsten Häupter der Opposition. Tierney hatte sich dem Rechtsstudium gewidmet, um Advokat zu werden; aber seine Neigung zog ihn bald zur Politik hin, und er suchte nun ins Parlament zu kommen, was ihm auch 1786 gelang. Er trat sogleich zur Oppositionspartei und nahm an allen wichtigen Verhandlungen und Debatten (deren Anführung hier zu weitläufig seyn würde) von dem ersten Augenblicke seines Eintritts ins Parlament bis auf die jetzige Zeit beständig lebhaften Antheil. Im J. 1798, bei Gelegenheit einer Debatte über die Vorrechte der Marine, behauptete Pitt, Tierney's Opposition habe keinen andern Zweck, als den öffentlichen Dienst zu lähmen. Dieser wollte ihn über diesen beleidigenden Ausdruck zur Ordnung gerufen wissen, allein Pitt, statt nachzugeben, wiederholte seinen Satz in noch schärfern Ausdrücken. Dieser Auftritt hatte ein Duell zur Folge, bei welchem aber keiner von beiden Schaden litt. 1801 wurde er Mitglied des Addington'schen Ministeriums, das den Frieden von Amiens herbeiführte. Auch war er Mitglied des kurzen Grenville'schen Ministeriums. Tierney gilt für einen Mann von großen Talenten und einer ausgezeichneten Gewandtheit in Geschäften. Er versteht sich vollkommen auf alles, was die englischen Finanzen und die indischen Angelegenheiten betrifft, und die Minister haben sich sehr vor ihm zu hüten, da er keine Blöße, welche sie geben, ungerügt läßt.

Tigris, einer der größten Ströme Asiens, der in Armenien entspringt, sich in mehrere Arme theilt und mit dem Euphrat vereinigt. Er bildet die östliche Gränze Mesopotamiens und führt noch jetzt den alten medischen Namen, der einen Pfeil bezeichnen und die Schnelligkeit seines Laufes andeuten soll. Bei Bagdad, wo er durch mehrere Nebenflüsse verstärkt worden ist, beträgt seine Breite, nach Niebuhr, 600 Fuß.

Tirailleurs sind Infanteristen, die nicht in geschlossenen Haufen, sondern zerstreut fechten. Ihr Name zeigt schon, daß sie viel schießen. Schon in der Schlacht bei Pavia (1525) finden wir bei den Spaniern Haakenschützen und Musquetiers, die vor der Linie bald zerstreut, bald in kleinen Haufen fechtend durch ihr Feuer der französischen Cavallerie sehr lästig wurden. — Die Croaten der Oesterreicher sind in den drei schlesischen Kriegen immer als Tirailleurs gebraucht worden; nur ist zu bemerken, daß diese Tirailleurs gewöhnlich sehr gut schossen und deshalb zugleich den Dienst der Scharfschützen oder Jäger mit versahen. Im Revolutionskriege ward die

Zahl der Tirailleurs von den Franzosen eben so sehr vermehrt, als ihr Gebrauch geändert: ihre neuen Soldaten konnten in der kurzen Uebungszeit nicht die Manövrierfähigkeit erhalten, die zu der damaligen Tactik ihrer Gegner — den langen zusammenhängenden Linien — nöthig war, sie kamen also sehr zeitig auf die Colonnen, wodurch jene Mängel größtentheils beseitigt wurden, und schickten diesen, theils um die Gewalt des ersten feindlichen Anfalls zu brechen (vielleicht auch um einen den Linien der Gegner angemessenen Raum einzunehmen), theils um jenen ihre eigentlichen Bewegungen, so wie die etwa entstehenden Unordnungen zu verbergen, große Schwärme zerstreuter Infanteristen voran, welche knackerten. Eine lange Kriegspraxis bildete diesen ersten einfachen Gebrauch immer mehr aus, und jetzt sind die Tirailleurs ganz unentbehrlich. Sie leisten beim Angriff wie bei der Vertheidigung die wesentlichsten Dienste, und gewöhnlich besteht ein beträchtlicher Theil unserer Schlachten aus Tirailleurgefechten. Da sie auch jetzt — wo die damaligen Ursachen ihres Gebrauchs zum Theil weggefallen sind — angewendet werden, um den Feind von der eigentlichen Stellung der Colonnen ab- und überhaupt hinzuhalten, und Terrain-Abschnitte zu vertheidigen, in welchen man keine geschlossenen Massen aufstellen kann, so ist natürlich das Charakteristische ihres Gebrauchs: zerstreutes Gefecht mit bester Benutzung des Terrains von jedem Einzelnen, und Verzögerung der entscheidenden Schläge, die Bedingung des guten Schießens aber nur untergeordnet; denn wie wünschenswerth es auch sey, so ist doch die scherzhafte Erklärung: tiraillirem heiße viel und schlecht schießen, in ihrer Einseitigkeit nicht ohne Grund. Hier liegt der Unterschied von den Scharfschützen, mit denen man die Tirailleurs oft verwechselt. Daß übrigens dieser erweiterte und veränderte Gebrauch der Tirailleurs, in Verbindung mit den Colonnen, die ganze Tactik geändert, und damit den entschiedensten Einfluß auf die Kriegsführung im Allgemeinen gehabt habe, liegt zu Tage. S–z.

Tizian, s. Titian.

Todeskampf (Agonie), wird der Zustand genannt, der unmittelbar dem Tode selbst vorhergeht, in welchem der Tod gleichsam mit dem Leben ringend und dasselbe besiegend gedacht wird. Nach Maaßgabe der Veranlassungen, die den Tod herbeiführen, ist dieser Zustand durch verschiedene Erscheinungen ausgezeichnet, welche bald in einer völligen Ermattung und Abspannung aller Lebensverrichtungen, bald in einem furchtbaren Sturme und in einer höchst unregelmäßigen Thätigkeit derselben bestehen, welche endlich nach sehr kurzer Rast den Tod herbeiführt. Das Bewußtseyn ist bald schon lange vor dem Tode erloschen, bald dehnt es sich durch den ganzen Todeskampf hindurch aus, und erlischt erst mit dem Ende desselben. Das Ansehen dessen, der mit dem Tode kämpft, ist schon leichenähnlich, das Gesicht blaß, gelblich, schmutzig, die Augen hohl, die Haut der Stirn angespannt, die Nase spitzig und weiß, die Ohren und Schläfe zusammengefallen; ein kalter, klebriger Schweiß bricht an der Stirn und den Extremitäten aus, die Ausleerungen des Stuhls und Urins geschehen unwillkührlich und bewußtlos, der Athem wird röchelnd, stockt und hört endlich ganz auf, und auf diesen Augenblick setzt man den Eintritt des Todes selbst. Die Dauer dieses Zustandes ist sehr verschieden, bald nur minutenlang, bald sich mehrere Tage hinausdehnend. — Wo wirklicher Todeskampf einmal eingetreten, da ist keine Rettung mehr; nur erleichtern läßt sich dieser Zustand durch

freundliche Zusprache, Tröstung, Gebet, Theilnahme, die auch bei dem nicht fehlen soll, dessen Bewußtseyn erloschen zu seyn scheint; denn man kennt jetzt viele Zustände, in denen kein Bewußtseyn vorhanden zu seyn schien, und aus denen doch sogar Erinnerung übrig blieb; ja wer will sagen, ob auch mit dem letzten Athemzuge schon in jedem Falle das Bewußtseyn aufhört? So lange der Sterbende schlucken kann, mag man ihm ein wenig Wein von Zeit zu Zeit einflößen. Arzneimittel sind unnütz, dem Sterbenden unangenehm und nur in den Fällen zulässig, von denen man es nicht mit Gewißheit erkennen kann, ob der Todeskampf zugegen sey, oder nur eine noch besiegbare Schwäche. Grausam ist auch die Gewohnheit, dem Sterbenden das Kopfkissen wegzuziehen. B. P.

* Todesstrafe (poena capitalis). Die Strafe am Leben ist in allen ältern und neuern Staaten angewendet und für nöthig geachtet worden. Nur ein mißverstandenes Gefühl von Menschlichkeit konnte in den neuern Zeiten Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe erregen; und dieß geschah, seit Beccaria sein Buch von den Verbrechen und Strafen herausgegeben hatte. Wenn aber von der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überhaupt die Rede ist, so wird damit gefragt, ob die Strafe überhaupt bis zum Tode gehen könne, oder, was gleichviel ist, ob es Fälle gebe, in welchen die Staatsgewalt auch den Tod, als Folge der Uebertretung eines Gesetzes, verfügen, und über jemand verhängen könne, oder ob die Todesstrafe überhaupt ungerecht sey; nicht, ob sie nur in einzelnen Fällen, und in welchen unzulässig sey; denn es wird keinem einfallen zu behaupten, daß die Todesstrafe überall rechtmäßig und zweckmäßig zugefügt, oder im Gesetze für mögliche Verbrechen bestimmt worden sey. Was nun die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen überhaupt anlangt, so muß dieselbe in der Angemessenheit einer solchen Strafe an gewisse Verbrechen bestehen, denn das rechtliche Princip der Bestrafung (s. d. Art. Strafe) ist ein Princip der Ausgleichung, und lautet: wie das Verbrechen, so die Strafe. Hienach also soll die Strafe als Folge mit der Gesetzübertretung unzertrennlich verbunden, und durch Größe und Beschaffenheit derselben bestimmt seyn. Gibt es nun Verbrechen, welche den Tod beabsichtigen, und zur Folge haben, Mord und Todtschlag, so ist auch der Tod ihre vollkommen angemessene Strafe. Denn gibt es einmal eine Strafgewalt, und kommt dieselbe dem Staat als Rechtsgesellschaft, um seines Zweckes willen, nothwendig zu, und ist die Anwendung derselben nur durch das Verbrechen bestimmt, so muß dieselbe sich auch auf das Leben der Bürger erstrecken, gegen welches von dem pflichtvergessenen Bürger gefrevelt werden kann; und das unmittelbare Verbrechen gegen das Leben der Bürger wird am natürlichsten mit dem Leben des Verbrechers gebüßt. Denn wer das Leben eines Bürgers willkührlich vernichtet, sey nun der Mord nur Mittel, oder Zweck, der hebt die Grundbedingung der bürgerlichen Gesellschaft und des Rechts auf; er macht sich also, weil das Recht gegenseitig ist, durch seine Handlung selbst der Rechte, die er zerstörte, des Lebens überhaupt verlustig. Allein auch daraus geht hervor, daß das Verbrechen gegen die Existenz des Staats, welches man im strengen Sinne Hochverrath nennt, in so fern dasselbe nämlich die Aufhebung der Wirksamkeit des Rechtsgesetzes in einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft, und damit aller Sicherheit bezweckt, ebenfalls mit dem Tode bestraft werden könne. Hiezu fügen Einige auch das Ver-

kaufen eines Menschen in die Sclaverei, welches jedoch an und für sich durch Beraubung der Freiheit, nach dem Gesetze der Ausgleichung, angemessener bestraft zu werden scheint. Obige Verbrechen sind es also, für welche die Todesstrafe rechtmäßige Strafe ist. Die Gründe dagegen, welche man angeführt hat, um die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe zu beweisen (die meisten derselben findet man in Bergks Uebersetzung des Beccaria 2. Theil, S. 65 u. ff.), sind größtentheils von einem ganz falschen und einseitigen Standpunkte aus hergenommen. Man behauptet nämlich z. B., man könne nicht am Leben strafen, denn das Leben sey ein unveräußerliches Recht. Allein alle Rechte schlechthin sind nur wirksam unter der Bedingung der gegenseitigen Anerkennung der Persönlichkeit, von der alle Rechte abhängen, mithin auch das Recht auf Leben; wer daher am Leben gestraft wird wegen eines begangenen Mordes, der veräußert sein Recht nicht, sondern die Strafgewalt entzieht ihm das Recht, dessen er sich durch rechtswidrige Handlung verlustig gemacht hat, weil sie überhaupt die rechtmäßige Gewalt gegen alle Störung der Rechtsgesellschaft ausübt. So kann man also auch nicht sagen, es könne niemand am Leben bestraft werden, weil sich niemand zur Todesstrafe anheischig machen könne. Allerdings kann sich niemand zur Todesstrafe anheischig machen, in so fern er sich nicht zum Verbrechen anheischig machen darf, sondern der Staat ist befugt, sie zuzufügen, in so fern sie überhaupt das dem Verbrechen angemessene Uebel ist, welches als Folge mit demselben verbunden werden muß; und der Verbrecher ist ihr unterworfen, weil jeder Mensch den Gesetzen einer Rechtsgesellschaft, als dem ausgesprochenen allgemeinen Willen ihrer Glieder und der zu ihrer Geltendmachung wirksamen Gewalt des Staats unterworfen ist, und als Bürgschaft eines solchen Rechtsvereins jeder sein Leben einsetzen soll. Die hier angeführte Einwendung ist vorzüglich die des Beccaria, der den Staat auf Verträge gegründet, und behauptet, man könne nicht durch Verträge einwilligen, sich im Fall eines Verbrechens das Leben nehmen zu lassen. Rousseau leitet dagegen in seinem Contrat social die Todesstrafen aus eben diesen Verträgen her. Andere Einwendungen gegen die Todesstrafe sind heraenommen von der politischen und moralischen Ansicht der Strafe. Man sagt nämlich, die Todesstrafe schrecke nicht ab, und bessere auch nicht. Indessen ist nur die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen erwiesen, so würde die Nichterreichung dieser mit der Strafe sich verbindenden Zwecke im Einzelnen kein Grund gegen die Anwendbarkeit der Todesstrafe seyn. Allein es läßt sich die Behauptung, daß die Todesstrafe diese Zwecke nicht erfülle, gar nicht unbedingt im Allgemeinen, sondern nur in Beziehung auf einzelne Fälle, mithin nur auf dieselbe Weise aufstellen, wie man dieß auch von jeder andern Strafe behaupten kann, weil kein Mittel gewisse Zwecke überall erreicht; wiewohl es gewiß ist, daß die Todesstrafe für die Mehrheit der Verbrecher wirklich die abschreckendste ist. So wenig man nun aller andern Strafen entbehren kann, welche man abschaffen müßte, wenn jener Grund gültig wäre, so wenig kann derselbe die Todesstrafe für zweckwidrig, geschweige denn für unrechtmäßig erklären. Aber man hat ferner gesagt, man bedürfe der Todesstrafe nicht, da man sie durch andere Strafen ersetzen könne, ohne die Handlung des Verbrechers in der Strafe nachzuahmen. Hierauf ist zu antworten, da zwischen dem Verbrechen und der Strafe, vermöge des rechtlichen Princips dem

ben, eine nothwendige Proportion Statt finden muß, so ist die Handlung des Mörders und die Todesstrafe in dem Erfolg zwar gleich, aber als Handlung selbst, d. i. in Beziehung auf Gesinnung und Zweck derselben unvergleichbar. Diese Nothwendigkeit der Retorsion, welche in dem Begriffe der rechtlichen Strafgewalt liegt, hört auf, wenn man an die Stelle der Todesstrafe eine andere Strafe an sich setzen wollte. Man sagt, man könne sich vor den gefährlichsten Menschen sichern durch Landesverweisung oder lebenslängliches Gefängniß. Aber erstens setzt dieß voraus die nicht zu erweisende Behauptung, daß die Strafe den Zweck habe, die bürgerliche Gesellschaft vor nachfolgenden gesetzwidrigen Handlungen des Verbrechers zu sichern. Und dann können in der That die angeführten Strafen die Todesstrafe nicht absolut ersetzen. Denn abgesehen davon, daß die Rückkehr des Verwiesenen nicht ganz verhindert, und die Landesverweisung eine Ungerechtigkeit gegen andere bürgerliche Gesellschaften werden kann, in welche der gefährliche Verbrecher flüchtet, so behält der landesverwiesene Mörder selbst alle Rechte, welche er frevelhaft verletzt hat, und verliert bloß die bürgerlichen Rechte hinsichtlich desjenigen Staates, in welchem er verbrochen hat; ein Verlust, der nur als zweckmäßige Strafe des Verbrechens gegen denselben individuellen Staat, und zwar nur so lange angesehen werden kann, als noch die Vaterlandsliebe in einem hohen Grade lebendig ist. — Die Todesstrafe wirkt auch sicherer als Landesverweisung und lebenslängliches Gefängniß. Was das lebenslängliche Gefängniß anlangt, welches man statt der Todesstrafe vorgeschlagen hat, so ist dieses die natürlichste Retorsion der Verbrechen, welche an der Freiheit der Bürger begangen werden, und da es Fälle gibt, in welchen es das Schreckliche einer schnellen Todesstrafe noch übertreffen kann, so ist die Behauptung der Philanthropisten, welche die Todesstrafe durch eine mildere, und wie man sich ausdrückte, weniger grausame Strafe ersetzen wollten, auch in Beziehung auf die lebenslängliche Einsperrung unbegründet, die doch dem Staate noch die Last auflegt, den Mörder, der das Leben vermöge seiner Handlung verwirkt hat, auf öffentliche Kosten zu erhalten. Wenn man endlich ganz auf gemeine Weise gesagt hat, daß der Gemordete durch die Hinrichtung des Mörders nicht wieder lebendig werde, so hat man die Strafe ganz materiell als Ersatz und das Verbrechen gegen das Leben gleich einer Privatinjurie betrachtet, deren Bestrafung von dem Willen des Verletzten abhängig ist. Allein die Strafe ist rechtmäßig, abgesehen von einem materiellen Vortheil, welchen verletzte Personen dabei erhalten können, das Verbrechen aber bringt die Ungleichheit zwischen dem rechtlichen und unbescholtenen, und zwischen dem gewisser Rechte unwürdigen Bürger zu Tage, und ruft die Strafgewalt des Staats auf, dem letztern diese Rechte zu entziehen; so wie das Verbrechen insbesondere, welchem die Todesstrafe als rechtmäßige Strafe entspricht, ein Verbrechen gegen die ganze Rechtsgesellschaft ist, die durch den Mord des Einzelnen, oder durch den unmittelbaren Angriff auf ihr eigenes Bestehen, in den Bedingungen ihrer Wirksamkeit angegriffen wird, und den höchsten Grad von Gefährlichkeit hat. Wenn nun überhaupt die Todesstrafe nicht unrechtmäßig und zweckwidrig ist, so kann sie doch nach Beschaffenheit der Fälle modificirt, ferner in eine andre verwandelt, ja durch Begnadigung gehoben werden, wenn sie an sich dem gegebenen Falle nicht entsprechen würde. Dieses ist der Fall z. B. bei sehr ungleichen Verhält-

nissen der Personen, oder wenn der Mord noch mit einem andern Verbrechen, oder Anzeigen besonderer Rechtswidrigkeit verknüpft ist. Hier wird eine Schärfung der Strafe (poena capitalis qualificata) eintreten, wodurch zugleich auch das Volk auf die Größe des Verbrechens aufmerksam gemacht wird. Diese Schärfung kann in einer Verbindung der Todesstrafe mit einer Polizeistrafe bestehen, oder die Art und Vollziehung der Todesstrafe betreffen; z. B. Hängen ist eine entehrendere Todesart als Köpfen. Aber so wie überhaupt die Retorsion, welche bei der Strafe Statt findet, nicht materiell zu nehmen ist, so kann der Staat, ohne seine Würde als Rechtsinstitut aufzugeben, auch keineswegs die Todesart mit besondern Qualen (Rädern, Kneipen mit Zangen), Vierteln, Ersäufen, Verbrennen, und Mißhandlungen des Verbrechers verbinden, wodurch die strafende Gerechtigkeit in eine grausame, blutige Rachgewalt ausarten, und die Menschheit, wie Kant sagt, in der leidenden Person zum Scheusal gemacht würde. Guillotiniren, Enthauptung durch das Schwert und Erschießen würden daher die einfachen Todesstrafen seyn. Im Uebrigen aber muß man bei Bestimmung und Beurtheilung der Art und Vollziehung der Todesstrafe, auch Culturstufe und Sitte der Völker nicht ganz aus den Augen lassen, besonders was die Gefährlichkeit eines Verbrechens für den Staat und den Zweck der Abschreckung betrifft. Nach eben diesem Grundsatze werden die Strafen zu betrachten seyn, welche der Mörder noch an seinem Leichnam erfahren kann, z. B. Aufstecken des Körpers auf den Schandpfahl, unehrliches Begräbniß. Zwar sagt man, ein Todter sey kein Object der Strafe; allein so wie der Mensch im bürgerlichen Verein ein Recht auf Ehre noch nach seinem Tode hat, so kann ihm diese bürgerliche Ehre auch mit der Todesstrafe und nach dem Tode durch besondere symbolische Handlungen entzogen werden. In gebildeten Staaten aber sucht man den Ekel und Widerwillen, den der Anblick des getödteten und verstümmelten Verbrechers erregt, und welcher leicht in Abscheu gegen die rächende Gerechtigkeit übergehen kann, zu vermeiden, und achtet das Verbrechen mit dem Tode abgebüßt. — Daß übrigens die Vollziehung der Todesstrafe öffentlich seyn müsse, ergibt sich aus der Beziehung der Verbrechen auf das Volk. Dem Volke muß die Gewißheit gegeben werden, daß das Verbrechen nicht straflos bleibe; die hierdurch entstehende Ansicht von der Strafgerechtigkeit wirkt sicherer und stärker im Volke, als selbst die Härte der Todesstrafen; die geheime Vollziehung der Todesstrafen aber würde in vielen Fällen zum grausamen Mißbrauch der Gewalt führen. Die Todesstrafe kann, wie oben angedeutet worden, unter gewissen Umständen auch in eine mildere Strafe verwandelt und (jedoch nur in seltenen Fällen) durch Begnadigung gehoben werden. Dieß kann natürlich nicht der Fall seyn ohne Milderungsgründe, d. h. ohne solche Umstände, durch welche gewisse Bedingungen, die bei der Anwendung des Gesetzes vorauszusetzen sind, aufgehoben werden, oder in Hinsicht auf die Unvollkommenheit der Criminalgerechtigkeit überhaupt; und die Anwendung dieser Milderung geschieht, wenn diese Milderungsgründe nicht selbst im Gesetz angedeutet worden sind, wenigstens von Seiten des Fürsten selbst, dem als Gesetzgeber die Erkenntniß über diesen Fall unmittelbar zusteht, und erscheint dann als ein Werk der Gnade, weil niemand nach dem Gesetze Erlaß der vom Gesetz im Allgemeinen bestimmten Strafe mit Gewißheit erwarten darf. Hieher würde gehören der Fall, wo es entschieden ist, daß

jemand einen andern getödtet hat, um selbst getödtet zu werden; denn hier würde, weil die Strafe der Absicht des Verbrechers in diesem Falle nicht angemessen seyn würde, eine andere Strafe eintreten, nicht aber gehört hieher der Fall, wenn einer, der gemordet hat, sonst unbescholten lebte, und seine Gesinnung für den Staat nicht weiter gefährlich scheint; der Richter findet in dem Gebiete der Gesinnungen keine bestimmte Gränze. Eher wird die Härte der Verhältnisse die Strafe des Kindermords mildern, der von der Mutter an dem neugebornen unehelich erzeugten Kinde begangen wird. Eine völlige Begnadigung wäre aber wohl dann möglich, wo wegen einer dringenden, aber vorübergehenden Lage des Staats das Wohl desselben geböte, gewisse in Hinsicht derselben besonders gefährliche Handlungen, z. B. Subordinationsfehler im Kriege, mit Todesstrafe zu belegen, und andere Verdienste des Fehlenden, oder das Verschwinden dieser Umstände, oder endlich die Menge der Theilnehmer an einem solchen Vergehen gegen den Staat oder eine regierende Person die Begnadigung empfähle. Größtentheils wirkt in solchen und ähnlichen Begnadigungsfällen auch Rücksicht auf die Familie des zu Bestrafenden. So ungerecht diese Rücksicht werden kann, wenn sie für sich zum Begnadigungsgrund gemacht wird, eben so ungerecht ist es, wenn man die mit der Todesstrafe verbundenen Wirkungen, als Verlust der bürgerlichen Ehre, der Standesrechte oder des Vermögens auf die Familie ausdehnt; denn kein Unschuldiger darf durch den Schuldigen leiden, so weit die menschliche Gerechtigkeit Schuld und Unschuld unterscheiden kann. Bekannt ist dagegen die Constitution der Kaiser Arcadius und Honorius, welche den Verlust des Vermögens, des Erbfolgerechts und der bürgerlichen und Standesehre der Kinder des Verbrechers mit der Strafe des Hochverraths verbanden, von welcher Grausamkeit man längst abgegangen ist. — Was nun die Praxis überhaupt anlangt, so hat man nirgends die Todesstrafe ganz entbehren können, ja selbst da, wo man sie aus einseitigem Menschlichkeitsgefühl abschaffen wollte, ist man genöthigt gewesen, sich ihrer wiederum zu bedienen, und zwar aus dem Grunde, weil nach der herrschenden Ansicht des sinnlichen Menschen der Tod das größte Uebel ist, dem selbst das mühsamste Leben, so lange demselben zu entgehen noch Hoffnung übrig bleibt, vorgezogen zu werden pflegt, mithin weil die Todesstrafe die abschreckendste ist. Indessen ist es gewiß, daß in einem Staate auch dahin gewirkt werden soll, die Todesstrafe immer mehr entbehrlich zu machen, nämlich dadurch, daß man durch moralische und polizeiliche Anstalten zur Verminderung der Verbrechen wirke, auf welche die Todesstrafe gesetzt ist. Die vordem und jetzt nur noch zum Theil in Deutschland üblichen Todesstrafen sind: 1) Enthauptung durch das Schwert, 2) Erschießen, besonders beim Militär, 3) der Galgen oder das Henken, 4) Rädern von unten (die schärfere Strafe) und von oben, 5) Säcken oder Ersäufen, 6) Vierteln, 7) Verbrennen, 8) Pfählen. Die fünf letztern kommen fast nicht mehr vor; — die dritte (in England und Italien häufig), und die vierte, zum Theil als geschärfte Todesstrafe. Die sonstigen Schärfungen, als Schleifen zur Gerichtsstätte auf der Kuhhaut, Reißen und Kneipen mit glühenden Zangen u. a., sind als barbarisch ganz abgekommen; dagegen findet sich noch das Abhauen der Hand vor der Tödtung, das Aufstecken des Kopfes und der Hand des Enthaupteten auf den Pfahl, oder das Flechten des Körpers auf das Rad, Verbrennen des Körpers nach der Enthauptung (nebst Zer-

streuen der Asche in die Luft, alte Strafe des Hochverraths in England), Begraben des Enthaupteten unter dem Galgen oder unter der Richtstätte, endlich (wiewohl nur hier und da) das Niederreißen des Hauses und die Errichtung eines Schandpfahls (das sonst sogenannte Zimmerbrechen). T.

Todsünden nennt die römische Kirche diejenigen Sünden, welche den ewigen Tod oder die Verdammniß nach sich ziehen, und zählt deren sieben.

Todter Winkel heißt sehr paßlich ein einspringender Winkel bei Festungswerken, welcher von dem Feuer keines andern Werkes bestrichen wird.

Todtes Meer ist ein großer Landsee in der zum türkischen Reiche in Asien gehörigen Provinz Syrien, der schon aus der biblischen Geschichte bekannt ist, indem hier das schöne Thal Siddim mit Sodom, Gomorra und andern Städten durch einen vulkanischen Ausbruch in den Abgrund versenkt wurde, und hierauf dieser See entstand, welcher von den Anwohnern Bahharet Luth, d. i. Loths Meer genannt wird. Er ist 11 Meilen lang, in der Mitte 3 Meilen breit, und hat nach Seetzens Angabe sechs Tagereisen im Umfange. Dieser See erstreckt sich von Norden nach Süden zwischen hohen Bergen, deren Boden aus Sand und Salz besteht, unter welchem man tiefer eine Lage von zähem, stinkendem, schwarzem Peche findet; daher hier keine andere Pflanzen als Kali wachsen, und die ganze Gegend eine Wüstenei ist. Einige Stunden von dem Südende ist der See so seicht, daß man im Sommer hindurch waten kann. Das Wasser ist überall klar und hell, aber äußerst salzig und von ekelhaftem Geschmacke. Am Ostufer legt sich das Salz in fußdicken Schollen an, und alle Steine an den Ufern sind voll Incrustate, denen der Gradirhäuser ähnlich. Alles, was in die Nähe des Sees kommt, selbst die Kleider der Reisenden, pflegt mit einer Salzkruste überzogen zu werden, so stark ist die unsichtbare beständige Ausdünstung des Wassers. Zuweilen steigen auch Dampfsäulen von Zeit zu Zeit aus demselben auf. Das Wasser des todten Meeres übertrifft an Salzgehalt alle bekannten Gewässer der Erde, und seine starke Anschwängerung mit bittern Salzen ist die Ursache, daß darin weder Thiere noch Pflanzen leben können, zugleich ist es dadurch bei so vergrößertem eigenthümlichen Gewichte fähig, Lasten zu tragen, die auf dem Ocean untersinken würden. In 100 Theilen Wasser sind 42,80 Theile Salz, davon 24,40 salzsaure Bittererde, 10,60 salzsaure Kalkerde und 7,80 salzsaures Natrum. Dies bestätigt das beschwerliche Untertauchen im See, das neuere Reisende versichern; dieß erklärt die merkwürdige Erscheinung, daß die schwerere Uferwelle des Sees nicht so leicht als anderwärts spielt, plätschert und an dem Ufer emporschlägt, und der Wind dieses Meer nicht so leicht wie andere Seen in Bewegung setzt. Aus der Tiefe des Sees quillt Asphalt oder Judenpech in sehr großer Menge durch die unterirdische Hitze geschmolzen hervor, welches durch die Kälte des Wassers aber wieder verdichtet wird, und wovon Seetzen erzählt, daß es zuweilen Stücke groß für Kameelladungen sind. Nach demselben Reisenden ist es porös, als wäre es vorher flüssig gewesen, und wird vorzüglich nur in der kalten und stürmischen Jahreszeit ausgeworfen. Verschieden von diesem ist das Pech einer zweiten Art, welches nur aus der Erde gegraben wird, wenige Schritte vom todten Meere, wo es in kleinen Stücken mit Salz, Kieseln und Erde vermengt liegt, nicht den Glanz und Naphthageruch von jenem hat,

und erst beim Gebrauche zum Theriak gereinigt wird. Mit dieser zwei-
ten Art, (man nennt es Anotanon) scheint die ganze Nordküste des
Sees umgeben zu seyn. Die vielartige Benutzung des Asphalts in
alter und neuer Zeit zu Arznei, wie zu Bereitung des Theriak, der
Mumien, (zum Einbalsamiren), zum Kalfatern der Schiffe, zur Sculp-
turarbeit, zur Färbung der Wolle, hat dieses Material bis heute zu
einem wichtigen Handelsartikel gemacht. Der dortige Kalkstein mit
dem Bitumen durchdrungen (Stinkkalk), welcher die brennbare Masse
so verbirgt, daß sie nur durch Reibung hervorgelockt werden kann,
ja sich auch entzündet und bis zur Kohle glüht, ohne zu verbrennen,
dieser sogenannte sodomitische oder Mosestein ist eben dieser geheimen
Kräfte wegen im Oriente überall als mysteriöser Stein betrachtet,
und als Material zu Amuleten seit den ältesten Zeiten verarbeitet
worden. Aus ihm besteht ein großer Theil der Amulete, die man
in den Catacomben zu Saccara gefunden hat, und noch gegenwärtig
liefert er das meiste Material zu den Rosenkränzen, die jährlich zu
Jerusalem für den Orient verfertigt und in ganzen Schiffsladungen
auch nach dem Occident versendet werden. Dieser See nimmt den
Hauptfluß von Palästina, den Jordan, auf, und hat keinen Ab-
fluß; das Wasser, das ihm zuströmt, geht wieder durch die starken
Ausdünstungen fort, welche durch die unterirdische Hitze des hier ge-
wiß noch brennenden vulkanischen Feuerheerds erzeugt werden.

Tollheit (auch Todsucht, Raserei, Wuth, mania, genannt) ist
die Form der Geisteszerrüttung oder Seelenstörung, welche durch Wuth,
Toben, Kühnheit und durch die Neigung zu zerstören und Andre an-
zufallen, ausgezeichnet ist. Die Tollheit kommt gewöhnlich in einzel-
nen Anfällen, die bisweilen gewisse Perioden halten, und zwischen de-
nen der Kranke entweder an einer andern Form von Seelenstörung
leidet oder auch ganz gesund zu seyn scheint. Die Anfälle kündigen
sich meistens durch ein Gefühl von Zusammenschnüren in den Präkor-
dien, durch Brennen in den Eingeweiden, Gefräßigkeit oder Ekel vor
Speisen, Gesprächigkeit, Röthe und wilden Blick der Augen, Unruhe
und Herumlaufen an. Im Anfalle, der gewöhnlich plötzlich eintritt
und schnell seine Höhe erreicht, spricht der Kranke fürchterliche Dinge,
schreit und heult, tobt wild herum, bricht in Gezänk und Verwün-
schungen aus, zerreißt mit ungewohnter Kraft seine Bande, und zer-
stört, was ihm aufstößt. Auch die nächsten Bekannte, Verwandte und
Freunde werden angefallen, entweder mit heftigem Zank und Drohun-
gen oder auch thätlich mit Waffen, den Händen und Zähnen; sie
werden hart gemißhandelt, oft getödtet. Kann sich die Wuth nicht
gegen Andre äußern, so wendet sie sich oft gegen den eignen Körper;
der Kranke verwundet sich, rennt mit dem Kopfe gegen die Wand ꝛc.
Auf der Höhe des Anfalls wird das Gesicht blaß, gelblich, die Augen
von Blut unterlaufen, die Zunge trocken; Schaum tritt vor den
Mund, der Puls wird groß und fieberhaft, der Schlaf von schreckli-
chen Träumen (von Feuer und Brand, Schlachten und Zank) unter-
brochen. — Der Ideengang hält gewöhnlich den ganzen Tag hindurch
an, und ändert sich erst den folgenden. — Die Dauer der Anfälle ist
sehr verschieden, bald nur eine oder einige Stunden, bald mehrere
Tage; sie endigen sich gewöhnlich mit Abspannung, oft mit einem lan-
gen und tiefen Schlaf. — Die Veranlassungen, welche diese Krank-
heit herbeiführen, sind allzu mannigfaltig, die Curmethoden allzu un-
gewiß, als daß darüber hier etwas gesagt werden könnte. Daß aber
diejenigen, welche Anfällen von Tollheit ausgesetzt sind, ganz vorzüglich

sorgfältig bewacht und auch in den Zwischenzeiten in Aufsicht gehal-
ten werden müssen, versteht sich von selbst. Während der Anfälle sind
Zwangsmittel nothwendig, um Unglück zu verhüten. B. P.

Tonnengewölbe nennt man in der Baukunst eines der stärk-
sten, aber dabei einfachsten Gewölber, das, einen halben Cirkel bil-
dend, auf zwei mit einander parallel laufenden Wänden anschließt.
Sehr oft findet man in gothischen Kirchen und Gängen dergleichen
Gewölbe angebracht.

Topognom, Ortsweiser, ein von dem dänischen Generaladju-
tanten v. Ries erfundenes Werkzeug, das zu Ortsbestimmungen dient.

* Toreutik (τορευτικη). Da dieses Wort so höchst verschieden
und bald im weitern, bald im engern Sinne genommen wird, so wol-
len wir hier die Ansichten einiger vorzüglichen Archäologen darüber
mittheilen. Zuerst Ernesti in seiner Archaeologia literaria Cap. V.
nimmt es in so weiter Bedeutung, daß es beinahe dem Begriffe der
Bildnerei gleich kommt, nur daß er als Nebenart derselben noch die
Plastik im eigentlichen Sinne anführt. Er rechnet zur Toreutik die
Bildhauerkunst (in Stein) (ars statuaria); die Bildnerei in Edel-
stein, Metallen und Elfenbein (caelatura) und in Holz (sculptura).
Doch setzt er hinzu, daß man diese Namen nicht durchgehends gleich
gebraucht habe. Er sagt, die Griechen nennen τορευτὸν und γλυπτὸν,
was mit dem Meißel oder einem ähnlichen Instrumente gearbeitet wird.
Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst sagt, Toreutik
sey die erhabene Arbeit in Silber und Erz genannt worden; die er-
habene Arbeit auf Edelsteine dagegen αναγλυφον; beides ohne hin-
länglichen Grund. Eschenburg und Heyne verstehen darunter
die Bildgießerei. Letzterer führt in seinen antiquarischen Aufsätzen
2. B. S. 127 an: τορεύειν, welchem das lateinische caelare ent-
spreche, sey bei den Alten nur von erhabenen Gußarbeiten gebraucht
worden. Nach Schneider (griech. Handwörterbuch) ist es erwiesen, daß
τορευω und τορευμα nur von halb oder ganz erhobener Ar-
beit in Metall gebraucht werden, welche durch Formen und Gießen,
nicht durch Graben oder Graviren gemacht wird. Von einigen Schrift-
stellern wird es auch von erhabenen Figuren auf (irdenen und glä-
sernen) Gefäßen und geschnittenen Steinen gebraucht. Die spätern
Griechen, wie Pausanias, brauchten es auch von ganz runden Figu-
ren. Plinius aber hat unter toreutice überhaupt Bildnerei in Bronze
verstanden. Endlich hat man angenommen, daß es auch von dem
Ueberarbeiten und Vollenden der gegossenen Bilder mit dem Meißel
gebraucht worden sey; so z. B. Veltheim.

* Torf. Unter diesem Namen kennt man in der nördlichen Halb-
kugel eine verbrennliche Erdart, welche auf sumpfigen Wiesen gefun-
den wird. Ganz unrichtig wird in einigen Gegenden Deutschlands
auch die Braunkohle mit jenem Namen belegt, da doch beide wesent-
lich verschieden sind. Der Torf besteht in halbverweseten Wurzeln
der Sumpfpflanzen, von brennbaren Stoffen durchzogen, die zum
Theil als wirklicher Schwefel, oft aber nur als Erdharz erscheinen
und bisweilen blos in einer Verbindung des Wasserstoffs mit dem
Kohlenstoff und den Extraktivtheilen der Sumpferde besteht. Es ist
merkwürdig, daß es nur in den kältern Gegenden der Erde und
den höhern Regionen der Gebirge Torf gibt. Ja wir glauben an-
nehmen zu können, daß in den Gegenden, welche nicht über
Schuh sich über die Meeresfläche erheben, nur dann Torf vorkom-

wenn solche Wiesen über dem 45. Grad Norder-Breite liegen. Denn je weiter nach Norden, desto häufiger wird der Torf, so daß die ganze Nordküste von Asien, bis auf 100 Meilen ins Land hinein, fast aus einem zusammenhängenden, über 800 Meilen langen Torf-Moor besteht. Dies hat höchstwahrscheinlich seinen Grund darin, daß der frisch fallende Schnee die schnellere Verwesung und Verdünstung der brennbaren Theile oder des Wasserstoffs hindert. Diese treten daher an den Extractivstoff des Bodens, und bilden dergestalt dieses Brennmaterial. Immer wird man auf den Torfwiesen Wasser von brauner Farbe und von einer gewissen Fettigkeit finden, welches sich nicht leicht mit dem Regenwasser vermischt. Sehr oft sieht man auch gelbrothe Ochererde mit der Torfart gemischt. Der Sauerstoff des in der Ocher zum Theil verkalkten Eisens verbindet sich mit dem Wasserstoff des Torfs zum Schwefelkies, daher man von dem besten Torf immer einen sehr starken Schwefelgeruch bemerkt. Solche Wiesen, wo Torf steht, sind gemeiniglich mit eigenthümlichen Pflanzen bedeckt. Unter den Moosen sind es die Gattungen sphagnum und splachnum, unter den Gräsern die Gattungen eriophorum, scirpus schoenus und einige Riedgräser, welche Torfboden anzeigen. — Das Torfstechen geschieht nach gewissen Regeln. Zuerst muß man Abzugsgräben für das Wasser machen, welches am besten bei trockener Witterung geschieht. Dann muß man den Boden ebenen. Dies geschieht durch Abstechen der obersten ungleichen Schicht, die ohnehin den schlechteren Torf enthält, weil auf ihn die atmosphärische Luft viel stärker eingewirkt hat, als daß er die nöthige Menge verbrennlicher Theile enthalten sollte. Die darauf folgende nun geebnete Schicht, sticht man in gleichförmigen, vierkantigen Stücken aus, und setzt sie zum Trocknen auf eine Anhöhe. So fährt man fort, eine Schicht nach der andern abzustechen, bis die untersten Lagen keine Reste von unverwesenen Pflanzen zeigen. Bei dieser Arbeit muß dahin gesehen werden, daß theils das Wasser nicht zu stark abfließe und die Torfwiese also ganz trocken gelegt werde, theils aber darf man die stehen bleibende Schicht nicht zu hoch unter Wasser liegen lassen, weil das gewöhnliche Wasser den Torf auszehrt und verdirbt; sondern die Torfschichten müssen, ehe sie gestochen werden, von ihrem eigenen Wasser, dem vorher angeführten braunen und fettigen durchzogen seyn, da dies die Brennbarkeit des Torfes erhält. Man muß ferner den Torf auch nicht zu tief stechen, weil man sonst auf unfruchtbare Erde kommt. Gewöhnlich aber steht Sand, oft wahrer Flugsand unter dem Torfe. Sticht man zu tief, so hat man außer dem Nachtheil, einen unbrauchbaren Torf zu bekommen, noch den, daß kein neuer Torf nachwächst, da es dann an den nöthigen Wurzeln solcher Pflanzen fehlt, die durch Vermehrung Torf liefern. Man muß aber immer dahin sehen, daß sich der Torf wiedererzeuge, welches ungefähr in 5 bis 10 Jahren geschieht, und auf diese Art kann unter günstigen Umständen eine Torfwiese, wenn sie richtig behandelt wird, eine unerschöpfliche Quelle von Feuerstoff werden. Daß man aber eine Wiese, die bisher keinen Torf gegeben, zu einem Torfmoor machen könne, scheint uns nicht glaublich, weil die eigenthümlichen Pflanzen, so wie das eigenthümliche Wasser dieser Wiesen, schwerlich durch Kunst erzeugt werden können.

Torricellische Leere. Die wichtigste Entdeckung, mit welcher Torricelli (s. d. Art.) die Naturwissenschaften bereichert hat, ist die wahre Theorie des Barometers. Sein großer Vorgänger Galilei hatte zwar bereits wahrgenommen, daß das Wasser in den Saug-

pumpen nicht höher als 32 Fuß steige; aber zu den Gründen dieser Erscheinung hatte sich sein Geist, gefesselt durch die Vorurtheile der Aristotelischen Philosophie, nicht erheben können. Torricelli kam auf den glücklichen Gedanken, sie von dem Drucke der Luft abzuleiten. Um seine diesfallsigen Versuche mit mehr Bequemlichkeit betreiben zu können, wählte er, statt des Wassers, Quecksilber, womit er eine hinreichend lange, oben zugeschmolzene gläserne Röhre, nach Art der Behandlung unserer jetzigen Barometer (s. d. Art.), füllte. Daher heißt der, bei diesem Versuche leer werdende, obere Theil der Röhre die Torricellische Leere. D. N.

Torricellische Röhre wird, aus den voraufgehenden Gründen, das Barometer genannt, welches auch in der That nichts weiter ist.

† Toscana. Nach Napoleons Sturz nahm, im April 1814, der Erzherzog Ferdinand III., zeitheriger Großherzog von Würzburg, wieder Besitz von Toscana. Hierauf vereinigte der Congreß zu Wien den Staat degli Presidi, das Fürstenthum Piombino nebst Elba (s. d. Art.) und die Enclaven, welche ehemals kaiserliche Lehen waren, mit Toscana; nach dem Tode der Erzherzogin Maria Luise von Parma wird auch das Herzogthum Lucca damit verbunden werden. Der jetzt regierende Großherzog von Toscana, Ferdinand III. (geb. 6. Mai 1769), Bruder des Kaisers Franz I. von Oesterreich, folgte seinem Vater Kaiser Leopold II. (s. d. Art.) in Toscana den 21. Jul. 1790; den 9. Febr. 1801 trat er in Folge des Lüneviller Friedens Toscana an den nachherigen König von Etrurien ab, erhielt dafür durch den Reichsdeputations-Schluß vom 27. Febr. 1803 Salzburg nebst Zubehör als Kurfürstenthum, trat dieses Land wieder ab im Preßburger Frieden den 26. Dec. 1805, erhielt dafür den 1. Febr. 1806 Würzburg; endlich gab ihm der Pariser Friede vom 30. Mai 1814 Toscana zurück. Er ist Witwer. Sein Sohn, der Erbgroßherzog Leopold, geboren 1797, vermählte sich 1817 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen. — Das Großherzogthum Toscana ist eine Secundogenitur des Hauses Oesterreich (s. d. Art.). Es enthält gegenwärtig auf 410 Quadratmeilen in 30 Städten, 87 Marktflecken und 2559 Kirchspielen 1 250 000 Einwohner, also auf 1 Quadratmeile 2981 Einwohner, darunter 16 000 Juden, vorzüglich in Livorno (s. d. Art.). Der Regent ist unumschränkt. Das Land hat weder Constitution noch privilegirte Stände. Die Einkünfte belaufen sich auf 5 Millionen Gulden. Zur Bezahlung der Landesschuld wurden unter der französischen Verwaltung die Domänen verwandt; doch ist sie noch immer bedeutend. Die Truppenzahl ist 6000 Mann, ohne die Landwehr. Die Marine ist vernichtet; doch ist Toscana in dem Schutzbriefe, den Oesterreich von der Pforte gegen die Barbaresken erhalten hat, mit begriffen. Als Ritterorden sind vorhanden: 1. der Orden des heil. Stephan, gestiftet 1562, erneuert 1817. 2. der Orden des heil. Joseph, gestiftet in Würzburg 1807, auf Toscana übertragen 1817, als Verdienstorden für alle Stände catholischer Religion. 3. der Orden des weißen Kreuzes, gestiftet 1814 für das Militär.

Tott (Baron von), ein bekannter ungarischer Edelmann. Nachdem er 1755 im Gefolge des französischen Gesandten Vergennes Constantinopel besucht, und während eines achtjährigen Aufenthalts daselbst die türkische Sprache erlernt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, war dann eine Zeit lang französischer Resident bei dem Tar-

der crimmischen Tataren, und begab sich nach dessen Tode wieder nach Constantinopel, wo er von der Pforte zur Verbesserung des Artilleriewesens und der Stückgießerei, so wie zur Befestigung und Vertheidigung der Meerenge gebraucht wurde, und wesentliche Dienste leistete. Nach erfolgtem Frieden ging er nach Frankreich, besuchte darauf in Auftrag der Regierung die levantischen Handelsplätze, zog sich dann in die Einsamkeit zurück, und starb zu Tatmannsdorf in Ungarn 1798. Wir verdanken Tott sehr interessante Nachrichten über die Türkei, Tatarei, den Archipelagus, Aegypten, Syrien u. s. w.

Tournois (Livre), s. Livre.

Trägheit, im physischen Sinne, ist das Vermögen der Körper, in ihrem Zustande zu beharren, sey dieser ein ruhiger, oder finde dabei Bewegung Statt. Man nennt dieses zu den physischen Eigenschaften der Körper gehörende Vermögen auch — und zwar richtiger bezeichnend — Beharrungsvermögen, Gleichgültigkeit gegen Bewegung und Ruhe. Es ist dieses aber keine Kraft, weil diese letztere Aenderung des Zustandes bedingt, sondern ein inneres, jedem Körper eigenthümliches Vermögen, in dem Verhältnisse zu bleiben, in dem er sich eben befindet. Daher schreibt man den Planeten Trägheit zu, weil diese ihre einmal angenommene Bahn stets verfolgen. — Im gewöhnlichen Sinne versteht man darunter Hang zur Ruhe, oder doch zur möglichst geringen Bewegung und Anstrengung; von den Geisteskräften gebraucht, wofern diese nicht durch physische Ursachen in ihrer Thätigkeit verhindert werden, erscheint Trägheit selbst als Untugend, weil die Pflicht der geistigen Wirksamkeit dadurch unausgeübt bleibt.

Tragisch — Tragödie. Das ursprünglich griechische Wort bedeutet eigentlich einen Bockgesang. Entweder weil dem Bacchus, an dessen Festen man ernsthafte, lyrische und heroische Gesänge öffentlich ausführte, ein Bock geopfert zu werden pflegte, oder weil der beste Sänger (Deklamator nach unserer Art zu reden) einen Bock zum Preis erhielt, wurde jenen Gedichten der seltsame Name zu Theil. Man schreibt die Erfindung der Tragödie in ihrer ersten, rohesten Gestalt dem Thespis zu, der zu den Zeiten des Solon lebte, ihre Ausbildung zum Drama hingegen dem Aeschylus. So wie Aristoteles sie vorfand, beschrieb er sie als ein dramatisches Gedicht, welches zum Zweck hat, durch Furcht, Schrecken und Mitleid, welche die dichterische Nachahmung einer Handlung erregt, die Leidenschaften zu reinigen. Wie oft diese Erklärung auch nachgebetet worden ist, sie gibt wenig Licht, wenn man nicht den Begriff einer Reinigung der Leidenschaften durch Leidenschaften ins Klare setzt. Die künstliche Erregung jener genannten Leidenschaften, die uns in einen unangenehmen Zustand versetzen, kann wohl auf die Reinigung unseres Gemüthes keinen andern Einfluß haben, als den, daß sie es stärkt und übt, die Leidenschaften überhaupt zu beherrschen. Zu einer solchen Uebung scheint in der That nichts geeigneter, als ein Zustand, in welchem der Mensch zu gleicher Zeit die Wirkung mächtiger Leidenschaften, und auch die Kraft fühlt, sich von ihr zu befreien, sobald er will. In diesen Zustand will uns die Tragödie versetzen. Sie will uns jene Leidenschaften, die auf der Sympathie beruhen, und schon darum das Bewußtseyn der inneren Freiheit weniger als die rein egoistischen verdunkeln, durch einen künstlichen Schein, durch Wahrheit des Gedankens ohne Wirklichkeit der That und Begebenheiten erregen, und indem sie den Mangel der Wirklichkeit nicht verhehlt —

Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an —

will sie uns das Gefühl des innern Vermögens lassen, uns davon nach Willkür wieder zu befreien, wär' es auch nur die Selbstmahnung an die Wesenlosigkeit dessen, was uns bewegt. Wer hat nicht wohl einmal in seinem Leben in demjenigen *Halbschlummer* schon geträumt, wo unser inneres Auge Schreckliches mit Ruhe oder Genuß anschaut, weil noch das Gefühl in uns wach ist, daß es unsre eigne Phantasie ist, welche den Traum erschafft? wo wir träumen mit dem schwankenden, schläfrigen Bewußtseyn, *daß* wir träumen? Gleich einem solchen Traume will der Dichter mit der Lebendigkeit seiner Gestaltungen auf uns wirken, und dadurch in uns die Kräfte aufwecken, die den Leidenschaften das Gegengewicht halten. Da es auf eine Uebung dieser Kräfte abgesehen ist; so muß er sich hüten, es mit der Erregung der sympathetischen Gemüthsbewegungen so weit zu treiben, daß wir dem Schmerz nur durch ein völliges Zerstören der traumartigen Täuschung entrinnen können. Denn sobald wir zu diesem Mittel greifen, fällt jene Uebung des moralischen Vermögens weg. Wir müssen die Vorstellung, in der Lage der Handelnden zu seyn, aushalten können, selbst da, wo wir sie darin untergehen sehen, indem wir in uns noch das Daseyn der *Kräfte* fühlen, deren sie für den Augenblick beraubt zu seyn scheinen. Aus diesem Gesichtspunkte vielleicht ist die Aristotelische Erklärung mit demjenigen zu vereinbaren, was in neuern Zeiten über das Wesen der Tragödie philosophirt worden ist. Wir pflegen die Tragödie in unserer Sprache Trauerspiel zu nennen (vergl. *Schicksalstragödie*), und es scheint nicht, daß die Klarheit des Begriffs bei diesem Purismus gewonnen habe. Wohl manche dramatische Schriftsteller haben das Traurige mit dem Tragischen verwechselt, und statt eines wahren Trauerspiels einen τράγος (Bock) gemacht. Es läßt sich aus der obigen Erklärung entwickeln, daß das Wesen der Tragödie nicht auf dem traurigen, Mitleid erregenden, zu Thränen rührenden Ausgange, sondern auf der Größe und Erhabenheit der Haupt-Idee ruht, auf welche die Fabel hinweis't, und welche sie als ein lebendiges Beispiel belegt. Indem das Gemüth über die Folge trauert, muß der Geist an der Größe und Erhabenheit ihrer Ursache sich ergötzen können, weil sonst nichts, als eine unvermischt schmerzliche Empfindung in uns entstehen kann, welcher wir nur durch die Selbstmahnung an die Täuschung zu entrinnen vermögen. Die meisten neuern Kunstphilosophen haben das weniger eingesehen, als gefühlt, und sich angestrengt, die Frage, was *tragisch* sey, a priori aufzulösen, und den Begriff dieses Beiworts auf ein höchstes Princip zurückzuführen. Das kann schon darum nicht gelingen, weil der Sinn des gedachten Beiwortes sich wesentlich ändert, je nachdem man es mit diesem oder jenem Hauptworte verbindet. Gebraucht man es von der Haupt-Idee, welcher der Stoff zum Beleg, zur Anschaulichmachung dient, so fällt sein Sinn mit dem Begriffe des Erhabenen zusammen. Sagt man es von einer Fabel, oder einem einzelnen Theile derselben, so drückt es nur die Eigenschaft aus, vermöge deren die Begebenheiten uns zu einer erhabenen Haupt-Idee aufzuregen geschickt sind, woraus keineswegs folgt, daß jede derselben an sich und allenfalls mit ihren nächsten Ursachen betrachtet, ein erhabener Gegenstand für die Anschauung sey. Spricht man von dem Helden (des Stücks) von seinem tragischen Charakter, so weicht dessen Bedeutung noch weiter vom Begriffe des Erhabenen ab. Aristoteles will den Helden

tugendhaft aber menschlich schwach. Das ist an sich nicht erhaben; aber der Held soll auch eben nicht durch seine moralische Größe uns imponiren, sondern hauptsächlich unsern Antheil, unser Mitgefühl erwecken und festhalten, damit das, was in dem Stücke mit ihm sich begibt, mit Geist und Gemüth auf die erhabene Haupt-Idee uns leite. Redet man endlich von tragischen Hebeln, so versteht man darunter Mittel zu Aufregung unseres Geistes und Gemüths, die oft den Anschein des Kleinen vielmehr, als des Erhabenen an sich tragen, und bisweilen gerade dadurch um so zweckdienlicher werden, weil die Anschauung einer großen Idee uns um so mehr überrascht, wenn wir mittelst des gleichsam electrischen Stoßes der Ideenverbindung durch kleine Begegnisse daran gemahnt werden. So ist es im Lear mehr als einmal ein Einfall des Hofnarren, der wie ein Blitz das colossale Gebäu der moralischen Weltordnung erleuchtet, und unserem Geiste sichtbar macht. Schon um dieser Verschiedenheiten willen ist es eine Absurdität, den Begriff des Tragischen, als einen abstracten, in einer einzigen Erklärung erschöpfen zu wollen, wenn man auch nicht gerade bis zu dem unverständlichen Galimathias hinauf abstrahirt, daß das Tragische ein Mißverhältniß der menschlichen Willenskraft zu den Lebensgöttern sey. Diejenigen fehlen nicht weniger, welche es einseitiger Weise einen Kampf der menschlichen Freiheit mit der Nothwendigkeit, des Willens und der That mit dem Schicksal u.s.f. nennen. Das Komische menschlicher Handlungen ist in vielen Fällen nichts anderes. Jener Kampf gehört zum Wesen des Drama überhaupt. Am sichersten bleiben wir bei der lexicographischen Erklärung stehen: Tragisch heißt, was zur Tragödie gehört, in ihr zweckmäßig ist oder auch von ihr herrührt; ja selbst, was ihr durch seine Wirkung verwandt ist. Tragisch in dem letztbezeichneten Sinne ist Schillers Gedicht: die Kraniche des Ibicus, und die berühmte Gruppe des Laokoon, obschon sie keine Tragödien genannt werden können. A. Mnr.

Trajectoria. Wenn ein Körper durch gleichzeitige Einwirkung mehrerer Kräfte in Bewegung gesetzt wird, so beschreibt er unter gewissen Umständen eine krumme Linie; diese heißt seine „Trajectoria," vom lateinischen trajicere, von einem Orte zum andern schaffen. Der durch die Kraft des Wurfs in Bewegung gesetzte Stein z. B. wird durch die, außerdem auf ihn einwirkende Kraft der Schwere von seiner ursprünglich geradlinigen Richtung allaugenblicklich abgelenkt, und, wofern der Wurf nur nicht vertical gewesen ist, in welchem Falle der Stein in der nämlichen Richtung wieder herunterfällt, zur Beschreibung einer parabolisch gekrümmten Linie, als seiner Trajectoria, gezwungen. S. Ballistik.

Transspiration (gewöhnlich Transpiration) Ausdünstung, die Verrichtung der Haut, gewisse Stoffe aus dem Blute abzusondern und in Luftgestalt aus dem Körper zu schaffen. (S. d. Art. Haut.)

† **Transzendent.** In der Mathematik heißen transzendentische (oder transcendente) Linien diejenigen Curven, deren Natus durch keine algebraische Gleichung erklärt werden kann. Descartes nannte sie mechanische Linien, und verwies sie aus der Geometrie, Leibnitz aber nahm sie wieder auf, indem er eine besondere Art von Gleichungen erfand, wodurch ihre Natur eben sowohl erklärt wird, als die der algebraischen Curven. A. Mnr.

† **Trappe (La).** Ein Reisender, der 1818 La Trappe besuchte, fand daselbst schon 100 Trappisten, wovon nur die kleinere Hälfte eigentliche Professen oder Glieder des ersten Ordens sind, die

größere aber aus Laienbrüdern und Frères donnés besteht. Letztere halten sich nur einige Zeit zur Bußübung in La Trappe auf, um ernste Eindrücke zu empfangen. Die Professen tragen dunkelbraune Kutten, Mäntel und Kappen, welche ihr Gesicht fast ganz verhüllen. Die Novizen sind mitunter noch sehr jung, und werden durch grausame Behandlung zum Gehorsam gegen die jetzt strenger als je gehandhabte Regel gewöhnt. Dieser Orden hat jetzt auch wieder ein weibliches Kloster unweit La Trappe. E.

Trautmannsdorf (das gräfliche Haus von), ein berühmtes altes österreichisches Geschlecht, dessen Namen mehrere Schlösser und Flecken in Tyrol, Steyermark und Oesterreich führen. Der tapfere Hector von Trautmannsdorf, Friedrich des Schönen von Oesterreich Mitgefangener zu Trausnitz, erhielt vom Kaiser Ludwig 1336 einen Kampfbrief, der seinen von ihm durch einen Zweikampf erprobten 352jährigen Adel bestätigte. Maximilian von Trautmannsdorf (s. d. Art.) wurde mit seinen beiden Brüdern vom Kaiser Ferdinand II. im J. 1623 in den Reichsgrafenstand erhoben. Im December 1804 erhielt das Haus nach dem Rechte der Erstgeburt für die männlichen Nachkommen die reichsfürstliche Würde; daher gibt es außer dem älteren Aste der böhmischen Hauptlinie, die fürstlich ist, noch mehrere gräfliche Linien. Die Güter des Hauses liegen in Oesterreich, Böhmen und im Großherzogthum Hessen; dahin gehören Weinsberg und Neustadt am Kocher, die Grafschaft Umpfenbach und die Majoratsherrschaften Theinitz, Hostau, Gitschin, Brandeis, Hirschstein u. a. m. Der jetzige Majoratsherr, Fürst Ferdinand zu Trautmannsdorf (geb. 1749), ist k. k. geheimer Rath, Kämmerer, Staats- und Conferenzminister und erster Oberhofmeister des Kaisers und Oberster aller k. k. Leibgarden. K.

Trautmannsdorf (Maximil. Graf von), geboren zu Grätz 1584, gestorben zu Wien 1650, war einer der ersten Staatsmänner und Diplomatiker seiner Zeit. Er brachte das Friedenswerk zu Münster und Osnabrück 1648 zu Stande. Früher hatte er sich standhaft gegen den kühnen Uebermuth des Cardinalbischofs Melchior Clesel (Minister des Kaisers Matthias) erklärt und viel beigetragen, um dem Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II.) die Nachfolge nach Matthias in Oesterreich, Ungarn und Böhmen zu verschaffen. Im Jahre 1619 schloß er zu München den wichtigen Bund Ferdinands II. mit Maximilian von Bayern (s. d. Art. dreißigjähr. Krieg) ab; darauf verabredete er als kaiserlicher Gesandter in Rom mit dem Papste und mit dem spanischen Gesandten die gemeinschaftlichen Maaßregeln zur Führung des Kriegs. Auch übernahm er wichtige Aufträge bei Wallenstein, der ihn sehr achtete. Trautmannsdorf hatte durch vertrauten Umgang von Jugend auf den schwindelnden Ehrgeiz dieses Feldherrn kennen lernen, und war der Erste, welcher dem Kaiser über die gefährlichen Plane Wallensteins die Augen öffnete. Darum wurde er mit dem Hofkriegsrathe von Questenberg zur nähern Untersuchung in Wallensteins Lager abgesendet. Nach der Nördlinger Schlacht (1634) bewog er den Churfürsten von Sachsen, sich von Schweden zu trennen, und schloß den Prager Frieden 1635, durch den Sachsen die Lausitz erhielt. Sein größtes Werk und sein größtes Verdienst aber war der Abschluß des westphälischen Friedens. (S. d. Art.) Trautmannsdorf hatte sich bei seinem schnellen und durchdringenden Verstande vorzüglich durch Reisen gebildet, sanft und freundlich, dabei voll Würde und Verschwiegenheit, durch

er nur der Sache, ohne eitle Sorge für seinen persönlichen Ruhm und Einfluß. Die Jesuiten haßten ihn, weil er duldsam war; Ferdinand II. war er treu ergeben mit der Anhänglichkeit eines Jugendgespielen. Ferdinand III. ehrte ihn, wie seinen väterlichen Freund. Bei dem Friedenswerke selbst war er die Seele des Ganzen. Vergebens reizten Servien und Oxenstierna durch ihren Siegertrotz seine persönliche Empfindlichkeit; er blieb stets gemäßigt und unerschütterlich. Sein fester Charakter und seine Ruhe hielten den Gegner in Schranken. Dadurch rettete er Oesterreich und Deutschland aus dem Unheil jenes verderblichen Kriegs. Gleichwohl schrieb er den Erfolg mit bescheidener Entsagung seinen gelehrten Mitarbeitern zu. Aber Vollmar hatte nur die Formen des Instruments abgefaßt; Trautmannsdorf hatte das Werk geschaffen und vollbracht. S. über ihn von Hormayr im österr. Plut. und von Woltmann in der Geschichte des westphälischen Friedens. K.

Trebellius Pollio, ein römischer Geschichtschreiber des dritten Jahrhunderts, der die Biographien der Kaiser von Philippus bis Claudius schrieb. Von seinem Werke, das nachlässig und weitschweifig geschrieben ist, haben wir nur noch einen Theil übrig.

Treibheerd, **Treibeheerd**, flache weite Heerde, deren man sich in der Hüttenkunst zur Scheidung des Silbers vom Blei bedient.

Treue ist in moralischer Bedeutung die unveränderliche Bewährung wohlwollender Gesinnungen gegen Andere. Sie geht hervor aus einem Herzen voll Liebe und Pflichteifer, äußert sich vorzüglich gegen Höhere, oder solche, die uns gleich sind, und ist eine freie Handlungsweise, gesetzt auch, daß wir ihnen äußerlich verpflichtet wären. So redet man von Kindestreue, Dienertreue, Unterthanentreue, aber auch von Treue in der Liebe und Freundschaft. In allen diesen Gestalten derselben ist ein Festhalten an der Erfüllung einer Pflicht des Wohlwollens, der Achtung und Ehrfurcht, wozu man in seinen Verhältnissen gegen Andere eine Auffoderung findet, ein Anschließen an Andere, welches Achtung der Pflicht, und einen hohen Grad der Liebe, Freundschaft oder Ehrfurcht bewährt. In den Künsten redet man von Treue besonders, wo vom Verhältnisse einer Copie zum Original die Rede ist. Eben so in der Geschichte bei Darstellungen und Schilderungen, die wir mit den vorhandenen Quellen und Ueberlieferungen gewisser Begebenheiten zusammenhalten. Die ästhetische Treue ist die Uebereinstimmung einer Kunstdarstellung mit den Bedingungen und wesentlichen Eigenschaften, unter welchen ihr Gegenstand in Natur, Leben und Geschichte erscheint. Sie gränzt daher an Haltung und Wahrheit, und ist wie diese dem Gesetze der Schönheit unterworfen, daher sie nicht Veränderung und Verschönerung überhaupt, sondern nur die willkürliche ausschließt. Es gibt daher sogar eine gewisse Treue, welche peinlich werden kann, weil, indem sie die bloße Abhängigkeit der Darstellung von einem andern Gegenstande an den Tag legt, den selbstständigen Werth verliert, den ein Kunstproduct durch seinen freien Ursprung im Geiste haben soll. Die geographische und historische Treue ist daher nicht das oberste Gesetz einer Darstellung. (S. auch den Art. Nachahmung und Copie.) Mehr herrscht die Treue in denjenigen niedern Gattungen der Kunst, wo die Darstellung einer bestimmten Individualität Aufgabe ist, mithin in den Portraits (s. d. Art.); und doch besteht sie auch hier mehr in der übereinstimmenden Auffassung des Ganzen, als in der sclavischen Nachahmung des Einzelnen und Veränderlichen.

Göthe sagt daher trefflich: der Künstler darf keinesweges streben, daß sein Werk eigentlich als Naturwerk erscheine. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt seyn, und dieser Geist findet das Treffliche auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff. Er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft; aber der geistreiche Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, und das Ueberirdische der kleinen Kunstwelt.
T.

Triangular- oder Trigonalzahlen, eine Classe der Polygonalzahlen, welche erhalten wird, wenn man, mit der Einheit anfangend, die Zahlen, wie sie ferner auf einander folgen, in Gestalt eines gleichseitigen Triangels

1.
2. 3.
4. 5. 6.
7. 8. 9. 10. u. s. w.

ordnet. Die auf der rechten Seite desselben folgenden:

1. 3. 6. 10.

nämlich heißen, weil sich die Anzahl ihrer Einheiten in Gestalt gleichseitiger Triangel . . . . u. s. f. ordnen läßt, Triangularzahlen. Sie sind nichts als eine arithmetische Reihe zweiter Ordnung, d. h. eine solche, wo die zweiten Unterschiede beständig werden. Denn die Unterschiede der Glieder der voranstehenden Reihe sind 2. 3. 4. . . . . und die Unterschiede dieser Unterschiede, d. h. die zweiten Unterschiede, 1 . 1 . . . . beständig.

Trianguliren. Wenn der Feldmesser eine weit ausgedehnte Erdstrecke aufzunehmen hat, so muß er damit anheben, eine Anzahl von Haupt- oder Fixpunkten auf dieser Strecke zu bestimmen, die er als Winkelpunkte von Triangeln betrachtet, in welche also die Strecke zerlegt erscheint. Diese Operation heißt das Trianguliren. Man wählt Triangel, wegen der Leichtigkeit, mit welcher sich bei denselben aus einigen gemessenen Bestimmungsstrecken die übrigen durch bloße Rechnung finden lassen, wie dies im Art. Trigonometrie gezeigt ist.

Tribrachys, s. Rhythmus.

Tribus. Romulus theilte die Einwohner Roms in drei Abtheilungen, die er nach der Zahl Tribus nannte. Jede hatte ihren Vorsteher, Tribunus, und war in 10 Curien getheilt. Servius Tullius theilte die Stadtbewohner nach den vier Bezirken der Stadt in vier Theile, welche den Namen Tribus behielten. Zu diesen vier tribus urbanae kamen noch die tribus rusticae, in welche die Landbewohner getheilt waren, und deren Zahl nach und nach auf 31 stieg, so daß die Gesammtzahl 35 betrug.

* Trigonometrie. Nach seiner Etymologie bedeutet das Wort Trigonometrie nur Dreieckmessung. Der Begriff ist aber viel weiter, und fodert die Bestimmung der Lage und Entfernung aller Punkte des Raumes, wenn beides von einigen derselben bekannt ist. Der Landmesser, um uns deutlicher zu machen, mißt eine oder einige Standlinien, einige Winkel, und findet hieraus alle übrigen Bestimmungen

stücke durch bloße Rechnung. Dies einzige Beispiel wird hinreichen, um auf die ganze practische Wichtigkeit der Trigonometrie aufmerksam zu machen. Denkt man sich die verschiedenen Punkte des Raums durch gerade Linien verbunden, so sind, außer der Länge dieser Linien und den Winkeln, welche sie unter sich einschließen, noch diejenigen zu betrachten, die die verschiedenen Ebenen mit einander machen, auf die sie sich beziehen. Wenn der Landmesser, um wieder zum obigen Beispiele unsre Zuflucht zu nehmen, Behufs der Aufnahme eines Plans von einer Gegend, eine Anzahl Bergspitzen von ungleicher Höhe zu Fixpunkten (s. Trianguliren) gewählt hat, die er sich zu Dreiecken verbunden denkt, so liegen diese Dreiecke in verschiedenen Ebenen, und müssen also in dieser Beziehung auch noch besonders berücksichtigt (auf die Horizontalebene reducirt) werden, damit die Entwerfung des Plans, auf welchem alle diese verschieden erhöheten Gegenstände in einer Ebene erscheinen, ausführbar sey. Betrachtet man dagegen die scheinbare Himmelskugel, in deren Mittelpunkte der Beobachter zu stehen scheint, so kann man sich die verschiedenen Punkte derselben durch Bogen vereinigt denken, welche von diesem Mittelpunkte aus gezogen sind; und es entstehen auf diese Weise, statt der vorher erwähnten geradlinichten, sphärische oder Kugeldreiecke, welche ihrer Seits wiederum zur Bestimmung der respectiven Lage der Kugelflächenpunkte dienen. Somit ist die allgemeine Foderung ausgesprochen, welche man an die Trigonometrie macht, die, nach der angegebenen Modification, hinwiederum auch in die ebene oder geradlinichte und in die sphärische zerfällt und im Allgemeinen lehrt, aus drei gegebenen Bestimmungsstücken eines Dreiecks (unter denen aber, wofern von einem geradlinichten die Rede ist, eine Seite seyn muß; einer in einem besondern Falle eintretenden Ungewißheit nicht zu gedenken), die drei übrigen durch Rechnung zu finden. Wie sie dies in jedem speciellen Falle anfange, kann hier nicht gezeigt werden; der allgemeinste Begriff davon ist im Art. Sinus gegeben. Dr. N.

Trilling (Dreiling oder Laterne) ist in der Maschinenkunst diejenige Art des Getriebes, wo die Triebstöcke zwischen zwei Scheiben eingesetzt sind.

Trillion, eine Million Billionen, oder eine Million in der dritten Potenz. Um sie in Zahlen auszudrücken, bedarf es also einer Eins mit achtzehn anhängenden Nullen.

Trinklied, s. Skolien.

Triole ist in der Musik eine Verbindung (Notenfigur) von drei Noten, welche den Zeitwerth von zweien gleicher Bezeichnung haben. Sie wird gewöhnlich durch eine 3 über der Notenfigur angezeigt,

z. B. [Notenbeispiel: 3 3] gilt so viel als [Notenbeispiel]

der Zeit nach, man muß also die Triole immer so eintheilen, daß der erste Ton derselben mit der ersten von den zwei gleichgeltenden zusammentrifft, der zweite zwischen hineinfällt, die letztere wieder ein wenig nach kommt. Schwerer ist es, die Triole zu vier kürzeren Noten, also z. B. die Achteltriole zu vier Sechszehntheilnoten einzutheilen. Die Triolen sind verschieden von den Tripelnoten, d. h. No-

ten des ungeraden Tactes, z. B. die drei Haupttheile des Dreiachteltacts. Hier sind die drei Theile, welche den Tact bilden, nicht gleich zwei andern gleicher Bezeichnung, sondern die zwei ersten fallen auf ein Viertel, die letzte gilt ein Achtel, z. B.

Die drei Achtelnoten im Basse, im Beispiele, sind daher keine Triolen. Auch kann sich wegen ihrer selbstständigern Geltung auf jeder Tripelnote die Harmonie ändern, auf den Noten einer Triole wo die zweite als Ausfüllung angesehen wird, nicht. Ueber den Vortrag der Triolen s. Leopold Mozarts Violinschule 6. Abschnitt.

Triple-Allianz von 1717, s. Quadruple-Allianz.

Trippel (Alex.), einer der berühmtesten Bildhauer der neuern Zeit, geboren zu Schafhausen 1747, gestorben zu Rom 1793. Man bewundert in seinen Arbeiten, die von einem tiefen Studium der Antike zeugen, schöpferische Einbildungskraft, die wirksamste Bestimmtheit des Ausdrucks, das genaueste Ebenmaaß in den Umrissen und die zarteste Behandlung des Marmors im Nackenden.

Trismus, Kinnbackenkrampf, eine unwillkürliche und so feste Zusammenziehung der Kinnladenmuskeln, daß die Zähne unbeweglich fest auf einander gepreßt werden, und, wenn sie noch im Anfang, oder bei geringerem Grade des Krampfes, oder bei Abwechselung desselben, sich an einander reiben, ein Geräusch entsteht, welches man Zahnknirschen nennt.

Trivium, s. Schulen.

Troas, s. Troja.

Trockenheit ist der Zustand des trocknen Körpers; trocken aber ist ein Körper, dem die fühlbare Feuchtigkeit entzogen ist. Die Luft ist trocken, wenn sie keine auf das Hygrometer (s. d. Art.) wirkende Feuchtigkeit enthält. Trocken ist, wie kalt, nur ein negativer Begriff.

* Tropenländer sind die Länder unter den Tropen oder den Wendekreisen, deren genauere Kenntniß wir hauptsächlich den großen Forschungen Alexander von Humboldts verdanken. Alles, was Clima und Vegetation und überhaupt die Natur Schönes und Großes hat, vereinigt sich in diesen Gegenden. In einer senkrechten Höhe von 14,400 p. F., von den Palmen- und Pisanggebüschen des Meeresufers bis zum ewigen Schnee, erscheinen die verschiedenen Climate gleichsam schichtenweise über einander gelagert. In jeder Höhe erleidet die Luftwärme Jahr aus, Jahr ein fast keine Veränderungen; alles in der Atmosphäre geht nach unwandelbaren Gesetzen. Daher hat jede Höhe unter den Tropen ganz bestimmte Eigenheiten, die von so mannigfaltigen Formen sind, daß ein Gebirgsabhang der peruanischen Andeskette, welcher 500 Klaftern hoch ist, mehr Verschiedenheit in Naturerzeugnissen darstellt als eine vierfach größere Fläche in der gemäßigten Zone. Dies gilt ganz vorzüglich von dem Raume, welcher vom 10ten Grad nördlicher, bis zum 10ten Grad südlicher Breite geht; näher nach der gemäßigten Zone tritt schon mehr Un-

bestimmtheit und ein mehr unähnlicher Charakter ein. In dieser Gegend finden wir die Kette der Andes, deren höchster Gipfel, der Chimborasso, 3357 Toisen Höhe erreicht, den verheerendsten aller feuerspeienden Berge, den Cotopaxi (s. d. Art.) von 2952 Toisen, und den Antisana, dessen dick beeis'ter Gipfel sich 2993 Toisen über der Meeresfläche erhebt. In den heißesten Gegenden ist die mittlere Luftwärme 27°, wenn sie in Paris und Rom 11°, 9 und 15° ist, und die Abnahme der Wärme verhält sich dergestalt, daß, wer unter den Tropen 1281 Toisen an der Andeskette ansteigt, aus dem Clima von Berlin in das von Rom gelangt. Der Luftdruck muß natürlich unter diesen Umständen höchst verschieden seyn. Je höher man gelangt, desto mehr nimmt Ermattung und Schwäche des ganzen Nervensystems zu; man fühlt bisweilen Neigung zum Erbrechen; über 2975 Toisen fließt das Blut aus Lippen, Augen und Zahnfleisch. So trocken auch die Luftschichten auf den Gebirgen sind, so schwebt doch ein fast immerwährender Nebel über 1283 Toisen an denselben, welcher der Vegetation dieser hohen Wildniß ein unnachahmlich prangendes Grün leiht. Die tiefern Tropenregionen enthalten in ihrer viele Monate hindurch wolkenfreien Luft eine so große Menge Wasser, daß die Tropenvegetation sich blos durch Anziehung desselben in der Trockenheit ganzer fünf bis sechs Monate aufrecht erhalten kann; daß eine Blätterfülle ununterbrochen fortdauert in einem Lande wie Cumana, wo es oft in zehn Monaten weder Regen, noch Thau und Nebel gibt. Die Höhe der untern Wolkenschicht scheint 615 Toisen zu betragen; die des dicken Gewölkes über 16 — 1700 Toisen, und die der kleinen leichten obersten Wölkchen 4104 Toisen. Die tiefen Luftschichten zeigen gewöhnlich eine nur geringe electrische Ladung, die dagegen in den Wolken vereinigt zu seyn scheint. Dieser Mangel am Gleichgewicht erregt heftige Gewitter, in der Ebene einige Stunden nach Mittag, in den Flußthälern stets bei Nacht; am stärksten sind diese in den Gebirgsebenen; über 1026 Toisen sind sie seltner, und noch höher zeigen sie sich höchstens nur in Hagel und Schnee. Sternschnuppen sind in diesen wärmern Ländern außerordentlich häufig. Humboldt hat die Luftbläue unter den Tropen viel dunkler gefunden als in gleicher Höhe in den gemäßigten Zonen. Von den Tropennächten sagt er: die schönsten spanischen und italienischen Sommernächte sind nicht mit der stillen Majestät der Tropennächte zu vergleichen. Nahe am Aequator glänzen alle Gestirne mit ruhigem planetarischen Lichte. Funkeln ist kaum am Horizonte bemerkbar. Die schwächsten Fernröhre, welche man aus Europa nach beiden Indien bringt, scheinen dort an Stärke zugenommen zu haben: so groß und beständig ist die Durchsichtigkeit der Tropenluft. Wegen der Reinheit derselben ist das Licht der Sonne viel stärker, als in Europa unter gleicher Höhe, so daß man sich mehr vor der Helle als der Wärme fürchtet. Die verfinsterte Mondscheibe wird bei uns in der Regel nicht gesehen; aber in den Tropenländern erscheint sie in einem röthlichen Lichte, wie der Vollmond, wenn er über die Erde heraufsteigt. Die Nerven werden durch das Sonnenlicht, dessen Kraft an den niedern Gegenden geschwächt ist, in den höhern so gereizt, daß die Einwohner von Quito und Mexiko außerordentlich über Schwäche klagen, wenn sie in 1800 Toisen Höhe den stechenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Von den Gebirgsarten liegt der Granit auch hier zu unterst. Auf ihm der Gneus, der in Glimmerschiefer, so wie dieser in Thonschiefer übergeht. Auf ihm erscheint sodann der Porphyr, der

Mandelstein, der Trapp und alle neuere Flötzformationen. Die Steinkohlenflötze der Tropengegend liegen oft 1352 Toisen hoch; Versteinerungen finden sich noch in einer Gegend von 2205 Toisen Höhe. An brennenden Vulkanen sind die Tropenländer vorzüglich reich, und man zählt deren vom Cap Horn bis Analaska 54. Nach glaubwürdigen Sagen war der Capa-Urcu einst höher als der Chimborasso, stürzte aber nach langen, durch acht Jahre dauernden Ausbrüchen seines Vulkans zusammen, so daß er jetzt nichts als emporstarrende Zacken zeigt, die, wenn die sinkende Sonne sich an den beeis'ten Trümmern bricht, das herrlichste Farbenspiel geben. — In der Region der Palmen- und Bananen-Gewächse, vom Meere an bis 513 Toisen Höhe, gibt es Mais, Cacao, Ananas, Orangen, Caffee, Zuckerrohr und Indigo; ferner Riesenschlangen, Manati's, Krokodille, Flußschweine, Alouaten, Sapajou-Affen, Faulthiere, Papageien, Tanagra's, Hocco's, Löwen, Jaguars, Tiger, Hirsche, Ameisenbären, giftige Fliegen, Bremsen, Spinnen und Ameisen. In der Region der baumartigen Farrenkräuter, von 513 — 1026 Toisen, findet man alle Getraidearten, Baumwolle, den Tapir, das Nabelschwein; in der obern Region der Cinchona, von 1026 — 1539 Toisen, den stärksten Getraidebau, die Tigerkatze, Bären und den großen Hirsch. In den kalten Gebirgsstrecken von 1539 — 2052 Toisen ist der kleine Puma-Löwe, der kleine weißstirnige Bär und sogar manche Colibriart zu treffen. Die Region der Grasfluren, von 2052 — 2565 Toisen, nährt Kameelschafe, Vicunna's, Alkapa's ꝛc. Der Condor allein schwebt in einer Höhe von 3334 Toisen. Mehr hierüber s. in dem Werke: Ideen einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemählde der Tropenländer von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

Tropfbarkeit, s. Flüssigkeit.

Tropfen ist eine kleine Quantität von Flüssigkeit, welche Kugelgestalt angenommen hat. Wovon aber ist die Kugelgestalt abhängig, welche der Regentropfen während seines Falls durch die Luft annimmt? Von der nämlichen mächtigen, durch das ganze Universum verbreiteten Kraft des Zusammenhanges, welcher die Weltkörper ihre Kugelgestalt verdanken, welche verhindert, daß ein Stäubchen derselben verloren gehe, und von deren Daseyn uns die Erscheinungen überzeugen, ohne daß wir im Stande wären, etwas Befriedigendes über ihre Natur anzugeben.

Tropfstein, s. Stalaktit.

Tropisches Jahr, s. Astronomie.

Tros, s. Troja.

Troygewicht, das Markgewicht, dessen man sich in England und Holland beim Golde und Silber bedient.

Trübsinn, s. Melancholie.

Tscherkassen, s. Circassien.

Tuberkeln, im Allgemeinen Knoten und kleine Verhärtungen, welche nach Entzündung kleiner Fett- und Schleimdrüsen, auch anderer Drüsen des lymphatischen Systems zurückgeblieben sind. Insbesondere kleine Verhärtungen in der Lunge, von der Größe der Hirsenkörner bis zu der einer Erbse und Haselnuß, Ueberbleibsel von Entzündung der Schleimdrüschen in der Lunge, oft aber auch Folgen von Skrofeln und ursprünglicher Bildung. Sie behalten immer die Neigung, sich wieder zu entzünden, wodurch sie sich jedesmal vergrößern, und endlich Veranlassung zur Lungensucht geben, indem zuletzt die größern in Eiterung übergehen und Lungengeschwüre bilden.

Sie verrathen sich durch Beengung des Athems bei stärkerer Bewegung, besonders bei dem Bergsteigen, durch kurzen trockenen Husten, durch flüchtige Stiche in der Brust, u. a. m. Wer Tuberkeln in den Lungen hat, muß alle heftige Erregung des Blutes, Laufen, Tanzen, hitzige Getränke u. s. w. vermeiden, und kann durch eine zweckmäßige Diät immer noch ein hohes Alter erreichen.

Tugend ist die vollkommene Uebereinstimmung aller Kräfte und Thätigkeiten des Menschen unter der Gesetzgebung der Vernunft. Da die Harmonie, welche unter der Gesetzgebung der Vernunft die verschiedenen Vermögen des Gemüths bestimmt, nur Eine seyn kann, so gibt es auch nur Eine Tugend. Die mancherlei Arten der Tugenden sind nur eben so viele Aeußerungen der Einen Tugend.

Tulpe, eine bekannte Blumengattung, welche jetzt in allen Gärten zu finden, und die doch erst seit 1559 in Europa bekannt geworden ist. In diesem Jahre blühete die gewöhnliche Gartentulpe zuerst in Augsburg, und der berühmte Botaniker, Conrad Geßner, gab von ihr die erste Nachricht. Sie war aber von dem österreichischen Gesandten zu Constantinopel, Busbeck, zuerst nach Deutschland geschickt worden. Der Name Tulpe ward ihr wegen der Aehnlichkeit der Blumen mit dem Turban der Morgenländer, der eigentlich Dülbend gesprochen wird, beigelegt. Obgleich die Blume in allen morgenländischen Gärten noch früher allgemein war, als in den europäischen, so stammt sie doch nicht aus dem classischen Boden Griechenlands und Kleinasiens, sondern aus Taurien, oder der Crimm, wo sie Pallas und Marschall von Biberstein wild wachsend fanden. Daher kommt sie auch bei den Alten nie vor, obgleich andere Tulpenarten in Griechenland, in Italien und im südlichen Europa wild wachsen. Ueber den zu einer gewissen Zeit bis ins Unsinnige getriebenen Tulpenhandel sehe man den Art. Blumenhandel in Holland.

Turkhestan, eine Landschaft in Mittelasien, die man zu der freien Tatarei rechnet, und welche am rechten Ufer des Sir Darja (Jaxartes bei den Alten) liegt. Turkhestan, d. i. Türkenland, ist das Stammland der jetzigen Osmanen, und wird jetzt von einem kirgisischen Regenten beherrscht, der mit den Einwohnern sich zur mohammedanischen Religion bekennt. Dies Land ist wohl bewässert und fruchtbar an Getraide, Gartengewächsen, Obst, vorzüglich Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Maulbeeren, Kirschen. Auch treibt man Viehzucht und Seidenbau. Die Einwohner sind Tataren, welche einige Cultur besitzen. Nach Elphinstone begreift man unter dem Namen Turkhestan alles Land längs des Gebirges Belur und im Norden von Sir Darja; desgleichen vom Belur-Gebirge ostwärts, so weit man Türkisch spreche, heiße es auch unter fremden Beherrschern Chinesisch Turkhestan, und das Alpenland zwischen dem Amu Darja (Oxus) mit türkischen Einwohnern sey das afghanische Turkhestan zu nennen, weil das Afghanen-Oberhaupt da seinen Einfluß ausübt. — Turkhestan, Stadt an einem Nebenflusse des Sir-Darja, ist jetzt in Verfall, und hat kaum 300 Erdhütten, keine Bazars und wenig Handel. Nach Witsen ist in der Mitte der Stadt ein gezimmertes pyramidalisches Sepulcrum, in welchem ein Scheikh (ein Chodscha, d. i. ein Nachkomme Mohammeds) verehrt werde. Man nenne es Astana, es sey 162 Fuß lang, 150 breit, die Mauern zierlich bemahlt, vergoldet und mit Thürmen versehen. Daneben wird das Grab des Eroberers von Sibirien (Iskir, Sibir, aus Dschingiskhans Geschlecht) verehrt.

Türkische Münzen finden sich insbesondere seit der Eroberung von Constantinopel durch Mahommet II. im Jahr 1453, seitdem sie eigne Münzen schlagen. Frühere Münzen sind entweder persische mit türkischem Stempel, oder kufische mit altarabischer Schrift, welche die Chalifen zu Bagdad, Damascus, Kufa (woher der Name **kufische Münzen** entstanden) und andern Orten in Asien und Afrika, — auch zu Corduba in Spanien — prägen ließen. Unter den türkischen Münzstädten sind Constantinopel, Alexandrien, Bagdad, Cahira, Algier, Tunis, Tripolis ꝛc. die bekanntesten. Ein fester Münzfuß findet in diesem Reiche nicht Statt, wo oft die Willkühr als Gesetz gilt, und insbesondere die Statthalter in den entfernteren Provinzen den Münzfuß nach Belieben ändern. Der türkische Glaube verbietet Bildnisse von Personen überhaupt, daher enthalten auch ihre Münzen keine dergleichen, sondern auf einer Seite nur den Thoghra, d. h. den Namen und die Insignien des Sultans in verschlungenen Linien, auf der andern einen Spruch aus dem Koran. Die Jahreszahl ist nach der Hedschra angegeben. Die bekanntesten türkischen Münzen, nach welchen auch gerechnet wird, sind die **Piaster**, welche ungefähr 12 Gr. gelten, die **Para's**, deren 40 auf einen Piaster und die **Asper**, deren drei auf einen Para gehen.

Turkomannien ist der Name vorzüglich zweier asiatischer Länder, welche von den Turkomannen, richtiger Truchmenen (einem Volke, das sich auch noch in mehreren andern Gegenden Asiens verbreitet hat) bewohnt werden. Das eine Turkomannien oder Truchmenenland ist ein Theil der freien Tatarei, und liegt auf der Ostseite des caspischen Meeres, zwischen diesem und dem Aralsee, eine meist sandige zum Theil unfruchtbare Steppe, die Mangel an Bewässerung leidet, jedoch auch einzelne, ziemlich fruchtbare Landstrecken in sich schließt; zum Theil ist das Land auch bergig. Es bringt etwas Getraide hervor, doch ist die Viehzucht wichtiger als der Ackerbau. Es gibt daselbst Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Wildpret und an Geflügel und Fischen ist kein Mangel. Die Einwohner, Truchmenen, gewöhnlich Turkomannen genannt, sind ein tatarischer Stamm, sehr roh, unwissend, ungebildet, Freiheit liebend und mit Gesetzen unbekannt. Sie leben nomadisch, nur wenige treiben Ackerbau und Gewerbe. Sie haben weder Fürsten noch Adel, sondern stehen blos unter erwählten Stammältesten, die jedoch auch wenig Ansehen und Gewalt haben. Sie können gegen 40,000 Mann ins Feld stellen. Die herrschende Religion ist die Mohammedanische. Dazu gehören die kulalischen Inseln im caspischen Meere, wohin die Russen des Seehundfangs wegen kommen, der Bezirk Mangischlak mit dem Hafen Katschak-Kultuk, welcher für einen der besten an den Küsten des caspischen Meeres gehalten, und des Handels wegen häufig von russischen Schiffen besucht wird. Das zweite Turkomannien, auch türkisch Armenien genannt, begreift den türkischen Antheil an dem Lande Armenien (wovon der östliche Strich zu Iran gehört), und liegt im östlichen Theile der asiatischen Türkei, zwischen Iran, den russisch caucasischen Ländern, Natolien, Syrien und Kurdistan. Es ist ein ziemlich rauhes Gebirgsland, wo sich die Zweige der Gebirge Taurus und Caucasus in einander verflechten, sich der sehr hohe Ararat erhebt, und wo die Flüsse Tigris, Euphrat und Kur entspringen. Der Boden ist im Ganzen nicht sehr fruchtbar, so daß sein Anbau einen anhaltenden Fleiß erfodert. Doch gibt es auch, besonders in dem südlichen Theile, schöne Gegenden, die einen ergiebigen Boden haben,

und unter andern Feigen, Mandeln, Granatäpfel ꝛc. hervorbringen. Die hier wohnenden Turkomannen, oder Truchmenen (außer welchen es auch Armenier gibt), sind gleichfalls ein nomadisirendes Volk, das zu Horden getheilt ist, deren jede ein Oberhaupt an der Spitze hat. Ihr Vermögen besteht meistens in Vieh, in Büffeln, Kameelen, Ziegen und besonders Schafen. Die Weiber spinnen Wolle und weben Tapeten. Die Männer thun nichts, als Tabak rauchen und ihr Vieh hüten. Sie sind beständig zu Pferde, haben ihre Lanze auf der Achsel, den krummen Säbel an der Seite, die Pistole im Gürtel, und sind muthige Krieger, die von den Türken gefürchtet werden. Dieses türkische Armenien oder Turkomannien ist in die drei Paschaliks Arzerum oder Erzerum, Kars und Wan getheilt. Man findet darin die ziemlich ansehnlichen Städte Arzerum oder Erzerum Bajazet und Wan.

Turnziel. Die Idee der Turnkunst, vom Leibe aus und an und mit demselben auch Seele, Geist und Herz zu bilden und zu üben, weicht ganz von der Ansicht unserer Väter ab, welche die Bildung zur Frömmigkeit und Gottesfurcht als die einzige feste Grundlage aller Erziehung betrachteten. Die Gegner der Turnkunst glauben daher so wenig an die Erreichung dieses Turnziels, daß sie vielmehr den Turngeist selbst anklagen, als einen Geist roher Gleichgültigkeit gegen das, was die sittlich edle und geistig feinere Bildung der Tugend, von der man Bescheidenheit, Anspruchlosigkeit, Liebenswürdigkeit und ernste Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit verlangt, bisher begründen sollte. Die Vorwürfe, welche man der Turnkunst an sich macht, als seyen ihre Uebungen dem Körper und der Gesundheit nachtheilig, wollen wir nicht wiederholen, da kein Arzt in dieser Hinsicht gegen das Turnen gesprochen, und der königlich preußische Obermedicinal- und Regierungsrath von Könen in seinem amtlichen Berichte (vergl. desselb. Verf. Leben und Turnen. Berlin, 1817) die Turnübungen als höchst zuträglich und heilsam in Schutz genommen hat. Denn die Vorbereitungen sind so einfach, die Stufenfolge so allmählig, die Vorsichtsmaaßregeln so sorgfältig und die Aufsicht so genau, daß wohl nichts dabei zu wünschen übrig seyn möchte. Nur das öffentliche Wetturnen erscheint weniger empfehlungswerth, auch könnten solche Uebungen, welche den Kunststücken der Gaukler zu ähnlich sehen, von den Turnplätzen verbannt werden. Wird im Allgemeinen das fehlerhafte Uebermaaß vermieden, so kann man der Turnkunst keinesweges vorwerfen, sie raube Zeit, ermatte für Geistesanstrengungen und gebe zu viel Zerstreuung. Aber eben darum ist Aufsicht von Seiten des Staats nöthig, denn die Turnmeister selbst möchten wohl das richtige Mittelmaaß nicht allezeit treffen, da man weiß, wie sehr diejenigen, die eine Kunst ausschließend treiben, geneigt sind, ihre Beschäftigung für die Hauptsache in der Welt zu halten. Die Bestimmung über Zeit, Ort und Maaß der Leibesübung sollte daher von den Ordnern der ganzen Erziehungs- und Unterrichtsanstalt abhangen. Indeß tadelt man nicht ohne Grund, daß die meisten Turner in Gang, Stellung, Haltung und Bewegung etwas Ungefälliges und unangenehm Derbes, ja sogar in ihren Gesichtszügen nicht selten einen unjugendlichen Ernst und fast finstern Ausdruck zeigen. Hieran ist aber nicht sowohl die Turnkunst Schuld, als vielmehr die falsche Vorstellung der Meister, welche die unbefangene, leichte, fröhliche Geberdung eines bescheidenen, offenen und eben dadurch für sich einnehmenden Knaben mit glatter und gehaltloser Zierlichkeit verwechseln. Sie sehen auf dem Turnplatze nur auf einseitige Ausbildung

der bloßen Kraft, wodurch nothwendig die Erwerbung eines gefäl-
gen Anstandes sehr erschwert wird. Darum darf für diesen Zweck
Tanzkunst nicht aus der Reihe der jugendlichen Leibesübungen au
geschlossen werden, wohlverstanden, daß die Tanzkunst etwas ande
lehren soll, als Tänze. Endlich bemerkt man, daß die bisherige Tu
kunst alle Knaben und Jünglinge, ohne Rücksicht auf ihre kün
Bestimmung, gleichförmig muskelkräftig und gelenksam ausarbe
da doch mehrere, z. B. die Reck-, Barren- und Klimmübung
nur mit Vorsicht bei solchen Statt finden sollten, die zu ihrem kü
tigen Berufe einer besonders leichten, biegsamen und geschmei
Hand bedürfen, wie Mahler, Kupferstecher, Wundärzte, Geb
helfer, Tonkünstler u. s. w. — Die strengste Rüge hat sich gegen
Geist des Turnens erhoben, in wie fern er die höhere Ausbild
des Menschen, die sittliche, begründen soll. Zwar läßt sich
läugnen, daß gewisse Eigenschaften des Charakters, als: Entsch
senheit, Besonnenheit, Ausdauer und Muth, aus dem durch
Turnen erprobten Gefühle der Kraft mit entspringen können;
dies berechtigt nicht zu der übertriebenen Anpreisung des Turnens
des wichtigsten Erziehungsmittels zur Umbildung und Wiederge
des Volkes. Die tiefste, die reinste, die umfassendste und die in
Verhältnissen bewährteste Bildung geht von der herrschenden Ge
nung aus, und kein menschliches Surrogat kann für die Entwick
der Gesinnung der Menschen das leisten, was der religiöse Gl
an Gott, Unsterblichkeit, Tugend und Freiheit Großes und Vort
liches erzeugt. Zwar machen die Turngesetze (in Jahns deutscher Tu
kunst) die strengste Befolgung des Sittengesetzes zu ihrer Aufg
allein die Turnmeister glauben (vgl. Passows Turnziel), daß
Turnkunst durch sich selbst mittelst ihrer Allgemeinheit und Oef
lichkeit jenes Resultat hervorbringe, und daß die religiöse Bild
die Erhebung der Seele zu Gott, einem reiferen Alter, „wenn
Vernunft der Sinnlichkeit Meister zu werden begonnen hat,“ vor
halten bleiben müsse! Als wenn das Kind in seiner reinen Unbe
genheit — daher das große Wort: Lasset die Kindlein zu mir
men u. s. w. — Gott zu lieben unfähig wäre! Aber auch sehr
bestimmt, ja bedenklich ist die Vorschrift der Turngesetze, welche
neigung gegen alle Ausländerei und endlich rücksichtslose Hi
gebung an das Wohl der Turngemeinschaft *) den Turnern
Pflicht macht, und zu welcher Anmaßung verleitet der Turnm
seine jungen Turner, wenn er sie auffodert, Muster, Beispiel
Vorbild zu werden, oder wenn ein Andrer die Turnknaben mit V
achtung gegen das ältere Geschlecht als gegen ein „kümmerliches
„sich versunkenes Daseyn“ erfüllt, und sie erinnert, daß einzig
ihnen als den Reinsten der Zeit, „Hülfe,“ die „Wiedergeburt
Volks“ und die „Genesung des kranken Geschlechts“ zu erwarten
Glaubt der junge Turner, daß er durch die Turnübungen diesen
sönlichen Vorzug und diese öffentliche Bedeutsamkeit erlange, so
er gleichgültig vornehm auf alle Bestrebungen des stillen Erfor
des bescheidenen Fleißes der nicht turnenden Jugend herabsehen. D
gehört ja zu den „timiden“ Naturen! Es war daher wohl folgerl
daß unter den Tugenden, welche die Turnmeister nach Jahns The

*) Das auf den letztern Punkt sich beziehende Turngesetz ist von Jah
fentlich zurückgenommen worden. Auch treffen diese Bemerkungen G
Muths Turnlehre nicht.

der Jugend einzuflößen unternahmen, der Demuth, jener Hingebung an den göttlichen Willen, nicht gedacht wurde, welche allein das Herz mit dem Geiste, die Kraft mit dem Willen dauerhaft pflichtmäßig verbindet, und die Hoffnung mit dem Schicksal versöhnt. Ganz im entgegengesetzten Sinne sah man bei der spartanischen Erziehung dahin, daß der Jugend neben Kraft, Gewandtheit, Muth, Ausdauer und Entschlossenheit zugleich die tiefste Ehrfurcht vor den bestehenden Einrichtungen und persönliche Achtung des älteren Geschlechts eingeflößt wurde. Doch diese Bemerkungen treffen mehr einen zufälligen Auswuchs in Jahns Turnlehre, als die Sache selbst. Und wenn die Gegner den dermaligen Turngeist beschuldigen, daß er Anmaßung, Selbstgefühl, Rücksichtslosigkeit und Unbescheidenheit bei der Jugend hervorbringe, so müssen sie dennoch auf der andern Seite zugeben, daß — größtentheils eine Folge des Turnehrtriebes — zugleich Ernst, tüchtiger Fleiß, Mäßigkeit und vor allen Dingen Keuschheit zugenommen haben. Selbst die unter dem Namen Burschenschaft bekannte Verbindung der Studirenden auf Universitäten, welche die meisten Turner unter sich zählt, ist in vieler Hinsicht auf die sittliche Vervollkommnung der Jünglinge höchst lobenswürdig berechnet. Sie würde alle Gegner entwaffnen, wenn sich zu der offenbar edlen Richtung des Willens, die sie bezeichnet, noch Demuth und Bescheidenheit gesellten. Auch den düstern Ernst einer die Verhältnisse und die Zeit überspringenden Thatkraft milderte dann die Anmuth eines sich auf sich selbst beschränkenden, in dem Idyllen-Leben des Wahren, Guten und Schönen sich frei und froh bewegenden Geistes. Dies hat Guts Muths in s. Abr. der deutschen Gymnastik (Katechismus der Turnkunst; Frankfurt a. M. 1818) nicht übersehen. Er prägt ausdrücklich dem jungen Turner ein: Du sollst dein Muth- und Kraftgefühl unter der Zucht deines Geistes in Demuth halten. Du sollst dich nicht zur Schau stellen. Muthwillig mit seiner Leibeskraft Jemanden zu nahe treten, heißt Gefallen haben an der unvernünftigen Stärke des Rosses. Du sollst Maaß halten in der Arbeit des Leibes. Du sollst der geistigen Ausbildung nicht die Zeit stehlen für die leibliche u. s. w. Schon diese Verschiedenheit der Ansichten einzelner Turnlehrer beweist die Wichtigkeit der Aufgabe, die bisherige Turnerziehung mit dem wahren Geiste der Jugendbildung in Uebereinstimmung zu bringen. Unstreitig hat sich der Stifter der Turnkunst selbst dabei den höchsten Zweck, ein sittliches Ziel, redlich gedacht und zu erstreben vorgesteckt. Darüber gibt sein Buch: Deutsches Volkthum (1808; N. A. 1817) die beste Auskunft. Allein er will die sittliche Gesinnung, auf welcher das feste Gebäude der menschlichen Gesellschaft errichtet werden soll, nur durch äußere menschliche Einrichtungen erwecken und ausbilden, ohne die ewig feste Grundlage aller Gesinnung, die Religion, welche allein das Sichtbare dem Unsichtbaren, die Masse dem Gesetz, durch freiwilligen Gehorsam — aus Liebe — unterzuordnen vermag, zum Grundstein seines Gebäudes zu machen. Jede Kunst muß sich aber auf die Natur ihres Gegenstandes, das Turnen also auf das Verhältniß des Körpers zum Geiste beschränken. Daher ist die Turnkunst nur ein Bestandtheil der männlichen Erziehung, nicht die Basis derselben überhaupt. Denn wenn sie auch gewisse sehr schätzbare Eigenschaften, wie Muth, Ausdauer, Entschlossenheit erweckt und befestigt, so vermag sie dennoch, da ihr Verfahren vielmehr eine blos äußerliche Abrichtung, als eine innere Gestaltung ist, die moralische Gesinnung im Ganzen, den Geist der Tugend überhaupt

durch sich selbst weder zu gründen noch einzustößen. Sie kann, wenn sie nicht selbst mit einer höheren Aufgabe in Widerspruch kommen soll, kein anderes Ziel haben, als Bildung eines gesunden, kräftigen, leiblich geschickten und tüchtigen Geschlechts; sie muß daher der ganzen übrigen — religiös-sittlichen Erziehung sich unterordnen, folglich den allgemeinen Grundsätzen derselben nicht widerstreben, noch deren Wirksamkeit durch vorherrschende Einseitigkeit hemmen, sie muß, wie es bereits in den dänischen Volks- und Kriegsschulen geschieht, auf Stand, Beruf und die besondern Anlagen der einzelnen Zöglinge sorgfältig Rücksicht nehmen, sie muß dem Körper nicht blos Kraft, Gewandtheit und Fertigkeit überhaupt ertheilen wollen, sondern zugleich auf Anstand und gefällige Form der Bewegungen sehen, und in allen Dingen aber das Entbehrliche von dem Nothwendigen wohl unterscheiden. — Vergl. über diesen wichtigen Gegenstand: Beckedorfs Rec. in den Wiener Jahrb. der Literat. 5. B. 1819. S. 20 fgg. und den Hermes 2. St. 1819. K.

Typhon oder Typho (ecnephius vibrans, vortex) wird vom Plinius jener heftige Sturm oder Wirbelwind genannt, der jetzt, vorzüglich im großen indischen Weltmeere, bei China, Japan und auf der Halbinsel jenseits des Ganges während der wärmern Jahreszeit erscheint. Gewöhnlich bricht er mit Heftigkeit aus einer dicken und schwarzen Wolke hervor. Diese Art Wirbelwind hat mit jenen plötzlichen Stürmen im äthiopischen Meere und vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welche Travados genannt werden, große Aehnlichkeit. Diese letztern zeigen sich ebenfalls, wie der Typhon, bei stillem und heiterm Wetter und fangen mit einer kleinen schwarzen Wolke an, breiten sich nach einer Stunde überall aus und zerstören mit größter Wuth die Schiffe in dem Hafen und auf dem Lande die Wohnungen. Es ist nichts Seltnes, daß in den 3 Monaten April, Mai und Junius, an manchen Tagen zwei bis drei solcher verwüstenden Travaten, außer dem Cap der guten Hoffnung, auch auf der Küste von Guinea, in Loango und Guardafui entstehen. Wenn ein solcher Typhon oder Wirbelwind eine Wolke faßt, so entstehen daraus die sogenannten Wasserhosen (s. d. Art.). Die Blitze und der schweflige Geruch, welche man bei diesen Lufterscheinungen wahrnimmt, zeigen wohl deutlich, daß hier die Electricität eine mitwirkende Ursache ist. Diese Naturkraft mag nun aus den höheren Luftregionen herab, oder aus dem Innern der Erde, wie aus dem heißen Meeresgrunde bei China, in die Atmosphäre heraufwirken, so scheint wohl so viel außer Zweifel zu seyn, daß der Wärmestoff und seine Modifikationen, die Electricität — magnetische oder galvanische oder eine andere Abart jener Hauptkraft — zur Bildung oder Production dieses Phänomens das Ihrige beitragen.

Typolithen, Spurenstein, sind diejenigen Versteinerungen, wo nur die äußere Form des organischen Naturkörpers geblieben ist. Dieser letztere wurde nämlich in der Bildungsperiode der Erdrinde von noch flüssigen, später verhärteten, mineralischen Stoffen umgeben, nicht aber durchdrungen, wie bei andern Versteinerungen, ging dann in Verwesung über und hinterließ keine anderen Spuren als die seiner Form, an dem umgebenden Mineral. Es wurde die leere Höhlung aber auch oft durch andere anorganische Körper ausgefüllt, welche dann Versteinerungskerne genannt werden. Die Typolithen finden sich nur von Conchylien, nicht von andern Naturkörpern.

Typometrie heißt die von Breitkopf (s. d. Art.) erfundene, nd nachher auch von andern, z. B. von Haas d. J. zu Basel, ausübte Kunst, Landkarten mit beweglichen Typen zu drucken.

Tyrrhenia, Tyrrhener, ein alter Name für Etrurien nd seine ältesten Bewohner, die aus Lydien eingewandert seyn solln, und als geübte Seefahrer und Handelsleute, auch wohl als reibeuter, erwähnt werden.

Tzetzes (Johann und Isaak), zwei Brüder, die in der Mitte s 12ten Jahrhunderts nach Chr. zu Constantinopel lebten, von den wir noch Commentare über griechische Schriften, vorzüglich über n Lykophron, haben, und von Johannes auch Gedichte in griechiser Sprache, deren eines die Geschichte des trojanischen Krieges bis m Anfang der Ilias, ihren Inhalt selbst, und die Begebenheiten n Hektors Tode bis zur Heimkehr der Griechen erzählt; das andre ößre eine Erklärung der Homerischen Mythen liefert. Beide sind ätzbar, nicht sowohl in poetischer Hinsicht, wo ihr Werth unbedeund ist, als deshalb, weil sie mehrere alte Bruchstücke, Nachrichten nd Mythen aus ältern verloren gegangenen Quellen enthalten.

U.

Uebel ist im Allgemeinen alles dasjenige, was ein denkendes und npfindendes Wesen von seinem Zwecke entfernt. Der Zweck des Menhen aber ist ein doppelter: ein physischer, der das Wohlseyn des ysischen Lebens, und ein moralischer, der die sittliche Veredlung besichtigt; und diesem nach gibt es auch ein physisches und ein molisches Uebel. Jenes entfernt ihn vom äußerlichen Wohlbefinden, B. Schmerz, Krankheit, Mangel, dieses von der Sittlichkeit.

Ueberbein, ein verhärteter Auswuchs an den Sehnen, auch ohl an den zartern Knochen der Hände und Füße, dergleichen durch toß und Druck erzeugt werden kann.

Uebergangsgebirge sind diejenigen Gebirge, welche gleichm den Uebergang von den Ur- zu den Flötzgebirgen bilden, und ne Reihe Gebirgsarten in sich fassen, welche Uebergangsgergsarten genannt werden. Die Uebergangsgebirge entstanden äter als die Urgebirge, mithin nach der chaotischen Periode der ildung der Erdrinde und als schon die Schöpfung der organischen örper begonnen hatte, jedoch früher als die Flötzgebirge. Sie vernden die reinere Bildung mit der gröberen, und sind weniger chesch als die Ur-, aber auch weniger mechanisch niedergeschlagen, s die Flötzgebirge. In ihnen finden sich zuerst Versteinerungen und odrücke organischer Naturkörper, z. B. Conchylien, See- und umpfpflanzen, und zwar insbesondere solche, deren Originale in der zt lebenden Natur nicht mehr aufgefunden werden; allein sie sind cht in so großer Menge vorhanden, als in den Flötzgebirgen. Die ebergangsgebirgsarten sind gewöhnlich auf den Urgebirgen, und unr den Flötzgebirgen gelagert, so wie es die Reihenfolge der Entsteng mit sich bringt; in gleichem Verhältnisse stehen daher die Uebergangsgebirge rücksichtlich der Höhe zu den beiden anderen Gebirgsforationen, so daß sie niedriger als die Urgebirge, höher aber als die

folgende theils einfache, theils gemengte Mineralien: 1. die Grau-
wacke, eine mechanisch gemengte, aus Bruchstücken von Feldspath,
Quarz, Thon- und Kieselschiefer zusammengesetzte, durch ein thoniges
Bindemittel verbundene Gebirgsart, gewöhnlich von grauer Farbe;
2. Uebergangs-Thonschiefer; 3. Uebergangs-Kiesel-
schiefer; 4. Uebergangs-Kalkstein, der als Marmor bear-
beitet wird, und nicht selten schroffe Klippen, enge tiefe Thäler und
Höhlen bildet, z. B. die Baumanns- und Bielshöhlen am Harz und
viele andere, in denen sich der herabträufelnde Kalksinter zu den man-
nigfaltigsten Figuren gestaltet, welche die rege Einbildungskraft dann
zu abenteuerlichen Dingen umschafft; 5. den Uebergangsgyps;
6. den Uebergangstrapp, wozu wiederum Hornblende, Grün-
stein, Kugel- und Lederfels, so wie der porphyrartige und mandel-
steinartige Trapp gezählt wird. — Man rechnete die Uebergangsgebirgs-
arten früher zu den Urgebirgen, jedoch Werner erhob sie zu einer
besondern Classe, so wie sie seitdem auch von allen übrigen Minera-
logen als eine besondere Gebirgsformation aufgeführt werden.

Ultra nennt man jetzt überhaupt Alle, die aus Vorurtheil und
Leidenschaft in dem, was sie wollen, weder Maaß noch Ziel halten
und das Ziel verlieren, indem sie über dasselbe hinausstreben. Die
Benennung ist aus dem Worte Ultrarevolutionärs entstanden,
womit man im Jahre 1793 diejenigen bezeichnete, die in ihrem repu-
blikanischen Schwindel die Gränzen der angenommenen Revolutions-
grundsätze überschritten. Von vielen herrschsüchtigen Demagogen ge-
schah dies absichtlich, um ihre Gegner verdächtig zu machen und aus
dem Wege zu räumen. Das berüchtigte Revolutionstribunal (s. d.
Art.), Dantons Werk, war die Giftfrucht jener Tollheit der schwar-
zen Jakobiner. Seit der Rückkehr der Bourbons auf den Thron in
Frankreich bildeten sich die Parteien der Ultraroyalisten und
der Ultraliberalen: Gegensätze, die sich aus dem Meinungs-
kampfe der Revolutionären und Antirevolutionären entwickelt und
mehr oder weniger über einen großen Theil von Europa verbreitet
haben. Beide sind überspannte Wortkämpfer, jene für die alte,
diese für die neue Zeit; dadurch haben sie eine wichtige Bedeutung
in der Geschichte der öffentlichen Meinung und des Zeit-
geistes erhalten. Die neuere Geschichte Frankreichs insbesondere läßt
sich ohne die genaue Kenntniß beider Parteien nicht verstehen. — Die
Ultraroyalisten erklärten sich, weil die freisinnigen Vertheidiger der
Volksrechte auf die Philosophie Voltaire's und Rousseau's sich beru-
fen, gegen alle Philosophie und nannten sich die Unaufgeklärten. De-
mestre und Bonald schrieben im Sinne dieser ersten Ultra, und Cha-
teaubriand war der geistvollste Sachwalter der neuen Frömmler.
Bonaparte haßte die Aufgeklärten, welche er Ideologen nannte; aber
eben so sehr haßte er die Ultra als Finsterlinge und Bourbonisten. Schon
nach der ersten Restauration gab es Ultra, aber noch nicht als po-
litische Partei nach einem Plane handelnd. Sie organisirten
sich als Faction erst während der hundert Tage. Denn in Gent ga-
ben Jaucourt (der Minister), Louis, Beugnot u. A. alle Schuld des
20. März auf die Ultraroyalisten; dagegen war der Graf von Bru-
ges (Soults Freund) die geheime Seele der Ultra's, welche sich um den
Grafen von Artois stellten und den Republikanern, dann den Libe-
ralen überhaupt, alle Schuld des 20. März beimaßen. Damals bil-
deten die Grafen Lally, Chateaubriand u. A., die sich an den Gra-
fen Blacas (s. d. Art.) anschloßen, eine Art von Mittelpartei

Als aber Talleyrand, das Haupt der Partei Jaucourts, Beugnots und Louis, mit Ludwig XVIII. nach Paris zurückgekehrt war, schob er die H. H. Blacas, Lally und Chateaubriand vom Ministerium weg; daher traten diese, (Lally nur für den Augenblick) auf die Seite der Ultra's. Damit begann die eigentliche politische Verbindung der Ultra's gegen das Ministerium, welche noch jetzt fortdauert. Um jene Männer gruppirten sich die meisten Royalisten, selbst die liberal Gesinnten. Ihr erstes Werk war der Sturz Fouché's und des an Fouché haftenden Talleyrand'schen Ministeriums. Decazes bewirkte diesen Sturz. Talleyrand hatte ihn zum Polizeipräfecten ernannt, in diesem Amte schlossen sich die Ultra's, vorzüglich der Herzog Jules de Polignac, an ihn an. Nach Fouché's Fall wurden Decazes und Vaublanc die eigentlichen Minister der Ultra's. Allein Letzterer verdarb den Plan, die ganze Verwaltung im Sinne der Ultra's umzubilden, durch seinen Ungestüm, seine Ueberspannung und Eitelkeit; daher die Spaltung zwischen ihm und Decazes, der erste Keim der Trennung der Ministeriellen und der Ultra's. Die Kammer von 1815 gehörte größtentheils der geheimen Faction der Ultra's an, welche die geistlichen Güter der Kirche und die Güter der Emigranten ihren Eigenthümern zurückgeben wollten. Dieser geheime Bund stand um Monsieur; der Stifter desselben aber war der durch Talent, Energie und dunkle Intriguensucht ausgezeichnete Graf von Bruges. Allein der französische Charakter ist für Verschwörungen zu lebhaft; die Franzosen verschwören sich auf offener Straße; sie reden zu viel; also durchschaute Decazes sehr bald ihr ganzes, auf eine Contrerevolution hinarbeitendes Verfahren. Er stellte Lainé an Vaublancs Platz, und begann den Kampf mit den Ultra's, wobei ihn das aus Anhängern der Revolution zusammengesetzte Fouché'sche Polizeiministerium trefflich unterstützte. Hierauf erfolgte die Auflösung der Kammer der Deputirten von 1815 und die merkwürdige Ordonnanz vom 5. Sept. 1816. (S. d. Art. Frankreich.) Allein um so heftiger entbrannte der Kampf der Ultra's gegen die Liberalen, welche in der neugewählten Kammer der Deputirten das Uebergewicht erlangten. Beide Parteien bedienten sich gegen einander der Waffen der Verleumdung. Die Ultra's nannten sich jetzt selbst Ultra's und stempelten diesen anfänglichen Spottnamen zu ihrem Ehrennamen. Nun schlossen sich sogar ehemals berüchtigte Jacobiner an die Ultra's an, z. B. Donadieu und Canuel; daher man die Ultra's ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit wegen auch weiße Jacobiner nannte. Sie beförderten Unruhen, um ihren Diensteifer geltend zu machen. (S. Lyon im J. 1817.) Dergleichen Umtriebe wurden ein engeres Vereinigungsmittel für die Liberalen, die nun in der Minerve française eine Art Nationaltribüne neben der Deputirtenkammer errichteten. Darauf pflanzten die Ultra's ihre Standarte in dem Conservateur auf. Unterdessen neigten sich Richelieu und Lainé immer mehr zu den Ultra's, zugleich Decazes zu den Liberalen. Die Erhaltung des Wahlgesetzes wurde der Triumph der Letztern; dadurch kam Decazes (den 29. Dec. 1818) ganz empor, und Abbé Louis, ein Erbfeind der Ultra's, ward Minister. Auch der Kriegsminister Gouvion St. Cyr ist ein Feind der ultraroyalistischen Garde. Dagegen war Talleyrand, als ein Feind der Minister, aus dem Lager der Liberalen in das der Ultra's übergangen. Er und Molé, der gestürzte, ehrsüchtige, talentvolle Minister, leiteten die Tactik der Pairskammer im Jahre 1819, als sich der Aristokratismus gegen die Minister und die Charte verschwor,

und zuerst die Abschaffung des Wahlgesetzes in Vorschlag brach
Von außen spielte der Baron Vitrolles eine große Rolle in den C
keln der Ultra's. Endlich siegten die Minister in der Pairskamm
durch die Ernennung von sechzig neuen Pairs (5. März 1819).
Zu den Ultra's gehörten (nach den Lettres Normandes) im J
1819, von 262 Mitgliedern der Pairskammer 115, an deren Sp
jene Zeitschrift den Kanzler d'Ambray setzt; unter ihnen: Marq
Barthelemy, Marschall Victor, Card. Beausset, Vicomte Chatea
briand, Graf von Clermont Tonnere, die Herzoge von Duras und F
james, Marq. Fontanes, Card. la Luzerne, Gen. Marq. Lauris
Marq. Pastoret, Herzog und Graf Polignac, Marschall Oudin
Baron Seguier, Präsident des Pariser Appellationshofes, Fürst Ta
leyrand, Card. Talleyrand, Marschall Macdonald, Marsch. Su
u. A. Außerdem zählt man 59 ministerielle Pairs, darunter die Ma
schälle Beurnonville und Davoust, Gen. Maison, Exminister M
der Herzog von Cadore (Champagny) u. A. Unter 79 liberalen Pa
nennt man die Grafen Boissy d'Anglas, Chaptal, Daru, Lacé
Lanjuinais, Volney, La Tour Maubourg, Mollien, die Marsch
Lefebre, Moncey, Jourdan, Marmont, Mortier, Kellermann; die
Herzoge von Brancas, von Broglie, von Choiseul, von Rochefouc
von Piacenza (Exconf. Lebrun) u. A. m. Im Namen der Ultra's
sprechen in der Kammer der Deputirten Hr. von Villele und von
Corbières, die Häupter der verständigeren Ultra's, deren man
1819 etwa dreißig in der Kammer der Deputirten zählte. Ihnen i
vorzüglich das Wahl- und das Recrutirungsgesetz (das alle Stän
nach dem Grundsatze der Gleichheit behandelt) zuwider. Die rein
Ultra's, etwa zwanzig, welche von keinem Nachgeben wissen
unter denen die heftigsten den Ankäufern die Nationalgüter entreiß
jeden, der nicht ihrer Meinung ist, aus seinem Amte vertreiben,
Protestanten verjagen, und alle, die in ihren Augen politisch Verbr
sind, zum Tode verurtheilen oder verbannen wollen, folgen der F
des H. de la Bourdonnaye. Zu den Ultra's gehören geistr
Schriftsteller: als Bonald, Lemestre Montlozier, Chateaubriand, F
vée und Andere. Als ehrsüchtige und talentvolle Intriguanten u
ihnen bezeichnet man den Grafen Bruges und den Baron Vitrol
Endlich zählen sie Abtrünnige von nationaler Bedeutung in ihr
Reihen, unter Andern Talleyrand und Lainé. Die Ultra's haben
Gunst der Prinzen, und ihre ersten Familien umgeben den K
allein ihr Betragen im Jahre 1815 und ihr Ränkespiel mit den
fen der Verläumdung und geheimer Anklagen, — ob sie gleich
Religion, Tugend und altadelicher Großmuth sprechen, — haben
in den Augen der Nation verächtlich gemacht. Offenbar haben
dadurch auch die Partei der Liberalen, in deren Namen in der K
mer der Deputirten gewöhnlich H. von Chauvelin spricht, z
neren Aeußerungen gereizt; und es ist kein Zweifel, daß, wenn
Minister den Ultra's nachgäben, die größere Masse der leiden
lich Liberalen sich exaltiren, für die Republik sich erklären und
Adel und Priester herfallen würde. In der Kammer von 1818
man übrigens unter 242 Deputirten nur 20 Ultraliberale. —
Uebrigen theilten sich in Doctrinaires, Ministeriellliberale (60),
ministerielle (60) und solche, die es nur bedingt sind (50). Den
traroyalisten und den Ministern gegenüber stehen die Independe
ten, welche alle Verbannten zurückgerufen wissen wollen. Sie
keinen Chef; doch nennt man sie gewöhnlich die Partei des H. Lafit

Die grose Mehrheit der Deputirten ist gegen sie. Seit der Sitzung vom 17. Mai 1819, wo der Minister Deserre sein dreimaliges Jamais gegen die Zurückberufung der verbannten Regiciden aussprach, haben sich viele Liberale an die Independenten angeschlossen. Uebrigens wird in keiner von beiden Parteien auf Sittlichkeit gesehen; in beiden spielen zum Theil solche Männer die erste Rolle, die als unsittlich öffentlich anerkannt sind. Am lebhaftesten bekämpfen sie sich in den Zeitungen. Die Ultraroyalisten, deren Organ der Conservateur ist, gehören an: die Quotidienne, die Gazette de France, das Drapeau blanc und das Journal des débats. Auch bedienen sie sich eines englischen Tagblattes, der New Times, um ihre Meinungen zu verbreiten. Die ultraliberalen Journale sind: das Journal de Commerce (le Constitutionel), das J. général, (l'Indépendant), die Renommée, (des H. Benj. Constant) und der Censeur (der H. H. Comte und Dunoyer). — In Deutschland gibt es Ultra in entgegengesetzten Richtungen des Alten und des Neuen im Kampfe in der Theologie wie in der Gymnastik. In der Politik haben Reichsräthe und Mediatisirte die Rolle der deutschen Ultra übernommen, und während die Liberalen sich auf den 13ten Artikel der Bundesacte und auf so manches andere Fürstenwort berufen, stützen jene sich auf den 14ten Art. der Bundesacte, und verfechten die alten Vorrechte. Man hat daher vorgeschlagen, die deutschen Liberalen Dreizehner und die Ultra's Vierzehner zu nennen. Vergl. den Artikel Liberale.

Umfang, s. Volumen.

Umgekehrte Methode der Tangenten, s. Inversa methodus tangentium.

Umlauf, Revolution, heißt die Bewegung eines um einen Mittelpunkt laufenden Körpers durch seine ganze Bahn. Die Zeit, in welcher ein solcher Körper seine ganze Bahn einmal zurücklegt, heißt die Umlaufszeit. Das Verhältniß der dabei Statt findenden geschwindern oder langsamern Bewegung zu der Entfernung vom Mittelpunkte und der dem Körper mitgetheilten Kraft und anderen Einwirkungen erläutert die Mathematik. — Ueber die Umlaufszeit der bis jetzt bekannten Planeten um die Sonne s. d. Art. Sonnensystem.

Umlaufender Wind. So nennt der Seefahrer den Wind, wenn er sich schnell von einem Compaßstriche zum andern dreht.

Umschattig. Man versinnliche sich die Stellung der Bewohner der kalten Zonen auf der Erdkugel, und wähle zur Verdeutlichung einen Bewohner des Pols selbst. Hat die Sonne sich ihm nähernd, den Aequator (seinen Horizont) erreicht, so geht sie ihm, bis zur Rückkehr zu demselben, nicht mehr unter, sondern läuft, in und über dem Horizonte, ganz um ihn herum, so daß sich sein Schatten, im Verlauf von 24 Stunden, immer durch alle Punkte desselben dreht. Dies gilt, mit der von der kürzern Dauer der Erscheinung abhängigen Einschränkung, auch für die übrigen Bewohner der kalten Zonen; und sie heißen deswegen Umschattige.

Umtriebe (demagogische) in Deutschland. Ein neues Criminal-Kunstwort bezeichnet ein neues Verbrechen, ein neues Verbrechen bringt neue Rechtsformen, neue Strafen hervor, und fällt das Verbrechen einer ganzen Nation zur Last, so ist es Rechtens, daß die ganze Nation dafür Strafe leide. — — — — — Diese Bemerkungen kann man machen bei dem großen Prozesse, den die aufsehende Gewalt des Staats gegen den verführten und verdorbenen Zeitgeist

und gegen die Schuljugend der deutschen Nation im Jahr 1819 be-
gonnen und bereits (im März 1820) bis zum Schlußberichte der in
Mainz versammelten Central-Untersuchungs-Commission fortgeführt
hat. Zwar gibt es Ungläubige, die den Umfang des angeschuldigten
und gewissermaßen schon bestraften Verbrechens noch in Zweifel zie-
hen; ja sie gehen so weit, behaupten zu wollen, der Thatbestand der
großen Schuld, als ob freveInde Giganten schon ein ganzes Alpen-
gebirge über einander gethürmt hätten, um einige und dreißig Throne
von ihrer Höhe in den Pfuhl der Demokratie hinabzustürzen, sinke
als ein elender Maulwurfshaufen. Allein diese irrige Ansicht
blöden Maulwurfsaugen wird durch die in öffentlichen Urkunden, in der
preußischen Staatszeitung und in andern Blättern bisher aufgedeck-
ten Schulfrevel bereits hinreichend widerlegt. Man denke nur an
Alles, was dem Beginnen demagogischer Umtriebe vorausgegangen
ist! — Die Theilnahme des Volks und der Jugend, besonders der
akademischen, an dem Kampfe gegen Napoleon zur Wiederherstellung
der deutschen Fürstenthrone hatte die Fürsten in Wien bewogen, den
Völkern neue, dem gegenwärtigen Zustande ihrer gesteigerten Cultur
angemessene ständische Einrichtungen (vgl. die Proclamationen und
Declarationen, so wie die in Klübers Archiv aufbewahrten diploma-
tischen Noten) zu versprechen. Dieses Versprechen brachte in den
durch jene Theilnahme ohnehin schon exaltirten Köpfen ein allgemei-
nes Hinneigen zu einer neuen Ordnung hervor, indem man, weil die
Fürsten den alten Kaiserthron nicht wieder aufrichteten, und sich selbst
von den Fesseln des Reichslehnwesens für immer losmachten, auch in
Ansehung der Völker die alten auf die Reichslehnverfassung gegrün-
deten Territorial-Feudalstände für aufgehoben ansah. Aber bald
verrieth eine „heimliche Unruhe und eine dumpfe Gährung" in Rede
und Schrift die, wie uns dünkt, ungegründete Furcht, daß man in
der Organisation einer ständischen Aristokratie, welche Postulate
höre und dem Volke zutheile, nichts als die Wiederherstellung der
Feudalstände, blos um den Staatscredit zu untermauern, beabsichtige.
Der Antagonismus zwischen der alten und der neuen Zeit regte sich
aufs neue in dem Streite der Praxis mit der Theorie; daher wurden
die Ströme nicht frei, und das Zollwesen blieb, wie es schon ein al-
ter Schriftsteller bezeichnete, die mira insania Germanorum. Der
dunkle Sinn des 13. Art. der Bundesacte und die im Sinne des
Volks geschehene Vollziehung desselben in Bayern, Baden, Weimar,
Würtemberg, Nassau etc. reizte die Ungeduld der übrigen Völker
Deutschlands. Aber in dem Wunsche derselben nach Reformen sah
die Aristokratie ein revolutionaires Anwogen, dem sie als Damm sich
entgegenstellen müsse. Nun entstanden gegenseitig Mißtrauen und Er-
bitterung. Mehr als ein Schriftsteller des Tages, auch wohl mancher
unreife Kopf, schrieb vorlaut und unartig für die Volkssache. Denn
man hatte zwar das Grab einer vernünftigen Freiheit der Rede und
Schrift, den Censurzwang an einigen Orten selbst zu Grabe getra-
gen, aber man hatte vergessen, vorher durch ein Gesetz über Preß-
mißbrauch die Gränzen des Erlaubten zu bezeichnen, und die Mittel,
Strafbares zu hindern, sich zu sichern. Daher bewegte sich mancher
im Gebrauche der neuen ungewohnten Redefreiheit etwas thöricht,
und es kam bei der lieben Jugend, welche sich für das Gute und
Rechte — anfangs selbst mit Erlaubniß der Regierungen — zu be-
geistern angefangen hatte, wie bei jedem Weine, die sogenannte Zeit
des Brausens. Die alte fromme Zucht und Ordnung war nämlich

schon längst aus der häuslichen Erziehung großentheils, und zum
Theil auch aus den Schulsälen entwichen, so daß die Jünglinge im-
mer unreifer die Akademie bezogen, von wo sie der Ruf ins Feld
zweimal abrief. Sie kehrten für politische Ideen begeistert zurück, dar-
um nahmen sie fortwährend Antheil an vielem, was man in der auf-
geregten Zeit sprach, und behandelten Alles mit der vorherrschenden
Richtung unserer Zeit — die bisher einzig und allein fast nur noch
auf den Universitäten, wo die Denkfreiheit falsche Theorien besser
zu widerlegen im Stande ist, als das Gebot der Macht, siegreich be-
kämpft wurde, — mit Gemüth und Einbildungskraft, den Verbün-
deten des altdeutsch-romantisch-ästhetisch-catholicirenden Mysticis-
mus, und der von Friedrich Schlegel einst apotheosirten „göttlichen
Grobheit." Indeß reizten auch wohl hier und da die vornehme Gleich-
gültigkeit gegen die Feier des 18 Octobers und das verächtliche Ab-
sprechen gewisser Leute über das Daseyn und die Bedeutung der eben
so frommen als glorreichen Volksbegeisterung in den Jahren 1813 fg.
das Volk und ganz besonders die erwachsene Jugend zum Unwillen.
Da gab die Jubelfeier der Reformation dem Nationalgefühle einen er-
höhten Schwung. In dieser — psychologisch sehr erklärbaren — Stim-
mung feierte die akademische Jugend das Wartburgsfest; zugleich
bildete sich die Giganten-Coalition der acht und dreißigeinigen Bur-
schenschaft. Diese auf Nationaleinheit gerichtete Verbindung und der po-
litisch-literarische Polizei-Muthwille einiger Bursche beim Octoberfeuer
des Wartburgsfestes gaben einer gewissen Partei die Waffen in die Hand,
welche bewirkte, daß die akademische Freiheit von der Diplomatie und
von der Polizei zugleich angegriffen ward. Dies reizte die jungen Leute
heftig auf; dazu kam der Vorfall in Göttingen Doch erst als Stourdza
und Kotzebue in die Schranken traten, entstand in der Studentenwelt
ein Lärm, wie ihn etwa Vater Homer bei dem Frosch- und Mäusekriege
gehört haben mochte. Man nahm die Sache zu ernsthaft, und dadurch
wurde sie es. So geschah es, daß mehrere junge Leute die Tramon-
tana verloren; ja ein in der Gemüthsschwärmerei längst befangener,
übrigens unbescholtener Jüngling exaltirte sich bis zum Fanatismus.
Er griff zum Dolche und setzte Leben und Ehre an die Sache des
Ganzen. Natürlich bewunderte mehr als Einer den Muth, der für
das edel Gefühltes einem Meuchelmorde sich hingab; der durch das
. zu langmüthig geduldete Duellunwesen an Selbsthülfe gewöhnte
jugendliche Dünkel übersah dabei, daß der Zweck falsch überdacht und
daß das Mittel ein Verbrechen war. Bei Andern hingegen kamen zu
dem gerechten Abscheu noch Furcht und Argwohn. Man glaubte an
einen Assassinen-Bund; denn hier und da sprach ein Knabe wie ein
Fehmrichter. Nun wurden politisch verdächtig die, oft nur scheinbare,
Rohheit vieler Turner, deren Gesetze übrigens (man lese Guths Muths
Katechismus) streng sittlich waren, der allerdings anmaßende Ton
eines großen Theils der jungen Welt und das renommirende Deutsch-
thum der Burschenschaft. In dem ärgerlichen Streite über Turnen
und Turnziel übertrieben die Turnfreunde viel, und verdarben durch
ihr Zunftspiel alles. Das Kindlein wurde mit dem Bade ausgeschüttet.
Das Gefährlichste erschien die geheime Verbindung. Hatte aber
der Tugendbund schon früher den Trieb zu solchen Verbrüderungen
selbst unter Männern genährt, und hatte späterhin die Kette der
Himmelsbundes dem Volke Besorgnisse eingeflößt, so war es sehr
natürlich, daß auch in der Studentenwelt das alte Spiel mit Ordens
und Landsmannschaften sich als Burschenschaft erneuerte. Sie bezweckte

in dieser Form — es ist Thatsache — viel Gutes und Löbliches; die Jugend vergaß dabei freilich, daß es zum Guten keiner geheimen Verbindung bedarf, die ohnehin nur zu oft der eigenen Selbständigkeit des Jünglings von Charakter nachtheilig werden kann. Politische Anfeindung machte jene Verbindung, welche übrigens ohne Theilnahme der akademischen Lehrer zu Stande gekommen war, nur noch und den Geist derselben hartnäckiger. So entstand eine Opposition der Gesinnung und Meinung, welche die politische Farbe der Zeit trug, auch in der Schul- und akademischen Jugend, wie sie schon im Volke durch die hingehaltenen oder bestrittenen politischen Erwartungen, Erinnerungen und Ansprüche sich gebildet hatte. Zwar blieb es beim Schreiben, Sprechen und Lesen; als aber endlich das ... Leben in den süddeutschen Ständekammern sich regte, und die ... immer mehr zunahm, daß auch in Preußen und Oesterreich der Wunsch nach einem Repräsentativsystem, wie es in einem großen Theile Deutschlands schon vorhanden war, laut werden möchte, da ... durch dies alles zusammengenommen erschreckte, beleidigte, ... Cabinetsgeist dem Zeitgeiste offene Fehde. Voll von dem Glauben an eine allgemein vorhandene Verschwörung, beschloß man den ... demagogischer Umtriebe in ganz Deutschland mit einemmale ... abzuschlagen, oder die wilden Schößlinge des Baumes der Erkenntniß des Guten und des Bösen — alle gefährliche Theorien der Lehr- ... Preßfreiheit mit der Wurzel auszurotten. Vorläufig wurden in der preußischen Monarchie die Turnplätze geschlossen; dann fanden ... Töplitz ministerielle Verabredungen Statt; zugleich erfolgten in Berlin im Juli 1819 Verhaftungen von Studenten und jungen Gelehrten. Jahn wurde nach Spandau, dann nach Cüstrin und später nach Berlin zurück in gefängliche Haft gebracht, und vor die ... dem 16. September mit der Untersuchung beauftragte gerichtliche Immediat-Commission gestellt. Ueber zwei Dolche, die ... bei ihm fand, gab er sogleich befriedigende Auskunft. Mehrere ... für seine Schuldlosigkeit, in Ansehung der öffentlichen Bezüchtigungen, in öffentlichen Blättern Zeugniß abzulegen gewagt hatten, verloren dieser Publicität wegen ihre Stellen im Civil- und Militairdienste. In Bonn nahm ein Polizeibeamter aus Berlin die Papiere von drei Professoren, Arndt und den beiden Welcker, in Beschlag, was (nach einem Schreiben des Staatskanzlers) „nicht wohl wegen eines persönlichen Verdachts gegen sie, als vielmehr ... näheren Ermittelung der in Deutschland vorhandenen demagogischen Umtriebe verfügt worden war." Denn als sich um dieselbe Zeit, ... August, in Carlsbad die Minister von Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Sachsen, Würtemberg, Baden, Sachsen-Weimar, Mecklenburg und Nassau versammelt hatten, war das Gerücht von einer entdeckten Verschwörung zum Umsturz der deutschen Throne allgemein; man sprach von einem in den Papieren eines Studenten gefundenen Plane zu einer deutschen Republik. Eine Chateaubriand zugeschriebene Schrift: Des sociétés secrètes en Allemagne etc. sah überall geheime Verbindungen zu Revolutionen, selbst in den Bibelgesellschaften und in der Lancasterschen Methode. Die Polizei war in voller Thätigkeit. Auf der churhessischen Universität Marburg forschte eine besonders dazu niedergesetzte Commission dem demagogischen Geiste nach. Sie entdeckte so wenig als die in Heidelberg, Tübingen, Erlangen und die gleich anfangs in Jena mit größter Strenge angestellte Untersuchung von Sands Mitschuldigen, deren er keine ...

Doch glaubte man, revolutionairen Planen der Burschenschaft auf die Spur gekommen zu seyn. Auch die Verhaftungen im Nassauischen führten zu keinem Resultate, und in Meklenburg-Schwerin wurden zwei als Staatsgefangene eingezogene Candidaten nach Urthel und Recht als völlig straflos freigesprochen. Unterdessen hob man die Turnanstalten in beiden Hessen, in Sachsen-Weimar und in andern Ländern auf. In Jena verlor der Hofrath Oken seine Professur, weil er die Isis, die noch fortdauert, nicht aufgeben wollte, und Prof. Fries verlor, wie es heißt, sein Lehramt, behielt jedoch seinen Gehalt, ohne daß beiden eine Verführung der Jugend zu demagogischen Umtrieben zur Last gelegt wurde. Schon fing das Publicum an zu glauben, daß nur ein blinder Lärm Deutschland geängstigt und die öffentliche Aufmerksamkeit von andern Dingen abgezogen habe; ja Benjamin Constant behauptete (de l'Etat de l'Europe sous le point de vue constitutionel) geradezu, daß die Voraussetzung dieser „conspiration ténébreuse" denjenigen Classen willkommen gewesen, die dabei interessirt seyen, daß jede Constitution ausgesetzt und jede Reclamation in Aufruhr umgedeutet werde. Dieser Franzose erinnerte uns, daß „Arndt, Görres, Jahn (der erste Freiwillige im J. 1813) die deutsche Jugend vor Kurzem noch zum Kampfe für ihre legitimen Fürsten aufgefodert hätten; wie sey es denkbar, daß sie jetzt gegen dieselben conspiriren sollten! Nur lästige Mahner gebe es in Deutschland an erhaltene Verheißungen, „keine Verschwörer." Allein es gab dafür, was wir besser wußten, deraisonirende Phantasten, ungezogene Tadler und unberufene Staatsredner. Daher ward in Deutschland die Ueberzeugung der Diplomaten von dem Vorhandenseyn revolutionairer Verbindungen immer fester. Diese Ueberzeugung erklärte der Präsidial-Vortrag des österreichischen Bundestagsgesandten in der Epoche machenden Sitzung des Bundestages vom 20. Sept. 1819. Europa erstaunte über die Raschheit und die Einmüthigkeit (obwohl in Ansehung der letztern Zweifel sich erhoben, weil das erste Protokoll, welches die Widersprüche einiger Bundesmächte enthalten haben würde, erst nach manchem Hin- und Herreden zurückgenommen worden seyn soll), mit welcher diese hohe Versammlung bei diesem Anlaß als Gesetzgeberin und Richterin für ganz Deutschland auftrat, und eine wahrhaft staatsrechtliche Reform ins Werk setzte, indem sie die Autonomie der einzelnen souverainen Staaten, in Bezug auf mehrere gemeinsam wichtige Gegenstände ihrer Verfassung und Gesetzgebung, der legislatorischen Gewalt des Bundes unterwarf, die im XI. Art. der Bundesacte sanctionirten Beschränkungen der Bundesgewalt überall, wo es auf Sicherheit, öffentliche Ordnung und Erhaltung des Besitzstandes ankommt, aufhob, und zugleich den bisher noch fehlenden Schlußstein der Bundesverfassung, die Bildung einer wirklichen Vollziehungsmacht des Bundes im Innern, aufstellte. Nie hatte Oesterreich im alten deutschen Reiche auf eine so wirksame Art seine Initiative geltend gemacht, als an diesem Tage, der den deutschen Staatenbund factisch einem Bundesstaate näher brachte, und dadurch den Nationalwunsch nach größerer Einheit des Ganzen in allem was national gemeinsam ist, unerwartet in einigen Punkten auf einmal realisirte. Eben so rasch vollzogen die einzelnen Regierungen, was ihre Gesandten, ohne weitere Instructions-Einholung, unterzeichnet hatten. Ein erfreuliches Zeichen für die Nation, welche jetzt die seit dem westphälischen Frieden im alten Reiche vermißte Kraft des Ganzen zu einem neuen Le-

ben sich gestalten sah. Bei alle dem war es für die, welche bisher an keine revolutionairen Umtriebe geglaubt hatten, — widersprachen doch selbst mehrere, ja, sonderbar genug, eigentlich alle Regierungen dem Daseyn derselben in ihren Ländern! — ein niederschlagender Beweis von der Größe und Furchtbarkeit des verborgenen Uebels, daß noch vor den geendigten Untersuchungen, Anklage, Urtheil und Strafe zugleich vermittelst allgemeiner Polizeiverbote ausgesprochen wurden. Oesterreich foderte nämlich in jenem Präsidial-Vortrag die Bundesversammlung auf, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die in einem großen Theile von Deutschland herrschende unruhige Bewegung und Gährung der Gemüther zu richten, welche sich in „Aufruhr predigenden Schriften, in weit verbreiteten sträflichen Verbindungen, selbst in einzelnen Greuelthaten (Sand und Löning) offenbart habe. Der Präsidialgesandte fand zwar die Quellen des Uebels zum Theil in Zeitumständen, und zeichnete besonders aus: 1. die Ungewißheit über den Sinn des 13. Art. der Bundesacte; 2. die unrichtigen Vorstellungen von den der Bundesversammlung zustehenden Befugnissen und der Unzulänglichkeit der Mittel; allein er klagte auch als Mitschuldige an die Gebrechen des Schul- und Universitätswesens und den Mißbrauch der Presse. Oesterreichs Verlangen, daß so lange die Bundesversammlung den 13ten Art. der Bundesacte nicht ausgelegt habe, die in mehreren Bundesstaaten eingeleiteten Constitutions-Arbeiten noch ruhen möchten, wurde nebst allen von der Präsidialgesandtschaft vorgelegten, auf fünf Jahre gültigen, Entwürfen von der Bundesversammlung sofort genehmigt. Es ward nämlich die zur Vollziehung der für die innere Sicherheit im Bunde zu fassenden Beschlüsse der B. V. entworfene provisorische Executionsordnung als Bundesform anerkannt; es wurden auf allen deutschen Universitäten Curatoren angestellt, die darüber zu wachen haben, daß die Professoren keine gefährliche Lehren vortragen und die Studirenden kein politisches Treiben mehr verfolgen. („Die Studenten sollen nichts zu thun haben, als sich zugleich für das gelehrte und für das thätige Leben vorzubereiten.") Kein deßhalb abgesetzter Professor soll je wieder ein anderes Lehramt in Deutschland erhalten; kein Student, der an der Burschenschaft oder ähnlichen Verbindungen ferner noch Theil nimmt, soll in einem öffentlichen Amte angestellt, und kein relegirter Student soll auf irgend einer andern deutschen Universität zugelassen werden. Es ward ferner eine allgemeine Censur für alle Zeitblätter und Schriften, die nicht über zwanzig Bogen im Drucke stark sind, angeordnet, und der Bundesversammlung eine unmittelbare Censurgewalt über alle mißfällige Schriften, in welchem deutschen Staate sie auch erscheinen mögen, ohne weitere Appellation eingeräumt; worauf mehrere Regierungen nicht blos die ihrem Volke verfassungsmäßig zugestandene Preßfreiheit sofort suspendirten, sondern auch die Vorschriften jener Censur noch strenger abfaßten (vgl. Hermes V. die Vorrede). Endlich ward eine Central-Untersuchungs-Commission von sieben Mitgliedern (ernannt von Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Baden, Darmstadt) mit Einschluß eines Vorsitzenden in Mainz niedergesetzt, welche ausschließlich zur weitern Untersuchung der gegenwärtig in mehrern Bundesstaaten entdeckten revolutionairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen bestimmt ist, die nöthigenfalls sogar verdächtige Individuen aus jedem deutschen Bundesstaate requiriren, verhaften und nach Mainz abführen lassen kann, und deren Bericht über die gemachten Entdeckungen bald erwartet wird. Unterdessen ist

[illegible]an die Untersuchungen an mehrern Orten mit großem Eifer fort. [illegible]dermann fragte jetzt: Wer sind die Verschwörer? und wo sind sie? [illegible]en erschien die Schrift von Görres: Deutschland und die Revolution, welche vor jenen Beschlüssen geschrieben war, und scharfen Tadel über einige Regierungen aussprach, auch in erhabener Mystik viel [I]rriges behauptend, manches Ultramontane, Phantastische und selbst [i]lliberale vorschlug. Das Buch ward confiscirt, und der Verf. entzog sich durch die Flucht nach Frankreich der über ihn schon verhangenen Festungsstrafe. Hierauf las man in dem Journal général des [P]ays-bas einen aus Berlin datirten Artikel, welcher aus zehntausend Actenstücken ungefähr zwölf Fragmente mittheilte von sinnlosen [re]volutionairen Aeußerungen, ohne jedoch hinzuzufügen, wer sie gethan, wie viele deren seyen, wo und zu welchem Behufe sie so gesprochen oder geschrieben, und was sie machinirt, d. h. wirklich veranstaltet hätten. Man schloß wohl nicht mit Unrecht aus jenen Aeußerungen, z. B. „Alexanders, Friedrich Wilhelms Throne müssen fallen," [d]aß Leute, die so sprechen und schreiben konnten, sehr dumme, wo [n]icht verrückte Verschwörer seyn müßten, welche mehr Anlage noch zu [T]ollhäuslern als zu Zuchthäuslern hätten. Uebrigens behauptete jener Artikel, der vielen Lesern aus einer echten Quelle geflossen zu [s]eyn schien, in zuversichtlichem Tone: man habe seit 1812 versucht, Verbindungen unter den studirenden Jünglingen auf den deutschen [h]ohen Schulen, selbst in Berlin, zu Stande zu bringen. Der Plan sey gescheitert; allein im Stillen gereift, habe er sich bei dem Wartburgsfeste entfaltet. (So mußte er ja wohl gleich im Entstehen offenkundig genug seyn!) Nun kenne man bereits 14 solcher Verbindungen (die furchtbare Burschenschaft), alle zu Einem Zwecke verbunden; unabhängig von diesen, dem Anscheine nach noch ziemlich unschuldigen, größeren Vereinen, bestünden besondere Ausschüsse von auserwählten, durch Fähigkeit und glühenden Eifer ausgezeichneten Mitgliedern. Wer noch nicht bis zu dem Fanatismus erhitzt sey, daß er als thätiges Werkzeug bei der gewaltsamen Wiedergeburt des Vaterlandes — dem geheimen Zwecke aller dieser Verbindungen — sich hinzugeben verlange, bleibe in den Propyläen, und werde nie in das Heiligthum zugelassen. Man habe bis jetzt vier dieser Ausschüsse entdeckt, (also kennt man ja die Verschwörer!), welche die vierzehn größeren Verbindungen leiteten: drei auf Universitäten, den vierten in der Residenz eines deutschen Fürsten; sämmtlich über den Plan und über die Mittel einverstanden, die bestehenden Verfassungen umzustürzen; nur nicht darüber, ob das in einen Körper zusammengeschmolzene Vaterland eine Wahlmonarchie oder einen demokratischen Freistaat bilden soll. Die Mitglieder nennen sich selbst nach ihrer Kleidung (wahrlich sehr offenherzig!) die Schwarzen, und zählen nicht blos Studenten, sondern Männer aus allen Ständen, während die eigentlichen Häupter sich noch zu verbergen wüßten. Unter den Eingeweihten gebe es den höhern Grad der Unbedingten, welche das, was ihnen als das Eine, was noth thue, erscheine, durch jedes Mittel zu vollziehn entschlossen seyen. Sand sey ohne Zweifel Einer aus dieser Classe. (Was sich aber trotz aller Nachforschungen und nach allen gemachten so wichtigen Entdeckungen dennoch nicht erwiesen hat!) — Wenn man die Behauptungen dieses Artikels mit den bis jetzt bekannt gewordenen Resultaten der Untersuchung vergleicht, so geräth man in Versuchung, den ganzen Artikel für einen Criminal-Roman, oder für ein Phantasma zu halten, das die Polizei geäfft

hat; wenn er nicht gar eine Mystification ist. Man erinnert sich da bei unwillkührlich an die von einem gewissen Oates erfundene Verschwörung, an welche England, nach Hume's Bericht, zehn Jahre lang glaubte, und die mehreren Menschen das Leben kostete! — Nachdem jener Artikel eines niederländischen Journals ganz Europa mit der großen Verschwörung der Schwarzen bekannt gemacht hatte, las man bald darauf in mehrern öffentlichen Blättern ein merkwürdiges, mit dem Namen Bernstorff unterzeichnetes, angebliches Circular des Berliner Cabinets an die Gesandten und diplomatischen Agenten bei den fremden Höfen, welches noch mehr Furcht vor dem geheimen Uebel „eines erkünstelten Mißvergnügens verbreitete, das neben dem natürlichen (in den Verhältnissen der Zeit gegründeten) herrsche, und das aus irrigen Grundsätzen, aus verderblichen und chimärischen Theorien, aus geheimen und strafbaren Absichten, aus niedrigen und eigennützigen Leidenschaften entstanden, und durch die Schriften einer revolutionären Partei verbreitet worden sey." — Diese aus Wahlverwandtschaften von Meinungen und Gesinnungen hervorgegangene Partei habe sich durch förmliche Gesellschaften verstärkt, welche den Umsturz von Deutschland zur Absicht hätten, um eine einzige und untheilbare Republik (!!) oder sonst eine Chimäre gewaltsam zu realisiren. Sands und Lönings Attentat sey, wenn sie auch keine eigentlichen sogenannten Mitschuldigen hätten, nichts desto weniger die Folge der allgemeinen Denkungsart einer gewissen Classe, das Zeichen einer ernsthaften, tiefen, ausgebreiteten Krankheit! Preußen habe die Nothwendigkeit eingesehen, durch außerordentliche Mittel die Finsternisse aufzudecken, unter welchen die furchtbare Verbindung falscher Lehren und der Bedürfnisse mit den persönlichen Leidenschaften bereitet worden. Allenthalben hätten Thatsachen die Muthmaßungen bestätigt und die Thätigkeit einer Partei bewiesen, die für eine mehr oder weniger entfernte Zukunft den Saamen der Empörung im Finstern ausstreue. Die geheimen Anführer würden durch Gleichheit der Grundsätze und Gesinnungen mit einander verbunden, und seyen durch eine natürliche Anziehung mit einander verknüpft. Sie wollten alle politischen Unterschiede unter den Völkern Deutschlands aufheben; zu diesem Endzwecke hätten sie sich der aufwachsenden Generation bemächtigt, der sie den Geist der Unabhängigkeit und des Stolzes einhauchten: Vernichtungsgrundsätze, eingehüllt in abstruse Metaphysik und in eine mystische Theologie, um den politischen Fanatismus durch religiösen Fanatismus zu verstärken u. s. w. — Dem Verfasser dieses Artikels sind solche Lehrbücher auf den protestantischen Universitäten nicht bekannt. Im Mittelalter gab es dergleichen; auch unsre Mystiker neigen sich mehr oder weniger fast Alle zum Catholicismus jener Zeit hin, und der verst. Graf Friedr. Leop. von Stolberg empfahl selbst in seinem Aufsatze über den Zeitgeist die knechtische Barbarei des dunkelsten Mittelalters. Dagegen enthalten unsre besseren Compendien über Moralphilosophie, Politik und Oekonomie nichts Abstruses noch Metaphysik. — Indeß gesteht der Verf. selbst ein, daß hier nicht von einer Verschwörung die Rede ist, sondern von der Vorbereitung einer Revolution von Preußen und ganz Deutschland, nicht im jetzigen Augenblicke, sondern in der Zukunft. (Aber wie unterscheidet sich eine solche Vorbereitung zu einer Revolution von einer Verschwörung?) „Gegen Individuen allein mit Strenge verfahren, welche als mit den Absichten und Umtrieben der Partei am meisten vertraut und nicht als di

strafbarsten (wer ists denn sonst?) verhaftet worden waren, wäre eine partielle Maßregel gewesen; in den Ursachen (d. i. in den beiden großen Vehikeln der öffentlichen Meinung, nämlich der Druckerpresse und des öffentlichen Unterrichts) mußte man den Wirkungen vorbeugen." Hierauf wird der „Wunsch nach einer Nationalrepräsentation als demokratisch" gerügt und als die aus dem Mißbrauche der Presse und aus dem schlechten Lehrgeiste entstandene politische Krankheit eines Theiles von Deutschland (doch nicht Würtembergs, Bayerns, Badens rc.) bezeichnet. Darum seyen gemeinschaftliche Maßregeln nöthig gewesen. Am Schlusse sagt das Schreiben noch, daß die Gewebe der revolutionären Umtriebe sich in viele Länder erstrecken, wo sie durch besondre Untersuchungen entdeckt worden, ohne daß man sie verfolgen kann, daher werde ein allgemeiner, blos temporärer Untersuchungs-Ausschuß alle Thatsachen am besten auffinden und zusammenstellen. Uebrigens hätten die Mächte Europa's, die ihre Anstrengungen gegen die Umwälzungen, so wie gegen die Grundsätze der französischen Revolution vereinigt, Legitimität und Eigenthum auf ihre alten Grundlagen (ist dies in Genua, Venedig, Sachsen, Polen rc. rc. wirklich geschehen?) wieder eingesetzt, und diesen Zustand der Dinge sich gegenseitig garantirt. Je größer nun die Macht Deutschlands sey (durch das enge Anschließen Preußens an Oesterreich), desto leichter werde sie alle Entwürfe hemmen, die dem Bunde der Bruderliebe und der heiligen Allianz zuwider wären. — Dieses Umlaufschreiben befestigte den wankenden Glauben an die drohende Gefahr aufs neue. Unterdessen gingen die Untersuchungen fort und die Beschlüsse vom 20. Sept. wurden vollzogen. Doch war die Vollziehung hier und da äußerst mild. Die Universität Göttingen behielt auf erhobene Beschwerde ihre Censurfreiheit; in Leipzig und in Sachsen überhaupt blieb es bei den bisherigen Censurverordnungen, die für hinreichend angesehen wurden, um so mehr, „da die Unterthanen durch ihr Betragen keine Ursache zu Nachforschungen wegen demagogischer Umtriebe gegeben hätten." In Jena wurde der Prof. Martin, als er unter solchen Umständen keine Vorlesungen halten zu können sich erklärte, durch den Großherzog von jener Vormundschaft freigesprochen, der seine Collegen unterworfen blieben. Anderwärts war die Curatel strenger. In Landshut besuchte der k. Commissär, Herr v. Günther, die Vorlesungen der Professoren und ließ Examinatorien halten. Auch nahm er des dasigen Professors Köppen Abhandlungen über das dermalige Verhältniß der deutschen Universitäten in Beschlag. In Heidelberg und Freiburg erhielt der Commissär das Recht, die Hefte der Studenten zu untersuchen und die von der Dogmatik und dem öffentlichen politischen System in ihren Vorträgen sich entfernenden Professoren zurechtzuweisen u. s. w. Der akademische Senat zu Freiburg sandte daher eine Protestation gegen solche die Lehrfreiheit beschränkenden Maßregeln an den Hof ein. In Berlin protestirte die Universität gegen die von der Bundesversammlung den Universitäten gemachten Anschuldigungen. Bayern, Würtemberg, Baden u. s. w. behaupteten ihr Repräsentativsystem; und ersteres soll, wie man sagt, auch in Wien, wo einer der muthigen Vertheidiger der bayerschen Constitution, Herr von Zentner, an dem Ministercongresse Theil nahm, nebst der würtembergischen Gesandtschaft (Herr von Mandelslohe und Herr von Trott), die Oeffentlichkeit der ständischen Versammlungen gerettet haben. Aus gültigen Rechtsgründen weigerte sich der aus Cöln nach Berlin in Haft gebrachte Mühlenfels daselbst im Verhöre zu antworten. Ueberhaupt

waren am Ende des Januars 1820 nur an wenig Orten noch Verhaftungen vorgefallen. So saßen zu Bonn im Gefängnißhause der Student Sichel nebst dem vormaligen Turnlehrer Baumeister und dem Studenten Colonius, alle drei in Criminaluntersuchung. In Wetzlar wurden der Director des Gymnasiums, Ludwig Snell, so wie der ehemalige Turnlehrer an demselben, Sartorius, ein genauer Freund von Sand, verhaftet, und in Criminaluntersuchung gezogen. Doch wurden, seit man das Verfahren in der Untersuchungssache in den Weg der Gerechtigkeit überwiesen hatte, mehrere der Verhafteten freigelassen. Dies geschah zu Wien, wo einige junge Schweizergelehrte verhaftet worden waren, in Berlin und an andern Orten. Der Freilassung der Uebrigen sah man entgegen. Da man nun in der Gegenwart keine verbrecherischen Handlungen entdeckte, da sich nicht einmal gegen Jahn solche Beweise, wie man sie suchte, vorfanden, und da man eben so wenig aus den Nachforschungen über die Vergangenheit und die ehemals geäußerten Gesinnungen den Anfangspunkt verbrecherischer Entwürfe herausfinden konnte; so gerieth man in Verlegenheit und fragte sich: was wird denn aus der großen Verschwörung werden, mit welcher wir Europa in Angst gesetzt haben, wenn wir nicht einmal *einen einzigen* Verschwörer an das Tageslicht bringen können? Die bereits am 8. Juli 1819 in Beschlag genommenen Papiere der Berliner Burschenschaft hatten blos auf *die* Spur geführt, daß der Prof. Dr. de Wette in Berlin ein Trostschreiben an Sands Mutter erlassen habe. Die preußische Regierung trug daher bei der königl. bayerschen auf die Vernehmung der Sandschen Familie über die Verhältnisse zum Professor de Wette und auf die Mittheilung jenes Schreibens an. Bei der nähern Untersuchung ergab sich zwar in Ansehung jener Verhältnisse nichts Verdächtiges; allein die von Sands Aeltern dem Landgerichte zu Wunsiedel (den 5. August) ausgelieferte Abschrift des de Wette'schen Schreibens an die Justizräthin Sand vom 31. März veranlaßte die Vernehmung des Dr. de Wette, und da er sich zu dem Inhalte der Abschrift seines Privatbriefes bekannte, die sofortige Entlassung desselben von seinem Lehramte durch eine Cabinetsordre. Dies alles aber entsprach den Erwartungen von der Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen keineswegs, und schon las man in öffentlichen Blättern die einlenkende Bemerkung, „die außerordentlichen Maßregeln im Preußischen wegen demagogischer Umtriebe und geheimer Verbindungen seyen vielleicht nicht genug in der eigenthümlichen Farbe, die sie *in Preußen* als *preußische* (?) nothwendig besitzen, allgemein erblickt und gewürdigt worden." — „Die Vorkehrungen hätten fast nur die Zukunft zum Gegenstande gehabt, und wären der möglichen Gefahr entgegengetreten. Es sey der Regierung um Enthüllung, um Einsicht und Kenntniß zu thun gewesen, um Abschreckung und Warnung, damit im Dunkeln sich kein Uebel gestalte und vermehre, das späterhin nur schwieriger bestritten würde." Endlich ward das Publicum durch die im 15ten und den folgenden Stücken der preußischen Staatszeitung (Februar 1820) enthaltenen „actenmäßigen Nachrichten über die *revolutionären* Umtriebe in Deutschland" aufgeklärt, und nun sah man allerdings, wie groß die Gefahr gewesen war. An der Spitze der deutschen Radicalreformer erscheint hier ein ehemaliger Jenaischer Student, Ferdinand Johann *Witt*, der Sohn eines holsteinischen Pferdehändlers, welcher erst in Kiel, dann in Jena bis Ende 1818 studirt und zuletzt in Altona unter Polizeiaufsicht gestanden, dann

aber, im Oct. 1819, — weil er es in Deutschland nicht mehr habe aushalten können, — sich nach England eingeschifft, und in London die auffallenden Artikel über Deutschland im Morning Chronicle geschrieben hatte. Dieser Enthusiast, der nach dem Protokolle des Jenaer Universitätsgerichts vom 21. December 1818, schon in Jena für einen überspannten, wo nicht halb verrückten Menschen galt, soll daselbst nebst Sand und andern in Arrest gewesenen Individuen zu einem engern Vereine gehört haben. Er ist Verfasser der Flugschrift: Neues aus Churhessen," und hat sich selbst als Verfasser des aufrührerischen Gedichts: „Die deutsche Jugend an die deutsche Menge zum 18. October 1818, 30 oder 35 gleichviel!" angegeben. Auch soll er ein Werk über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Revolutionen noch unter der Feder haben. Jene Aufsätze von ihm im Morning Chronicle stimmen mit den im Juli 1819 in Beschlag genommenen, an Wahnsinn gränzenden, politischen Tiraden eines unter Polizeiaufsicht stehenden Gymnasiasten in einer preußischen Stadt fast wörtlich überein. Dieser Gymnasiast hat nämlich geschrieben: alle 38 (oder nach seiner eigenen Erklärung zum Protokolle: die souverainen Fürsten Deutschlands) zu tödten, ist ein leichtes Ding!" u. s. w. In einem andern Aufsatze im Morning Chronicle vom 16. Nov. schildert ein Deutscher die jugendlichen Verbindungen, welche an die Stelle der 1814 aufgelös'ten deutschen Union getreten sind, und die die nachherigen demagogischen Umtriebe veranlaßt haben. Ferner theilt die Staatszeitung als Beweise der Jugendverführung, daß man nämlich in Schulen gelehrt habe: „die Jugend sey schon im Knabenalter mündig, und müsse daher frühzeitig mit den Grundlagen einer auf republikanischen Grundsätzen aufzurichtenden Verfassung sich beschäftigen, so daß sich Tertianer und andere Schulknaben zu Staatsreformatoren und Constitutionsverfassern berufen geglaubt" — jedoch ohne die Namen der jungen Verfasser zu nennen, mehrere schriftliche Expectorationen dieser Lykurgus-Embryone mit, und fügte die Bemerkung hinzu, daß sie sämmtlich leidenschaftliche Schüler der Turnplätze gewesen seyen. Wir führen hieraus nur so viel an: 1. Ein sechzehnjähriger Gymnasiast schreibt phraseologischen Unsinn über Einheit und Freiheit an einen jungen Privatdocenten, den 19. Mai 1819. 2. Aehnliche schwärmerische Luftblasen beschreibt ein sechzehnjähriger Tertianer den 30. November und den 29. December 1819 einem Seminaristen. 3. Erklärt sich ein zwanzigjähriger Seminarist schriftlich über das wiederkommende heilige deutsche Kaiserthum; auch die Turngemeinden haben der Wiederkunft eines deutschen Kaisers entgegen geharrt. 4. Ein Buchdruckerlehrling schreibt dito an einen Seminaristen. 5. Ein achtzehnjähriger Handlungsbursche schreibt Aehnliches an einen Schulamtscandidaten den 24. Sept. 1819. 6. Ein Schüler, der eben confirmirt werden soll, legt demselben Seminaristen den 27. Nov. 1819 seinen Constitutionsentwurf von einem deutschen Kaiserthume vor, wie es in vierzehn Kreise einzutheilen sey u. s. w. Diese Solone äußern sich zum Theil mit beifälliger Bewunderung, oder wie ein zwanzigjähriger, unmündiger Schulamtscandidat, mystisch-albern über Sands That. 7. Noch kecker erklärt sich über das künftige „nicht mehr Bestehen der Kleinstaaten in Deutschland, die er Mäuse nennt, welche stets an unserer Volksthümlichkeit nagen" (die der gesündere und größere Theil der Deutschen aber als Staaten achtet, in welchen die liberalen Ideen sehr oft eine Freistätte gefunden haben und noch finden), ein D. M. in F. f. t. in einem Briefe vom 13.

August 1815. 8. Dieselbe politische Einheit Deutschlands (welche übrigens, freilich in einem andern Sinne, die Beschlüsse vom 20. Sept. ebenfalls im Auge gehabt haben), ist in mehreren wissenschaftlichen Studentenvereinen, z. B. in G., J., F., ganz ernsthaft besprochen worden, wie die in der Staatszeitung ausgehobenen Stellen aus Briefen und Aussagen mehrerer Studenten und Magister beweisen; aber fast immer erscheint die Freiheit und Einheit Deutschlands unter Einem Kaiser nur als Idee; wie sie schon oft in gedruckten Büchern verhandelt worden ist. Falsche Theorien, selbst in der Politik, sind von jeher innerhalb und außerhalb der Mauern Iliums aufgestellt worden. Suchte nicht erst vor kurzem ein Recensent in der neuen Mastiauxschen Literaturzeitung (Heft III. 1819) den Grundsatz aus der Finsterniß des Mittelalters wieder hervorzuziehen: „daß der Papst, zwar nicht ex officio, aber auf Anrufen (der Unterthanen) den Huldigungseid relaxiren könnte?" Ueberhaupt darf man fragen, in welchem öffentlichen Blatte hat man sich unschicklicher gegen Regierungen und Staatsminister erklärt, als es in jenem Blatte geschehen ..., das die protestantischen Fürsten beschuldigt, die katholische Kirche unterdrücken zu wollen? — Die falsche Theorie wird nur durch die Theorie widerlegt, nicht durch die Macht: erst wann Absicht und That hinzukommen, greift die Macht ein. Nun bringt aber die Staatszeitung selbst Zeugnisse bei, daß von gewaltsamen Mitteln, eine Einheit in Deutschland zu bewirken, in den Burschenschaften nie die Rede gewesen sey. Auch stößt man unter allen diesen Einheitspredigern auf wenig entschiedene Republikaner, die reine Volksherrschaft wollen; nur Eine Stimme — sie soll die eines der verborgenen Häupter seyn — läßt sich toll und gräßlich genug so vernehmen: „Wenn man nur erst die Vereinigung Deutschlands unter ein Haupt bewirkt hat, dann ist ja ein Hals leichter abgeschnitten, als 35, um die allgemeine deutsche Republik zu stiften!" — Hat aber die große Verbindung nur solche Häupter, so möchte sie wohl ganz eigentlich eine kopf- und hirnlose Ausgeburt politischen Aberwitzes, die sich zum Glück nur auf die Schulbänke verirrt hat, genannt werden können. Auffallend ist die Oeffentlichkeit, mit welcher diese Jünglinge ihren Galimathias in Briefen und Stammbüchern niedergeschrieben haben, so wie die Formlosigkeit ihrer Verbindungen. So verfahren keine Verschwörer. Im Allgemeinen scheint aus dem bisher Bekanntgemachten zu folgen, daß die Gesinnung und die Idee des Vaterlandes eine Menge jugendlicher Köpfe erhitzt und drehend gemacht hat, daß diese aber weislich die That der Zukunft überlassen haben. Das Materiale des Verbrechens beschränkt sich also nicht auf eine wirkliche Verschwörung, wie sie das Criminalrecht kennt, sondern auf demagogische — später revolutionär genannte — Umtriebe in der Studentenwelt. Nun heißen aber Umtriebe (menées) nicht Absichten, Gesinnungen und Ideen, sondern Machinationen oder geheime Kunstgriffe, d. i. eine verborgene Art und Weise zum Schaden Anderer zu handeln; demagogisch aber bedeutet so viel, als das Volk unter dem Scheine des Rathgebens verführen. Alles kommt daher auf die Beantwortung folgender Fragen an, die sich bei diesem Prozesse von selbst darbieten: Wer hat das Volk verführt; wozu ward es verführt und wodurch? Was hat das verführte Volk als solches gethan, oder hat es sich verführen lassen? In Ansehung des Wer sind wir zwar noch im Dunkeln; doch beantwortet sich diese Frage zum Theil durch die bereits verhängte Bestrafung. Es sind nämlich als Volksverführer anzuse-

der sie konnten es noch werden: 1. alle Herausgeber von Zeitungen und Schriften unter zwanzig Bogen: denn sie haben die Censurfreiheit auch da, wo sie bereits verfassungsmäßig ausgesprochen war, auf fünf Jahre verloren; 2. alle öffentliche Lehrer; denn die Lehrfreiheit auf Universitäten ist unter Curatel gesetzt worden; 3. alle Turnmeister; denn sämmtliche Turnplätze sind geschlossen, und das Turnwesen ist seit dem 2. Januar 1820 in der preußischen Monarchie gänzlich verboten; 4. einige öffentliche Lehrer, die ihrer Gesinnungen und Grundsätze wegen abgesetzt worden sind; doch hat man bis jetzt keinen derselben demagogisch-revolutionärer Umtriebe überführen können. Das: Wozu ist das Volk verführt worden? hat die Staatszeitung durch das von den Volksverführern selbst gebrauchte Wort: „wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung Deutschlands" bezeichnet; andere Schriften durch den „Umsturz der bestehenden Ordnung und Ruhe;" — doch habe diesen Umsturz erst die künftig erwachsende Generation zu Stande bringen sollen. Heißt eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung so viel als eine Umwälzung des politischen Zustandes durch die Theorie oder durch die Wissenschaft, d. h. durch eine Idee, die den Willen des Volks zu gewaltsamer That hinreißt? Wenn diese Idee nach den vorliegenden Acten: Freiheit und Einheit Deutschlands unter einem Kaiser ist, so hat sich das Volk, was den Kaiser betrifft, schon seit dem westphälischen Frieden daran gewöhnt, sie nicht mehr zu wollen; was aber die Einheit betrifft, so hat über eine kraftvolle Nationaleinheit alles Gemeinsamen unter den Vernünftigen in Deutschland stets dieselbe Meinung geherrscht; hierzu bedarf es nicht erst der Burschenschaft. Die Freiheit endlich ist eine Allen angeborne Idee und das Ideal der bürgerlichen Entwicklung überhaupt; oder wie ein alter Purist dieses Wort übersetzt: ein Schöngedacht! Was man aber unter Freiheit und Einheit verstehen soll, darüber ist der große Haufe von jeher nicht ganz im Klaren gewesen; am wenigsten wird ein Haufe junger Bursche darüber die öffentliche Meinung fixiren. Der blinde Fürstenhaß, zu dem mehrere derselben sich bekennen sollen, zeigt sich nicht im deutschen Volke; auch ist er von den Fürsten selbst durch ihre Regierung am sichersten entwaffnet worden. Das Gefährliche der akademischen Bundesidee liegt einzig und allein in der Lehre von der Nothwendigkeit einer Revolution, d. i. eines gewaltsamen Umsturzes; dieser Lehre aber hat zu jeder Zeit am kräftigsten die Zufriedenheit des Volks widersprochen. Theoretische Schulgrübeleien bringen nun und nimmermehr eine Revolution hervor, deren einziger Grund öffentliche Willkühr und öffentliches Elend ist. Die dritte Frage: Wodurch hat man das Volk verführt, ist bereits amtlich beantwortet, jedoch ist zugleich die Volksverführung auf die Schuljugend beschränkt worden, daher das Verbrechen eigentlich in pädagogischen und theoretisch-methodologischen Umtrieben besteht. Denn die erwachsene Generation, heißt es in der Staatszeitung, sey, „bei ihrer Rechtlichkeit und Vernunft" der Verführung für unempfänglich geachtet worden; darum hätten die Verführer sich der Jugend auf Universitäten, Gymnasien und Schulen bemächtigt. Hier haben wir also dasselbe Verbrechen, weßhalb einst Sokrates den Giftbecher trinken mußte. Nur fehlt es dießmal an dem Sokrates. Als Mittel der Verführung sind nach der Staatszeitung gebraucht worden: 1. die Larve der Deutschheit; 2. die Larve der Erkräftigung vermittelst des Turnens; 3) geheime Verbindungen in und außer der Akademie, beson-

ders die allgemeine Burschenschaft, und angeblich geheimere Grade derselben. „Das Turnwesen und die Burschenschaft, sagt das Circulare, hatten zur Absicht aus der gesammten Jugend einen Staat im Staate zu machen." 4. die Lehre von der Volksthümlichkeit, d. i. von republikanischen Grundsätzen (zwischen beiden ist doch wohl ein großer Unterschied!). Nach diesen Mitteln zu urtheilen, scheint die Zahl der Jugendverführer sehr groß zu seyn; denn wer weiß es, ob die vielen Anhänger und Lobredner des Deutschthums, des Turnwesens und der Volksthümlichkeit diese nicht als Larven vorgenommen haben? — Die vierte Frage beschränkt sich auf das, was die verführte Jugend als solche gethan hat; vom Volke selbst kann dabei nicht mehr die Rede seyn. Die Staatszeitung hat durch die abgedruckten Stellen aus Briefen, Aufsätzen und Protokollsaussagen den Vorwitz und den Wahnsinn mehrerer Knaben und Jünglinge hinlänglich nachgewiesen. Ueberhaupt sind bei diesem Prozesse gar manche Ideen, Gesinnungen und Ansichten aus dem vertraulichen Umgange an das Licht und in Criminaluntersuchung gezogen worden; natürlich mußte auch bei der Abfassung der prohibitiven Strafbeschlüsse auf die möglichen Folgen, welche die realisirte Gesinnung in der künftig erwachsenen Generation hätte haben können, Rücksicht genommen, und den Verführern in Masse diese unheildrohende Gesinnung des jungen Volks als Schuld zugerechnet werden. Da nun die Aeltern für die Schuld der Kinder und die Lehrer für die Schuld der Jugend nach dem Criminalcodex der Probabilität verantwortlich sind, so war es Recht, daß die Leser ihrer gesetzlich bewilligten Freude an der Preßfreiheit und die akademischen Lehrer ihrer bisherigen Lehrfreiheit (was den Geist der Vorträge betrifft) verlustig wurden, daß die Schaar der Tages- und periodischen Schriftsteller für ihre leichtfertigen oder unartigen Collegen mitbüßten, und daß alle Turnplätze hermetisch versiegelt wurden; Hermes war ja schon im alten Griechenlande der **Aufseher** über die Athletik und führte den Vorsitz bei den Kampfspielen! — Indeß erlauben wir uns nur eine Bemerkung. Schon vor dem Aufkommen des Turnwesens hat man in vielen Familien und gelehrten Schulen, auch da, wo es späterhin keine Turnplätze gab, wahrgenommen, daß in der männlichen Jugend „Bescheidenheit, Gehorsam, deutscher wissenschaftlicher Fleiß, Ehrfurcht und Vertrauen — nicht sowohl für Regenten und für bürgerliche Ordnung, — als vielmehr für Aeltern, Lehrer, Vorgesetzte und das Alter überhaupt, merklich abgenommen hatten. Man bemerkte, daß der alte, höchst strafbare, mit den sogenannten humanioribus ganz unverträgliche Pennalismus, der die Jüngern mißhandelte und das Schutzsuchen bei den Vorgesetzten dem Schutzlosen zum Verbrechen machte, welches die ältern Buben oft auf die grausamste Art rächten, daß dieser rohe Pennalismus auf vielen hochgepriesenen classischen Schulen sein Unwesen forttrieb und selbst in Pensionskinderschulen spukte. Man hatte gesehen, daß in mehr als einer Familie vom sogenannten feinen Tone das väterliche Ansehen ganz gesunken war, weil die Frauen aus ihrer Sphäre heraustraten und der Luxus beide Theile in seine Wirbel fortzog. Was, fragte der Beobachter, wird diese gesetz- und zuchtlos aufgewachsene rohe Jugend auf der Universität beginnen, wo sie füglich unter keiner nähern Aufsicht mehr stehen kann? Wozu sind denn bei unsern Schulen Schulinspectoren vom Magistrate, von der Geistlichkeit und vom Consistorium, und Rectoren angestellt, die große Gewalt — und z. B. auf jenen classischen Schulen, auch große Ein-

künfte haben, um von den Spenden der Schüler ganz unabhängig leben zu können? Thun diese Männer ihre Pflicht nicht, oder messen sie wohl gar die Strenge ihrer Zucht nach der Beträchtlichkeit der Geschenke ab, — die, beiläufig sey dieß gesagt, den Genuß einer Freistelle oft ganz verkümmern, — was soll der Knabe für eine Achtung gegen Vorgesetzte und für Gesetze auf die Universität mitbringen? Hier wo schon längst dem Unsinn der Duelle und anderer rohen Ausbrüche der Selbsthülfe von Seiten des Staats nicht Einhalt gethan werden konnte, wodurch nothwendig das Ansehen desselben in den Augen der jungen Freiherrn sinken mußte! Man untersuche nur die frühere Schuljugend und die Familienerziehung der aufsätzigen Turner und Bursche (denn nicht alle sind roh und unbescheiden; wir kennen mehrere, die sich, trotz ihrer deutschthümlichen Tracht, durch Sitten, Fleiß und Denkart sehr auszeichnen), und man wird in den meisten Fällen finden, daß nicht das Turnen allein, noch die akademische Freiheit, sondern daß auch die schlaffe Zucht der Rectoren und Schulinspectoren, nebst der Schwäche der Väter, an der trotzigen Richtung des Jünglings Schuld gewesen sind. Uebrigens hat sich freilich in unserer Zeit das allgemeine Gespräch über politische Reformen wie ein Schnupfenfieber so verbreitet, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch die auf alles Neue durch den „heiligen" Krieg vorbereitete Jugend davon ergriffen worden ist. Jeder Wohlwollende muß daher ernstlich wünschen, daß die am 18. Nov. 1819 ausgefertigte Dienstvorschrift für die außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten bei den preußischen Universitäten sowohl, als die neue Ordnung für die künftige Verwaltung der akademischen Disciplin und Polizeigewalt, welche einem eigenen Universitätsrichter in allen Fällen, wo Ermahnungen und Verweise nicht ausreichen, übertragen ist, dem akademischen Geiste die reinwissenschaftliche und sittlich freie Richtung wiedergeben möge, welche keiner Burschenordnung bedarf, um akademische Händel anders als durch Duelle abzuthun. Es ist zu wünschen, daß künftig keine politischen Träumereien mehr dem jugendlichen Geiste jene heitere Unbefangenheit und die Freiheit rauben mögen, die allein das ernste Studium zur reinsten Lebensfreude erhöhen können. Sollte nun auch, wie man glaubt, das große Schreckbild einer im Keime erstickten gewaltsamen Umwälzung der monarchischen Ordnung des deutschen Staatenbundes mit der Freilassung der Gefangenen völlig verschwinden und wie eine Feuerkugel plötzlich verlöschen, so wird dieses politische Meteor dennoch sehr wohlthätige Folgen zurücklassen, wenn man gegen die Schulepidemie theoretischer Schwindelei eine hinlängliche Dosis Nieswurz aus Logik und Disciplin bereit hält, ohne deßhalb dem „vernünftigen und rechtlichen" erwachsenen Theile der Nation den Genuß einer rechtlichen und vernünftigen Freiheit zu entziehen.

Unbiegsamkeit, Steife, die der Biegsamkeit entgegengesetzte Eigenschaft der Körper. Beide Begriffe sind relativ, da die Natur weder vollkommen steife, noch vollkommen biegsame Körper kennt. Wenn die Mechanik daher von der Unbiegsamkeit des Hebels, von der Biegsamkeit der Seile u. s. w. redet, so ist das im theoretischen Sinne zu verstehen.

Undurchdringlichkeit. Die Wahrnehmung, daß in einen Raum, den ein Körper erfüllt, ein zweiter Körper nicht eindringen kann, ohne jenen ersteren daraus zu verdrängen, führt auf den Begriff der Undurchdringlichkeit, als einer Negation, deren allgemeinste

Bedeutung durch die Erfahrung mit hinreichender Bestimmtheit gegeben ist. Damit soll aber keine absolute Raumerfüllung bezeichnet werden; denn auch dieser Begriff ist nur relativ, da die Erfahrung keinen vollkommen dichten oder undurchdringlichen Körper kennen lehrt. (S. Durchdringlichkeit.)

Undurchsichtigkeit, s. Durchsichtigkeit.

Uncialbuchstaben, eigentlich Buchstaben, die einen Zoll hoch sind, wie man sie bei Inschriften, auf Monumenten und sonst zu machen pflegt, damit sie auch in der Entfernung in die Augen fallen; von dem lateinischen Worte uncia, welches nicht bloß ein Gewicht, sondern bei den alten Geometern auch ein Maaß, nämlich den zwölften Theil eines Bauschuhes, oder einen Zoll, bedeutete.

Unendlich (in der Mathematik). Es kann hier nicht der Ort seyn, erschöpfend über die Anwendung des Begriffs „unendlich" in der Mathematik reden zu wollen; dieß ist in eigenen Büchern geschehen, die auch nichts entschieden haben. Wir lassen ferner, um mit Niemand zu rechten, unentschieden, in wie fern das Gebäude der höheren Analysis auf der Grundlage dieses Begriffs errichtet werden muß, wie nachdrücklich und siegreich sich auch Lagrange in seiner Functionentheorie dagegen erklärt hat. Hier kann nur die Rede von der allgemeinsten Bedeutung desselben in der Mathematik, und von der unzweifelhaften Anwendung auf die Summation einiger Reihen seyn. In dieser Beziehung wollen wir den Gegenstand durch ein paar Beispiele außer allen Zweifel setzen. Man betrachte die Reihe

$$\frac{1}{2}, \frac{2}{3}, \frac{3}{4}, \frac{4}{5}, \frac{5}{6}, \frac{6}{7} \text{ u. s. f.}$$

Jedes Glied derselben kann unter der Form $\frac{x}{x+1}$ dargestellt werden und es ist offenbar, daß man sie nach diesem Gesetze ins Unendliche fortsetzen und den Werth der Glieder der Einheit somit immer näher bringen kann. Wann wird er derselben aber wirklich gleich werden? Darauf antwortet die Mathematik: „wenn der obige Ausdruck $\frac{x}{x+1}$ sich in $\frac{x}{x} = 1$ verwandelt; welches erst der Fall werden kann, wenn x so groß geworden ist, daß die 1 dagegen verschwindet;" und dieß ist, wofern die Eins in diesem Beispiele als Repräsentant jeder endlichen Größe *) betrachtet wird, der Begriff, den die Mathematik mit dem unendlich großen, welches sie unter dem Symbole ∞ darstellt, verbindet. Eben so wird die Reihe

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} \ldots\ldots,$$

ins Unendliche fortgesetzt, auf ein Glied führen müssen, dessen Nenner unendlich groß, welches also selbst $= \frac{1}{\infty}$, d. h. unendlich klein ist, und nach Analogie des vom unendlich großen oben gesag-

*) Daß die 1 hier der Repräsentant jedweder noch so großen endlichen Größe sey, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man Nenner und Zähler der obigen Brüche jedwede beliebige Zahl von Nullen anhängt, z. B. $\frac{1000}{2000}, \frac{2000}{3000} \ldots\ldots \frac{x}{x+1000}$ verwandelt sich dann erst in $\frac{x}{x} = 1$, wenn, wie vorhin die 1, hier die 1000 dagegen verschwindet.

en, muß eine solche unendlich kleine Größe hinwiederum als erschwindend gegen jede endliche Größe gedacht werden. Dieser Sätze nun bedient sich die Mathematik mit siegreichem Erfolge zur Summation von Reihen, die aus einer unendlichen Zahl von Gliedern bestehen. Bekanntlich ist die Summe einer fallenden geometrischen Reihe gleich der Differenz zwischen dem ersten Gliede und dem Produkte des Exponenten in das letzte Glied, dividirt durch die Differenz zwischen 1 und dem Exponenten. Ist das letzte Glied unendlich klein, so verschwindet, nach dem Vorgetragenen, jenes Produkt, und es wird die Summe also gleich dem Quotienten des ersten Gliedes durch die Differenz zwischen der Einheit und dem Exponenten. Hiernach findet die Mathematik die Summe der obigen unendlichen Reihe

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} \cdot \cdot \cdot \cdot \cdot$$

$$\text{z. B.} = \frac{\frac{1}{2}}{1-\frac{1}{2}} = \frac{\frac{1}{2}}{\frac{1}{2}} = 1$$

Dr. N.

Uniformitätsacte hieß eine Verordnung des englischen Parlaments vom Jahre 1662, zufolge welcher alle Geistlichen bis zum 24. August dieses Jahres ihre Uebereinstimmung mit der Liturgie der hohen bischöflichen Kirche erklären und nur unter der Bedingung das Abendmahl verwalten sollten, wenn sie von englischen Bischöfen geweiht wären. Zweitausend nonconformistische Prediger legten daher an diesem Tage ihre Aemter nieder. Erst das Toleranzedict des Parlaments vom Jahr 1689 unter Wilhelm III. hob die den Dissenters so ungünstige Uniformitätsacte auf. E.

Unschattige heißen die Bewohner der heissen Zone, weil ihnen die Sonne in den Scheitelpunkt tritt, wonächst, bei verticaler Stellung, der Schatten vom Körper selbst verdeckt, und letzterer also, in so fern, unschattig wird.

Unschuldsproben, s. Ordalien.

Untergang der Gestirne, s. Aufgang und Astronomie.

Unterhaus, das **Haus der Gemeinen** (House of Commons), der zweite Haupttheil und der wichtigste (in Hinsicht auf Volksrechte, öffentliche Meinung und Steuerbewilligung) des **Parlaments** der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland, (vgl. wegen des **Oberhauses** den Art. **Großbritannien**), ist nach und nach im 13ten Jahrhundert (1265 fgg.) entstanden. Im Jahr 1297 erlangte es das Recht der Steuerbewilligung, oder der Subsidien. Es besteht gegenwärtig aus den 658 Deputirten des Bürgerstandes der vereinigten Königreiche; als: 80 Knights von 40 engl. Shires; 50 Citizens von 25 engl. Citys; 339 Burgesses von 172 engl. Boroughs; 4 Repräsentatives von den Universitäten Oxford und Cambridge; 16 Barons von den 8 Cinque Ports; 12 Knights von den Shires in Wales; 12 Burgesses von den 12 Boroughs in Wales; Knights von 30 schottischen Shires; 15 Burgesses von 65 schottischen Citys und Boroughs; und 100 Deputirte von Irland. Die Mitglieder des Unterhauses werden theils von den Grundbesitzern, zu welchem Ende das Reich in Shires oder Countys getheilt ist, theils in gewissen Citys oder Boroughs, wovon aber manche kaum noch wenig Häusern bestehen (dagegen Städte von 40 — 100,000 Menschen keinen einzigen Repräsentanten haben), theils von den Cinque Ports, theils von den beiden Universitäten gestellt. Ueber die Wäh-

ler (Freemen, Freeholder), und die wahlfähigen Candidaten, die 21 Jahr alt seyn müssen, s. d. Art. Großbritannien; deßgleichen über den Sprecher des Unterhauses. Die Mitglieder des Unterhauses erhalten, mit Ausnahme der Schotten und Iren, keinen Gehalt oder Diäten, genießen aber bedeutende Vorrechte. Zu jedem neuen Parlamente werden neue Wahlen der Deputirten vorgenommen; doch können die Abgegangenen wieder gewählt werden. Die Deputirten sind nicht an die Vorschriften ihrer Wahlherren gebunden und erhalten daher oft keine. Das Unterhaus beschäftigt sich vorzüglich mit den Subsidien, dann mit der Untersuchung streitiger Wahlen, der Ausstoßung seiner eigenen Mitglieder und dem Vortrage öffentlicher Beschwerden über die Reichsverwaltung; es hat das Recht, öffentliche Verbrecher zur Bestrafung anzuzeigen, und selbst die Minister bei dem Oberhause anzuklagen. Ein solcher Anklageprozeß heißt Impeachment. Die Mitglieder stimmen mit Ja und Nein. Wenn der König im Hause der Lords, in Gegenwart einiger dazu berufenen Mitglieder des Unterhauses, die dem Throne gegenüber am andern Ende des Saals hinter Schranken stehn, das Parlament aufgehoben, aufgelöst (dissolved), und der Lordkanzler den mit dem großen Siegel besiegelten Befehl deßhalb erlassen hat, so macht der High Sheriff (die höchste bürgerliche Obrigkeit in jeder Grafschaft) in der Grafschaft und der Mayor (Bürgermeister) in den Cities und Boroughs den Tag der neuen Wahl bekannt. Die Candidaten müssen sich bei ihm legitimiren, und den Eid der Treue (the oat of allegiance) in Hinsicht der gegenwärtig regierenden Familie schwören. Die Candidaten suchen hierauf die Stimmen der Freeholders durch allerhand Mittel, Mahlzeiten, Dienste, Stiftungen, Entschädigung, Bewirthung und Reisekosten, wenn die Freeholders nach der Hauptstadt reisen müssen, um zu stimmen (Geschenke machen die Wahl ungültig), zu gewinnen. Oft kostet einem seine Wahl an 20,000 Pf. Die Liste, welche die Zahl der Stimmen enthält, die jeder Candidat an einem Tage erhalten hat, heißt Poll. Truppen müssen, so lange die Wahl dauert, sich auf drei Meilen davon entfernt halten. Da auf vielen verfallenen Flecken (rotten Boroughs) das Wahlrecht zum Parlamente noch haftet, so werden diese deßhalb sehr theuer erkauft. Mehr hierüber s. in Hüttner's Beiträge zur Kenntniß von England; II. St. 101 fgg. Ueber die Parteien im Unterhause s. d. Art. Ministerialpartei und Opposition. Eine Reform der Parlamentswahl, weshalb schon Pitt 1785 eine Bill ins Unterhaus brachte, ist jetzt mehr als je Volkswunsch. Städte, wie Manchester und Birmingham, haben über 100,000 Einwohner und keinen Repräsentanten; eine Menge Boroughs hingegen, bei kaum 6 Wahlmännern, zwei Parlamentsglieder. Daher geschah es im Jul. 1819, daß das Volk in Birmingham sich eigenmächtig einen Repräsentanten wählte. Weil das Parlament nur alle sieben Jahre neu gewählt wird, so dringt das Volk jetzt eben so ungestüm auf jährliche Parlamentswahlen. Diesem allen widersetzt sich aber der Aristokratismus des Reichthums und die nur zu gegründete Furcht vor einer durch den Haß der Armen gegen die Reichen, und der Dissenters gegen die Episkopalen herbeigeführten Revolution. **K.**

Unterschlächtig, s. Mühlen und Oberschlächtig.

Urbaniten, s. Franziscaner.

Urbanität. Man versteht hierunter gewöhnlich feine Lebensart; eigentlich ist es das feine Benehmen in Gesellschaft An-

derer, wodurch man alles dasjenige zu vermeiden sucht, wodurch der gebildete Geschmack oder das Schönheitsgefühl verletzt werden würde. Es ist mithin verschieden von Höflichkeit und Artigkeit; das Gegentheil ist Rusticität. — Der Urbane trägt zwar kein Bedenken, in der Unterhaltung mit Andern nicht ganz angenehme Gegenstände zu berühren, oder sein Urtheil unbefangen zu äußern; allein er wird dabei immer eine gewisse Achtung gegen die, welchen es gilt, so wie gegen die Anwesenden überhaupt beobachten, und durch die Form seiner Aeußerung das Kränkende derselben zu benehmen, oder doch zu mildern suchen. Der Höfliche dagegen vermeidet, der Sitte des Hofes gemäß, alles dasjenige, was nicht angenehm ist und nicht schmeichelt. Das Wort kommt aus dem Lateinischen her, von urbs (die Stadt), und zwar verstand man ausschließlich Rom darunter, als das Wort selbst gebildet wurde; mithin heißt Urbanität wörtlich: das Benehmen, wie es zu Rom Statt fand, insbesondere zur Zeit der Republik. Der Mangel eines einzig Gebietenden und eines Hofes um ihn ließ Höflichkeit nicht aufkommen, sondern die große Freiheit jedes Bürgers war Ursache eines freien, offenen und furchtlosen Benehmens, wie es in monarchischen Staaten nicht Statt finden kann; und da dieses wiederum durch die sittliche und ästhetische Bildung, so wie durch die Achtung der gegenseitigen Rechte gemildert wurde, so bildete sich nach und nach dasjenige Benehmen aus, welches Urbanität genannt wird.

Urgebirge, s. Gebirge.

Urgicht, s. Tortur.

Urin, die Flüssigkeit, welche in lebenden thierischen Körpern von besondern Organen aus dem Blute abgesondert und aus dem Körper entfernt wird, welches letztere bei verschiedenen Thierclassen (den vollkommnern und dem Menschen) durch eigens dazu bestimmte Theile geschieht. Es sammelt sich daher die in den Nieren (s. d. Art.) bereitete Flüssigkeit in einem häutigen Sacke, die Urinblase genannt, und wird aus dieser durch die Harnröhre ausgeleert. Der Urin besteht seinen Hauptbestandtheilen nach aus einer großen Menge Wasser, in welchem der eigenthümliche Harnstoff (Urée), phosphorsaurer Kalk, phosphorsaures Natron, phosphorsaures Ammoniak und etwas Extractivstoff sich aufgelös't befinden. Da alle diese in dem Urin befindlichen Theile hauptsächlich den Stickstoff in verschiedenen Verhältnissen enthalten, so macht dieß die Meinung wahrscheinlich, daß die Absonderung des Urins die Bestimmung habe, den Körper von dem Ueberflusse dieses Stoffes zu befreien. Krankheiten verändern die Beschaffenheit des Urins auffallend, besonders die allgemeinen Krankheiten des Blutsystems, die Fieber, indem die Heilkraft der Natur auf diesem Wege die schadhaften Stoffe zugleich mit entfernt, die Gelbsucht, die eigenthümlichen Krankheiten der Urinwerkzeuge, der Nieren und der Blase, daher zuweilen der Abgang eines blutigen Urins, die Harnruhr (der Abgang einer unverhältnißmäßig großen Menge Urins) u. a. m.

Urstoffe, s. Elemente.

Uterus, der Fruchthälter, dasjenige Organ im thierischen weiblichen Körper, welches die Frucht enthält bis zur völligen Reife. (S. Geschlecht u. s. w.)

Utica, eine berühmte, uralte, phönicische Pflanzstadt an der Küste von Nordafrika, unabhängig von Carthago, doch mit ihm verbündet. Eine besondere Merkwürdigkeit erhielt sie durch den ...

mord des jüngern Cato, der selbst nach ihr benannt wird. (S. Cato.)

Uterini, Schooßgeschwister, Kinder einer und derselben Mutter.

V.

Vacuum, s. Leere.

Vacuum (Leydner). Die Theorie der Leydner Flasche ist in dem Art. Flasche gegeben, welchen man zuvor vergleichen mag. Ist eine solche Flasche dergestalt eingerichtet, daß man die Luft auspumpen kann, um die Erscheinungen des electrischen Lichtes im luftleeren Raume darzustellen, so erhält sie den Namen des Leydner Vacuum.

Vagabunden sind im rechtlichen Sinne alle diejenigen, welche das Domicil, welches sie hatten, verließen und nun ohne ein solches herumschweifen; dann ein Landstreicher. (Vergl. Gaunerwesen.)

Valerius, ein Name, den eine Menge Römer führten, unter denen der merkwürdigste wohl der seyn möchte, der, als ein Haupttheilnehmer an der bekannten Verschwörung gegen den letzten König, Tarquinius Superbus, sich durch seine Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, wie durch seine Rechtlichkeit und Popularität, auszeichnete; daher er auch den Beinamen Publicola, oder Poplicola, d. h. Volksfreund, erhielt. Er war auch mit Brutus einer der ersten Consuln des neuen Freistaates, verwaltete diese Würde nach dessen Tode eine Zeit lang allein mit der größten Uneigennützigkeit, und machte verschiedene, dem Volke sehr nützliche, und auf die Erhaltung der bürgerlichen Freiheit abzweckende Verordnungen. Noch dreimal verwaltete er darauf mit Ruhm das Consulat, und zeichnete sich auch als Feldherr durch Tapferkeit und Geschicklichkeit aus. Unter andern besiegte er die Sabiner und triumphirte über sie. Bald nachher starb er so arm, daß er auf Kosten des Staats begraben werden mußte. Man errichtete ihm aus Dankbarkeit ein Grabmal am Markte, und die römischen Frauen ehrten sein Andenken wie das des Brutus dadurch, daß sie ein ganzes Jahr um ihn trauerten.

Vanderbourg (Charles), Mitglied des französischen Nationalinstituts, ehemals Marineoffizier, emigrirte zu Anfang der Revolution nach Deutschland, und widmete [illegible] ie Charles Villers, dem er in vieler Hinsicht gleichzustellen, seinen Aufenthalt in Deutschland bloß dem Studium unserer Sprache, Philosophie und Literatur. Da er sich lange persönlich in Pempelfort bei Düsseldorf im Hause von Friedrich Heinrich Jacobi aufhielt, so lernte er besonders die philosophischen Ansichten desselben lieb gewinnen, und machte seinen Landsleuten auch den philosophischen Roman Woldemar bekannt, der aber in Paris wenig Glück gemacht haben mag. Er übersetzte noch Lessings Laokoon, Meyers Ansichten von Italien, Krates und Hipparch von Wieland, und mehreres andere. [illegible] wurde er an Merciers Statt zum Mitglied des Nationalinstituts ernannt. Er ist gegenwärtig einer der Hauptredacteurs des trefflichen Journal des Savans.

Van Mons, Mitglied der französischen Academie der Wissenschaften und Professor an der Universität zu Löwen, einer der berühmtesten Chemiker in Europa, ist 1765 in Brüssel geboren. Er war [illegible] Apotheker, als durch Lavoisier der Chemie eine neue Gestalt gegeben wurde. Van Mons umfaßte das neue System mit Enthusiasmus

und wurde einer der thätigsten Verbreiter desselben im Norden von Europa. Es gibt wenige Gelehrte, die durch einen eifrigen und ununterbrochenen Briefwechsel mit den bedeutendsten Literatoren aller Länder so viel zum Austausch der wechselseitigen Fortschritte in den Naturwissenschaften beigetragen hätten, als Van Mons. Auch spricht und schreibt er fast alle europäische Sprachen mit Leichtigkeit. Seit mehreren Jahren beschäftigt er sich insbesondere mit der Pomologie, und hat darin die interessantesten Entdeckungen gemacht. Seine zahlreichen Schriften hier aufzuführen, fehlt es uns an Raum.

Vanpraet (Joseph), geboren 1757 zu Brügge, einer der Conservatoren der großen Pariser Bibliothek und einer der gelehrtesten Bibliographen unserer Zeit. Er hat davon unter andern durch seine Description des manuscrits de la bibliothèque du Duc de la Vallière einen Beweis gegeben. Seit geraumer Zeit ist er mit einer Bibliographie aller im 15ten Jahrhundert auf Pergament gedruckten Bücher beschäftigt, und schon ist der Druck dieses, jedoch nicht für den Buchhandel bestimmten, Werks bedeutend vorgeschritten.

Vansittart (Nikolaus), Kanzler der Schatzkammer in England, ist gegen 1770 geboren. Er begann seine Studien auf der Schule von Westminster, und beendigte sie 1791 in Oxford. Nachdem er sich durch mehrere kleine Schriften über wichtige Finanzgegenstände, die von seinem Talente in der höhern Administration der Finanzen eine vortheilhafte Meinung gaben, bekannt gemacht hatte, wurde er nach dem Tode Pitts als Secretär beim Schatze in die Verwaltung gezogen. Nach der Ermordung Percivals kam er bald darauf als Kanzler der Schatzkammer an dessen Stelle. Er hat diesem wichtigen Posten nicht die Bedeutung gegeben, welche man aus den Zeiten Pitts, der ihn ebenfalls bekleidete, gewohnt war, da es ihm an äußerer Beredsamkeit fehlt und er alle Angriffe der Oppositionspartei gewöhnlich nur mit Rechnungen und Zahlen beantwortet. — Dem Amortisationssystem hat er eine neue und verbesserte Einrichtung gegeben, so wie er überhaupt auf alle Verwaltungsgegenstände großen und wohlthätigen Einfluß gehabt hat und noch hat. Er ist zugleich einer der Vorsteher der großen englischen Bibelgesellschaft und genießt überhaupt den Ruf der strengsten Rechtlichkeit. Man hat viele kleine, aber wichtige Flugschriften von ihm, die sich meistentheils im Pamphleteer gesammelt befinden.

Variation (Abweich.) der Magnetnadel, s. Magnetnadel.

Variation des Mondes. Unter den Ungleichheiten, welche die Berechnung der Bewegung des Mondes in seiner Bahn so ganz außerordentlich erschweren, rührt eine davon her, daß seine Gravitation gegen die Sonne in der einen Hälfte der Bahn seiner sonstigen Geschwindigkeit entgegenwirkt, in der andern Hälfte aber mit derselben conspirirt. Sie äußert ihre Wirkungen vorzüglich in den Achteln, d. h. in den 45° von den Linien der Syzygien und Quadraturen entfernten Punkten. — Diese, erst seit Tycho Brahe bekannte Ungleichheit des Mondenlaufs führt den Namen Variation.

Variationscompaß. Es ist bekannt, daß die Richtung der Magnetnadel mehr und weniger von der Richtung der Mittagslinie abweicht. Um die Größe dieser Abweichung zu finden, setzt man einen Compaß so auf den Meridian, daß der erste Theilstrich in denselben fällt, und beobachtet den Winkel, den die Nadel damit macht. Ein dazu vorgerichteter Compaß heißt ein Variations- Abweichungs-Compaß, auch Declinatorium. Dr. N.

Variationsrechnung. Die Differentialrechnung (s. d. Art. Infinitesimalrechnung) handelt in einem eignen Abschnitt (theoria de maximis et minimis) von dem größten und kleinsten Werthe der Functionen, und von den Methoden zur Bestimmung derselben. Ihr einfaches Verfahren lehrt z. B. welchem Werthe der Absciſſe, bei irgend einer gegebenen Curve, die größte oder kleinste Ordinate entspreche, zu welcher Bestimmung sie bekanntlich gelangt, indem sie die gegebene primitive Gleichung zwischen den Coordinaten differentiirt und dies Differential = o sezt. Erhebt man sich dagegen von der Theorie des Größten und Kleinsten, in der hier angedeuteten Ausdehnung, zu den wichtigern und schwierigern Fragen nach derjenigen oder denjenigen unter allen möglichen Curven, der oder denen gewisse Eigenschaften im höchsten oder geringsten Grade zukommen; fodert man z. B., in dem berühmten Problem von der Brachystochrone (s. d. Art. Cycloide), unter allen krummen Linien von gleicher Länge diejenigen, welche ein von gegebenen Kräften bewegter Körper in der kürzesten Zeit durchläuft: so führt die analytische Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen auf die Variationsrechnung, welche daher als eine erweiterte Theorie des Größten und Kleinsten erscheint, und statt sich, wie im oben angeführten Falle, auf Differentiation zu beschränken, vielmehr aus einer gefundenen derivirten Gleichung die Primitive abzuleiten verlangt, der die fragliche Eigenschaft beiwohnt. — Die Methode der Variationen, zu deren Erfindung Johann Bernoulli durch Vorlegung des oben erwähnten berühmten Problems von der Brachystochrone im J. 1693 die Veranlassung gegeben hat, erscheint als der Gipfel des von der neueren Geometrie errichteten bewundernswürdigen Gebäudes.

Variolit, ein Stein von dunkelgrüner Farbe, mit runden, ins Graue spielenden Flecken.

Variorum (Ausgaben cum notis). Man bezeichnet mit dieser Benennung gewisse meistens in Holland im 17ten und 18ten Jahrhundert gedruckte und mit den Anmerkungen vieler Commentatoren ausgestattete Ausgaben älterer und neuerer lateinischer und griechischer Schriftsteller in Octavformat. Obgleich viele dieser Ausgaben bei den Gelehrten in geringem Ansehen stehen, so werden sie doch von den Sammlern gesucht. Die Sammlung dieser Ausgaben wird von den Bibliographen bald mehr, bald weniger zahlreich angegeben, je nachdem sie mehr oder weniger neuere und außer Holland gedruckte Ausgaben dazu rechnen.

Velthem (Johann), gebürtig aus Halle in Sachsen, begründete um das Jahr 1670 in Deutschland die erste Schauspielergesellschaft von Bedeutung und Einfluß auf die Kunst. Er hatte in Leipzig studirt, und Studenten, also mindestens Halbgebildete statt der früheren Handwerks-Schauspieler, machten seinen theatralischen Verein aus. Er brachte Moliere auf die Bühne, und soll dessen erste Nürnbergische Uebersetzung (1694) besorgt haben. Er bereiste die Städte Berlin, Hamburg, Nürnberg, Breslau, Frankfurt a. M. Leipzig, und war, wenn auch nicht der erste Schauspieler-Prinzipal überhaupt, doch gewiß der erste, welcher der damals noch so verachteten Kunst Achtung erwarb; daher denn auch sein Name in unserer theatergeschichtlichen Literatur sich stets in einem gewissen Glanze erhalten hat, und selbst im Auslande bekannt geworden ist. (Origen, epocas y progressos del teatro espanol, por Garcia de Villanueva, Madr. 1802. p. 107.) Er wird oft Veltheim genannt.

und scheint sich selbst Velten geschrieben zu haben. (S. d. Art. Schauspielkunst.) Löwen in der Geschichte des deutschen Theaters, Schmid in der Chronologie des deutschen Theaters, Eckhof in den Briefen an Löwen, Schütze in der Hamb. Theatergeschichte, Gottsched u. A. gedenken seiner mit mehr oder minder Ausführlichkeit. Mnr.

Vera's hydraulische Maschine, eine nach ihrem Erfinder, einem französischen Postbeamten (1780), benannte Maschine, um vermittelst eines über Rollen laufenden, schnell bewegten Seiles ohne Ende, an dessen rauhe Oberfläche das Wasser sich leicht anhängt, große Wassermassen zu einer bedeutenden Höhe zu erheben.

Verdampfung. Jedermann hat, um zu einem Beispiele unsere Zuflucht zu nehmen, beobachtet, daß Wasser, welches beim Feuer ansteht, allmählig verflüchtigt wird, und in dieser Gestalt entweicht: es erhält nun den Namen Wasserdampf. Die Wärme nämlich, welche die neuere Chemie als einen eignen Stoff betrachten lehrt, scheint mit dem Wasser eine Verbindung eingegangen zu seyn, um ihm diesen neuen Aggregatzustand zu leihen. Gießt man Wasser auf ein glühendes Eisen, und betrachtet die schnelle Dampfbildung sammt der gleichzeitigen Erkältung des Eisens, so fühlt man sich zu dieser Erklärung hingerissen. Ein gleiches wiederfährt den übrigen tropfbar flüssigen, und selbst vielen festen Körpern, wenn sie einer angemessen hohen Temperatur ausgesetzt werden, und der Vorgang selbst heißt Verdampfung.

Verdichtung [wohl zu unterscheiden von Verdickung (s. d. Art.)] Verringerung des Volumens der Körper, ohne Massenveränderung. Wird sie auf mechanischem Wege durch den Druck äußerer Kräfte bewirkt, so führt sie den Namen der Compression. Verdichtung durch chemische Mittel, namentlich durch Kälte, z. B. die Verkürzung der Pendel beim Froste, heißt allgemein Zusammenziehung, Contraction; insbesondere aber Condensation, wenn durch Entziehung des Wärmestoffs dampfförmige Flüssigkeiten auf den Zustand tropfbarer zurückgebracht werden.

Verdickung. Wenn Flüssigkeiten aus zähern und flüssigern Bestandtheilen gemischt sind, und man letztere durch Abdampfung aus der Mischung entfernt, so wird diese verdickt.

Verdünnung. Wird durch Zusatz einer dünnflüssigern Substanz zu einer dickflüssigern die Consistenz der letztern vermindert, so sagt man, sie sey mit der erstern verdünnt worden. Auch sagt man z. B. „Weingeist mit Wasser verdünnen," weil dadurch die Wirksamkeit des ersteren verringert wird. Ferner versteht man unter diesem Ausdrucke die Verbreitung eines Körpers durch einen größern Raum. Nach den ersten Zügen der Luftpumpe verbreitet sich die unter der Glocke übrig bleibende verdünnte Luft durch den ganzen Raum derselben.

Vereinigte Gefälle (droits réunis). Unter diesem Namen besteht in Frankreich eine indirecte Steuer, welche auf Wein, Apfelwein, Bier, Branntwein, Salz, Tabak, Spielkarten, öffentlichen Landkutschen, dem Silberstempel u. s. w. liegt, und die daher den Namen erhalten, daß man alle die verschiedenen Abgaben, die auf diesen Gegenständen lagen, in eine einzige Administration vereinigte, an deren Spitze ein Staatsrath als Generaldirector steht, und die den Namen führt: l'administration générale des droits réunis. Diese Verwaltung ist dadurch besonders wichtig, daß sie jährlich eine Einnahme von 120 bis 150 Millionen gibt, und so eine der

Haupteinnahmen des öffentlichen Schatzes bildet. Dann zweitens, daß man in ihr, wie in einem großen Spiegel sieht, auf welche unbequeme Hebung man überall mit den indirecten Steuern kommt, sobald man bei diesen hohe Sätze einführt, wo also der Gewinn bei der Umgehung verknüpft, sehr groß ist, und wo man daher überall einer doppelten und dreifachen Controle bedarf, um zuerst die Steuerpflichtigen zu controliren, dann zweitens die Beamten, welche sich leicht mit den Steuerpflichtigen vereinigen, diesen durch die Finger sehen, und dann den Gewinn mit ihnen theilen; denn überall, wo die Sätze hoch sind, bilden sich außer der Staatsregie noch eine große Menge Privatregien, die billigere Preise haben, als jene, und mit denen die Steuerpflichtigen sich daher leichter und lieber abgeben oder, wie der Kunstausdruck lautet, sich arrangiren. Die ganze Gesetzgebung der Regie der vereinigten Gefälle wurde auf Befehl des Generaldirectors in den Jahren 1812 und 1813 neu gesammelt und systematisch geordnet, da die Anzahl der Verordnungen so groß geworden, daß fast kein Regiebeamter und kein Steuerpflichtiger sie mehr kannte und anzuwenden wußte. Jetzt nun, da die Verordnungen gesammelt sind, nehmen sie klein gedruckt sechs Octavbände ein, deren jeder 500 bis 600 Seiten zählt. Diese Verordnungen bilden mithin nach ihrem ansehnlichen Umfange eine kleine Bibliothek, welche die Steuerpflichtigen wie die Regiebeamten kennen müssen, wenn sie ohne Schaden und Verdruß an einander vorbei kommen wollen. Diejenigen, welche in Deutschland mit der Einführung indirecter Abgaben beauftragt sind, mögen diese sechs Bände wohl vorher durchstudiren, damit sie im voraus die Schwierigkeit kennen lernen, die sich der Erhebung derselben entgegenstellt, und den großen Apparat und die Kosten überschlagen, der zu dieser Erhebung nothwendig ist. Die Generaldirection ist in Paris. An ihrer Spitze steht ein General-Director und fünf Administratoren. Der Generaldirector arbeitet unmittelbar mit dem Minister. Er und die fünf Administratoren bilden das Generalconseil der Regie, vor welches alle streitige Gegenstände kommen, und in dem nach Stimmenmehrheit entschieden wird. In jedem Departement ist ein Director der vereinigten Gefälle, unter dem die Inspectoren und Controleure stehen, so wie die verschiedenen Commis und Préposés. Der Direktor correspondirt unmittelbar mit dem Generaldirector in Paris, erhält von diesem Befehle, und vertheilt sie an seine Untergebenen. Alle funfzehn Tage schickt er seinen Kassenbestand zur Generalcasse nach Paris. Die Inspectoren in jedem Departement correspondiren mit dem Director, machen alle drei Monate eine Rundreise bei allen Empfängern, schließen ihre Rechnungen ab, und machen eine dreifache Uebersicht der Situation von Einnahme und Ausgabe, wovon ein Exemplar dem Empfänger bleibt, eins geradezu an die Generaldirection nach Paris gesandet wird, und eins an den Director des Departements. Auf diese Weise ist dem vorgebeugt, daß sich in der Direction keine gefährliche Eigenmacht bildet, daß die Generaldirection in Paris alles unmittelbar vom Inspecteur erfährt. Die Directeurs haben 3 bis 6000 Franken Gehalt, die Inspecteurs 2000 bis 2400. Außerdem genießen sie noch Procente von den eingehenden Summen, welche jährlich von der Regierung festgestellt werden. Der Generalempfänger muß 100,000 Fr. Caution stellen; jeder Directeur den Betrag der Einnahme von einem Monate, da er nie mehr als den Betrag eines Monats in Casse haben kann. Bei allen Strafen und Confiscationen hängt

von der Partei ab, ob sie an die Tribunäle gehen will oder sich mit der Regie abfinden. Ziehen sie dieses vor, so sind die Entscheidungen des Directeurs gültig, wenn die Sache nur 600 Franken beträgt, die des Generaldirectors, wenn sie nicht über 3000 Franken gehen; die höhern gehören vor den Minister. Ein Sechstel von den Strafen bekommt der öffentliche Schatz; zwei Sechstel bekommen der Directeur und Inspecteur; drei Sechstel die Employirten, welche die Sachen gemacht haben. Die Employirten müssen wenigstens 21 Jahre alt seyn, und werden vor dem Friedensrichter vereidet. Ueber jede Ergreifung halten sie ein Protokoll ab. Gegen Caution müssen sie die Gegenstände wieder verabfolgen lassen. Ist der Thäter gegenwärtig, so wird ihm eine Abschrift desselben mitgetheilt, wo nicht, so wird diese öffentlich angeschlagen. Innerhalb dreier Tage wird das Protocoll vor dem Friedensrichter in Gegenwart zweier, die dabei gewesen, vorgelesen und unterzeichnet. Dieses Protokoll hat nun vollen Glauben, bis die Partei die Inscription de faux dagegen macht. Auf Nullitäten können die Tribunäle nicht erkennen, als nur in so fern das oben angeführte Protokoll ist unterlassen worden. Derjenige, der die Inscription de faux beim Tribunal macht, muß dieses innerhalb dreier Tage thun, und zugleich die Zeugen und die Beweismittel nennen, mit denen er den Beweis zu führen gedenkt. Das Tribunal kann die Regie mit ihren Klagen abweisen und auch zu einem Schadenersatz verurtheilen, doch kann dieser nicht über ein Procent auf den Monat vom Werthe der ergriffenen Sachen gehen. Sind die Sachen verdorben, so muß die Regie sie bezahlen. Die Regie kann innerhalb der ersten acht Tage nach angezeigtem Urtheile Appell einlegen. Nach Verlauf dieser Zeit hat das Urtheil Rechtskraft, und muß vollzogen werden. Dieses ist im Allgemeinen der Rechtsgang bei der Regie; denn alle Staaten haben es anerkannt, daß man bei den indirecten Abgaben die Sicherheit des Eigenthums nur dadurch erhalten könne, daß man die Beamten nöthigt, vor den gemeinen Gerichten Recht zu nehmen, sobald die Parteien solches begehren. — Nach der Gerichtsverfassung kommt die innere Organisation der Regie. Zuerst die Cautionnements, so jeder zu stellen hat, und die Art, wie sie auf Andere übertragen werden; dann kommt das Personal in den Anstellungen und Entlassungen; endlich noch ganz specielle Vorschriften über die Formalitäten, die bei contentiösen Gegenständen zu beobachten sind. Nachdem die Maschine auf diese Weise geordnet und eingerichtet, so kommen wir an das eigentliche Materielle, an dasjenige, was nun das Geld einbringt. Zuerst kommen die Verordnungen über die Besteurung der Spielkarten; dann die über den Gold- und Silberstempel; dann die auf die öffentlichen Fuhrwerke, als Hauderer, Postwagen u. s. w.; endlich die speciellen Abgaben auf Brücken, Canäle, Häfen, Fähren über Flüsse u. s. w., die alle mit der Verwaltung der droits réunis vereinigt sind. Dieser Theil des Abgabensystems ist der am wenigsten einträgliche. Nun kommen die Abgaben auf die Getränke, auf Wein und Cidres; dann die auf Brennereien und Brauereien. Die Abgabe, die hierauf liegt, ist nicht hoch, nur ein Zwanzigstel oder fünf Procent; allein auf dem Débit des boissons liegt eine sehr hohe, die anfangs funfzehn Procent war, aber endlich bis auf fünfundzwanzig Procent ist erhöht worden. Wenn nämlich ein Wirth eine Bouteille Wein für vier Fr. verkauft, so muß er hiervon einen Frank an den Staat geben. Der theure Branntwein thut funfzehn Sous, weil man mißt und berechnet,

wie viel Gläser der Wirth aus dem Litre schenkt, z. B. dreißig, wovon jedes 2 Sous kostet. Als diese Abgaben im Jahre 1811 und 1812 auf 25 Procent erhöht wurden, haben die vereinigten Gefälle im Rhonedepartement 9 Millionen eingetragen, während die Grundsteuer nur 3 1/2 Million eintrug. Für den Tabak, auf dem früher schon schwere Abgaben lagen, wurde endlich eine besondere Regie eingerichtet, welche in diesem Jahre (1819) wieder sollte aufgehoben werden, die aber, da sie große Summen einträgt (über vierzig Millionen), nach heftigen Berathungen in der Kammer aufs neue auf sechs Jahre ist bestätigt worden. Eine der Hauptabgaben liegt auf dem Salz, seit Buonaparte die Wegegelder abgeschafft, und aus kaiserl. Milde zur Unterhaltung der Wege eine Abgabe auf das Salz gelegt, die das *Zehnfache von dem beträgt, was die Wegegelder früher eingebracht hatten.* Unter den verschiedenen indirecten Abgaben ist diese unstreitig die schlechteste, denn sie trifft jedermann, den Armen wie den Reichen, da jeder Mensch im Durchschnitt jährlich achtzehn Pfund Salz gebraucht, er sey reich oder arm, indem das Salz für niemand ein Luxusartikel ist. Nimmt der Staat auf das Pfund Salz einen Vortheil von zwei Sous (so wie Bounaparte nach dem Decret vom 27. März 1806), welches das Doppelte von seinem innern Werthe ist, so bezahlt jeder Mensch ein Kopfgeld von 36 Sous, welches in Frankreich bei einer Bevölkerung von dreißig Mill. eine Summe von 54 Millionen Franken einbringt. Diese 54 Millionen hätte man auch erhalten, wenn man jeder Gemeine nach ihrer Bevölkerung ein solches Kopfgeld auferlegt, und dabei bestimmt, daß die 36 Sous, die von den ganz Armen nicht beizubringen wären, das nächste Jahr wieder aufs neue auf die übrigen sollen umgelegt werden. Man hätte dann keine Defraude, keine kostbare Hebung gehabt, und beginge keine *größere Ungerechtigkeit*, als man bei der jetzigen Einrichtung auch begeht, bei der der Reiche wenig und der Arme verhältnißmäßig viel bezahlt. Dieselbe unzweckmäßige Abgabe auf Salz besteht auch im Preußischen, und sie hat blos das Verdienst, daß sie viel einbringt. Allein man könnte diese Einnahme bedeutend erhöhen, ohne daß man genöthigt wäre, eine größere Summe von Ungerechtigkeit zu begehen, als jetzt. Mit dem Tabak hat es schon eine ganz andere Bewandniß. Er ist kein nothwendiges, kein unentbehrliches Lebensbedürfniß, und drei Viertel der ganzen Bevölkerung gebrauchen keinen, — nämlich die Kinder und Frauen und auch viele Erwachsene nicht. — Dann bezahlt in dieser Abgabe der Reiche auch mehr als der Arme, weil er bessere Sorten raucht, und diese höher besteuert sind, wohingegen das Salz immer *eins und dasselbe* ist; denn das, was der Bettler gebraucht, ist von derselben Sorte, wie das, was in der königlichen Küche gebraucht wird. Dasselbe, was vom Tabak gilt, gilt von den Abgaben auf die Getränke, bei denen der Reiche, welcher von einer Flasche Wein einen Franken an den Staat bezahlt, auch stärker herangezogen wird, als der Arme, der für vier Sous Branntwein trinkt, und hievon einen Sou an den Staat bezahlt. Beide genießen ungefähr dieselbe Quantität spiritus vini, allein in ganz verschiedenen Getränken, und dem einen kostet ein Rausch das Zwanzigfache von dem, was er dem andern kostet. So viel im Allgemeinen über die vereinigten Gefälle; (das andere findet sich in dem Artikel *Steuern*). Eine vollständige Darstellung dieses Steuersystems, so wie seine Geschichte, würden die Gränzen dieses Artikels übersteigen, und wir müssen diejenigen, deren Lage und Verhältnisse

in der Gesellschaft es mit sich bringen, eine genaue Kenntniß von den Steuersystemen anderer Länder zu haben, auf die Quelle verweisen, die im Anfange des Art. ist genannt worden. Zum Schlusse sey uns noch folgende Bemerkung vergönnt. Wenn man französische und deutsche Regierungsverordnungen vergleichend mit einander durchgeht, so liegt in Hinsicht der Sprache ein Jahrhundert zwischen beiden. In den französischen ist alles klar, kurz, wohlgeordnet; in den deutschen weitläufig, verworren, unbestimmt. Das, was die Franzosen l'art de rédaction nennen, das kennen die Deutschen in ihrem Geschäftsstyle nicht. Die Ursache liegt nicht in einer größern Bildung der französischen Sprache, wie viele glauben, sondern in der Geschäftseinrichtung. In Deutschland sind von jeher die Dicasterialeinrichtungen und Regierungscollegien gewesen. In diesen gibt der Referent die Verordnung an, und corrigirt nachher einiges in ihr. Der Coreferent streicht ebenfalls einiges durch, und corrigirt wieder anderes, eben so der Director. Der Copist oder Kanzlist copirt nun endlich diesen Entwurf und in der Reinschrift finden sich alle Beinbrüche der Perioden wieder, an denen so viele Menschen gezimmert haben. Daher findet sich in den Perioden durchaus nichts Organisches, und sie lesen sich ungefähr so, als wenn man Hutfilz kaut. In Frankreich hingegen ist nie eine Dicasterialform gewesen, und Regierungscollegien nach der Weise, wie sie in Deutschland sind, gehören dort zu den gänzlich unbekannten Dingen. Man kennt nur die Directionen und Bureaueinrichtung. Bei dieser Einrichtung ist nun gleich von vorn herein das Gute, daß Ein Mann, der der Chef ist, alles macht, und daß dieser blos in einer Sache arbeitet, und nicht, wie ein Rath in einem deutschen Collegio, über ganz verschiedene Dinge den Vortrag hat, wie z. B. über Ehesachen und Cataster. In einem Bureau findet sich daher immer eine gewisse Einheit, sowohl in Personen, als in Dingen. Auf eine gewisse Eleganz haben die Franzosen immer gehalten, besonders auf eine klare und nette Darstellung im Geschäftsstyle, und hieraus hat sich dann das historisch gebildet, was die Franzosen l'art de rédaction nennen. Bei einer Anstellung in einem Bureau gereicht es nun nicht allein zu einer Empfehlung, daß einer eine gute Hand schreibt, sondern vor allem, daß er einen guten Brief schreibt, weil ihre ganze Geschäftsführung auf a m t l i c h e m B r i e f w e c h s e l beruht. Diejenigen, die sich hierin auszeichnen, steigen leicht in die Höhe, und sobald eine Generaldirection in Paris bemerkt, daß sie aus einem Departement vorzüglich gut abgefaßte Berichte bekommt, so muß der reisende Generalinspector sich erkundigen, wer diese im Bureau gemacht hat, und dieser wird dann nach oben gezogen. Auf diese Weise haben sie in den Generaldirectionen ganz vorzügliche Büreau-Chefs, und hierdurch ist es erklärlich, woher es kommt, daß alle Verordnungen und Circuläre, welche die Generaldirection an ihre Untergebenen sendet, und die größtentheils gedruckt werden, so ganz vorzüglich abgefaßt sind. Ebenfalls ist es erklärlich, daß das ganze System der Unterbehörden sich nach diesen Mustern bildet, und derselbe klare, einfache Geschäftsstyl in allen französischen Directionen zu finden ist. Wenn die sechs Bände Verordnungen und Circuläre über die droits réunis deutsch wären, so würde man sich dumpf und stumpf darin lesen. Jetzt aber wird man immer durch die Eleganz der Fassung und durch die Annehmlichkeit des Styls festgehalten, und man kann sie durchgehen, ohne zu ermüden, wozu freilich die systematische Ordnung, mit der alles aufgestellt ist, auch das Ihrige beiträgt. — Bg.

Verfinsterungen, s. Finsternisse.

Verglasung, die durch Schmelzfeuer bewirkte Umwandlung eines einzelnen, oder eines Gemenges mehrerer Körper zu Glas (s. d. Art.), oder überhaupt einer glasartigen Masse. In technischer Hinsicht ist der Gegenstand im angeführten Artikel mit hinreichender Ausführlichkeit abgehandelt worden; hier bedarf es nur noch der Anführung eines bei dieser Schmelzung oft vorkommenden, überaus merkwürdigen Umstandes, nämlich, daß Körper, die an und für sich unschmelzbar sind, z. B. Kieselerde, in Verbindung mit andern, entweder leichtflüssigen, z. B. Kali, oder ebenfalls unschmelzbaren, leicht in Fluß gehen. Eine befriedigende Erklärung dieser Erscheinung würde Licht über die geheimen Gesetze verbreiten, welche die kleinsten Theile der verschiedenen Körper, in ihren entweder blos chemischen, oder zugleich chemisch-mechanischen Wechselwirkungen, befolgen. Bis eine solche Erklärung erfolgt, wird es vielleicht erlaubt seyn, anzunehmen, daß die Verbindung bei gleichzeitiger Wirkung des Schmelzfeuers einen Theil der individuellen Kräfte der vermischten Körper selbst aufhebe, und somit dem Feuer auf die Vermischung einen wirksamern Einfluß gestatte. Dr. N.

Vergrößerung. Wir urtheilen bekanntlich über die Größe der Gegenstände nach dem Sehwinkel, unter dem sie dem unbewaffneten Auge erscheinen. Optische Werkzeuge vergrößern diesen Sehwinkel, und das Verhältniß, in dem dies geschieht, bestimmt ihre Vergrößerung. Wenn uns z. B. ein Gegenstand, in einer gewissen Entfernung durch ein Fernrohr gesehen, zehnmal so groß vorkommt, als mit dem bloßen Auge, in der nämlichen Entfernung, so sagt man, die Vergrößerung dieses Fernrohrs sey eine zehnfache. Hierbei macht, wie man beim ersten Anblicke vielleicht glauben dürfte, das Auge des Beobachters keinen Unterschied. Das Bild eines Gegenstandes ist zwar nicht für jedes Auge gleich deutlich, der Sehwinkel aber für ein jedes gleich groß.

Verjüngter Maaßstab. In jedem Reißzeuge pflegt sich ein Lineal von Messing zu befinden, welches durch zehn oder zwölf — wir wollen bei letzterer Voraussetzung stehen bleiben — Transversalen in eben so viel gleiche Theile getheilt ist. Dies Instrument heißt verjüngter Maaßstab, und wir setzen voraus, daß es die Leser, um die hier folgende Erklärung seiner Einrichtung zu verstehen, zur Hand nehmen. — Die ganze Länge ist zuvörderst durch Perpendikel auf bige in eine gewisse Anzahl gleicher Theile, welche Ruthen vorstellen, und die erste dieser Ruthen wieder in zwölf gleiche Theile getheilt, die also Fuße bedeuten. Aus dem obern Winkelpunkte geht eine gerade Linie nach dem ersten dieser letztern Theilpunkte, schneidet die 12 Transversalen und bildet mit der entsprechenden Kante des Lineals und dem ersten Fuße ein rechtwinkliches Dreieck. In diesem Dreiecke verhält sich, nach einem sehr bekannten Satze aus der Elementargeometrie, die ganze, durch die zwölf Transversalen in eben so viel gleiche Theile getheilte Kante zu ihrem obersten Abschnitte (zwölften Theile), wie die Basis (der ganze Fuß) zum ersten Transversalstückchen, welches also den zwölften Theil dieses Repräsentanten des Fußes, einen Zoll darstellt. Eben so hat, wie man auf den ersten Blick sieht, das zweite Transversalstückchen den relativen Werth von zwei Zollen u. s. w. Man kann also mittelst dieses Lineals jede Anzahl von Ruthen, Fußen und Zollen in verjüngtem Maaße aufs Papier tragen. — Hätte man die ganze Länge des Lineals in zehn Theile getheilt, statt zwölf,

Unterabtheilungen und Transversalen angebracht, so würde man, wie nun gleich in die Augen fällt, den sogenannten tausendtheiligen Maaßstab erhalten haben. — Für den Erfinder dieses so einfachen und doch so sinnreichen und bequemen Werkzeugs hat man lange Tycho de Brahe gehalten; wir müssen die Ehre aber einem Deutschen vindiciren, Joh. Hommel, Professor der Mathematik zu Leipzig, von dem Brahe diese Theilung ums J. 1553 erlernt hat. (Vergl. Meyers praktische Geometrie, dritte Aufl. I. 248.) D. N.

Verkalken, s. Calciniren.

Verneinend, s. Negativ.

Versalbuchstaben, Versalien, heißen die großen Anfangsbuchstaben.

Verstärkungsflasche, s. Flasche (Leydener).

Versuch, in den physischen Wissenschaften. Wenn wir die Gegenstände der Sinnenwelt in gewisse Umstände versetzen, um zu erfahren, wie sie sich unter denselben verhalten werden, so stellen wir einen Versuch, ein Experiment damit an. Wer z. B. Quecksilber hohen Graden künstlicher Kälte aussetzt, um zu erfahren, bei welchem dasselbe endlich gefrieren werde; oder wer Körper unter die Glocke der Luftpumpe bringt, um zu sehen, wie sie sich im luftleeren Raume verhalten, der experimentirt. Die Geschicklichkeit, unter den Umständen zweckmäßig auszuwählen, die Resultate der gemachten Erfahrung richtig zu interpretiren, und die daraus fließenden Folgerungen mit philosophischer Genauigkeit innerhalb der rechten Gränzen einzuschließen, ist ein Talent des echten Naturforschers, der, sein Vorbild, Baco, unverrückt im Auge, nie vergessen darf, daß auf seinem Wege die Erfahrung die einzige zuverlässige Lehrmeisterin ist. Diese Kunst ist aber schwer, und ihre vollkommne Ausübung nur dem Genie vorbehalten. — Man besitzt über die Theorie des unermeßlichen Gegenstandes ein ausführliches Werk von Senebier: Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences, 3 Bände (2te Aufl. Genf, 1802). Zur Praxis der Versuche bedarf es der physikalischen Instrumente, deren systematische Zusammenstellung den Namen eines physikalischen Cabinets führt. Von den Erfordernissen eines solchen handelt ausführlich Sigaud de la Fond: Description et usage d'un cabinet de physique expérimentale. An quatrième de la république. Bände, mit vielen (und genauen) Kupfern. Der Verfasser ist in der Chemie noch ein Anhänger des phlogistischen Systems; daher dieser Theil seiner Arbeit mit der erforderlichen Rücksicht gelesen werden muß. Dr. N.

Vertheilung, in den physischen Wissenschaften. Man setzt in der Physik, und namentlich in der Theorie der Electricität, die Vertheilung der electrischen Materie in einem Körper deren Mittheilung dergestalt entgegen, daß man unter letzterer das wirkliche Ueberströmen in einen zweiten Körper, unter ersterer aber eine bloße Aufhebung des Gleichgewichts, ein Zusammenströmen nach einzelnen Punkten desselben Körpers, Behufs der Mittheilung, der sich aber irgend ein Hinderniß entgegengesetzt, versteht.

Verwandtschaft (chemische), Wahlverwandtschaft, Wahlanziehung. Wir wollen zuvörderst von einer Erfahrung ausgehen. Wenn man ein Gemisch von Schwefelsäure und Mineralalkali (Glaubersalz) mit einem Gemische von Kalkerde und Salzsäure (salzsaurer Kalkerde) schüttet, so trennen sich, unter Voraussetzung des flüssigen Zustandes der ganzen Masse, welcher nach dem bekannten: „Corpora non

agunt nisi sint fluida“ Bedingung der chemischen Wirkung ... die bis dahin bestandenen Verbindungen, und es bilden sich ... Die Salzsäure nämlich verläßt die Kalkerde, um sich mit dem ... wiederum von der Schwefelsäure verlassenen Mineralalkali zu ... salze zu verbinden, während die Schwefelsäure mit der Kalkerde ... Gyps bildet. Um diese wunderbare Erscheinung, davon die ... unzählige Beispiele darbietet, zu erklären, sagt man, die Salzsäure ... um dabei stehen zu bleiben, habe eine nähere Verwandtschaft ... zum Mineralalkali als zur Kalkerde, und ihr Verlassen der letzteren ... Behufs der Vertreibung der Schwefelsäure aus der Vereinigung ... dem ersteren und nachherigen eignen Verbindung damit, sey eine ... ihrer Wahlverwandtschaft, Wahlanziehung zu dem ... ein Ausdruck, der jedoch, wie wir nachher bei Betrachtung der ... thollerschen Theorie dieses Gegenstandes näher sehen werden, nicht ... seiner ganzen Strenge genommen werden, darf. In dem hier ... ten Beispiele ist von vier verschiedenen Körpern die Rede, deren ... bindung und Wiederverbindung je zwei zu zwei erfolgt war; es hätte ... eben sowohl eine größere Anzahl von Körpern dabei in Thätigkeit ... treten, oder gegentheils nur ein hinzukommender dritter Körper ... bestehende Verbindung zwischen zwei anderen trennen, und eine ... zwischen sich und einem der andern getrennten veranlassen ... und man kann daher chemische Verwandtschaft allgemein ... die Erscheinung definiren, da sich die verschiedenen ungleichartigen ... Bestandtheile der Körper einmal in ihrer Berührung innigst mit ... ander verbinden, andrer Seits aber durch das Hinzutreten eines ... mehrerer neuen Stoffe zu anfänglichen Trennungen und nachher ... neuen von den ersteren verschiedenen Verbindungen gebracht ... können. Nach dieser Erklärung wird nun die Eintheilung der ... schen Verwandtschaft in vier Hauptarten, die zusammensetzende ... die aneignende, die einfache und die mehrfache ... werden. Von der letzteren gibt der Eingangs aufgeführte ... ein Beispiel. Einfach würde die Verwandtschaft gewesen seyn ... es zur Trennung zweier Stoffe des Hinzutritts nur eines dritten ... durft hätte, der mit dem einen der ersteren nun eine neue Verbindung ... dung eingegangen wäre. Jede innige Vermischung zweier Stoffe ... des Mineralalkali mit der Salzsäure zu Küchensalze, ist eine ... kung der zusammensetzenden Verwandtschaft; und an... nend endlich nennt man ein Verwandtschaftsmittel, welches ... Verbindung zwischen sonst widerstrebenden Körpern vermittelt, ... das Pflanzenlaugensalz, welches Oel und Wasser, die sich sonst ... mischen, zu Seife verbindet. Dieser Begriff der chemischen Verwandt... schaft ist, wie wir schon Eingangs angedeutet haben, durch einen ... ren französischen Chemiker, Berthollet, in mehreren Schriften, na... lich: Essai de statique chimique, Paris, Didot 1803, 2 Bde ... einem nicht genug zu empfehlenden Werke, und auf welches wir ... diejenigen Leser verweisen müssen, welche tiefer in den Gegenstand ... dringen wollen, in ein noch bestimmteres Licht gesetzt worden. ... macht die oben beispielsweise angeführten Erfolge nicht allein von ... Verwandtschaftskraft, sondern zugleich von dem Qu... des angewendeten Zersetzungsmittels (die er in ihrer Gemeinschaft ... die Wirkung mit dem sehr passenden Namen „der chemischen M... belegt) abhängig, dergestalt, daß, wie er sich Band 1. S. 76 des ... geführten Werkes wörtlich ausdrückt, man nicht unbestimmt s... müsse, eine Säure (wie im Beispiele die Salzsäure) vertreib...

dere aus ihrer Verbindung, vielmehr theilten sich beide, nach
naßgabe der „Masse" (in oben angeführter Bedeutung) in die Wir-
ng auf die Grundlage, und die vermeintlich ausgetriebene Säure
alte nur so viel freie Wirksamkeit gegen eine zweite Grundlage,
die hinzutretende Säure ihr an Wirkung auf die erstere entziehe.
ie viel Ansprechendes diese Beschränkung des Begriffs der Wahl-
wandtschaft durch die Rücksicht auf die Quantität aber auch haben
ge; so ist doch auch damit noch nichts für die Erklärung der letz-
Gründe der Erscheinung geschehen: vielmehr befinden wir uns in
Nothwendigkeit, unsere vollkommne Unwissenheit darüber einzu-
ehen. Dr. N.

Verwesung, s. Fäulniß.

Verwitterung ist diejenige durch Einwirkung der Luft, viel-
ht auch mittelst des Wassers, nach und nach entstehende Verän-
ung der Mineralien, wodurch dieselben, wenn nicht ganz, wenig-
s an der der Luft ausgesetzten Oberfläche mehr oder weniger,
nisch oder mechanisch in ihre Bestandtheile zersetzt, oder sonst um-
ndert werden. Es ist dieses ein auffallendes, noch nicht genugsam
bachtetes, noch weniger erklärtes Phänomen. Die festesten Ge-
gsarten, z. B. Granit, Porphyr rc., werden dadurch in Gries und
nd mechanisch zertheilt, Horn- und Feuersteine mittelst chemischer
wirkung, ungeachtet sie größtentheils aus Kieselerde bestehen, mit
er weißen thonartigen Kruste überzogen. Die in der feuchten At-
sphäre vorhandenen Urstoffe sind dabei allerdings wirksam, doch
h welchen Gesetzen es überhaupt geschieht, und wie insbesondere
wenigstens bis jetzt, als einfach angenommener Bestandtheil durch
e Einwirkung in einen anderen, wesentlich verschiedenen, umgeän-
t werden kann, z. B. Kiesel in Thon, ist ein noch nicht gelöstes
thsel, dessen Erklärung jedoch vielleicht bald von der mit Riesen-
itten zur immer höheren Vervollkommnung eilenden Chemie zu
arten steht, zumal da dieselbe schon jetzt die Ursachen mancher
scheinungen genügend nachweis't, deren Existenz vor zwanzig Jah-
sel[illegible] noch nicht geahnet würde.

Ve[illegible]ularsystem. Die Naturforscher sind unter sich nicht
ig darüber, ob das durch Verdünstung in die Atmosphäre aufstei-
de Wasser in derselben eine wirkliche Auflösung erfahre, oder aber
der Gestalt von Bläschen den Lufttheilen adhärirend bleibe. Letz-
Ansicht führt den Namen des Vesicularsystems (von Vesicula,
äschen).

Vexierbecher, eine artige Spielerei, welche in den physika-
hen Cabinetten vorgezeigt zu werden pflegt: ein Becher, in dessen
nde ein Heber (s. d. Art.) versteckt und dergestalt angebracht ist,
der Becher, mit Weine oder einer andern Flüssigkeit bis zu ei-
gewissen Höhe angefüllt, ausläuft, eh' er zu Munde gebracht
den kann.

Vicenza, Hauptstadt der Delegation oder Provinz gleiches
mens, welche zu dem venetianischen Gouvernement des österreichi-
n Königreichs Lombardei-Venedig gehört, liegt in einer schönen
chtbaren Ebene, am Bachiglione, der hier schiffbar ist, durch die
adt läuft, den noch kleinern Recone aufnimmt, und die Stadt in
i durch vier Brücken wieder vereinigte Theile trennt. Sie ist
doppelten Mauern umgeben, hat eine Meile im Umfange, sechs
ore, worunter das zu dem Marsfelde führende, von Palladio er-
ute, und das Thor del Monte sich auszeichnen, ein altes Castell,

75 Kirchen, Capellen und Bethäuser, 11 Hospitäler, Waisen- und Krankenhäuser und 30,000 Einwohner. Die Stadt enthält meist enge krumme Straßen, aber viele schöne Gebäude, und ist in Rücksicht der Baukunst die merkwürdigste Stadt in Ober-Italien, weil sie als der Geburtsort des berühmten Baumeisters Palladio (s. d. A.) von demselben mit vielen schönen Gebäuden geziert worden ist. Die zwei schönsten Gebäude sind: das Rathhaus, Palazzo della ragione auf dem schönen, ein längliches Viereck bildenden und mit Statuen gezierten Marktplatze. Es ist ein in seiner Art einziges Gebäude, welches zwei Stockwerke mit Arkaden von 36 ionischen und dorischen Bogen hat. Der untere Theil besteht aus lauter Arkaden und Bogengängen, die das ganze untere Stockwerk einnehmen. Um das andere Stockwerk geht ebenfalls eine Gallerie von Arkaden, mit Statuen, Basreliefs und Gesimsen geziert. Das ganze Gebäude mit allen Statuen, Säulen, Bogengängen, ist aus Marmor. Das andere Gebäude ist das sogenannte olympische Theater, ein Meisterwerk Palladio's, ein prächtiges Gebäude, bei dessen Erbauung er die Alten nicht blos nachahmte, sondern noch übertraf. Es ist im Geschmack der alten römischen Theater erbaut, und das Ganze, sowohl das Theater als die Sitze, von Holz. Die Sitze sind in einem Halbzirkel über einander und oben mit den Bildsäulen römischer Kaiser geziert. Bemerkenswerth sind auch zwei nicht antike Triumphbogen. Der eine ist am Eingange des Campo Marzo, eines schönen Spazierplatzes, und der andere vor dem Thore del Monte, und macht den Eingang zu einer aus 195 marmornen Stufen bestehenden Treppe, welche zu dem auf einem Berge erbauten berühmten Servitenkloster Madonna di Monte Berico führt, wo sich eine der entzückendsten Aussichten eröffnet. Ein Theil der Einwohner dieser Stadt lebt von der Seidenbereitung und Verarbeitung, indem diese Provinz viel Seide erzeugt. Es befinden sich hier fünf Seidenspinnereien und ... Seidenzeugfabriken; ferner sind hier drei Lederfabriken, eine Filzfabrik, eine Fabrik, wo Feuerspritzen und hydraulische Maschinen verfertigt werden, auch zwei Gold- und Silbergeschmeidefabriken. Vor dem Thore des Castells liegt der schöne Garten Valmarana, in dem nahen Dorfe Cavazale der von Palladio erbaute Palast Tricoli und eine Viertelmeile von der Stadt die Villa Rotonda. Ueberhaupt enthalten die Umgebungen schöne Paläste und Landhäuser, davon einige dem Palladio zugeschrieben werden. Bis zum Jahre 1797 gehörte Vicenza zur Republik Venedig, in welchem Jahre es nebst dem größten Theile des Gebietes dieser Republik an Oesterreich abgetreten wurde. Durch den Preßburger Frieden 1806 kam Vicenza zum Königreiche Italien, zu welchem es bis zum Pariser Frieden 1814 gehörte, wo es wieder an Oesterreich zurückfiel.

Victor (Sextus Aurelius), ein lateinischer Schriftsteller, wie man glaubt, aus Afrika gebürtig, der im 4ten Jahrhundert nach Christi Geb. lebte, ein Günstling des Kaisers Julian war, und unter Theodosius die Statthalterwürde zu Rom bekleidete. Er schrieb eine Geschichte vom Ursprunge des römischen Volks, von Janus bis auf Constantin, von der aber nur der Anfang noch vorhanden ist. Auch haben wir unter seinem Namen noch ein anderes Buch: Von berühmten Männern. Die beste Ausgabe ist von Arnzen (Amst. 1733, 4.).

Victor (Perrin), Herzog von Belluno, französ. Marschall und Pair von Frankreich, ist 1766 in Lothringen geboren. Er ...

781 bei der Artillerie in Dienste und fand bei dem Ausbruch des Revolutionskrieges Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Bei der Belagerung von Toulon (im J. 1793) wurde er zum Maréchal de camp rnannt. Von diesem Zeitpunkt an wohnte er allen Feldzügen bei nd stieg von Grad zu Grad. Auf dem Schlachtfelde von Friedland urde er zum Marschall ernannt. Nach dem Tilsiter Frieden wurde r zum Generalgouverneur von Preußen ernannt und blieb 15 Moate lang auf diesem Posten. Hierauf erhielt er ein wichtiges Comnando in Spanien, und blokirte 2 Jahr lang Cadix. Von da zu em russischen Feldzug abgerufen, trat er an die Spitze des 9ten orps. In dem Feldzug von 1813 und 1814 zeichnete Victor sich besonders am 26. August bei Dresden, am 16. Oct. bei Wachau, dann ei Hanau, Brienne und in den heißen Tagen des Februars gegen lücher und den Kronprinzen von Würtemberg rühmlichst aus. Nach er Restauration wurde er einer der treuesten Anhänger Ludwigs XVIII. ei der Invasion Napoleons von Elba aus folgte er dem König nach ille und kehrte mit ihm zurück.

Vidimirung, die gerichtliche Bestätigung, daß die Abschrift ner Urkunde mit dem Original gleichlautet. Der Ausdruck kommt n dem lateinischen Worte vidimus (wir haben es gesehen) her, it dem auch wohl eine unter gerichtlicher Autorität gefertigte Abhrift irgend einer Urkunde selbst bezeichnet zu werden pflegt.

Viehzucht, s. Landwirthschaft, Rindviehzucht und Schafzucht.

Vielweiberei, s. Polygamie und Ehe.

Vien (Joseph Marie), Director der französischen Mahlerakadeie zu Rom, erster Mahler des Königs, nachher Mitglied des Inituts und des Erhaltungssenats und französ. Reichsgraf, geboren zu Montpellier 1716. Schon früh widmete er sich der Mahlerkunst, ng 1740 nach Paris, wo er unter Natoire große Fortschritte machte d mehrere Preise gewann, und 1744 nach Rom, wo sein Talent h entschied. Hier verfertigte er eins seiner trefflichsten Bilder, den remiten. Nach fünfjährigen Studien kehrte er nach Paris zurück, o er von 1750 — 75 einer Mahlerschule vorstand, in der er viele sgezeichnete Schüler bildete. Im Jahre 1775 ging er wieder nach om, als Director der dortigen Akademie, die durch ihn große Verfferungen erhielt. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution kehrte nach Paris zurück, wo er im Jahr 1809 starb. Noch in seinem hen Alter war er thätig und mahlte Blumen und idyllische Scenen. ehört Vien auch nicht zu den ersten Mahlern der französ. Schule, hat er doch die entschiedensten Verdienste als Lehrer. Er erweckte e Liebe zum Schönen und führte den Geschmack zu dem Großen und infachen der Antike zurück. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß.

Viereck, diejenige geschloßne Figur, die aus vier Linien gebilt wird. Hieher gehört das Quadrat, Parallelogramm, Trapezium, r Rhombus und Rhomboides.

Villèle (Joseph Marquis de), seit der Wiedereinsetzung der ourbons als eins der Häupter der royalistischen Ultra's bennt, stammt aus einer alten Familie in Languedoc ab, und ist 1773 boren. Er trat früh in die königliche Marine, befand sich lange in t. Domingo und auf Isle de France und hatte Gelegenheit bei dem ampfe der Parteien auf beiden Inseln einen so festen Charakter und edle Gesinnungen zu zeigen, daß er selbst den wüthendsten Demagogen Achtung einflößte und glücklich allen Revolutionsstürmen entrann.

Villèle kam 1807 nach Frankreich zurück und siedelte sich in Toulouse an. Nach der zweiten Restauration wurde er vom Herzog von Angouleme zum Maire von Toulouse ernannt und bald darauf von seinen Mitbürgern in die Kammer der Deputirten von 1815, die sich bekanntlich durch Ultraroyalismus auffallend auszeichnete und am Ende durch die königl. Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 aufgelöst wurde, gewählt. Villèle wurde von seinem Departement auch in die aus der Kammer von 1817 gewählt, die liberalere oder mehr der Revolution gemäße Grundsätze annahm; er befand sich daher hier in der Minorität, während er in der Kammer 1815 in der Majorität und selbst an der Spitze derselben gewesen war. 1818, bei der Veränderung des Ministeriums Richelieu, war er in Vorschlag, an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt zu werden, allein die entgegengesetzte Partei behielt die Oberhand und das Ministerium wurde aus Dessolles und Decazes gebildet. Villèle ist ein Mann von ausgezeichneten Talenten und dem rechtlichsten Charakter.

Vindelicien, der Landstrich, den die Vindelicier, ein ansehnliches deutsches Volk, zu Augustus Zeiten in Süddeutschland bewohnten. Von den Alpen und dem Bodensee an, durch Bayern und Tyrol bis an den Inn und noch drüber hinaus bis an die Donau wohnten Vindelicier; daher Augsburg Augusta Vindelicorum heißt. Erst nach manchem schweren Kampfe wurden sie von den Römern besiegt, und von Tiberius größtentheils außer Landes geführt.

Vindication, die Zurückfoderung seines Eigenthums; daher die Vindicationsklage, mittelst welcher jemand wegen seines an einer Sache ihm zustehenden Eigenthums auf Restitution derselben gegen den, der sie ihm vorenthält, klagt.

Violon (nach dem Italienischen Violono, Contrabasso; franz. Contreviolon, — Baßgeige), nennt man das größte aufrechtstehende Geigeninstrument, welches den Grundbaß führt. Seine Noten werden daher auch in den Baß- oder F-Schlüssel geschrieben. In einigen Orchestern (z. B. in Wien und in Italien) hat es noch Saiten, wobei die Behandlung erleichtert wird, aber nicht der Ton gewinnt. Die Narrheit, dieses Instrument als concertirend zu gebrauchen, hat sich zum Glück nicht weit verbreitet. (S. auch d. Art. Baß und Violine.)

Viomenil, Graf, Marschall von Frankreich, aus einer alten berühmten Familie herstammend, trat früh in Kriegsdienste, machte unter Rochambeau den amerikanischen Krieg mit und zeichnete sich in demselben auf das rühmlichste aus. Zu Anfang der Revolution emigrirte er und man rechnete ihn zu den eifrigsten Widersachern der Revolution. Bei dem Condéischen Armeecorps erhielt er 1792 den Oberbefehl über die Avantgarde. 1795 errichtete er ein Regiment für engl. Rechnung, trat dann wieder zu dem Condéischen Corps zurück und theilte dessen Schicksale bis zu seiner Auflösung. Nach der Restauration kehrte Viomenil mit dem Könige nach Frankreich zurück, wurde zum Pair des Reichs ernannt und seit dieser Zeit als einer der erprobtesten Freunde des Königs mit den wichtigsten Aufträgen beehrt.

Viper oder Natter, ein Schlangengeschlecht von vielen Gattungen, worunter mehrere giftige sind. Sie unterscheiden sich durch Schilder am Bauche und Schuppen am Schwanze. Die europäische Viper ist unter dem Namen Otter in Deutschland bekannt. (S. Schlangen.)

Virginia, s. Appius Claudius.

Viriathus oder **Viriathes**, ein tapfrer Lusitanier, der lange mit seinen Landsleuten gegen die Römer glücklich kämpfte und sein Vaterland gegen sie behauptete. Der römische Prätor, Servius Galba, hatte nämlich durch seine Grausamkeit die Lusitanier empört, und Viriathes, der vorher Jäger gewesen war und den Freibeuter gemacht hatte, stellte sich an ihre Spitze, und schlug bald darauf die Römer so, daß nur wenige davon kamen. Man schickte neue Heere gegen ihn; aber auch diese besiegte er, meistens indem er sie aus dem Hinterhalte anfiel. Blos Metellus war glücklicher. Dennoch hielten es die Römer unter den damaligen Umständen für gerathener, Frieden mit ihm zu schließen; dem zufolge sie ihn als unabhängigen Beherrscher Lusitaniens anerkannten und ein Freundschaftsbündniß mit ihm schlossen. Allein nicht lange nachher brachen sie treulos den Frieden, und ihr Feldherr, Servilius Cäpio, ließ den gefürchteten Gegner durch Verrätherei hinterlistig aus dem Wege räumen. So fiel Viriathes, nach einem sechsjährigen Kampfe, unbesiegt, im Jahr d. St. 612; ein Mann, der unter andern Verhältnissen der gefährlichste Feind der römischen Herrschaft geworden wäre.

Viril- (einzelne) und **Curiat-** (Gesammt-) **Stimmen**. Bekanntlich waren die Stände des vormaligen heil. römischen Reichs deutscher Nation in drei Collegia getheilt: das churfürstliche, das Fürsten- und das Städte-Collegium. In jedem hatte jeder Stand eine Stimme; doch gab es in dem Fürsten-Collegium sechs Bänke oder Corporationen mit bloßen Gesammtstimmen. Es waren nämlich die unmittelbaren Reichsprälaten, in zwei Bänke, die rheinische und die schwäbische, getheilt, mit zwei Gesammtstimmen (vocis curiatis), und die unmittelbaren Reichsgrafen (zu denen auch in der Regel die neuen Fürsten, d. i. die seit 1582 entstandenen fürstl. Häuser gehörten), in vier Bänke, die wetterauische, schwäbische, fränkische und westphälische getheilt, mit vier Gesammtstimmen, in das Fürsten-Collegium aufgenommen worden. Ein ähnlicher Unterschied zwischen einzelnen (vota virilia) und Gesammtstimmen (vota communia) findet jetzt bei dem Bundestage Statt. Denn nach A. 6. der B. A. führen in der engern Versammlung, wo absolute Stimmenmehrheit gilt, 11 Souveraine, jeder eine, und 28 Souveraine, mit Einschluß der freien Städte, zusammen nur 6 Gesammtstimmen. Virilstimmen haben nämlich: Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Churhessen, Großherzogthum Hessen (zugleich für Hessen-Homburg), Holstein mit Lauenburg, und Luxemburg; dagegen führen die großherzogl. und 4 herz. sächs. Häuser zusammen die 12te; Braunschweig und Nassau die 13te; Mecklenburg-Schwerin und Strelitz die 14te, Oldenburg, die drei herz. von Anhalt und die beiden Fürsten von Schwarzburg die 15te; die beiden Fürsten von Hohenzollern-Lichtenstein, die beiden Linien Reuß, Schaumburg-Lippe und Waldeck die 16te, und die vier freien Städte 2c. die 17te Stimme. Ein anderes nach der Größe der einzelnen Bundesstaaten bestimmtes Verhältniß der Stimmen findet in der Plenar-Versammlung Statt, wo zwei Drittel die Mehrheit entscheiden, wenn es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf organische Bundeseinrichtungen und ähnliche Gegenstände ankommt. Im Plenum sind nämlich 70 einzelne Stimmen unter die 39 Mitglieder so vertheilt, daß Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover und Würtemberg, jedes 4 Stimmen, daß

Baden, Churhessen, Großh. Hessen, Holstein (mit Lauenburg) und Lu-
xemburg, jedes 3 Stimmen, daß Braunschweig, Mekl. Schwerin und
Nassau, jedes 2 Stimmen, alle übrigen aber, S. Weimar, Gotha,
Coburg, Meinungen, Hildburghausen, Mekl. Strelitz, Oldenburg,
Anh. Dessau, Anh. Bernburg, Anh. Köthen, Schwarzb. Sonders-
hausen, Schwarzb. Rudolstadt, Hohenz. Hechingen, Lichtenstein, Ho-
henz. Sigmaringen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere L.
Schaumburg-Lippe, Lippe, Hessen-Homburg (seit dem 26. Jun. 181.)
Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg, jedes 1 Stimme führ.
Jetzt wird noch unterhandelt, ob den mediatisirten vormaligen Reichs-
ständen einige Curiat-Stimmen im Plenum zugestanden werden sollen.
H.

Virtuelle Geschwindigkeiten. Unter dem Ausdruck virtuelle Kraft versteht man eine zwar vorhandene, für den Au-genblick aber nicht in Wirksamkeit tretende Kraft, im Gegensatz ei-ner solchen letzteren. Man denke sich hiernächst ein System von Punk-ten, die in einem unverschiebbaren Zusammenhange stehen, oder was eben so viel sagt, durch unbiegsame Linien verbunden sind. Auf jeden Punkt wirke eine Kraft in beliebiger Richtung, so wird das ganze System ein Bestreben nach Bewegung erhalten, welches das combi-nirte dynamische des Systems heißt, und als das Resultat jener ein-zelnen Kräfte und der Richtungen, in denen sie wirksam sind, er-scheint. Das Product jeder dieser einzelnen Kräfte in das Element ihrer Richtung heißt ihr Moment; und man begreift mit bloßem Nachdenken, daß, für den Fall des Gleichgewichts des ganzen Sy-stems, die verschiedenen Kräfte, nach der doppelten Maaßgabe ihrer Intensität und Richtung, einander *aufhebend* entgegenwirken müs-sen. Die Mechanik drückt das nämliche aus, indem sie sagt, für den Fall des Gleichgewichts muß die Summe der Momente (deren einige das +, andere das − Zeichen tragen) = 0 seyn; und dies ist, was sie mit dem, gemäß der Eingangs gegebenen Worterklärung, schicklichen, Namen des Grundsatzes der virtuellen Geschwindigkeiten bezeichnet. D. N.

Visir, am Ritterhelm das Gitterwerk, welches das Gesicht deckt, ohne das Sehen ganz zu hindern. — In der Büchsenmeister-kunst, und überhaupt an gewissen Arten von Geschoß (auch an Feuer-gewehren und Meßinstrumenten) diejenige Vorrichtung, deren Mittel-punkt der Zielende mit dem Korn und dem Zielpunkte mittelst des Auges in Eine gerade Linie zu bringen sucht, um das Ziel zu tref-fen. Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, das Zielen richte das Schießrohr selbst mit der Axe (Mittellinie) seiner Höhlung in gerader Linie auf den Zielpunkt. Jeder Schuß, auch der sogenannte Kern-schuß, ist eine Parabel (s. d. bes. Art.) und *fällt*, wenn man sei-nen Weg mit der wahren Richtung des Rohres vergleicht, wie auch immer die Ladung sey. Das Visir liegt stets höher über der Axe des Schießrohres, als das Korn. Gesetzt nun auch, daß der Ziel-punkt in der Horizontallinie steht; indem das Auge Korn und Visir in Eine gerade Linie mit ihm bringt, wird schon dem Rohr eine Eleva-tion, eine Abweichung der Axe von der geraden Linie aus dem Auge zum Zielpunkt gegeben, und der Schuß wird allezeit ein (wenn auch noch so flacher) Bogen, wie man bei den Bolzen- und Pfeilge-wehren leicht sehen kann. Daher macht hohes Visir hohen Schuß und umgekehrt. Eben so erhöht ihn volles Korn; denn je mehr das Auge vom Korn in der Oeffnung des Visirs erblickt, je mehr hat die R-

des Rohrs Elevation. Bei der Flinte, wo man über die Mitte der Schwanzschraube visirt, ist es nicht anders; denn auch hier liegt der Visirpunkt höher als das Korn, weil das Rohr hinten ungleich dicker ist, als an der Mündung. Rückt man das Visir zur Seite, so weicht der Schuß nach eben der Seite ab; denn indem man nun Visir, Korn und Zielpunkt in Eine Linie bringt, erhält die Axe des Rohrs eine Deklination nach dieser Seite. Rückt man hingegen das Korn nach einer Seite, so weicht aus demselben mathematischen Grunde der Schuß nach der entgegengesetzten Seite ab, weil dorhin der Winkel fällt, welchen nun die Axe des Rohrs mit der Visirlinie bildet. Anders ist dies jedoch bei Bogengewehren, wo das Korn auf dem Pfeil oder Bolzen ist; denn indem man hier mit dem Korn das vordere Ende des Pfeils zur Seite schiebt, rückt man die Axe des Pfeils, und die Richtung des Schusses selbst mit dem Korn zugleich, und verändert gegen die Visirlinie nur ein wenig die Richtung des Schaftes, welches hier keinen Einfluß hat. Am Winkel der Visirlinie gegen die Axe des Pfeils wird dadurch gar nichts geändert, und die Richtung des Schusses bleibt dieselbe. Klar ist endlich auch, daß Erhöhung des Visirs, und die Erniedrigung des Korns die Mittel sind, bei unveränderter Ladung das Ziel in weiterer Entfernung zu treffen; so wie überhaupt alles, was den Winkel der Visirlinie gegen die Axe des Rohrs vergrößert, so lange diesem Zweck dient, als der Winkel nicht über 45° ansteigt; denn von da an wird die Parabel immer enger, und fällt bei 90° (bei senkrechter Elevation) in Eine gerade Linie des Aufsteigens und Niederfallens zusammen, so daß hier die zurückkommende Kugel möglicher Weise den Schützen selbst, obschon ohne Schußkraft, bloß mit ihrer Fallkraft (Schwerkraft) treffen kann. Aenderte die Reibung der Kugel mit der Luft, und ihre Rotation nichts an ihrer mathematischen Richtung, so müßte sie in das Rohr zurückfallen. A. Mnr.

Visirstab. Man bedient sich zur Ausmessung des Inhalts, besonders der Weinfässer, gewöhnlich eines unter dem obigen Namen bekannten Instruments. Die Anwendung des Visirstabes ist eigentlich auf die Ausmessung des Cylinders beschränkt. Obwohl nun die Fässer keine genau cylindrische Gestalt haben, so hilft man sich doch durch die in der Praxis zulässige Annahme, daß ein Faß das Mittel zwischen zwei ihm an Höhe gleichen Cylindern halte, deren kleinerer den Bodendurchmesser, der größere aber die Spundtiefe zum Durchmesser hat. Also braucht hier nur noch von Visirung der Cylinder die Rede zu seyn. Dies vorausgesetzt, trage man den Durchmesser eines Cylinders, der, bei einer beliebigen Höhe, z. B. eine Kanne hält, auf die beiden Schenkel eines rechten Winkels und vollende das rechtwinklige Dreieck, so ist dessen Hypothenuse (deren Quadrat gleich dem doppelten Quadrate jeder der beiden gleichen Catheten) der Durchmesser eines Cylinders, der bei gleicher Höhe zwei Kannen hält. Denn Cylinder verhalten sich bekanntlich wie die Producte aus den Höhen in die Grundflächen, also, bei gleichen Höhen, wie die Grundflächen, d. h. wie die Quadrate der Durchmesser. Soll also ein Cylinder bei gleicher Höhe den doppelten Inhalt eines andern haben, so muß das Quadrat seines Durchmessers dem doppelten Quadrate vom Durchmesser des kleineren Cylinders gleich seyn, welches durch obige Construction erreicht ist. Eben so erhält man, wie nunmehr durch bloßes Nachdenken klar wird, den Durchmesser des Cylinders von 3 Kannen u. s. w. Mißt man also mit einem nach die-

sen Grundsätzen eingerichteten Maaße, dem Visirstabe, den Bodendurchmesser und die Spundtiefe des Fasses, und multiplicirt hiernächst die halbe Summe mit dessen Höhe, bestimmt nach der Höhe des Cylinders, dessen Durchmesser zum Maaßstabe gedient hat: so gibt das Produkt den Kanneninhalt des Fasses. D. N.

Vitrolles (Baron), der sich bei der Restauration der Bourbons im Jahr 1814 besonders thätig bewies, und sich seitdem als einen der eifrigsten Ultra-Royalisten zeigte, ist 1774 zu Aix in der Provence geboren. Er emigrirte zu Anfang der Revolution, nahm im Condéischen Corps Dienste, kehrte aber nach dem Sturz des Directoriums nach Frankreich zurück, wo er sich bis 1813 bloß mit der Landwirthschaft beschäftigte. Er begriff diesen wichtigen Zeitpunkt, wo es möglich war, Buonaparte ganz zu vernichten und vielleicht dankt man ihm die ganze neue Weltgestaltung. Man unterhandelte mit Buonaparte zu Chatillon und stand auf dem Punkte, mit ihm abzuschließen, als er in mehreren Gefechten stets die Oberhand behalten hatte und es nothwendig schien, die Armeen über den Rhein zurückzuführen. Vitrolles begab sich in diesem wichtigen Augenblick in Person nach Chatillon, in der Absicht, die Unterhandlungen dort hinzuhalten, zu verwirren und zu keinem Resultate kommen zu lassen. Es gelang ihm dies durch noch nicht genug bekannte Maaßregeln mancherlei Art. Er wußte sich zugleich bei dem zu Chatillon versammelten diplomatischen Corps den größten Einfluß zu verschaffen. Nach der Auflösung des Congresses zu Chatillon eilte Vitrolles in das große Hauptquartier nach Troyes und trug zu dem wichtigen Beschlusse, gerade auf Paris loszugehen, und zu der Erklärung, daß mit keinem Mitgliede der Familie Buonaparte unterhandelt werden sollte, durch seine Beredsamkeit und seine Rathschläge bei. Nach der Ankunft des Grafen von Artois in Paris wurde er von diesem zum Minister-Staatssekretär ernannt; der König bestätigte ihn in diesem Posten, und er contrasignirte allein die wichtige Declaration von St. Ouen und alle ersten Acten der konigl. Regierung bis zum März 1815. — Vitrolles wurde nach Buonaparte's Invasion nach dem mittäglichen Frankreich geführt, und war in Toulouse verhaftet, bis ihm die Folgen der Schlacht von Waterloo die Freiheit wieder verschafften. 1815 wurde er in die Kammer der Deputirten gewählt, wo er mit der (ultraroyalistischen) Majorität stimmte. Bei der Auflösung dieser Kammer durch die königliche Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 wurde er nicht wieder gewählt und blieb seitdem ohne förmliche Anstellung.

Vizdom, Vicedom, auch Vizthum, von dem lateinischen Vicedominus, so viel wie Stiftshauptmann, der Verweser gewisser geistlichen Güter.

Vließ (goldenes), s. **Argonauten**.

Vlissingen, eine stark befestigte Stadt auf der Südseite der Insel Walchern, gehört zu der Provinz Zeeland des Königreichs der Niederlande, liegt an der Mündung der Westerschelde, und steht durch einen Canal mit Middelburg in Verbindung. Sie hat eine Vorstadt, Altvlissingen genannt, und 4600 Einwohner. Es ist hier der Sitz einer Admiralität und des Seedepartements von der Schelde. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich das Stadthaus auf dem Marktplatze aus, nach dessen Modelle das Stadthaus zu Antwerpen erbaut worden ist. Die größte Merkwürdigkeit ist der vortreffliche neue Seehafen, welcher 80 Kriegsschiffe fassen kann. Er erstreckt sich

auf der Ostseite der Stadt durch zwei große mit Pfahlwerk und Steindämmen eingefaßte Canäle in das Meer hinaus; weiter läuft derselbe innerhalb der Stadt, parallel mit den Wällen bis zu der Seeschleuse, welche ihn von der Schiffsdocke trennt. In der Mitte von dieser Docke ist die sogenannte trockene Docke angebracht, wo die größten Schiffe ohne viele Mühe beschlagen und kalfatert werden können. Vlissingen ist der Geburtsort des großen niederländischen Seehelden und Admirals Michael de Ruyter (s. d. Art.). Im J. 1809 belagerten die Engländer diese Stadt, eroberten sie, und zerstörten einen Theil des Hafens und der Festungswerke.

Voigt, Vogt, von dem lateinischen advocatus, eigentlich ein Beschützer, Schirmherr, daher Stiftsvoigt, Klostervoigt, dann auch ein Statthalter (s. d. Art. Voigtland).

Voigtei, das Gebiet, auch das Amt und die Würde, endlich auch die Wohnung eines Voigts.

Voltaische Säule, s. Galvanismus.

Volumen. Um sich von dem Volumen, d. h. dem räumlichen Inhalte eines Körpers, einen richtigen Begriff zu machen, denke man ihn sich ganz in irgend eine Flüssigkeit eingetaucht, die ihn nicht verändert und nicht in ihn eindringt, sondern ihn blos bedeckt. — Wird er hiernächst aus dieser Flüssigkeit herausgenommen, so muß zur nämlichen Raumerfüllung neue Flüssigkeit hinzugegossen werden; das Quantum derselben gibt offenbar den räumlichen Inhalt, das Volumen, des Körpers an, und gewährt zugleich ein einfaches Mittel zur stereometrischen Berechnung desselben, wenn die unregelmäßige Gestalt des Körpers selbst dieser Berechnung Hindernisse entgegensetzen sollte. Die Erfahrung lehrt, daß gleiche Volumina verschiedener Körper nicht einerlei Gewicht haben. Eine Bleikugel z. B. wiegt mehr als eine gleich große hölzerne. Diese Verschiedenheit führt auf den Begriff der Masse (s. d. Art.), welche also, wie häufig es auch im gewöhnlichen Leben zu geschehen pflegt, mit dem Volumen eines Körpers nicht verwechselt werden darf. Gleichermaßen beruht hierauf der Unterschied zwischen dem absoluten und specifischen Gewichte der Körper. D. N.

Vorbehalt (geistlicher), dasjenige im Religionsfrieden von 1555 gegebene Reichsgesetz, nach welchem ein catholischer Reichsstand zwar zu den Protestanten übergehen konnte, dadurch aber seiner geistlichen Besitzungen, Würden und Aemter verlustig ward, die sofort wieder an einen Catholiken vergeben werden konnten. (Vgl. d. Art. Religionsfriede.)

Vorhut, s. Avantgarde.

Vorkaufsrecht, s. Retractrecht.

Vortrab, s. Avantgarde.

Vorzeichnung, s. Versetzungszeichen.

Votivtafeln. Die Geschenke, welche vermöge eines Gelübdes dargebracht werden, heißen Votiven, und die gewöhnlich dabei aufgehängten Tafeln, die von der empfangenen Wohlthat und von dem dagegen gelobten Weihgeschenk Nachricht geben, Votivtafeln.

Vulcan, bei den Griechen Hephästos. Nach Hesiod war er ein Sohn der Juno, die ihn aus sich selbst gebar, nach Homer ein Sohn des Jupiter und der Juno. Seine Gemahlin war Venus. Er war der Gott und das Symbol des Feuers, dann auch der Künste, besonders derer, die mit Hülfe des Feuers arbeiten. Juno, die sich seiner wegen seiner Häßlichkeit schämte, stürzte ihn aus dem Olymp;

die Meergöttinnen Thetis und Eurynome aber nahmen ihn in ihre Grotte auf und er verweilte bei ihnen neun Jahre. Als er seiner aufgehangnen Mutter helfen wollte, schleuderte Jupiter ihn auf die Insel Lemnos. Er war lahm und erscheint bei Homer zuweilen als Lustigmacher unter den Göttern. Als Werkmeister aller künstlichen Arbeiten im Feuer hatte er seine Werkstatt nach Homer im Olymp, nach Andern auf Lemnos, unter dem Aetna, auf Lipara oder Hiera. Die Alten nennen eine Menge von ihm verfertigter Kunstwerke. Dahin gehörte auch das künstliche Netz, mit welchem er seine Gemahlin, die Venus, als er sie in den Armen des Mars überraschte, sammt diesem umfing. — Sein Dienst war weit verbreitet. In Athen, wie in Rom, wurden ihm eigene Feste gefeiert. Abgebildet wird er gewöhnlich mit dickem Barte, unordentlichem Haare, halb bekleidet, eine runde spitze Mütze auf dem Haupte, und in der Rechten den Hammer, in der Linken die Zange.

W.

Waarenversicherung ist ein Vertrag, durch welchen ein Privatmann (der Assecurant, Assureur) sich gegen einen andern (den Assecuraten) verpflichtet, ihn wegen der Verluste und des Schadens, die gewisse von Letzterm zur See verschickte Waaren während der Reise durch Sturm, Schiffbruch, Stranden, Seewurf, Feuer, Plünderung, Caperei, Beschlag, Veränderung der Reiseroute u. s. w. erleiden könnten, schadlos zu halten, wofür er sich ein gewisses Procent, das nach dem Grade der muthmaßlichen Gefahr höher oder geringer ist, von dem Werth der versicherten Waaren zahlen läßt. (S. Assecuranz.)

Wachsmahlerei, s. Enkaustik.

Wachtschiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf alles Acht hat, was vorgeht, und Signale macht, wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen. Auch solche Schiffe, welche am Eingange eines Canals oder in der Durchfahrt einer Meerenge, z. B. im Sunde bei Helsingör, stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den gewöhnlichen Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe.

Wachtthürme sind Thürme auf den Seeküsten, um Seeräuber oder andere Feinde, die sich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küsten von Spanien und Italien gibt es deren, die wegen der Anfälle der Barbaresken angelegt worden. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigstens in Italien, zur Bewachung der Küsten leichte Reiter, die, so wie die Strandreiter auf den deutschen Küsten beobachten müssen, was vorgeht.

Wagen (electrischer), heißt ein kleiner dreirädriger Wagen mit einem Haspel, auf welchen die leitende Schnur des electrischen Drachen gewunden ist. Man bedient sich desselben, um die Schnur nicht mit der Hand halten zu dürfen, und vor der herabgeleiteten Electricität gesichert zu seyn.

Wagerecht, horizontal, s. Horizont.

Wahabi, **Wahabiten** oder **Wachabiten** nannten sich mehrere arabische Völkerstämme, welche sich zu dem religiösen Glauben bekennen, den Sheik Muhamed, Abd-el Wahabs Sohn,

er Mitte des 18ten Jahrhunderts lehrte und gleich dem Stifter der
oransreligion, durch Klugheit, Tapferkeit und Muth zu verbreiten
ußte. Scheik Muhamed, zu dem großen Völkerstamme der Ta-
ini gehörig (geboren 1729 in der Stadt Ajen, die nahe an der
Wüste im Districte Al Ared liegt), hatte sich in Bassora, Bagdad
nd Damascus eine große Gelehrsamkeit erworben. Er lehrte zuerst
n Ajen, und bald gewann er die Bewohner des Landstrichs Al Ared.
uf göttliche Eingebung sich berufend, lehrte er, übereinstimmend mit
em Koran, dessen Glaubensvorschriften er nur theilweise annahm,
as Daseyn eines einzigen Gottes, des Urhebers der Welt, des Be-
ohners des Guten, des Rächers des Bösen; aber er verwarf alle im
oran enthaltenen Traditionen, besonders die von dem Propheten
Mohammed, dem Idol der Moslem, den er nur einen von Gott ge-
ebten Menschen nannte, dessen Anbetung er als ein, mit der wah-
n Verehrung der Gottheit im schrecklichsten Widerspruche stehendes
Verbrechen bezeichnete; auch verbot er die Pracht und den Reichthum,
elchen man in den Moscheen der Mohammedaner antrifft. — Wer
ch dieser neuen Lehre widersetzt, soll mit Feuer und Schwert ver-
ichtet werden. Um dieses zu bewirken, gewann jener Reformator
rabiens für dieselbe zuerst den Herrn von Drehyeh und Lahsa, Ebn-
Sehud, den er dann zum Fürsten (Emir) und Beschützer der neuen
Secte ausrief, sich selbst aber zum obersten Priester derselben erklärte,
nd so die geistliche und weltliche Macht, die in Ebn-Sehuds und
Scheik Muhameds Familie forterbte, für immer von einander trennte.
Der Hauptsitz der Wahabi's ward die Residenz ihres ersten Be-
chützers Sehud, die Stadt Drehyeh, in der Provinz Nedjed und
Jemama, 54 Meilen westlich von Bassora. Da die neuen Glaubens-
enossen bis zum höchsten Fanatismus begeistert, zu allen Entbehrun-
en bereit (die Entbehrung des Caffees und Tabaks, wie den Nicht-
ebrauch aller seidenen Kleidungsstücke schreibt ihnen ihr Gesetz vor),
nermüdet, tapfer und grausam waren, da Glauben oder Sterben
hr Losungswort blieb, so verbreitete sich ihr Reich mit unglaublicher
Schnelligkeit unter den umherstreifenden arabischen Stämmen, von
welchen sie nach kurzer Zeit 26 unterjocht, sich einverleibt und zugleich
mit dem Haß gegen den reinen Islam der Mohammedaner und mit
er Lust zur Erbeutung des Moscheenreichthums erfüllt hatten. Se-
uds Sohn und Nachfolger Abd-Elaziz konnte schon ein Heer von
20,000 streitfähigen wohl berittenen Männern ins Feld stellen. Mit
Kameelen und Pferden wohl versehen, mit Schwert und Spieß wohl
bewaffnet, waren die Wahabis, den Beduinen (s. d. Art.) ähnlich,
uch ohne eine bedeutende Artillerie, die sie sich erst erobern mußten,
efährliche Feinde. Die Natur des Landes, Lebensweise und Glau-
en haben ihren Charakter gebildet, der nach den bergigen Gegenden
hres Stammlandes noch wilder und kühner ist, als der der ersten
Anhänger Mohammeds. Vorzüglich die Zerrüttung, welche die hohe
Pforte in allen Theilen ihrer Herrschaft, also auch in den arabischen
sogenannten Schutzländern, dulden mußte, begünstigten die Unter-
nehmungen der Wahabi's, welche schon von ihrem Sitze zwischen dem
persischen Meerbusen und dem rothen Meere aus, mehrere Theile der
asiatischen Türkei berührt hatten, ehe man gegen ihre Verheerungen
und Bekehrungen die geringsten Maaßregeln nahm. Erst 1801 erhielt
der Bascha von Bagdad Befehle, mit den dem Mohammedanism
treugebliebenen Volksstämmen gegen die Wahabi's zu marschiren,
welche aber den gegen sie geschickten Feldherrn durch große Geschenke

zum Rückzuge bewogen, und dann die Stadt Iman-Hussein über- len, zerstörten und nach Erbeutung vieler Schätze in ihre Wüsten zurückflohen. Bei dieser Unternehmung hatten die Wahabi's auch die Moschee des von den Persern hochverehrten Ali beraubt. Der persische Monarch Fath Ali drohte ihnen vergebens mit seiner Rache, er ward durch innere Kriege davon abgehalten. Nun lüstete den kühnen Wahabi's nach den weit größern Schätzen, welche ihnen die heilige Stadt Mecca verhieß. Dort hatte der jüngere Bruder Ghalab dem ältern Abd-Al-Mein das Scherifat geraubt; um dieses zu rächen, sandte Abd Elaziz seinen Sohn Sehud mit 100,000 Mann gen Mecca, wo er den Ghalab in die Flucht schlug, an der Eroberung der Stadt selbst aber verhindert wurde durch die Ankunft der großen Karavane unter Führung des Pascha von Damask. Dieser traf mit Sehud einen Vergleich, nach welchem er drei Tage in Mecca verweilen, sich aber in den Bruderstreit über das Scherifat nicht mischen durfte. Nach dem Abzuge der Karavane nahmen die Wahabi's die heilige Stadt ohne Widerstand ein, ermordeten viele Scheiks und beim Islam treuverharrende Mohammedaner, setzten den Abd-Al-Mein wieder ein als Scherif, zerstörten alle heiligen Denkmale und führten unermeßliche Schätze von dannen. Nur wenige hundert Mann ließ Sehud als Besatzung zurück, und versuchte vergeblich die Eroberung von Dschidda und Medina. Er ward hier überall in die Flucht getrieben, und zog sich daher nach Drehyeh, wo indeß im J. 1803 sein Vater von einem Perser ermordet worden war, zurück. Sehud ward nun Fürst der Wahabi's; ihr Oberpriester war Scheik-Muhameds ältester Sohn, Hussein der Blinde. Die erlittenen Unglücksfälle wurden bald wieder verschmerzt, die Wahabi's erschienen (1806) zahlreicher als je, plünderten die zum heiligen Grabe wallfahrtende Karavane, erbeuteten den Mahmel (eine prächtige Lade, in welcher der Großherr jährlich die für des Propheten Grab bestimmten Geschenke sendet), eroberten Mecca, Medina, selbst Dschidda, bezeichneten ihre Tage durch Blutströme und durch Bekehrungen, unter denen die des Mufti von Mecca die meiste Verwunderung erregte. Die Furcht vor den Wahabiten verbreitete sich im ganzen Morgenlande, und selbst die Britten besorgten, durch sie in ihrem Handel gefährdet zu werden, indem sich einige Kriegerhorden nach dem persischen Meerbusen zu zogen, mit den dortigen Seeräubern sich vereinigten und die Verbindung zwischen Bassora, Muskate und Indien beunruhigten. Die Britten nahmen daher den Iman von Muskate, gegen den sich sein Bruder im Lande Oman empört hatte, wider die Wahabiten in Schutz, und schickten ihm von Bombay (1809) eine Eskadre nebst Landtruppen zur Züchtigung seiner und ihrer Feinde. Dieser Zweck ward denn auch durch mehrere See- und Küstengefechte, wie auch besonders durch die Zerstörung des Hauptsammelplatzes Ras el Elyma (Kerim), wo 3200 Einwohner getödtet, 1600 gefangen genommen wurden, erfüllt; wogegen sich die Britten vom Iman, um ihm fernern nahen Schutz angedeihen lassen zu können, die durch ihre reichen Perlenfischereien berühmten Inseln des persischen Meerbusens Bahrein und Zebora ausbedungen. Im Jahre 1810 rief die hohe Pforte den Mohamed Ali, Pascha von Cairo, und die von Damask und Akre auf, gegen den Pascha von Bagdad Jussuf Pascha und gegen die mit ihm verbundenen Wahabi's zu ziehen. Der Pascha von Akre vollführte diesen Befehl mit so vieler Thätigkeit als Tapferkeit und eroberte Bagdad, dessen seiner Schätze beraubter Pascha

ussuf nun zu dem wider ihn beorderten Pascha von Cairo, seinem
ater, floh und dort gute Aufnahme fand. So erhielten die Waha-
's in der Zwietracht und Eifersucht der Paschen des türkischen und
r Khans des persischen Reichs die sicherste Bürgschaft für das
elingen ihrer Streifzüge, die vorzüglich durch die Wallfahrten nach
Mecca sehr ergiebig wurden. Bald vereinigten sie sich nach dem Blut-
de, welches Mohamed Ali unter den Beys und Mamelucken
Cairo anrichtete, mit den nach Oberägypten geflohenen Ueberresten
rselben. Nun betrieb Mohamed Ali mit unermüdeter Thätig-
it die Rüstungen zur Vernichtung der Wahabi's, er eroberte Jambo
d Nahala (1811); als die Frucht dreier erfochtener Siege schickte
drei Säcke voll Wahabitenohren nach Constantinopel; jedoch wur-
n späterhin keine Fortschritte gemacht; Jussum Pascha, der jetzt
it seinem Vater, Mohamed Ali, für die Osmanen focht, ward so-
r zum Rückzuge gezwungen. (Er starb bald darauf an der Pest.)
llein die von ihrem Bundesgenossen, dem Scherif von Mecca, verra-
enen und von mehreren arabischen Stämmen verlassenen Wahabi's
litten in den Engpässen von Sofra und Dschudeida neue Niederla-
n und wurden von der Straße nach Medina ganz abgedrängt.
iese heilige Stadt war schwach besetzt und daher von den Osmanen
icht zu erobern; bald darauf fiel auch Mecca wieder in die Gewalt
es Großherrn. Die feierliche Ueberreichung der Schlüssel der wie-
ergewonnenen Glaubensstädte veranlaßte zu Constantinopel hohe Feste,
i welchen, wie dort gewöhnlich, die Juden häufig gemißhandelt
urden; auch wurde der gefangene Pascha Ibin Masan, Scheich
on Dschudeida, ein eifriger Anhänger der Wahabi's, hingerichtet.
llerdings hatte der Islam durch diese Siege für seine eigene Er-
altung, die mit dem Besitze von Mecca und Medina und mit dem
ngestörten Wallfahrten der Gläubigen dorthin in enger Verbindung
anden, vieles gewonnen. Jedoch war die furchtbare Secte bei wei-
m noch nicht unterdrückt. Darum rüstete sich Mohamed Ali, Pa-
cha von Aegypten, von neuem; allein er war diesmal nicht glücklich.
So verlor er durch einen Ueberfall auch den befestigten Waffenplatz
umfida, unermeßliche Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürf-
issen; auch waren die persischen Unruhen sehr günstig für die Wa-
abi's, welche Zeit und Gelegenheit benutzten, um mehrere Araber-
ämme wieder mit sich zu verbinden. Allein ihre Kühnheit war nicht
it der Klugheit großer Entwürfe gepaart. Sie unternahmen verwe-
ene Beutezüge, ohne an die Befestigung ihrer Macht zu denken,
ährend ihr Feind, der Pascha von Aegypten, in jeder Hinsicht plan-
näßige Anstalten traf, um sie gänzlich zu besiegen. Als daher im
ahre 1814 ihr Oberhaupt, Sehud II., gestorben war, und unter
nen wegen der Nachfolge bedeutende Unruhen ausbrachen, erlitten
e mehrere Niederlagen. Entscheidend war der Sieg, den Mohamed
li im Anfange des Jahres 1815 über sie bei Bassila, unweit der
Stadt Tarabe, erfocht. Doch war es schwer, sie im Mittelpunkte
hrer Macht anzugreifen. Endlich gelang es dem tapfern Sohne des
Pascha, Ibrahim, die Wahabiten und deren Oberhaupt, Abdallah
Ben Sund, im Jahre 1818 gänzlich zu schlagen und letztern in sei-
em befestigten Lager, vier Tagemärsche von der Hauptstadt Drehyeh,
inzuschließen. Das Lager zu Baridah ward den 3. Sept. erstürmt,
o Stück Geschütz erobert, 20,000 Streiter ermordet und Abdallah
elbst gefangen genommen. Hierauf unterwarfen sich die Einwohner
er Stadt, verlangten jedoch Amnestie und Schonung des Lebens

und der Häuser; allein der Sieger erklärte, daß nur der Groß[herr] diese Bedingungen genehmigen oder verwerfen könne. Unterdessen [w]ard die Ankunft des Gefangenen, der als Rebell und als abtrün[niger] Glaubensfeind gleich große politische Wichtigkeit für die hohe P[forte] hatte, als ein Nationaltriumph zu Constantinopel gefeiert. [Dann] ward er nebst seinem Mufti und Schatzmeister in Ketten dem [Groß]sultan vorgeführt, vom Divan verhört und nebst seinen Mitgefa[nge]nen enthauptet (den 17. Dec. 1818). Zwar sollen noch einige Sch[aa]ren der Wahabiten in der Wüste umherstreifen, und die schön[e hel]denmüthige Tochter des Stifters der Secte soll ihre Anführerin sey[n]; allein der Hauptsitz Drehyeh ist, nachdem der Großherr die von [den] Besiegten gemachten Vorschläge dem Gutdünken des Pascha [von] Aegypten überlassen hatte, von diesem gänzlich zerstört, und die E[in]wohner sind, nach dem Verluste ihrer Habe, überall hin zerstreut [wor]den *). Da nun auch der tapfere Sohn des Pascha, außer de[m In]nern von Arabien, Yemen erobert und den bisher unabhängigen I[mam] des Landes zu Mecca der hohen Pforte unterworfen hat (er entr[ichtet] an den Großherrn einen jährlichen Tribut von 2000 Centner Caf[fee]), so scheint es, daß die Vertilgung der Wahabiten zugleich die M[acht] der Pforte (oder vielmehr des großen Mohammed Pascha von Aeg[yp]ten) in dem bisher seit Alexander von Macedonien von noch kei[nem] Eroberer unterjochten Arabien dauerhaft befestigt und weiter als [je]mals ausgebreitet habe.

Wahlanziehung, s. Verwandtschaft (chemische).

Wahlspruch, s. Symbol.

Wahrheit, im logischen Sinne, ist die Uebereinstimmung [un]serer Gedanken mit sich selbst, oder mit den allgemeinen Gesetzen [des] Denkens. Sie heißt daher auch formelle Wahrheit, weil jene [Ge]setze sich nur auf die Form der Erkenntniß beziehen, den Stoff [oder] Gegenstand derselben dagegen nicht berücksichtigen. Nun kann [aber] eine Erkenntniß, die der logischen Form, d. h. sich selbst, nicht [wi]derspricht, gleichwohl den Gegenständen widersprechen. Die Ueber[ein]stimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen der Logik ist [also] nur ein negatives Kennzeichen der Wahrheit. Um zu erfahren, [ob] ein Satz auch positive Wahrheit enthalte, muß man ihn seinem [In]halte nach untersuchen. Ein allgemeines Criterium derselben kann [es] nach der Natur der Sache nicht geben. Die objective Wahrheit [er]fodert, daß ihr Gegenstand gegeben sey. Ist dies ein sinnlicher [Ge]genstand, so heißt sie empirische Wahrheit. Diese ist die einzige [ge]wisse Wahrheit für uns, und sie wird durch die transscendentale, d. h.

*) Drehyeh lag, durch Steppen und Gebirge geschützt, 60° O. L. 26° N. B. in der großen sechzig Meilen langen Schlucht Wadyhenif, umgeben von Gärten und Fruchtfeldern, 130 Stunden (oder sieben Tagereisen) östlich von Medina, 100 Stunden südwestlich von Bassra und 160 Stunden südöstlich von Jerusalem. Sie war zwei Stunden lang, eine halbe Stunde breit, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und hatte 2500 steinerne Häuser, 28 Moscheen, 30 Schulen. Die bisherigen Regenten hatten ihren Sitz in der Vorstadt Tereif. Nach einigen Nachrichten theilten sich die Wahabi's in drei Classen, in Kriegsleute, Feldarbeiter und Handarbeiter; allein da, gleich den übrigen Arabern, jeder fähige Mann in den Raubzügen seine Bestimmung findet, ist wohl die Eintheilung in Priester, in Kriegsleute und Sklaven die richtigere.

durch die Uebereinstimmung mit den Erfahrungsgrundsätzen möglich gemacht. — Wahrheit ist entweder Wahrheit der Begriffe, oder Urtheile, oder Schlüsse. Ein Begriff ist wahr, wenn seine Merkmale unter einander und mit den Vorstellungen übereinstimmen, auf die er bezogen wird; ein Urtheil, wenn es den Gesetzen des Denkens gemäß gedacht wird, folglich wenn die Vorstellungen nicht blos subjectiv, sondern auch objectiv verknüpft sind. Ein Schluß endlich ist wahr, wenn er mit dem Gesetz zu schließen übereinstimmt. Wahrheit ist ferner entweder theoretisch oder practisch, je nachdem sie entweder die bloße Verknüpfung der Begriffe oder überdies noch einen Bestimmungsgrund zu einer Handlung enthält. — Wahrheit, aus unzureichendem Grunde erkannt, heißt Wahrscheinlichkeit.

Wahrzeichen, so viel wie Merkmal. So haben Städte gewisse Wahrzeichen, welche in einem Thurm, Gebäude, Platz, alten Denkmal und dgl. bestehen, welche die reisenden Handwerker besonders in sonstigen Zeiten wahrzunehmen pflegten, um sich durch Angabe des Wahrzeichens ausweisen zu können, daß sie an dem Orte gewesen.

Waibel, Webel, bedeutet so viel als Gerichtsdiener; daher Feldwebel, der erste Unteroffizier bei einer Fußcompagnie.

Waisen, s. Hussiten.

Waldburg, ein aus den ehemals reichsunmittelbaren Besitzungen der Grafen von Waldburg im J. 1803 gebildetes Fürstenthum, das in Schwaben zwischen der Donau und Iller liegt, durch die Rheinbundsacte unter bayerische und würtembergische Hoheit kam, auf 13 1/2 Quadratmeilen 26,500 Einwohner hat, und gegen 180,000 Thaler Einkünfte gibt. Es besteht aus der Grafschaft Zeil und der Herrschaft Wurzach, beide im Algau, den Grafschaften Wolfegg, Friedberg und Trauchburg, den Herrschaften Waldburg (mit dem Berg- und Stammschlosse Waldburg), Kißlegg, Waldsee, Scheer, Marstetten u. a. mehr. Das Stammschloß Waldburg soll Gerhard, Graf von Thann im vierten Jahrhundert nach Chr. (?) gebaut haben. Einer seiner Nachkommen, Babo, Graf von Thann und Winterstetten, der um 680 lebte, wird für den Stammvater der Häuser Allthann und Waldburg gehalten. Die Herren von Waldburg besaßen bei den Herzogen von Schwaben und bei den Kaisern aus diesem Hause das Truchseß-Amt (Dapifer). In der Folge erlaubte ihnen Carl V. im J. 1525, sich des heiligen römischen Reichs Erbtruchsesse zu nennen, und im J. 1528 ertheilte ihnen der Churfürst von der Pfalz, als Erztruchseß, die Anwartschaft auf diese von einer andern Familie bekleidete Würde, welche die Herren von Waldburg im J. 1594 wirklich auszuüben anfingen und seit der Zeit auch den Namen Truchseß als Geschlechtsnamen führten. Johann, Herr von Waldburg, der 1403 starb, ist der Stifter des Hauses Truchseß von Waldburg. Seine Söhne, Jacob und Georg, stifteten zwei Linien. Die ältere von Jacob verzweigte sich durch dessen Enkel, Wilhelm und Friedrich. Die Wilhelm'sche Linie, welche Scheer und Trauchburg besaß, erlosch 1772. Friedrich trat in die Dienste des Großmeisters des deutschen Ordens, und ließ sich in Preußen nieder, wo sein Haus unter dem Namen Truchseß von Waldburg noch blüht, ohne je an den unmittelbaren Besitzungen des Hauses in Schwaben einen Antheil gehabt zu haben; denn die Besitzungen des erloschenen Astes von Wilhelm sind an die jüngere von Georg gestiftete Linie gefallen. Die jüngere Linie war mit dem Erbtruchseßamte beliehen,

welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilte sich 15..
zwei Linien. Jacobs, der im fünften Grade von Georg abstam..
älterer Sohn, Heinrich, stiftete die Linie Wolfegg, welche
in die Aeste Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee theilte ..
denen jener 1798 erlosch, und dieser dessen Besitzungen erbte. ..
jüngerer Sohn, Frobenius, stiftete die Linie Zeil, und seine ..
Paris Jacob und Sebastian Wunibald, die beiden Aeste ders..
Zeil-Zeil, auch Trauchburg genannt, und Wurzach. Im ..
1628 wurden alle Zweige der von Georg gestifteten Linie in den ..
grafenstand, und im Jahre 1803 wurden die Häupter der einz..
Aeste in den Reichsfürstenstand, jedoch nach dem Rech..
Erstgeburt, so wie die sämmtlichen Besitzungen derselben zu ein..
Reichsfürstenthum erhoben. Nach der Auflösung des deutschen ..
legten sie den Namen Truchseß ab; doch erhielten diese Fürsten ..
die Urkunde vom 23. Jul. 1808 die Reichs-Erbhofmei..
Würde des Königreichs Würtemberg, welche durch den jew..
ligen Senior der regierenden Fürsten verwaltet wird. Es gibt ..
gegenwärtig drei regierende Fürsten von der Georgischen Haupt..
des Hauses Waldburg: 1. Fürst Joseph von Waldburg, zu ..
egg und Waldsee (besitzt in Bayern die Güter Rohrmos und ..
residirt zu Waldsee); 2. Fürst Franz von Waldburg zu Zeil..
und Trauchburg (residirt zu Zeil); 3. Fürst Leopold von ..
burg zu Zeil-Wurzach (residirt zu Wurzach). Das Haus Wal..
ist catholisch. K.

Waldmenschen. Viel wurde früher von Waldmenschen ..
belt, bis durch die Ausbildung der Naturgeschichte und durch ..
tische Sichtung der vorhandenen Berichte der Reisenden, wie ..
weniger durch die in den neuesten Zeiten insbesondere betriebene ..
gleichende Anatomie das Resultat gefunden wurde: daß kein zwischen
dem Affen und dem Menschen in der Mitte stehendes Wesen ..
und daß zwischen beiden eine nicht nur in geistiger, sondern auch ..
perlicher Hinsicht bedeutende Kluft sey. Es gibt zwar wilde ..
welche noch tief auf der Stufe der Cultur stehen, und diese ..
in frühern Zeiten vielleicht für nicht viel mehr als Thiere ange..
worden seyn; allein öfter wurden die ungeschwänzten, zuweilen ..
rechtgehenden Affenarten, der Schimpanese und der Orang-
Utang, für eine Menschenart gehalten. Selbst Linné machte ..
Weise einen homo troglodytes daraus, und noch jetzt werden
die genannten Affenarten Waldmenschen genannt, nur mit ..
Unterschiede, daß bei dem Schimpanese nach seinem Vaterlande (..
innere Südafrika) der afrikanische, bei dem Orang-Utang, ..
gleicher Ursache, der ostindische beigefügt wird. Die Natur..
schreibungen erzählen viel von ihrer Geschicklichkeit und von ihrer ..
bensart, auf welche der Kürze wegen hier verwiesen werden muß.

Waldnymphen, s. Nymphen.

Wandelstern, s. Planet.

Wanken des Mondes, Libration. Fortgesetzte Beobachtung
tung lehrt, daß der Mond der Erde immer eine und dieselbe ..
zukehrt. (S. Mond.) Zugleich bemerkt man aber, daß sich ..
der Erde zugewendete Halbkugel periodisch etwas verrücke, indem
den Rändern nahe stehenden Flecken bald verschwinden, ..
wieder erscheinen, die dem Mittelpunkte näher gelegenen
aber, gegen die Ränder zu rücken scheinen, alles jedoch ohne Verän-
derung ihrer respectiven Lage. Dieser Vorgang nun wird das Wanken

(Libratio) des Mondes genannt. Die einfache Ursache davon ist der Umstand, daß die während eines Umlaufs um die Erde erfolgende Umwälzung des Mondes um seine Axe mit gleichförmiger, der Umlauf um die Erde aber mit ungleichförmiger Geschwindigkeit geschieht. Hat also der Mond seinen Viertels-Umlauf vollendet, so hat er indeß nicht auch gerade eine Viertel-Axendrehung gemacht. Außer diesem Wanken, wodurch offenbar die Länge der Mondflecke verändert wird, und welches deshalb das Wanken in der Länge heißt, beobachtet man auch ein Wanken in der Breite. Die Rotationsaxe des Mondes steht nämlich auf der Ebene seiner Bahn nicht senkrecht. So wie daher, aus demselben Grunde, die Erde der Sonne bald den Nord- und bald den Südpol zuwendet, so muß hinwiederum der Mond der Erde bald seinen einen und bald seinen andern Pol zukehren, und also zugleich ein abwechselndes Erheben und Senken der Flecken gegen die Ebene der Bahn, und somit zugleich Veränderungen in der Lage gegen die Ebene der Ekliptik, d. h. in der Breite, bewirken. — Hierzu tritt noch ein tägliches Schwanken, welches daher rührt, daß der Mond nicht aus dem Mittelpunkte der Erde, sondern von ihrer Oberfläche aus beobachtet wird, woraus eine neue Verschiedenheit in der Erscheinung des Umrisses der Mondsscheibe entspringen muß. (Vergl. Biots Astronomie II. 404 ff.) D. N.

Wärmemesser (Calorimètre). Die Einrichtung dieses sinnreichen Werkzeuges, dessen Erfindung wir Lavoisier und la Place schuldig sind, beruht auf dem allgemeinen Grundsatze, daß, so lange der Wärmestoff auf Aenderung des Aggregatzustandes der Körper verwendet wird, sich keine fühlbare (dem Thermometer bemerkliche) Wärme zeigt. Wenn man also Eis, welches genau die Temperatur des Gefrierpunktes hat *), auch der größten Hitze aussetzt, so wird man doch so lange nur eiskaltes Wasser erhalten, als noch Eis zum Schmelzen vorhanden ist; erst nachher wird das Wasser sich zu erwärmen anfangen. Also aller, einem in eine hinreichende Menge Eis von der angegebenen Temperatur gehüllten, Körper entzogener Wärmestoff wird auf Bildung eiskalten Wassers verwendet, dessen Menge daher offenbar der entzogenen Menge Wärmestoffs proportional ist. Nun haben die verschiedenen Körper auch eine verschiedene Capacität für den Wärmestoff, d. h. sie werden weder durch Aufnahme gleicher Mengen desselben auf einen gleich hohen Temperaturgrad erhoben, noch durch Entziehung gleicher Mengen desselben bis zu einem gleichen Grade erkältet, und diese Verschiedenheit ihrer eigenthümlichen (specifischen) Wärme mißt man, nach Maaßgabe des Vorangeführten, an den verschiedenen Eismengen ab, die sie, beim Herabsinken von einem gleich hohen auf einen gleich niedern Grad der Temperatur, respective zu schmelzen im Stande waren. Die dazu vorgerichtete Maschine aber, bei welcher noch Einrichtungen getroffen sind, um das zum Experimente selbst bestimmte Eis durch eine zweite Eislage vor fremdartigen Temperatur-Einflüssen zu schützen, heißt, wenn sich gleich noch einige Bedenklichkeiten gegen die vollkommne Zuverlässigkeit der dadurch erhaltenen Resultate aufdringen, immer noch paßlich genug, Wärmemesser. D. N.

Wärmesammler. Jedermann hat die außerordentliche Hitze

*) Wäre das Eis kälter, so würde seine Temperatur erst bis auf diesen Punkt erhöht werden.

beobachtet, die sich im Sonnenschein, hinter den Fenstern z. B. ei
Mistbeetes, erzeugt, und die zum Theile von der Brechung der W
mestrahlen im Glase, zum Theile aber auch daher rührt, daß le
res ein schlechter Leiter ist, und folglich die Wärme in denje
Räumen, welche es umschließt, wohl verwahrt. Durch diese Er
rung geleitet, hat man das Sonnenlicht in Räumen, welche
mehrfachen Glaswänden umgeben sind, aufgefangen, und da
ganz unerwartete Grade der Temperatur, z. B. bis zum Sieden
Wassers, ja selbst, so unglaublich es klingt bis zum Schmelzen
Metalle (Journal de Paris 1784. Nr. 81.) hervorgebracht. Vor
tungen zu diesem Zwecke, die von sehr verschiedener Einrichtung
können, heißen Wärmesammler. D. N.

Warze, im Allgemeinen ein unregelmäßiger Auswuchs auf
Oberfläche eines organischen und thierischen Körpers. Bei dem M
schen insbesondere ist es ein solcher Auswuchs auf der Haut, we
die Größe eines Hirsenkorns bis zu der einer Erbse und noch
erreicht. Man hält sie gewöhnlich blos für eine Verdickung des O
häutchens (der Epidermis); dies ist sie aber nicht, denn sie k
mit ihrer Wurzel aus der eigentlichen Haut (cutis) hervor, ist
anfangs noch mit der Epidermis bedeckt, durchbricht aber diese
indem sie weiter heranwächst. Sie ist für das Product einer A
artung des Bildungstriebes der Haut zu halten, und manche M
schen haben eine besonders starke Anlage dazu, bei denen sie hä
vorzüglich an den Händen, zum Vorschein kommen. Sie werden n
anders geheilt, als durch Zerstörung ihrer Wurzeln, sey es d
Ausschneiden, Brennen oder durch Aetzmittel. Nicht selten stirb
doch die Wurzel von selbst ab, und die Warze verschwindet.

Wassanah ist eine, erst seit drei Jahren (1816) durch ei
arabischen Kaufmann Sidi Hamet aufgefundene große Stadt, die
Innern von Afrika ungefähr 60 bis 70 Meilen südöstlich von T
buctoo (eigentlich Timbuctoo genannt) liegt. Ihr Umfang betr
beinahe zwei deutsche Meilen. Auf der Südseite von Wassanah, w
ches zwischen zwei hohen Bergen hingebaut ist, fließt der große S
Zadi, den die Einwohner Zalibib nennen, vorüber. Die Stadtma
sind stärker und höher als die zu Tombuctoo, und bestehen aus gr
auf einander gelegten Steinen ohne alle Bindungsmittel, wozu
sonst Thon oder Mörtel dienen. Die Form dieser Stadt ist vier
und sie hat auf jeder Seite ein großes Thor. Der ganze Raum
nerhalb der Mauer ist mit niedern Hütten, ebenfalls von Ste
ohne Mörtel, bebaut. Das Dach dieser Hütten ist aus Rohrst
gefertigt, über welche breite Palm- oder andere ähnliche Baumblä
gelegt werden. Zwischen diesen niedern Hütten befinden sich
Durchgänge. Das königliche große und hohe Wohnhaus hat eb
falls eine viereckige Gestalt wie die Stadt selbst, ist aber aus S
nen, die mit einer kalkähnlichen, jedoch nicht so harten weißen M
zusammengefügt sind, erbaut. Die Stadt zählt ungefähr doppelt
viel Einwohner als Tombuctoo, wenigstens besteht ihre Anzahl a
mehr als 300,000 Seelen. Die Vornehmen von Wassanah tra
Hemden von weißem oder blauem Zeuge, weite, kurze Beinkleider u
zum Theil noch einen langen Kaftan, mit einem vielfarbigen Gür
Die unverheiratheten Personen weiblichen Geschlechts, welche fast
sehr wohlbeleibt sind, kleiden sich in weiße, und blaue, mit Gür
von allen Farben um den Leib befestigte Gewänder, und schmück
sich die Nacken, Ohren, Nasen, Arme und Haare mit einer M

kleiner goldener Verzierungen, Knöpfe und Muschelschaalen. Der König führt den Titel Oleboo, das heißt, guter Sultan. Er kleidet sich in ein weißes Hemde, und trägt lange orangefarbige Beinkleider, wie ein europäischer Matrose, nebst einem rothen Kaftan mit Aermeln von blauem Tuche, der durch einen aus vielfarbigen seidenen Tüchern verfertigten Gürtel befestigt wird. Er trägt auch Arm- und Fußbänder von feiner bunter Seide und das Haar in kleinen Locken. Der Gürtel reicht ihm von der Brust bis zu den Hüften und ist mit den schönfarbigen Enden um seine Arme und Füße geschlungen. Auf dem Haupte trägt er einen sehr hohen, feingefärbten, mit Federn gezierten Rohrhut, Sandalen an den Füßen mit goldnen Ketten angebunden, eine große goldene Kette um die Schultern hängend, auf der Brust einen Büschel blendender Steine und Muscheln, und an der Seite einen goldnen Dolch in einer solchen Scheide. Er reitet auf einem Ilfement (schwarzen Elephanten), ein Thier, welches dreimal höher als das größte Kameel ist. Der Charakter dieser schwarzen Einwohner von Wassanah ist gastfrei, gutmüthig und ehrlich, wenigstens ohne Hang zur Dieberei. Ihre Lebensmittel bestehen aus Gerste, Reiß, Milch und Fleisch. Gottesdienstliche Gebräuche scheinen ihnen gänzlich unbekannt zu seyn. Nur beim Tode ihrer Freunde springen sie herum, werfen sich nieder, zerfleischen ihre Angesichter, als wären sie unsinnig, und beim Neumond begehen sie ein Fest, wobei sie die ganze Nacht nach einer Musik tanzen, die in Singen, taktmäßigem Schlagen auf Felle, welche über ausgehöhlte Hölzer gespannt sind, und im Schütteln kleiner Muscheln und Steine in Beuteln, oder auch Cocosschaalen besteht. Sie sind Heiden und haben vom Lesen und Schreiben gar keine Kenntniß, wohl aber einige von der Schifffahrt, die sie auf dem großen Flusse mit großen Böten, welches ausgehöhlte Baumstämme sind und 15 bis 20 Neger fassen können, betreiben. Sie tauschen für Sklaven, Elephantenzähne, Edelsteine, Gold und Schaalthiergehäuse andere, auch europäische Waaren ein. Das Land rund um die Stadt wird mit dem Spaten angebaut und trägt außer Gerste auch Korn und verschiedene andere Früchte. An der Flußseite wächst Reiß. Ochsen, Kühe und Esel sieht man daselbst häufig, aber weder Kameele, Pferde, Maulthiere noch Ziegen; desto mehr aber gibt es in und bei Wassanah schönfarbiges Geflügel, Eier und Fische in Menge. Auch Krokodille werden hier gefunden. Ein Mehreres über diese Stadt enthält James Riley's Reise, die 1817 in London erschien.

Wasserblei, Molybdänmetall, ein stahlgraues, ziemlich seltenes, weiches Metall, welches eine erst in neuern Zeiten entdeckte eigenthümliche Säure, die Molybdänsäure, enthält. In früheren Zeiten wurde es mit dem Graphit, oder Reißblei verwechselt, welches letztere ihm in Hinsicht der Farbe und des Glanzes rc. gleicht, obwohl es zu den brennbaren Fossilien gehört und aus einer innigen Verbindung von Kohlenstoff, Sauerstoff und Eisen besteht.

Wasserbruch, s. Bruch.

Wasserdampf, s. Dampf.

Wassergalle. Wenn von einem Regenbogen nur ein Stück sichtbar ist, so nennt man dies eine Wassergalle.

Wasserhammer, eine bis 12 Zoll lange, oben in eine starke Halbkugel auslaufende, gläserne Röhre, welche von Luft geleert und dagegen zum Theil mit Wasser erfüllt ist, welches, da es keinen

Widerstand von Seiten der erstern erfährt, beim Umkehren der Rin
mit einem heftigen Schlage in die Kugel stürzt.

Wasserkopf (Hydrocephalus), besonders diejenige Ar
innern Kopf, oder vielmehr Hirnwassersucht, welche das Kind
Geburt an hat, und die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten
selben verhindert.

Wasserleitung, s. Aquäduct.

Wasservögel, s. Vögel.

Wasserziehen. Man sagt, die Sonne zieht Wasser,
die Sonnenstrahlen nur durch Wolkenritzen dringen, und so nur
wisse Luftstriche erleuchten, indeß die angränzenden dunkel ble
weßhalb die ersteren als helle Striemen auf dunkelm Grunde er
nen. Da die Erleuchtung derselben sich nur auf die in dem
schwimmenden Dünste beziehen kann, welche der Luft ihre
Durchsichtigkeit rauben, so hat man Grund, auf diese Ersch
Regen zu erwarten; daher der Name. D. N.

Waterländer, s. Taufgesinnte.

Wechselwinkel. Wenn zwei Parallelen durch eine dritte
geschnitten werden, so heißen die auf entgegengesetzten Seiten der
denden, an der einen und der andern Parallele liegenden,
Winkel Wechselwinkel.

Wegemesser, Schrittmesser, Meilenmesser.
denke sich ein auf ebener Erde in gerader Richtung fortrollende
es läßt sich der geradlinige Raum messen, den das Rad solche
durchläuft, um eine volle Umdrehung zu machen, d. h. bis der
des nämlichen Radnagels den Boden wieder berührt, und die
zahl der Radumläufe bestimmt also den zurückgelegten Weg.
diesem sehr nahe liegenden Gedanken beruht die Einrichtung des
oder Schrittmessers. Man denke sich z. B. in der Büchse des
ein Zifferblatt, auf welchem einige Zeiger die Anzahl jener Um
anzeigen; die Einrichtung kann eine sehr verschiedene seyn. —
mit Vermessung der Poststraßen im Preußischen beauftragten In
cteurs bedienten sich eines solchen Wegemessers in der sehr bequ
Gestalt einer Schubkarre, die sie vor sich herschieben lassen konn

Weib, s. Frauen und Geschlecht.

Weide nennt man eine Gegend, wohin man das Vieh
damit es dort seine Nahrung finde. Man nimmt dazu gras
baute Felder, Gebirge, Wälder und Auen. Nahe Triften zieht m
entfernteren vor. Entweder gehört die Weide dem Gute allein
sie ist mit andern gemeinschaftlich.

Weigl (Joseph), ein berühmter Operntonsetzer. Er
zu Wien geboren, und machte seine ersten Studien unter Albr
bergers und unter Salieri's (seines gegenwärtigen Collegen) Le
besuchte dann Italien und schrieb daselbst mehrere Opern, welch
außerordentlichem Beifall aufgenommen wurden. Hierauf ging er
Wien zurück, wo er auch den größten Theil seines Lebens geb
und als k. k. Capellmeister und Musikdirektor bei der kaiserl.
angestellt ist. Hier hat er auch den größten Theil seiner Op
schrieben, welche auf inländischen und ausländischen Bühnen
tet worden sind. Sein musikalischer Charakter eignet sich meh
das Heitere, Einschmeichelnde, als für das Große und Glän
und seine in späterer Zeit geschriebene Oper Hadrian hat dies
stätigt. Man kann in den Werken dieses Meisters zwei Man
unterscheiden. Die früheren nämlich zeichneten sich durch eine

schen natürlichen Reiz und fröhlichen Glanz der Melodien aus, was ihren Erfolg in Italien vorzüglich bewirkte. Hieher gehören seine Principessa d'Amalfi, sein Amor mariraro (der Corsar aus Liebe), die schöne Musik der Uniform, das Singspiel die Jugend Peters des Großen, nebst mehreren reizenden Balletmusiken. Eine neue Manier, deren Charakter eine reiche, einschmeichelnde Sentimentalität ist, findet man in der beliebten Schweizerfamilie, und in den Opern: das Waisenhaus (1808 geschrieben) und der Bergsturz von Goldau (1812), welche eine besondere Art der Rührungsoper auf der deutschen Bühne einheimisch machten, und den Componisten zu einem Lieblinge des deutschen Opernpublikums erhoben. Der geistreiche C. M. v. Weber nannte diese Manier eine weichliche, flüssige und kenntnißreiche Sammetmahlerei, womit Lob und Tadel zugleich ausgesprochen sind. Uebrigens gesteht auch dieser geniale Kunstrichter ihm eine ungemeine Fülle schmeichelnd eindringender musikalischer Ideen und jene Reinheit und Gediegenheit der musikalischen Schreibart zu, welche durch Mozarts und Haydns Werke in der Wiener Musikschule vorzüglich herrschend geworden sind. „Hervorstechend" setzt er hinzu (Abendzeit. 1817, Nr. 134) „ist bei Weigl die Neigung zu ungeraden Taktarten, die Stimmführung der Violine in den höhern Anlagen, und das Streben, jedes Musikstück möglich melodisch abgerundet zu geben, und mehr dadurch, als durch die höchste Richtigkeit und Wahrheit des Declamatorischen, die sceniſche Foderung zu erfüllen. Vielleicht entwickelte sich dies aus den vielen Balletmusiken, die er zu schreiben veranlaßt wurde. Dem Geist der ernsten dramatischen Gattung scheint sich sein Talent nicht gern zu schmiegen, und sein Hadrian trägt keineswegs den Stempel der Größe, die dieser Stoff zu verlangen berechtigt ist, weßhalb er auch eine sehr beachtete Aufnahme in der Musikwelt fand. Dagegen hat man Oratorien von ihm (z. B. La passione di Gesù), die würdevoll und meisterhaft geschrieben sind. Neuerdings hat der Zauber seiner einschmeichelnden Melodien sich wieder in dem kleinen Singspiele Nachtigall und Rabe bestätigt. Für die Kammer hat er wenig geschrieben. Erwähnung verdient, daß er sich bei den Opern, die seine Theilnahme zu erregen wissen und deren Leitung er übernimmt, als trefflicher Director auszeichnet." Doch macht man ihm sehr allgemein den Vorwurf, daß er neuern deutschen Componisten und ihren Producten den Eingang auf die Bühne sehr erschwert.

Weihrauch, ein wohlriechendes Harz, welches von verschiedenen ausländischen Arten des Wachholders herkommt, und besonders zu Räucherungen beim katholischen Gottesdienste angewendet wird.

Weiler nennt man gewöhnlich eine Anzahl Bauernhäuser, die ein eigenes Gericht haben, und noch kein Dorf ausmachen. In einigen Gegenden Süddeutschlands nennt man ein großes Dorf einen Flecken, ein kleines aber einen Weiler.

Weinprobe ist ein Mittel, um die Verfälschung der Weine, vornehmlich der weißen mit Silberglätte zu entdecken. Indeß hat man für die verschiedenen Verfälschungen auch verschiedene Weinproben. So entdeckt man einen zu starken Schwefelgehalt durch eine Auflösung von ätzendem Laugensalz und Wasser. Zu stark geschwefelten Wein erkennt man, wenn durch eine Hinzusetzung einer salpetersauren Silberauflösung ein brauner oder schwärzlicher Niederschlag erfolgt. Die Hahnemannische Weinprobe verräth die Verfälschung der Weine durch

Metalle, namentlich durch Bleikalke. Bei Abwesenheit von Metal bleibt der Wein unverändert; zeigt sich dagegen ein schwarzbrauner Niederschlag, so ist Blei; ein dunkelbrauner, so ist Kupfer; ein pomeranzenfarbner, so ist Spießglanz; ein gelber, so ist Arsenik vorhanden. Eisen, das durch die Hahnemannsche Weinprobe nicht zu entdecken ist, wird durch Galläpfeltinktur entdeckt, indem ein eisenhaltiger Wein dadurch eine schwarze Farbe erhält. Alaun, der mehr den rothen als weißen Weinen beigemischt wird, ist vorhanden, wenn hineingetröpfelte Kaliauflösung oder kaustische Ammoniumflüssigkeit einen graublächen Niederschlag erzeugt. Beigemischter Weingeist verräth sich durch den Geruch; auch verflüchtigt er sich schon bei einem Wärmegrad von 170 — 205° Fahrenheit, was bei dem einem natürlichen Weine eigenthümlichen Weingeiste erst beim 212ten Grade geschieht.

Weinstein ist die aus jungen Weinen sich ausscheidende feste rothe oder graue Masse, welche sich an den Wänden der Fässer ansetzt, und aus zusammenhängenden Krystallen besteht. Durch wiederholtes Auflösen in siedendem Wasser, Durchseihen und Abdunsten wird er von den färbenden und anderen nicht wesentlichen Stoffen gereinigt, und gibt krystallisirt den gereinigten Weinstein, oder die Weinsteinkrystalle. Die feinern Krystalle, die sich bei der Abdünstung an der Oberfläche ansetzen, werden unter andern in medicinischer Hinsicht unter dem Namen Weinsteinrahm, Cremor tartari, (s. d. Art.) gebraucht. Der gereinigte Weinstein besteht aus einer ihm eigenthümlichen Weinsteinsäure und aus Kali, und wird mit verschiedenen andern mineralischen Stoffen verbunden, worüber die Chemie nähere Auskunft gibt. —

Weißpfennig (Albus), eine Münze, die in Niedersachsen 2 meißnische Pfennige, am Rhein, in Franken u. s. w. aber 2 Kreuzer hält.

Weißenthurn (Johanne Franul von), k. k. Hofschauspielerin in Wien, eine der besten deutschen dramatischen Schriftstellerinnen. Ihr Vater, Benjamin Grünberg, war der Sohn eines mecklenburgischen Predigers, trat in bayrische Militärdienste und ward später Offizier. Als das Corps, bei dem er diente, nach dem Kriege aufgelöst ward, ging er zum Theater, wo er ein entschiedenes Talent zu dem damals üblichen Extemporiren entwickelte. Er befand sich mit der Kurzischen Schauspieler-Gesellschaft in Coblenz, als ihm seine Frau unsere Johanna gebar. Grünberg starb und hinterließ seine Wittwe in einem Alter von 26 Jahren mit 5 Kindern in Dürftigkeit. Diese verband sich nachher abermals mit einem talentvollen Manne, der, die Geschicklichkeit der Kinder benutzend, auf den Gedanken gerieth, ein Kindertheater zu errichten, und mit sehr günstigem Erfolge die bedeutendsten Städte von Elsaß, Bayern und Schwaben bereis'te. Hier gab Johanna die ersten Beweise glücklicher Darstellungsgabe. Ihre Mutter, eine Bürgerstochter aus Mainz, erzog die Kinder fromm und unterrichtete sie in allen weiblichen Arbeiten; das war aber auch alles, was sie bei diesem unsteten Leben für ihre Ausbildung thun konnte: Musik, Sprachkenntniß und alles andere mußte dem Broderwerb weichen. Die Kinder, vom natürlichen Bildungstriebe gespornt, suchten sich unter einander nothdürftig selbst zu unterrichten. Das Nachmahlen der Buchstaben brachte nach und nach eine Schrift hervor, und das Abschreiben der Rollen lehrte sie unvermerkt die Regeln der Rechtschreibung und Wortfügung kennen. Dieses Leben hatte jedoch für unsere Johanna von Jugend auf etwas Drückendes

sie segnete daher ihr Geschick, als die Mutter, da ihre Schwestern herangewachsen waren, und sie die jüngste Tochter für den Augenblick leicht entbehren konnte, ihr erlaubte, einem Rufe nach München zu folgen, wo sie in ihrem 15ten Jahre bei dem Hoftheater angestellt ward. Dort erhielt sie von ihrem Stiefbruder die Einladung zu ihm nach Baden bei Wien zu kommen, der sie im Juni des Jahres 1789 folgte. In den wenigen Rollen, welche sie daselbst spielte, gelang es ihr, so viele Aufmerksamkeit zu erregen, daß Brokmann, als damaliger Director des Hoftheaters, von dem Kaiser Joseph den Auftrag erhielt, sie für das Wiener Hoftheater zu engagiren. Sie benutzte die Mußestunden, welche ihr das erste Jahr ihrer Anstellung bei dem k. k. Hoftheater gewährte, mit lobenswerthem Eifer zu ihrer Ausbildung, und holte bei ihren glücklichen Anlagen in kurzer Zeit nach, was ihr früher zu erwerben versagt war. Im folgenden Jahre verband sie sich mit Herrn Franul von Weißenthurn, der, einer Fiumeschen Patrizierfamilie entsprossen, Cassier des von Arnsteinschen Handlungshauses in Wien war, und lebte glücklich in den angenehmsten häuslichen Verhältnissen. Bis dahin hatte sie sich noch nicht als Schriftstellerin versucht; durch eine Wette ward der schlummernde Genius geweckt. Nach einem Plan, den man ihr vorlegte, schrieb sie in 8 Tagen das Schauspiel: Die Drusen. Zwei Freunde, welche die Wette mit eingegangen waren und sich verpflichtet hatten, in derselben Zeit gleichfalls ein Schauspiel zu vollenden, hatten es kaum zur Hälfte gebracht. Sie fand Geschmack an dieser Beschäftigung, versuchte zur Uebung einige Uebersetzungen, erfand endlich selbst Plane und wird jetzt mit den beliebtesten dramatischen Schriftstellern in eine Reihe gestellt. Ihre Schauspiele, deren Zahl sich bis jetzt auf 32 beläuft, werden auf allen deutschen Bühnen gern gesehen.

Weißes Meer, ein Busen des Eismeers, welcher sich tief in das russische Gouvernement Archangel hineinzieht und bei der geringen Salzigkeit seines Wassers jährlich gefriert.

Wellen, s. Meer.

Wellesley (Richard Colley, Marquis von), Pair, einer der größten jetzt lebenden britt. Staatsmänner, und Wellingtons Bruder, stammt aus einer alten irländischen Familie. Er ist geb. den 21. Juni 1760, und der älteste Sohn des Lord Garret Colley Grafen von Mornington. Schon auf der Schule zu Eton bildete er sich in einem von den Schülern unter sich errichteten Redner-Club zum öffentlichen Redner. Er hatte kaum seine Studien zu Oxford vollendet, als er (22. Mai 1784), der Erbe des Titels und des Vermögens seines Vaters, hierauf Mitglied des Geheimen-Raths von Irland und als Repräsentant von Windsor Parlamentsglied wurde. Bald erwarb er sich die Gnade des Monarchen und erhielt Zutritt in dem Privatcirkel der königl. Familie. Denn er hatte sich als Redner in der irländischen Pairskammer, hierauf im brittischen Unterhause, ganz an das Ministerium von Pitt angeschlossen und stark gegen die französische Revolution ausgesprochen. Der König ernannte ihn zum Lord der Schatzkammer, und im J. 1797 zum General-Gouverneur in Ostindien. Als die Franzosen bald nachher im Besitze von Aegypten, einen Angriffsbund gegen das brittische Indien mit Tippo Saib geschlossen hatten, ließ Lord Wellesley die Straße Babel-Mandel sperren, damit die Verbindung zwischen Aegypten und dem Sultan von Mysore abgeschnitten wurde; auch sandte er 1801 ein Hülfscorps nach Aegypten gegen die Franzosen. Durch den Fall von Seringapatnam, das

General Harris 1799 mit Sturm nahm, wobei der Sultan das Leben verlor, unterwarf Lord Wellesley ganz Mysore der britischen Gewalt. Das Parlament dankte ihm dafür feierlich, und der König ernannte ihn zum Marquis von Irland, und setzte in sein Wappen das Emblem der Fahne von Mysore. In dem darauf folgenden Kriege der Compagnie mit den Maratten eroberte er binnen drei Monaten das Land zwischen dem Ganges und Dschumna, und zwang den Sindiah und den Rajah von Berar zum Frieden, wofür ihm 1804 abermals der Dank des Parlaments zu Theil wurde. Im J. 1805 verlangte Lord Wellesley seine Abberufung; nun trat Lord Cornwallis im Juli an seine Stelle, der aber schon drei Monate nachher starb. Lord Wellesley hat nach amtlichen Angaben die Schuld der britischen ostind. Compagnie um 12 Mill. Pf. St. (darunter 5 Mill. für Kriegskosten) vermehrt. Calcutta dankt ihm die Gründung seines für die Bildung britischer Beamten in Indien wichtigen Collegiums und anderer nützlichen Anstalten. Vergebens ward seine indische Verwaltung von der Opposition im Parlamente angegriffen. Das Unterhaus billigte dieselbe ohne Ausnahme. Im Anfang des J. 1809 ernannte ihn der König zu dem damals sehr wichtigen Posten eines Botschafters bei der Centraliunta in Spanien, wo er unter schwierigen Umständen ein großes Talent zeigte. Nach dem Tode des Herzogs von Portland am Ende desselben Jahres trat Lord Wellesley an Cannings Stelle, als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten; er betrieb seitdem die Sache Spaniens, für welche sein Bruder an der Spitze des Heeres kämpfte, wie seine eigene, und selbst Lord Lansdown ließ, ob er gleich dem Ministerium (in der Sitzung am 8. Jun. 1810) Fehler in dem Plane, wie der Krieg in Spanien geführt wurde, vorwarf, dem großen politischen Blick und den Ansichten des Marquis Wellesley Gerechtigkeit wiederfahren. Mißhelligkeiten mit seinen Amtsgenossen in Beziehung auf diesen Krieg bewogen ihn im Jan. 1812, aus dem Ministerium zu treten, weil er, wie er sich, als ihn der Prinz-Regent zu bleiben ersuchte, erklärte, wohl **mit** Perceval, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, aber nicht **unter** ihm arbeiten wollte. Nun trat Lord Castlereagh an seine Stelle. Auch nach Percevals Ermordung (am folgenden 11. Mai), dessen Nachfolger Lord Liverpool wurde, konnte der Prinz-Regent seinen Wunsch, daß Wellesley und Canning das Ministerium verstärken möchten, nicht erreichen. Denn die dem Erstern deßhalb aufgetragene Unterhandlung mit der Gegenpartei schlug fehl, weil man sich nicht über die Angelegenheit der Catholiken und über die Führung des Kriegs auf der Halbinsel vereinigen konnte. Der bekannte Vorschlag des Marquis in der Pairskammer (den 1. Juli 1812), die Strafgesetze, welche auf die Catholiken drückten, zu untersuchen, ward nur durch die Mehrheit von einer Stimme verworfen. Im November d. J. und bei mehrern Gelegenheiten tadelte er nicht ohne Grund die Art, wie die Minister den Krieg in Spanien führten. Im Febr. 1817 bemühte er sich zu zeigen, daß in allen Ländern Unzufriedene den Umsturz der Regierung wünschten, um aber ein besonderes Gesetz dagegen zu erlassen, müsse erst erwiesen seyn, daß die bereits vorhandenen Gesetze nicht hinreichten. Daher sprach er mit Nachdruck gegen die Suspension der Habeas-Corpusacte. Wie gegründet sein Vorwurf war, daß die Minister versäumt hätten, mit dem Frieden zugleich vortheilhafte Handelsverträge abzuschließen, beweis't die gegenwärtige Lage Englands. Dieser aufgeklärte, tiefblickende und liberalgesinnte Staats-

mann war seit 1794 mit einer Französin Rolland vermählt, die 1816 kinderlos starb. Er hat einige Briefe über die ostindischen Angelegenheiten 1812 in Druck gegeben. Wichtige Aufschlüsse über die indische Geschichte und über den Marattenkrieg enthalten seine Bemerkungen über den Frieden der brittischen Regierung mit den Marattenhäuptern. 1804. 4.

Wellesley-Pole (William), Bruder des Vorigen, Parlamentsglied, Gouverneur der Queens-County in Irland, und Minister im Departement der Münze, geb. den 20. Mai 1763, führt den Beinamen Pole von seinem Vetter Sir William Pole, der ihm 1778 sein ganzes Vermögen hinterließ. Im J. 1811 erließ er als Staatssecretär in Irland ein Umschreiben an die oberen Behörden, worin er ihnen die Verhaftung der zu dem gesetzwidrig in Dublin errichteten Ausschuß der Catholiken erwählten Abgeordneten der Grafschaften anbefahl. Diese Maßregel fand in England großen Tadel. Lord Moira zeigte sie dem Ober= und Posonby dem Unterhause an, und drangen auf Untersuchung. Herr Pole kam daher aus Irland zurück, nahm seinen Sitz im Unterhause wieder ein, rechtfertigte sich, und Posonby's Antrag ging nicht durch. Merkwürdig war seine Erklärung im Parlamente im Nov. 1814, wo er den Grundsätzen des Herrn Whitbread in Ansehung der zu Gibraltar verhafteten und an die spanische Regierung ausgelieferten Spanier (von der Partei der Liberales) beipflichtete, und hinzusetzte, daß sein Bruder, der brittische Gesandte in Madrid, alle mögliche Vorstellungen bei der spanischen Regierung versucht habe, daß sie ihr gegenwärtiges System aufgeben möchte, welches keiner von dem Blute der Wellesley je billigen könnte.

Wellesley (Sir Henry), jüngster Bruder des Vorigen, Geheimer Rath und Großkreuz des Bathordens, geb. d. 20. Juni 1773, begleitete 1797 Lord Malmesbury nach Lille, hierauf den Marquis Wellesley als Secretär nach Indien, der ihn 1801 zum Statthalter von Aud ernannte. Im J. 1805 kam er nach England zurück, und wurde Lord, dann Secretär der Schatzkammer; er legte aber diese Stelle nieder und ging als Gesandter nach Spanien. Man glaubt, daß die von ihm erklärte Weigerung des brittischen Ministeriums, die spanische Regierung mit einer beträchtlichen Subsidie zu unterstützen, das im Oct. 1814 vom Könige von Spanien erlassene Verbot der Baumwolle-Einfuhr zur Folge gehabt habe. Seitdem schien der russische Minister am Hofe zu Madrid mehr Einfluß zu gewinnen, bis im J. 1819 der brittische aufs neue sich geltend machte, indem England die baaren Summen aus Mexiko auf brittischen Schiffen für spanische Rechnung holen ließ, und die Abtretung der Floridas an die Vereinigten Staaten zu hintertreiben suchte. König Ferdinand VII. hatte übrigens schon im J. 1814 dem Minister Wellesley alle Vorrechte eines Familien-Botschafters ertheilt, die der Gesandte annahm, als eine seinem Monarchen und der brittischen Nation bezeugte Achtung; allein er lehnte die ihm persönlich angebotenen Gnadensbezeigungen ab. Bald darauf suchte er um die Entlassung von diesem Ministerposten nach, weil er die in der neuern Zeit von der spanischen Regierung genommenen Maßregeln nicht billigte, und vergebens sie zu verhindern sich bemüht hatte. — Ein fünfter Bruder der Wellesley, Gerhard Valerian W., geb. 1771, ist königl. Caplan, Canonicus von St. Paul und Rector zu Chelsea. Der Berühmteste vom Geschlecht der Wellesley ist Wellington (s. d.).

Weltachse, s. Weltaxe.

Weltgegenden. Der Seemann theilt den Horizont in 32 gleiche Bogen. Die Theilungspunkte bekommen alsdann den gemeinschaftlichen Namen der Weltgegenden, von denen jede wieder einen besondern Namen führt. Die um 90° von einander entfernten vier sogenannten Cardinalpunkte, Norden und Süden, Osten und Westen sind hinreichend bekannt. Durch Halbirung dieser Quadranten erhält man sodann die vier ersten Neben-Gegenden, deren Namen: Nordwest, Südwest, Nordost, Südost, durch Verbindung der Namen der Cardinalpunkte, von der Mittagslinie abrechnend, gebildet werden. Eine zweite und dritte Halbirung gibt dann die zweiten und dritten Neben-Gegenden, deren Namen wir hier übergehen, da sie nur für den Seemann Interesse haben. D. N.

Weltgeschichte, s. Geschichte.

Welthandel. Je kürzer im Fortlauf dieses Werks die allgemeinen Handels-Verhältnisse behandelt worden sind, desto mehr wird eine vollständige allgemeine Uebersicht des Welthandels hier an ihrer Stelle seyn.

I. Europa. A. Brittisches Reich.

Der Handel des brittischen Reichs läßt sich eintheilen in seinen innern, äußern und Colonialhandel. Er ist so ausgedehnt, daß beinahe jedes Land des Erdbodens von ihm erreicht wird.

Von England insbesondere bestehen die Exporten in feinen Wollen-, Baumwollen-, Linnen-, Steingut-, Glas- und Stahlwaaren, nebst den Colonial- und den ostindischen Producten. In die Länder des europäischen Nordens, nämlich Dänemark, Rußland, Schweden, Polen und Preußen, werden ausgeführt Baumwollen-, Wollen-, Stahl- und Glaswaaren, Steingut, Blei, Zinn, Steinkohlen, ostindische und Colonial-Waaren, Spezereien, Färbestoffe, Salz, raffinirter Zucker. Dagegen erhält Großbritannien aus diesen Ländern Korn, Flachs, Hanf, Eisen, Pech, Theer, Talg, Bauholz, Leinwand, Perl- und Pottasche, Tauwerk, Schweinsborsten. Nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal werden ausgeführt Baumwollen- und Wollenfabrikate, Stahlwaaren, getrocknete und eingesalzene Fische, Steingut und Glaswaaren, Colonial- und ostindische Waaren, und alle Arten der feinern Manufactur-Erzeugnisse. Von Deutschland werden in England eingeführt Korn, Flachs, Hanf, Leinwand, Zwirn, Lumpen, Häute, Bauholz und Wein; von Holland Flachs, Hanf, Färberröthe, Wachholderbranntwein, Käse, Butter, Lumpen, Sämereien; von Frankreich Wein, Branntwein, Spitzen, Cambrik, Schleiertuch, Seide, Quincaillerie- und Modewaaren, Früchte; von Italien, Spanien und Portugal Seide, Wolle, Barilla, Schwefel, Salz, Oel, Früchte, Weine, Branntwein, Kork.

Nach der Türkei führt England Baumwollen- und Wollenwaaren, Stahlwaaren, Colonial- und ostindische Waaren, Blei, Zinn, Eisen, Schlaguhren, Taschenuhren aus, und erhält dafür Caffee, Seide, Früchte, feine Oele, Spezereien, Färbestoffe, Teppiche u. dgl.

Die Exporten nach Irland sind Baumwollen-, Wollen- und Seiden-Zeuge, ost- und westindische Producte, Steingut, Stahlwaaren und Salz, wofür man Leinwand, Häute, Mundvorräthe u. dgl. erhält.

Die Exporten nach Nordamerika sind Wollen- und Baumwollenfabrikate, Leinwand, Stahl-, Glas- und andere Waaren; dagegen

Importen von daher: feines Mehl, Baumwolle, Reiß, Theer, Pech, Perl- und Potasche, Mundvorräthe, Mastbäume, Schiffsbauholz und dgl. Die Haupt-Importen aus Südamerika sind Baumwolle, Häute, Felle, Talg, Cochenille, Färbehölzer, Indigo, Zucker, Kakao, Spezereien, Gummi u. dgl., und die Exporten aus England dagegen sind die obengenannten. Diese sind es auch nach Westindien, wogegen man erhält: Rum, Caffee, Tabak, Zucker, Ingwer, Piement, Pfeffer, Indigo, Farbewaaren, Droguereien, Baumwolle, Mahagony, Campecheholz u. dgl.

Nach Ostindien, China und Persien werden ausgeführt: Wollenwaaren, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, ausländisches Silbergeld, Bullion, Stahl- und eine Menge Manufacturwaaren, wogegen man erhält Mousseline, Kattune, Seidenzeuge, Nankings, Thee, Spezereien, Arrak, Zucker, Caffee, Reiß Salpeter, Indigo, Opium, Droguereien, Gummi, Quecksilber, Edelsteine, Perlen, u. dgl. Nach der Colonie Neusüdwallis führt man aus die gewöhnlichen englischen Manufactur- und Colonialwaaren, und erhält dagegen Thran, Robbenfelle, Wolle, und dgl.

Aus Schottland haben England und Irland folgende Importen: Korn, Vieh, Wollen- und Baumwollenwaaren, Aschensalz, Granit, Segeltuch, Eisenfabrikate, wogegen Schottland das Product Irlands und allerhand geringen Luxusbedarf aus England erhält.

Irlands Handel ist ein sehr ausgedehnter und erreicht Frankreich, Spanien, Portugal, Westindien und Nordamerika, in welche Länder es für Weine, Früchte, Zucker, Rum u. dgl., die es erhält, seine Producte und Fabrikate ausführt.

Der Handelsverkehr zwischen Irland und dem europäischen Norden geht hauptsächlich über England, und ausschließend durch denselben Canal geht auch sein Handel mit dem Orient.

Die Hauptartikel der Ausfuhr von Irland sind Leinwand, Mundvorräthe, Korn, gebrannte Wasser, Heringe und Lachs.

Die auswärtigen Niederlassungen, Besitzungen und Colonien Großbritanniens sind folgende:

in Europa: Helgoland, Gibraltar und Malta, mit Einschluß von Gozo;

in Asien: die von der ostindischen Compagnie verwaltet werdenden Besitzungen Neusüdwallis, Ceylon und Isle de France oder Mauritius;

in Afrika: das Vorgebirge der guten Hoffnung, Sierra Leone, Goree, Senegal nebst seinem Zubehör an Land, und in den Barbaresken-Staaten Bona, la Cala und Il Col;

in Nordamerika: Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Cap Breton, die St. Johns- od. Prinz Edwards-Insel, Neufoundland, die Hudsonsbay, die Hondurasbay;

in Südamerika: Berbice, Demerary, Essequebo;

in Westindien: Jamaika, Barbadoes, Antigua, St. Vincent, St. Christoph, Nevis, Monserrat, die Jungfrauen-Inseln, Grenada, Tabago, Dominica, Trinidad, die Bahama-Inseln, die Bermudas-Inseln.

Die wichtigsten Handelsstädte Englands sind außer London, Liverpool und Bristol; die wichtigsten Fabrik- und Manu-

faktur-Plätze sind Manchester, Birmingham, Leeds, Nottingham, Halifax, Rochdale u. s. w.

In Schottland sind die vornehmsten Handelsstädte Glasgow, Greenock, Leith und Aberdeen. Der auswärtige Handel von Glasgow und Greenock erstreckt sich nach Westindien, den Vereinigten Staaten, den brittischen amerikanischen Colonien, Brasilien, und dem ganzen Festlande von Europa. Der auswärtige Handel von Leith und Aberdeen ist beträchtlich, und erstreckt sich nach Westindien, Amerika, dem mittelländischen Meer, und dem baltischen Meer. Die schottischen Fischereien bieten einen sehr beträchtlichen Handels-Artikel dar.

Irlands größte Handelsstädte sind Dublin, Cork, Wexford, Waterford und Belfast.

Im J. 1719 betrug der Official-Werth (d. h. der Werth, der zum Behuf der Regulative der Zollbeamten schon vor hundert Jahren nach einem gewissen Maaßstabe fixirt worden, der aber sehr weit unter dem jetzigen wahren Werthe ist, so daß der Unterschied ungefähr 60 pro Cent beträgt) der Importen und Exporten Englands:

	5,367,499 Pf. St.	und	6,834,716 Pf. St.
im Jahr 1759:	8,922,976	— —	13,947,788 —
im Jahr 1769:	11,908,560	— —	13,438,236 —
im Jahr 1789:	16,408,040	— —	17,989,395 —

Folgendes sind die Summen des Officialwerthes der englischen Exporten einiger Jahre aus den letzten Decennien:

	Brittische Producte und Fabrikate.	Ausländ. und Colonialwaaren.	Das Ganze.
im J. 1792:	18,336,851 Pf. St.	6,129,998 Pf. St.	24,466,849 Pf. St.
im J. 1796:	19 102 220 " "	8,923,848 " "	28,026,068 " "
im J. 1799:	24,084,213 " "	9,556,144 " "	33,640,357 " "
im J. 1802:	26 993,129 " "	14,418,837 " "	41,411,966 " "
im J. 1809:	35,104,132 " "	15 182,768 " "	50,286 900 " "
im J. 1812:	31,244,723 " "	11,998,449 " "	43,243,172 " "
im J. 1814:	36,092,167 " "	20,499,347 " "	56,591,514 " "

In den letzten fünf Jahren waren die Importen und Exporten Großbritanniens, mit Einschluß des Handels mit Irland folgende:

Jahr.	Officialwerth der Importen.	Officialwerth der Exporten.			Wirklicher und erklärter Werth der ausgeführten brittischen Producte und Fabrikate
		Brittische Producte und Fabrikate.	Ausländische und Colonialwaaren.	Das Ganze der Exporten.	
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
1815	36 559 788	36 120 733	20 503,496	56,624,229	47 859 3[illegible]
1816	35 919,650	44,048,701	16 929,608	60 978,309	53,209 8[illegible]
1817	30,105,565	36,697,610	14,545 964	51,243,574	42 955,2[illegible]
1818	33,971 025	41,059 576	11,534,616	53,125,132	43,614,13[illegible]
1819	40,157,534	48 903,760	12,287,274	61,191,034	

B. Deutschland.

Wegen der zahreichen und ansehnlichen Flüsse, welche Deutschland hat, ist der Handel dieses Landes sehr beträchtlich. Die Han-

artikel, welche es ausführt, sind: Leinwand, Leinengarn, rohe Wolle, Lumpen, Quecksilber, Korn, Bauholz, Flachs, Hanf, Wachs, Schmalz, Salz, Weine und eine große Menge von Metallen. Seine Importen sind: Wollen-, Baumwollen- und seidene Waaren, Stahlwaaren, Uhren, gegerbtes und zubereitetes Leder, Thee, Kakao, Farbehölzer, Colonialwaaren, ostindische Producte.

Deutschlands vornehmste Häfen sind: Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Bremen. Seine vornehmsten binnenländischen Handelsstädte sind: Wien, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Augsburg, Berlin, Breslau, Cöln, Nürnberg.

Hamburg ist Deutschlands größte Handelsstadt, und der Canal, durch welchen der ausgedehnte Handel zwischen Großbritannien und den deutschen Staaten hauptsächlich seinen Weg nimmt. Keine einzige Stadt im ganzen europäischen Norden hat eine Lage, welche den inländischen sowohl als ausländischen Handel mehr begünstigte, als Hamburgs Lage. Die Elbe verschafft ihm den Handel mit der ganzen Welt, und sein innerer Handel verbreitet seine Aeste in jeder Richtung. Mittelst der in die Elbe einströmenden Flüsse gehen Hamburg die mannigfaltigen und werthvollen Erzeugnisse Ober- und Niedersachsens, Oesterreichs und Böhmens zu. Durch die Havel, die Spree und die Oder dehnen sich seine Handels-Operationen nach Brandenburg, Schlesien, Mähren, Polen aus.

Die Handelsgeschäfte, die Hamburg macht, bestehen zum Theil in den Consignationen der ausländischen Kaufleute, und in einem sehr weiten Umfange in Kauf und Verkauf inländischer und ausländischer Waaren. Seine Wechselgeschäfte sind sehr bedeutend.

Bremen hat einen beträchtlichen Ausfuhrhandel in den Producten Westphalens und Niedersachsens, die es nach England, Spanien und Portugal gehen läßt, und mit Amerika hat es einen ausgedehnteren Handel, als irgend eine der deutschen Seestädte. Der Handel in Linnenwaaren, den das Ausland mit Deutschland hat, geht ausschließend durch die Hände der Bremer und der Hamburger Kaufleute, denen alle ausländischen Ordres zugeschickt werden.

Leipzig, welches unter den Handelsstädten im Innern Deutschlands den zweiten Rang einnimmt, und die Niederlage für die ausländischen und für die sächsischen Waaren ist, besitzt, außer manchen andern merkantilischen Vorrechten, den großen Vortheil, daß jährlich drei Messen gehalten werden, zu denen die Kaufleute aus allen Gegenden Europens und selbst aus Asien herzuströmen, und deren jede 14 Tage dauert; außerdem ist hier auch ein wichtiger Markt für die sächsische Wolle. Auf diesen Messen, welche zu Ostern, zu Michaelis und zu Neujahr gehalten werden, geschieht unter den zahlreichen Fremden der Umsatz der böhmischen, schlesischen und sächsischen Leinwand, des Leders, der Häute, des Wachses und der Wolle aus Polen; der Wollenwaaren und Pigmente aus Preußen; der Seidenzeuge, Sammte und Korallen aus Italien; des Leders, mancher Manufakturartikel und der Färbestoffe aus Oesterreich und Ungarn; der Spitzen, Seidenwaaren aller Art, Bänder, des Porzellans, Uhren, Bronze und andern Manufactur- und Modewaaren aus Frankreich; des Leders, Hanfes und Flachses aus Rußland; der Colonialproducte und Manufactur- und Fabrikwaaren aus England und Holland, und der literarischen Erzeugnisse aus ganz Europa.

Wien, welches die Niederlage des binnenländischen Handels von ganz Oesterreich ist, hat einen ziemlich ausgedehnten Verkehr mit England, den Niederlanden und Frankreich, desgleichen einen sehr bedeutenden mit Italien, Ungarn, Polen und der Türkey.

Mittelst der Donau-Schiffahrt bezieht Deutschland große Quantitäten roher Baumwolle aus der Türkey.

Augsburg ist durch seine Agenten und Bankiers das Medium des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande, besonders Italien. Die Wiener Wechselgeschäfte werden gewöhnlich in Tratten auf Augsburg gemacht. Es hat auch beträchtlichen Vortheil vom Transito der nach Italien gehenden, oder aus Italien kommenden Güter.

Frankfurt am Main ist ein Ort von großer Handelsthätigkeit, und diese vermehren noch die beiden großen Messen, welche im Frühjahre und Herbste hier gehalten werden, zu welchen ebenfalls die Kaufleute aus den meisten der großen Handelsstädte Europa's herzuströmen. Es hat dabei durch den Reichthum seiner alten und neuen Banquiershäuser einen äußerst bedeutenden Wechselhandel.

Frankfurt an der Oder verdankt gleichfalls seinen drei Messen nicht geringe Vortheile. Magdeburg hat einen bedeutenden Handel mit Korn, Leinwand, Baumwollenzeugen, Tüchern, Leder, Salz und Kupfer, welche Artikel es nach Hamburg und auf die Messen in Leipzig und Braunschweig bringt. Außerdem genießt Magdeburg durch sein Stapelrecht große Vortheile und hat einen sehr bedeutenden Zwischenhandel mit Colonial-Waaren, Weinen, Getraide u. s. w. In Braunschweig werden bedeutende Geschäfte gemacht sowohl in seinen natürlichen und künstlichen Producten, als in seinen ausländischen Waaren. Seine zwei großen jährlichen Messen behaupten den nächsten Rang nach den Leipziger und Frankfurter Messen und werden stark von ausländischen Kaufleuten besucht. Große Quantitäten rohen Zwirns werden hier von den holländischen Kaufleuten geholt, und das starke Bier, welches den Namen Mumme hat, wird in mehrere Länder der Welt ausgeführt.

Preußen insbesondere führt folgende Artikel aus: Waizen, Roggen, Gerste, Bauholz von allen Arten, Hanf, Leinsaamen, Schweinsborsten, Flachs, schlesische Leinwand, Asche, Wachs, Talg, Salz und große Quantitäten Wolle.

Die vornehmsten Handelsstädte Preußens sind Danzig, eines der größten Kornmagazine von ganz Europa, Memel, Stettin, Königsberg, Elbingen.

Waizen wird ausgeführt von Danzig, Elbingen, Stettin, Königsberg, Anklam und Berlin; Bau- und Stabholz von Danzig, Memel und Stettin; Hanf, Flachs und Leinsamen von Memel und Königsberg; Asche von Danzig; Talg, Wachs und Schweinsborsten von Memel und Königsberg. Tilsit hat starken Handel in Korn, Leinsaamen, Hanf und Flachs. Die Exporten Braunsbergs sind Wollengarn, Korn und Flachs. Colberg führt sehr viel Korn und andere Produkte Polens aus. Der Haupthandel von Stralsund besteht ebenfalls in Kornausfuhr. Frankfurt an der Oder hat einen sehr beträchtlichen Handel, und er wird nicht wenig befördert durch die schon oben erwähnten Messen. Allein von allen Gegenständen des preußischen Handels behauptet die schlesische Leinwand den Vorrang, und durch die Verfertigung derselben sind berühmt die schlesischen Städte Hirschberg, Landshut, Schmiedeberg,

Friedland, Waldenburg, Schweidnitz. Am meisten gesucht wird diese Leinwand von den hamburgischen, englischen, holländischen und italienischen Kaufleuten.

Die Importen, welche in Preußen vorzüglichen Absatz haben, sind Colonialwaaren, Farbehölzer, Baumwollenwaaren, Salz, Buenos Ayres-Häute, Indigo, Spezereien, Stahlwaaren u. s. w.

Hannover zeichnet sich durch merkantilische Geschäftigkeit gar nicht aus. Die Exporten bestehen in Pferden, Hornvieh, Blei, Wachs, Leinwand, Leder, Salz, Hafer, Gerste, Bauholz, Planken und dem eisenhaltigen Kupfer des Harzgebirges. Die Leinwande sind gemeine, Tafeltücher und osnabrückscher Damast, stehen aber an Güte den preußischen und den friesländischen sehr weit nach. Der Ueberschuß der einheimischen Consumtion wird nach Nordamerika und den spanischen Colonien ausgeführt, durch das Medium der Hansestädte.

Eingeführt werden hauptsächlich die englischen Manufacturwaaren, besonders die englischen Tücher und Kattune, Colonialwaaren, die preußische und friesländische Leinwand, die feinen französischen Tücher, Seidenzeuge, Juwelier-Arbeiten, und die schlechtern französischen Weine, ferner geringe Luxusartikel aller Art, welche der hannöversche Kaufmann von den Messen zu Braunschweig, Leipzig und Frankfurt am Main mitbringt. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Emden, Hannover, Münden.

In Böhmen ist der Handel bei weitem größtentheils in den Händen der das Land zahlreich bewohnenden Juden. Er besteht hauptsächlich in Exporten und zwar von Leinwand, Wollenzeug, Seidenzeug, Farbehölzern, Leder und Glas. Das Glas zeichnet sich durch seine Politur und andere Vorzüge vor dem aller übrigen Länder so aus, daß die Ausfuhr sehr beträchtlich ist. Es wird angenommen, daß die jährlich nach Spanien, Rußland, der Levante und Amerika gehenden Transporte sich auf die Summe von drittehalb Millionen Gulden belaufen. Die Länder, mit welchen Böhmen den meisten Handel hat, sind Oesterreich, Holland, Spanien, Portugal, Italien und die Türkei. Die Hauptstadt Prag ist auch die vornehmste Handelsstadt des Landes.

C. Dänemark und Holstein.

Obgleich die dänischen Kaufleute mit allen Handelsstaaten Europa's Verbindungen angeknüpft haben, und sowohl im Handel auf dem baltischen, als in dem auf dem mittelländischen Meere eine bedeutende Rolle spielen, so besitzt dennoch ihr eigenes Land nur sehr wenig solche Erzeugnisse, welche als Ausfuhrartikel wichtig werden. Was sie ausführen, sind meist Producte ihrer ost- und westindischen Besitzungen.

In die Häfen von St. Petersburg, Riga, Stockholm und Memel führt Dänemark aus die Wollenzeuge Irlands und der Faröer Inseln, das aus Frankreich, Spanien und Portugal kommende Salz, und die ost- und westindischen und chinesischen Producte. Deutschland gibt es seine Pferde, sein Rindvieh, Colonial- und ostindische Waaren, und wollene Strümpfe, wofür es von daher erhält Leinwand, Wolle, Branntwein und Weine. Nach Holland führt es aus: Rübsaamen, Fische u. dgl., und erhält dafür Spezereien. An Frankreich, Spanien und Portugal gibt es Pferde, Fische und mehrere aus Rußland kommende Artikel, und empfängt Salz, Wein, Früchte, Baumöl, Branntwein, Seide u. s. w. Sein Handel mit England besteht meist darin, daß es Bauholz u. dgl. für die englischen Fabrikate gibt. Nach

sind von Venedigs auswärtigem Handel der beträchtlichste Bestandth[eil].

Die Exporten von Neapel bestehen in Olivenöl, Wolle, S[...] Weinstein, Weinen, roher und verarbeiteter Seide, Früchten, Sch[we]fel und Stabholz.

Der Handel Triests, eines österreichischen Hafens im Litt[orale] besteht vorzüglich in Ausführung der Producte Deutschlands un[d] Colonialwaaren, welche von hier in die Levante und die Küstenl[änder] des schwarzen Meeres gehn. Triest kann als das Depot fü[r] Producte der Levante angesehen werden, und ist ein sehr leb[hafter] Markt für die Einfuhr der großbritannischen Artikel und des Pro[ducts] der Neufoundlands-Fischereien. Fiume ist ein zu Oesterreich g[ehö]render kleiner Hafen in der Nähe von Triest.

F. Die Inseln des mittelländischen Meeres.

Die Ausfuhrartikel Siciliens, eines Landes, welches die [Na]tur in verschwenderischer Freigebigkeit mit der Fülle aller ihrer G[aben] überschüttet hat, deren Segen aber eine höchst elende, bigott[e] schwache Regierung seiner Bewohner fast nutzlos macht, bestehe[n in] Seide, Getraide, Barilla, Schwefel, Olivenöl, Wein, spanischen [Flie]gen, Gerbersumach, Manna, Korallen, Lumpen, Mandeln, Fe[igen,] Rosinen, Nüssen, Sardellen, Bernstein, Ziegen-, Bock- und Sch[af]fellen, Granatäpfeln, Orangen, Limonien u. s. w., und aus An[anas] von ausgezeichneter Größe und sehr vorzüglichem Geschmacke. [Der] vornehmste Hafen ist Messina.

Die Exporten Sardiniens sind hauptsächlich Getraide vo[n] gemeiner Güte, Thunfische, Häute, Barilla, Salz. Cagliar[i ist] die bedeutendste Handelsstadt.

Corsika führt aus Seide, Olivenöl und schwarze, weiße [und] rothe Korallen. Die Seide geht vorzüglich nach Genua und [...] und die Korallen werden nach Marseille verkauft, wo sie ihre Zu[be]reitung und Politur erhalten, um nach Afrika, als ein von den M[oh]ren und Negern gesuchter Artikel, geschafft zu werden. Die cors[i]schen Häfen sind Ajaccio, Bastia und Porto Vecchio.

Malta, welches, so wie Gibraltar, Entrepot der britti[schen] und Colonialwaaren ist, die im mittelländischen Meere abgesetzt [wer]den, führt Baumwolle, Orangen und Früchte aus.

Die ionischen Inseln, nämlich Cefalonien, Za[nte,] Corfu, Santa Maura u. s. w., führen aus Wein, Brannt[wein,] Olivenöl, Rosinen, Korinthen, Citronen, Melonen, Granatäpfel, [Ho]nig, Baumwolle und Salz. Die Rosinen und Korinthen übertr[effen] selbst die von Morea an Güte. Der Wein ist Muskateller.

Der Handel der Insel Cypern ist unbeträchtlich. Sie f[ührt] Baumwolle, Wolle, Seide, Wein, Salz, Terpentin, türkisches [...] u. s. w. aus. Ihre bedeutendsten Handelsstädte sind Larnica [und] Rhodus.

Die Exporten der Insel Candia, welche durch ihre Lage [...] zum Stapelplatz des europäischen, asiatischen und afrikanischen [Han]dels geeignet ist, bestehen in Oel, Seife, Wachs, Wein, Leinsa[men,] Rosinen, Mandeln, Laudanum, Johannisbrot u. s. w.

G. Die Niederlande und Holland.

Die Ausfuhr der belgischen Niederlande besteht in We[izen,] Hafer und anderem Getraide, Leinsaamen, Flachs, Butter, Käse [u.] dgl. Ihre vornehmsten Handelsstädte sind Antwerpen, Gent [...]

Ostende. Antwerpen, einst für den Handel des europäischen Nordens der Stapelplatz, hat während der Zeit der Blokade der Schelde nur einen höchst unbedeutenden Handel gehabt, und erst nach Wiedereröffnung der Schiffahrt auf diesem Flusse, welche die Folge vom Ausgange des letzten Continentalkrieges war, erlangte es allmählig seine merkantilische Bedeutsamkeit wieder, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wegen seiner vortrefflichen centralen Lage, seines vortheilhaften Locals überhaupt, und weil es der Canal ist, durch welchen der meiste Handel der Holländer geht, dereinst selbst die Bedeutsamkeit von Amsterdam und Hamburg übertreffen muß. Die Exporten Antwerpens bestehen hauptsächlich in Waizen, Bohnen, Kleesamen, Leinwand, Spitzen, Teppichen, Tapeten und allerhand Manufacturwaaren von Brüssel, Mecheln, Gent u. Brügge. Die Ausfuhrartikel von Gent sind Waizen, feine Leinwand, Flachs, Hanf, Bohnen u. dgl.; die von Ostende Waizen, Kleesaamen, Flachs, Talg, Häute und die Leinwand von Gent und Brügge.

Die Haupt-Exporten Hollands sind Butter, Käse, Leinwand, Tücher, Droguereien und Farbewaaren, Fische, Waizen, Leinsaamen, Kleesaamen, Wachholderbranntwein, Färberröthe, Papier u. dgl. Die größten Handelsstädte in Holland sind Amsterdam, Rotterdam und Gröningen. Amsterdam war vor dem Verfall des holländischen Handels eine der größten Handelsstädte Europens oder vielmehr der Welt, das Emporium der aus dem Osten und Westen und aus den vornehmsten europäischen Staaten kommenden Waaren. Der Industriegeist und die Genügsamkeit, durch welche seit Jahrhunderten die Holländer sich ausgezeichnet haben, und denen sie fortwährend treu bleiben, erhoben sie zu dem Range, den sie als Kaufleute behaupten. Zu einer Zeit, wo die Holländer im ausschließenden Besitze der orientalischen Spezereien, der Seidenwaaren Ostindiens und China's und der ostindischen feinen Baumwollenzeuge waren, kleidete dieses sparsame Volk sich selbst nur in grobes Tuch, und begnügte sich zur Nahrung mit Fischen und Vegetabilien, ja es war früher bei ihm allgemein herrschender Gebrauch, immer bei derselben Tracht zu bleiben, und die Kleidungsstücke so lange zu tragen, als es ohne gänzliche Verletzung des Anstandes möglich war. Die sehr feinen Tücher, welche die Holländer selbst fabrizirten, bestimmten sie blos für das Ausland, und sie kauften zu ihrem eigenen Gebrauche das grobe Tuch in England, so wie sie auch in jener Zeit ihre selbst producirte vortreffliche Butter und ihren Käse meist verkauften, und zu ihrer eigenen Consumtion diese Artikel der weit größern Wohlfeilheit wegen in England und Irland nahmen. — Auch den Wechsel- und Bank-Geschäften verdankten die Holländer zum Theil ihren hohen Wohlstand, und der Canal, durch den sie gemacht wurden, war Amsterdam. Noch jetzt ist es mit Hamburg einer der großen Centralpunkte der Wechselgeschäfte zwischen dem Norden und dem Süden Europa's, obgleich von der Zeit an, wo in der Amsterdamer Bank ein Mangel an Vertrauen sich zu erkennen gab, dieser Geschäftszweig bei weitem nicht mehr so bedeutend gewesen ist, indem ein großer Theil seiner Wechselgeschäfte nach London und Hamburg überging. Indeß ist Amsterdams Handel immer noch sehr bedeutend.

H. Polen.

Polens Exporten bestehen in Korn, Hanf, Flachs, Bauholz, Leinsaamen, Talg und Salz. Sein Handel ist nicht sehr beträchtlich,

und fast ganz in den Händen der Juden, die in diesem Lande sehr zahlreich sind. Warschau und Cracau sind die beiden größten Handelsstädte. Das erstere hat zwei Messen jährlich. Cracau hat eine dem Handel sehr günstige Lage, die Hauptquelle seiner Geschäfte aber sind die berühmten in seiner Nähe liegenden Salzbergwerke zu Wieliczka. Auf den Messen zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. versieht sich Polen mit Manufaktur- und Fabrikwaaren und allen Luxus-Artikeln, wogegen es Hasenfelle und andere Producte dahin bringt.

I. Portugal.

Die portugiesischen Ausfuhrartikel sind hauptsächlich folgende: Weine, nämlich weisser und rother Oporto-, Lissaboner und Calcavella-Wein, Salz, Orangen, Limonien, Früchte, Kork, Seide, Wolle, Baumöl u. s. w. Nach England gehen Oporto-, Lissaboner-, Calcavella-, Madeira- und Canarienwein, Salz, Orangen, Limonien, Kork u. s. w., wogegen die Portugiesen brittische Manufacturwaaren, Colonialwaaren, Mundvorräthe, Korn, Mehl, Kupfer, Blei, Steinkohlen u. dgl. erhalten. Die Ausfuhrartikel nach dem europäischen Norden sind Weine, Salz, Früchte u. s. w., wogegen man Hanf, Flachs, Korn, Eisen, Bauholz, Theer, Pech, Stockfisch und russische und deutsche Leinwand erhält.

Das portugiesische Salz ist von vorzüglicher Güte zum Einsalzen des Fleisches, aber das Baumöl kommt dem spanischen und dem französischen nicht gleich. Eben so werden die Wolle, die Orangen und die Limonien Portugals von den spanischen übertroffen.

Als Handelsstädte stehen Lissabon, Oporto und Setubal obenan. Portugals auswärtige Besitzungen sind: Brasilien in Südamerika, die Städte Goa und Diu in Ostindien, die Factorei Macao in China, die azorischen Inseln und Madeira im atlantischen Meere; die Insel St. Thomas in der Nähe der Westküste von Afrika, und Mosambique, Melinda und andere Niederlassungen an der Ostküste von Afrika.

K. Rußland.

Rußland führt hauptsächlich folgende Artikel aus: Eisen, Hanf, Flachs, alle Arten von Seilerarbeit, Talg, Häute, Tannen- und Eichstämme, Planken, Bretter, Latten, Balken, Bugspriete, Mastbäume, Pech und Theer, Getraide von allen Arten, insbesondere Waizen, Leinwand, Segeltuch von verschiedenen Arten, Wachs, Honig, Schweinsborsten, Unschlitt, Seife, Hausenblase, Caviar, Leder, Fischthran, Hanfsaamen, Leinsaamen, Tabak.

Die vornehmsten Handelsstädte sind: Tobolsk, Irkuzk und Tomsk in Sibirien; Astrakan, Orenburg und Kasan im asiatischen Rußland; Moskau und Nowogrod im Innern Rußlands; Archangel am weissen Meer; Libau in Kurland; Taganrock, Oczakoff, Kaffa oder Feodosia, Odessa, Cherson, Sebastipol und Azoff am schwarzen und azoffschen Meere; Riga, Pernau, Narwa, Reval, Habsal, Petersburg, Wiborg, Frederikshâm, Arensburg.

Durch das schwarze und das azoffsche Meer hat Rußland einen sehr lebhaften Handel mit der Türkei und Smyrna.

England ist der Hauptmarkt für die Producte Rußlands. Der Handel zwischen diesen beiden Ländern ist ein natürlicher, da sie ihre Producte gegenseitig in gleichem Grade bedürfen.

L. Schweden und Norwegen.

Die Ausfuhrartikel Schwedens sind Eisen, Stahl, Kupfer, Pech, Theer, Tannenholz, Alaun und Fische. Die vornehmsten Handelsstädte sind Stockholm, Gothenburg u. Gefle. Carlskrona hat einen beträchtlichen Handel mit Eisen, Bauholz, Pech, Theer, Talg, Potasche, Leinsaamen u. s. w., welche Artikel vorzüglich in die französischen, spanischen und italienischen Häfen gehen, und wogegen man hauptsächlich Salz nimmt. Die Exporten von Gothenburg sind Fische, Eisen, Stahl und Planken.

Die den Handel befördernden Institutionen Schwedens sind die Bank, die ostindische Compagnie, die westindische Compagnie, die Handelsgesellschaft, die Gewerbsgesellschaft.

Aus Norwegen werden ausgeführt: Fische, Eichenstämme, Tannenstämme, Tannenbretter, Mastbäume, Alaun, Vitriol, Fisch- und Robbenthran, Pech, Häute, wollene Strümpfe, Eisen, Kupfer, Theer. Die vornehmsten Handelsstädte sind Christiania, Bergen, Drontheim und Christiansand.

M. Schweiz.

Die Schweiz hat einen nicht unbedeutenden auswärtigen Handel. Ihre Exporten bestehen hauptsächlich in feiner Leinwand, Seidenwaaren, Sammet, nachgeahmten ostindischen Stoffen und Shawls, feinen gedruckten Kattunen, Schlaguhren, Taschenuhren, Bändern, Weinen, Käse, Honig u. s. w. Die Einfuhr-Artikel sind vornehmlich Colonial- und ostindische Waaren, welche aus Holland kommen; Salz, Getraide, Wolle und Tücher, die aus Deutschland bezogen werden; rohe Baumwolle, Seide u. s. w., die aus Italien kommen; Manufacturwaaren verschiedener Art aus England, Weine und Branntweine aus Frankreich.

Die vornehmsten Handelsstädte der Schweiz sind Basel, Bern, Zürich, Genf und Neufchatel.

N. Spanien.

Wären die Spanier mehr vom Geiste der Industrie beseelt, so würden sie hinsichtlich des Handels sich neben jede andere Nation der Erde stellen, wo nicht sie übertreffen können. Unter der Regierung Ferdinands und der Isabelle, und Carls V. war die spanische Nation eine der industriösesten in Europa. Ihre Wollen-, Flachs- und Seiden-Manufacturen waren so beträchtlich, daß sie weit mehr lieferten, als die Nation für sich brauchte. Allein durch die aus dem entdeckten Amerika ins Land strömenden Reichthümer ward sie träge, und noch mehr in Folge der ungeheuern Verschwendungen, wozu Philipp II. durch seinen Ehrgeiz und durch jene neuen Hülfsquellen sich verleiten ließ, und unter der schwachen Regierung Philipps III. geschah es, daß die Manufacturen schon zu Anfange des 17ten Jahrhunderts im größten Verfalle waren, und die Nation ihren sehr wichtigen auswärtigen Handel verlor.

Die Producte Spaniens sind: Wolle, Seide, Salz, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Quecksilber, Barilla, Reiß, Salpeter, Zucker, Mandeln, Oliven, Orangen, Limonien, Feigen, Weine, Branntwein und Früchte.

In Segovia und Leon wird jährlich ungefähr eine Million Arrobas feine Wolle gesammelt, und davon werden ungefähr achthundert tausend Arrobas an die Franzosen, Holländer und Engländer verkauft. Spaniens herrliche Weine, die gebrannten Wasser, die

Früchte, die Barilla u. s. w. werden sehr einträgliche Artikel für das Land. Aus dem Hafen von Barcelona werden vorzüglich Seidenzeuge, Mitteltücher und Baumwollenzeuge, ferner Weine, Branntwein, Mandeln, Nüsse und andere Erzeugnisse ausgeführt, wofür in demselben Hafen Lyoner Seidenzeuge, Strumpfwaaren von Nismes, verschiedene Arten von Stoffen und Baumwollenzeugen, deutsche Leinwand und getrockneter Stockfisch aus England, die Summe von ungefähr drei Millionen Piaster betragend, ankommen. Der Ausfuhrhandel Valencia's besteht hauptsächlich in Seide, Barilla, Soda, grober Wolle, getrockneten Früchten, Weinen und Branntwein, welchen letztern vorzüglich die Holländer abholen und nach der Normandie und Bretagne schaffen. Die Engländer verkaufen an die Spanier vorzüglich Tücher; die Franzosen Leinwand, Wollenzeuge, Stahlwaaren, Spezereien und dergl. Aus dem Hafen von Alicante führen die Spanier hauptsächlich getrocknete Früchte, Seide, Wolle, Barilla, Weine, castilianische Seife, Oliven, Safran, eine Art von Cochenille, welche grana genannt wird, und Salz aus, von welchem letztern die Engländer und Schweden jährlich über 300,000 Tonnen abholen, deren jede dreihundert Pfund enthält. Auch in den Häfen von Cartagena und Malaga ist sehr große Handelsgeschäftigkeit. Aus dem letztern werden vorzüglich Weine, getrocknete Früchte, Mandeln, Gerbersumach, Sardellen, Olivenöl u. s. w. ausgeführt. Cadix ist gleichsam das Emporium der alten und neuen Welt, so äußerst wichtig ist sein Handel. Im Jahre 1792 betrugen seine Exporten nach den beiden Indien die Summe von 276,000,000 Realen, und seine Importen über 700,000,000 Realen. Die Residenz Madrid ist zugleich eine bedeutende Handelsstadt, und kann als das Entrepot der inländischen und ausländischen Producte und des Geldverkehrs betrachtet werden. Sevilla hat einen beträchtlichen Handel in Oel und Orangen, die im Hafen von Cadix ausgeführt werden. Gibraltar ist, so wie die Insel Malta, das Emporium der Engländer für ihren Handel im mittelländischen Meere.

Fast der ganze Handel an den spanischen Küsten ist in den Händen der Franzosen, Holländer und Engländer.

Die spanischen Colonien siehe unter Südamerika und Philippinen.

O. Türkei.

Die Türken sind noch weit davon entfernt, ein Handelsvolk zu seyn, obgleich ihr Verkehr mit den Hauptnationen Europas, besonders mit Oesterreich, mit Frankreich, Italien, Großbritannien und Holland, durch die in der Türkei lebenden Armenier, Griechen und Juden, welche den Handel dieses Landes fast ganz in ihren Händen haben, keineswegs unbedeutend ist. Die vornehmsten Handelsstädte sind Constantinopel und Smyrna. Das letztere ist der große Markt des levantischen Handels, und Constantinopel ist vorzüglich im Handel mit Rußland beschäftigt. Es verbreitet die russischen Producte in den Häfen des mittelländischen Meeres.

Die Exporten von Constantinopel, einer Stadt, die unter einer weisen und thätigen Regierung so leicht der wahre Stapelplatz der Welt werden könnte, sind so unbedeutend, daß die großen Waarenquantitäten, welche für die Türkei eingeführt werden, fast ganz mit Gold und Diamanten bezahlt werden müssen. In ihrem Hafen holen die Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer und andere Nationen die Producte Polens, das Salz, den Honig, das Wachs, den

Tabak, die Butter der Ukraine, die Häute, den Talg, den Hanf, das Segeltuch, das Pelzwerk und die Metalle Rußlands und Sibiriens, und bringen dafür die Producte ihrer Länder. Diese Geschäfte werden gemacht, ohne daß die Türken im Geringsten einen Antheil daran haben.

P. Ungarn.

Ungarn hat eine geographische Lage, die den Handel sehr wenig begünstigt. Dennoch ist sein auswärtiger Handel keineswegs verächtlich. Die Exporten sind Wein, Tabak, Galläpfel, Spießglas, Alaun, Potasche, Hornvieh, Wolle, Eisen, Kupfer, Weizen, Roggen und Gerste. Die Importen können nur durch den Canal Oesterreichs und der Türkei geschehen, da die Regierung jeden andern Weg, welcher für sie gewählt werden könnte, verboten hat.

II. Asien.

Asiens Handel ist hauptsächlich innerer, aber er wird von den verschiedenen asiatischen Völkern, vornemlich Vorder- und Mittelasiens, in einem sehr weiten Umfange getrieben mittelst jener Karavanen (von einem Dichter die „Flotten der Wüste" genannt), in denen man zuweilen mehr als fünfzigtausend Kaufleute und Reisende vereinigt sieht, die Zahl der Kameele aber noch weit größer ist. Der Mittelpunkt der sehr weiten Circulation, welche die Waaren des Morgenlandes diesen Karavanen verdanken, ist hauptsächlich Mecca, welches dem Auge des Reisenden zu der Zeit, wo die Karavanen darin sind, einen so belebten Markt und eine solche Anhäufung von Kaufmannsgut darbietet, wie in keiner andern Stadt des Erdbodens gefunden wird. Ostindiens Mousseline und übrige Waaren, China's Producte, die sämmtlichen Gewürze des ganzen Morgenlandes, die Shawls von Kaschemir u. s. w. bringt der geduldige Rücken des Kameels nach Mecca, von wo aus sie auf dem asiatischen nicht nur, sondern auch auf dem afrikanischen Festlande verbreitet werden.

A. Arabien.

Die Araber, einst und ehe noch der Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt war, das erste Handelsvolk der Welt, haben jetzt einen ziemlich unbedeutenden Handel. Caffee, Aloe, Mandeln, Balsam von Mecca, Gewürze und Droguerien und ihre afrikanischen Importen an Myrrhen, Weihrauch und arabischem Gummi sind die Hauptartikel, welche sie ausführen.

B. Arabischer Meerbusen und rothes Meer.

Aus Masnah, der Hauptstadt Abyssiniens, werden ausgeführt Gold, Zibeth, Elephantenzähne, Rhinoceroshörner, Reiß, Honig, Wachs, Sklaven; und für diese Waaren und Menschen holt man hauptsächlich in Mocha und Jedda Baumwolle, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Moschus, Ingwer, Cardemomen, Kampfer, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, Stahl, Kurkumei, Zinnober, Tabak, Schießpulver, Sandelholz, Reiß, Messerschmidswaaren, Waffen und eine Menge anderer Artikel europäischer Fabrikate.

Die Ausfuhr von Suez und Cossier besteht hauptsächlich in Korn.

C. Persien.

Wie glücklich auch Persiens geographische Lage für den Handel

wird, beträgt wahrscheinlich eine halbe Million Pfund Sterling jährlich. Die Importen der übrigen Nationen Europa's nach China bestehen hauptsächlich in ungemünztem Gold, wofür Thee genommen wird. Da dieser Thee aber an sie durch das Medium Englands und der Vereinigten Staaten kommt, so ist der Verkehr derselben mit China nur unbedeutend.

Mit Siam, Cambodia, Cochinchina, den asiatischen Inseln und Japan hat China einen sehr lebhaften Verkehr, in der neuern Zeit auch mit Rußland, und zwar sowohl zu Lande als zu Wasser.

Die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Spanier und Amerikaner haben zu Canton Factoreien, und die Portugiesen zu Macao eine Niederlassung.

G. Siam und Tonquin.

Aus Siam und Tonquin werden ausgeführt *Zinn, Elephantenzähne*, Diamanten und andere Edelsteine, Goldstaub, Kupfer, Salz, Betel, Pfeffer, Wachs, Seide, Bauholz und lackirte Waaren, und der Handel dieser beiden Länder ist hauptsächlich in den Händen der Chineser und Portugiesen.

H. Cochinchina.

Der cochinchinesische Handel ist größtentheils in den Händen der Chineser. Die Ausfuhrartikel sind Zucker, Seide, Gold, Betelnüsse, Schwarzholz, Japanholz, Büffelhörner, getrocknete Fische, Fischhäute und Kandyzucker, welcher letztere für den besten gehalten wird, den es gibt.

I. Japan.

Seit Vertreibung der Portugiesen aus Japan ist der Handel dieses Reiches fast blos innerer. Die einzigen Ausländer, mit welchen die Japaner noch einigen Verkehr haben, sind die Chineser und die Holländer, und auch diese sind auf den Hafen von Nangasaki beschränkt.

Die Chineser versorgen die Japaner mit Reiß, Porzellan, Zukker, Ginseng, Elfenbein, Seidenstoffen, Nanking, Blei, Zinnplatten, Alaun und dergl., und holen dafür Kupfer, Kampfer, Lack, lackirte Waaren, Perlen, Meerkohl und eine metallische Composition, Sowas genannt, welche aus Kupfer und einer kleinen Quantität Gold besteht. Die Holländer holen hauptsächlich Kupfer, Kampfer, Lack, lackirte Waaren. Nur zwei holländische und zwölf chinesische Schiffe dürfen jährlich im Hafen von Nangasaki einlaufen. Nach Ankunft eines Schiffs und vorgängigen Ceremonien werden die Waaren ans Land geschafft. Dann kommen die kaiserlichen Beamten (denn der Handel mit dem Auslande ist Monopol des Kaisers), untersuchen die Güte und Quantität der Waaren, berathschlagen mit einander, und bestimmen den Preis der einheimischen Waaren, welche dagegen verlangt werden. Die Ausländer müssen entweder diese Bedingungen eingehen, oder die Waaren, welche sie gebracht haben, behalten. In den Besitz ausländischer Waaren kommen die japanischen Kaufleute erst dadurch, daß sie dieselben dem Kaiser abkaufen.

In Verfertigung der Seiden- und Wollenzeuge, des Porzellans und der lackirten Waaren stehen die Japaner nicht unter den Europäern. Auch in Stahlarbeiten stehen sie auf einer hohen Stufe. Die japanischen Säbel und Dolche sind unvergleichlich, und werden vielleicht

einzig von Damascenersäbeln übertroffen. Auch im Poliren des Stahls und aller anderen Metalle sind sie sehr geschickt. In der Kunst des Lackirens und Firnissens kommt ihnen keine einzige Nation des Erdbodens gleich, und ihre feinern Porzellane übertreffen die chinesischen bei weitem. Die gröbern nehmen sie selbst aus China.

Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hatten die Engländer ebenfalls mit Japan zu handeln begonnen, allein die portugiesischen Missionäre und später auch die Holländer wußten durch Verleumdungen die Regierung gegen sie einzunehmen. Im Jahre 1673 ward der Versuch einer Erneuerung jenes Handels abermals durch die Holländer vereitelt, welche die Japaner darauf aufmerksam machten, daß der König von England (Carl II.) die Infantin von Portugal zur Gemahlin habe. Die Portugiesen waren damals schon aus dem Lande vertrieben, und der Haß der Japaner gegen die Ränke ihrer Jesuiten unversöhnlich. Wegen der großen Vortheile, welche der Handel mit Japan England gewähren zu müssen schien, machte es einen dritten Versuch 1699, und instruirte die Factorei zu Canton, mit Japan, wenn es nur irgend möglich sey, durch das Medium von China wieder in Verbindung zu treten. Indeß das Resultat davon befriedigte die Erwartungen bei weitem nicht, und seitdem ist auf alle weiteren Versuche verzichtet worden. Blos im Jahre 1813, als Java Großbritannien unterworfen ward, hatte die ostindische Compagnie wieder einen kleinen Verkehr mit Japan, indem sie für 298,150 span. Thaler Waaren hinschickte und dafür japanische erhielt, welche sie für 342,126 japanische Thaler verkaufte. Die im J. 1805 unter Krusenstern nach Japan gegangene russische Gesandtschaft war in ihrem Bestreben nicht minder unglücklich, als es die englischen gewesen waren.

K. Die asiatischen Inseln Amboina, Banca, die Bandainseln, Java, Sumatra, Borneo u. s. w.

Von Amboina werden Gewürznelken ausgeführt, deren Anbau einzig auf diese Insel zu beschränken die Holländer sich sehr viele Mühe gaben, zu welchem Behuf sie auf den benachbarten Inseln alle Gewürznelkenbäume ausrotteten. Noch jetzt macht die Regierung von Amboina mit einem zahlreichen Gefolge alljährlich eine Reise auf die übrigen holländischen Inseln, ausschließend zu dem Zweck der Ausrottung junger Bäume.

Banca ist wegen seiner Zinnbergwerke berühmt und die Ausfuhr dieses Zinns nach China ist sehr bedeutend, da die Chineser es wegen seiner Hämmerbarkeit dem englischen vorziehen. Ungefähr vier Mill. Pfd. Zinn werden alljährlich aus diesen Bergwerken gewonnen.

Die Bandainseln erzeugen Muscatnüsse und Macis.

Die Stapelartikel des Exports von Batavia, dem Emporium, wo alle Waaren der holländisch-ostindischen Compagnie niedergelegt werden, sind Pfeffer, Reiß, Caffee, Zucker, Baumwolle und Indigo. Sechs und eine Viertel Million Pfund Pfeffer, die theils auf der Insel selbst wachsen, theils von Sumatra, Bantam, Borneo und den übrigen Inseln hieher gebracht werden, werden jährlich in den Niederlagen der Hauptstadt aufgespeichert, und sie ist das Pfeffermagazin für den ganzen Erdkreis. Auch sind sowohl Caffee als Zucker in den letztern Jahren, jedes in der Quantität von zehn Millionen Pfund und darüber, erbauet worden.

Borneo hat außer dem Pfeffer Gold in Staub und in Barren, Wachs, Sago, Kampfer, welcher letztere von Borneo in vorzüglicherer

Mittelpunkte von drei Welttheilen, von der Natur ganz dazu geschaffen scheint, auch der Mittelpunkt des Handels dieser drei Welttheile zu seyn, hat seinen hohen Rang unter den Handelsvölkern, den es ehedem hatte, ganz verloren, seitdem es aufgehört hat, der Canal für den Handel nach Indien zu seyn. Indeß hat es immer noch einen sehr bedeutenden inländischen Handel, der bis in das Innere von Afrika reicht. Dahin gehen aus Aegypten jährlich drei Karavanen ab. Eine geht nach Sennaar, und sammelt die Producte dieses Landes und Abyssiniens. Eine andere geht nach Darfur, und die dritte hat Fez zu ihrem Ziele, wohin die Producte von Bornou und allen längs des Nils liegenden Ländern gebracht werden. Verschiedene Karavanen sind damit beschäftigt, für ägyptische Producte die ostindischen und arabischen zu holen. Die beträchtlichste von allen aber ist die, welche aus den vereinigten Karavanen Abyssiniens und des westlichen Afrika's besteht und alljährlich nach Mecca geht.

Die Exporten Aegyptens sind Mocca-Caffee, Reiß, Korn, Myrrhen, Weihrauch, Opium, Datteln, Perlmutter, Elfenbein, verschiedene Arten von Gummi und Droguereien, Häute, Wachs u. s. w., und diese gehen meist nach Constantinopel, den Barbareskenstaaten, Großbritannien, Venedig und Marseille. Die größten Handelsstädte sind Cairo und Alexandrien. Cairo hat die zwei Häfen Rosette und Damiette.

D. Die afrikanischen Inseln.

1. Die Azoren.

Die Azoren erzeugen als Ausfuhrartikel Wein und Früchte. Die jährlichen Weinexporten belaufen sich auf ungefähr 20,000 Pipen, und werden von den Engländern und Amerikanern hauptsächlich nach Ost- und Westindien geschafft. Die azorische Insel St. Michael verkauft an England und die vereinigten Staaten jährlich 60,000 bis 80,000 Schachteln voll Orangen. Die Orangen der Insel Pico sind von ganz besonderer Güte. Auch liefert sie ein sehr schönes Holz, welches ziemlich dem Mahagony gleichkommt.

2. Die Canarien.

Die Hauptproducte der Canarien sind Orseille im rohen Zustande, Rosenholz, Branntewein und Canarienwein. Der letztere geht hauptsächlich nach Westindien und England, in welchem letztern Lande er stets für Madeirawein verkauft wird, von dem er auch wirklich, sobald er ein Alter von zwei oder drei Jahren hat, kaum zu unterscheiden ist.

3. Die capverdischen Inseln.

Der Handel der capverdischen Inseln ist höchst unbedeutend. Ihre Exporten sind Orseille im rohen Zustande und grobe Baumwollenzeuge für die Afrikaner.

4. Madeira.

Das Hauptproduct der Insel Madeira ist ihr köstlicher Wein, welcher in fünf Arten, je nach dem Markte, für welchen man ihn bestimmt, eingetheilt wird. Die vorzüglichste Art heißt London particular. Der für den Londoner Markt bestimmte folgt ihm zunächst. Wieder von geringerer Güte ist der für den indischen Markt bestimmte. Der nach Amerika gehende hat den

erten Rang, und mit dem Namen Cargo bezeichnet man den
m fünften Range.

Die Engländer und Amerikaner haben mit dieser Insel einen sehr
trächtlichen Handel. Die Engländer holen von ihrem Wein jähr-
ch mehr als siebentausend Pipen, die Amerikaner der Vereinigten
taaten ungefähr dreitausend Pipen.

5. Bourbon.

Die Producte der Insel Bourbon sind Caffee, Gewürznelken,
eißer Pfeffer, Baumwolle, Gummi, Benzoe und Aloe. Ihr Han-
l beschränkt sich fast ganz auf Madagaskar, Isle de France, die
omoro-Inseln und die Niederlassungen der Araber an der Ostküste
n Afrika.

6. Isle de France oder Mauritiusinsel.

Isle de France exportirt Caffee, Indigo, Baumwolle, Zucker,
ewürznelken, Muscatnüsse, Ambra u. dergl.

7. Madagaskar.

Die Ausfuhrartikel von Madagaskar sind Kauris, Betelnüsse,
ammer, Wachs, Kokosnüsse und Korn.

IV. Amerika.

Amerika ist von einer solchen Gestaltung seiner Küsten, daß
dadurch alle die Vortheile der Lage für den Handel hat, welche die
lte Welt oder die ganze zweite Hemisphäre besitzt, ohne daß sich
it diesen Vortheilen das große Hinderniß jener ungeheuern Con-
nentmassen verbindet, welche eben so weit entfernt vom Meere,
s arm an schiffbaren Flüssen sind, dergleichen Massen vornehmlich
frika und die unermeßlichen Strecken der asiatischen Tata-
i und Sibiriens darbieten. Der Meerbusen von Mexico ist
r die neue Welt dasselbe, was das mittelländische Meer für
e alte ist, da er ein sehr weites Feld ergiebigen Seehandels mit
n ihn rings umfassenden fruchtbaren Ländern eröffnet. Die west-
dischen Inseln stehen an Zahl, Größe und Werth bloß denen
s ostindischen Archipelagus nach, und wenn dereinst größe-
r Anbau des Nordens von Amerika die Strenge des Clima's in
mselben bedeutend vermindert haben wird (was aller Wahrscheinlich-
t nach geschehen muß), so werden ohne Zweifel die Hudsonsbay
d die sehr zahlreichen Einfahrten in dieselbe für den Handels-
rkehr in diesem Erdtheile eben so beförderlich werden, als es das
ltische Meer dem Handel der europäischen Länder ist. Aber den
eichthum an schiffbaren Flüssen anlangend, so hat durch ihn sowohl
r Norden als der Süden Amerika's einen unendlich großen Vorzug
r allen übrigen Erdtheilen. Die lange Kette von großen Seen und
e Menge schiffbarer Flüsse in Nordamerika sind bereits der Schau-
atz eines sehr lebhaften Verkehrs. Die Binnenländer Südamerika's,
s mit Ausnahme der sehr schmalen Landzunge, durch die es mit
ordamerika zusammenhängt, rundum vom Meere umgeben ist, wer-
n durch Flüsse, welche durch das Einströmen einer großen Menge
derer Flüsse bis zu einer riesenmäßigen Größe anwachsen, sehr zu-
nglich gemacht. Diese Flüsse durchschneiden in einer so mannigfal-
gen Richtung das Land, daß vom la Platastrome an bis zum
eerbusen von Darien eine binnenländische Schifffahrt zu Stande ge-

bracht werden kann, fast ohne daß dabei im mindesten hülfreiche Hand der Industrie und Kunst erfodert wird. Indeß bleibt der Kunst immer noch, wenn Amerika's Handelsverkehr allen den Umfang bekommen soll, den man wünschen muß, ein sehr großes und belohnendes Werk übrig, nämlich eine Durchgrabung des eben erwähnten schmalen Isthmus von Darien, wodurch, wenn der Canal Breite und Tiefe genug bekäme, um auch den größern Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, eine Gemeinschaft des stillen Oceans mit dem atlantischen Meere bewirkt würde, deren Vortheile gar nicht zu berechnen sind. Die Vereinigten Staaten, denen der daraus für sie entspringende Vortheil sehr klar einleuchtete, erboten sich nach Brissot's Versicherung schon vor längerer Zeit dazu, jene Durchgrabung auf ihre eigenen Kosten zu veranstalten, wenn der Hof zu Madrid seine Einwilligung dazu geben wollte. Hr. v. Humboldt bezeichnet drei Stellen als die zu Ausführung eines solchen Entwurfs passendsten. Im dritten Bande von Pinkertons Geographie liest man ebenfalls über denselben Gegenstand zwei Aufsätze eines sehr unterrichteten spanischen Reisenden. Die Ausführbarkeit ist bereits vor dem Unterhause des brittischen Parlaments durch die Deduction des Hrn. Bryan Edwards, und durch die vor einer auserwählten Committee geschehene Zeugenabhörung bewiesen worden. Die Natur selbst scheint die Hand zur Ausführung eines solchen Plans haben bieten zu wollen; denn gerade hier unterbricht sich die lange Kette der Anden. Das Herabströmen des Regenwassers von den Bergen würde dem Canale ebenfalls sehr nützlich seyn. Die ganze Ebene, durch welche hier die Andenkette zieht, ist bloß thoniger Boden, und zwei Flüsse, die gerade diesseits und jenseits der Richtung derselben folgen, würden die ausgeworfene Erde leicht mit ihrem Strome wegführen.

1. Nordamerika.

a) Die vereinigten Staaten.

Die Geschwindigkeit der Vorschritte, welche die Vereinigten Staaten im Handel und in der Schifffahrt gemacht haben, ist wahrhaft beispiellos. Kaum ist dieses Volk auf dem Ocean erschienen, und bald gibt es keine Küste des Erdbodens mehr, mit der nicht seine Seefahrer schon vertraut geworden. Während man sie in ihren bewundernswürdig leichten Schiffen an den sämmtlichen atlantischen Küsten bis zum Cap Horn hinab, von wo sie dann sich in die weite Südsee wagen, das Meer bedecken sieht, dringen sie anderer Seits selbst bis hinauf zum Eise des Nordpols, und bis in die tiefen Einfahrten der Hudsonsbay und der Davisstraße. Die entferntesten und stürmischsten Meere, das weiße, das baltische, das rothe Meer, der persische Meerbusen, die ostindischen und chinesischen Meere sind von ihren Flaggen bedeckt. Selbst die kaum noch bekannt gewordenen Küsten der ganzen südlichen Hemisphäre, und sowohl die Westküsten von Amerika als die Ostküsten von Asien werden von ihnen besucht. Gleichsam mit der Geschwindigkeit des Vogelfluges sieht man sie hin- und hersegeln von einer Extremität des Erdkreises zur andern.

Die Producte, welche dieses blühende Land ausführt, sind hauptsächlich: Mehl, indianisches Korn, Reiß, Flachs oder Leinsaamen, Baumwolle, Tabak, Potasche und Perlasche, Schiffbauholz, Eichenholz, Mundvorräthe für die Schiffe, Holz, Pelzwerk, Myrtenwachs, Bienenwachs, animalische Producte und Fische.

Die vornehmsten Handelsstädte der vereinigten Staaten sind: Neu-York, Boston, Baltimore, Philadelphia, Charlestown, Savannah, Pittsburgh und Neu-Orleans. Pittsburgh ist das Entrepot des Handels der östlichen und westlichen Staaten. Neu-Orleans, welches, wenn erst die westlichen Staaten ihren gehörigen Organismus haben, wahrscheinlich das große Emporium des amerikanischen Handels werden wird, hat einen sehr bedeutenden Handel mit Havannah und Mexico in Zucker, Indigo, Tabak, Baumwolle, Reiß, Pelzwerk, Hornvieh u. s. w. Charlestown hat lebhaften Handel mit Europa und Westindien. Neu-York versorgt hauptsächlich die westindischen Colonien mit Mundvorräthen.

b) Die beiden Canada's, Neuschottland und Neubraunschweig.

Der Handel der beiden Canada's war lange auf das bloße Product der Fischereien und auf den Pelzhandel beschränkt. Aber in Folge der höheren Vervollkommnung des brittischen Colonialsystems, und des Embargo's, welches während des letzten Krieges auf den Handel Amerika's gelegt ward, hat er sich auf eine staunenswürdige Weise gehoben.

Die Ausfuhrartikel der Canada's sind Weizen, Mehl, Korn, Zwieback, Proviant, Fische, Eichstämme und Fichtenstämme, Stabholz, Mastbäume, Bauholz, canadischer Balsam, Sprossenbier, Pot- und Perlasche, Gußeisen, Pelzwerk und Häute, Bibergeil, Ginseng u. s. w.

Ihren Haupthandel haben die beiden Canada's mit den westindischen Colonien der Britten und mit dem Mutterlande; doch auch mit den Vereinigten Staaten machen sie viele Geschäfte durch die Schifffahrt auf dem St. John.

Der Handel, welchen sie mit den Indianerstämmen haben, ist bloßer Tauschhandel.

Neuschottland und Neubraunschweig haben fast ganz dieselben Ausfuhrartikel wie die Canada's.

2. Südamerika.

Der Handel Südamerika's hat sehr mannigfaltige Gegenstände; doch gehören die hauptsächlichsten unter die Categorie der mineralischen und der vegetabilischen Erzeugnisse der Erde.

Die mineralischen Schätze Südamerika's sind unermeßlich. Gold und Silber waren im sechzehnten Jahrhunderte in solcher Menge vorhanden, daß das Registerschiff, welches alljährlich mit ihnen nach Spanien abging, fünf und zwanzig Jahre lang jedes Jahr allein von Peru dreizehn Millionen Stücke von Achten (pieces of eight) nach Spanien gebracht haben soll, ungerechnet das übrige, was in Barren mitging. Diese kostbaren Metalle werden in ganz Peru, Chili und den oberen Theilen von Tukuman gefunden, vorzüglich in den Cordilleren; doch außer dem Gold und Silber fehlt es auch in eben dieser unermeßlichen Gebirgskette nicht an Kupfer, Blei, Eisen und Platina.

Die Bergwerke Südamerika's sind sehr zahlreich; die reichsten und berühmtesten jedoch sind die der Provinz las Charcas, innerhalb des Gebiets des Vicekönigreichs Buenos-Ayres. Der Gold-

gruben sind dort dreißig, der Silberbergwerke sieben und zwanzig, Kupferbergwerke sieben, ein Zinnbergwerk und sieben Bleibergwe[rke].

Die ergiebigsten dieser Bergwerke sind die zu Potosi, [di]e fern dem Orte liegen, wo der Platafluß entspringt. [...] erzählt, daß während der vierzig Jahre, wo diese Gruben bea[rbeitet] wurden, das Product derselben sich auf die ungeheure Summe [von] 12,000 Millionen Stücken von Achten belief, in welcher Berec[hnung] freilich ohne Zweifel viel Uebertreibung ist. Indeß geht aus de[n öf]fentlich abgelegten Rechnungen hervor, daß von Zeit der Entde[ckung] Amerika's an bis zum Jahre 1538 das dem Könige zukomm[ende] Fünftel des aus den Minen von Potosi gewonnenen und re[gistrir]ten Silbers sich auf 395,619,000 Dollars belief, so daß mithin, [da] seit der Entdeckung Amerika's erst 39 Jahre verflossen waren, [auf] jedes Jahr 41,255,043 kommen, mit Ausschluß der beträchtlichen Q[uan]titäten, welche ohne allen Zweifel heimlich und ohne Abgabenza[hlung] aus dem Lande geschafft worden sind, und derer, welche zu Ve[rfer]tigung silberner Gefäße, Geräthschaften und Denkmäler für die [Klö]ster und Kirchen verwendet worden sind, welche sich auf eine unge[heure] Summe belaufen müssen, da alle der Religion geweihten An[stalten] im Lande, und insbesondere in der Stadt Potosi, an Silber[geräth] einen sehr großen Reichthum haben. Allein das Product dieser [Berg]werke ist seitdem, sey nun die Ursache davon die Erschöpfun[g der] Minen selbst oder die fehlerhafte Leitung des Bergbaues, ein un[gemein]lich viel geringeres gewesen.

Die übrigen Ausfuhrartikel von Südamerika sind indeß, w[enn] auch von den Spaniern und Portugiesen ihr Hauptaugenmerk a[uf] Gewinnung des Goldes und Silbers und der übrigen kostbaren [Me]talle gerichtet wird, immer auch sehr bedeutend und gewinnbri[ngend]. Die vornehmsten sind folgende: Koschenille, Indigo, Kokosnüs[se, pe]ruvianische Fieberrinde, Häute, Ochsenhörner, Talg, Wachs, B[aum]wolle, Wolle, Flachs, Hanf, Tabak, Zucker, Caffee, Ingwer, [Pi]ment, Jalappe, Sassaparille, Ipekakuanha, Guajak, Drache[nblut] und verschiedene andere arzneiliche Gummi, Färbehölzer, Eben[holz], Mahagony, Smaragde, eine Menge verschiedener Arten von Ba[lsa]men u. dergl.

Die vornehmsten Handelsstädte des spanischen Amerika's [sind] Buenos-Ayres, Mexico, Lima, Guatimala, Car[tha]gena, Vera-Cruz, Caraccas, Potosi und Acapu[lco]. Buenos-Ayres war im Besitz des Transitohandels der sämmtl[ichen] spanischen Besitzungen in Amerika und vor dem Ausbruche der R[evo]lution das Emporium für den Handel des Mutterlandes und [der] Colonien. Die Hauptquelle des Gewinns für Caraccas sind [die] Kakaopflanzungen, welche es in seinen Umgebungen hat, und w[elche] beinahe zwei Drittel der Kakaobohnenquantität hergeben, die in [Eu]ropa verzehrt wird. Die Häute und Felle, welche ebenfalls ausge[führt] werden, haben den Vorzug vor denen von Buenos-Ayres, und [das] reichhaltige Kupfererz, welches in den Bergwerken von Aroa gefu[nden] wird und in Cadiz unter dem Namen des Caraccaskup[fers] bekannt ist, ist noch weit vorzüglicher, als selbst das schwedische [und] das von Coquimbo in Chili. Guatimala ist sehr berühmt [we]gen seines Indigo's, der hinsichtlich der Härte, des Glanzes und [des] Gewichts große Vorzüge hat, wovon die Ursache die seyn soll, [daß] die Spanier ihn unter Wetterdächern trocknen, und nicht in Sä[cken,] die im Sonnenschein aufgehängt werden. Acapulco oder [...]

eyes, eine Hafenstadt Neuspaniens, hat einen beträchtlichen Han-
l mit den Philippinen und den Küsten von Quito und Peru. Nach
r philippinischen Insel Manilla wird alljährlich eine Gallione
sandt, die mit Silber, Koschenille, Kakao, Baumöl, spanischer
Wolle und Spielsachen aus Europa befrachtet ist, wogegen sie von
ort Mousseline, gedruckte Leinwand, Seidenzeuge, chinesische Waa-
n, Spezereien, Gewürze, Edelsteine und Juwelen mitnimmt.

Der innere Handel der spanischen Colonien in Amerika, vor-
ehmlich zwischen Buenos-Ayres und Peru u. Chili, ist sehr
eträchtlich. Der mit den Indianerstämmen besteht hauptsächlich im
Tauschhandel, da man ihnen Aexte, Messer, Scheeren, Säbel, Hals-
chnuren, Spiegel und grobe Wollen- und Baumwollenzeuge zuführt
nd dafür die Producte des Landes nimmt, vorzüglich den bekannten
Paraguaythee und einiges feine Pelzwerk.

Die portugiesische Besitzung in Südamerika ist Brasilien, das
rei große Handelsstädte hat: Rio Janeiro, Bahia oder St.
Salvador und Pernambuco. Die Ausfuhrartikel Brasiliens
nd vornehmlich Baumwolle, Indigo, Zucker, Caffee, Reiß, Tabak,
Talg, Mahagony, peruvianische Fieberrinde, Ipekakuanha, Felle,
Nutrihäute, Gold, Kokosnüsse, Vanille, Diamanten, Topase, Chry-
olith und andere Edelsteine, und eine große Mannigfaltigkeit von
ärbehölzern, Balsamen und Gummi.

Seit der Verlegung des portugiesischen Hofes nach Brasilien hat
er Handel Großbritanniens mit den transatlantischen Besitzungen
Portugals eine erstaunliche Ausdehnung bekommen, und der größte
Theil des brasilischen Handels und auch des Handels mit Portugal
elbst ist gegenwärtig in den Händen der Engländer.

Die englischen, holländischen und französischen Besitzungen in
Südamerika sind Demerary, Berbice, Essequebo, Cayenne
nd Surinam.

Aus Cayenne werden ausgeführt: Pfeffer, Annotto, Zucker,
Baumwolle, Caffee und Kakao; die Producte von Berbice sind:
Rum, Zucker, Baumwolle, Kakao u. s. w.; die von Demerary,
Surinam und Essequebo: Zucker, Rum, Baumwolle, Caffee
nd Zuckersyrup.

3. Westindien.

Die vornehmsten jener Inseln, welche das eigentliche Westin-
ien ausmachen, sind Cuba, St. Domingo oder Hayti,
Jamaica, Barbadoes, Dominica, St. Christoph oder
St. Kitts, Curaçao und Guadeloupe. Sie haben alle ziem-
ch dieselben Producte, nämlich Zucker, Caffee, Wachs, Ingwer und
ndere Gewürze, Mastix, Aloe, Vanille, Quassia, Maniok, Mais,
Kakao, Tabak, Indigo, Baumwolle, Zuckersyrup, Mahagony, lan-
en und schwarzen Pfeffer, lignum vitae, Kampescheholz, Gelbholz,
Gummi, Schildkrötenschaalen, Rum, Piment u. s. w. Ehe St.
Domingo oder Hayti zu einem unabhängigen Negerreiche erhoben
ward, war es die Niederlage der Waaren von Havannah, Vera-
Cruz, Guatimala, Cartagena und Venezuela; seitdem
ber ist Jamaica das Magazin aller aus dem Meerbusen von Mexico
ommenden Waaren geworden. Trinidad ist der Centralpunkt des
Schleichhandels mit Cumana, Barcelona, Margarita und
Guiana.

Weltkugel, s. Globus.

Weltpol, s. Pol.

Weltumsegler. Die Reihe der kühnen Männer, welche Columbus Bahn, von dem Compaß und ihrem Muthe geleitet, Weltmeer von Osten nach Westen durchschifften, und in dieser Richtung endlich wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, eröffnete der Portugiese Magellan (von 1519 — 1521). Diesem Beispiel und seinem Wege, durch die Magellanstraße oder um das Cap Horn herum in die Südsee, sind Spanier (Fuca, Mendaina, Quiros u. A. bis auf Malaspina), Franzosen (Bougainville, La Peyrouse, s. d. A. u. A. m.), Holländer (Baarents, Heemskerk, Hertoge, Tasman, Roggewein), Engländer, Russen (Deschnew bis Krusenstern und O. von Kotzebue) und zuletzt auch Nordamerikaner gefolgt. Die meisten und die wichtigsten Seereisen und Weltumseglungen haben Engländer unternommen. Fünfzig Jahre nach Cabot drang Hugo Willoughby (1553) auf seiner nördlichen Sendung bis nach Nowaja Zemlja vor. Alle seitdem angestellten Versuche, mittelst einer nordöstlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in den großen oder in den stillen Ocean zu gelangen, und dann südwärts die alte und die neue Welt zu umsegeln, sind bis jetzt nicht gelungen. (S. Nordpol-Expedition.) Doch hatten die durch Chancellor, Bourrough, Forbisher, Arthur, Pet, Jackman, Gilbert, Davis und Weymouth (1591) gemachten elf Reisen nach Nordosten und Nordwesten Länderentdeckungen und gewinnreiche Fischereien zur Folge. In derselben Zeit umschiffte Franz Drake die Erde. Cavendish, Chidley und Hawkins segelten dem großen Vorgänger, im Süden nach, frei nicht mit völlig gleichem Glücke. Unter den mehr als 25 kühnen Nautikern, welche im 17ten Jahrhundert große Seereisen unternahmen, zeichneten sich Hudson, Button, Baffin, Bylot, Narborough, besonders aber Dampier, Halley und Wood Rogers durch Größe oder durch die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen aus. Rogers drang am weitesten zum Südpole vor, nämlich bis 62° auch führte er den Irländer Alexander Selkerk (den bekannten Robinson Crusoe) zurück. Dreißig Jahre nach Roger umschiffte der berühmte Anson (1741 — 44) die ganze Erde. Mit ihm hub die Entdeckung des gesammten Südmeers, also von ganz Polynesien, von neuem eine Hauptepoche für die Erdkunde und für Englands Marine. Darauf machten Carteret und Wallis (1767) ihre Entdeckungsreise. Cook beginnt seit 1770 die neueste Epoche der Weltumseglung. Zuletzt machte Vancouver die Geographen und Seefahrer mit der Nordwestküste von Amerika genau bekannt. Vergl. ferner die Artikel Kotzebue (N. N. v.), Krusenstern und Reisen.

Wendeltreppe ist im eigentlichen Sinne eine um eine Spindel sich windende Treppe; doch wird auch, wegen der ähnlichen Figur, eine einschalige Conchylie damit bezeichnet. Es gibt mehrere Arten derselben, von denen die vorzüglichste die ächte Wendeltreppe ist, mit von einander abstehenden, frei um eine Spindel laufenden Windungen. Sie findet sich auf der Küste Koromandel in Ostindien, ist gegen zwei Zoll lang, und wurde zuweilen mit tausend Thalern und mehr bezahlt.

Wernigerode, s. Stolberg.

Wesen. Wir verstehen unter Wesen entweder die Dinge selbst, oder den Inbegriff der innern und nothwendigen (daher wesentlichen) Eigenschaften eines Dinges, oder endlich auch das Grund- und Urwesen der Dinge.

Wessemberg (Ignaz Heinrich von), Freiherr von Ampringen,
Generalvicar des Bisthums Constanz, erhielt durch das neueste Ver-
ahren des römischen Hofes gegen ihn und sein eignes würdiges Be-
ragen dabei eine noch ausgebreitetere Celebrität, als sein edler Cha-
akter, seine amtlichen Verdienste und literarischen Leistungen ihm
chon vorher auch unter den Nichtcatholiken in Deutschland verschafft
atten. Sein Vater war österreichischer Gesandter in Dresden, sein
Bruder ist der ihm gleichgesinnte, verdienstvolle kais. königl. Staats-
ninister von Wessemberg in Wien. Dem alten Adel und Ansehen
einer Familie verdankte er schon als Jüngling Domherrnstellen in
eutschen Hochstiftern, seinen ernsten Studien und der Freundschaft
Carls von Dalberg Klarheit und Unbefangenheit in seinen religiösen
Ansichten, seinem eignen Herzen die lebendige Frömmigkeit, die ihn
ur Verwaltung geistlicher Aemter vor Andern geschickt machte. Er
var zum Domdechant zu Constanz herangerückt, als Dalberg ihn
802 zum Generalvicar dieses Bisthums erhob. In diesem bedeuten-
en Wirkungskreise arbeitete er mit Kraft und Einsicht auf die Ver-
reitung eines reinen thätigen Christenthums hin. Den Aberglauben
urch richtige Erkenntniß zu verdrängen, wahre Erbauung an die
Stelle des geistlosen Ceremoniendienstes und christliche Sittlichkeit in
as Leben der Gläubigen zu bringen, war sein Zweck. Daher sorgte
r unablässig für eine bessere Bildung der Geistlichen seines Spren-
els, munterte sie zu wissenschaftlichen Studien, literarischen Arbei-
en, Conferenzen und nützlichen Mittheilungen aus ihrer Amtser-
ahrung auf, wozu das seit 1804 von ihm in monatlichen Heften bei
Herder in Freiburg herausgegebene und mit den vorzüglichsten Auf-
ätzen derselben ausgestattete **Archiv für die Pastoralconfe-
enzen in den Landcapiteln des Bisthums Constanz**
in wirksames Hilfsmittel wurde. Er suchte dabei der deutschen
Sprache in der kirchlichen Liturgie den ihr unter Deutschen gebüh-
enden Einfluß zu verschaffen, deutschen Kirchengesang einzuführen,
ie Seelsorge fruchtbarer zu machen, und durch gemilderte Fasten-
nandate das Volk zu überzeugen, daß es christlicher sey, Laster und
Sünden zu meiden, als Eier und Butter. Auch verfuhr er bei Er-
heilung von Dispensationen, die die römische Curie sonst in ihren
ignen Geschäftskreis zu ziehen pflegt, nur nach den Instructionen
eines Bischofs (Dalberg) und der durch die Umstände gebotenen Bil-
igkeit. Im Einverständniß mit der Regierung des Cantons Lucern,
velcher bis 1815 unter das Bisthum Constanz gehörte, ging er schon
806 an die Ausführung des zweckmäßigen Plans der Säcularisation
iniger Klöster zur Gründung eines Priesterhauses und Seminars für
unge Geistliche und einer Centralarmenanstalt, und konnte bei der
amaligen Schwäche des römischen Einflusses es um so eher wagen,
en deutschen Theil der Diöcese Constanz standhaft gegen die Ein-
griffe der päpstlichen Nunciatur zu Lucern zu schützen, je ungesetzlicher
iese Anmaßungen waren. So bewies er allerdings, daß er mehr
Hirt seiner Gemeine, als Knecht der römischen Curie seyn wolle.
Diese unverbesserliche Behörde hatte ihn daher schon längst unter den
Verdächtigen bezeichnet, als Dalberg ihn 1814, mit Zustimmung des
Großherzogs von Baden zum Coadjutor oder Nachfolger in seinem
Bisthum Constanz ernannte. Unter den gehässigsten Beschuldigungen
verweigerte die römische Curie ihm die Bestätigung, und da nach
Dalbergs Tode die Capitularen von Constanz ihn zum Bisthumsver-
veser erwählten, befahl ihnen der Papst sogleich durch ein Breve

vom 15. März 1817, ein Subject zu wählen, das in besserm R
stünde. Ungenannte Römlinge und Freunde der Finsterniß hatten d
römischen Curie diesen Vorwand an die Hand gegeben, dem d
Stimme aller verständigen Catholiken in Deutschland und insonde
heit das Zeugniß der Constanzer Geistlichkeit laut widerspricht. E
that durch diesen Schritt mehr, als ihr zukam, weil ein Capitul
Vicar die canonische Bestätigung des Papstes nicht bedarf und d
einem Coadjutor auf unerwiesene Beschuldigungen hin nicht verw
gert werden kann. Ueberdies bestimmen die Concordate der deutsch
Fürsten mit dem Papste, daß jeder bei Letzterm Angeklagte sich
delegirten Richtern seiner Nation in Deutschland vertheidigen dü
Auch dies wurde dem edlen Wessemberg verweigert und die unb
dingte Niederlegung seines Amtes von ihm gefodert. Er reis'te da
noch in demselben Jahre nach Rom, um sich persönlich zu rechtfer
gen. Die schöne Frucht dieser Reise war ein Band Gedichte, welc
1818 unter dem Titel: Blüthen aus Italien, erschienen
den schon früher durch treffliche religiöse Gedichte und seine grö
epische Dichtung Fenelon (1812) begründeten guten Ruf seiner
ten, sinnvollen und frommen Muse aufs neue bestätigten. Sein
Hauptzweck hatte Wessemberg in Rom nicht erreicht. Die Erwi
rungen des Cardinal-Staatssecretärs Consalvi auf seine Verthei
gungsschriften enthielten nichts als eine Menge theils wahrheitswi
ger Beschuldigungen, theils ungerechter Vorwürfe, welche Wessemb
verdienstlichste Leistungen zu Verbrechen machten, und schlossen
mit dem Ansinnen einer unbedingten Verzichtleistung auf sein Am
Durch diese jeden Rechtsweg abschneidende Härte und despotische Wi
kühr sahe er sich genöthigt, der römischen Curie endlich zu erklär
daß er auf der Linie seiner Verpflichtungen gegen se
nen Landesherrn, das Bisthum Constanz und Deut
land, stillstehen müsse, nachdem er seine persönlichen Ge
nungen gegen das Oberhaupt der catholischen Kirche ausgesproch
habe. In dieser männlichen und gesetzmäßigen Haltung gegen d
römische Curie bestärkte ihn der Beifall seines Großherzogs, der
Willens erklärte, den Generalvicar von Wessemberg
der Ausübung seines Amtes ferner zu erhalten und
schützen, und damit den Befehl an ihn verband, sich dur
nichts, was sich nicht durch klares Recht der Kirche
satzungen und festgegründete Observanz über a
Zweifel erhoben habe, in seinem Amte stören und
schränken zu lassen. Zugleich erklärte der Großherzog von B
den diese Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deutsc
Nation, und brachte die unter seiner Autorität 1818 zu Carlsr
mit officiellen Actenstücken herausgegebene Denkschrift über d
neuste Verfahren der römischen Curie gegen den Bi
thumsverweser von Wessemberg etc. an den Bundestag
Frankfurt. Noch ist diese Sache unentschieden, da die Gesand
der deutschen Fürsten in Rom bis jetzt keine Aussicht haben,
den Zweck ihrer Sendung, die Abschließung eines der deutschen Kir
wohlthätigen und zeitgemäßen Concordats mit dem Papste durch U
terhandlungen zu erreichen. Wessemberg hat inzwischen zur Freu
aller Guten seine amtliche Wirksamkeit fortgesetzt und zeichnet sich
der gegenwärtigen Versammlung der Stände des Großherzogthu
Baden unter den Mitgliedern der ersten Kammer durch Thätigk
und großherzige Denkungsart aus. Man besitzt von ihm auch ei

treffliche Geschichte des Volksschulwesens in Deutschland (die Elementarbildung des Volks rc. Zürich, 1814), bis jetzt das vorzüglichste Buch über diesen Gegenstand. E.

West (Benjamin), der berühmteste unter den jetzt lebenden englischen Mahlern, von Geburt ein Nordamerikaner und der religiösen Secte der Quäker zugethan. Er kam in seiner Jugend nach London, wo er große Unterstützung fand, und ging dann nach Italien, um dort die Werke großer Meister zu studiren. Als er von da zurückgekehrt war, erlangte er durch eine große Anzahl von Gemählden (z. B. Orest, Pylades, Angelika und Medor), deren mehrere durch Kupferstiche bekannt geworden sind, einen großen Ruhm. Der Stoff seiner Gemählde, so wie deren Ausführung, ist immer edel und ernst. An den frühern tadelte man Kälte und Mangel an mannigfaltigem Ausdruck; die spätern, von denen viele mit großem Glück Scenen aus der brittischen Geschichte behandeln, zu deren Darstellung er von dem König aufgefodert wurde, z. B. das durch den Kupferstich bekannte Gemählde den Tod des Generals Wolf vor Quebeck vorstellend, die Vorstellung der Schlachten von la Hogue und an dem Boyne (1780 gemahlt), sind voll Handlung und Wahrheit; aber das Colorit wird getadelt. Auch hat er viele biblische Gegenstände mit besonderer Liebe behandelt. Mehrere dieser Gemählde sind in der königl. Capelle zu Windsor, in der Capelle zu Greenwich und in St. Stephans Walbrook. Seine Gemählde werden in England sehr geschätzt, und sein Umgang von den Großen gesucht. Der König gab ihm einen Jahrgehalt von 1000 Pf. Sterling, und bezahlte ihm die Verzierung des Schlosses zu Windsor besonders, dessen Audienzzimmer er mit sechs Gemählden, welche sich auf die Geschichte Eduards III. beziehen, ausschmückte. Er war auch eine Zeit lang Präsident der königlichen Akademie, aber die Opposition brachte ihn durch fortdauernde Krittelei seiner Gemählde dahin, daß er sich 1805 von dieser Anstalt ganz zurückzog, seine Stelle niederlegte, und seit 1806 Privatausstellungen seiner Gemählde veranstaltete, welche ihm viel Ehre und Geld einbrachten. In diesem Jahre vollendete er auch Nelsons Tod. Zu seinen neuern Gemählden gehört: Christus, der den Gichtbrüchigen heilt (an das brittische Institut für 5000 Pfund verkauft) und sein schauerlich großes Bild: der Tod auf dem fahlen Pferde (nach der Offenbarung Johannis), welches die Menge zu sehen hinzuströmte, und worauf man ihm 10,000 Pf. geboten hatte. Ausführliches über diesen Künstler findet man in Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, 5r Band.

Westerreich oder Westreich (Austrasien), ehemaliges Königreich, dessen Hauptstadt Metz war. Es begriff alles Land zwischen der Schelde, Maas und dem Rhein, d. h. Brabant, Lüttich, Luxemburg, Lothringen, Eiffel, Trier u. s. w.

Westpunkt, s. Abendpunkt.

Wetstein, der Name einer in der Geschichte der Buchdruckerei und des Buchhandels berühmt gewordenen Familie. — Johann Heinrich Wetstein, geb. 1649 zu Basel, ließ sich in Amsterdam nieder und gründete dort ein Geschäft als Buchdrucker und Buchhändler, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben wußte und das nach seinem 1728 erfolgten Tode von seinen 2 Söhnen fortgesetzt wurde. Eine Menge der schätzbarsten Ausgaben alter Classiker in allen Formaten, die sich durch Gehalt, Correctheit und äußere Schönheit auszeichnen, ging aus seinen und seiner Söhne Pressen hervor.

Wetterableiter, s. Blitzableiter.

Wetterharfe, s. Aeolsharfe.

Wetterleuchten. Mit diesem Ausdrucke wird die bekannte feurige Lufterscheinung bezeichnet, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht, nicht blos am bewölkten, sondern auch öfters bei ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verschwindenden Schein erblickt. Gewöhnlich pflegt man von diesem Phänomen zu sagen, das Wetter kühle sich. Es hat mit dem St. Elmsfeuer oder den Wetterlichtern einerlei Ursprung, d. h. es brechen aus einer mit Electricität überladenen Luft oder aus solchen Wolken die electrischen Funken hervor. Da aber an dergleichen Stellen oder in so beschaffnen Wolken die electrische Materie höchst wahrscheinlich nicht in so großer und dichter Menge vorhanden ist, wie zu einem Blitz erfodert wird, so wird das Wetterleuchten auch niemals von einem Donner begleitet. Das Berührtwerden eines mit Electricität überladenen Lufttheils oder einer solchen Wolkenmasse von den im Luftkreise befindlichen unelectrischen Dünsten oder aufsteigenden Gasarten bringt höchst wahrscheinlich dieses Phänomen hervor, ungefähr auf dieselbe Art, wie wenn man im Finstern mit der Hand oder sonst mit einem Stückchen Holz über eine Menge zerschlagener feiner Zuckerstückchen in einem Kasten herfährt oder sie durch Umrühren an einander reibt. Dabei bricht überall an den berührten Zuckerstückchen ein hellleuchtender Schein hervor. Zu diesem Wetterleuchten in der Nähe und am heitern Himmel muß auch noch jener Widerschein oder das Leuchten der Blitze von entfernten Gewittern am tiefen Horizonte gerechnet werden. Jeder Naturbeobachter wird dies besonders bei solchen Gewittern bemerken, welche gegen Abend entstehen. Nachdem die starken Blitze und Donner vorüber, die Wetterwolken aber schon in einer beträchtlichen Entfernung vielleicht von fünf bis sechs und mehr Meilen weit weggezogen sind, sieht man oft noch fortwährend an dem Wolkenrande jener entfernten Dunstmassen bald kleinere, bald größere in verschiedenen Breiten und Längen sich ausdehnende Lichtscheine hervorzittern — und aufstrahlen, auf die aber kein Knall oder Donner gehört wird. Bei sonst stillen Nächten werden aufmerksame Beobachter dennoch einen sehr entfernten Donner murmeln hören, der dann gewöhnlich drei bis vier Meilen entfernt ist. Das Wetterleuchten läßt sich in einer Entfernung von mehr als zwanzig Meilen weit wahrnehmen. Dar.

Wetterprophezeihung, s. Witterungskunde.

Wetterstrahl, s. Blitz.

Wetzstein. Viele Steinarten von feinem Korn sind zum Wetzen und Schleifen von Messern und andern Schneidewerkzeugen tauglich, vornehmlich aber eine Schiefergattung von schiefrigem oder splittrigem Bruch, halbharter Substanz und grünlicher oder gelblich grauer Farbe, an den Rändern ein wenig durchscheinend. Diesen Wetzschiefer findet man auch in Deutschland, aber von vorzüglicher Feinheit liefert ihn die Levante. Größe, Form und Feinheit sind nach den Werkzeugen verschieden, die darauf geschliffen werden sollen.

Whisky, ein offener, sehr hoch gebauter Wagen. In Schottland auch der Name eines Getränks.

Widerstand. Um einen Körper in Bewegung zu setzen, wird eine auf ihn einwirkende bewegende Kraft erfodert. Die ihm solchergestalt mitgetheilte Bewegung setzt der Körper, gemäß seiner Trägheit, so lange unverändert fort, bis irgend ein äußerer Umstand sich der

ungestörten Wirkung jener bewegenden Kraft entgegenstellt, sie theilweise oder ganz aufhebt, und sie also einen Widerstand erfahren läßt. Dies ist die Bedeutung des Begriffs Widerstand in der Dynamik; alles, was die zur Veränderung des Zustandes angewendete Kraft vermindert oder aufhebt. D. N.

Widerstand der Mittel. Wenn man mittelst einer Vorrichtung unter der von Luft möglichst entleerten Glocke der Luftpumpe ein Papierblättchen und eine Bleikugel fallen läßt, so erreichen beide den Teller gleich schnell, wogegen in der Luft ein sehr großer Unterschied bemerklich ist. Dieser Unterschied rührt von dem Widerstand her, den die Luft dem fallenden Körper entgegensetzt, und den das schwerere Blei natürlich leichter überwindet. Einen ähnlichen Widerstand (Widerstand der Mittel) erfahren alle festen Körper, wenn sie sich in flüssigen Mitteln bewegen, indem sie die der Richtung ihrer Bewegung entgegenstehenden Theile derselben aus dem Wege treiben müssen. — Weitere Untersuchungen über diesen Umstand führen auf sehr merkwürdige Abweichungen, deren Gesetz seit Jahrhunderten die größten Geometer, jedoch ohne befriedigende Erfolge, beschäftigt hat. Newtons Behauptung, daß der Widerstand eines nämlichen Mittels dem Quadrate der Geschwindigkeit des darin bewegten Körpers proportional sey, trifft nur bei einem gewissen Maaße der Bewegung zu, wogegen namentlich sehr schnelle Bewegungen, z. B. abgeschossene Geschützkugeln, einen ganz unerwartet großen Widerstand erfahren. Man vergl. den Art. Ballistik. — Im weitesten Sinne gehört noch hieher das berühmte Problem von der Gestalt des Körpers, welcher solchergestalt bewegt den kleinsten Widerstand erfährt. (Solidum minimae resistentiae.) D. N.

Wied, die Grafschaft, liegt am Niederrheine und der Lahn, und gehört dem fürstlichen Hause Wied, das schon im 11ten Jahrhunderte blühte. Im 13ten Jahrhundert kam diese Grafschaft durch Heirath an das Haus Isenburg und von diesem 1664 an das Haus Runkel. Dietrich von Runkel, vermählt mit Anastasia, Gräfin von Isenburg, ist der Stifter dieses dritten Hauses, das Wied besitzt. Nach dem Tode Friedrichs des Aeltern (1698) theilte sich das Haus durch dessen Söhne in zwei Linien, die noch blühen. 1. Wiedrunkel, erhoben in den Fürstenstand 1791, besitzt die obere Grafschaft Wied an der Lahn (8 1/2 Quadratmeile mit 20,000 Einwohnern). Der Fürst Carl Ludwig (geboren 1763) residirt zu Dierdorff (Stadt im preußischen Regierungsbezirke Coblenz, Kreis Neuwied). Er hat über 60 000 Thlr. Einkünfte. Sein Bruder Friedrich ist kaiserlich österreichischer Feldmarschall-Lieutenant. 2. Wied-Neuwied, die jüngere Linie, erhoben in den Fürstenstand 1784, besitzt die untere Grafschaft Wied (3 Quadratmeilen, 12,000 Einwohner). Der Fürst August Carl (geb. 1779) residirt zu Neuwied, einer schön gebauten Stadt am Rhein (s. d. Art.) und hat 45,000 Thlr. Einkünfte. Beide Linien, die sich zur reformirten Kirche bekennen, verloren ihre Unmittelbarkeit durch den Rheinbund (12. Jul. 1806). Ihre Besitzungen liegen unter preußischer Hoheit, mit Ausnahme des Amtes Runkel, das unter nassauischer Hoheit steht. Ein Bruder des regierenden Fürsten von Neuwied ist Maximilian Prinz von Wied-Neuwied, berühmt durch seine naturhistorisch wichtige Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 17, welche in zwei Bänden 4. mit Karten u. Kupfern (von den besten Künstlern) 1819 zu Frankfurt a. M. erschienen ist. Der Prinz hat das Land längs der Ostküste von Bra-

silien (13 bis 23° S. B.) unter den größten Beschwerden und vie[illegible] Aufopferungen genau untersucht. Seine Beschreibung liefert [illegible] schätzbare Beiträge zur Völkerkunde.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, s. Restitutio in integrum.

Wiener Congreß, s. Congreß.

Wiener Friede (auch Paix de Schoenbrunn genannt) vo[m] 14. Oct. 1809. Der Krieg, den Oesterreich im April 1809 ohne Bu[n]desgenossen unternommen hatte, um den Rheinbund zu spreng[en,] war durch die Schlacht bei Wagram (s. d. Art.) und durch [den] Waffenstillstand von Znaim (s. d. Art.) geendigt. Napoleon h[ielt] die Hauptstadt besetzt. Kaiser Franz residirte in Comorn. Die [Un]terhandlungen nahmen zu Altenburg in Ungarn, zwischen Cham[pagny] und Metternich, bei dem sich noch der Graf Nugent befand, de[n] [...] August ihren Anfang. Die Landung der Engländer auf der [Insel] Walchern bewog Oesterreich zu zögern. Am Ende des Sept. verl[ießen] die Bevollmächtigten Altenburg; den 27. Sept. kam Prinz Jo[hann] von Lichtenstein mit Vollmachten nach Schönbrunn, wo Nap[oleon] war, und den 14. Oct. ward der Friede abgeschlossen. Oesterr[eich] trat ab: 1) Salzburg, das Innviertel und fast die Hälfte des H[aus]ruckviertels, die Napoleon Bayern zutheilte; 2) Görz, das österre[ichi]sche Friaul, Triest, Krain, den Villacher Kreis von Kärnthen, [Cro]atien, am rechten Saauufer, und Dalmatien, aus welchen Nap[oleon] das Generalgouvernement Illyrien bildete; 3) die Herrschaft Rä[züns] in Graubünden; 4) an den König von Sachsen: einige böhmische [En]claven in der Oberlausitz; 5) an das Herzogthum Warschau: [West]galizien mit Cracau und Zamosc und die Gemeinschaft an den [Sa]linen von Wieliczka; 6) an Rußland: das östlichste Stück von [Ost]galizien mit 400,000 Seelen. Ferner bestätigte der Friede die [von] Napoleon den 24. April zu Regensburg verfügte Aufhebung des [deut]schen Ordens in den Rheinbundesstaaten, wodurch Mergenth[eim,] das dem Erzherzog Anton als Deutschmeister gehörte, an Würtemb[erg] kam. Oesterreich verlor durch den Wiener Frieden seine südliche [und] westliche Militärgränze, 2151 Quadratmeilen mit 3,505,000 Ein[woh]nern und seine Seehäfen; doch ward ihm Aus- und Einfuhr in F[iume] gestattet. Es mußte Napoleons Einrichtungen in Spanien, Portu[gal] und Italien (hier hatte Napoleon durch ein Decret von Schönbr[unn] den 17. Mai 1809 den Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt) [aner]kennen, und dem Prohibitivsystem gegen England beitreten. [Die] österreichische Monarchie bestand jetzt nur noch aus 9353 Quad[rat]meilen mit 20,738,000 Einwohner. Dieser Friede dauerte bi[s] 17. August 1813. K.

Wiese, ein blos zum Gras- und Heubau bestimmtes E[rd]land. Man unterscheidet natürliche und künstliche Wiesen. Er[stere] sind seit langen Jahren bestehende natürliche Grasplätze, letzteres [mit] Futterkräutern, besonders perennirenden, bebaute Felder. Nach [der] Benutzung unterscheidet man ein-, zwei- und dreischürige Wi[esen,] je nachdem sie ein-, zwei- oder dreimal jährlich gemäht werden. [Hoch] gelegene und trockene Wiesen muß man wässern; niedrige, feuchte [und] deßhalb viel saure Pflanzen erzeugende müssen durch Abzugsgr[äben] trockener und süßer gemacht werden. Außerdem ist es sehr nütz[lich,] die Wiesen alle zwei oder drei Jahre mit Düngesalz, Gyps, K[alk,] Asche, Schlamm und anderer Düngung zu bestreuen. Von vor[züg]lichem Nutzen ist die Asche, die man bei moosigen Wiesen mit [...] mengt.

Wilhelm III., **Erbstatthalter von Holland und König von England** durch die Theorie des Staatsvertrags, und Ludwigs XIV. größter Gegner durch die von ihm in die europäische Staatskunst eingeführte Idee des politischen Gleichgewichts, wurde nach dem Tode seines Vaters Wilhelm II. von Nassau, Prinzen von Oranien, den 14. Oct. 1650 geboren. Seine Mutter war Henriette Maria Stuart, Tochter des unglücklichen Carls I. Bei glücklichen Anlagen von dem berühmten Witt vortrefflich erzogen, gewann Prinz Wilhelm die Liebe des Volks, das ihn 1672, als Ludwig XIV. die Republik mit seinen Heeren überziehen wollte, zum General-Capitän der Union ernannte, und ihm die, vier Jahre vorher aufgehobene, Statthalterschaft übertrug. Entschlossen für die Vertheidigung des Vaterlandes in der letzten Schanze zu sterben, ließ er die Dämme durchstechen, täuschte durch eine geschickte Bewegung des Heeres die französischen Feldherrn, vereinigte sich mit der kaiserlichen Armee und zwang die Franzosen sich zurückzuziehen. Nun erhob sich die Partei des Hauses Oranien, und die Staaten von Holland, denen noch vier Provinzen sich anschloßen, erklärten (den 2. Febr. 1674) die Statthalterschaft in dem Hause Oranien für erblich. Zwar verlor Wilhelm die Schlacht bei Senef, 1674, und die bei St. Omer im Jahr 1677; allein er wußte dessen ungeachtet den Feind aufzuhalten, und durch seine Staatskunst das Reich, Spanien und Brandenburg mit Holland so zu verbinden, daß der Friede schon 1678 zu Nimwegen zu Stande kam; doch gelang es ihm, der in die Ferne sah, nicht, den Abschluß von Separatverträgen zu verhindern. Wilhelms ganze Politik war gegen Ludwig XIV. gerichtet, den er auch persönlich haßte. Wie einst der erste Oranier Philipp dem II. gegenüberstand, so jetzt Wilhelm III. Ludwig dem XIV. Um die Herrschsucht des Monarchen in Schranken zu halten, stiftete er die Ligue von Augsburg (29. Juli 1686) zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland, wozu noch Dänemark und einige deutsche Fürsten traten. Vielleicht wollte er dadurch auch seine geheimen Plane in Ansehung Englands sicher stellen. Seine Gemahlin Maria Stuart (verm. seit 1677) war nämlich Jacobs II. von England Tochter und die Thronerbin. Unerwartet kam Jacobs zweite Gemahlin (1588, 10. Jun.) mit einem Prinzen nieder. Nun befürchtete der größte Theil des Parlaments und der Nation von dem bigotten Jacob die Einführung der catholischen Religion und den Umsturz der Verfassung. Auch behauptete das Gerücht, der Prinz sey untergeschoben. Also vereinigten sich in England die Episcopalen und Presbyterianer, um, von Holland unterstützt, der Maria die Thronfolge zu erhalten. Wilhelm insbesondere sah voraus, daß England durch seines Schwiegervaters Politik immer enger mit Frankreich sich verbinden würde; er schloß sich daher an die große Mehrheit der brittischen Nation an, und der Rathspensionär Fagel bewog die Generalstaaten, ihn zur Rettung der brittischen Freiheit und der protestantischen Religion mit Schiffen und Truppen zu unterstützen. So landete Wilhelm plötzlich mit einer — angeblich gegen Frankreich ausgerüsteten — Flotte von 500 Segeln, und mit 14,000 M. Truppen zu Torbay den 5. Nov. 1688. Sofort erklärte sich ein großer Theil des Adels für ihn; mit dem Adel gingen Jacobs Truppen nach und nach zu ihm über; dasselbe that Lord Churchil, nachmals Marlborough, und diesem folgte selbst Jacobs zweite Tochter Anna mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark. Des verlassenen Königs Vorschläge wurden nicht ange-

nommen, er entfloh daher mit seiner Familie im December nach Frankreich, worauf Wilhelm in London seinen Einzug hielt. Er ließ jetzt auf den Rath der Pairs von beiden Parlamentskammern einen National-Convent berufen, um über den Zustand von England zu berathschlagen. Diese Versammlung erklärte, Jacob II. habe den Grundvertrag zwischen dem König und seinem Volke gebrochen, dadurch sey der Thron erledigt. Hierauf ward von ihr den 13. Febr. 1689 Maria zur Königin und Wilhelm ihr Gemahl, der inzwischen zur englischen Kirche sich bekannt hatte, zum König ernannt; doch sollte letzterer allein die Verwaltung führen. Zugleich bestimmte ein Gesetz (die Declaration oder Bill of rights, oder die deutlichere Festsetzung der alten unbestreitbaren Volksrechte) die Gränzen der königlichen Gewalt, und die Thronfolge; späterhin auch die Civilliste. Dies nennt man die Revolution von 1688. Schottland folgte Englands Beispiel; nur in Irland, wohin Ludwig XIV. Jacob II. mit einem Heere sandte, kämpfte die Mehrzahl der Catholiken für den abgesetzten legitimen König. Aber der Sieg, den Wilhelm (1. Juli 1690) am Boynefluß über Jacobs Heer, und ein zweiter, den sein General Ginkel (13. Juli 1691) bei Aghrim erkämpfte, so wie die Milde, mit welcher Wilhelm die besiegte Partei behandelte, gaben ihm auch die Krone von Irland. Wilhelm ward in jener Schlacht verwundet; allein er ließ sich an der Spitze seiner Truppen verbinden, und focht zu Pferde, bis die Schlacht gewonnen war. In dem Kriege auf dem festen Lande war er weniger glücklich. Bei Steenkerken entriß ihm 1692 der Marschall von Luxemburg den Sieg; derselbe schlug ihn 1693 bei Neerwinden; allein immer wußte Wilhelm durch geschickte Rückzüge und Märsche den Franzosen die Früchte ihrer Siege wieder zu entreissen. Er nahm sogar, im Angesichte der stärkern feindlichen Armee, Namur 1695. Endlich mußte ihn Ludwig im Frieden zu Ryswick 1697 als König von England anerkennen. Damals drang das Parlament auf die Entlassung fast der ganzen Armee, weil ein stehendes Heer ihm mit der Sicherheit der Landes-Constitution unverträglich schien. Bald darauf wurde das Testament Carls II. von Spanien, der Ludwigs XIV. Enkel zum Erben seiner Monarchie eingesetzt hatte, die Wilhelm zu Gunsten Oesterreichs, des Gleichgewichts wegen getheilt wissen wollte, die Veranlassung, daß Wilhelm, da er nicht zugeben konnte, daß Belgien von Frankreichs Politik abhängig würde, in der großen Allianz zu Haag (den 7. Septbr. 1701) ganz Europa gegen Ludwig XIV. bewaffnete. Er hatte sich deßhalb bereits Ende Juni 1701 nach Holland begeben. Ungeachtet er schon damals den Tod in seiner Brust fühlte und nicht laut mehr sprechen konnte, bereitete er dennoch, umgeben von Staatsmännern und Generalen, mit seinem gewöhnlichen Scharfblick alles vor zur Eröffnung des Feldzugs. Da nun überdies noch Ludwig XIV., nach Jacobs II. Tode, dessen Sohn Jacob III. als König von England ausrufen ließ, so ward es Wilhelm III. leicht, das dadurch beleidigte Parlament zu bewegen, daß England der Allianz mit Holland, dem Kaiser, Dänemark und Schweden beitrat, und die Ausrüstung von 40,000 Soldaten nebst 4000 Matrosen bewilligte. Mitten unter diesen Entwürfen brach Wilhelm bei einem Falle mit dem Pferde das Schlüsselbein; statt sich ruhig zu verhalten, setzte er sich, um die Geschäfte an Ort und Stelle zu leiten, in einen Wagen; der Verband ging los, und er starb an den Folgen jenes Unfalls (den 16. März 1702) in einem Alter von 52 Jahren. (Seine Gemahlin Maria war schon 1695 kinderlos gestor-

n.) Mit ihm erlosch die Erbstatthalterwürde der fünf Provinzen;
d die oranische Erbschaft wurde zwischen Preußen und Wilhelms
chstem Vetter und Testamentserben, dem Fürsten von Nassau-Dietz,
bstatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen, Joh.
ilhelm Friso, von welchem der jetzige König der Niederlande ab-
mmt, getheilt. — England dankt dem staatsklugen Wilhelm III.
ne Nationalbank (1694), die Grundlage seines Credits, durch die
ndirung der Zinsen ohne die Verpflichtung zur Rückzahlung des
jeden Dritten transportabeln Capitals, so wie seine Preßfreiheit
594), und die Stiftung der neuen ostindischen Compagnie (1698);
s Haus Hannover dankt ihm seine Erhebung auf den englischen
ron (durch die Acte vom 12. Juni 1701). Gleichwohl hat ihm
Nation kein Denkmal errichtet. Er mißfiel den Britten wegen
nes stolzen, strengen und phlegmatischen Aeußern, unter welchem er
ihm- und Herrschsucht verbarg. Aus Verdruß über jene Abnei-
ng, die durch den Einfluß der Torys so weit ging, daß er seine
ländische Garde und die von ihm in Sold genommenen Regimen-
von französischen Flüchtlingen abdanken mußte, wollte er die Re-
rung niederlegen, wovon ihn seine Minister und Freunde nur mit
ühe zurückhielten. Das System der brittischen Continentalpolitik —
e Folge der Handelseifersucht und der Rivalität mit Frankreich —
rd durch Wilhelm zuerst begründet, damit aber auch das Subsi-
n- und Anleihesystem und die Nationalschuld. Um die Stimmen-
hrheit im Parlamente zu erhalten, bediente er sich wohl auch der
stechung. Uebrigens regierte er constitutionell im Sinne der Frei-
it und des toleranten Protestantismus; so wie dem wahren — von
n Stuarts bisher ganz aus den Augen gesetzten — Nationalinter-
e gemäß; daher waren die Whigs jetzt die Ministerialpartei, und
s brittische Unterhaus erhielt seitdem seine politische Bedeutung.
ch in den Niederlanden bildete Wilhelm III. eine Schule großer
taatsmänner, wie Fagel und Heinsius waren. Mit Staats- und
iegsgeschäften überhäuft, hatte er weder Muße noch Neigung zur
teratur und Kunst. Im Gespräch ernst, kalt und durch sein hol-
ndisches Phlegma zurückstoßend, wußte er die Herzen nicht zu ge-
nnen; allein im Handeln war er mit einem durchdringenden Blicke,
sch und thätig, in der Gefahr unerschrocken, bei Hindernissen un-
weglich, im Kriege tapfer ohne Ruhmredigkeit; bei einem schwäch-
hen Körper scheute er keine Beschwerde, auch wenn sie über seine
äfte ging. Dadurch erwarb er sich die Achtung und die Bewun-
rung aller Männer von Verstand. So sehr er den Ruhm liebte,
sehr haßte er Schmeichelei und Prunk. Er besaß kriegerischen
rgeiz und Sinn für Größe, kannte aber weder die Freuden der
rrschaft, noch die der Humanität. Man hat von diesem König
ch keine seiner würdige Biographie. Vergl. d. Art. Jacob I.,
ngland und Marlborough. K.

Wille. Der Wille wird dem Verstand entgegengesetzt, und be-
chnet die Selbstthätigkeit des Begehrens und der Einwirkung in
r Sinnenwelt. Diese Selbstthätigkeit des Begehrens besteht darin,
ß der Mensch zu einem vorgestellten Zwecke durch bestimmte Mittel
ebt, mithin eine Wahl hier eintritt, von welcher das Vermögen
n Namen hat. Der Wille ist sonach das nach Zweckbegriffen be-
mmte Begehren. Allein in dieser Bedeutung ist der Wille ganz
eichbedeutend mit Willkühr, d. h. dem durch Naturnothwendig-
it nicht unmittelbar bestimmten Bestrebungsvermögen, und

geht auf das, was für nützlich und schädlich gehalten wird. Bei dem willkührlichen Begehren oder Willen in diesem Sinne wirkt der Trieb mittelbar, d. h. der Mensch begehrt das Angenehme, und strebt das Unangenehme zu vermeiden, durch gewisse hiezu führende vorgestellte Mittel. So unterscheidet sich die menschliche Willkühr von der thierischen (arbitrium brutum), welche da vorkommt, wo der blinde Trieb nicht zwingend einwirkt. Wille dagegen im engern Sinne oder moralisches Begehrungsvermögen ist das Vermögen, das Vernünftige oder an sich Gute zu bestreben; ein Vermögen, das dem Thiere nicht zukommt. Der Wille setzt Freiheit voraus; der Mensch kann das Gute unterlassen und dem Triebe folgen; dann ist der Wille nicht wirksam. Die Willensfreiheit besteht also darin, daß sich der Mensch nach einem Gesetz seines Handelns unabhängig von der Naturnothwendigkeit bestimmen kann, und die Gesetze des Handelns, welche die praktische Vernunft vorschreibt, heißen daher auch Willensgesetze oder Freiheitsgesetze (s. Freiheit). Diese Gesetze sind der wahre Wille der Menschheit und damit zugleich der Gottheit. Wir nennen aber den Willen rein, der lediglich auf das Gute gerichtet ist; in so fern der Mensch jedoch zugleich sinnliches Wesen ist und bleibt, wird auch sein Wille immer noch ein pathologischer, d. h. nicht allem Einfluß sinnlicher Antriebe entzogen, und nur der Gottheit schreiben wir den reinen Willen zu. T.

Windbüchse, das bekannte Schießgewehr, aus dessen Lauf die Kugel durch die Gewalt comprimirter Luft, welche bei Oeffnung eines Ventils hervorbricht, getrieben wird, und welches von verschiedener Einrichtung seyn kann.

Windharfe, s. Aeolsharfe.

Windischgrätz. Werland, Herr zu Grätz im Lande der Wenden, oder Wendischgrätz, der am Ende des 11ten Jahrhunderts lebte, ist der Stifter dieses Hauses, das mit der Erbland-Stallmeisterwürde von Steyermark beliehen ist. Es theilt sich in zwei Linien. Die ältere, die Ruprechtsche, erlangte im Jahr 1804 die reichsfürstliche Würde, indem ihre Herrschaft Eglofs (11/4 Quadratmeile mit 1500 Einwohnern) nebst der Herrschaft Siggen, die in Schwaben von den vorarlbergischen Herrschaften umgeben liegen, zu einer Reichsgrafschaft mit dem Namen Windischgrätz erhoben wurde. Dieses Ländchen wurde 1806 mediatisirt, und steht jetzt unter würtembergischer Hoheit. Die Familie ist catholisch. Der Fürst Alfred, Freiherr zu Waldstein und im Thal, geb. 1787, commandirt als Oberst das kaiserl. königl. Kürassierregiment Großfürst Constantin. Das Haus besitzt noch mehrere Herrschaften in Oesterreich und Steyermark, z. B. Tachau u. a. Auch hat es mit der jüngern, der gräflich Sigismund'schen Linie, gemeinschaftlich das Oberst-Erbland-Stallmeisteramt in Steyermark und die Magnatenwürde in Ungarn.

Windkugel, Aeolipile, ein kugelförmiges Gefäß von Metall mit einer Röhre von enger Oeffnung, in welchem man etwas Wasser bis zum Sieden erhitzt, dessen Dampf dann mit einem lebhaften Zischen aus dem Schnabel dringt. Die ältere Physik wollte durch dieses Experiment die Entstehung der Winde erklären, ohne jedoch mit dieser Erklärung viel Glück zu machen, da in der Natur ein gleich hoher Temperaturgrad nicht eintritt. (Vergl. Wind.)

Windmesser, s. Anemoskop.

Windsor, ein bekanntes königl. Schloß, auf einer Anhöhe bei dem Städtchen Windsor, an dem südlichen Ufer der Themse, in der

englischen Shire oder Grafschaft Berk. Eine steinerne Brücke führt über die Themse zu dem am andern Ufer liegenden Dorfe Eaton, berühmt wegen seiner lateinischen Schule für 4 bis 500 Eleven. Die Stadt Windsor ist klein, und bietet keine Merkwürdigkeiten dar. Blos das Schloß zieht die Reisenden dahin. Wilhelm der Eroberer erbaute dasselbe kurze Zeit nachher, als er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Später erwählte Eduard I. es zu seinem Lieblingsaufenthalte, und Eduard III., welcher hier geboren wurde, baute es nach einem neuen Plane prächtiger. Auch Carl II. wendete viel auf die Verschönerung von Windsor, und seit seiner Zeit blieb es der Lieblingsaufenthalt der Könige von England, und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Das Schloß, von einem ehrwürdigen, alterthümlichen Ansehen, hat zwei Höfe, welche durch den sogenannten runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt werden. An der Nordseite des obern Hofes befinden sich die Staats- und Audienzzimmer, an der Ostseite die Apartements der Prinzen, und gegen Süden die der vornehmsten Kronofficianten. Der untere Hof ist wegen der St. Georgencapelle merkwürdig, worin früher der letzt verstorbene König alle Morgen in den Wochentagen seine Andacht hielt. Die verschiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Mahlereien, bald von höherem, bald von geringerem Werthe. An allen ist die Wirkung der Zeit sichtbar. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der 108 Fuß lange St. Georgs Saal, der zum Speisesaal für die Ritter des Hosenbandordens bei feierlichen Gelegenheiten bestimmt ist. Er ist mit Frescomahlereien von Verrio verziert, welche die ganze Länge des Saales einnehmen, und Scenen aus der brittischen Geschichte darstellen. Am Ende desselben steht der königliche Thron, über diesem sieht man das St. Georgenkreuz in einer Glorie umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten Ueberschrift: Honny soit qui mal y pense. In einem Zimmer, nicht weit von diesem Saale, liegt auf einem Tische die in Weiß und Gold gestickte Fahne, welche der jedesmalige Herzog von Marlborough jährlich am zweiten August, dem Tage der Schlacht von Blenheim, nach Windsor bringen und dort niederlegen lassen muß, widrigenfalls er sein Recht auf Blenheim verliert. So lange Mitglieder der königlichen Familie im Schlosse von Windsor anwesend sind, weht von dem Thurme die große englische Flagge, die man schon in weiter Entfernung von dem Schlosse erblickt. Der schönste Punkt von Windsor-Castle ist die große, in ihrer Art einzige, Terrasse. Sie erstreckt sich längs der östlichen und eines Theiles der nördlichen Seite des Schlosses, ist 1870 Fuß lang, und von verhältnißmäßiger Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine der reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannigfaltigen Landhäuser, Dörfer und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windsor und die in der Nähe liegenden Gärten, ist über alle Beschreibung schön und reizend. Nicht im eigentlichen Schlosse von Windsor wohnt die königliche Familie, sondern in einem modernen Gebäude, welches der südlichen Terrasse gegenüber liegt. Hinter diesem Gebäude dehnt sich ein wohlangelegter Garten aus, worin sich ein zweites Gebäude befindet, welches die Prinzessinnen bewohnen.

Wippenmühle, eine besondere Art holländischer Windmühlen. Die ganze Mühle ist nur so hoch, daß eben die Flügel über den Boden wegschlagen, übrigens ist das Untergebäude sehr breit und trägt ein pyramidalisches Dach.

Wirbel (Cartesianische), s. Descartes.

Wirbelwind, s. Wind.

Wirkung, jede durch eine Ursache (in der Physik durch eine körperliche) hervorgebrachte Veränderung, oder das Streben nach einer solchen Veränderung. Jeder Wirkung muß eine Ursache entsprechen (Cessante causa, cessat effectus), und der Größe der Wirkung muß die Größe der zu ihrer Hervorbringung angewandten Kraft proportional seyn. Diese Sätze dringen sich dem Verstande auf; wogegen über das, was man unter Größe der Kraft zu verstehen habe, ein müßiger Streit geführt worden ist. D. N.

Wispel, ein Getraidemaaß, welches 2 Malter oder 24 Scheffel hält.

Wissenschaft, im Allgemeinen jede erweiterte und deutliche Kenntniß. Im engern Sinne aber bezeichnen wir mit Wissenschaft einen systematisch zu einem Ganzen verbundenen Inbegriff von Kenntnissen, im Gegensatze eines bloßen Aggregats derselben. Einem solchen Ganzen, in welchem das Einzelne als nothwendiges Glied erscheint, ist Einheit der Idee nothwendig. Es muß ein Grundsatz da seyn, nach welchem die Materie der Wissenschaft, die einzelnen hergehörigen Erkenntnisse, zur Einheit des Ganzen verbunden sind. Alle andern Grundsätze, die in einer Wissenschaft vorkommen, müssen von diesem Hauptgrundsatze abgeleitet und ihm untergeordnet seyn. (Vergl. d. Art. Encyklopädie der Wissenschaften.)

Witgenstein, s. Sayn.

Witterung, s. Wetter.

Witterungskunde. Die Witterungskunde oder Meteorologie beschäftigt sich vorzüglich mit Aufsuchung der bestimmten und festen Regeln und Grundsätze, wornach Witterungs- und Wettererscheinungen in dem Dunst- oder Luftkreise erfolgen müssen. Dazu gehört die Kenntniß 1. aller Luftarten und ihrer Verwandtschaften; 2. des äußeren Baues der Erdflächen, besonders der Gebirgs- und Höhenzüge, des Abflusses aller Ströme und Flüsse, der großen Landseen, Waldungen und umgebenden Meere; 3. der Abdachung der Länder in Niederungen und des Abhanges des ganzen Landes vom Aequator nach den Polen; 4. des täglichen spiral- und des jährlichen kreisförmigen Umlaufs des Erdballs; 5. der wechselseitigen Ab- und Zuströmungen der Zonalwärme und Kälte; 6. der vom Lande angezogenen Abdunstungen der Weltmeere und der mit ihnen verbundenen großen Seen; 7. der täglichen Luftströme aus den Gebirgsschluchten beim Umschwung des Erdballs; 8. der Luftbewegungen oder Winde durch die mannichfaltigen Schattenseiten der Gebirge, einzelnen Berge, Waldken, der Nachtseite des Erdballs und anderer Erhöhungen; 9. der Störungen des Gleichgewichts der Luft durch electrische Explosionen und andere feurige Lufterscheinungen; der Schnee- und Eislagen auf hohen Bergen und Gebirgen unter der Schneelinie und andere Gegenstände mehr. Alle diese concurrirenden oder vielseitig mitwirkenden Ursachen enthalten die bestimmten und hinreichenden Gründe zur Erscheinung der täglichen Witterung oder des Wetters. Aus den Schriften der alten Griechen und Römer sind die Irrwege bekannt, auf welche damals die poetischen und prosaischen Naturforscher gerathen sind, und in dem Mittelalter war die Witterungskunde sogar ein Theil der Astrologie oder Sterndeuterei, wovon noch jetzt Anzeigen des Wetters in den Calendern mit Aberglauben die Ueberreste jener Finsterniß des menschlichen Geistes sind, deren Beibehaltung und Fortsetzung als ein Maaßstab der Kindheit des größeren Publikums in diesem Theile der

Naturkenntniß angesehen werden kann. Sogar noch zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erklärte Theophrastus Paracelsus (in seinen Werken von den Meteoren) die Nebensonnen für messingene von den Luftgeistern fabricirte Becken, und die Sternschnuppen für die Excremente der Gestirne, welche aus der Verdauung ihrer astralischen Speisen entstünden. Bei diesen astrologischen Thorheiten, die man zur Erklärung meteorologischer Erscheinungen anwendete, abstrahirten sich Bauern, alte Frauen und Landwirthe noch andere Witterungs- und Wetterregeln, die man aus dem Verhalten mancher Thiere und den Veränderungen der Pflanzen hernahm. Größtentheils waren diese Regeln nur für ein nahe bevorstehendes oder Localwetter auf einen oder zwei Tage in einem gewissen Orte anwendbar; jedoch fand man auch verschiedene Erfahrungssätze, welche ganze Jahreszeiten voraus anzuzeigen vermochten. Z. B. ein schöner Herbst bringt einen windigen Winter. Wenn die Zugvögel in großen Heerden und zeitig kommen, so wird es früh und ein strenger Vorwinter. Wenn Schwalben niedrig und Bienen nicht weit von dem Bienenstocke wegfliegen, so kommt Regen u. s. w. Diese sogenannten Haus- oder Bauerregeln wurden bei den fortgesetzten Beobachtungen der Landwirthe, Hausväter und Naturforscher nach und nach vermehrt und daraus entstanden große Sammlungen solcher Regeln. Auch hierin zeigte sich bald eine gewisse Unzuverlässigkeit, wodurch auch diese Hausregeln an Glaubwürdigkeit, wenigstens für die Voraussicht auf mehrere Monate verloren. Das erneuerte Studium der Physik, welches besonders in Deutschland vor der Mitte des 30jährigen Krieges und nach dem westphälischen Frieden begann, bekam seit Erfindung der Luftpumpe, der Barometer, Thermometer und anderer meteoroskopischer Instrumente, sehr bald eine andere Richtung. Wenigstens trugen sie zu besseren Begriffen vom Luftkreise bei. Jetzt glaubte man jedoch das wahre Wetter- und Witterungsorakel gefunden zu haben. Man sah jene neuerfundenen Werkzeuge für die sichersten und untrüglichsten Verkündiger der Wetterveränderungen an. Jeder Besitzer eines solchen Wetterglases, denn so nannte man die Luftschwermesser (Barometer), wollte an dessen hohem oder tiefem Stande des Quecksilbers den Zustand des Luftkreises blos aus dessen Dichte und Federkraft erkennen. Ueber die Ursachen des Steigens und Fallens der Barometer, so wie über den Zusammenhang der Witterung mit der Dichte der Luft entstand eine große Anzahl von unzureichenden Hypothesen, und dies veranlaßte die Erfindung von einer größern Menge ähnlicher Meßinstrumente. Aber man ist bei ihrer vielfältigen Vermehrung und allen Verbesserungen in der Witterungskunde um nichts weiter gekommen, so viel man sich auch selbst noch in unsern Tagen damit beschäftigt hat. Welche Vortheile werden oder sollen unsere Nachkommen auch davon haben? Etwa den Cyclus von neunzehn, oder einer andern beliebigen Anzahl von Jahren, nach deren Ablauf dieselbe Witterung wiederkehrt? — Innerhalb eines Jahrhunderts wird es unstreitig mehrere Jahre geben, die nach Beschaffenheit ihres Witterungs-Charakters, sowohl in Rücksicht auf die Winter- als Sommermonate, einander ähnlich seyn mögen. Wo findet man aber wohl bei Vergleichung homogener Gegenstände nicht Aehnlichkeiten heraus? Menschengestalten — Gesichter — und Charaktere, Thiere und Pflanzen, Fossilien und Tage-Gegenden und Gedanken sehen oft einander so vollkommen ähnlich wie Zwillingsgeschwister und sind dennoch verschieden und einander fremd, wie dies schon Leibnitz gelehrt hat. Alle diese Instrumentalbemühungen

und Beobachtungen, wohin auch die der pfalz-bayerischen meteoro-
gischen Gesellschaft und der Beitrag zur Witterungskunde des v
dienstvollen Dr. Schön zu Würzburg gehören, dürften daher wohl
keinen befriedigenden Resultaten im Allgemeinen führen. Daß sich
doch einst, wenn diese allgemeinen und besondern, oder Zonal-
climatischen Gesetze für die Witterung und deren Voraussicht au
funden seyn werden, ein nicht unbeträchtlicher Nutzen für die Loc
witterung davon erwarten läßt, wird Niemand in Abrede st
Sobald nur einige scheinbare Ideen durch die vielfältigen Instrum
aufgeregt waren, da entstand auch eine fast unzählbare Menge
Wagesätzen über Wetter und Witterungen, deren Geschichte der
Richard (l'Histoire naturelle de l'air et des météores, à P
VII. T. 1770; kam deutsch zu Frankfurt 1773 in 8. heraus) aufz
Der gelehrte Cartesius bemühte sich im siebzehnten Jahrhunderte,
Lufterscheinungen mechanisch, Stahl chemisch, de Luc physisch
Toaldo selenisch, d. h. durch den Einfluß des Mondes, zu erklä
Vor hundert Jahren, 1724, gab der Pater Cotte zu Paris zuerst
Lehrbuch der Meteorologie heraus, das auch seine großen Mä
hatte. So schätzenswerthe scharfsinnige Bemerkungen und Erklä
gen man in demselben, so wie in den Schriften der Herrn v. S
sure, de Luc, Horrebow zu Copenhagen, und in den Werken fra
sischer und englischer Gelehrten (s. Mémoires de l'académie
sciences und Philosophical Transactions) über meteorologische
genstände findet, so läßt sich doch das Unsichere und Schwanken
diesem Theile des menschlichen Wissens auch darin nicht verke
Eben so schränken sich die mühsamen Untersuchungen eines Lam
Mayer und Gatterer mehr auf climatische und Localwitterung ein
verfehlen den Ueberblick des Ganzen. Die Witterungskunde kann
her nie größere Fortschritte machen, so lange man noch auf den
Landstraßen, den Beschäftigungen mit Localwettererscheinungen,
Beobachtungen der Barometer- und Thermometerstände, fortwa
Wer kann sich beim Anblick eines Stückchens Mauerwand oder
putzes aus den Kammern von Herculanum und Pompeji einen Be
von der Bauart der alten Römer machen? Eben so wenig wird
von einzelnen Veränderungen, welche die meteoroskopischen Werkz
in einer mehr oder weniger eingeschränkten Gegend, von dem über
befindlichen Luftkreiszustande anzeigen, auf die Witterung im A
meinen einen richtigen Schluß machen können. Es verdient daher
wiß dieser Theil der Naturkenntniß eine allgemeine Revision und
Bemühungen sachkundiger und wahrheitliebender Männer eine
gere Bahn nach festern Grund- und Erfahrungssätzen zu ben
Die Erfahrung hat leider nur zu deutlich bewiesen, daß wir auf
bisher gelehrten Schnörkelwege zu dieser wichtigen Naturkenntniß
der gekommen sind, noch gelangen werden. Welchen unübersehb
großen Nutzen würde aber eine sichere und zuverlässigere W
terungskunde für die Landwirthschaft und das menschliche L
überhaupt gewähren! Dahin kann uns aber nur die Erforschung
hiezu erfoderlichen allgemeinen Naturgesetze und ihrer Modal
führen. Sobald wir diese Haupt- und Grundursachen aller Er
nungen der Veränderungen in unserm Dunstkreise genauer ken
dann wird und muß sich auch die Witterung als eine nothwe
ge Folge jener Prämissen vorher bestimmen lassen. Eine systema
Witterungskunde erfodert Gewißheit, Gründlichkeit und Deutlic
Beim Aufbau einer solchen Lehre muß man außer den oben b

angeführten Sätzen Folgendes berücksichtigen. Alle Witterungserscheinungen müssen in dreierlei Hauptklassen eingetheilt werden, nämlich in allgemeine oder Zonal-, besondere oder climatische und in die besonderste oder Localwitterung. Durch die erstere wird der Charakter der Witterung eines ganzen Erdtheils oder Landes unter einerlei Breite und Länge bestimmt; die andere zeigt die Abänderungen dieser Witterung nach den eigenthümlichen Beschaffenheiten und nach der Lage einzelner Gegenden oder Provinzen an; und die dritte beschäftigt sich mit dem Wetterwechsel in einzelnen Oertern. In Berücksichtigung dieser Eintheilung kommt es auf den Ueberblick des Ganzen der dreierlei Erdgürtel, auf die Kenntniß der Beschaffenheit des Baues einzelner Gegenden und dann auf die Lage und Umgebungen besonderer Oerter und die bisher in denselben gemachten Erfahrungen in Absicht des Wetterwechsels an. Die Hauptursache aller Witterung liegt in dem jährlichen Fluge des Erdballs um die Sonne, und in der unablässigen Ab- und Zuneigung eines oder des andern Theils seiner Oberfläche von und zu ihr, wodurch der Stand der letztern in jedem Augenblick bestimmt, und die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die ihnen entgegenstehenden Körper mehr oder weniger befördert werden muß. Nach der individuellen Lage und Beschaffenheit eines Landes wird nun durch dieses fortwährende Ab- und Zuwenden des Erdballs von und zu der Sonne bald eine größere, bald eine geringere Menge Wärmestoff aus dem letztern entwickelt, und dadurch die Luft verdünnt. Durch die spiralförmige rollende Bewegung des Erdballs um die Sonne fällt in jedem Momente eine neue Lichttangente auf seine Oberfläche, und diese ewigen Auf- und Niedergänge der Sonne, die in jedem Augenblicke über irgend einem Halbkreise des Erdballs Statt finden, verursachen eine fortwährende Luftverdünnung und Verdichtung jener in den höhern, dieser in den niedern Regionen der Atmosphäre. Dadurch entsteht eine beständige Luftströmung aus der Schattenseite des Erdkörpers selbst und aller auf ihm befindlichen Erhöhungen. Diese Zuströmung der dichtern in die verdünntere, oder der kälteren in die wärmere Luft erzeugt die meisten Winde und Dünste. Mit den Grundstoffen des Wasser- und Sauerstoffgases entweicht der Wärmestoff aus der Oberfläche aller Körper, und bildet Dünste, die in den höhern Luftregionen Wolken, in den niedern aber Nebel genannt werden. Je ausgebreiteter die Wolkenmasse nach allen Richtungen über die unter ihr liegenden Länder ist, um desto kühler oder kälter wird es in denselben. Im Winter senkt sich der Dunstkreis tiefer zur Erde herab als im Sommer. Sobald nun aus dem Uebermaaß der beständigen Sommerwärme ein Theil derselben von der südlichen Aequatorseite nach Norden herströmt, so fangen an den untern Bergregionen Schnee und Eis an zu schmelzen, und die mildere Jahreszeit tritt ein, oder es beginnt der Frühling. Von den beiden Seiten des Aequators ziehen nach den Eisgegenden oder dem Süd- und Nordpole Wolken und Nebel hinab. Auf dem sogenannten festen Lande umschweben jene Dünste die Gipfel der hohen Berge in Nebel- und Wolkengestalt. Aus dem durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen im Winter herabgefallenen Schnee, der sich auf allen Seiten der Gebirge, einzelner Berge und Landhöhen befindet, entstehen in der mildern und wärmern Jahreszeit die Dünste. Im Winter wirkt die Sonne ihres niedrigen Standes wegen auf die mittäglichen Bergseiten und die darauf befindlichen Schneelagen nur sehr schwach. Im Frühjahre erfolgt diese Einwirkung der

Sonnenstrahlen auf die Morgenseite der Schneeberge schon viel stär-
ker, und im Sommer liefern die Mitternachtseiten aller Gebirge die
meisten Regen und Niederschläge. Der Herbst erscheint immer um
desto heiterer und regenloser, je weniger sich noch Schnee- und Eis-
lagen auf der abendlichen Seite der Gebirge, welche in dieser Jah-
reszeit von den Strahlen der Sonne am meisten beschienen werden,
befinden. Oefters wird auch schon ein Theil des neugefallenen Herbst-
schnees von den Berghöhen abgethaut, und es entstehen daher im Spät-
herbste, besonders im November, nicht selten anhaltende Regen.
Bruchige Gegenden und Bergschluchten, große Waldungen und Höhen-
züge sind Nebeln und Regengüssen mehr als andere flache und niedrige
Gegenden ausgesetzt. Die meisten europäischen Schneeberge liegen in
den südwestlichen Gegenden von Europa, daher kommen auch fast im-
mer Regen und Wolkenzüge von dieser Seite. Die Rich-
der letztern wird aber auch durch den Schwung des Erdballs von
Westen nach Osten, und dessen Abhang nach Norden hin, desgleichen
durch die größere Wärme in den nordöstlichen Ländern, während der
Sommermonate, bedingt und hervorgebracht. Je wärmer es in den
letztgenannten Ländern während der langen Sommertage ist, um de-
schneller fliegen die abgedunsteten Südwestwolken dahin. Da sich der
Erdball bei seinem fortwährend raschen Fluge um die Sonne in je-
dem Augenblicke in einem andern Standpunkte gegen sie befindet,
muß sich wenigstens alle acht Tage ein anderer Zustand der Erde
ihres Dunstkreises in gebirgs-, wasser- und waldreichen Ländern
gen. Durch diesen Wetterwechsel ist der Irrthum von dem Einfl-
des Mondes auf die Witterung entstanden, der aber nach unwi-
leglichen Gründen eben so unzulässig ist, wie der Einfluß der Gest-
Der oben erwähnte täglich veränderte Standpunkt des Erdballs mu-
auch nach den individuellen Lagen und Beschaffenheiten eines Lan-
größere und geringere Luft- und Zustandsveränderungen des Du-
kreises hervorbringen, die theils aus Zonal-, sehr oft aus clim-
schen, auch wohl aus Localursachen gebildet werden. Diese Verän-
rungen hat man bisher irrthümlich der einwirkenden Kraft des M-
des zugeschrieben. Fast immer oder doch sehr häufig strömen im Du-
kreise warme und kalte Luft und Wolkenzüge in verschiedenen R-
tungen über einander. Die untersten Wolken werden die Regen-
ken, weil die obern Tröpfchen auf die untern herabfließen und
zu Tropfen vergrößern. Wenn sie die Luftsäule nicht mehr tr-
kann, fallen sie herab. Die heiße und warme Luft hat überall
Bestreben aufwärts zu steigen, und die kalte oder kühlere Luft dr-
an die Stelle, von welcher sich jene erhebt. Der Wärmestoff w-
aber nie dem Erdballe von den Sonnenstrahlen oder von irgend
nem andern Weltkörper mitgetheilt, sondern nur durch die Ein-
kung der Sonne aus allen auf demselben befindlichen Körpern a-
geregt und entwickelt. Die wärmeerregende Kraft der Mondstr-
ist noch nicht bekannt, vielleicht ist diese Entdeckung noch zu
chen!? — Durch die Nähe des Nordpoleises und der dadurch k-
gewordenen Nordländer ward die freie Wärme von Europa bisher
gezogen, daher es manchem Naturbeobachter vorkam, als nähme
Wärme ab, da es doch gegentheils seit 2000 Jahren in diesem E-
theile um viele Grad wärmer geworden ist. Die schwedisch-norw-
schen Gebirge sind die Schutzmauer gegen eine viel größere Kälte
sonst aus Norden nach Deutschland kommen würde. Stünden
die hohen Bergketten gegen Süden dem Südwinde entgegen, so

den diese letztern in Deutschland nicht so selten seyn. Diese Umstände mildern die zu strenge Kälte und zu große Hitze, welchen sonst Europa ausgesetzt seyn würde. Liegen in den Sommermonaten an den Ufern der arctischen Länder noch Eisschollen vom Frühjahrseisgange, die von den Meereswellen in Bewegung gesetzt werden, und befindet sich auf der Nordseite der Nordostgebirge daselbst noch Schnee, so wehen kühle und kalte Winde im Sommer von Nord und Nordost nach Süd und Südwest. Die Erhöhung des Erdballs am Aequator, die bis zum neunzigsten Grad nördlicher und südlicher Breite zehn Meilen beträgt, verhindert den Einfluß der Luftbeschaffenheit der einander entgegenstehenden gemäßigten Zonen und der beiden Pole. Eben so treten die nördlichen und ostnördlichen Nebel der Kälte nach Süd und Südwest entgegen. — In die Oberfläche der Erde dringt ein großer Theil der im Sommer regegewordenen Wärme, und verbindet sich mit der freien Wärme, die sich im Innern derselben entwickelt. Wenn nach dem Herbstgleichtage die Winde zwischen Westen und Osten wehen, und nur in ihrem Gange mit den dazwischen fallenden Mittelwinden bis über die Mitte des Octobers abwechseln, dann bleiben sie wenigstens drei Monate in diesen Weltgegenden stehen, und der südliche Theil von Europa hat einen strengen, der nördliche einen milden Winter. Geht aber der Wind von West nach Nordwest und über Nord und Nordost nach Osten, dann erfolgt ein kalter und strenger Winter für die Nordseite Europens, und ein mäßiger für die jenseits der Gebirge liegenden Südländer. Bei dieser Bestimmung der Winterwitterung muß man auf den Bau der drei großen verbundenen Erdtheile (Europa, Asien und Afrika) besonders Rücksicht nehmen, und auf den erwähnten Gang des Winters durch die beiden Thäler, Abhänge oder Abdachungen zu beiden Seiten der langen Bergkette von Sierra Morena in Spanien bis zu der Nerzinskoisch-Ochotskischen Bergkette in Sibirien durch Europa und Asien achten. Diese vorläufigen aphoristischen Ideen können ungefähr den Weg bezeichnen, welchen die Naturforscher betreten müßten, wenn sie in der Witterungskunde größere und zuverlässigere Fortschritte machen wollten. Auf diese Weise würde aber auch die Witterungslehre eine ganz andere Gestalt erhalten, und eine der wichtigsten aller menschlichen Kenntnisse werden.

Dmr.

Witz. Der Witz als Eigenschaft des Subjects ist ein auf vorzüglicher Anlage beruhendes Talent, die Aehnlichkeiten an denjenigen Dingen, welche der natürliche Verstand als *verschiedenartige* zu betrachten pflegt, leicht, schnell, und lebendig aufzufassen und darzustellen. Da dies Auffinden der Aehnlichkeit Vergleichung voraussetzt, so kann man auch sagen, der Witz ist eine natürliche Fertigkeit der vergleichenden Urtheilskraft im Auffinden solcher Aehnlichkeiten, durch welche die Dinge in eine sinnreiche Beziehung treten, oder eine *spielende Urtheilskraft*. Der Witz aber als *Product* bezeichnet den glücklichen und sinnreichen Vergleich und was durch denselben bewirkt wird, ja oft auch versteht man unter dem Witzigen das Sinnreiche überhaupt, besonders aber so fern es in Worten ausgesprochen wird, (die Franzosen sagen daher bon mot). Der Witz zeigt sich um so mehr als Fertigkeit, je leichter er dasjenige verknüpft, was für den gewöhnlichen Blick in keiner Beziehung zu stehen scheint, mithin je tiefer die Aehnlichkeit liegt, ferner je reicher er selbst an Auffindung solcher Beziehungen ist. Er wird als Talent sehr unterstützt durch Lebendigkeit, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Anschauungen,

Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und damit verbundene Uebung und Fertigkeit im Vergleichen überhaupt; weßhalb ihn Jean Paul auch den angeschauten Verstand zu nennen scheint. Er äußert sich eben sowohl im Erkenntnißgebiete als im Gebiete der Kunst und des gemeinen Lebens, in Reden und Handlungen, sowohl ernst als belustigend. Das Belustigende desselben aber beruht vorzüglich an der schnellen und spielenden Aeußerung der Geistesthätigkeit. Der Witz ist um so belustigender, je mehr er durch sinnreiche Beziehung heterogener Gegenstände überrascht und um so lächerlicher, je größer und anschaulicher der Contrast der verglichenen Gegenstände ist. Letztere Art pflegt man wohl auch vorzugsweise Witz zu nennen, und die Einfälle desselben erscheinen dann gewöhnlich unter der Form der Ideenassociationen (s. d. Art.) und werden durch Vergesellschaftung der Vorstellungen oft hervorgerufen. Im letztern Falle und in so fern sein Zweck keine ernstliche Belehrung, sondern die spielende Aeußerung der Kraft sein einziger Zweck ist, ist er im vollen Sinne des Worts spielende Urtheilskraft. Hier kommt es nicht darauf an, ob die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in der Wirklichkeit existirt, oder blos durch Vorstellung der Einbildungskraft scheinbar hervorgebracht ist. Indessen darf der Schein doch nicht unwillkührlich seyn — denn der Witz ist keine Urtheilskraft — und selbst das Scheinverhältniß, welches er aufstellt, muß einen Grund haben, in einer, wenn auch noch so geringen, Beziehung, welche man den Vergleichungspunkt (tertium comparationis) nennt. Je tiefer, treffender und sinnreicher dieser Vergleichungspunkt ergriffen ist, desto sinnreicher und tiefer ist der Witz, und um so schaler und seichter, je hinfälliger die Beziehungen und je leichter sie auch dem alltäglichsten Kopf in die Augen fallen. In Rücksicht seiner Gegenstände ist der Witz Sach- oder Formwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Gegenstände (dahin gehört z. B. das Wortspiel), ersterer aber auf Gegenstände der Wahrnehmung oder Begriffe. Beide Arten des Witzes sind in Hinsicht ihrer Darstellung eigentlich (wenn der Witz sich an die Wahrnehmung und den eigentlichen Ausdruck hält) oder uneigentlich und bildlich, wenn er das Sinnliche mit dem Nichtsinnlichen oder umgekehrt vergleicht. Man redet auch von einem scharfsinnigen Witz, dieß ist nun entweder ein solcher, welcher durch Blicke in das Wesentliche und Innere der Dinge entspringt, oder man will damit bezeichnen den Witz, der sich der Unterscheidungen und Entgegensetzungen des Scharfsinns scheinbar oder als Mittel zu Vergleichungen bedient. — Was seine Wirkungen anlangt, so ist der Witz im Ganzen eine heilsame Gabe der Natur, wenn die Freiheit, die in der spielenden Thätigkeit desselben liegt, den Beschränkungen der Einseitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegenwirkt. Doch kann er, wo er herrschende Thätigkeit wird, auch dem Verstande und Gefühle nachtheilig wirken, und führt oft zu Kälte, Zerstreuung, im höhern Grade fixirt, zur Abspannung des Geistes und Aberwitz. Selten auch ist der blos Witzige geliebt. Daher muß sich der Witz mit andern Vorzügen des Geistes verbinden. Der Witz kann, weil er Talent ist, nicht Zweck der Erziehung seyn. Die Entwickelung desselben aber wird besonders durch mannichfaltige und lebhafte Anschauung, leichten geselligen Umgang und heitere freie Verhältnisse begünstigt. Durch freien geselligen Umgang wird ein gewisser Tact in der Anwendung des Witzes hervorgebracht, ohne welchen der Witzige leicht zum Witzbold wird, d. h. zu einem Menschen, der Witz am unrechten Orte anwendet, oder verschwendet. T.

Woche. Die Eintheilung der Zeit in 7tägige Perioden (Wochen) hat ihren Ursprung im grausten Alterthum und im Orient, und wird daher, wohl nicht mit Unrecht, von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte hergeleitet. Dagegen rührt die Benennung der Wochentage: Sonntag, Montag, Dienstag (dies Martis), Mittwoch (dies Mercurii), Donnerstag (dies Jovis), Freitag (dies Veneris), Sonnabend (dies Saturni), von einem astrologischen Aberglauben her. Die Ptolemäische Weltordnung zählte nämlich sieben Planeten in der Ordnung: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond; und der Aberglaube ließ diese Planeten hinter einander weg, jeden immer Eine Stunde, regieren. Fängt man also irgend einmal eine erste Tagesstunde mit dem Saturn an, so fällt auf die 24ste, wie man leicht sieht, der Mars, und auf die 25ste oder 1ste des andern Tages die Sonne (Sonntag); so fort gehend, auf die 1ste des demnächstigen Tages der Mond u. s. w. Man könnte auch annehmen, daß der Anfang mit der Sonne, als dem vornehmsten Planeten nach Ptolemäischen Begriffen, gemacht worden sey, was, wie man gleich übersieht, die nämliche Ordnung noch ungezwungener herbeiführt. D. N.

Wolfram, eine eigene metallische Substanz, welche, in natürlichem Zustande, gemeiniglich in den Zinnbergwerken gefunden, und von der neuern Chemie als ein einfacher Stoff aufgeführt wird.

Woronzow (Alexander Graf von), russischer Staatsminister, Großkanzler u. s. w. Entsprossen aus einer vornehmen Familie seines Vaterlandes, bekleidete er mehrere diplomatische Aemter und ward 1802 zum Großkanzler von Rußland ernannt. Er wurde darauf Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich aber 1804 nach Moskau zurück, wo er 1806 starb. Sein Bruder, der ebenfalls die diplomatische Laufbahn betrat, war lange russischer Gesandter in England, und unterhandelte unter andern mit vieler Geschicklichkeit im J. 1806 die Dispositionen der dritten Coalition gegen Frankreich. — Ein Sohn des Letztern ist Graf Michael Woronzow, russischer Generallieutenant u. s. w. Er ist zu Moskau geboren und war geraume Zeit mit seinem Vater in England. Indeß wählte er die militärische Laufbahn, stieg schnell von Stufe zu Stufe und zeichnete sich rühmlich in den Jahren 1813 und 1814 aus. Nach dem zweiten Pariser Frieden ward er Commandeur des russischen Contingents der in Frankreich verbleibenden Occupationsarmee, und hatte als solcher drei Jahre sein Hauptquartier in Maubeuge. Im J. 1818 befand er sich beim Congreß zu Aachen, wo er von seinem Monarchen verdiente Beweise von Achtung und Zufriedenheit erhielt.

Wright (Sir Thomas), ein englischer Schiffscapitain, der eine Kriegsbrigg commandirte, und an der französischen Küste mehrere Ausgewanderte gelandet hatte, wurde im Jahre 1804 kriegsgefangen. Die französische Regierung wußte, daß er Georges und mehrere andere Verschworene, z. B. Villeneuve, Picot den 27. August 1803, dann Armand Polignac im Anfange des Decembers desselben Jahres, und zuletzt Pichegru, Lajolais, Julius Polignac u. A. m. am 16. Jan. 1804 auf dem Gestade von Beville ans Land gesetzt habe. Da nun Buonaparte, Fouché und Réal glaubten, daß er die Verbindungen und Absichten der Personen, welche er gelandet, in Frankreich selbst genau kenne, so wurde er aufgefodert, als Zeuge gegen die Angeklagten aufzutreten. Allein Wright behauptete standhaft, daß er nur den erhaltenen Befehl, die Angeklagten auf der französischen Küste zu landen, vollzogen habe, von allem übrigen aber durchaus nichts wisse.

Hierauf — so wird wenigstens ziemlich allgemein erzählt und geglaubt — hoffte man durch die Marter ein Geständniß von ihm zu erpressen; es sollen ihm die Daumen zermalmt, die Fußsohlen durch glühende Kupferplatten verbrannt, und ein Arm, zuletzt ein Bein abgelös't worden seyn. Die Staatsräthe Réal und Dubois wurden als Vollzieher von Napoleons Willen genannt. Dann habe man ihm versprochen, da er jetzt außer Stande sey, in sein Vaterland zurückzukehren, aufs Beste für ihn in Frankreich zu sorgen, wenn er das verlangte Geständniß thun würde; Wright sey aber unerschütterlich bei seiner ersten Aussage geblieben. Im Jahre 1805 verlangte England durch spanische Vermittelung Wrights Auswechselung, und Buonaparte sagte dieselbe zu; allein im November d. J. machte der Moniteur bekannt, Wright habe sich bei der Nachricht von dem Unglück der Oesterreicher bei Ulm aus Verzweiflung selbst das Leben genommen. Gleichwohl war diese Nachricht schon neun Tage vor seinem angeblichen Selbstmorde allgemein bekannt gewesen. In Paris glaubte man und in England ward es bestimmt behauptet, daß Buonaparte ihn habe erdrosseln lassen, damit er nicht Zeugniß ablege von der erlittenen Unmenschlichkeit. Als in der Folge der englische Schiffsarzt Warden zu Buonaparte bei einer Unterredung mit ihm auf St. Helena sagte: „Man glaubt in England ziemlich allgemein, daß Sie den Capitain Wright im Tempel haben stranguliren lassen," so gab, wie Warden erzählt, Buonaparte folgende Antwort: „Wozu hätte ich das gethan? Von allen Menschen, die ich in meiner Gewalt gehabt habe, hätte ich am liebsten ihn beim Leben erhalten; denn in dem Prozeß, den ich damals (dies geschah aber schon im März, April und Mai 1804) den Verschwornen machen ließ, konnte ja Wright als der bedeutendste Zeuge auftreten, weil er die Hauptpersonen der Verschwörung, namentlich Pichegru, nach Frankreich übergeführt hatte. Da meldete mir der Chef der Polizei (Warden sagt, ich glaube Fouché), Siebzig dieser Gelandeten waren unentdeckt nach Paris gekommen." Zugleich betheuerte Buonaparte, daß Capitain Wright im Gefängniß im Tempel Hand an sich gelegt habe, und zwar um ein Gutes früher, als es im Moniteur bekannt gemacht worden sey. Fouché und Savary behaupten das Nämliche.

Wurf, s. Ballistik.

Wurfrad wird, zum Unterschiede von dem Schöpfrade, ein Rad genannt, welches das Wasser blos fortwirft und nicht schöpft. Gewöhnlich besteht ein solches Wurfrad aus einer Anzahl an einer Welle in schiefer Richtung angebrachter Schaufeln. An der untern Hälfte dieses Rades ist unten auf beiden Seiten eine hölzerne Bekleidung, die nur einen sehr kleinen Raum zwischen sich und dem Rade läßt. In diese Verkleidung kann sich unterhalb das Wasser von denjenigen Orten her hineinziehen, die man trocken zu machen sucht.

Wurzel, derjenige Theil der Pflanzen, welcher in der Erde befindlich ist, und sowohl die Pflanzen aufrecht erhält, als auch dazu dient, die zu ihrem Leben und Wachsthum nöthige Nahrung aus der Erde zu ziehen und ihnen zuzuführen. (S. Pflanzenanatomie.)

X.

Xuthus, der dritte Sohn Hellens und der Orseis. Da er bei der Theilung von seinem Vater übergangen und von seinen Brüdern a...

Thessalien vertrieben worden, ging er nach Attica, wo er dem Erichtheus gegen die Eleusinier Beistand leistete, und sich mit dessen Tochter Creusa (s. d. Art.) vermählte, von seinen Schwägern aber nach der Gründung der attischen Vierstädte vertrieben wurde. Seine Söhne waren Achäus und Jon. (S. d. Art.)

Y.

Yang-the-Kian, gemeiniglich Kiang oder der große Fluß genannt, ist der größte Strom in China, und überhaupt einer der größten Asiens, dessen Lauf auf 400 Meilen geschätzt wird. Er entspringt wahrscheinlich in der unter Chinesischer Oberherrschaft stehenden Provinz Sifan, und tritt, nachdem er über gewaltige Felsbänke und zwischen enge Felsenpässe sich durchgedrängt hat, als ein ruhiger, sanfter Strom in die große Chinesische Ebene ein. Seine Quelle ist noch nicht genauer bekannt, indem noch kein Europäer diese Gegenden betreten hat. Seine Wassermasse wird durch die beträchtlichen Nebenflüsse, Yalong, Mitsho, Yan, Han, Yuen, Yon und Kan vergrößert. Er fließt anfangs von seiner Quelle aus südlich bis Yunnan, wendet sich dann nach N. O. durch die Provinz Setschuen und Houguang, wo er den Landsee Tong-ting-hu bildet, tritt in die Provinz Kiangnan, läuft bei Nanking vorbei und ergießt sich dann durch eine 15 Meilen breite Mündung in das Chinesische Meer. Auf seinem untern Laufe steigen die Kriegsflotten der Chinesen hinauf. 5 Meilen von seiner Mündung liegt die 20 Meilen lange und 5 bis 6 Meilen breite Insel Tsong-ming.

Yard, ein englisches Längen- und Ackermaaß, als ersteres etwas über 2 3/4 Fuß, als letzteres 1200 Quadrat-Ruthen haltend.

Yeoman, in England der nächste Rang nach der Gentry. Sonst waren 250 Mann der königlichen Leibwache aus diesem Stande, welche Yeomen of the Guard heißen. Jetzt sind es nur noch 170 als Reserve.

Z.

Zähigkeit. Zäh nennt man im gemeinen Leben Körper, deren Theile sich, ohne Zertrennung, beträchtlich verschieben lassen: z. B. geschmolzenes, ohne Zerreißung in lange Fäden ausziehbares, Siegellack, Pech u. s. w.

Zahl (goldene), s. Calender.

Zähler, s. Nenner.

Zainhammer, ein Hammerwerk, wo das Eisen gezaint, d. h. in breite Stäbe verarbeitet wird.

Zanguebar, ein afrikanisches Küstenland auf der Ostküste, welches sich vom Cap Delgado bis zur Küste Ajan erstreckt, in einer Länge von etwa 200 Meilen längs des indischen Meeres. Der Boden an der Küste ist niedrig, sumpfig und waldig, und viele Klippen, Sandbänke und kleine Inseln erschweren von der Meeresseite den Zugang. In Westen steigt das Gebirge Lupata empor und scheidet dieses Land von den unbekannten Theilen des innern Afrika. Der Boden ist von vielen Küstenflüssen bewässert, worunter der Quilk-

manzi und der Magadoscho die beträchtlichsten sind, sehr fruchtbar an Getraide, Reiß, edlen Südfrüchten, und hat Ueberfluß an Rindvieh und Schafen. Die Bewohner, größtentheils Abkömmlinge der Araber, die den Islam angenommen haben, haben hier mehrere Staaten als Quiloa, Melinda, Magadoxo, Jubo rc. gebildet, welche sonst meistens von den Portugiesen abhingen, jetzt aber dem Iman von Maskate unterworfen sind.

Zauberbrunnen, ein kleiner Springbrunnen, von verschiedener, aber immer, wie beim Heber, auf der Theorie des Luftdrucks beruhender Einrichtung, der bald Wasser gibt, bald aussetzt, und zu den Geräthschaften der natürlichen Magie gehört.

Zea (D. Francisco Antonio), Vicepräsident des Congresses von Venezuela, einer der gelehrtesten und ausgezeichnetsten Bürger des spanischen Amerika. Geboren in Neugranada und erzogen in der Hauptstadt dieses Vicekönigreichs, S. Fe de Bogota, erweckte er durch seine Talente das Mißtrauen der spanischen Regierung und der Priesterherrschaft. Er wurde nebst mehrern andern durch ihre Talente verdächtigen Männern im J. 1792 gefangen nach Spanien gesandt, fand aber dort eine gute Aufnahme, und man ließ ihn seine wissenschaftlichen Studien fortsetzen. Zea zeichnete sich auch in Spanien aus, und machte eine Reise durch Europa. Im J. 1806 war er als Professor der Botanik und Oberaufseher bei dem königl. botanischen Garten in Madrid angestellt. Er trat im Namen des spanischen Amerika als Abgeordneter von Neugranada in der Versammlung der Cortes während des Krieges mit Frankreich auf, begab sich in der Folge nach London, und kehrte von da in sein Vaterland zurück, wo er für die Sache der Freiheit thätig war. Er stand im J. 1818 als Präsident des Regierungsrathes und der Finanzen an der Spitze der Verwaltung zu St. Thomas (ehemals Angostura) in Neuguyana; auch war er Generalintendant der Armeen der Republik. Als im Februar 1819 der Congreß der Republik Venezuela in Angostura installirt wurde, wurde Bürger Zea zum Vicepräsidenten ernannt.

Zeichenlehre, in der Medicin, s. Semiotik.

Zeitgleichung nennt man den Unterschied zwischen mittlerer und wahrer Sonnenzeit, von dessen doppelter Ursache in dem Art. Sonnenzeit ausführlich gehandelt wird. Man stelle sich, um den nicht ganz leichten Gegenstand noch unter einem andern Gesichtspunkte zu beleuchten, eine eingebildete (mittlere) Sonne vor, welche den Aequator zur Jahresbahn hätte, und denselben mit gleichförmiger Geschwindigkeit durchliefe. Diese würde mittlere Zeit, gleich unseren gewöhnlichen Taschen- und Pendul-Uhren, deren richtigen Gang vorausgesetzt, zeigen; wogegen die wahre, die Ekliptik mit ungleichförmiger Geschwindigkeit durchlaufende Sonne wahre Zeit macht, welche jede richtig gestellte Sonnen-Uhr zeigt. Das heißt mit andern Worten, die Zeitgleichung ist der Unterschied zwischen der mittlern und wahren, geraden Aufsteigung (s. Aufsteigung) der Sonne; eine Erklärung, die man vollkommen verstehen muß, wenn man in Erwägung zieht, daß der mit der wahren Sonne zugleich culminirende Aequatorspunkt ihre wahre gerade Aufsteigung bestimmt. (S. Astronomie.) D. N.

Zellgewebe (tela cellularis) nennt man die Urbildung der organischen Körper, welche sich in allen einzelnen Organen befindet, alle einzelnen Organe umgibt und verbindet, und woraus sich die letztern nach der Ansicht mancher Physiologen bilden. Man kann es

am deutlichsten und leichtesten sehen, wenn man die Muskelfibern der Länge nach aus einander reißt; da bemerkt man viele kleine weiße Fäserchen, welche den getrennten Fibern anhängen, diese sind eben reines Zellgewebe. Es besteht aus einer großen Menge kleiner Zellen, welche unter einander zusammenhängen, und thierischen Dunst, Fett oder auch krankhafter Weise serös-wässerige Flüssigkeiten enthalten.

Zend, s. Persische Sprache.

Zeolith, eine Gattung von Fossilien von meist weißer, auch rother, braunrother, gelber, bläulichgrauer Farbe, welche durch Erwärmen electrisch werden, und unter andern die Eigenschaft haben, daß sie sich vor dem Löthrohr schäumend aufblähen (daher auch Brausestein). Es gibt mehrere Arten.

Zerlegung der Kräfte und Bewegungen. Wir müssen, um über diesen Gegenstand so allgemein faßlich als möglich zu sprechen, von der Zusammensetzung der Kräfte und einem Beispiele ausgehen. Man nehme ein viereckiges, rechtwinkliges Brett, und rolle auf dessen oberer Kante eine Walze fort, um welche ein Faden mit daran hängender Bleikugel geschlagen ist, der sich beim Rollen abwickelt. Hier wirken zwei Kräfte *): die Hand, die die Walze in horizontaler Richtung fortführt, und die Schwere, welche die Kugel in verticaler Richtung hinabtreibt; der Weg, den die solchergestalt von den zwei gleichzeitig auf sie wirkenden, hier, ihren Richtungen nach, einen rechten Winkel einschließenden, Kräften bewegte Kugel wirklich beschreibt, ist aber, wie man bei Anstellung des Versuchs finden wird, die Diagonale des Vierecks. Eine einzige in letzterer Richtung allein thätige Kraft würde eben das bewirkt haben, was die beiden, einen Winkel einschließenden, gemeinschaftlich und gleichzeitig auf die Kugel wirkenden Kräfte zusammen bewirken. Die Bewegung in der Diagonale erscheint als das Resultat einer einzigen, aus jenen beiden Kräften, nach gewisser Maaßgabe, zusammengesetzten Kraft, und jene beiden Kräfte lassen sich im umgekehrten Falle hinsichtlich der Wirkung als aus der Zerlegung dieser einzigen entstanden betrachten. Durch dieses Beispiel wird der Gegenstand in der Hauptsache vollkommen klar, und man begreift, daß das Resultat ein ähnliches gewesen seyn würde, wenn die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte auch nicht einen rechten, sondern einen beliebigen andern Winkel mit einander eingeschlossen hätten. Ist allgemein die Größe und Richtung einer Kraft durch eine gerade Linie ausgedrückt, so verzeichne man ein beliebiges Parallelogramm, dessen Diagonale jene Grade ausdrückt; die Seiten desselben stellen die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte jener zusammengesetzten (mittlern) Kraft dar, und können gleich diesen Kräften unendlich verschieden seyn, da der Winkel, unter dem man sie an die Diagonale legen mag, willkührlich ist. (Vergl. Winkelhebel und Zusammensetzung der Kräfte.) Die unzählbaren Anwendungen dieses Satzes lehrt die Mechanik ausführlicher kennen, und den Fall, da von mehr als zwei Kräften die Rede ist, beleuchtet der Art. Zusammensetzung der Kräfte, der überhaupt mit gegenwärtigem im Zusammenhange zu lesen ist. D. N.

Zethus, ein Sohn der Antiope und des Jupiter.

*) Kraft steht hier allgemein für Ursach der Veränderungen, die wir an den Körpern wahrnehmen; nicht für Ursach der Modification schon vorhandener Geschwindigkeit, wie die Dynamik den Ausdruck wohl zu gebrauchen pflegt.

Zimmt, die Rinde des Zimmtbaumes (laurus cinnamomum) welcher zum Geschlechte der Lorbeern gehört, und auf Ceylon, Bern der malabarischen Küste und Martinique einheimisch ist. Indeß ist d ostindische, namentlich der von Ceylon, der vorzüglichste. Auf Cey gibt es ganze Wälder von Zimmtbäumen. Sie blühen hier im Jan und ihre Früchte, die erst grün, dann roth und zuletzt schwarz o schwarzroth aussehen, riechen nebst den jungen getriebenen Blä fast wie Gewürznelken. Die äußere graue Rinde hat weder Ger noch Geschmack; die darunter befindliche macht den Zimmt aus. M schält die Rinde im Mai, wählt aber dazu, um den Baum nicht tödten, nur die jungen, dreijährigen Zweige, welche man ganz schneidet, damit der Baum neue treibe. Nachdem man die äuß graue Schale sorgfältig von der eigentlichen Zimmtrinde getrennt h trocknet man diese in der Sonne, packt sie dann in leinene Tüc mit behaarten Fellen umschlagen, und bringt sie in den Handel. D Gebrauch des Zimmts ist bekannt, so auch seine mancherlei Ver schungen. Ein guter Zimmt muß von schöner, hellrothbrauner Fa und zwar scharfem, aber zugleich angenehmem und süßem Geschm seyn. Man rechnet, daß jährlich 3 bis 400,000 Pfund Zimmt n Europa gehen und halb so viel in Indien abgesetzt wird. — Zim blüthe, ein dem Zimmt ähnliches Gewürz, das fast die Gestalt Gewürznelken hat, und für die unentwickelte Blüthenknospe des Zim baums gehalten wird.

Zingarelli (Nicolo), ein berühmter italienischer Ton Capellmeister an der Peterskirche in Rom, geboren zu Neapel 4. April 1752. Im siebenten Jahre verlor er seinen Vater und w ins Conservatorium zu Loretto geschickt, um dort die Musik zu ne nen. Hier waren Cimarosa und Giordanello seine Mitschüler. U die Kunsttheorie gründlicher zu studiren, nahm er bei dem Abt F ranza Unterricht. Im Jahre 1781 componirte er für das Thea Neapel seine Oper Montezuma, ein Werk, welches Haydn w seiner Gründlichkeit sehr schätzte. Im Jahre 1785 ließ er zu Mai seine Alzinda mit vielem Erfolg aufführen; denn er hatte in die Werke die gesuchte Manier verlassen. Seitdem schrieb er für alle lienische Bühnen, besonders aber für Mailand und Venedig. Sei besten Opern sind Ifigenia, Pirro, Artaserse, Apelle e Campa Giulietta e Romeo (eine seiner berühmtesten und auc Deutschland nach Verdienst bekannten Opern, aus welcher die sch Arie Ombra adorata aspetta durch Crescentini's Vortrag clas geworden ist); ferner il Conte di Saldagna, Ines de Castro, Secchia rapita, il Ritratto, und zwei vortreffliche Oratorien: distruzzione di Gerusalemme und il trionfo di Davide. J. 1789 war er in Paris und gab seine Oper Antigone (von M montel), die aber wegen öffentlicher Ereignisse nur zwei Vorstellun erfuhr. Nach seiner Rückkehr widmete er sich ganz dem vollstimm Gesange. Er setzte Mehreres zu acht Stimmen, und wurde nach tägiger Prüfung zum Capellmeister am Dom zu Mailand erw Umstände nöthigten ihn, diesen Platz späterhin zu verlassen, un wurde nach Guglielmi's Tode (1806) zum Director der vatican Capelle berufen. Seit dieser Zeit widmet er sich fast ausschlie der Kirchencomposition. Zingarelli ist tiefer als seine jüngern La leute in das Wesen seiner Kunst eingedrungen; daher wahre K ger noch immer seine Werke schätzen, und sie wegen ihres ausdr vollen Gesangs gern vortragen.

Zinnober ist ein mineralischer Körper, welcher aus chemisch verbundenem Quecksilber und Schwefel besteht, gewöhnlich von hochrother Farbe. Er wird theils in der Natur schon zubereitet vorgefunden, z. B. in dem Quecksilberbergwerke zu Idria in Friaul u. a. O., theils künstlich gefertigt. Er wird gewöhnlich als Farbe, in seltenen Fällen auch als Arzneimittel gebraucht, und da er außerdem schädliche Einwirkung auf den menschlichen Körper äußert, so ist auch bei der technischen Anwendung desselben Vorsicht zu empfehlen.

Zinszahl, Römerzinszahl, s. Periode.

Zirbeldrüse, eine eirunde Drüse zu oberst im Gehirn, in welcher sich viele Nerven vereinigen, und welche von einigen Physiologen und Psychologen, z. B. Descartes, für den Sitz der Seele gehalten wurde.

Zirkonerde, eine von Klaproth als Bestandtheil mehrerer Edelsteine entdeckte eigenthümliche Erde, die die neuere Chemie zu den Elementen rechnet. D. N.

Zitterfische oder electrische Fische werden besondere Fischarten genannt, welche das Vermögen besitzen, Körpern, die sie unmittelbar oder vermittelst leitender Materie berühren, electrische Schläge oder Erschütterungen mitzutheilen. Richer, welcher 1671 von der Pariser Akademie den Auftrag erhielt, auf der Insel Cayenne die dortige Länge des Secunden-Pendels zu untersuchen, hat bei Gelegenheit seines Aufenthalts daselbst diese thierische Electricität an dem sogenannten Zitteraal (Gymnotus electricus), der eigentlich nicht zu dem Geschlecht der Aale gehört, zuerst entdeckt, und Adrian van Berkel machte dessen Eigenschaft zuerst (zwischen 1680 und 89) bekannt. Nach Verlauf von 100 Jahren ward man mit der Beschreibung und den Eigenschaften dieses Fisches bekannter, und der gelehrte Muschenbroek erzählte das, was man damals (1762) von ihm erfuhr, am vollständigsten (Introd. ad philos. nat.). Die Versuche, welche ein D. Schilling aus Surinam (1770) der Berliner Akademie der Wissenschaften berichtete, nach welchen derselbe die Verbindung der Eigenschaften dieses Fisches mit dem Magnete zu beweisen schien, haben sich nicht bestätigt, sondern sind vielmehr durchaus als unrichtig befunden worden. Eben so übereilt schlossen andere Gelehrte, welche dem Zitteraal ein besonderes Gefühl oder einen eignen Sinn zuschrieben, vermöge dessen er es sollte vorher wahrnehmen können, ob er Körper, die in seinen Wirkungskreis kommen, mit dem electrischen Schlage treffen werde oder nicht. — Die Electricität dieses Fisches scheint im Schwanze desselben am stärksten zu seyn. Sobald er sich schnell im Wasser bewegt, pflanzt sich diese Erschütterung bis auf eine Entfernung von 15 Fuß fort. Durch diese electrische Kraft tödtet er Fische, die sich ihm nähern. Der zweite electrische Fisch ist der Krampfroche (Raia Torpedo), den man im Mittelmeere, in der Ostsee und andern Gewässern findet. Das electrische Licht, welches einige Gelehrten an diesem Fische bezweifelten, haben andere dagegen wirklich gesehen. Dieses Licht hat völlig den hellen Schein, der sich bei Entladung einer Leydenschen Flasche zeigt. Der Zitterwels oder Rausch (Silurus electricus) ist der dritte Zitterfisch, und wird im Nil und in andern afrikanischen Strömen gefunden. Der vierte ist der, vom englischen Schiffslieutenant Patterson auf seiner Reise nach Ostindien zwischen der Küste Zanguebar und der Insel Madagascar gefundene electrische Stachelbauch (Tetrodon). Es ist hiebei zu bemerken, daß sich die Electricität dieser Fische an besonders dazu geeigneten Organen entladet, die entweder an den bei-

den Seiten ihres ganzen Körpers hinlaufen, oder die als sechsseitige Prismen von Fleischfasern auf demselben hervortreten, und die einer Menge von Blutgefäßen und Nerven angefüllt sind. Sollte nicht vielleicht die Anhäufung des latenten Wärmestoffs, der durch so kleine Blutgefäße und zahlreiche Nerven unter und neben einander in so kleine abgesonderte Räume vertheilt ist, endlich durch eine stärkere Reibung aufgeregt werden, und dadurch eine Erwärmung, gegen die Natur des Fischblutes, welches sonst kalt ist, und endlich die electrische Explosion hervorbringen? Sind nicht unter allen Theilen des thierischen Körpers die Nerven für alle electrischen Wirkungen am empfänglichsten und die besten Leiter derselben? — Zwar ist es auffallend, daß sich die thierische Electricität nur an Fischen gefunden hat, die doch in einer Flüssigkeit leben, welche der Erweckung der künstlichen Electricität so sehr entgegen ist; allein sieht man nicht, wenn zwei Cacholonge oder Chalcedone in einem Eimer Wasser, im finstern Zimmer, stark an einander gerieben werden, einen hellen Lichtschein zwischen den Steinen hervorstrahlen, der mit dem electrischen Scheine eine große Aehnlichkeit hat? — D.

Zodiacallicht, Thierkreis-Licht. Man gewahrt in unsern Breiten, besonders um die Nachtgleichen, zur Zeit des Auf- oder Untergangs der Sonne, oftmals ein von derselben ab, in der Richtung des Thierkreises (daher der Name) fortgehendes, spitzzulaufendes, schönes, weißliches Licht, welches große Aehnlichkeit mit dem Schimmer hat, den die Milchstraße verbreitet. Ueber die Natur dieser zuerst von Cassini beobachteten Erscheinung hat unter den Astronomen ein langer, noch nicht entschiedener Streit geherrscht. Mairan suchte mit vielen, zum Theil scharfsinnigen Gründen darzuthun, daß sie nichts anders als die entweder selbst leuchtende, oder vom Körper der Sonne erleuchtete Atmosphäre der letztern sey. Diese Behauptung ist aber neuerlich vom Verf. der himmlischen Mechanik angefochten worden. Man hat jedoch wahrnehmen wollen, daß die Stärke dieses Lichts im Verhältnisse der Sonnenflecke zu- und abnehme, eine Erfahrung, die wiederum für Mairans Hypothese zu sprechen scheint, indem die Sonnenflecke, nach Herschels Meinung, dadurch entstehen, daß die selbstleuchtende Sonnen-Atmosphäre einzelne Stellen des dunkeln Kerns entblöße. — Fest steht bis jetzt weiter nichts, als daß die Materie, von welcher uns das Thierkreis-Licht zugesendet wird, von außerordentlich feiner Beschaffenheit seyn muß, indem man die kleinsten Sterne mitten durch dieselbe erkennt. D. N.

Zoll, ein Längenmaaß, nach dem Decimalmaaß der zehnte, nach dem Duodecimalmaaß der zwölfte Theil des Fußes. (S. Fuß.)

Zosimus, ein griechischer Geschichtschreiber, lebte in der Mitte des 5ten Jahrhunderts nach Chr. zu Constantinopel, und schrieb eine Geschichte der Kaiser, von August bis zum Jahr 410 nach Chr., die wir noch besitzen.

Zrini (Niclas, Graf von), Feldherr Kaiser Ferdinands I., Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien, Tavernicus in Ungarn, geboren 1518, starb den Heldentod in einem Ausfalle des von ihm wider die ganze türkische Heeresmacht unter dem siegreichen Großherrn Suleyman vertheidigten Szigeth, am 7. Sept. 1566. Er war aus dem alten Geschlechte der Grafen von Brebir; sein Haus hieß Zrini (seit 1347) von dem Schlosse Zrin. Schon als zwölfjähriger Knabe verdiente sich Graf Niclas in der Belagerung Wiens von Carl V. ein Streitroß und eine güldne Kette. In der Folge zeichnete er sich in

Feldzügen gegen Johann von Zapolya aus, der das Königreich Ungarn dem Erzherzog Ferdinand streitig machte, und gegen den Sultan Suleyman, Zapolya's Bundesgenossen. Zrini führte fast immer die Vor- oder Nachhut. Den Dienst der leichten Reiterei bildete er zur höchsten Vollkommenheit aus. Seine Heldengestalt, seine Lebhaftigkeit, seine Freigebigkeit im Belohnen, sein parteiloser Ernst im Strafen erhoben ihn bald zum Abgott seiner tapfern Schaaren. Mit ihnen vertheidigte er zwölf Jahre lang Croatien, dem er als Ban vorstand, wider die Osmanen, und schlug sie 1562 von Szigeth hinweg. Ungarn hingegen war großentheils schon ein türkischer Paschalik, und der Ueberrest zum Tribut genöthigt. Da wollte Suleyman der Unüberwindliche von Belgrad aus auch noch Szigeth erobern. (Diese Festung liegt in der Szalader Gespannschaft an der Gränze.) Zrini, der Gefürchtete, glaubten die Türken, sey noch in Wien; darum hofften sie die Feste eher zu bezwingen. Eine Niederlage, die der türkische Vortrab bei Sziklos durch Zrini's Schaaren erlitt, reizte des Sultans Zorn zum sofortigen Angriff. Also zog der berühmte Großwessir Mehmed Sokolowich, ein croatischer Renegat, mit 65,000 Mann dem Großherrn voraus. Ueber die angeschwollene Drau mußte eine Brücke in anderthalb Tagen geschlagen werden, und das Heer ging vom 1. bis 5. Aug. über den Strom. Nun versammelte Zrini seine Krieger, 2500 an der Zahl. Alle schworen — er zuerst, dann jeder seinem Hauptmann und alle Hauptleute ihm, zusammen — für den Glauben, den Kaiser und das Vaterland zu sterben. Der Platz wurde heftig beschossen. Schon am 7. stürmte der Feind die neue Stadt. Zrini steckte sie in Brand. Nun thürmten die Belagerer rings um die Mauern ungeheure Holzstöße auf, die sie anzündeten; nach mehrern abgeschlagenen Stürmen ward die neue Stadt am 19. Aug. von den trunkenen Janitscharen an sieben Orten zugleich erstürmt, und Zrini's kleiner Haufe von der Uebermacht bis an die Zugbrücke des Schlosses selbst gedrängt. Das Feuer der Belagerer daurte ununterbrochen fort, zugleich setzten sie der Festung, der es an Mineurs fehlte, durch Minen zu. Vom 26. Aug. bis zum 1. Sept. geschahen täglich sieben und mehr Stürme auf das Schloß selbst, die Zrini immer zurückschlug. Eben so standhaft wies er alle Vorschläge und Anerbietungen des Feindes von sich; selbst die Drohung des Großwessirs, daß der Sultan seinen vorgeblich in türkische Gefangenschaft gerathenen Sohn ermorden lassen würde, wenn er die Festung nicht übergäbe, konnten seinen Entschluß nicht erschüttern. Von Zorn und Verdruß darüber außer sich, starb Suleyman, welcher zuletzt 1000 Goldgülden auf Zrini's Kopf gesetzt hatte, den 4. Sept. an der Lagerseuche. Der Großwessir verbarg seinen Tod den Truppen. Am 5. Sept. gelang es den Türken, das äußere Schloß in Brand zu stecken. Zrini flüchtete mit den Seinigen in das innere; vergeblich suchte der Türken ganzes Fußvolk mit ihm zugleich in das Thor der innern Burg zu dringen. In dieser war aber weder Mund- noch Kriegsvorrath, und die Lage derselben ganz abhängig von dem äußern Schlosse. Da unternahmen die Türken am 7. einen allgemeinen Sturm. Schon fiel ihr Feuer bis in des Grafen Gemächer; die Burg brannte. Jetzt versammelte Zrini die Seinigen. Ohne Panzer, mit Helm, Schild und Säbel trat er unter sie: „Gedenkt," rief er, „eures Eides! Wir müssen hinaus. Oder wollt ihr hier verbrennen, wollt ihr verhungern? So laßt uns sterben als Männer. Ich gehe voran, thut, was ich." Damit stürzte er die Schloßbrücke hinaus, seine Sechshundert ihm nach und hinein unter die Hunderttausende von Türken. Bald traf ihn der

erste, dann ein zweiter Schuß; er fiel und kämpfte, bis der dritte Ungarns Leonidas tödtete. Alle die Seinen kamen um, zum Theil zurückgedrängt in das brennende Schloß. Aber hier sprangen plötzlich — Zrini hatte Lunten gelegt — die verschiedenen Pulverkammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zerschmettert. Die Belagerung hatte dem Sultan über 20,000 Mann gekostet, und ihm selbst das Leben. Die Türken behaupteten den Platz bis 1689. Der Janitscharen-Aga ließ Zrini's Kopf auf einer Stange vor des Sultans Gezelt ausstellen; dann ward das furchtbare Haupt, aus Achtung gegen Zrini's Heldentod, an des Kaisers Feldherrn, den Grafen v. Salm, nach Raab geschickt. Das Geschlecht der Zrini's erlosch 1703. — Die deutsche Literatur besitzt von Theod. Körner ein Trauerspiel: Zrini, das jene Begebenheit darstellt, und ein gutes Schauspiel ist, nur kein Trauerspiel. Vergl. Hormayrs österreichischen Plutarch, VII.

Zug. Wenn zwei Körper solchergestalt in zusammenhängender Verbindung stehen, daß die Bewegung des einen das Nachfolgen des andern bewirkt, wie die vor einen Wagen gespannten Pferde eins der gewöhnlichsten Beispiele abgeben, so sagt man, der eine Körper zieht den andern. Dieser in der Erfahrung sich so einfach darstellende Umstand führt in der Theorie auf interessante Untersuchungen. Sind z. B. an einem über eine Rolle laufenden Faden ungleiche Gewichte befestigt, so wird das größere sinken, und, das kleinere nachziehend, ein Steigen desselben verursachen. Die hiebei sich ergebende Beschleunigung ist, wie man leicht übersieht, ein in der Maschinenlehre wichtiger Gegenstand, und die Theorie lehrt die Frage darnach aus dem respect. Gewichte der beiden Massen beantworten. Diese Untersuchungen sind bekannt unter dem Namen der Theorie der Uebermucht. D. N.

Zug, der kleinste unter den helvetischen Cantonen, welcher zwischen den Cantonen Zürich, Schwyz, Luzern und Aarau liegt, ungefähr acht bis sieben Stunden lang und vier bis fünf breit ist. Sein Flächeninhalt beträgt nur 5 1/2 Q. M. Seiner Beschaffenheit nach zerfällt er in zwei Theile, den südöstlichen und nordwestlichen, wovon dieser fruchtbarer Thalboden, und ersterer Gebirgsland ist, wo jedoch die Gebirgsgipfel nicht 5000 Fuß erreichen, und meistens sanft sich herabsenken. Einen großen Raum des Landes nehmen der Zuger- und Egerisee ein. Die Einwohner, deren Zahl etwas über 14,000 beträgt, sind deutschen Stammes und bekennen sich zur catholischen Kirche. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Viehzucht und Obstbau. Die Industrie ist nicht bedeutend. Das Volk besitzt die höchste Macht und übt sie theils in der Landesgemeinde, theils in den verfassungsmäßigen Gemeinden, deren Abgeordnete im dreifachen Landrathe sitzen. Der dreifache Landrath ist die gesetzgebende und der Cantonsrath die vollziehende Behörde. Zur Bundesarmee stellt der Canton 250 Mann und der Geldbeitrag besteht aus 2497 Franken. Der Hauptort ist die Stadt Zug, am Zugersee und am Fuße des Zugerberges, in einer der angenehmsten Lagen, von blumenreichen Wiesen, Obstgärten, kleinen Weinbergen und schönen Landhäusern umgeben. Den See begränzt gegen Mittag der Rigi, hinter ihm steigt der Pilatus auf und in der Ferne ragen die beschneiten Gipfel der bernischen Hochgebirge hervor. Die Stadt ist klein, und enthält nur 2000 Einwohner.

Zurlo (Giuseppe, Graf von), ein berühmter italienischer Staatsmann der neuern Zeit, war 1759 zu Neapel geboren. Alte Literatur und Philosophie beschäftigten ihn schon in einem frühen Alter und er entwickelte schnell seine glücklichen Anlagen. Als die Regierung sich bemühte, den unglücklichen Folgen des Erdbebens vom Jahre 1783

abzuhelfen, und Männer von den anerkanntesten Verdiensten an die Spitze der verheerten Provinzen rief, ward Zurlo dem Vicarius des Königs als Rathgeber zugeordnet. Die großen Talente und schönen Eigenschaften, die er hier entwickelte, gründeten seinen Ruf. Von nun an trat er in die wichtigen Richterstellen, und wurde 1798 zum Finanzminister berufen. Aus zarter Rücksicht für seinen Vorgänger lehnte Zurlo diese Ernennung ab, ohne jedoch seinen Rath zur Verbesserung des Finanzzustandes seinem Vaterlande zu entziehen. Als bald darauf der Hof nach Sicilien flüchten mußte, ließ der König ihn zur Verwaltung der Finanzen zurück. Seine Thätigkeit war von sehr kurzer Dauer. Das Volk, das einen ungerechten Verdacht gegen ihn hegte, bemächtigte sich seiner Person und verwüstete sein Haus; nur mit Mühe rettete er sein Leben. Schon nach einigen Monaten wurde die königliche Regierung wieder eingesetzt, und jetzt ernannte der König Zurlo zum Finanzminister. Das Land war mit Papiergeld überschwemmt, der Credit vernichtet, und die Bedürfnisse eben so groß als dringend. Zurlo stellte in kurzer Zeit die Finanzen wieder her, indem er dem Papiergelde hypothekarische Sicherheit gab. Die ihm dafür angebotene Belohnung lehnte er uneigennützig mit der Erklärung ab, daß er sich um so weniger durch das allgemeine Unglück bereichern möchte, als er sich stets durch seine Armuth geehrt gefühlt habe. Sein Ministerium endigte im Jahre 1803. Zurlo lebte von den öffentlichen Geschäften entfernt, bis 1809 der neue Regent des Landes ihn zum Justizminister ernannte. Während der wenigen Monate, die er in diesem Posten blieb, richtete er alle Zweige der Gerechtigkeitspflege wieder ein, und schrieb selbst eine Prozeßordnung und ein Strafgesetzbuch, welches die neue Criminalgesetzgebung dieses Landes bildete. Bald aber schien der Regierung das Justizministerium ein zu beschränkter Wirkungskreis für Zurlo, und sie übertrug ihm die innere Staatsverwaltung, welche nicht bloß wieder eingerichtet, sondern von neuem geschaffen werden mußte. Zurlo traf die zweckmäßigsten und wohlthätigsten Maaßregeln für die Staatswirthschaft, Künste und Manufacturen, öffentlichen Unterricht, schöne Künste u. s. w., die wir jedoch hier nicht ins Detail verfolgen können. Seine rühmliche Thätigkeit endigte mit der Auflösung der damaligen Regierung. Von Madame Murat, der bisherigen Königin, aufgefodert, sie zu begleiten, war er edelmüthig genug, sich auch diesen Wünschen zu fügen. Er trennte sich von ihr in Triest, überstand zu Venedig eine schwere Krankheit, von der langsam genesend er sich mit gelehrten Bemerkungen zu einer anonymen Uebersetzung des Anakreon beschäftigte, die dort erschien, verlebte dann drei Jahre in der Zurückgezogenheit zu Rom und erhielt endlich 1818 Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland.

Zurückprallung. Wenn ein bewegter Körper auf seinem Wege an Hindernisse stößt, wodurch eine Veränderung der ursprünglichen Richtung veranlaßt wird, so sagt man, der Körper pralle an einem Hindernisse ab, von demselben zurück. Hierbei gilt das bei der Zurückstrahlung der Lichtstrahlen stattfindende Gesetz, daß nämlich senkrecht anprallende Körper auch senkrecht zurückprallen, sonst aber der Winkel der Zurückprallung dem Winkel, unter dem der Körper anstößt, gleich ist und in keinem Falle die Ebene der Richtung eine Veränderung leidet, d. h. daß die Linie der Zurückprallung in der Ebene durch die Linie des Anprallens und den Perpendikel vom bewegten Punkte auf den getroffenen Gegenstand liegt. (S. Zurückstrahlung.) D. N.

Zurückstrahlung. Wenn das Licht auf ganz, oder doch zum Theil undurchsichtige Flächen fällt, so wird es unter einem Winkel (dem Zurückwerfungswinkel) zurückgestrahlt, welcher dem Einfallswinkel gleich ist, bleibt aber in derselben Ebene (der Zurückwerfungsebene); senkrecht einfallende Lichtstrahlen werden also auch senkrecht zurückgeworfen. Dieß ist das der gesammten Catoptrik zum Grunde liegende Gesetz, davon wir zur Erklärung der Erscheinungen des Sehens in Spiegeln Gebrauch gemacht haben. (S. Spiegel.) Die Zurückstrahlung mit ihren Gesetzen erscheint hienach nur als ein besonderer Fall der Zurückprallung (s. d. Art.); diese Gesetze selbst scheinen aber in ihrer Einfachheit begründet zu seyn. D. N.

Zusammenkunft, s. Aspecte.

Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen. Wenn ein Punkt von zwei Kräften zugleich getrieben wird, welche sich den Richtungen und Größen nach wie die beiden Seiten eines Parallelogramms verhalten, so widerfährt ihm eben so viel, als ob ihn nur eine Kraft triebe, deren Richtung und Größe durch die Diagonale jenes Parallelogramms ausgedrückt wird. Die beiden ersten Kräfte heißen die Seitenkräfte, die daraus resultirende, die mittlere Kraft, und die Richtung, in der sie thätig wird, die mittlere Richtung. Hat man sich von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt, so wird es nicht schwer werden, das Resultat, auch unter der Voraussetzung von mehr als zwei auf den Punkt wirkenden Kräften, zu finden; denn je zwei dieser Kräfte werden sich zuerst zu einer mittleren Kraft vereinigen, die so gebildeten mittleren Kräfte aber hienächst wiederum als Seiten- oder äußere Kräfte betrachten lassen, deren letztes Resultat eine in einer einzigen Richtung thätige Kraft wird. So erhellt im Allgemeinen, daß aus dem Zusammenkommen mehrerer Kräfte oder Bewegungen, deren Richtungen Winkel mit einander einschließen, eine einzige Bewegung oder Kraft entstehen kann, die den bewegten Punkt nach einer zwischen jene fallenden Richtung fortführt, und dieß ist, was man unter Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen versteht. Die Anwendungen davon im bürgerlichen Leben sind zahllos. D. N.

Zweck ist das, was durch den Willen des Menschen wirklich gemacht werden soll, und zugleich einen Bestimmungsgrund desselben enthält. (S. Absicht.)

Zweischattige heißen die Bewohner der heißen Zone, deren Schatten, weil die Sonne durch ihren Scheitelpunkt geht, bald nord-, bald südwärts fällt. D. N.

Zwischenmittel sind in der Chemie im Allgemeinen solche Substanzen, welche eine sonst nicht stattfindende Verwandtschaft vermitteln. Oel z. B. läßt sich unmittelbar nicht im Wasser auflösen. Hat man aber das Oel, durch Verbindung mit einem Laugensalze, zu Seife gemacht, so erfolgt diese Auflösung, und das Laugensalz ist das Zwischenmittel der Verbindung geworden.

Zwischenräume der Körper, s. Poren.

Zwölffingerdarm (Duodenum), das Stück des Darmcanals, welches unmittelbar nach dem Magen folgt, und bei dem erwachsenen Menschen ungefähr zwölffingerbreit lang ist. Der Uebergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm heißt der Pförtner; dieses Stück des Darmcanals geht wieder in den Theil des dünnen Darms über, welcher Leerdarm heißt.

Register

der

in der 1. 2. 3. und 4ten Abtheilung der Supplemente zum Conversations-Lexicon enthaltenen Artikel.

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Vierte Abtheilung.